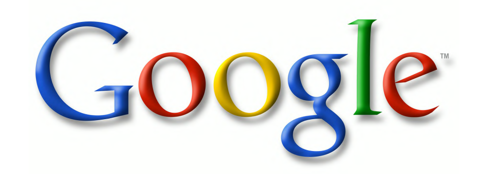
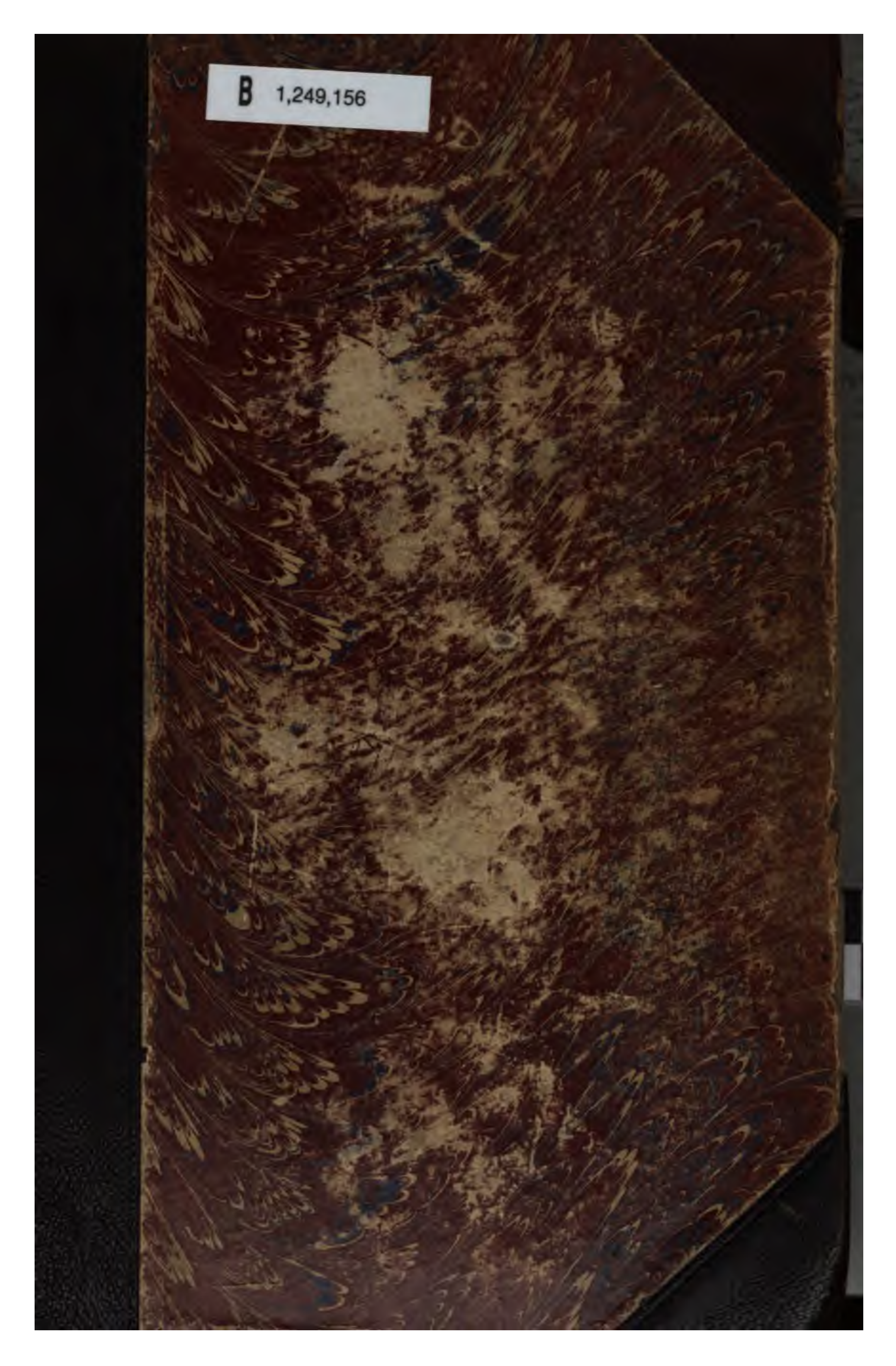



B 1,249,156


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

P. 317

Herder

nach

seinem Leben und seinen Werken

dargestellt

von

R. Haym.

Erster Band.

Berlin, 1880.
Verlag von Rudolph Gaertner.



Herder

nach

seinem Leben und seinen Werken

dargestellt

von

R. Haym.

Erster Band.

Erste Hälfte.

Berlin, 1877.

Verlag von Rudolph Gaertner.

Vorwort.

Die nachfolgende Darstellung des Lebens und der Schriften Herders setzt die Bekanntschaft mit den „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder", verfaßt von des Verstorbenen treuer Lebensgefährtin und herausgegeben von Joh. Georg Müller, voraus. Die Angaben dieses Werkes, dessen drei Bände hier nach dem Abdruck in Theil XX—XXII der Sämmtlichen Werke, Abtheilung „zur Philosophie und Geschichte", Cotta'sche Taschenausgabe vom Jahre 1827 ff., citirt werden, mußten für das rein Lebensgeschichtliche die hauptsächlichste, eine in der That ganz unschätzbare Unterlage bilden. Was sonst von Lebensbeschreibungen Herders zum Vorschein gekommen ist, ruht, wie die von Ring und Döring, fast durchaus auf derselben Grundlage, oder, wie die einleitenden Zusammenstellungen Düntzers in seinen mehrfachen, so verdienstlichen Herderpublicationen, auf dem reichen Brief- und Documentenmaterial, welches dem Verfasser gegenwärtiger Schrift gleichfalls, zu selbständiger Benutzung, offen vorlag.

Die älteste dieser Materialiensammlungen, unter dem Titel „Johann Gottfried von Herders Lebensbild" von seinem Sohne Emil Gottfried in drei Bänden herausgegeben, von denen der erste wieder in mehrere Abtheilungen zerfällt, reicht leider nur bis zum Frühjahr 1771 und also bis in Herders siebenundzwanzigstes Lebensjahr. Die beständigen Verweisungen auf dies Werk mittelst der abkürzenden Bezeichnung LB. I, 1; I, 2; I, 3, a; I, 3, b; II; III werden zu keiner Irrung Anlaß geben.

Da, wo das Lebensbild abbricht, treten ergänzend die drei von Düntzer in Verbindung mit Herders Enkel Ferdinand Gottfried von Herder

herausgegebenen Briefsammlungen ein. Die zuerst erschienene dreibändige Sammlung „Aus Herders Nachlaß“ hat der Leser unter der Bezeichnung Düntzer A, I. II. III zu verstehen, die spätere „Herders Reise nach Italien“ und die jüngste, wieder dreibändige „Von und an Herder“ sind dem entsprechend als Düntzer B und Düntzer C, I. II. III bezeichnet worden.

Durch diese umfangreichen Veröffentlichungen, zu denen noch eine große Anzahl vereinzelter, hie und da zerstreuter hinzukömmt, war indeß der Reichthum des Herderschen handschriftlichen Nachlasses keineswegs erschöpft. Dieser Nachlaß birgt noch zahlreiche von Herder empfangene, einzelne von ihm geschriebene Briefe. Er enthält eine lange Reihe Herderscher Studien- und Excerptenhefte von der ältesten bis in die späteste Zeit. Ganz oder theilweise finden sich darin die Manuscripte seiner Druckschriften, oft in mehrfachen Umarbeitungen, sowie anderes unfertige und bis dahin ungedruckte Handschriftliche. Dem Verfasser gegenwärtiger Biographie ist die Einsicht in alle diese, neuerdings zu gutem Theil in den Besitz der Berliner Bibliothek übergegangenen Papiere durch den seitherigen Bewahrer derselben, den Geh. Rath Stichling in Weimar mit rückhaltloser Bereitwilligkeit verstattet worden. Ihm und meinem verehrten Freunde A. Schöll, der dabei den hülfreichsten Vermittler abgab, fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle auch öffentlich meinen Dank auszusprechen.

Während aber dem Zweck des Biographen eine mehr eklektische Benutzung dieser Papiere genügte, so wurden dieselben, insbesondere die unmittelbar auf die Herderschen Druckschriften bezüglichen, mit unvergleichlicher Sorgfalt und kritischem Geschick gleichzeitig von dem jüngsten Herausgeber der Werke für seine Ausgabe benutzt. Obgleich der Gedanke der Herderbiographie gefaßt wurde, ehe ich von dem Suphanschen Unternehmen Kunde hatte, so ist doch derselben durch das Letztere eine Förderung zu Theil geworden, die ich nicht hoch genug veranschlagen kann. Mit Rath und That, mit Nachweisungen und Zuwendungen aller Art hat mich mein junger Freund unterstützt; durch sein Beispiel hat er mich zum Wetteifer gespornt und mich den Werth bedächtigen Verweilens beim Einzelnen und Kleinen höher schätzen gelehrt, als es dem Nichtphilologen von Hause aus natürlich ist. Er hat, um Alles zu sagen, durch seine Ausgabe allererst dem biographischen Unternehmen, das doch in der Zergliederung der Werke, in der Darlegung der schriftstellerischen Entwickelung Herders seinen eigentlichen Schwerpunkt hat, einen festen und zuverlässigen Rückhalt gegeben. Selbstverständlich ist es, daß

ich die Suphansche Herderausgabe (SWS.), die bestimmt ist, die für den Litterarhistoriker unbrauchbare ältere Gesammtausgabe gänzlich zu verdrängen, überall da citire, wo sie zuerst bisher Ungedrucktes oder doch Verstecktes und Verschollenes mittheilt. Läge der gereinigte und berichtigte Text bereits vollständig vor, so würde ausschließlich nach der neuen Ausgabe zu citiren gewesen sein; da dieselbe indeß beim Abschluß dieses ersten Theils meiner Arbeit nur erst bis zum zweiten Bande vorgerückt war, so mußten die Citate nach den Originalausgaben der einzelnen Herderschen Schriften gegeben werden — ein Verfahren, welches für die Benutzung der Suphanschen Ausgabe keinerlei Unzuträglichkeit mit sich führt, da dieselbe die Seitenzahlen der ursprünglichen Drucke am Rande angiebt. Nur in seltenen Fällen, wie bei Recensionen und Gedichten, ist gelegentlich von diesem Verfahren abgewichen, und ist dann auch wohl die Cottasche Ausgabe (und zwar, ihrer größeren Verbreitung wegen, die Taschenausgabe vom Jahre 1827 ff.), unter der Bezeichnung SW. citirt worden. Ist sie doch ohnehin für Einzelnes, was sie zuerst aus den nachgelassenen Manuscripten Herders zum Druck gebracht hat, bis auf Weiteres noch die einzige Autorität.

Je mehr ich es, wie gesagt, als eine Gunst des Glücks ansehe, daß das Erscheinen einer kritischen, in der Hauptsache chronologisch geordneten Herderausgabe mit der hier begonnenen biographischen Arbeit zusammentrifft, desto mehr muß ich freilich bedauern, daß mir von jener, mit ihren belehrenden Einleitungen und Anmerkungen, nur erst die Anfangsbände vorlagen. Zu einigen vorgreifenden Verweisungen auf den Inhalt der nächsterscheinenden Bände haben mich indeß die freundlichen Mittheilungen des Herausgebers in den Stand gesetzt. Auch die Fortsetzung meines Werkes, die ich eifrig betreibe, darf sich nicht von dem Tempo abhängig machen, in welchem die Ausgabe vorrückt; ich kann im Interesse meines Unternehmens nur wünschen und hoffen, daß beide Publicationen nicht zu weit auseinander gerathen. Insbesondere für Herders Bückeburger Lebensperiode, die den Inhalt des vierten Buchs der Biographie bilden wird, würde eine Ergänzung meiner eignen Quellenstudien durch die Suphans von der größten Wichtigkeit sein.

Auf die Hülfe anderer Herderfreunde und Kenner oder Liebhaber der deutschen Litteratur ist überhaupt gerechnet. Manchen mir geleisteten Dienst hätte ich schon jetzt zu verzeichnen; vielleicht giebt das Erscheinen dieser

ersten zwei Bücher dem Einen oder Anderen die Anregung, mir Materialien, Briefe oder Urkunden anderer Art, die sich in seinen Händen befinden und irgend eine Spur von Herders vielartiger Wirksamkeit beleuchten, bekannt zu machen oder zur Verfügung zu stellen. Lob erbittet man nicht; der Tadel kömmt ungebeten; um sachliche Förderung meiner Arbeit darf ich alle diejenigen, denen an der Sache wie mir gelegen ist, nachdrücklichst ersuchen.

Halle, im October 1877.

R. H.

Inhalt.

Erstes Buch.

Herder in Preußen.

Erster Abschnitt.

Die Knabenjahre.

Zweiter Abschnitt.

Die Universitätsjahre.

Zweites Buch.

Herder in Riga.

Erster Abschnitt.

Lehr- und Predigtamt; gesellschaftliche und bürgerliche Beziehungen.

Dritter Abschnitt.

Umarbeitung und Fortsetzung der Fragmente. Der Torso.

Vierter Abschnitt.

Die Kritischen Wälder.

Drittes Buch.

Reiseleben.

Erster Abschnitt.

Von Riga bis Paris.

Zweiter Abschnitt.

Von Paris nach Eutin; von Eutin nach Straßburg.

Dritter Abschnitt.

Straßburg.

Viertes Buch.

Das Bückeburger Exil.

Erster Abschnitt.

Zwei Jahre Einsamkeit.

Zweiter Abschnitt.

Neues schriftstellerisches Hervortreten.

I. Auch eine Philosophie der Geschichte.

II. Die Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts.

III. Die Provinzialblätter an Prediger.

Dritter Abschnitt.

Schriftstellererfahrungen.

Vierter Abschnitt.

Drei fernere theologische Schriften.

I. Die Erläuterungen zum Neuen Testament.

II. Die Briefe zweener Brüder Jesu.

III. Johannes' Offenbarung.

Fünfter Abschnitt.

Arbeiten zur Litteratur und Philosophie; Fortsetzung der Aeltesten Urkunde.

I. Eine zweite gekrönte Preisschrift.

II. Eine nicht gekrönte Preisschrift.

Erstes Buch.

Herder in Preußen.

Erster Abschnitt.

Die Knabenjahre.

Den bestimmenden Einfluß, den erste Jugendeindrücke auf die ganze Gestaltung unseres Lebens üben, fühlen und bekennen wir alle. Wenige haben diese Abhängigkeit ihres Daseins so tief gefühlt und mit so scharfer Empfindung zeitlebens mit sich herumgetragen wie Herder. Vor Selbstbekenntnissen zwar scheute er zurück, und zum Erzählen fehlte es ihm an Ruhe und Sammlung. Nur ganz besondere Veranlassungen daher haben ihm hin und wieder eine vertraute längere Mittheilung über Auftritte seines Lebens abgedrungen. Aber zahlreich sind die einzelnen Aeußerungen, die er bald aus hellerer, bald aus dunklerer Erinnerung über den „Morgentraum seiner Jugend" einfließen läßt, die stimmungsvollen Andeutungen, die ihm darüber entschlüpfen, die auch wohl, nur dem Kundigen vernehmbar, mit Ausführungen ganz anderen Inhalts mitklingen. Sie bilden die Hauptquelle, aus der wir die Erzählung ergänzen dürfen, welche die „Erinnerungen aus dem Leben Herders" auf der Grundlage eines sorgfältig gesammelten Materials, über die Knabenjahre des merkwürdigen Mannes gegeben haben [1]).

Das Vaterland Herders ist dasselbe Ostpreußen, das sich auch der Namen Kants, Hamanns und Hippels rühmt. „Die kleinste im dürren Lande" nennt Herder seine Vaterstadt Mohrungen [2]). Mitten in einem von Waldung und Seen gleichsam übersäten Gebiete, in einer fruchtbaren Senkung gelegen, zählte das Städtchen um die Zeit von Herders Geburt etwa 1800 — gegenwärtig mehr als doppelt soviel — Einwohner, die sich von Viehzucht, Acker- und Garten-

[1]) Zusammengestellt ist das Material im ersten Bande des „Lebensbildes". Am interessantesten unter den dortigen Actenstücken ist die Erzählung Treschos, sofern sie trotz aller Beschönigungen und aller Zurechtmachung den wahren Thatbestand hindurch erkennen läßt und ihren eigenen Darsteller unvergleichlich charakterisirt. Am vollständigsten und sorgfältigsten, mit Umsicht und Objectivität faßt alle Nachrichten combinirend zusammen der nach dem Erscheinen der Erinnerungen verfaßte Aufsatz von Baczko v. J. 1821, abgedruckt LB. I, 1, 140 ff.

[2]) Hamanns Schriften, herausgegeb. v. Roth, V, 140.

bau, Garn- und Leinwandhandel nährten [1]). Wie alle preußischen Landstädte verdankt auch sie ihren Ursprung einem jener befestigten Schlösser, die der deutsche Orden zur Beherrschung des eroberten Landes an den dazu geeignet scheinenden Plätzen errichtete. Die Lage des Orts zwischen einem kleinen See im Süden und einem sumpfigen Mühlenteiche im Norden empfahl ihn hinreichend zu einer solchen Befestigung. Aber nur die Trümmer noch des im Jahre 1280 erbauten Ordensschlosses sah Herder; die alte Stadt war längst zerstört, und der jüngste große Brand vom Jahre 1697 hatte nur das Schloß und die Kirche verschont. In die Phantasie des Knaben prägten sich „die Trümmer des sinkenden ritterlichen Schlosses" und der „gothisch gehörnte" Kirchthurm [2]); Garten, Wald und Moräste blieben noch in späteren Jahren die immer wiederkehrende Scenerie seiner Träume [3]).

In poetischer Stimmung suchte der Jüngling eine schicksalsvolle Beziehung darin, daß ihn „die Mitternacht gebar". In einem schmalen Häuschen, nahe der Kirche, welches dem Vater zu eigen gehörte [4]), erblickte Herder das Licht der Welt in der letzten Stunde des 25. August 1744, um zwei Tage später in der Taufe die Namen Johann Gottfried zu erhalten [5]). Von fünf Kindern seiner Eltern war er das dritte und blieb der einzige männliche Erbe ihres Namens. Denn ein jüngerer Knabe starb wenige Jahre nach der Geburt; eine nachdenkliche poetische Klage des Bruders um ihn, ein in den sechsziger Jahren entstandenes Gedicht „Auf meinen ersten Todten, das Liebste, was ich auf dieser Welt verloren" [6]), giebt Zeugniß, einen wie tiefen und lange bewahrten Eindruck das Ereigniß auf den damals Eilfjährigen machte. Herders Vater aber, Gottfried Herder, war Elementarlehrer und zugleich Glöckner und Cantor. Ursprünglich zwar hatte er das Weber- oder Tuchmacherhandwerk ausgeübt, dies jedoch aufgegeben, da es seinen Mann nicht nährte. Ein großer Kinderfreund trieb er seinen neuen Beruf mit Herzlichkeit und hingebendem Eifer und wurde dabei auch von seiner Gattin unterstützt. Sie, die Mutter

[1]) Diese und andere Localangaben verdanke ich den Mittheilungen des zeitigen, um die Erhaltung des Andenkens Herders in Mohrungen hochverdienten Pfarrers Wandke.

[2]) Vgl. Fgm. III, 236 und die nach dem Tode seines Vaters gedichtete Elegie, LB. I, 1, 179. Das alte Schloß wurde 1816 zur Stadtschule und 1852 zum Kreisgerichtslocal ausgebaut.

[3]) Anmerkung zu dem Gedicht „Schlaf und Tod", LB. I, 2, 244.

[4]) Ein neu erbautes nimmt schon längst die Stelle des abgebrochenen alten ein; es ist das Haus große Kirchenstraße 12, seit dem hundertjährigen Geburtstage Herders mit einer Gedenktafel versehen. Einen neuen Schmuck erhielt der „Herderplatz" 1854. Dem Hause gegenüber, im Pfarrgarten, erhebt sich, im Rücken mit einem Kranz von Tannen umgeben, das Herderdenkmal, eine Granitsäule mit der aus Erz gegossenen, von W. Wolff modellirten Kolossalbüste Herders.

[5]) Außer den Angaben und Documenten in LB. I, 1, die es überflüssig wäre, im Einzelnen zu citiren, vgl. Hamanns Schriften VI, 95, das Gedicht „Um Mitternacht", LB. I, 1, 231 und „Mein Schicksal", LB. III, 16.

[6]) LB. I, 1, 221, vgl. LB. III, 275 und 331.

unseres Herder, des Vaters zweite Frau, Anna Elisabeth, eine geborene Pelz, war die Tochter eines Mohrunger Huf- und Waffenschmiedes; des Vaters Vater dagegen, unseres Herder Großvater von väterlicher Seite, war aus Schlesien gebürtig und hatte sich erst später in Mohrungen angesiedelt. Eine Kreuzung also ostpreußischen und schlesischen Blutes. Man könnte sich versucht fühlen, darin einen Schlüssel für das Naturell des Mannes zu suchen, welches auf den ersten Anblick von den härteren und nüchterneren Zügen des ostpreußischen Wesens nur wenig zeigt, bei Weitem mehr von der sanguinischen Beweglichkeit, der Bildsamkeit, der dichterisch rednerischen Begabung, die man dem Schlesier zuschreibt. Sicherer doch, um nicht aufs Unbestimmte hin Erklärungen im Weiten zu suchen, wir bleiben bei den näheren Einwirkungen stehen, welche die Eigenart des Vaters und der Mutter, das elterliche Haus, der erste Unterricht und die heimathlichen Umgebungen auf den Knaben ausübten.

Ein unverächtlicher Wink gewiß, wenn Herder selbst in grübelnder Selbstbetrachtung geneigt ist, die geheimnißvolle Bildung seiner Lebensgeister auf das Temperament seiner Eltern zurückzuführen. Wiederholt bezeichnet er das Gefühl für Erhabenheit, die Stimmung für das Düstere, Schaurige, Feierliche als den Grundton seiner Seele, und gefällt sich in der Vorstellung, daß dies eine Mitgift seiner Geburt sei, daß ein „Schauer" ihn in der Stunde der Mitternacht auf die Wüste der Erde geworfen habe [1]). Es ist der stille, gemessene Ernst des Vaters, die gesammelte Innigkeit und Gefühlsweiche der Mutter, wovon er die Elemente in seinem Wesen wieder entdecken mochte. Und zwar dürfte das mütterliche Erbtheil in seinem Geiste das väterliche überwogen haben. Nennt er sich doch in einem Briefe vom Jahre 1770, der bestimmt ist, seiner Braut im intimsten Vertrauen ein Bild seines Wesens und Werdens vorzuführen, „ein verwöhntes und mütterliches Kind" [2]). Die Zärtlichkeit der Mutter und ihre Sanftheit zog die Kinder näher zu sich als der Ernst des Vaters. Auch andere Zeugnisse reden von der innigen Liebe, mit der die grundfromme und tief empfindende, dabei beredsame, verständige und unermüdlich fleißige Frau an ihren Kindern gehangen: der Sohn bezeugt ihr in einem Erinnerungsliede, das seiner Universitätszeit angehören wird, daß sie ihn „beten, fühlen und denken" gelehrt habe [3]). der Vater wird uns als ein ehrenfester, gewissenhaft pünktlicher Mann von wenig Worten, streng rechtlich, wahrhaft und gutmüthig, als ein Vertrauensmann für seine Mitbürger geschildert: — „ein Patriot für zween Menschenalter", wie es in dem „Erinnerungsliede" heißt. Man sieht ihn in der Erzählung des Sohnes: „Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich

---

[1]) Vgl. die Stelle im Journal seiner Reise nach Frankreich, LB. II, 298, mit dem Gedicht „Mein Schicksal", LB. III. 16.

[2]) LB. III, 143.

[3]) LB. I, 1, 237.

sein Gesicht; er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede: dies war meine größte Belohnung".

In einer „dunklen, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit", sagt Herder, sei er geboren. Wir blicken in ein einfaches, streng geregeltes Hauswesen, das sich mit knappen Mitteln durch Fleiß und Ordnung erhielt. Nicht leichtlebige Fröhlichkeit, sich gehenlassende Sorglosigkeit war der Grundton in diesem Hause, sondern man hielt zu Rathe, man nahm sich zusammen; man lebte von Pflichtgefühl und Frömmigkeit, ohne alle Ansprüche nach außen. Der arbeitsam vollbrachte Tag wurde regelmäßig von der Familie mit dem Gesang eines geistlichen Liedes beschlossen. Bibel und Gesangbuch waren den Eltern tröstende und berathende Freunde, und früh wurde daher dem lebhaften Gedächtniß, dem weichen Gefühl des Knaben manche rührende Stelle aus einem Kirchengesang, mancher gehaltvolle Bibelvers eingeprägt. Mit diesen ersten Eindrücken, diesen Jugendgewohnheiten wuchs ihm der Sinn für treufleißige Arbeit, das Gefühl für Religion und religiöse Poesie in die Seele; und wie kläglich der musikalische Unterricht war, der ihm an einem elenden Klavier in Gesellschaft einer Menge anderer Kinder zu Theil wurde: die angeerbte Liebe für Ton und Melodie, für die Klänge zumal der Choralmusik verband sich ihm unmittelbar mit dem Sinn für die Worte des Liedes. Es war nachmals für Hamann ein Gegenstand des Neides, daß sein junger Freund das ganze Gesangbuch und alle Melodien auswendig konnte [1]).

Um die Unterweisung in den ersten Elementen war in dem Schulmeisterhause keine Noth gewesen: für des Knaben weitere Ausbildung sollte die Mohrunger Stadtschule sorgen. Es ist bekannt, wie dürftig es mit diesen Schulen damals bestellt war. Die Mohrunger insbesondere gehörte nicht zu den wenigen der Provinz, die das Recht hatten, ihre Zöglinge ohne Weiteres zur Universität zu entlassen [2]). Die etwa dreißig Schüler, welche in Mohrungen etwas mehr als Lesen und Schreiben lernen wollten, standen unter der Zucht des Rector Grim, eines echten Orbilius. Eine ganz leidliche Gelehrsamkeit, eine tüchtige Kenntniß besonders des Lateinischen, vereinigte sich in ihm mit pedantischer Strenge. Zurückschreckend schon war das Aeußere des alten breitschultrigen Mannes mit dem bleichen, unter einer schwarzen Perrücke hervorsehenden Gesicht. Sein Bild ohne Zweifel schwebte Herder vor, als er in der Rede bei Einführung in sein Rigaer Schulamt in grellen Farben den Pedanten schilderte, den die Grazie des Himmels bei seiner Geburt nicht angeblickt habe, den Mann, den widrige Schicksale auf den Lohndienst einer staubigen Stelle beschränkt haben und der nun „ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Oekonom in seinem Hause" wird [3]). Da

[1]) Hamanns Schriften VI, 119.

[2]) Nach Herders eigner, von Böttiger, Litt. Zustände und Zeitgenossen I, 127 wiedergegebenen Angabe.

[3]) LB. I, 2, 47 ff.

er, ein Hagestolz und Weiberfeind, von allem Umgang entfernt, bei einem spärlichen Einkommen lebte, überdies oft von Gichtschmerzen geplagt war [1]), so hatten die Schüler nicht wenig von seiner übellaunigen Härte zu leiden. Seine Schulmeisterkunst bestand in einer barbarischen Dressur. Nicht bloß die Regeln der Grammatik, sondern auch den äußerlichen Anstand, den Zwangsanstand vermeinter guter Sitte, fuchtelte er seiner kleinen Compagnie wie ein Unteroffizier den Rekruten das Exerciren ein. Das war nicht die beste Methode und der beste Unterricht. Ueberall, wo Herder seine eigenen Ideen von Jugenderziehung und Jugendunterweisung entwickelt, bildet die Erinnerung an den Unterricht, den er selbst erduldet, den Hintergrund, der seinen Vorschlägen eine um so größere Schärfe, einen so viel radicaleren Anstrich giebt. Der Donat ist ihm ein „Märtrerbuch", der Nepos der „Qualenautor". Darum polemisirt er mit solchem Uebereifer gegen den die Schule ungebührlich beherrschenden, die Seele mit grammatischem Gedächtnißwerk überladenden lateinischen Geist, gegen das grammatische Scepter, mit dem der Blick des Jünglings wie mit einem glühenden Eisen geblendet werde. Darum klagt er in jenem Reisetagebuch von Nantes, das wir noch oft zu citiren haben werden, unter ausdrücklicher Berufung auf seine eigene Erziehung, über die geist- und anschauungslose Lehrmethode, welche Worte ohne Gedanken, Ungedanken ohne Gegenstände und Wahrheit in die Seele hineinquäle, und fordert, daß aller Unterricht von den Sinnen, von lebendiger Anschauung ausgehen, daß auch jede todte Sprache lebendig, jede lebendige so gelernt werden müsse, als wenn sie sich selbst erfände. Darum spricht er von „gothisch verdorbenen Jugendseelen", die es nicht wieder verwinden können, daß sie, statt in Begriffen des Schönen, mit Bildern des Häßlichen und Verzerrten genährt worden [2]). Wie geschmacklos indeß und unbarmherzig die Grimsche Lehrmethode war: an Gründlichkeit ließ sie nichts zu wünschen übrig; was dabei gelernt wurde, das wurde sicher und unvergeßlich gelernt. Daß er den Grund seiner Kenntnisse dem alten Grim verdanke, hat Herder allezeit dankbar anerkannt. Ihm, dem hochbegabten, unendlich lerneifrigen Knaben kam aber auch das Wissen seines Rectors und dessen banausische Lehrwuth, die sich mit Stundengeben gar nicht genug thun konnte, vorzugsweise zu gute. Die sittige Weise unseres Johann Gottfried und seine schnellen Fortschritte machten ihn begreiflich zu einem bevorzugten Lieblingsschüler. Er gehörte zu denen, die der Alte auf seine Spaziergänge mitnahm, damit sie ihm Ehrenpreis und Schlüsselblümchen zu seinem Thee suchten, zu denen, die dann auch zuweilen auf seiner Studirstube eine Tasse solchen Thees mit einem kleinen Stückchen Zucker als Prämie zum allerhöchsten Zeichen der Zufriedenheit zu kosten bekamen. Es war der Ehr-

[1]) Er starb, laut Vermerk im Kirchenbuch, siebzigjährig „nach einer langen Krankheit am Salzfluß" 3. Febr. 1767.

[2]) Schulrede LW. I, 2, 48; Recension in der Allg. deutsch. Bibl. XVII, 1, 65; Fgmte. III, 35 ff.; Reisejournal LW. II, 318 ff.

geiz Grims, der früher an einer benachbarten größeren Schule, in Saalfeld, Conrector gewesen war, auch auf der kleineren Schule Einzelne zur Universität zuzustutzen [1]). Auf den jungen Herder ohne Zweifel setzte er besondere Hoffnungen. Ihn ließ er an allen seinen Privatlectionen Theil nehmen, ihm und dem einen oder anderen Mitschüler gab er im Griechischen und, soweit seine geringen Kenntnisse darin reichten, im Hebräischen einen Extra-Unterricht. Und da ging es denn über das Neue Testament zum Homer fort, da wurde Baumeisters Compendium der Logik und die ganze Dogmatik so wacker getrieben, daß Herder später wohl geäußert hat, alle seine Theologie und seine Syllogismenfertigkeit schreibe sich noch von der Schule her.

Durch eigenen Fleiß, durch unersättliche Lern- und Leselust kam er dem Unterricht entgegen und zuvor. Der Vater mußte wehren, daß nicht auch beim Mittag- und Abendessen fortstudirt werde. In der ganzen Stadt war vor dem Wissensdurstigen kein Buch sicher; wo er etwa auf einem Fensterbret im Vorbeigehen eins liegen gesehen — so wenigstens erzählte man in Mohrungen — da sei er eingetreten und habe gebeten, daß es ihm geliehen werde. Das ist nicht die gewöhnliche Knabenweise. Wer, statt die Spiele der Kameraden zu theilen und sich mit ihnen zu tummeln, sich in die Bücher vergräbt, der wird Spielen der Einbildung nachhängen, wird sich eigene Welten und in der wirklichen Welt eigene Rollen träumen. „Von Kindheit auf," heißt es in jenem geständnißreichen Brief an die Braut, „erinnere ich mich nichts als Scenen entweder der Empfindsamkeit und Rührung, oder eines einsamen Gedankentraums, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht." Seine Vertraute dabei war die Natur; sie lieh seinen kindischen Grübeleien Bilder, den Stimmungen seiner weichen Seele Ton und Farbe. „Ich dachte frühe", so giebt er sich selbst einmal über das Innenleben seiner Knabenzeit Rechenschaft, „frühe riß ich mich los von der menschlichen Gesellschaft und sah im Wasser eine neue Welt hangen, und ging, um einsam mit der Frühlingsblume zu sprechen, um mich in Erschaffung großer Plane zu vergnügen, und sprach Stunden lang mit mir selbst. Die Zeit war mir kurz; ich spielte, ich las, ich sammelte Blumen, um nur meinen Gedanken nachzuhängen [2]). „So lauscht er in dem Wipfel eines Baumes, mit einem Buch in der Hand, dem Gesange der Vögel, so macht er, wie oft! seinen Lieblingsweg um den Mohrunger See und durch das Paradieses-Wäldchen. Der See ist jetzt abgelassen und in Wiesen verwandelt, das dem Dorfe Paradies zugehörige Wäldchen niedergeholzt! Es war eine Landschaft voll Anmuth; vom Rande des Wäldchens überblickte man den See mit seiner Insel und jenseits des Sees erhob sich die Stadt mit ihrer Kirche und dem alten Schloß im Vordergrunde, umrahmt von niedriger gelegenen, terrassenförmig

[1]) Vgl. (außer LB. I, 1, 55), Böttiger a. a. O. I, 127.
[2]) Ueber die Bildung menschlicher Seelen, LB. II, 357.

ansteigenden Gärten. Durchs Leben ist Herder die Erinnerung an die „Liebhabereien seines Gartens" und an die einsamen Spaziergänge ins Wäldchen treu geblieben. Das machte ihm die Wälder von Nantes so lieb; denn noch einmal kostete er hier „Stunden wie in der Morgenröthe seiner Jugend" Nichts aber scheint seine jugendliche Phantasie so eingenommen zu haben, als jene Vorstellung einer Wasserwelt, „die ich trunken in dir sahe, Silbersee" — wie es in dem Liede „Träume der Jugend" heißt. Spinnt er doch diese melancholisch-abenteuerliche, für den einsamen Träumer so überaus charakteristische Vorstellung noch in seinen ersten Arbeiten über die mosaische Schöpfungsgeschichte und während der Seereise von Riga nach Frankreich in phantastischen Analogien weiter aus [1]).

Mit diesen Naturträumereien aber mischte sich das aus der Welt der Dichtung verwandt Anklingende. Die Shakspearesche Geister-, Hexen-, und Feenwelt sprach ihn später so an, weil auch er als Kind „ganz unter solchen Märchen gewandelt hatte" [2]). Aber nicht etwa bloß das Wunder- und Zauberhafte, sondern zumeist das Erhabene und Rührende, das Sinnreiche und Bedeutsame ergriff ihn. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn die Geschichte jenes Enttäuschten, nach der Liebe Gottes Verlangenden in dem aus dem Spanischen übersetzten allegorischen Roman, der ihm zufällig in die Hände gefallen war, und geistliche oder politische Sinnbilder fesselten beim Durchblättern manches Buches seine Aufmerksamkeit [3]). Er beschreibt offenbar, was er selbst erfahren, wenn er in der Kalligone eine psychologische Entstehungsgeschichte des Erhabenen zu geben versucht. Er erzählt, wie er mit Ehrfurcht zu der uralten Eiche aufgeblickt, wie er die Fichte geheimnißvoll über sich rauschen gehört, und wie weiterhin ein verwandtes, aber höheres Wunderbare ihm aufgegangen, als von den Cedern Libanons, von den Palmbäumen des Orients, von der Eiche zu Dodona und den Geschichten, die sich darunter begeben, die Rede gewesen sei [4]). Die Poesie der Bibel vor Allem mit ihrer einfältigen Erhabenheit und ihren fremdartigen Bildern, mit ihrer Herzlichkeit, Weisheit und Feierlichkeit griff ihm in die Seele. „Es war meine frühe Lust," so sagt er mit Bezug auf die Anfangsgeschichten der Bibel, „in jenen Auen paradiesischer Schönheit und Unschuld zu wandeln, die Väter unseres Geschlechts in ihren ersten Begebenheiten zu begleiten, zu lieben oder zu bedauern." Seinem kindlichen Gefühl that es wohl, wenn er fand, wie die Bibel die Thiere als Brüder der Menschen betrachte, und so sinnig war er angelegt, daß er schon als Kind den Hiob und den Prediger Salomo, als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen mit Vergnügen las. Von dem Reiz, den morgenländische Erzählungen für ihn gehabt, spricht er

[1]) LB. II, 164, 300, LB. I, 3, a, 492; Zerstr. Blätter III, 4.

[2]) Brief an Merk, LB. III, 231.

[3]) Adrastea IV, 132.

[4]) Kalligone III, 30.

wieder in der Vorrede zu den „Palmblättern" und berichtet, wie tief ihn in seiner Kindheit die hohe Einfalt der Gellertschen Erzählung „Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat" gerührt habe. Es erging ihm nicht anders mit dem Homer. „Ich erinnere mich," schreibt er an seine Braut, „als ich zum ersten Mal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß so auch ein Geschlecht Menschen von der Erde verschwindet, — mir, was einem Schulknaben selten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen [1])".

Sehr begreiflich, daß in einer so gestimmten Seele frühzeitig der Gedanke erwachte, sich dem geistlichen Beruf zuzuwenden. Es war das natürliche Ziel, dem der arme Küstersſohn zustrebte, auf das ihn äußerlich wie innerlich Alles hinwies. Seine frühe Bestimmung für den geistlichen Beruf ist durch ihn selbst bezeugt, und wenn er sie einestheils von jener Neigung für das düster Erhabene und Rührende ableitet, so spricht er zugleich von Localvorurtheilen und nennt weiter „den Eindruck von Kirche und Altar, Kanzel und geistlicher Beredsamkeit, Amtsverrichtung und geistlicher Ehrerbietung" [2]). Keineswegs treten diese Jugendeindrücke, wenn er sie sich später klar macht, nur als erfreuliche oder erhebende Erinnerungen auf. Die beredt eifernden Bemerkungen vielmehr, die er zu einer Zeit, als er selbst bereits Prediger geworden, gegen die frühe mechanische Gewöhnung zur Andacht, gegen die dumpfe Empfindung des Feierlichen, gegen die taube Art von Andacht richtet, die nur „Kirchengefühl" sei [3]), verrathen uns, wie das Alles ihn selbst einst bedrückend gefangen gehalten. Er wuchs eben in Kirchenluft, in einer von pietistischen Einflüssen stark geschwängerten Atmosphäre auf. Von seiner Vaterstadt Mohrungen wird ihm die abergläubische Meinung des gemeinen Mannes, deren er an einer Stelle der Litteraturfragmente (III, 238) gedenkt, in Erinnerung geblieben sein, daß am „stillen Freitag" der Himmel selbst in Wolken traure und durch abendliche Stille die Sterbestunden des Erlösers feire. Auch die Frömmigkeit in seinem Elternhause hatte offenbar einen starken Beischmack davon. Der wackere Pfarrer Christian Reinhold Willamovius, welcher dem Knaben den Religionsunterricht ertheilte und ihn confirmirte, gehörte derselben Richtung an. Es war ein Mann von der mildesten Denkungsart; sein Wort und Beispiel wird dazu beigetragen haben, daß schon dem Knaben wie später dem Manne „Verfolgung Andersdenkender empörend und unnatürlich schien" [4]).

---

[1]) Geist der ebr. Poesie I, 151; ebendas. 81; Spruch und Bild in Zerstr. Blätter, IV, 111; Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend (von Liebeskind), Vorrede zu Bd. I (Jena 1786), S. XVIII. An Caroline Flachsland, Aus Herders Nachlaß [Düntzer A], I, 128, vgl. Kritische Wälder, I, 51.

[2]) Reisejournal LB. II, 300, vgl. Provinzialbl., S. 80.

[3]) Ueber die biblische Sabbathstiftung und die christliche Sonntagsfeier, LB. I, 3. a, 346 ff.

[4]) Humanitätsbr. V, 23.

Mit ganzer Seele, gewiß, hing er an ihm als an einem ehrwürdigen Lehrer, einem väterlichen Freunde: die Familie Willamovius lebte mit der Herderschen in naher Freundschaft, in wechselseitiger Antheilnahme bei gleich bescheidener ökonomischer Lage, gleichen Ansprüchen, gleichen Nöthen und gleichen Gesinnungen. Daß jedoch Herder in dem von Krankheit und Alter gebeugten Manne[1]) das Ideal eines geistlichen Redners gesehen habe, den „Redner Gottes", dessen Bild er in einem schönen Aufsatze der Rigaer Zeit entwirft, diese in den „Erinnerungen" zuerst vorgetragene Vermuthung hätte nicht in die allgemeine Ueberlieferung übergehen sollen. Es war ein zwar rührendes, aber schwächlicheres Bild, welches der ehrwürdige Geistliche in Herders Seele zurückließ. „Ich habe," heißt es in den Litteraturfragmenten (II, 227), „einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hing (nach seinen Provinzialismen) mutter=fadennackt am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedrückt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen gähnte." Auf wen sonst sollte diese Stelle sich beziehen, als auf Willamovius[2])? Die echte, in selbstloser Menschenfreundlichkeit sich bewährende Frömmigkeit des Mannes trat eben doch im Gewande einer etwas eintönigen und beschränkten Kirchenfrömmigkeit auf. Um sich darüber hinauszuschwingen, mußte dem Knaben sein eigenes bewegtes Herz und vor Allem sein poetisches Empfinden der Bibel zu Hülfe kommen, und so ist auch das vollkommen wahr, was er anderwärts sagt: einzig der Bibel zu Liebe sei er Theolog geworden.

Welche Wirksamkeit er sich aber für seine Zukunft träumen mochte — noch lag viel zwischen dem Becher und der Lippe. Noch sollte er eine schwere Prüfungszeit durchzumachen haben und von all' seinen Plänen bis zu völliger Hoffnungslosigkeit verschlagen werden. Der Plan des Knaben, Theologie zu studiren, war von Willamovius auch bei den Eltern befürwortet worden. Die geringen Mittel der Eltern jedoch, dazu eine Thränenfistel, die der übrigens gesunde Knabe seit seinem fünften Jahr am rechten Auge hatte, schienen seiner Neigung unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu stellen. Was aber die Hauptsache war: ganz anders als der wohlwollende, aber schwache Willamovius dachte über den Punkt des Studirens dessen Amtsgenosse, der im Jahre 1760 als Diakonus an der Mohrunger Stadtkirche angestellte Trescho[3]). Der noch

---

[1]) Willamovius starb 23. Octbr. 1763. Einen „Hiob in der Geduld und Johannes in der Liebe Jesu" nennt ihn Trescho bei der Einzeichnung seines Todes in das Kirchenregister. Die Ueberlieferung in Mohrungen weiß von Anfechtungen zu erzählen, mit denen der fromme Mann, besonders unmittelbar vor dem Betreten der Kanzel zu kämpfen hatte.

[2]) So auch Suphan in der Anm. zu dieser Stelle, SWS, I, 540.

[3]) Falsch ist die Angabe von Baczko (LB. I, 1, 147), daß „nach dem Tode des frommen Willamovius" sich die Aussichten des jungen Herder verdüstert hätten. Treschos

junge, aber kränkliche und hypochondrische Mann, der jetzt zuerst ins Predigtamt eintrat, sah halb mit Gelehrtendünkel, halb mit geistlichem Hochmuth auf seine Heerde herab. Kein Mohrunger hätte nach ihm studiren sollen. Auch den Eltern Herders gab er den Rath, ihren Johann Gottfried ein Handwerk erlernen zu lassen. Der Rath legt kein günstiges Zeugniß für die Menschenkenntniß des Herrn Diakonus ab; es ist jedoch zu fürchten, daß die Kurzsichtigkeit des Mannes einigermaßen mit seinem Egoismus zusammenhing. Ein Theolog nämlich aus der Schule des Königsberger Pietismus, war Trescho auf der Universität zugleich durch Hamanns Freund, den jungen Magister Lindner, für die schönen Wissenschaften gewonnen worden. Frühzeitig hatte er sich mit Dichterei und Schöngeisterei abgegeben, so zwar, daß allmählich die erbauliche Tendenz das Uebergewicht über die schöngeistige erlangte. Sehr bald erklärte er, daß die „Grazien der Dichtkunst" nur eine Tinctur sein dürften, „um die Religion unter gewissen Leuten geschmackbar zu machen", und so gefiel er sich denn darin, in Eins den Asketen und den Schöngeist zu spielen. Diese erbauliche Schönschreiberei betrieb nun der schreibselige Mann — ein animal scribax nennt ihn Hamann — mit speculativer Witterung für das jedesmal Gangbarste, als ein nicht uneinträgliches Handwerk. Ein Litterat, aber mit geistlicher Etikette, übersetzte er den platten und langweiligen Geist der damals modischen moralischen Wochenschriften ins christlich Erbauliche. Nicht nur, daß er mehr als Eine Zeitschrift mit theologischen und moralischen und ästhetischen Artikeln versorgte: sondern in unaufhaltsamem Schreibedrange setzte er zahlreiche Schriften im Sinne seiner Richtung, gereimte und ungereimte Versuche, Predigten und Flugschriften, Erbauungsbücher und erbauliche Zeitschriften in die Welt — bis er dann, zur Polemik übergehend, in kritischen Litteraturbriefen sich zum Zionswächter gegen die „neu gemodelte Gottesgelahrtheit" oder den „allerneuesten Socinianismus" aufwarf. Gerade jetzt, in der ersten Zeit seiner Mohrunger Amtsthätigkeit, hatte er außer einer Menge kleinerer Sächelchen, unter denen die „Näschereien in die Visitenzimmer am Neujahrstage 1762" durch ein Hamannsches Flugblatt in Erinnerung geblieben sind, eine „Sterbebibel" unter der Feder, zu der ihm des Senior Götze in Hamburg „Heilsame Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" den Anstoß gegeben hatten. Betrachtungen in Prosa knüpften sich an Verse, bestimmt, zu zeigen, daß die „Muse von Zion" desto mehr Grazien habe, je mehr sie über die Muse vom Parnaß die Herrschaft behaupte. In Versen aber und Prosa sollte das allmählich zu drei Bänden anwachsende Buch „die Kunst, fröhlich und selig zu sterben" lehren.

Einfluß überwog nur den des älteren Mannes, der noch lebte, als Herder Mohrungen verließ. Ueber Sebastian Friedrich Trescho kann, außer den Nachweisungen LB. I, 1, 25 Anm., die ersichtlich von ihm selbst herrührende Lebensbeschreibung in der zweiten Sammlung der „Lebensbeschreibungen jetzt lebender und neuerlich verstorbener Gottesgelehrter und Prediger in den königl. preuß. Landen" v. J. 1769 verglichen werden.

Man sieht, einen so kenntnißreichen jungen Menschen und der eine so feine und zierliche Hand schrieb wie der junge Herder, konnte er gerade brauchen. Am Ende mußte dieser und mußten dessen Eltern ihm noch dankbar sein, wenn er den Burschen als Famulus in sein Haus nahm und ihm — bis sein zarter Körper zur Erlernung eines Handwerks tüchtig geworden wäre — für die Abschreiberdienste, die er leistete, nicht etwa Kost oder Unterricht (denn jene fand er bei den Seinigen und diesen genoß er noch immer bei seinem Rector) — sondern eine Arbeits- und Schlafstätte gewährte. Abgesehen, daß derselbe dabei im Schreiben eine schöne Uebung hatte, so genoß er ja den Vorzug, der erste Leser von des Herrn Diakonus unschätzbaren Schriften zu sein. Auch war es ihm unverwehrt, von dessen, am reichlichsten freilich mit theologischen Werken, aber doch auch mit griechischen und römischen Klassikern, mit Reisebeschreibungen und neueren Dichtern ausgestatteten Bibliothek Nutzen zu ziehen.

Die Wahrheit ist: der arme Junge hat seine Schreiberdienste und den Aufenthalt in dem traurigen Predigerhause[1] mehr genutzt als Trescho erwarten, geschweige denn beabsichtigen mochte. Wir haben sein eigenes Zeugniß, daß Trescho „seinen ersten Funken geweckt habe“[2]). Es war etwas, daß er das schriftstellerische Handwerk und mit dem Handwerk das Handwerksgeräth kennen lernte. Die Poesie des Verfassers der „Sterbebibel“ und der „Kleinen Versuche im Denken und Empfinden“, mattherzig, lehrhaft, unselbständig wie sie war, stand ungefähr auf der Durchschnittshöhe des durch die Bremer Beiträge bezeichneten Geschmacks. So war Herder Gelegenheit gegeben, diesen Geschmacksstandpunkt gründlich durchzuerleben. Es fehlte unserem geistlichen Autor keineswegs an Leichtigkeit des Ausdrucks, an phrasen- und reimbeherrschender Gewandtheit. Zu sehen, wie er Verse und Prosa nur so aus dem Aermel schüttelte, das mußte etwas Ansteckendes haben. Sollte der Jüngling sich nicht getrauen, das auch zu können oder gar, es noch besser zu können? In den apokryphen Anfängen der Herderschen Schriftstellerei lassen sich bestimmte Anklänge an die Treschoschen Sachen nachweisen. Und unwillkürlich wiederum wirft man einen Blick auf die letzten Ausläufer von Herders litterarischer Thätigkeit: ist es wirklich bloßer neckender Schein, wenn man z. B. in der lockeren Form der Adrastea, welche allerlei Poetisches mit moralisch gefärbten Betrachtungen und Aufsätzen durcheinandermischt, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Manier des Mannes gewahr zu werden glaubt, in dessen Werkstätte Herder zuerst das Schriftstellern und das Buchmachen kennen gelernt hatte? Machen sich nicht gerade im Alter, unbewußt oft, die am frühsten empfangenen Eindrücke von Neuem geltend? Und ist nicht etwas von jenem

[1]) Die Dienstwohnung des zweiten Predigers war ein unweit von Herders Elternhaus, an der Ecke der „kleinen Kirchenstraße“ gelegenes winkliges, einstöckiges Gebäude von Fachwerk. Ein neues Haus an derselben Stelle dient jetzt demselben Zweck.

[2]) An Hamann LB. I, 2, 178.

schnellfertigen Wesen, etwas Stegreifspoesie und Stegreifsrhetorik fast überall in den Herderschen Schriften zu finden? Der unermeßliche Abstand zwischen den beiden Geistern verbietet jede Parallele; aber es ist auch nicht von dem geistigen Gehalt ihrer Schriften, es ist von deren äußerer Physiognomie, von einzelnen Zügen dieser Physiognomie die Rede, die nur ungefähr so aneinander erinnern wie manche Gewohnheiten in der Handschrift an die des Lehrers, bei dem wir schreiben lernten. Und wichtiger jedenfalls war der Einblick, welchen Treschos Arbeiten dem jungen Herder in die ganze Litteraturregion gewährten, in die sie sich hineinstellten und aus der sie Nahrung zogen. Auf allen Seiten finden sich in den Treschoschen Schriften jener Jahre Anführungen oder Nachklänge der Dichtungen eines Klopstock, Haller, Hagedorn, Gellert, Withof, Creuz, Uz, Gleim und was sonst Poetisches damals an der Tagesordnung war. In der Bibliothek Treschos mochte er dann aus der Quelle selbst schöpfen. Hier las er sich immer tiefer ein in die alten Autoren; hier machte er die Bekanntschaft manches älteren deutschen Dichters, eines Opitz und Logau und Simon Dach; hier wird er die ersten Gesänge des Messias, die neuen Odendichter und die Anakreontiker — hier vor Allem Kleists Dichtungen und Lessings ältere Sachen gelesen haben. Er sollte später das Auftreten viel mächtigerer Dichter erleben: — ihm sind jene Erstgelesenen immer die Ersten und Liebsten geblieben. Von dem „süßen Erstaunen", mit dem er sie damals zuerst kennen lernte, von der Art, wie er sie las und wie sie auf ihn wirkten, spricht er mit Entzücken noch ein Menschenalter später in seinen Weimarischen Schulreden [1]). Laut las er sich die ansprechendsten Stücke vor, und lernte sie auswendig und wagte sich dann, „wenn auch zitternd und sehr geheim", etwas Aehnliches der Art hervorzubringen. Unvergeßliche Stunden das, wenn er auf seinen Spaziergängen durch das Paradieses-Wäldchen unbelauscht mit seinem Genius verkehren durfte, wenn er „unter dichten Bäumen Wahrheit suchte, Bilder fand", wenn ihm gelang, in einem Liede Kleist und Lessing nachzulallen und wenn er unter heißen Thränen die Namen dieser seiner Lieblinge in die Rinde der Bäume schnitt [2]).

So ganz unentdeckt konnte doch des Knaben stilles Streben und seine vorragende Begabung unmöglich bleiben. In seinem Beichtstuhl, so erzählt Trescho selbst, hatte er einen versiegelten Brief voll rührender Geständnisse und Vorsätze gefunden und hatte — mit Recht oder Unrecht — in den Schriftzügen die des jungen Herder wiederzuerkennen gemeint; seine Aufmerksamkeit jedenfalls mußte dadurch rege geworden sein. Und wieder ist es Treschos eigene Erzählung, daß er durch einen Zufall eines Abends im nächsten Winter seinen Famulus in dessen Schlafgemach — einer schmalen, nach

[1]) 17te und 3te Schulrede.

[2]) S. das Gedicht „Träume der Jugend", Zerstr. Bll. III, 3 und das Erinnerungslied LW. I, 1, 236.

der Kirche zu gelegenen Kammer — überrascht habe — eingeschlafen auf dem Bett — um ihn herum eine Menge alter und neuer Bücher und in der Mitte derselben das unausgelöschte Licht. Man erwartet, daß die Entdeckung von wichtigen Folgen für das gegenseitige Verhältniß und für das Schicksal des Jünglings gewesen sei. Es könne, meint man, nicht ausgeblieben sein, daß der ehrwürdige Mann den werdenden Gelehrten nunmehr aus seiner dienstbaren Stellung hervorgezogen und ihm mit Rath und That in die wissenschaftliche Laufbahn hinübergeholfen habe. Allein nichts davon. Er verwies ihm seinen feuergefährlichen Eifer und es blieb übrigens Alles beim Alten.

Nicht lange danach — im Januar des Jahres 1762 — hatte der schreibselige Mann ein eben fertig gewordenes Manuscript (er selbst giebt an, daß es die erst 1763 erschienenen Blätter „Geschichte meines Herzens" gewesen seien) an seinen Verleger, den Buchhändler Kanter in Königsberg zu schicken. Der Famulus hat es abzuschreiben, zu versiegeln, auf die Post zu besorgen. Kanter schreibt zurück, er habe in dem Packet, außer jenem Manuscript, ein Gedicht voll Geist und Schwung gefunden — eine Ode an den Czaren Peter III. bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung, „Gesang an den Cyrus", es sogleich abgedruckt und ausgegeben: alle Welt bewundere es und wünsche den Verfasser zu kennen. Es war das erste im Druck erschienene Gedicht von Herder, ein Gedicht, das den Ton orientalischer Poesie nachahmte und sich mit der Fiction gab, daß es von einem gefangenen Israeliten an den großen Cyrus gerichtet und aus dem Hebräischen übersetzt sei [1]). Seit Jahren war die Heimathsprovinz Herders im Besitz der Russen gewesen. Mit der Thronbesteigung nun des neuen Czaren erfuhr bekanntlich die russische Politik einen völligen Umschwung: Peter III., ein enthusiastischer Bewunderer Friedrichs, beeilte sich, mit dem großen König Frieden und Freundschaft zu schließen und das eroberte Land zu räumen. Auf diese Wendung bezieht sich das merkwürdige Gedicht. Es ist charakteristisch für die Friedenssehnsucht jener Tage und für den gebrochenen Patriotismus des jungen Dichters, daß er nicht etwa den Triumph des angestammten Herrschers, sondern die Großmuth des fremden Monarchen feiert, des gottgesalbten Friedensfürsten, der „Königen das Blutschwert abgürtet", dessen Stab die Heerde „dem ersten Hirten gern zurückgiebt" — ähnlich wie Cyrus einst den gefangenen Israeliten die Rückkehr gewährte [2]). Charakteristisch aber auch das naiv kindische, an die Möglichkeit einer Entdeckung nicht denkende Spiel mit Heimlichkeiten, das dem träumerisch schüchternen Jüngling ganz besonders reizvoll dünken mochte.

Und soviel an Trescho lag, so hätte er auch nur immer unentdeckt bleiben mögen. Noch immer wußte derselbe, ob er gleich nun erfahren hatte, daß in

---

[1]) Im LW. I, 1, 183.

[2]) Vgl. Suphans Aufsatz: Peter der Große, Herders Fürstenideal, Separatabdruck aus der Altpreuß. Monatsschrift (Bd. X, Heft 2), S. 2 ff.

dem scheuen, einsylbigen und unbeholfenen Jüngling nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch ein poetisches Talent stecke, keinen anderen Rath, als daß am besten mit der Erlernung eines Handwerkes für ihn gesorgt sei. So ungern er seinen Abschreiber und Aufwärter verlor, so schwer mochte es für ihn sein, sich aus einem harten und unfreundlichen Herrn in einen fürsorgenden Gönner zu verwandeln. Der junge Gelehrte und Dichter blieb, was er gewesen war; — er wurde von Treschos bejahrter Schwester, die diesem sein Hauswesen führte, zu allen möglichen häuslichen Geschäften, zum Herbeiholen des Fleisches und anderer Marktbedürfnisse gebraucht, auch wohl gelegentlich bei dem Herrn Bruder verklagt, worauf es dann Verweise und Scheltworte setzte.

So war, zum Kummer der Mutter und des Vaters, die Situation des Jünglings, ohne daß sie doch den Entschluß gefunden hätten, ihn dieser Sklaverei zu entreißen: denn für den armen Küster war der Herr Diakonus eine Respectsperson, und was der fromme Mann in seiner geistlichen Würde für gut befand, das mußte ja wohl das Rechte, was er für unräthlich erklärte, unmöglich sein. Der Jüngling selbst aber — kein Wunder, daß er blöde, verschlossen, ja, verstockt erschien. Er machte die bitterste Erfahrung seines Lebens. Er hatte im elterlichen Hause bei aller Knappheit und Gebundenheit herzliche, zärtliche Liebe erfahren und erfuhr sie noch immer. Er hatte an seinem alten Rector einen rauhen Zuchtmeister, aber der ihm im Grunde doch gütig war und den zu achten er sich nicht entbrechen konnte. Von Trescho fühlte er sich gemißbraucht. Der unholde und hypochondrische Mann erschien in seinem Hause so ganz anders als auf der Kanzel und im Beichtstuhl, ein Anderer als Mensch und ein Anderer als Schriftsteller, und eben der junge Herder hatte unmittelbar unter den eigenliebigen Launen und Härten des nach außen so salbungsvoll, mit so viel heiliger Würde auftretenden Geistlichen zu leiden. Er haßte in ihm den Tyrannen und er verachtete in ihm den Heuchler. „Die ersten Bilder meiner Jugend," so schrieb er ein Menschenalter später an Trescho selbst, „sind mir natürlich meistens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen [1])". Er drückt sich stärker und vielleicht nicht ohne Ungerechtigkeit in dem mehrerwähnten Briefe an seine Braut vom Jahre 1770 aus. Aus tausend Vorurtheilen hätten ihn seine Eltern nicht zur Wissenschaft bestimmen wollen: ein „Heuchler", der ihm auf seine ganze Lebenszeit die Heuchler zu den schwärzesten Leuten gemacht und der sich sehr in die Sachen seiner Familie gemischt, habe diese Schwierigkeit ins Unendliche vermehrt — und betäubt, unwissend, blindlings habe er folgen müssen. Derselbe Vorwurf, wenn auch diesmal nicht mit ausschließlicher Beziehung auf Trescho, kehrt wieder in einer Stelle der Provinzialblätter vom Jahre 1774. Von sich selbst natürlich erzählt er da die Geschichte „eines

[1]) LB. I, 1, 87.

Menschen, die ihn in gewissem Betracht sehr rühre". Eben da sich die Seele von dunklen Eindrücken aufgeschlossen, berichtet er, sei sein Weg auf Priester Gottes, das ist, Hohnaffen des Teufels gestoßen; Heuchelei, falsche Andacht, kleinkreisige Denkart, allbeschmeißende Eitelkeit, Tartüffen seien ihm entgegengetreten, und Tartüffenhaß habe sich daher in ihm festgesetzt — es habe lange gedauert, bis er diese Eindrücke wieder losgeworden, bis ihm der geistliche Beruf wieder in seiner wahren Würde erschienen sei, ja, bis ihm über leerer theologischer Gelehrsamkeit und deistischen Anschauungen, in die er sich nun gestürzt, die wahre Bedeutung der Religion wieder aufgegangen sei [1]). — So entscheidend selbst für den Gang, den seine theologische Entwicklung nahm, war für ihn die harte Lehrzeit in Treschos Hause! — Je näher dieser Zeit, desto bitterer lauten die Klagen, desto ungroßmüthiger die Anklagen. In Versen, die an einen Freund und Wohlthäter gerichtet sind, preist er die Rettung von seinem „Folterer" und von dem Schicksal, das ihm „Plan und Muth und Mittel ganz entrückt habe" [2]), und noch grellere, dichterisch übertreibende Ausdrücke finden sich in anderen Versen, die ihm mit geringen Aenderungen immer wieder unter die Feder kommen. „Oede Pfade" habe ihm „nach kurz durchträumtem Morgen" sein Genius vorgezeichnet, —

wo ich in Klüftestaub hinsank,
Und flehete vor ferner Donner Gnade,
Vor frommer Tiger Raub und seufzte ihnen Dank;

Von Schweiß und Thränen halb durchnagte Ketten
Küßt' ich mit Beben — — [3]).

Schon befand er sich demnächst in Riga in einer Lage, die ihn alle Unbill der früheren Jahre hätte vergessen machen sollen, als ihn Aeußerungen in einem von Trescho empfangenen Briefe zu dem schnöde abweisenden Epigramm reizten:

Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog,
Der Rosenstrauch, der sie, die Rose auferzog,
Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog [4])!

Er behielt das Epigramm natürlich im Pulte, aber was es enthält, das liest man zwischen den Zeilen in der Antwort an Trescho vom 20. Aug. 1765. Wie kahl sind doch die Nachrichten, wie trocken der Ton in diesem und ebenso in einem späteren von Riga nach Mohrungen geschriebenen Briefe [5])! Jener nicht ohne einen gelinden Spott über die Todesbetrachtungen und nicht ohne eine boshaft neckende Anspielung auf die Schriften des immer weiter

---

[1]) Provinzialbll. S. 80 ff.

[2]) Handschriftlich.

[3]) LB. I, 1, 230, vgl. 187.

[4]) Erinnerungen I, 29. Anm. Der bezügliche Brief Treschos ist entweder der, auf den sich Herder an Trescho 20. Aug. 1765 (LB. I, 2, 105) bezieht, oder der, welcher von Herder gegen Hamann LB. I, 2, 120 erwähnt wird.

[5]) LB. I, 2, 263.

schreibenden frommen Mannes; der zweite, wie als ob es den Briefsteller kitzelte, dem „Hochwohlehrwürdigen, Hochwohlgelahrten Herrn Diakonus“ so viel von den schriftstellerischen und amtlichen Erfolgen des einst so verachteten Mohrunger Famulus vorerzählen zu können: — in beiden keine Sylbe von Dank! „Trescho“, schreibt er Febr. 1766 an Hamann (LB. I, 2, 120), „hat an mich einen bis zur Raillerie oder Ekel höflichen Brief geschrieben; in jeder Zeile spöttisch oder lächerlich“. Offenbare Geringschätzung endlich athmen alle die Stellen, in denen Herder gegen Dritte oder vor dem Publicum von dem Schriftsteller Trescho redet. Mit gutem Grunde wünscht er es das eine Mal abgewendet, daß seine Erstlingsschrift, die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur, von dem „schreienden Trescho“ recensirt würden. Denn er hatte es sich nicht versagt, eben in den „Fragmenten“ über die Seichtigkeit und dann wieder über die zweifelhafte Unsterblichkeit der gegen die Anakreontiker eifernden Schriften des Mannes zu spotten, und diesem war die Unfreundlichkeit nicht entgangen. Dieselbe Stichelei auf die erbaulich sein sollende Langeweile und den albernen Zelotismus Treschos in Herders nächsten Schriften, im „Torso“ und in den „Kritischen Wäldern“; ein stärkster Ausfall aber auf den „großen Sterbensapostel“ in einer Herderschen Recension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wo jener als der „traurigste unter den Dichtern von der traurigen Gestalt“, als „der krächzendste Rabe Herrnhutischer Todtenmelodien“ vorgeführt wird, der jede Wange der Jugend und jede blühende Rose so fein mit Lämmleinblute bespritze und seine Wohnung auf Erden von Todtenknochen auf Golgatha erbaue[1]).

Es muß fraglich bleiben, wie weit man aus diesen späteren Aeußerungen einer sich freier erhebenden Denkweise und eines überlegenen Geschmackes schließen darf, daß sich schon der Knabe zu der theologischen und der Geschmacksrichtung seines Principals in einem gewissen Gegensatz befunden habe: auf die sittliche Seite des unerquicklichen und unnatürlichen Verhältnisses werfen sie ein desto helleres Licht. Offenbar, das ganz Unwürdige seiner Lage, das

[1]) LB. I, 2, 271 und 203; Fragmente I, 134; II, 376; III, 161; Kr. W. II, 129; Torso, S. 4; Recension in der A. D. B. XVI, 1, 128. Dazu endlich die eifernde Stelle in der handschriftlich erhaltenen Fortsetzung des Torso, bezüglich auf Abbts „Erfreuliche Nachricht von einem Auto da Fe“ und die Gegenschrift „Christherzliche Danksagung für die erfreuliche Nachricht rc.“, welche man Trescho zuschrieb. „Wie,“ heißt es hier u. A., „wenn ein Heiliger in Israel, wenn ein gottseliger Trescho diese Bogen zur Triumphesfahne seiner Religion aushängt, wenn“ — u. s..w. „Die Strahlen um das Haupt dieses Märtyrers sind zu einer Flamme geworden, die seinen Mantel der Liebe ergriffen, sein Gehirn ausgetrocknet, sein Augenlicht verzehrt, allein in seiner Hand Bannstrahl und Fackel angezündet haben. Nun tritt er christherzlich daher: jeder, der ihm vorkömmt — der Rechte oder Unrechte, den er nicht gelesen, oder den er nicht verstehet — —, jeder bekömmt bäurisch und christherzlich sein Theil“ u. s. w. — Wie Frank, Geschichte der protestantischen Theologie III, 42 dazu kömmt, die auf Herder und Trescho bezüglichen Spottverse, die Hamann LB. I, 2, 437 mittheilt, dem Ersteren in den Mund zu legen ist nicht ersichtlich.

Mißverhältniß zwischen dem inneren Streben und Leben seiner Seele und dem Druck, der äußerlich auf dem Jüngling lastete, wurde schmerzlich und tief, aber zugleich mit einer gewissen muthlosen und demüthigen Duldsamkeit von ihm empfunden. Der Zug sich bescheidender Unterwürfigkeit des niedriger Gestellten gegen den Höheren war dem armen Schullehrersohn angeboren und anerzogen. Ein thatkräftigerer, stolzerer Charakter würde auf eine derartige Behandlung mit offenem Trotz, mit Empörung, mit dem Entschluß einer gewaltsamen Befreiung geantwortet haben. Eine weniger elastische Natur würde ohne allen Widerstand niedergeknickt worden oder erschlafft sein. Im Geiste des jungen Herder gab es eine starke, aber nur innerliche Gegenwirkung. Er sog heimlich ein Gefühl der Verbitterung in sich, das sich dann später, unliebenswürdig genug, Luft machte. Sein ganzes Wesen gerieth unter dem Druck in den Zustand der äußersten Spannung, in eine krankhafte Reizbarkeit, welche ihn leider Zeit seines Lebens nicht wieder verlassen sollte.

Schaden und Gewinn freilich lag auch hier dicht beisammen. „Wohl dir, unschuldiger Jüngling, auf keuschem Stamm, aus edlem Saamen, eine gesunde, festgeschlossene Knospe: nicht zu früh blühend und entfaltet, um bald zu verwelken, nicht üppig dich wiegend im Hauche lauer Zephyre; lieber von rauhen Winden geschüttelt, in Noth, Gefahr und Armuth erwachsen, damit deine Erkenntnisse That, deine blöden, keuschen, verschlossenen Empfindungen Wahrheit, Wahrheit auf's ganze Leben würden" — bei dieser Schilderung in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden" [1]) liegen natürlich wieder eigene Lebenserinnerungen zum Grunde; denn eben das Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit, welches er dort anführt, hat er bereits als Motto auf die Rückseite des Titels seines in Mohrungen zuerst angelegten Notizen- und Studienheftes geschrieben. Sich selbst, desgleichen, hatte er im Sinne, als er in der genannten Abhandlung schrieb, wie dem erwachenden Jünglinge an der Wegscheide seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglingsalter trennen, oft sein Genius erscheine und ihm Weg und Höhen seiner Zukunft, aber nur in dunklem Traume zeige. Der Glaube an einen solchen Genius setzte sich in der That frühe, fast wie ein Aberglaube, bei ihm fest und kehrt in zahlreichen poetischen Anwendungen von seinen ersten Jugendgedichten an immer wieder. In diesen Glauben flüchtete sich das blöde, zurückgeschüchterte Selbstgefühl des Jünglings. Gerade weil der Ausblick in die Nähe ihm so unbarmherzig verbaut war, so dehnte sich vor seiner Phantasie eine weite Perspective ehrgeizigen Wünschens, Hoffens und Planens. Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles Grabe weinend, dieses ihm so geläufige Bild [2]), hatte er sich in eigener Erfahrung mit mancher still vergossenen Thräne in die Seele geprägt. „Es schläft in mir! im Schooß des Chaos

[1]) Daselbst S. 67 und ferner S. 85.

[2]) Vgl. Torso S. 22; Schulrede LW. I, 2, 158. Vom Erkennen und Empfinden S. 85; auch handschriftlich in einem Fragment eines jugendlichen Gedichtes auf den Menschen:

schläft welche Gedankenwelt" [1])! — in solchen Ausrufungen eines poetischen Selbstgesprächs machte sich demnächst die im Verborgenen glimmende Flamme Luft: sie lassen uns einen Blick auf den voraufgegangenen Seelenzustand thun.

Durch eine höhere Fügung, wie er selbst es empfand, kam dem Verschüchterten endlich Rettung aus seiner traurigen Lage.

Im Winter von 1761 auf 62 stand ein aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrendes Regiment Russen zu Mohrungen im Winterquartier. Ein bei diesem Regiment angestellter Wundarzt — er soll Schwarzerloh geheißen haben — verkehrte im Hause von Trescho, war auch mit Herders Eltern bekannt, und lernte so den jungen Herder kennen. Er fand Gefallen an dem jetzt siebzehnjährigen Jüngling, von dessen guten Kenntnissen und ungewöhnlicher Begabung er sich bald überzeugte. So that er ihm denn den Vorschlag, er wolle ihn mit nach Königsberg nehmen, ihn die Chirurgie lehren und ihm für sein krankes Auge Hülfe leisten, wofür er von ihm als Gegendienst nur verlangte, daß er ihm gleich nach der Ankunft in Königsberg eine medicinische Abhandlung in's Lateinische übersetze; ja, er eröffnete ihm die Aussicht, wenn er Lust zur Medicin zeige, ihm in der Folge dazu zu verhelfen, daß er sie in Petersburg unentgeltlich studiren könne. Herder sah in dem Vorschlage nur das Eine: Errettung aus dem unerträglichsten Zustande, Eröffnung einer anderen Zukunft. Der Bann, der auf ihm gelastet hatte, war gebrochen. Das Studium der Botanik wurde sogleich eifrig in Angriff genommen. Unter der Zustimmung seiner Eltern und den Glückwünschen aller derer, denen er in seiner bisherigen hoffnungslosen Dienstbarkeit ein Gegenstand des Mitleids gewesen war, folgte er, im Sommer 1762, dem menschenfreundlichen Manne nach Königsberg.

Nur zu bald zeigte sich nun freilich, daß aus dem zarten, überempfindlichen Jüngling, der bei der ersten Section, zu der ihn der Doctor in Königsberg mitnahm, in Ohnmacht fiel, niemals ein Chirurgus werden könne. Aber einmal der Sklaverei entronnen, fand er auch den Muth in sich, in dem neuen Elemente der Freiheit nicht unterzugehen. Es ist eine nur ungenügend verbürgte Sage, deren Entstehung sich leicht begreift, daß er nun bei Kanter, dem der Dichter des Gesanges an Cyrus ja ohne Weiteres empfohlen war, in dessen Buchladen er bald heimisch wurde, die Buchhandlung habe erlernen wollen. Mag ihm immerhin auch dieser Gedanke einen Augenblick durch den Kopf gegangen sein, oder mögen Andere für ihn an dessen Auskunft gedacht haben: gewiß ist, daß es nur eine kurze Rathlosigkeit für ihn gab, der ihn ein nahe liegender, längst in ihm schlummernder Entschluß entriß. Ein Zufall

— — — mit Alexander's Gedanken
Steh' ich am Bild Achill's und Thränen entrinnen dem Auge. —

[1]) Gedicht „Zweites Selbstgespräch" W. I, 1, 191 ff.; wörtliche Anklänge an dies Gedicht in der Stelle der Litteraturfragmente III, 217.

kam ihm zu Hülfe. Der Bekümmerte begegnete auf der Straße einem ehemaligen Mohrunger Schulkameraden, Namens Emmerich, der damals bereits Candidat des Predigtamtes war. Von diesem ermuntert und berathen, geht er hin, und läßt sich, nach einem bei dem Decan der theologischen Facultät glänzend bestandenen Examen [1]), am 10. August als Studiosus der Theologie immatriculiren. „Unwissend," so erzählte er später den über sein Leben entscheidenden Schritt seiner Braut, „unwissend, einfältig, unbekannt wie ich war, ohne meiner Eltern Erlaubniß und wider den Willen dessen, dem ich anvertraut war, ja, ohne Geld und Aussicht auf nur drei Wochen, ging ich auf die Akademie". Ohne Mühe stellt man sich vor, wie überrascht der wackere Regimentschirurgus, wie schlecht er mit dem Schritt seines Schützlings zufrieden gewesen, und wie er noch einen letzten Versuch gemacht haben wird, ihm vorzuhalten, daß er doch nicht so thöricht sein Glück verscherzen möge. Hier lag in der That nicht ein leichtsinniger Einfall, sondern eine innere Nothwendigkeit vor. Sehr gleichgültig auch, daß Trescho, als er die Nachricht empfing, den Kopf schüttelte und etwas von absichtlicher Täuschung murmelte. Desto besser wird die Mutter ihren Gottfried verstanden und ihm von Herzen Recht gegeben haben. Der Vater aber trug das Datum in sein Andachtsbuch, Arndt's „wahres Christenthum", ein und schrieb die Worte hinzu: „o du verborgener Gott, der du ans Licht bringest, was im Dunkeln verborgen, zünde doch an bei ihm das Licht des Glaubens und wirke in ihm durch den Geist deiner Gnade!"

---

[1]) Mehr Details wissen die Erinnerungen I, 54 und Baczko in LB. I, 1, 156 anzugeben. Das Datum der Immatriculation, abweichend von LB. I, 1, 139, aber übereinstimmend mit Baczkos Angabe, nach einer Abschrift aus dem Königsberger Universitätsalbum.

Zweiter Abschnitt.

Die Universitätsjahre.

So stand denn der junge Herder auf seinen eigenen Füßen. Er werde, schrieb er seinen Eltern zugleich mit der Ankündigung seines Schrittes, während seines ganzen akademischen Lebens keinen Schilling von ihnen verlangen, sondern getraue sich, durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen. Wohlthätige Freunde in Mohrungen griffen denn auch dem armen Jungen, der seine kleine Baarschaft für die Immatriculationsgebühren hatte hergeben müssen, mit etwas Geld unter die Arme; auch Trescho durfte sich Ehren halber nicht ausschließen und schickte Empfehlungen, während für später ein für Mohrunger Stadtkinder bestimmtes gräflich Dohnasches Stipendium in Aussicht genommen wurde [1]). Die nächste Hülfe hatte er inzwischen in Königsberg selbst gefunden. Höchst wahrscheinlich doch — wenn auch andere Angaben anders lauten —, daß das erste Haus, in welches er Zutritt fand, das des Buchhändlers Kanter war. Kanters Buchladen war das Lese- und Sprechzimmer der Gelehrten Königsbergs. Nach Herzenslust durfte hier unser junger Mohrunger seine Lesewuth befriedigen, indessen die Anwesenden sich zuflüstern mochten, eben dieser ärmliche, unscheinbare junge Mann sei der Verfasser des schwungvollen Gedichtes, das vor Monaten von Hand zu Hand gegangen sei. War nun aber Kanter oder durch dessen Vermittelung Kant, oder wer sonst sein erster Fürsprecher — genug, der neue Studiosus fand sofort Aufnahme in dem Collegium Fridericianum: durch eine handschriftliche Aufzeichnung Herders steht es fest, daß er die unweit des Kreuzthors belegene Anstalt gleich am Tage seiner Immatriculation bezog.

Das Collegium Fridericianum, bekanntlich die Anstalt, der unter Anderen Ruhnken und Kant ihre Schulbildung verdanken, eine Schöpfung des Pietismus, stand damals noch unter der Direction des trefflichen Franz

---

[1]) Das Concept des Bittschreibens an Se. Excellenz findet sich handschriftlich in einem Herderschen Notatenheft; das nach der Verleihung des Stipendiums auf drei Jahre an den Mohrunger Magistrat gerichtete Schreiben LB. I, 2, 283.

Albrecht Schultz, dessen Nachfolger jedoch schon im Sommer 1763 Consistorialrath Professor Daniel Heinrich Arnoldt wurde. Die eigentliche Leitung der Anstalt war in den Händen des Oberinspectors Schiffert, neben dem als zweiter Inspector Domsien fungirte. Mit der lateinischen Schule des Fridericianum war eine 50 bis 60 Pensionäre befassende Pensionsanstalt verbunden, und dabei bestand die Einrichtung, daß meist auf jedem Zimmer zwei Kostgänger unter Aufsicht eines Studirenden wohnten, der den Namen eines Inspicienten führte [1]). Zunächst warf das nichts weiter ab als freie Wohnung, Heizung und Licht, aber es knüpften sich daran Privat- und Nachhülfestunden, die von den reichen Russen, Kurländern und Liefländern, die sich unter den Pensionären befanden, verhältnißmäßig gut bezahlt wurden. So wird auch Herder über die erste Noth hinausgekommen sein. Was that es denn auch, wenn er sich anfangs manchen Tag nur mit ein paar Semmeln hinhielt? verwöhnt war er nicht, und das Gefühl, sein eigener Herr zu sein, sich frei seinen wissenschaftlichen Neigungen hingeben zu dürfen, hob ihn über Alles hinweg. Eingedenk der Dienstbarkeit bei Trescho, hätte er sich um keinen Preis auf irgend ein, wenn auch noch so einträgliches Privatengagement eingelassen [2]). Eine echt studentische Laune klingt sogar gelegentlich aus den Versen heraus, zu denen er sich durch den neuen Zustand angeregt fühlte, bemerkenswerth um so mehr, da der Ton des lachenden Humors nicht eben oft bei ihm begegnet. Man wird an Lessings ältere Lieder erinnert, wenn er reimt:

Ich Gymnosoph, wie viel kann ich entbehren!
Pracht, Winter, Regen, seht!
Euch trotzt mein Kleid und ird'schen Ehren
Und reich bin ich wie ein Poet,
Und akademisch frei! — Nur meinem Magen
Dien', denk' und bin ich — sonst recht frei [3])!

Die ganze Anstalt war nun aber auf die Benutzung der pädagogischen Kräfte der Studentenschaft berechnet. Durchweg wurde der sehr mäßig bezahlte Unterricht an derselben von in Königsberg studirenden Theologen ertheilt, indem die den Inspectoren vortheilhaft bekannt gewordenen Inspicienten allmählich zu Lehrern vorrückten. Schon Michaeli 1762 wurde Herder mit Unterrichtsstunden in den sogenannten deutschen Klassen, d. h. in der mit dem Collegium verbundenen Elementarschule für Knaben und Mädchen angestellt. Er war in der Schullehrerei aufgewachsen und schon in Mohrungen hatte er zeitweise des Vaters Stelle mit solcher Geschicklichkeit vertreten, daß er sich bei Jung und Alt nicht wenig in Ansehn gesetzt hatte. Auch seine Königsberger Vorgesetzten ließen seinen Kenntnissen und seinem Lehrtalent

---

[1]) Vgl. die (von Schiffert verfaßte) zuverlässige Nachricht von den jetzigen Anstalten des Collegii Fridericiani. Königsberg 1742 und F. G. Wald, Geschichte und Verfassung des Collegii Fridericiani. Königsberg 1793.

[2]) Herder an Hamann, LB. I, 211.

[3]) Gedichtfragment LB. I, 1, 186.

Gerechtigkeit widerfahren; bereits im folgenden Jahre wurde ihm der Unterricht in der dritten griechischen, französischen, hebräischen und mathematischen Klasse anvertraut, und 1764 unterrichtete er auf der Secunda im Lateinischen und der Poesie, auf der Prima in Geschichte und Philosophie [1]). Es war ohne Beispiel, daß ein so junger Mann so schnell den Unterricht in den oberen Klassen bekam. Das machte aber: ein Lehrtalent ersten Ranges, verbunden mit Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, hatte sich in ihm kundgethan. Es ist hinreichend bezeugt, wie einzig er es verstand, bei den sonntäglichen Katechisationen die Aufmerksamkeit zu fesseln, die Geister zu wecken und die Herzen zu erwärmen, wie auffällig seine jugendliche, seine in der That allzu feurige und pathetische Beredsamkeit in den öffentlichen Betstunden von dem trockenen oder schläfrigen Ton anderer Lehrer abstach. Nicht umsonst hat er sich an einer Stelle seines damaligen Studienheftes Lessings vortrefflichen Rath, wie ein geistweckender Unterricht beschaffen sein müsse, aus dessen Fabelabhandlungen ausgeschrieben. Spuren der Herderschen Lehrthätigkeit am Friedrichscollegium finden sich überhaupt in diesen Studienheften genug; von längeren und kürzeren Ausarbeitungen an, die sich als Vorbereitungen zu den Stunden oder zu Schuldeclamationen darstellen, bis zu lakonischen Schülercensuren, — daneben wohlgegliederte Entwürfe zu Andachten und Katechisationen. Aus alle dem wird man den lebendigen Geist des jungen Pädagogen schwerlich wach rufen: wohl aber giebt es wenigstens zwei Stücke aus der letzten Zeit seiner Königsberger Lehrwirksamkeit, ausdrücklich in der Absicht von ihm aufgeschrieben, um sich als Lehrer zu zeigen, die uns einen unmittelbaren Einblick in seine Unterrichtsweise und mehr noch in seine Schulrhetorik gewähren. Das eine ist eine längere beim Schulactus Ostern 1764 von einem Schüler Herders vorgetragene, aber offenbar von dem Lehrer ausgearbeitete lateinische Declamation, das andere eine bei gleichem Anlaß von ihm selbst gehaltene deutsche Rede [2]).

[1]) Herder an Lindner, LB. I, 1, 312 und Baczko, LB. I, 1, 158.

[2]) Erstere LB. I, 1, 284 abgedruckt. Handschriftlich ist in einem Herderschen Studienheft in Octav dieselbe Declamation, jedoch in minder vollständiger und auch sonst abweichender Redaction erhalten unter dem Titel: Ineuntem hominis aetatem maximis commodis ac periculis obnoxiam. Examinis vernalis oratio 1764. Die deutsche Rede, in ähnlich abweichender Redaction, handschriftlich in demselben Octavheft, mit der Ueberschrift: „Die Grenzen unseres Fleißes zu bestimmen, den wir der Muttersprache und gelehrten Sprachen widmen sollen"; gedruckt, LB. I, 2, 151 und in überarbeiteter Abhandlungsform unter dem Titel: „Ueber den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" in den gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen auf's Jahr 1764. St. 24; jetzt SWS. I, 1 ff.; vgl. Einleitung S. XVII. Aus diesem Abdrucke in den Rigischen Beiträgen in Verbindung mit der Stelle des Herderschen Briefes an Lindner, LB. I, 1, 316 hatte Suphan schon in dem Aufsatze: „Die Rigischen Gelehrten Beiträge und Herders Antheil an denselben" (Bd. VI. der Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher) mit Recht geschlossen, daß beide Reden Herders der Königsberger Schulpraxis ange-

Charakteristisch genug die erstere. Was ist das für eine unklassische, unrömische Latinität, voll von Wendungen, Blumen und Bildern, über deren deutsch-barbarischen Ursprung ein Ciceronianer sich kreuzigen und segnen würde! Was ist das für eine stillose Mischung prosaischer und poetischer, theils selbstgeprägter, theils aus den Autoren zusammengelesener Ausdrücke! Man sieht, lange bevor Herder gegen den „lateinischen Geist“ auf Schulen öffentlich eiferte, befolgte er in seiner eigenen Unterrichtspraxis den Grundsatz, daß die fremde Sprache keine Schranke für den freien Wuchs des jugendlichen Geistes werden dürfe, und daß ein barbarisches immer noch besser als ein pedantisches Latein sei. Er wird, wenn wir nach dieser Actusrede urtheilen dürfen, seine Schüler etwas zu rasch und dreist über die grammatische Form in den poetisch-rhetorischen Geist der Schriftsteller und Dichter haben einführen wollen, und mehr als der Genius der römischen Sprache wird sich ihnen die eigene Manier des Lehrers, eine gewisse stark auftragende, lebhaft gesticulirende Redeweise eingeprägt haben.

Wir werden zu demselben Schlusse durch die zweite, deutsche Rede hingeführt. Sie hat zum Thema: „die Grenzen unseres Fleißes zu bestimmen, den wir der Muttersprache und gelehrten Sprachen widmen sollen“. Da stoßen wir auf so manche Wendung, die demnächst in Herders Erstlingsschriften wiederkehrt; vielmehr es findet sich in ihr kein einziger Gedanke, der nicht dort weiter ausgeführt würde. So früh standen gewisse Grundanschauungen in ihm fest; so sehr aber auch war seine pädagogische Thätigkeit aus Einem Stück mit seinem sonstigen Denken, Dichten und Trachten. Es war die Wahrheit, wenn er am Schlusse seiner Königsberger Schulpraxis an den Rector Lindner in Riga schrieb, er habe die Uebung, die ihm diese Schulpraxis im Erfahren und Beobachten verschafft, „nicht bloß des Handwerks wegen angestellt“. Das gewählte Thema weist bereits hin auf das, was die Grundlage seiner nachmaligen Erörterungen über Litteratur bildete, auf das Verhältniß von Sprache und Gedanken; andererseits bezeichnet er es selbst gleich im Eingang als ein Thema von der höchsten pädagogischen Wichtigeit, als ein solches, „das beinahe den Mittelpunkt in dem Kreise unserer Schulwissenschaften ausmacht“. Und da hören wir ihn denn ausdrücklich und sehr entschieden gegen den Pedantismus des Studiums der gelehrten Sprachen ankämpfen. Den mittleren Zeiten, erklärt er, nicht der unseren ziemt es, kriechende Nachahmer der Horaze und Virgils zu bilden, die römische Sprache als die einzige Monarchin anzubeten. Der Werth auch der alten Sprachen bestand eben darin, daß sie denen, die in ihr Meister waren, Muttersprache war. Der Gelehrte, der fremde Sprachen weiß und in seiner eigenen ein Barbar bleibt, der bis auf die kleinsten prosodischen Eigenheiten mit Anakreon

---

hören. Durch die Auffindung der Niederschriften in dem erweislich der Königsberger Zeit angehörigen Hefte hat sich die Annahme lediglich bestätigt.

mit Dacier vertraut ist und darüber die neueren Dichter seines Vaterlandes verabsäumt, ist heutzutage nichts als ein lächerlicher Vielwisser. Ergänzen und bereichern und beweglich machen sollen wir unseren Geist in dem Studium fremder Sprachen, aber der Leitfaden durch das Labyrinth derselben ist die Muttersprache, und ihr daher sind die Erstlinge unseres Fleißes zu weihen. Nie frischer und sicherer, mit einer so keck lebendigen Beredsamkeit wird das Alles ausgeführt, wie sie gewiß in der Kirche des Friedrichscollegiums, die zugleich als Hörsaal diente, noch nie war gehört worden. Den Anfang macht eine an Rousseau anklingende Erwähnung der Patriarchenzeit und ein Hinweis auf die Erzählung „unserer Offenbarung" von dem „Taumelkelch der Verwirrung Babels" — den Schluß bildet ein auch später (Fragmente III. 78) von Herder wieder verwerthetes Citat aus Kleists Frühling.

Man war in Königsberg, wo sich ja schon um Simon Dach eine poetische Gesellschaft gesammelt, wo seit Pietsch, dem Lehrer Gottscheds, die schönen Wissenschaften auch an der Universität eine stätige Vertretung hatten, wo dann namentlich der junge Magister Lindner für die Dicht- und Redekunst mit Erfolg gewirkt hatte, keineswegs unbekannt mit den jüngsten Anläufen unserer Poesie. Dennoch ist zu vermuthen, daß das poetisirende Latein und die lebhafte Rhetorik, ja die ganze schwungvolle ästhetische Richtung des jungen Herder einigermaßen auffiel. Er war ein beliebter, ein höchst anregender, ein musterhaft fleißiger Lehrer: allein wie man es ihm ungern nachsah, daß er sich keine Perrücke aufreden ließ, so verstieß auch sonst seine zwanglose Art und Weise in mehr als einem Betracht gegen den pietistisch-pedantischen Ton der Anstalt. —

Ueber dem Lehrer Herder haben wir indeß den Lernenden ganz aus dem Gesicht verloren, und um das Lernen doch war es ihm selbst zumeist zu thun. Er habe sich, so schreibt er einmal an Hamann, „mit dem Scepter des Korinthischen Dionys seine Galgenfrist zum Studiren erwuchern müssen [1])". Wie stand es mit diesen Studien? Geben uns über den Gang derselben vielleicht die mehrerwähnten Arbeitshefte einen Aufschluß?

Leider nicht in Verhältniß zu dem vielen beschriebenen Papier. Wir müssen in der Hauptsache froh sein, wenn die Schlüsse, die wir aus den ersten Schriften Herders — den veröffentlichten wie den unvollendet im Pult behaltenen — auf die Vorarbeiten zu denselben thun, gelegentlich aus jenen Excerpten- und Notizenbüchern einige Bestätigung erhalten. Nicht bloß in vertrauter freundschaftlicher Mittheilung [2]) gesteht Herder, daß er „vor Unordnung sich fast selbst verliere"; auch da, wo er am gründlichsten Rechenschaft über sich selbst abhält, in seinem Reisejournal vom Jahre 1769, spricht er von der „gräulichen Unordnung seiner Natur" und tadelt sich wegen seines „zu

[1]) LB. I, 2, 178.
[2]) An Scheffner, LB. I, 2, 355.

überhäuften, schwächlichen und zerstreuten Lesens" — mit dem Vorsatz, natürlich, sich von jener zu heilen und dieses sich abzugewöhnen. Aber nicht damals erst, sondern von einer sehr frühen Zeit an hat er in diesen guten Vorsätzen gelebt und immerfort zugleich nach jener Natur gesündigt. Er fühlt inallewege das lebhafteste Bedürfniß nach Ordnung, und müßte sich doch gänzlich selbst aufgeben, wenn er der Ordnung sich unbedingt fügen wollte. In der That: im Uebertreten der selbst gezogenen Gleise, im Verlassen der abgesteckten Linien entfaltet sich sein Geist am glücklichsten. Sein erstes Notatenheft wurde schon 1761 in Mohrungen unter dem Titel „Beiträge für's Gedächtniß" angelegt und mit dem Motto aus Creuz versehen, der Weise sei, „der minder liest als denkt und minder schreibt als liest". Wir fühlen dem lerneifrigen Jüngling das Vergnügen nach, das es ihm machte, das wohleingebundene Heft mit Mottos zu versehen und in Fächer zu theilen. Die Theologie hat den Vortritt; es folgt ein philosophisches, ein historisches, ein poetisches, ein oratorisches, ein geographisches und physisches Fach, dazwischen „Etwas zur Praxis", und den Beschluß macht eine Rubrik mit der Ueberschrift „Vermischte Sachen aus der Litteratur". Die Zellen waren damit fertig — aber nur in die poetische beeilte sich der dichterisch angeregte junge Mann alphabetische Eintragungen zu machen, die theils dem Wort- und Bildergebrauch einzelner Dichter gelten, theils Dichter- und Schriftstellernamen mit und ohne Bemerkungen enthalten. Es gelang ihm eben nicht, methodische Collectaneen zu machen. Das Heft begleitete ihn von Mohrungen nach Königsberg, und nun vollends überfluthete die Fülle von Anregungen, welche die Lectüre und die Vorlesungen, sowie die Lehrstunden ihm boten, alle vorgenommene Ordnung: die leeren Seiten bedecken sich mit bunt durcheinanderlaufenden Notizen, Excerpten und Studien aller Art, mit Gedankenskizzen, Ueberschriften — und vor Allem mit Versen, an denen fortwährend gestrichen und geändert wird. Das Heft ist später von Königsberg auch nach Riga mitgenommen worden und muß noch immer neben inzwischen angelegten anderen, die in gleicher Weise angefüllt werden, mit jedem bisher unbesetzten Plätzchen dienen — bis es gar umgekehrt, auf den Kopf gestellt und von hinten nach vorne beschrieben wird. Da wird, wie in einer Rumpelkammer, brauchbarer Hausrath neben abgelegtem Takel zusammengehäuft und bei zunehmender Enge das neu Hinzukommende bald hier, bald da untergestopft. Immer zwar wird wieder einmal ein Anlauf zu einer besseren Einrichtung genommen: aber auch die gelegentlich versuchte chronologische eines Tagebuches nur eine kleine Strecke weit festgehalten.

Es leuchtet ein, wie sehr eine solche Beschaffenheit die Benutzung dieser Studienhefte erschwert, und wie dieselben namentlich für sich allein, ohne anderweitige Indicien, zu einer bestimmten Ansicht über die Zeitfolge und den Gang der Studien Herders nicht verhelfen können. Es ist genug, daß wir daraus im Allgemeinen eine Anschauung von seiner Vielthätigkeit, von dem

reichen Wechsel seiner Lectüre, von dem Durcheinander seiner Arbeiten und Beschäftigungen gewinnen, daß wir etwas wenigstens von der Methode oder Unmethode seines Lesens, Lernens und Nachdenkens sehen, am meisten endlich in die nichts weniger als elegante Werkstätte seiner Dichterei einen Einblick erlangen. Unverkennbar ist sogleich wieder das Streben nach einer regelmäßigen und fruchtbaren Studirmethode. Zu wiederholten Malen finden sich Winke über die Art, wie man am zweckmäßigsten lesen müsse; den aus Gellerts vermischten Schriften ausgeschriebenen Rath, das Gelesene einer Zergliederung zu unterwerfen, „so fleißig als wenn man selbst schriebe", hat sich der junge Studiosus unterstrichen, und getreulich hat er ihn auch bis auf einen gewissen Punkt befolgt. Seine Auszüge suchen meist den Aufsatz, das Buch, um das es sich handelt, in strenger Gedankenfolge wiederzugeben: — nur daß sein rasch fertiger Geist oder seine Ungeduld selten bis ans Ende vorhält, so daß diese Aufzeichnungen fast durchaus einen fragmentarischen Charakter behalten. Zu noch strengerer Ordnung möchte er sich gern zwingen, so oft er eigene Entwürfe niederschreibt. Diese Schemata, die ihm für alle seine Ausarbeitungen unentbehrlich waren, die ihm die logisch-scholastische Gewohnheit der von der Wolfschen Philosophie beherrschten Zeit nahe legte, erscheinen, — in der Regel mehr als einmal umgeschrieben und beim Umschreiben erweitert oder verändert, — oft bis ins Kleinste gegliedert; aber sie stellen, genauer betrachtet, doch mehr ein äußerliches Gerüst für den Reichthum der zuströmenden Gesichtspunkte dar, als daß sie wirkliches Talent für scharfe logische Eintheilung verriethen.

„Der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Beflissenen" unterzeichnet sich Herder in dem an den Mohrunger Magistrat gerichteten Bittgesuch um ein Zeugniß; als Theolog hatte er sich immatriculiren lassen — allein gerade seinen theologischen Fachstudien genauer nachzugehen, fehlen uns die Mittel so gut wie gänzlich. Was ihm die Universität in dieser Beziehung bot, war theils unbedeutend, theils nichts Neues. Von Kyples alttestamentlicher Exegese, die nicht über die Genesis und die historischen Bücher des A. T.'s hinausging, hat er schwerlich viel profitirt. Arnoldt las Moraltheologie und Homiletik, Lilienthal Kirchengeschichte, Dogmatik und Pastoraltheologie[1]: beide Männer jedoch gehörten derselben Richtung an, die er bereits auf der Schule, sowie durch Willamovius und Trescho kennen zu lernen ausreichend Gelegenheit gehabt hatte. Es war die Richtung einer durch den Geist des Pietismus gemilderten, die Mittel formeller Verständigung der Wolfschen Philosophie entlehnenden Rechtgläubigkeit. Eben jetzt arbeitete Arnoldt an seinen „vernunft- und schriftmäßigen Gedanken von den Lebenspflichten der Christen" — einem Lehrgebäude von fast zweitausend Paragraphen, welches Hamann so treffend wie beißend charakterisirt, wenn er ihm nachrühmt, daß es sich auf

[1]) Das Obige nach Ausweis der Königsberger Vorlesungsverzeichnisse.

einen Zusammenhang gründe, „der desto strenger zu sein pflegt, je willkürlicher er ist“[1]). Bedeutender und gelehrter war Lilienthal. In der Mitte der Vierziger stehend, wirkte derselbe, getragen von der Achtung und Zuneigung der studirenden Jugend, kräftig und erfolgreich in seinen Vorlesungen, während er seine Gelehrsamkeit in zahlreichen Programmen über die Theopneustie und vor Allem in einem vielbändigen Werke entfaltete, welches „die gute Sache der göttlichen Offenbarung“ wider die Feinde derselben erweisen und retten wollte. Von ihm, scheint es, hat Herder am meisten für seine theologische Bildung gelernt, von ihm die dauerndste Anregung empfangen; ihm bewahrte er eine dankbare Erinnerung, und noch in den theologischen Briefen vom Jahre 1780 (I, 61) verweist er den angehenden Theologen, den er belehren will, an diesen, nur vielleicht zu genauen und pünktlichen „Retter der heiligen Schrift“, nennt er dessen Werk „eine Bibliothek von Meinungen für und wider, ein Meer von Gelehrsamkeit und Uebersicht der Einwürfe und ihrer Antworten“. Eine ganze Strecke, ohne Zweifel, ist der junge Herder in dem Gleise dieser apologetischen, zwischen Vernunft und Offenbarung vermittelnden Theologie ohne Gewissens- oder Gedankenscrupel mit gegangen; manche Aufzeichnung in seinen Studienheften, in denen den Einwürfen gegen die Kirchenlehre Punkt für Punkt in gut scholastischer Manier eine responsio entgegengesetzt wird, lassen deutlich die Methode seiner Lehrer erkennen. Andere Blätter freilich verrathen, daß er sich keinesweges mit dem begnügte, was die Vorlesungen ihm boten. Ein so eifriger Leser, wie er war, ließ sich natürlich die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Litteratur nicht entgehen. Die Abweichungen, die sich ein Heilmann in der Dogmatik von der gebundneren Haltung seines Lehrers S. J. Baumgarten gestattete, waren unserem jungen Theologen eben recht. Vor Allem aber fanden die ketzerischen Grundsätze Semlers, des großen Hallischen Neuerers, bei ihm Eingang. Wie stark seine Kirchengläubigkeit erschüttert oder vielmehr erweicht war, auf wie unsicheren Füßen, trotz Lilienthal, sein Offenbarungsglaube stand, wie völlig er allmählich von der neuen, außer durch Semler, durch Ernesti und Michaelis vertretenen Richtung ergriffen wurde, die in der geschichtlichen Betrachtung, in Kritik und Auslegung der Bibel die unerläßliche Grundlage für die Gestaltung des Dogmatischen erblickte — davon werden uns gleich die Anfänge seines eigenen schriftstellerischen Auftretens überzeugen.

So empfänglich aber für die liberalen Strömungen in der Theologie war er nicht zum wenigsten deshalb, weil seine geistigen Interessen weit über das theologische Fachstudium hinaus ragten. Den Geschmack für die Alten und die Antheilnahme an dem jungen in unserer Poesie und schönen Litteratur sich regenden Leben hatte er schon von Mohrungen mitgebracht: — den Sinn für Philosophie, von der er auf der Schule nur die Schale kennen ge-

[1]) Hamanns Schriften III, 251.

lernt, erschloß ihm erst die Universität. Die physikalischen Vorlesungen, die er bei Teske hörte, die mathematischen, die er nach Böttigers Angabe bei Buck gehört haben soll[1]), alle, auch die theologischen, treten an Bedeutung weit zurück hinter den philosophischen bei Magister Kant. Es ist die Regel, daß gerade die begabteren Jünglinge auf der Universität von einem einzelnen hervorragenden Lehrer mehr Anregung und Direction empfangen als von allen übrigen zusammengenommen. Das Handwerk und der Schlendrian war in Königsberg von Vielen, der Geist von Einem vertreten. Obgleich noch immer und noch bis zum Jahre 1770 Privatdocent, überstrahlte doch Kant durch die Fülle seines Wissens, den Reichthum und die Selbständigkeit seines Geistes, sowie durch die fesselnde Kraft seines Lehrvortrages alle seine Collegen. Kein Mitglied der engeren Facultät, war er eine ganze Facultät für sich allein. Und eben er, je länger je mehr der eigentliche Stern der Albertina, wurde dem jungen Herder zum Leitstern. Daß derselbe Kants Schüler war und den Umgang Kants genoß — in dieser Einen Thatsache liegt nahezu die ganze Bedeutung beschlossen, welche die Königsberger Universitätsstudien überhaupt für ihn gehabt haben.

Durch Kanter doch wohl war der junge Studiosus dem ihm befreundeten Docenten empfohlen worden, und dieser, der rasch die Gaben und den Eifer des Empfohlenen erkennen mochte, ließ ihn seine Vorlesungen unentgeltlich hören. Dieselben erstreckten sich auf Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Mathematik und physische Geographie. Herder hörte sie, wie er uns selbst sagt[2]), sämmtlich, mehrere zu wiederholten Malen. Es war am 21. August 1762, als er zum ersten Mal in des Magisters Auditorium saß. Sein Studienheft verzeichnet nicht allein das Datum, sondern auch den Inhalt des Vorgetragenen. Nahe dem Schlusse des Semesters und der Metaphysik, discutirte Kant die Frage, ob außer unserer Seele noch andere Geister anzunehmen seien. Mit behaglicher Ironie kritisirte er, unter Beibringung manches ergötzlichen Geschichtchens den Aberglauben an Kobolde und Poltergeister, an Gespenster, an Zauberei und Teufelsspuk. Er bewies, wie im Nothfall überall eine natürliche Erklärung des vorgeblichen Spukes vorzuziehen sei, und zeigte sich geneigt, auch die neutestamentlichen Geschichten von Besessenen mit dem Dr. Semler auf ein von Jesus und den Aposteln geschontes jüdisches Vorurtheil zurückzuführen. Aehnlich, wie später in den „Träumen eines Geistersehers", erörterte er daneben das Problem, ob Geister nothwendig auch Körper haben; von der allgemeinen Geisterlehre aber, der Pneumatologie, machte er demnächst den Uebergang zu dem höchsten Geiste und damit zur theologia naturalis. Die theologia revelata zwar — so bekam unser

---

[1]) Die Angaben Böttigers, Lit. Zustände und Zeitgenossen I, 128, sind ersichtlich ungenau.

[2]) Kalligone I, XX.

junger Theolog zu hören — nehme den Satz vom Dasein Gottes ohne Demonstration an; allein die Erörterung der Vernunftbeweise diene dem Interesse der Religion selbst, indem sie würdige Begriffe von Gott herbeiführe, der Freigeisterei entgegenwirke und mit der Ausbildung der intellectuellen Kräfte auch der moralischen Bildung Vorschub leiste.

Von Stund' an wurde Herder der eifrigste Zuhörer des geistvollen Philosophen. Kant war es, durch den ihm die Philosophie, wie er einmal in einem Briefe an Eichhorn[1]) sagt, „das Lieblingsfeld seiner Jugend wurde". Mit jugendlichem Enthusiasmus fühlte er sich in eine ganz neue, höhere Region versetzt; mit der äußerlichen Befreiung aus seinem bisherigen gedrückten Zustande ging eine erhebende Erweiterung seines Gesichtskreises Hand in Hand. Apoll hat ihm die frühere Fessel abgenommen; „mein Erdenblick ward hoch — Er gab mir Kant"! „Und weiß beglänzet", so führt er ein andermal dieselbe Betrachtung in seinen poetischen Selbstgeständnissen aus:

— und weiß beglänzet sah
Ich Tempes Musentänze, schwang den neuen,
Den güldnen Hut — und hörte Kant! und wagte
Mit halber Zung' ein neues Lied!
Und irrte seitwärts Baco nach[2])!

Das Hören Kants, das sagen uns diese Verse, machte entschieden Epoche bei ihm. Wie tief sich der Eindruck eines solchen Lehrers und solcher Lehrstunden ihm eingrub, dafür liegt das beste Zeugniß vor in jener oft citirten Stelle in der sechsten Sammlung der Humanitätsbriefe. Denn diese Stelle, geschrieben zu einer Zeit, in welcher die Ansichten beider Männer bereits feindlich gegen einander gestoßen waren, ist sichtlich aus lebendiger Erinnerung der einst empfangenen Eindrücke heraus entworfen. „Ich habe das Glück genossen", heißt es[3]), „einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings — —. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Um-

---

[1]) Von und an Herder [Düntzer C.] II, 312.
[2]) S. die Jugendgedichte, SW. I, 1, 187 und 227.
[3]) A. a. O., S. 172.

gang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Secte, kein Vortheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant: sein Bild steht angenehm vor mir". Die Wärme, die aus diesen Zeilen für den ehemaligen Lehrer redet, muß einst Glühhitze gewesen sein. So zeigt sie sich in den hyperbolischen Ausdrücken, die der Jüngling am Schlusse eines über Vorwelt, Gegenwart und Nachwelt schwerfällig grübelnden Poems gebraucht. Wenn, sagt er [1]), die Zeit einst nach zertrümmertem All ihren Liebling ihrer Brust eingraben, wenn sie dann mit den Phönixschwingen sich ein Feuer fachen werde, —

so brenne, der Ewigkeit Nacht unüberglänzbar zu leuchten
Auch dein Name, Kant!

Das war damals die gewöhnliche Temperatur seines Empfindens, Kant gegenüber; denn mit ganz ähnlichen Versen feiert er den „Göttlichen" am Schlusse der Zuschrift, mit der er ihm ein metaphysisches Exercitium überreicht, einen „Versuch über das Sein", welcher nur Gedanken entwickeln will, von denen die Prämissen in des Lehrers Worten enthalten seien.

In fast verloschener Schrift findet sich noch heut das anderthalb Bogen starke Manuscript unter Herders Papieren, und wir haben darin, sowie in einigen anderen, weniger zusammenhängenden Blättern, meist gleichfalls metaphysischen Inhaltes, einen Beweis für den eingehenden Ernst und die Arbeit, die er auf das Verstehen und Verarbeiten des Gehörten wendete; wir bekommen dadurch unmittelbar bestätigt, was Herder selbst und was seine damaligen Commilitonen uns über sein Verfahren berichten. Es war, erzählen sie, seine Gewohnheit, zu Hause Worte und Ausdruck des philosophischen Vortrages zu ordnen, so daß das Geschriebene den Freunden mitgetheilt und dann zum Gegenstande verständigender Besprechung gemacht werden konnte.

Aber nicht bloß aufs Durchdenken und Klarmachen war der Lehrling bedacht. Die einfach große Manier, in welcher Kant die höchsten wissenschaftlichen Fragen behandelte, fachte die dichterische Flamme des Jünglings an. Er setzte, nach dem Vorbilde der Haller, Uz und Creuz die Themata der Metaphysik in seiner so vorzugsweise für das Erhabene gestimmten Seele in Poesie um, er begleitete die Prosa des Lehrers mit gewagten dithyrambischen Accorden. Einst, so erzählt einer seiner Mithörer [2]), als Kant mit besonderer Geisteserhebung über Zeit und Ewigkeit sich ergangen hatte, war Herder so mächtig davon ergriffen worden, daß, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete — „dunkle und rauhe Verse", wie er sie selbst

---

[1]) LB. I, 1, 199.
[2]) Kriegsrath Bock, LB. I, 1, 135.

nachmals bezeichnete [1]), die aber Kant an den Ton seiner Lieblingsdichter, Haller und Pope erinnerten; denn mit lobpreisendem Feuer las er am folgenden Morgen das Gedicht seines Zuhörers im Auditorium vor. Gerade dieses Gedicht scheint verloren zu sein. Denn verschieden davon ist doch wohl das in zahlreichen Ansätzen handschriftlich erhaltene „über den Menschen", welches gleichfalls Kant mitgetheilt wurde, und gleichfalls demnächst von dem Dichter — als „das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens" — verurtheilt wird [2]). An anderen Proben jedoch solcher schwerfällig erhabenen, mit philosophischen Gedanken ringenden Dichtweise ist in dem gedruckten und ungedruckten Nachlaß Herders kein Mangel. Gerade auch das Thema Zeit und Ewigkeit wird wiederholt in unvollendeten Versen gestreift, während wieder andere poetische Versuche, wie namentlich der mit der Ueberschrift Theodicee, vom November 1763 (LB. I, 1, 200), an die Kantschen Vorstellungen vom Weltgebäude erinnern, wie sie die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" entwickelt hatte.

So kreuzten sich in der Seele des Jünglings Poesie und Philosophie. Diese poetischen Paraphrasen philosophischer Ideen sind für sich selbst der beste Beweis, daß die reine Beschäftigung mit abgezogenen Begriffen ihn nicht ausfüllte, ihn auf die Dauer nicht befriedigen konnte. Sehr glaublich daher, daß, wie die Verfasserin der „Erinnerungen" aus dem Munde ihres Gatten berichtet — sehr glaublich, daß er nach mancher metaphysischen Vorlesung mit einem Dichter oder mit Rousseau oder einem ähnlichen Schriftsteller ins Freie geeilt sei wie zur Erholung von der anspannenden Kopfarbeit, die jene Stunden ihm auferlegten. Auch das wird im Allgemeinen seine Richtigkeit haben, daß er den verehrten Lehrer am liebsten über Astronomie, physische Geographie, überhaupt über die großen Gesetze der Natur reden gehört und daß er hieran mehr Gefallen gefunden habe als an dessen Metaphysik. Nur Ein zusammenhängendes Heft aus Herders Studienzeit ist in seinen Papieren vollständig und in sauberer Fassung erhalten —: es ist ein Heft über die von Kant vorgetragene physische Geographie. Diese Kantschen Vorträge hat er ohne Zweifel im Sinn, wenn er in einer seiner Weimarer Schulreden sich der Erinnerung an die Zeiten „aus der Morgenröthe seines Lebens" überläßt, „da meine Seele," so sagt er, „diese Kenntniß zuerst empfing, und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entrückt ward."

---

[1]) An Kant, LB. I, 2, 299.

[2]) Scheffner an Herder, LB. I, 2, 283 und Herder an Scheffner 290. Ein Fragment daraus flocht Herder 1765 der unvollendeten Abhandlung ein, die bestimmt war, seine Rigaer Schulrede, über die Grazie in der Schule, weiter auszuführen, LB. I, 2, 66. Wir erweisen dem Dichter einen Dienst, wenn wir es bei dieser Probe und dem in Suphans Anmerkungen SWS. I, 547 Mitgetheilten, bewenden lassen.

Aber andererseits: bildete denn Kants Metaphysik einen so schroffen Gegensatz zu seinen mehr exoterischen Vorträgen? War er denn überhaupt auf dem Katheder jemals der trockne, haarspaltende Grübler, zu dem ihn die „Erinnerungen" — mit Rücksicht offenbar auf seine späteren kritischen Hauptwerke — stempeln möchten? Da, wo Herder in seinem Reisejournal einen vollständigen Unterrichtsplan für eine Schule, wie sie sein sollte, entwickelt, verlangt er auch für die Metaphysik einen Platz — nur, dieselbe soll nicht leere Speculation, sondern „das Resultat aller Erfahrungswissenschaften", die Psychologie z. B. nichts Anderes als „eine reiche Physik der Seele", die Kosmologie nichts Anderes als „die Krone der Newtonschen Physik", sie soll ganz Baconisch gehalten sein. „Ein lebendiger Unterricht darüber," so ruft er aus, und da hören wir, woher diese Forderungen stammten, — „ein lebendiger Unterricht darüber im Geiste eines Kant, was für himmlische Stunden[1])!" Solche himmlische Stunden also waren ihm die Kantschen, waren sie ihm im Durchschnitt alle, die metaphysischen so gut wie die mehr populären. Was ihn fesselte, war immer und überall die Vortragsweise, die Methode Kants, die denn freilich vorzugsweise anmuthig bei den mehr empirischen Disciplinen sich entfalten mochte. Kant allein von allen Universitätslehrern war ihm kein „Pedant"[2]). Ueberall eben zog ihn an dessen Vorträgen das Freie, Weltmännische, Geistvolle, die Verbindung des Abstracten mit dem reichen Stoffe des Concreten an. Er sah und liebte in Kant noch mehr als den Philosophen den vorzüglichen philosophischen Lehrer. Es ging ihm, wie es den Zeitgenossen überhaupt ging, von denen noch keiner damals ahnte, daß von dem kleinen Königsberger Magister ein ganz neues Licht für die Philosophie ausgehen werde. Noch waren die Schriften Kants verhältnißmäßig wenig beachtet, noch überstrahlten die Namen der Mendelssohn und Sulzer den seinigen. In diesem durch Kants eigene Bescheidenheit genährten Vorurtheil war begreiflich auch Herder befangen. Schade, daß die durch Hamann für die Königsberger Zeitung ihm zugedachte Besprechung von Mendelssohns und Kants Concurrenzschriften über die Evidenz[3]), von denen die erstere den Preis, die zweite nur das Accessit erhalten hatte, nicht zu Stande gekommen ist! Auch die spätere Absicht, in der Fortsetzung der Litteraturfragmente Kants jugendliche Schriften, da sie noch nie würdig und ausführlich recensirt seien, „in mehrerer Klarheit darzustellen", und zu zeigen, daß Mendelssohn in seiner Recension von Kants „Einzig möglichem Beweisgrund" den Verfasser offenbar nicht verstanden habe, hat er leider nicht ausgeführt[4]). Wenn er jedoch in den nächsten Jahren wiederholt klagt, daß „der Weg der wahren Weltweisheit verstäubt sei", so nennt er nicht Kant, sondern Wolf und Baumgarten, Kästner und Reimarus

[1]) LB. II, 214, 215.
[2]) An Hamann, LB. I, 2, 178.
[3]) Hamann an Lindner, Ham. Sch. III, 227.
[4]) Herder an Scheffner, LB. I, 2, 240.

und Sulzer und Moses als die Vertreter dieser wahren Weltweisheit [1]), und nur mit einem schüchternen Vielleicht deutet er 1774 in einem für die Königsberger Zeitung bestimmten Aufsatz die Meinung an, daß Kant mehr sein dürfte als Sulzer und Moses [2]). Daß seine volle Sympathie und sein ganzes Interesse eben nur der philosophischen Manier und dem schriftstellerischen Ton seines Lehrers galt, zeigt endlich am bestimmtesten die einzige Recension, die er wirklich über ein Kantsches Werk, über die „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik", im Jahre 1766 in die Königsbergische Zeitung lieferte [3]). Er hält sich da — zu einer Zeit allerdings, da er dem unmittelbaren Einfluß Kants schon entrückt war — völlig berechtigt, gegen die Hypothesen des Lehrers Einwendungen zu erheben, Einwendungen, welche freilich wenig bedeuten oder gar auf Mißverstand beruhen: ganz erfüllt dagegen ist er von der „feinen und einnehmenden Art des Vortrags", von der „treuherzigen Laune zu erzählen und zu philosophiren, welche Sätze unter Meinungen und Zweifel unter Zergliederungen verbirgt und daher sich oft der Laune des Tristram Shandy mit Fleiß und vieler Unterhaltung nähert". Mehr den geistreichen Mann als den Philosophen preist er, wenn er ihn (mit einem Seitenblick, scheint es, auf den „Versuch über die Krankheiten des Kopfes") einen „großen Beobachter in der Pathologie unserer Seele" nennt, und (mit Rücksicht offenbar auf die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels") von seiner „schöpferischen philosophischen Einbildungskraft" spricht. Dem Sokrates endlich stellt er ihn an die Seite, weil er „den glücklichen analytischen Weg gehe, immer *κατ' ἄνθρωπον* zu philosophiren". Natürlich keine von den Schriften des Lehrers aus jener Periode hatte er sich entgehen lassen, wie sich denn von der „über die Deutlichkeit der Grundsätze &c." und von dem „einzig möglichen Beweisgrund &c." Auszüge in seinen Königsberger Studienheften finden: — aber seine Lieblingsschrift war gerade die, welche von Metaphysik nichts enthält, waren die, seinen ästhetischen Interessen am nächsten liegenden „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen". Stellen aus dieser Schrift sind seinem Gedächtniß fortwährend gegenwärtig [4]). Mit Rücksicht auf sie zählt er zu wiederholten Malen Kant neben einem Moses und Sulzer, neben Winckelmann und Burke als Autorität für die Aesthetik auf.

---

[1]) Viertes KW. LW. I, 3, b, 444 und an Nicolai, bei Düntzer A, II, 214. Auch in dem Entwurf SWS. I Einl. S. xxxv bemerkt Suphan das Fehlen von Kants Namen.

[2]) S. „Wiedergefundene Blätter zu Herders Schriften". Im neuen Reich 1873, II, 525.

[3]) St. 125 SWS. I, 125 ff.

[4]) Fragmente I, 60; II, 254 („ein Philosoph"); in der zur Fortsetzung der Fragmente bestimmten Abhandlung über das deutsche Theater, LW. I, 3, a, 48 („ein Schriftsteller von philosophischer Denkart" mit Beziehung auf die „Beobachtungen" Kants Werke, nach der ersten Ausgabe von Hartenstein VII, 425); Viertes KW. LW. I, 3, b, 451 und 486; KW. II, 136; Kalligone III, 15.

Auch Kants „werdende Moral“, von der dieser ihm nach Riga hin Nachricht gegeben, stellte er sich als ein Werk vor, welches das Gute analog behandeln werde, wie jene Schrift das Schöne und Erhabene[1]). Auf Grund der Letzteren ertheilt er dem Verfasser seine schönsten Lobsprüche; im Gegensatz gleichsam zu den eigentlichen, zünftigen Philosophen ist ihm derselbe „ganz ein gesellschaftlicher Beobachter, ganz ein gebildeter Philosoph, ein Philosoph der Humanität und in dieser menschlichen Philosophie ein Shaftesbury Deutschlands“, — ein Philosoph, wie er ein andermal sagt[2]), „dessen Humischer Ton zu philosophiren ihm vorzugsweise gefalle“. Und neben den „Beobachtungen“ — die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“! Auch diese Schrift, die er gegen Lavater „Kants erstes rechtes Jünglingsbuch“ nennt[3]), citirt er mit Vorliebe und bewahrt sie lange in guter Erinnerung — bis dann freilich zuletzt, bei der zunehmenden Verbitterung gegen Kant, in der Adrastea (III, 258) auch über sie wie über die „Träume eines Geistersehers“ ein verkleinerndes Urtheil gefällt wird.

Um es zusammenzufassen: nicht der damalige Herder, am wenigsten der Studiosus Herder machte den scharfen Unterschied, den die „Erinnerungen“ machen, zwischen Kants Metaphysik und seinen sonstigen Lehren. Kaum machte Kant selber diesen Unterschied: in seiner lebendigen Unterweisung verlor die eigentliche Metaphysik ihre Schwerfälligkeit, bekam alles Wissenswürdige eine Beziehung auf die höchsten philosophischen Fragen. Noch viel weniger stichhaltig aber, noch viel mehr ein Anachronismus ist die andere Vorstellung, die in den „Erinnerungen“ sich geltend macht, als ob der Kant der sechsziger Jahre ein bestrickender Systematiker gewesen sei; und als ob schon damals Herder geflissentlich gegen diese Systematik sich gewehrt habe. Herder selbst hat diese schiefe Vorstellung zu einer Zeit zu erwecken gesucht, in der nun allerdings von einem Kantschen System geredet werden konnte; sie verdankt ihren Ursprung der Leidenschaft, mit der er nun dieses System befehdete. Es ist in der Vorrede zur „Kalligone“ vom Jahre 1800, wo er abermals auf sein einstiges Verhältniß zu Kant zurückkömmt, und zwar (wie richtig bemerkt worden ist)[4]) in der unverkennbaren Absicht, die frühere Aeußerung über Kant in den „Humanitätsbriefen“ einzuschränken und abzuschwächen. Im Wesentlichen zwar wiederholt der Vorredner das dortige Lob des Kantschen Lehrvortrags — zugleich jedoch streut er jetzt Züge ein, welche an jener Stelle fehlen. Er bestätigt sein Interesse an den Vorlesungen des Königsberger

[1]) Brief an Kant LB. I, 2, 299.

[2]) In einer handschriftlichen Aufzeichnung eines der Studienhefte, parallel der Stelle KW. II, 136.

[3]) Düntzer A, II, 24, vgl. die Recension des zweiten Theils der Briefe zur Bildung des Geschmacks, Königsb. Zeitung 1766, St. 6, SWS. I, 116. Ideen z. Ph. I, 4 und 10.

[4]) Vgl. Suphan „Herder als Schüler Kants“, Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. IV, S. 233, 234.

Philosophen — nur daß er gleichzeitig seinen Widerspruch gegen dessen nunmehrige kritische Philosophie in die Tage zurückdatirt, in denen die kritische Philosophie noch in den Windeln lag. „Der Jüngling," so erzählt Herder von sich selber, „bewunderte des Lehrers dialektischen Witz, seinen politischen sowohl als wissenschaftlichen Scharfsinn, sein kenntnißvolles Gedächtniß; die Sprache stand dem Redenden immer zu Gebot; seine Vorlesungen waren sinnreiche Unterhaltungen mit sich selbst, angenehme Conversationen. Bald aber merkte der Jüngling, daß, wenn er sich diesen Grazien des Vortrags überließe, er von einem feinen dialektischen Wortnetz umschlungen würde, innerhalb welchem er selbst nicht mehr dächte." Strenge habe er es sich daher auferlegt, nach jeder Stunde das sorgsam Gehörte in seine eigene Sprache zu verwandeln, keinem Lieblingswort, keiner Wendung seines Lehrers nachzusehen und eben diese geflissentlich zu vermeiden. Eben darum habe er mit dem Hören das Lesen der bewährtesten Schriftsteller alter und neuer Zeit, eines Plato, Baco, Shaftesbury, Leibnitz verbunden und so sich die geistige Beweglichkeit und Unbefangenheit bewahrt, dergestalt, daß er sich „nie freier und ferner vom System seines Lehrers gefühlt habe, als wenn er dessen Witz und Scharfsinn scheu ehrte". — Es ist in dieser Darstellung des Richtigen gerade genug, um erklärlich zu machen, wie Herder sie niederschreiben konnte, ohne das Bewußtsein einer absichtlichen und groben Fälschung zu haben. Denn das freilich ist überreichlich bezeugt, daß er selbständig, um sich klarer darüber zu werden, den Vortrag des Lehrers ausarbeitete, daß er daneben die Schriften anderer Philosophen studirte [1]). Mehr noch. Auch gegen Kant, natürlich, verhielt er sich je länger desto weniger bloß receptiv. Nicht Pindar, nicht Shakespeare — gewiß, auch Kant sollte ihn nicht „sich selbst entreißen" [2]). Er hörte wie er las, wie er auch die Litteraturbriefe, auch die Schriften Winckelmanns und Lessings und Hamanns, die Schriften der Männer las, mit denen er am lebhaftesten sympathisirte und die er am meisten als seine Lehrer verehrte: immer enthusiastisch und immer zugleich kritisch, immer über das Gegebene hinausgehend, immer unzufrieden erst mit den Gedanken der Andern und nach einiger Weile auch wieder mit den eigenen Gedanken. Aber auch mit seines Lehrers philosophischem Systeme? Welches wäre denn damals das „System" Kants gewesen? Wer glaubt es dem Herder von 1799, daß er seit mehr als dreißig Jahren die Grundsätze kenne, aus denen die Kritik der reinen Vernunft geflossen sei [3])? Und wie stimmte es auch nur zu dem

---

[1]) Zu ausführlicher Prüfung veranlassen ihn z. B. Sulzers Anmerkungen zu der Uebersetzung von Humes „Philosophischen Versuchen über die menschl. Erkenntniß". Die vergilbten Blätter, vielleicht im Zusammenhang mit der Abhandlung über das Sein niedergeschrieben, stellen die Ansichten des englischen und des deutschen Philosophen einander gegenüber, um dann zwischen beiden abzuurtheilen.

[2]) Vgl. in den Jugendgedichten LW. I, 1, 170 und 194.

[3]) Metakritik, Vorrede I, XVII.

Bilde, welches Herder selbst von der Weise seines Lehrers entwirft, daß irgend eine Gefahr gewesen wäre, durch dessen Vortrag mit einem „dialektischen Wortnetz“ umsponnen zu werden? Die Wahrheit ist: das Mißtrauen gegen alles dogmatische Philosophiren war bei Niemand lebhafter als bei Kant. Soweit war derselbe im Anfang der sechsziger Jahre von allem System entfernt, daß man ihm vielleicht den Mangel fertiger positiver Ueberzeugungen, aber sicherlich nicht irgend welche Neigung zum Schulemachen vorwerfen konnte. An der Wolffschen Metaphysik durch die englische Erfahrungsphilosophie irre geworden, befand er sich gerade in der Zeit, in welcher Herder sein Zuhörer war, auf dem Punkte der äußersten Annäherung an den Skepticismus. Wie er selber ein Suchender war, so ging auch all' sein Unterricht darauf, auch Andere zur Prüfung jeder philosophischen Meinung, zum Suchen der Wahrheit, zum Selbstdenken anzuregen. Die „Nachricht von seinen Vorlesungen“, die er im Jahre 1765 veröffentlichte, giebt von diesem seinem Standpunkt das bestimmteste Zeugniß. Mit allem Nachdruck bekämpft er hier das Vorurtheil, als ob man Philosophie lernen könne, da sich doch nur das Philosophiren lernen lasse; mit dürren Worten spricht er es aus, daß die eigenthümliche Methode des Unterrichts in der Weltweisheit die „zetetische“ sei; auch der Autor, den man bei der Unterweisung zu Grunde lege, müsse nur als eine Veranlassung, selber über ihn, ja sogar wider ihn zu urtheilen, angesehen werden! War derjenige, der dieses Programm aufstellte, ein Mann, gegen den man wie gegen einen philosophischen Netzesteller hätte auf der Hut sein müssen? Würde er nicht vielmehr der Erste gewesen sein, der einen blinden Nachbeter abgeschreckt und zurechtgewiesen haben würde? Das Wenige, was wir von seinem persönlichen Verhältniß zu dem jungen Herder wissen, zeigt, wie hoch er von dem Geiste desselben dachte, wie durchaus er dessen Freiheit ehrte. Er ermunterte die dichterische Anlage in ihm. Er sprach, nach der Lectüre eines Herderschen Gedichts in der Königsbergischen Zeitung, seine Meinung aus, dieses brausende Genie müsse nur abgähren, um dann gewiß mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann zu werden. Der Lehrer wurde zum Freunde. Ausarbeitungen wie die „über das Sein“, in denen Kant seine eigenen Gedanken selbständig ausgeführt und weitergesponnen fand, verschafften dem Schüler das Recht, sich auch mündlich über die Vorlesungen des Lehrers diesem gegenüber auszusprechen. Oft bewegte sich das Gespräch zwischen Beiden um des Letzteren Lieblingsmeinungen [1]), und so einsichtig fand der Aeltere des Jüngeren Urtheil, daß er ihm wohl gelegentlich von seinen Arbeiten etwas in der Handschrift mittheilte, um seine Meinung darüber zu hören. Von schülerhafter Huldigung ging der Jüngling zu herzlicher Verehrung, von schülerhafter Umschreibung des Lehrerwortes zu immer noch schülerhaften Einwürfen, Zweifeln und kritischen Bemerkungen fort. Am An-

[1]) Herder an Lavater bei Düntzer A, II, 24, vgl. Erinnerungen I, 68 (in den SW. zur Phil. Bd. XX.).

fang der Königsberger Lehrzeit wurde der „Versuch über das Sein" geschrieben — anderthalb Jahre nach dem Abschied von Königsberg die Recension der „Träume eines Geistersehers". Bogenweise wie dies Werkchen geschrieben und gedruckt worden, wurde es von dem Verfasser dem jungen Freunde in Riga zugeschickt [1]). Die Recension mit ihren Ausstellungen wie ihrem Lobe darf uns als eine Probe gelten, wie selbständig-unselbständig, wie freimüthig und doch respectvoll der Jünger auch im mündlichen Verkehr je länger je mehr zu dem Meister sich stellte. Und ein Beweis sofort, wie frei von Empfindlichkeit der Letztere war, sind die noch geraume Zeit nach dieser Recension gewechselten Briefe und Grüße. Der leider nicht auf uns gekommene Kantsche Brief muß, neben freundschaftlicher Anerkennung der schriftstellerischen Erstlinge seines jungen Freundes, Erwartungen und Winke, endlich Mittheilungen über die eigenen litterarischen Pläne enthalten haben. Herder aber, in der Antwort an seinen „liebsten, hochgeachteten" Kant [2]), lehnt die Winke des Lehrers nicht ab, er legt sie nur in etwas zurecht; er deutet darauf an, daß er „Zweifel wider manche von dessen philosophischen Hypothesen" habe; er schließt endlich eine Reihe persönlicher Bekenntnisse mit dem Wunsche, daß es ihm vergönnt sein möchte, den lebendigen Umgang mit dem verehrten Manne auch in der Ferne fortzusetzen. Alles in Allem: auf der Seite des Lehrers keine Spur von Eifersucht auf seine Autorität, auf der Seite des Schülers keine Spur von Zurückhaltung oder von ängstlicher Sorge um seine bedrohte Selbständigkeit!

War aber durch Kants eigene liberale Denkart gleich sehr wie durch Herders Eigenart und Selbstgefühl dafür gesorgt, daß der Schüler kein Nachbeter werden konnte, so machte sich darum nicht weniger der Einfluß jenes mächtigen Geistes auf die Gedankenbildung des Jünglings unabweislich und auf lange hin in weitem Umfange geltend. Je eigenthümlicher sich späterhin die Stellung beider Männer zu einander gestaltete, um so wichtiger ist es, das Maß der Abhängigkeit des jugendlichen Herder von Kant festzustellen, und möglichst genau zu ermitteln, wie viel jener für jetzt aus den Schriften und Vorlesungen dieses davon trug. In der Natur der Sache liegt es, daß wir zu diesem Behufe ein wenig vorgreifen, daß wir von den Arbeiten Herders nicht bloß diejenigen, die noch unter Kants Augen entstanden, sondern alles in den sechsziger Jahren Geschriebene zur Betrachtung heranziehen müssen.

Einzelne Anklänge zunächst an Kantsche Aussprüche, Wendungen und Redeweisen, bewußte und unbewußte Reminiscenzen an des Lehrers gedruckte oder ungedruckte Worte finden sich zerstreut überall in den der Königsberger Periode zunächst liegenden Stücken aus Herders Feder. Wie sehr er sich in

---

[1]) An Lavater a. a. O., vgl. Kant an Mendelssohn vom 8. April 1766, Werke, Ausgabe von Rosenkranz XI, 1, 9.

[2]) LB. I, 2, 294 ff.

die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" eingelesen, wurde oben bereits erwähnt. Von dort entnimmt er beinahe wörtlich die Unterscheidung, die er im dritten Bändchen der Litteraturfragmente zu Gunsten Klopstocks zwischen dem Enthusiasten und dem Fanatiker macht, und wiederum mit Kants Bemerkungen stimmen durchaus die Ansichten überein, die er ebendaselbst über Frauenbildung vorträgt [1]). Ganz besonders nahe aber berührt sich mit dem Inhalt der „Beobachtungen" die Wochenblatts-Abhandlung vom Jahre 1766 über die Frage, wiefern die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele sei. Fast sieht es aus, als ob er das Kantsche Werkchen aufgeschlagen neben sich liegen gehabt, als er diese Abhandlung schrieb. Denn nicht nur eine Menge Einzelheiten entnimmt er demselben, sondern auf Kant ruht die ganze Eintheilung des Schönen in mehrere Arten oder Stufen, durch die er die Beantwortung jener Frage hindurchverfolgt [2]). Kant ist zu einem guten Theil seine Quelle — er ist ersichtlich auch sein Vorbild für die schriftstellerische Form, für die Manier der Behandlung. Von dem „Shaftesbury Deutschlands" sucht er hier und nicht hier allein, sucht er namentlich auch in dem zu gleichem Zweck in Angriff genommenen, aber unvollendet gebliebenen Aufsatz über die Verschiedenheit und die Veränderungen des Geschmacks unter den Menschen, zu lernen, wie man Beobachtungen und Thatsachen mit Begriffszergliederungen in zugleich ansprechender und belehrender Darstellung verbinden könne [3]).

Viel wichtiger ist es jedoch, zu verfolgen, wie sich dem Geiste Herders vor Allem die im engeren Sinn philosophischen Ansichten seines Lehrers einprägten, wie im Grunde Alles, was er von Philosophie besaß, mehr oder minder den Kantschen Stempel an sich trug.

Ein System, wie gesagt, war es fürs Erste nicht, wohl aber eine zwischen ganz bestimmten Grenzen verlaufende Gedankenbewegung, in der Kant, suchend und prüfend, mitten inne stand und in die er daher auch seinen Schüler hineinzog. Die Ueberlieferung der Leibnitz-Wolffschen Metaphysik in den Hintergrund gedrängt durch die Erfahrungsphilosophie Bacos und Lockes, gekreuzt durch die kecken Träume Rousseaus, und zersetzt vornehmlich

[1]) Vgl. Fragmente III, 316 mit „Beobachtungen", Kant Werke (ältere Hartensteinsche Ausgabe) VII, 433 Anm. und Fragmente III, 62 ff. mit Kant Werke VII, 407 ff.

[2]) Vgl. die Anführung des Humeschen Urtheils über die geistige Inferiorität der Neger in dem Herderschen Aufsatz SWS. I, 48 mit Kant VII, 435; die Bemerkung über den Ursprung der Männerurtheile über weibliche Schönheiten SWS. I, 50 mit Kant VII, 416; das Wort von den Lilien, die nicht spinnen, SWS. I, 52 mit Kant VII, 429; endlich die ganze Partie SWS. I, 50—53 mit Kant VII, 414 ff. Außerdem Suphan, die Rigischen Gelehrten Beiträge 2c., Zeitschrift für deutsche Philol. VI, 80, 81.

[3]) Siehe die beiden Aufsatzfragmente Nr. 7 und 8 in LB. I, 3, a, 187 ff. Wie Herder, so nennt schon Kant VII, 438 den Geschmack der Menschen einen Proteus, welcher wandelbare Formen annehme. Das ganze Thema jener Aufsätze ist offenbar dem Schluß der Kantschen Schrift entnommen.

rch die scharfsinnigen Zweifel Humes. Diese Elemente gähren bei Kant rcheinander, und schon läßt namentlich die Schrift über Swedenborg erkennen, ß aus der Gährung ein fester Niederschlag sich bilden werde. Dieselben lemente bei Herder, — nur daß sie bei ihm theils verworrener, theils unver- ittelter neben einander liegen, nur daß das Philosophische in seiner Schrift- ellerei nicht als Hauptmasse, sondern als ein hin und wieder eingesprengtes orn auftritt. Und während nun Kant im Laufe der nächsten Jahre aus eser empiristisch-skeptischen Gedankengährung sich zu einer neuen Metaphysik rcharbeitete, die ihren Mittelpunkt in den Tiefen des menschlichen Geistes tte, so kam Herder Zeitlebens über jenes unreife, zwischen entgegengesetzten trömungen umgetriebene Philosophiren nicht hinaus. Ein philosophischer ilettant, blieb er der empiristische Skeptiker mit idealistischen Bedürfnissen, r er einst unter Kants Einfluß geworden war. Das war der Charakter r Philosophie, die er nachmals in seinem großen geschichtsphilosophischen erke, den „Ideen“, vortrug, die er in Anlehnung an Spinoza und Leibnitz einer Welt- und Gotteslehre abzurunden versuchte, die er endlich in ver- endeter Selbstüberschätzung der kritischen Philosophie mit leidenschaftlicher olemik entgegensetzte. Er war und blieb in der Hauptsache, wenn auch mit echselndem Schwerpunkt, ein Kantianer vom Jahre 1765, — um schließlich gen den Kant vom Jahre 1781 die Gedanken, die nur neu gemischten und färbten Gedanken des werdenden Kant zu Felde zu führen.

Um jedoch zurückzukehren in seine Lehrjahre, so zeigt sich der Kantianer nächst in der Achtung, die er für die Schriften A. G. Baumgartens hegte. Um des Reichthums und der Präcision seiner Lehrart wegen“ legte Kant das aumgartensche Compendium seinen metaphysischen Vorträgen zu Grunde; ch für die praktische Weltweisheit diente ihm Baumgarten als Leitfaden, so eilich, daß er daneben auch Shaftesbury, Hutcheson, Hume berücksichtigte [1]. o lieb waren Herder dadurch die Baumgartenschen Compendien geworden, ß er sie noch 1770 auf der Reise bei sich zu haben wünscht [2]. Zu einer chrift über Baumgarten kam ihm der erste Gedanke bereits in Königsberg. r empfiehlt, als er später diesen Gedanken in dem Entwurfe zu einer Schrift n weiterem Inhalt wieder aufnahm, ausdrücklich die Anlehnung des philo- phischen Lehrvortrags an die Baumgartenschen Lehrbücher und wird nicht üde, die zwar trockene, aber genaue Sprache, das schmucklose Gepräge ihres teinischen Ausdrucks zu loben [3].

Allein freilich, die wahre Methode der Philosophie ist ihm eine andere;

---

[1]) Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen, Werke I, 103, 106.

[2]) An Hartknoch LB. III, 26. Vgl. aus späterer Zeit Gott, S. 46 und Humanitäts- iefe VIII, 149, wo nochmals die „seltene, fast ängstliche Präcision“ B.'s gerühmt wird.

[3]) Torso, S. 4; Fragment des Entwurfs zu einer Denkschrift auf Baumgarten, ilmann und Abbt, LB. I, 3, a, 275 ff.; und Von B.'s Denkart in seinen Schriften, ndas. S. 299 ff. (vgl. Fragmente I, zweite Aufl. in SW. zur schönen Litt. I, 188 ff.).

es ist die, welche nicht fertige Gedanken mittheilt, sondern welche denken lehrt und zur Philosophie erzieht —: die Kantische ist es! Kant hat er im Auge, wenn er nach einem Shakespeare der deutschen Philosophie und einem zweiten Sokrates ausblickt [1]). Dies Sokratische Verfahren Kants hatte er in des Lehrers Vorlesungen kennen gelernt: ihm folgte er in der Beschreibung und Rechtfertigung desselben. Gleich im Eingange jener Concurrenzschrift „über die Deutlichkeit der Grundsätze ꝛc." kündigte Kant an, daß er „sichere Erfahrungssätze und daraus gezogene unmittelbare Folgerungen den ganzen Inhalt seiner Abhandlung werde sein lassen". Und sofort hatte er diese analytische Methode im Gegensatz zur synthetischen als die der Weltweisheit und insbesondere der Metaphysik, wenigstens fürs Erste, allein ziemende in Anspruch genommen, da es ihr Geschäft sei, „verworrene Erkenntnisse aufzulösen". Es ist nur das Echo dieser Kantschen Sätze, wenn Herder unzählige Male die analytische Methode als die einzig echte philosophische preist, wenn er sie als die Methode „der philosophischen Erziehung" der „tabellarischen" Wolfs und Baumgartens gegenüberstellt, wenn er fordert, daß der philosophische Vortrag auf der Bahn des gesunden Verstandes frei hin und her treten, daß er vom Bekannten ausgehen, bis zur Definition aufsteigen, von den Begriffen des gesunden Verstandes sich zu Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben und die bloß verständlichen Worte so lange umsetzen müsse, bis sie zu deutlichen werden. „Die Weltweisheit," sagt er, „ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet [2])."

Kant hatte mit der Verwerfung der synthetischen Methode für die Metaphysik sich zugleich gegen die Uebertragung der mathematischen Methode auf die Philosophie erklärt, und als den Grund, weshalb die Mathematik synthetisch verfahren dürfe, den angegeben, daß sie ihre Begriffe in der Anschauung construire. Dasselbe, oder doch nahezu dasselbe sagt Herder, wenn er bemerkt [3]), daß der Gedanke am Worte nicht bildlich klebe, „wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur". Es ist, wie man sieht, eine eigenthümliche Wendung, welche damit den Kantschen Gedanken gegeben wird. Eine litterarische, stilistische Frage, die Frage nach dem Verhältniß von Gedanke und Ausdruck wird auf Grund Kantscher Sätze auf das Gebiet der Philosophie hinübergespielt. Die litterarische Frage war durch die Bemerkung Abbts in den Litteraturbriefen [4]) angeregt, „daß hundert Gedanken am Ausdrucke selber haften und gleichsam kleben". Nach allen Seiten hin verfolgte

[1]) Von B.'s Denkart a. a. O. 319, 320.

[2]) Fragmente III, 110 und vorangehende; Fragmente I, zweite Aufl. SW. zur schönen Litt. I, 197 ff. u. s. f.

[3]) Fragmente III, 107.

[4]) Brief 271, Th. XVII, S. 113.

Herder diese Bemerkung. Er verfolgte sie auch nach der Seite der Philosophie hin, und hier eben war es Kant, dem er die Gesichtspunkte entnahm für die Entscheidung, „wiefern in der Weltweisheit Gedanke am Ausdruck haften müsse“. Nicht sinnlich, so erklärt er, nicht technisch, nicht etymologisch oder grammatisch. Nicht sinnlich. Er beruft sich dafür auf die schon von Baco, Locke und Leibnitz geübte Kritik, aber der **Grund**, daß die Philosophie sich zur Anschauung ganz anders verhalte als die Mathematik, der Satz, daß „abstracte Begriffe nicht anschauend erkannt werden können“, daß es gerade die Aufgabe der Philosophie sei, „sinnlich klar, aber verworren uns mit den Wörtern überlieferte Begriffe klar zu machen“, endlich der Seitenhieb auf eine neuere (die Crusiussche) Philosophie, welche „die Wahrheit wie eine Farbe ansehe“: — das Alles war Kantisch. Kantisch desgleichen das, was er gegen das Technische, d. h. gegen das Philosophiren in Kunstwörtern vorbringt, die Polemik gegen die „gemeine Art, Philosophie zu lehren, eine abgezählte Menge philosophischer Wörter zu erklären“, willkürlich zusammengesetzte Gedanken durch einen Sprachausdruck zu fixiren, wobei man nur lerne, was und nicht wie Andere gedacht haben. Die Auseinandersetzung mündet dann endlich, nachdem auch das „etymologische“ Philosophiren verworfen ist, in die Empfehlung der wahren, der analytischen Methode. Kant hatte diese auch als die physikalische bezeichnet: „die echte Methode der Metaphysik ist im Grunde mit derjenigen einerlei, die Newton in die Naturwissenschaft einführte“. Ganz ebenso wünscht Herder in einem ziemlich früh niedergeschriebenen, jedoch unvollendeten Aufsatz, nachdem er auf gut Kantisch gegen die Verbindung von Mathematik und Philosophie gesprochen: „statt der mathematischen Synthese den Geist der physischen Analyse in der Philosophie“, wünscht, daß „in der Philosophie auf die mathematische Aeone die physische folgen möge“ [1]). Es fehlt eben nur, wenn er hinzufügt, „stat palma in medio“, daß er Kants Namen nenne. Daß er an ihn gedacht, wird man nicht bezweifeln, wenn man sich der schon oben angeführten Stelle aus dem Reisejournal erinnert, wo er einen physisch-metaphysischen Unterricht „im Geiste eines Kant“ für seine Idealschule wünscht.

Den Schlußpunkt nun aber der Auseinandersetzung Herders über das Kleben der Gedanken am Ausdruck und über die analytische als die wahre philosophische Methode bildet eine selbst schon metaphysische Behauptung, ein Satz, der für den damaligen Standpunkt Kants von fundamentaler Bedeutung war, für seinen Schüler in alle Zukunft von fundamentaler Bedeutung blieb. Jenem analytischen Verfahren zufolge nämlich — so wird in den Fragmenten weiter entwickelt — gilt es, den Gedanken von Worten zu entkleiden. Dieser Weg zu philosophiren hat jedoch seine Schranken. Denn es giebt endlich „unzergliederliche Begriffe“, bei denen denn allerdings der Gedanke am Aus-

[1]) Daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen, LW. I, 3, a, 207 ff. 210.

druck kleben bleiben muß, während die Philosophie, die das zergliedernde Klarmachen schon früher einstellte, eine „Philosophie der Faulen" wäre. Ist nun dieser letztere Ausdruck ein von Baumgarten auf Kant übergegangener, so ist jedenfalls die Lehre von den unzergliederlichen Begriffen Kantsches Gut. Jenes metaphysische Exercitium „über das Sein", das ja nur Kantsche Gedanken weiter exponiren will, dreht sich ganz um diese Lehre. Da nämlich wird in der Einleitung zunächst die Lockesche Ansicht bekämpft, daß alle unsere Begriffe uns von außen kämen, indem auf das von dem gewöhnlichen Vorstellungsvermögen noch zu unterscheidende Bewußtsein hingewiesen wird, welches den eigenthümlichen Vorzug des menschlichen vor dem thierischen Denken ausmache. Sofort wird darauf der Begriff des Seins, und zwar einmal als isolirter, sodann als bezogener, als Glied eines Satzes, untersucht, und so das Resultat gewonnen, daß das Sein der oberste, schlechthin unzergliederliche Begriff sei [1]). Derselbe theile sich in das Ideal- und das Existentialsein. Keiner von beiden sei aus dem anderen erklärlich, und ebendeshalb habe ebensowohl Cartesius mit seinem: Ich denke, darum bin ich, wie Crusius mit seinem: Ich bin mir bewußt, darum bin ich, Unrecht, sei jeder Schluß vom Ideal- aufs Existentialsein falsch. Der junge Studiosus hatte alle diese Weisheit in des Magisters Auditorium aufgelesen. Ganz so wie Herder in jener Schülerarbeit, setzt Kant in der Schrift „von der falschen Spitzfindigkeit rc." [2]) den Vorzug der menschlichen vor der thierischen Natur in das Bewußtsein, in das Vermögen zu urtheilen oder „seine eigenen Vorstellungen zum Objecte seiner Gedanken zu machen". Auf dem Satze hinwiederum, „daß das Dasein selber kein Prädicat sein könne", beruht Kants ganze Polemik gegen den gewöhnlichen ontologischen Beweis in der Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration für das Dasein Gottes". Im Zusammenhange damit erklärt er in eben dieser Schrift [3]), daß es „unauflösliche" und „beinahe unauflösliche" Begriffe gebe. Von hier aus kritisirt er die Wolf-Baumgartensche Definition des Daseins, daß es eine „Ergänzung der Möglichkeit" sei. Es ist ihm das eine bloße nichtssagende Nominalerklärung; ebenso die Wolfsche Definition des schlechthin Nothwendigen und des Zufälligen, wogegen er vielmehr auf eine Realerklärung dringt. Alles das findet sich bei Herder wieder, wenn er in dem Fragment „Von Baumgartens Denkart" die Baumgartenschen Nominaldefinitionen in ihrer Blöße darstellt, wenn er insbesondere das „negative Nichts" mit Gründen bekämpft, die an Kants „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen", erinnern [4]). — Von Neuem stoßen wir bei Kant auf den Satz, daß es unvermeidlich sei, in der

[1]) Ebenso in den handschriftlichen Blättern, in denen Hume und Sulzer einer Prüfung unterworfen werden.

[2]) Werke I, 17 Anm.

[3]) VI, 23.

[4]) LB. I, 3, a. 321 ff.

Zergliederung auf unauflösliche Begriffe zu kommen, in der Schrift „von der Deutlichkeit der Grundsätze &c.", und zwar heißt es hier, daß es sehr viele derartige Begriffe gebe, „unzergliederliche Begriffe des Wahren", und ebenso ein „unauflösliches Gefühl des Guten" [1]). Bestimmter, aber, wie wir zuverlässig annehmen dürfen, auf Grund von Auseinandersetzungen, die Kant in seinen Vorlesungen gegeben hatte, redet Herder in dem angezogenen Abschnitt der Fragmente (III, 111. 112) davon, daß unter dem Begriffe des Seins drei unzergliederliche Begriffe, nämlich Raum, Zeit und Kraft, ebenso unter dem Begriffe des Denkens der Begriff des Schönen und des Guten enthalten sei. „Je mehr sich", heißt es gleich am Anfang der noch in Königsberg geschriebenen Odenabhandlung [2]), „die Lehren der ganzen Weltweisheit der Erfahrung und den subjectiven Begriffen des Seins nähern: desto gewisser werden sie zwar, aber auch desto unerklärlicher; die Unzergliederlichkeit der ästhetischen Grundsätze scheint ebenso zu wachsen, je mehr sie zur Empfindung des Schönen absteigen."

Wir stehen damit im Mittelpunkte der damaligen Gedankenarbeit Kants, an dem Punkte, wo er, voll von der englischen Erfahrungsphilosophie, die Nichtigkeit der Wolffschen Metaphysik klar erkannte und nun gegen diese eine ähnliche Skepsis richtete, wie Hume gegen alle, auch gegen die auf sensualistischen Voraussetzungen ruhende Metaphysik seiner Landsleute. Wir stehen an dem Keimpunkte seines nachherigen Kriticismus [3]). Nicht, daß er wie Hume die Nichtigkeit jener metaphysischen Begriffe behauptet, daß er sie für Truggebilde erklärt hätte, die sich als solche nachweisen ließen; — nicht das, sondern nur ihre Unauflöslichkeit behauptete er, nur von der Nichtigkeit der Wolffschen Nominalauflösungen war er überzeugt; er blieb nach wie vor „verliebt in die Metaphysik", aber er resignirte sich, daß es Grenzen gebe, über welche die metaphysische Analyse nicht hinausdringen könne. Diese Grenzen, vielleicht die Gründe dieser Grenzen zu bestimmen, im Uebrigen aber über deren Unübersteigbarkeit sich damit zu trösten, daß das Erkennbare, diesseits der Grenzen Gelegene, Alles enthalte, was uns als Menschen zu wissen nützlich sei: auf diese Gesichtsweite beschränkten sich für jetzt die philosophischen Aussichten des großen Denkers.

Und wo suchte er einstweilen jene Grenzen, welches waren ihm, anders gesagt, die unzergliederlichen Begriffe?

Außer dem Begriffe des Daseins wird namentlich Ein Punkt immer wieder als ein solcher Endpunkt der Erkenntniß hervorgehoben — eben der,

---

[1]) Werke I, 71, 93.

[2]) LW. I, 3, a, 61.

[3]) Man kennt die Darstellung der Entstehungsgeschichte der kritischen Philosophie in K. Fischers Geschichte der neueren Philosophie. Daß darin die Uebereinstimmung Kants mit Hume zu unbedingt angenommen wird, muß man Paulsen (Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnißtheorie S. 47 ff.) zugeben; die von diesem als zweifelhaft hingestellte volle Bekanntschaft Kants mit Hume ist jedoch schon durch die Herderschen Papiere zweifellos beglaubigt.

an dem sich die Skepsis Humes am erfolgreichsten versucht hatte. Schon in dem Versuch über die negativen Größen findet sich am Schlusse das Eingeständniß des Verfassers, daß er nicht wisse, wie „etwas aus etwas Anderem, aber nicht nach der Regel der Identität fließe“. „Wie,“ heißt es desgleichen in den „Träumen ꝛc.“, „wie etwas könne eine Ursache sein oder eine Kraft haben, ist unmöglich jemals durch Vernunft einzusehen.“ „Die Möglichkeit einer Kraft der Zurückstoßung,“ heißt es ebendaselbst, „die man den materiellen Kräften vindiciren muß, ist niemals zu begreifen.“ „Die ersten Verhältnisse der Ursachen und Wirkungen können nicht weiter deutlich gemacht werden“ — als ein in der Erfahrung Gegebenes, nicht weiter Analysirbares sind alle Kräfte hinzunehmen [1]).

Herder, wie wir bereits hörten, fügt zu dem Begriffe der Kraft oder der Ursache noch den von Zeit und Raum hinzu. Und in nichts ist er sich gleicher geblieben. Nicht allein, daß er unendlich oft bis in seine spätesten Schriften den von Kant gelernten Satz wiederholt, daß wir schlechterdings nicht wissen, was das innere Wesen der Kraft sei: immer auch kehren die drei Begriffe Zeit, Raum und Kraft als zusammengehörige, gleichartige bei ihm wieder [2]). Bedenkt man nun, daß bei Kant später Raum und Zeit als die geisteseigenen Formen unseres sinnlichen Erkennens auftreten, und daß der Begriff der Ursache die wichtigste Rolle unter den Stammformen des Verstandes spielt, so werden wir es vollkommen wahrscheinlich finden, daß diese Triplicität in Kants Vorlesungen der sechziger Jahre bemerkenswerth hervortrat. Aus Kants Munde und unter Berufung auf ein älteres Kantsches Vorlesungsheft wird uns zum Ueberfluß diese Thatsache von einem seiner Schüler ausdrücklich versichert [3]).

Wie dem aber sei, wie wenig für Kant damals noch die Anzahl der unzergliederlichen Begriffe feststehen, wie verschieden er sich darüber zu verschiedenen Zeiten auslassen mochte: daß er eben in der Scheidung des Analysirbaren und des Nichtanalysirbaren die Aufgabe der Metaphysik erblickte, darüber lassen uns seine öffentlichen Aeußerungen nicht im Zweifel. Mit der Kritik der Alles wissenden, Alles definirenden dogmatischen Formularphilosophie, des damals „öffentlich feilstehenden Vorrathes von Wissen“ geht der Ausdruck der eigenen Unwissenheit, das Geständniß, daß er „nach der Schwäche seiner Einsicht gemeiniglich dasjenige am wenigsten begreife, was alle Menschen leicht

[1]) Werke I, 59, 61, 62; III, 53, 54; vgl. auch Kant an Mendelssohn vom 8. April 1766; Werke, Ausgabe von Rosenkranz XI, 1, S. 10.

[2]) Z. B. KW. I, 200ff.; Ueber Spaldings Bestimmung des Menschen, LW. I, 3, a, 354. Viertes KW. LW. I, 3, b, 482, 483; Reisejournal, LW. II, 308; An Mendelssohn, LW. II, 113, 114; Plastik, S. 25; Metakrit. I, 140.

[3]) (F. T. Rink) Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion, Königsberg 1800, S. 63, 64. Vgl., den Raum betreffend, auch den Schluß der Abhandlung vom Jahre 1768: „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume“, Werke III, 122.

zu verstehen glauben", Hand in Hand [1]). Mit dem behaglichsten Humor und der köstlichsten Ironie wird diese skeptische Stimmung namentlich in den „Träumen ꝛc." laut. Hier vor Allem tritt er, gegenüber dem entscheidenden „akademischen Ton", für das „meist vernünftige: Ich weiß nicht", ein. Hier spottet er gleich sehr über Wolf wie über dessen Gegner, den „berühmten" Crusius, über alle die Philosophen, die „ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegenden hinrichten"; hier ergötzt er sich, selber eine metaphysische Hypothese über die Möglichkeit eines Commercii der Geister aufzustellen, — um alsbald dies „Märchen aus dem Schlaraffenlande der Metaphysik" wieder zu bespötteln. Zugleich indeß giebt er die Hoffnung nicht auf, daß die Metaphysik dereinst sich gleicher Evidenz erfreuen werde, wie die Mathematik. Und zwar gründet er diese Hoffnung auf die richtige Bestimmung ihrer Aufgabe. „Die Metaphysik," so sagt er schon hier, fünfzehn Jahre vor der Kritik der reinen Vernunft, „ist eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft." Er bezeichnet ferner schon hier diese Grenzen wesentlich so, wie in dem späteren kritischen Hauptwerk. Wir haben uns „auf dem Boden der Erfahrung und des gemeinen Verstandes zu halten". Diese Einsicht ist aber endlich für Kant nicht etwa eine niederschlagende. Die Beschränkung auf die Erfahrung fällt zusammen mit der Tendenz aufs Nützliche. Die Erfahrung und der gemeine Verstand enthält eben „Alles, was uns befriedigen kann, so lange wir uns am Nützlichen halten". In dieser Einsicht und dieser Bescheidung besteht die Weisheit, welche schon die Weisheit des Sokrates war. „Die durch Erfahrung gereifte Vernunft, welche zur Weisheit wird, spricht aus dem Munde des Sokrates mitten unter den Waaren eines Jahrmarktes mit heiterer Seele: wie viel Dinge giebt es doch, die ich alle nicht brauche!" Wohlgemerkt jedoch: solche weise Bescheidung hat auf wissenschaftlicher Grundlage zu ruhen — eben auf jener die Grenzen der Vernunft bestimmenden Metaphysik. So unterscheidet sich das Programm von Sokrates-Kant ebensowohl von dem doctrinären Sensualismus Lockes wie von dem skeptischen Sensualismus Humes. So unterscheidet er sich gleichermaßen von der flachen Popularphilosophie wie von dem naturalistischen Cynismus Rousseaus. Es giebt überhaupt Metaphysik — das ist seine Differenz von Hume. Diese Metaphysik allererst hat die Rückkehr von luxurirender Wissenschaft zu einfacher, natürlicher und nützlicher Erkenntniß zu begründen und zu rechtfertigen — das ist seine Differenz von Rousseau. Wir befinden uns ganz in der Nähe Rousseaus, wenn Kant sagt: „die wahre Weisheit ist die Begleiterin der Einfalt, und da bei ihr das Herz dem Verstande die Vorschrift giebt, so macht sie gemeiniglich die großen Zurüstungen der Gelehrsamkeit entbehrlich". Allein nun macht er den entscheidenden Zusatz, die Begleiterin der Weisheit müsse die Metaphysik sein. Damit nämlich die weise Einfalt nicht zur dummen

[1]) „Versuch, den Begriff der negativen Größen ꝛc.", Werke I, 59.

Einfalt werde, müsse die Philosophie sich selbst kritisiren und ihr eigenes Verfahren zum Gegenstande der Untersuchung machen.

Alle Züge dieses Kantschen Programms nun kehren bei Herder, der es nicht erst aus den „Träumen" kennen lernte, wieder. Kant hatte ihn, wie er an Scheffner schreibt[1]), „in die Rousseauiana und Humiana" eingeweiht, aber er hatte ihn zugleich in Stand gesetzt, sich über Beide zu erheben. Hume wurde ihm bald zum Correctiv Rousseaus, Kant zum Correctiv für beide. Wenn der junge Autor in der Recension der „Träume" Einwendungen gegen Kants Hypothese von einem unmittelbaren Commercium der Geister vorbringt, so versucht er nur die kritische Behutsamkeit, die er von Kant gelernt, gegen den Meister selbst zu wenden und übersieht dabei, daß dieser mit der Hypothese nur gespielt, sie nur vorgebracht hatte, um sie wieder zurückzuziehen. Wenn er an Kant schreibt, daß er „Zweifel gegen manche von seinen Hypothesen hege" und zwar auf Grund einer „menschlichen", d. h. auf die praktischen Bedürfnisse und den Nutzen der menschlichen Gesellschaft gerichteten Philosophie: so mochte Kant billig darüber lächeln; denn es ist ja klar, er stellte sich damit nur in den Umkreis der Tendenzen, welche Kant selber hatte. Es ist das Vorspiel seines späteren polemischen Verhaltens gegen den ehemaligen Lehrer, seiner Einbildung, ihn zu übersehen, wenn er dilettantisch und unwissenschaftlich Gedanken verfolgte, die kein Anderer als Kant in ihm angeregt hatte.

Verstanden hatte er den Lehrer in der Hauptsache vollkommen. Nicht nur einzelne Worte, wie das von des Sokrates weiser Genügsamkeit inmitten der Waaren eines Jahrmarktes waren ihm im Ohre geblieben[2]): die Summe der Kantschen Ideen, im Gespräch wie im Lehrvortrag ohne Zweifel in mannigfacher Variation immer wiederkehrend, hatte sich ihm tief eingeprägt. Es ist doch wieder nur eine andere Wendung von Kants Forderung, daß die Metaphysik eine „Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft" werden müsse, wenn Herder in der zweiten Auflage der Fragmente die Idee einer „negativen Philosophie" oder der Sokratischen Wissenschaft, „nichts zu wissen" hinstellt[3]). „Ein Mann," so sagt er, „der diese negative Weltweisheit hervordächte, stände an dem Umfang der menschlichen Erkenntniß." Es würden sich in Folge der Kritik, die er übte, „aus unserer ganzen Metaphysik Ideen wegschleichen von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit". Ist es nicht, als ob er damit prophetisch hindeutete auf die aufräumenden Capitel der Analytik und Dialektik in der Vernunftkritik? — nur daß freilich das kritische Reagens so einfach nicht war wie das, welches Herder hier — seitwärts neben Kant „dem Baco nachirrend" — im Sinne hat, indem er, immer das Verhältniß von Sprache und Gedanken ins Auge

[1]) LB. I, 2, 193.

[2]) S. die Stellen bei Suphan „Herders theologische Erstlingsschrift" in der Zeitschrift für deutsche Philologie VI, 180, 181.

[3]) SW. zur Litt. I, 44.

fassend, die Grenzen der menschlichen Erkenntniß durch die Grenzen des sprachlichen Ausdruckes gemessen wissen will.

Die überraschendste und ausgedehnteste Uebereinstimmung jedoch mit dem Kantschen Programm begegnet uns in einem unvollendeten Aufsatz, der nach Ausweis eines Herderschen Studienhefts ursprünglich durch ein, auch in den Litteraturbriefen abgedrucktes Preisausschreiben der Berner patriotischen Gesellschaft vom Jahre 1763 angeregt war, dann aber, mit etwas verändertem Thema, den Verfasser noch zu Anfang seines Rigaer Aufenthaltes zwischen 1764 und 65 beschäftigte [1]). Ist dies die Zeit der Abfassung des Aufsatzes „wie die Philosophie mit der Menschheit und der Politik versöhnt werden könne, so daß sie ihr auch wirklich dient", so wird es uns um so weniger Wunder nehmen, daß er sich ganz im Geleise Kantscher Gesichtspunkte bewegt. Eines äußeren Zeugnisses für diese Abhängigkeit von Kant bedarf es nicht; umgekehrt macht es vielmehr der Inhalt des Aufsatzes erst wahrscheinlich, daß auf ihn sich die Worte eines Hamannschen Briefes an Herder vom 18. Mai 1765 beziehen: „In Ansehung des Problems, an dem Sie arbeiten, besinne ich mich nicht mehr, als was (Alles was?) Kant davon zu sagen pflegt" [2]). Der Inhalt des Aufsatzes. Denn sein Hauptabsehen ist: an die Stelle einer unnützen, scholastischen Philosophie eine gemeinnützige zu setzen. Dabei nun scheint er zunächst die ganz Rousseausche Wendung zu nehmen, daß das Unnütze der Philosophie, aber wohlgemerkt, nur der bisherigen, der „hohen" Philosophie behauptet wird. Geringschätzig wird die Schullogik, geringschätzig desgleichen — immer vom Gesichtspunkt des Nützlichen — die Metaphysik behandelt. Nun jedoch wird die Negation zur Position zurückgewendet; der Rousseausche Standpunkt verwandelt sich — vielmehr, er wird ergänzt durch den Kantschen: — die ganze Abhandlung gipfelt in dem Gedanken, daß die Philosophie nicht einfach über Bord geworfen werden, sondern selber als Gegengift dienen müsse für all' das Uebel, welches sie angerichtet. Das Mittel, die Philosophie fürs Volk nutzbar zu machen, besteht in einer Correctur und Kritik der Philosophie.

So der Grundgedanke der etwas verworrenen Abhandlung. Ist aber dieser, trotz aller stark Rousseauisch gefärbten Excurse, Kantisch: so wird man die Kantsche Spur auch noch weiter zu verfolgen geneigt sein. Zunächst in der merkwürdigen Stelle über die Logik. Mit Unrecht, heißt es, werde die-

[1]) Unter der Ueberschrift „Fragment einer Skizze zu einer Untersuchung, daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei" abgedruckt LB. I, 3, a. 207ff. Die Berner Preisaufgaben: Litteraturbr. XVI, 137ff., darunter die vierte: „Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden?" Auch Hamann hatte, bei der Anzeige des 16. Bandes der Litteraturbriefe in der Königsberger Zeitung vom 16. März 1764, diese und die übrigen Preisaufgaben, soweit sie neugestellte waren, hervorgehoben; s. Hamanns Schriften III, 248.

[2]) LB. I, 2, 33. Schon vorher spielt Hamann auf diese Herdersche Arbeit mit den Worten an: „Glauben Sie es mir zu Gefallen, daß es keine so allgemeine und nützliche Philosophie zum Besten des Volkes giebt — — als die Furcht des Herrn".

selbe von der Psychologie abgesondert, als Metaphysik behandelt und als instrumentales Wissen den anderen Wissenschaften vorangeschickt. So behandelt, erscheint sie unserem Verfasser als ein „Feld voll Leichname“. Sie ist statt dessen „mit dem Mark der Seelenlehre zu verbinden“; eine Analyse des Denkens und der Wahrheit hat den Ursprung der letzteren in der Seele aufzusuchen. Man versuche es, die Glieder der Logik in den Körper der Seelenlehre zurückzupflanzen: so erst wird Geist und Leben in sie kommen! Dieser Gedanke nun könnte auf Locke zu weisen scheinen; aber wie, wenn er schon damals in noch ganz anderem als dem Lockeschen Sinne auch Kant nicht fremd war? wie, wenn uns Herder hier etwas von der Genesis der nachmaligen Kantschen transscendentalen Logik verriethe? Woraus sonst entwickelte sich die Transscendentalphilosophie als aus der fruchtbaren Verschmelzung logischer und psychologischer Motive? Schon damals aber legte Kant, wie er uns in der Nachricht von Einrichtung seiner Vorlesungen sagt, den entschiedensten Werth auf den Vortrag der Psychologie. Gewiß, es war wenigstens mit eine Nachwirkung dieser Vorträge, wenn Herder in den Fragmenten [1]) die Psychologie für die deutsche Hauptwissenschaft erklärt, für welche Plato, Baco und Locke die ersten Materialien geliefert hätten, und wenn er sich ebendort für die Idee eines Lehrgedichtes über die menschliche Seele begeistert. Sehr lebhaft beschäftigte ihn seit Anfang 1769 eine Abhandlung über die Verjüngung und Veraltung der menschlichen Seele. „Sie werden,“ schrieb ihm mit Bezug darauf Hamann, „auch Ihrem alten Lehrer damit eine Freude machen, der acht Tage, ehe Sie mir davon schrieben, wünschte, daß die Platonischen Ideen darüber ein wenig entwickelt werden möchten [2]).“

Das Hauptwort endlich, in welches der Aufsatz über Nutzbarmachung der Philosophie die Forderung einer Correctur der bisherigen Philosophie zusammenfaßt, lautet dahin, daß die Philosophie Anthropologie werden, daß sie, das Ptolomäische mit dem Copernikanischen System vertauschend, den Menschen, oder, wie es dann wieder heißt, das Volk zu ihrem Mittelpunkte machen müsse. Das ist gut Rousseauisch. Das hatten auch die deutschen Popularphilosophen, namentlich Abbt gesagt. Auch Abbt hatte in einer seiner Recensionen in den Litteraturbriefen [3]) die Philosophie, die von allen möglichen Dingen schwatze, verworfen, und von der wahren die Definition aufgestellt, daß sie eine Wissenschaft oder Kunst sei, „die Verhältnisse des Menschen gegen Alles, was er außer sich denkt, anzugeben“, so daß sie „den Menschen niemals aus dem Gesicht verliert“. Aber wie Rousseau und mit Abbt schätzte Kant die Wissenschaft vom Menschen als die allerwichtigste. Es war keine bloße Laune des jungen Herder, daß er eben ihm jenes Gedicht vom Menschen übersandte,

dem Menschen der Natur, den Keiner je gesehen,
und Jeder in sich fühlt und Jeder wünscht zu sehen

[1]) III, 212 ff.

[2]) LB. I, 2, 437, vgl. II. 312.

[3]) Ueber Süßmilch, Göttliche Ordnung, Brief 245; XV, 68.

— er wußte, wie stark diese Saite bei seinem Lehrer anklang. Eben von diesem hatte er die empirische Psychologie als „die metaphysische Erfahrungswissenschaft vom Menschen" vortragen hören, eben von diesem, in der Vorlesung über die praktische Weltweisheit, die Methode kennen gelernt, „nach welcher man den Menschen studiren muß, nicht allein denjenigen, der durch die zufällige, veränderliche Gestalt seines Zustandes entstellt ist, sondern die Natur des Menschen, die immer bleibt" [1]). Ein Stück Anthropologie waren ja auch die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen". Ein anderes solches Stück erwartete er sich von des Lehrers werdender Moral, und ausdrücklich, in der That, hatte ihm Hamann berichtet [2]), daß diese von Kant in Angriff genommene „Metaphysik der Moral" im Contrast zu der bisherigen mehr untersuchen werde, „was der Mensch ist als was er sein soll". Zugleich philosophisch und zugleich historisch verfuhr Kant bei diesen anthropologischen Arbeiten, und auf Kant daher ist endlich auch das guten Theils zurückzuführen, daß Herder, wie wir später sehen werden, je länger je mehr in einer „Geschichte der Menschheit" seine wissenschaftliche Hauptaufgabe und das Thema erblickte, in welchem seine litteraturgeschichtlichen, seine ästhetischen und theologischen mit seinen specifisch-philosophischen Anschauungen sich begegneten.

So allseitig dependirte Herder von seinem großen Lehrer — mehr als er selbst zugab und mehr als er sich dessen bewußt war. —

Gestatteten es aber die Documente, diese Abhängigkeit bis in Einzelheiten hinein nachzuweisen, so sind wir leider nicht in dem gleich günstigen Falle, wenn es sich darum handelt, uns ein Bild von den sonstigen persönlichen Verhältnissen des jungen Studiosus zu machen. Nur spärlich fließen die Quellen über die Jugendfreundschaften, die er auf der Akademie schloß. Maßgebend auch für diese waren offenbar die wissenschaftlichen Interessen und das Bildungsstreben des jungen Mannes. Nicht eigentlich Studentenjahre, sondern Studienjahre durchlebte er in Königsberg. Un homme né entre les livres, pressé d'affaires dès sa première jeunesse nennt er sich in einem späteren Briefe [3]). Wie er schon in Mohrungen den gewöhnlichen Knabenspielen fern geblieben war, so existirten auch jetzt die Zerstreuungen und Thorheiten der großen studentischen Masse nicht für ihn.

In Kants Auditorium lernte er Bock, den ehemaligen Kriegs- und Admiralitätsrath kennen. Das Gehörte beschäftigte die Freunde auch außerhalb des Auditoriums; es bildete oft den Stoff ihrer Gespräche in einer abgelegenen Laube jenes verwilderten Gartens an der Alt-Roßgärtischen Kirche, von dem auch in Scheffners und Hippels Selbstbiographien die Rede ist [4]).

---

[1]) Nachricht von seinen Vorlesungen, Kants Werke I, 103 und 106.

[2]) 16. Febr. 1767, LB. I, 2, 228.

[3]) An Begrow, 18. Juli 1769, LB. II, 24.

[4]) LB. I, 1, 134; Scheffner, Mein Leben, S. 34, Hippel S. W. XII, 103. Er wird hier der Hessische Garten genannt und ist an der Stelle zu suchen, wo später die

Bock war nicht unbewandert auf dem Gebiete der schönen Litteratur. Hier suchte, wenigstens anfangs, Herder von ihm zu lernen.

Um die schöne Litteratur und die kritischen Journale, die von Kanter geliehen wurden, um die Litteraturbriefe und die Bibliothek der schönen Wissenschaften drehte sich das Gespräch auch mit einem anderen Freunde, dem nachmaligen Kriegsrath Kurella. Nach der Erzählung des Letzteren [1]) war es eine enthusiastische Freundschaft, welche die Beiden verband: Herder durchaus der Mittheilende, der Andere der Empfangende. In festgesetzten Stunden kam man zusammen, um bei einer Tasse Thee den Abend gemeinschaftlich zu verbringen. Die eifersüchtige Freundschaft duldete keinen Dritten bei diesen Zusammenkünften weltvergessener Schwärmerei. „Dieser selige Umgang", so schreibt nach Herders Tode der Ueberlebende, „als wenn wir in höheren Sphären wären, währte beinahe zwei Jahre, wo wir getrennt wurden." Dem Schmerz dieser Trennung giebt ein Herdersches Gedicht Ausdruck, welches den hochgestimmten Ton des Verhältnisses durchaus bestätigt [2]). Ebenso ein zweites feierlich ernstes, ein Trostgedicht an Kurella, als diesem der Vater — er war Professor der Rechte an der Universität — im Februar 1764 gestorben war: der Nachklang „zweener dunkeln Abendgespräche", in denen der Verwaiste seine düstere Stimmung in den Busen des Freundes ausgeschüttet hatte [3]). Man sieht, daß der junge Herder die Freundschaft so pathetisch nahm wie die Poesie. Pathetisch und doch nicht grämlich. Denn auch heiter mittheilend fand ihn Kurella; nur — so erzählt derselbe weiter — „wenn zuweilen meine muntere Laune muthwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber sogleich durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurückzuführen."

Ganz ähnlich, mit einiger Neigung, den Meister zu spielen, erscheint er auch im Verhältniß zu einem anderen, wohl erst in der letzten Zeit des Königsberger Aufenthaltes ihm näher getretenen Universitätsfreunde, dem nachherigen Hospitalprediger Fischer. Diesem Manne ertheilt Scheffner in seiner Selbstbiographie die schönsten Lobsprüche; er nennt ihn einen Johannes

geburtshülfliche Universitätsklinik sich befand und gegenwärtig interimistisch das Wilhelms-Gymnasium. Auch in Treschos Kleinen Versuchen im Denken und Empfinden, S. 182, wird der Garten, „der an einem Kirchhofe lag", besungen. Die Stelle der Fragmente III, 236 und in der Elegie, LB. I, 1, 179, glaube ich richtiger als auf die Königsberger auf die Mohrunger Localitäten beziehen zu müssen.

[1]) LB. I, 1, 92 ff.

[2]) „An den abwesenden Freund", LB. I, 1, 224.

[3]) „Fragment zweener dunkeln Abendgespräche" 2c., Königsberg, gedruckt bei Kanter, LB. I, 1, 215. Auch in Klotz, Deutsche Bibliothek 1768 I, 1, 162 wurde das Gedicht abgedruckt, aber nicht, wie Kurella sagt (LB. I, 1, 97), vortheilhaft recensirt, sondern als ein unverständliches Product von Hamannschem Geiste bezeichnet. Irrig verlegt auch Kurella den Tod seines Vaters in die Jahre 1760 oder 1761. Das Gedicht entstand 1764 unmittelbar nach jenem Todesfall.

und schildert ihn als ein Muster von Aufrichtigkeit, „echt geistlich und goldrein religiös". Als den harmlosesten, gemüthvollsten Jüngling voll heiterer Laune zeigen ihn die wenigen Briefe, die er während und unmittelbar nach der gemeinschaftlichen Universitätszeit an seinen „einzigen, besten" Herder richtete[1]). Er blickt zu diesem, wie zu einem überlegenen Geiste auf, er titulirt ihn scherzhaft als His majesty Godfrey I, king of the Hypsos, er nennt ihn einen „seraphischen Menschen", der auf dem Hypsos zur Unsterblichkeit geboren sei, und lehnt die Vorwürfe der anspruchsvollen Freundschaft Herders kindlich liebenswürdig ab.

Wie mit Fischer, so correspondirt Herder noch von Riga aus mit einem anderen Königsberger Gefährten, Namens Haberkant[2]) — aber nur zu bald verlieren sich die Spuren aller dieser Universitätsfreundschaften, wie zärtlich und begeistert sie gewesen sein mochten. Mit Wilpert, dem späteren Bürgermeister von Riga, der gleichzeitig mit Herder in Königsberg studirte, scheint sich ein Freundschaftsverhältniß erst in Riga gebildet zu haben. Nur der junge Hartknoch war schon in Königsberg und blieb weit darüber hinaus in lebenslänglich dauernder Freundschaft mit dem nur vier Jahre jüngeren Herder verbunden. Von Hause aus Theolog, hatte Hartknoch auf Kanters Veranlassung sein theologisches Studium mit dem Buchhandel vertauscht und arbeitete in den Jahren 1761 bis 1763 als Gehülfe in des Letzteren Geschäft[3]). Der Umstand, daß er demnächst in Mitau und wenig später auch in Riga eine eigene Buchhandlung gründete, erhielt Beide in Zusammenhang. Hier wurde der Buchhändler der Verleger von Herders Schriften. Der Eine arbeitete dem Anderen in die Hände, und Hartknoch insbesondere förderte und unterstützte den rasch berühmt werdenden Autor mit einer Treue und einem Glauben, die seinem Verstande ebenso sehr wie seinem Herzen zur Ehre gereichten.

Noch eine Freundschaft aber, eine Freundschaft ganz anderer Art knüpfte sich fürs Leben während der Königsberger Jahre. Die gleichaltrigen Studiengenossen konnten sich dem Gefühl der Ueberlegenheit des Freundes nicht entziehen: sie erblickten in ihm mehr oder weniger ihren „Mentor". An dem um 14 Jahre älteren Hamann fand Herder seinerseits einen Mentor, den er zugleich zärtlich zu lieben und dem er dennoch sich unterzuordnen genöthigt war. Neben Kant und mehr als Kant, dauernder, tiefer, persönlicher als dieser — mehr als irgend ein anderer Mensch hat auf Herder Hamann eingewirkt.

---

[1]) LB. I, 1, 296, 298 und I, 2, 19.

[2]) Fischer an Herder, LB. I, 2, 19ff.

[3]) Vgl. den Aufsatz über Hartknoch in Eckardts Jungrussisch und Altlivländisch, S. 275ff. Herder an Hartknoch 4. Januar 1778, Düntzer C. II, 81: „O, wo sind die Zeiten, da Du mit dem Pack unterm Arm in Königsberg den Schloßberg hinaufliefst und kamest Abends, mir Bericht geben, wie es gegangen".

Kants Name verknüpft sich jedem Gebildeten mit einer hinreichend bestimmten Vorstellung geistigen Gehaltes, wissenschaftlich-sittlicher Leistungen und Wirkungen. Es ist anders mit dem Namen Hamanns, des „Magus im Norden“. In hohem Maße ist das Urtheil über ihn durch parteiische Voreingenommenheit, vor Allem durch den religiösen Standpunkt der Beurtheiler verwirrt. Die Einen sehen in dem Manne fast nur den Pietisten, und, abgestoßen von den in der That oft cruden und cynischen Aeußerungen seiner Gläubigkeit, entwerfen sie uns das unerfreuliche Bild eines Zeloten; sie stellen die unschönen Züge seiner Persönlichkeit und die in die Augen springenden Mängel seiner Darstellungsweise in greller Beleuchtung zusammen — um dann etwa mit der allgemeinen Anerkennung einer gewissen Tiefe und Originalität seines Wesens von dem Räthsel loszukommen, wie doch dieser wunderliche Heilige für einen Herder und Goethe eine imponirende Autorität habe sein können. Dem gegenüber hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl eifernder Schriftsteller um ihn gesammelt, um ihn zum Mittelpunkt eines nicht minder übertreibenden Cultus zu machen. Es wird uns versichert, daß er nicht ein Vergangener, sondern ein Gegenwärtiger und Zukünftiger sei, — der noch unentwickelte Keim einer dereinstigen „christlichen Wissenschaft“. Auf alle Weise werden seine Schriften in diesem Sinne aus- und angeboten, bald thöricht breitgetreten, bald geistreich ausgelegt [1]). Noch einmal wird der streitbare Gegner der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Ungläubigen und Halbgläubigen auch unserer Tage zu Hülfe gerufen.

Weder das eine noch das andere Urtheil trifft das Richtige, zu dem doch in der bewunderungswürdigen Charakteristik, welche Goethe in Wahrheit und

---

[1]) Das vielgenannte, bändereiche Werk von Gildemeister, „Hamanns Leben und Schriften“, bringt außer dem Abdruck des vollständigen Jacobi-Hamannschen Briefwechsels des Neuen nicht eben viel. Mit mühseligem schriftstellerischen Ungeschick stellt es das Biographische äußerlich zusammen und sucht den Mangel eindringender und anschaulicher Charakteristik durch Massen von Auszügen mit gelegentlichen Ausfällen auf die Urtheile von Männern wie Hegel, Gervinus, Hettner zu ersetzen. Der Abschnitt „Hamann und Herder“ in Band VI wimmelt von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten. Auch das vierbändige Werk von Petri „Hamanns Schriften und Briefe“ mit seinen dürftigen Erläuterungen ist in keiner Weise dazu angethan, das Verständniß des gepriesenen Autors zu fördern. Viel besser entspricht durch Darstellung und Oekonomie die Schrift von Poel, „Johann Georg Hamann“ (2 Bände) dem Zwecke, das Leben und litterarische Wirken des Magus weiteren Kreisen bekannt zu machen, wobei es auch für den biographischen Theil nicht an schätzenswerthen Zugaben fehlt. Inzwischen bleibt für wissenschaftliche Zwecke nach wie vor die Hauptquelle die vorzügliche Rothsche Ausgabe der Schriften Hamanns mit ihrem ungemein sorgfältig gearbeiteten Register. Von bloßen Erläuterungsschriften ist die von Disselhoff, „Wegweiser zu Hamann“ ohne Zweifel die bedeutendste, indem sie in positiver Hingebung an den Autor den Kern seines Wesens selbständig und geistvoll zu erschließen versteht. Auf demselben Standpunkt eines in der Hauptsache positiven Verhältnisses steht der Aufsatz von Brömel (Berlin 1870) und die Vorträge von Rocholl (Hannover 1869) und von Stein (Schwerin 1863), von denen besonders der Letztere höchst anziehend ist.

Dichtung von dem Manne gegeben, bereits alle Elemente vorliegen. Kein Zweifel, daß in den geistvollen und tiefsinnigen Aussprüchen des Magus ein Keim ewig gültiger, immer neu anwendbarer Wahrheit enthalten ist — sei es nun, daß wir den Kern dieser Wahrheit mit Goethe dahin formuliren, daß „Alles Vereinzelte verwerflich, daß Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse", sei es, daß wir mit einem der einsichtigsten der neueren Verehrer Hamanns diesen Kern in der Entgegensetzung des thatsächlichen, frischen, vollen Lebens gegen die Dürre abgezogener Begriffe finden wollen. Allein ebenso gewiß, daß diese Wahrheit sich bei ihm, unter der zwiefachen Bedingtheit seiner geschichtlichen Stellung und seiner Individualität, nur getrübt, ja, in verzerrender Uebertreibung ans Licht ringt. Er predigt die Gesundheit nicht wie ein Gesunder, sondern wie ein Kranker. Weder der große Verstand, mit dem er die Einseitigkeit des Verstandes aufdeckt, noch der ideale Sinn, mit dem er die Oberflächlichkeit der Zeitbildung bekämpft, sind im Stande, sich gegen das unbeherrschte Spiel seiner Einfälle, Launen und Gelüste rein zu behaupten. So kömmt es, daß er, unfähig, jenen Einheits- und Lebensdrang in eine erschöpfende, wirklich angemessene und also schöne Form zu fassen, nur in gebrochener, seltsam verschnörkelter Rede davon zu stammeln versteht, daß er den ganzen Bagatellenkram seines eigenen persönlichen Lebens da auftischt, wo er uns zum Genuß und zur Anerkennung des Alllebens einladen will, — daß er endlich sich ein für allemal in die Bilderwelt der Bibel und in die Symbolik der christlichen Glaubenslehre zurückzieht, so oft er vor der Unverstehbarkeit des ganzen, vollen Lebens stutzt oder an der Mittheilbarkeit dieses Lebens durch die Sprache der Kunst und Wissenschaft verzweifelt. Wohl war er ein guter und hochstrebender, ein im untersten Grunde seines Herzens demüthiger und wahrhaftiger, aber zugleich ein willensschwacher, von sinnlichen Bedürfnissen und heftigen Leidenschaften gequälter Mensch, ein geistvoller, nicht allein tief, sondern auch scharf blickender, aber zugleich schlechterdings maß-, form- und geschmackloser Schriftsteller. Um einen solchen Mann noch heute eine irgend größere Gemeinde oder gar die große Gemeinde der Gebildeten versammeln zu wollen, ist gänzlich verlorene Mühe. Er ist nicht ein Prophet, dessen Weissagungen der Erfüllung noch harrten, sondern längst hat ihnen die Zeit, bestätigend und widerlegend, ihr Recht angethan. Wir erkennen heutzutage willig an, daß sich die Fülle des Daseins, der Reichthum der natürlichen, die Tiefe der geistigen Welt nicht in todten Begriffen erschöpfen läßt, aber ebenso bestimmt wissen wir heute, daß es mit jenem unvermittelten „Erleben" des Daseins allein nicht gethan ist, und daß das Pochen auf Genialität, auf Glauben und Offenbarung hinfällig ist, wenn das Geglaubte und Offenbarte sich nicht durch Maß und Schönheit, durch Heiterkeit und Helle ausweist. Das haben uns die Geister gelehrt, die nach Hamann gekommen sind, das hat uns mit unter den Ersten der Mann gelehrt, der, tief durchdrungen von

der Wahrheit der Hamannschen Forderungen, sie zugleich mit kritischem Sinne und beweglichem Verstande auf Natur und Geschichte, auf Kunst und Wissenschaft, auf Dichtung und Religion anzuwenden verstand. Herder sprach sein eigenes Programm aus, wenn er in seiner Erstlingsschrift die Schilderung von Hamanns schriftstellerischem Charakter mit dem Wunsche schloß, es möchte dieser abenteuerliche Sokrates eine Aspasia haben, seine Gedanken auszudrücken und einen Alkibiades, sie auszubilden, damit er auf diese Weise Schüler und Nachkommen erhalte, bis vielleicht ein Aristoteles daraus ein System errichte. Er selber eben träumte sich einen solchen Alkibiades, er selber ist in der That ein solcher Ausbildner und Dolmetscher Hamannscher Ideen geworden, und Hamann hinwiederum hat es mit Genugthuung ausgesprochen, daß sich „durch Herders Fleiß und Feder einige seiner Saamenkörner, wenn nicht in Früchte, so doch in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben schienen".

Ueber den Anfang des persönlichen Verhältnisses der Beiden widersprechen sich die Angaben. Gleichgültig indeß, ob die erste Bekanntschaft dadurch entstand, daß Herders Retter, der Regimentschirurgus, den Augenkranken bei Hamanns Vater, dem „altstädtischen Bader", dem beliebtesten Wundarzte Königsbergs, in ärztliche Behandlung gab [1]), oder ob sich die Beiden, nach Herders eigener, doch wohl glaubwürdigerer Erzählung, zuerst im Beichtstuhl sahen und hier auf einander aufmerksam wurden [2]): — zu einem näheren Verhältniß ist es jedenfalls erst in der letzten Hälfte von Herders Studienzeit gekommen. Noch im Juli 1763 klagt Hamann von Königsberg aus gegen Lindner über die Abreise seines „letzten Freundes", eines gewissen Däntler, eines jungen Menschen, der ihm zu Gefallen ein wenig Englisch und Italienisch gelernt habe. Es muß also später — es kann nach den Spuren, die sich davon in Hamanns Correspondenz finden, frühestens im Frühjahr 1764 gewesen sein, daß Herder der Schüler Hamanns im Englischen wurde. Nicht vor dem März 1764 begegnet der Name des neuen Freundes, um dann freilich sehr bald in der auszeichnendsten und zärtlichsten Weise erwähnt zu werden.

Privatisirend lebte Hamann seit mehreren Jahren schon im Hause seines Vaters; aber er hatte eine merkwürdig verworrene Jugendgeschichte hinter sich. Nach einer ungeregelten Elementar- und Schulbildung ein ebenso ziel- und zweckloses Universitätsstudium, ein willkürliches Umherkosten an allen möglichen geistigen und leiblichen Genüssen. Allem Brodstudium abgeneigt, voll unklarer Vorstellungen von Freiheit und Ungebundenheit, versucht sich der Ungeschulte und Unerzogene, den Erzieher zu spielen. Seine Unerfahrenheit führt ihn in ein paar traurige Hofmeisterstellen in Livland und Kurland; zwischendurch ruht er sich von seinen Erziehungsexperimenten in einem ihm

1) So nach Borowsky, LW. I, 1, 77.
2) Erinnerungen I, 70.

befreundeten Hause in Riga, dem Hause des Kaufmanns Joh. Christoph Berens aus, und hier wirft er sich nun, entschlossen, allen Schulstaub von sich abzuschütteln, in nationalökonomische und handelspolitische Studien, übersetzt ein dahin einschlagendes französisches Werk und begleitet es mit einem selbständigen Anhang geistvoller Reflexionen. Es war eine Wendung, die bald sehr übel ablaufen sollte. Er läßt sich von seinen Rigaer Freunden bewegen, es mit der kaufmännischen Laufbahn zu versuchen. Mit Aufträgen des Berensschen Handlungshauses reist er im Herbst 1756 über Berlin, Lübeck, Hamburg nach Holland und von da nach London. Unerfahren und unbeholfen wie ein Kind, voll Neugier und sinnlicher Empfänglichkeit, den ihm anvertrauten Geschäften nicht gewachsen, unfähig, sich selbst zu leiten und zu beherrschen und daher jedem Zufall, jeder Verlockung haltungslos preisgegeben, geräth er in schlechte Gesellschaft, wirft er sich, um seine innere Angst zu übertäuben, in Zerstreuungen und Ausschweifungen. Sein Geld ist zu Ende, seine Gesundheit ist erschüttert — er steht am Rande des Elendes. Da, der Verzweiflung nahe, findet er, frommer Eltern Kind, in der Bibel Trost und neuen Lebensmuth. Es war die entscheidende Katastrophe seines Lebens. Wir besitzen noch die „biblischen Betrachtungen", die er damals über dem heißhungrigen Lesen der Bibel zu Papiere brachte — geistvolle Aperçus, sehr verschieden von den Ergüssen gewöhnlicher Frömmelei, Bemerkungen über die Tiefen der Menschennatur, über die Wunder der Natur und Geschichte, zu denen die Worte oder Erzählungen der Bibel den Text hergeben. Aller Geist, der dem Manne mit dem leidenschaftlichen Herzen, mit der durstigen Phantasie und Sinnlichkeit, mit dem Bewußtsein seiner kindischen Schwäche so reichlich innewohnt, sammelt sich eben um dies reiche und poetische Buch, wohl geeignet, demjenigen ein Halt zu werden, der allen anderen Halt verloren hat, der sich, durch eigene Schuld freilich, an dem Treiben der Welt, an der selbstzufriedenen Klugheit der Menschen, an der prosaischen Nüchternheit der ganzen Zeit einen Ekel geholt hat. Die gleichzeitig entstandenen, im intimsten Vertrauen für seine Freunde bestimmten „Gedanken über meinen Lebenslauf" lassen uns noch tiefere Blicke in den Proceß dieser Umwandlung thun, durch die der merkwürdige Mann aus allen Verwickelungen mit dem praktischen Leben sich herauszog, um fortan seinen Beruf in der Pflege und Verkündigung eines reichen Innenlebens zu finden. Es sind Bekenntnisse über sich selbst, ähnlich denen des Augustinus, voll der nacktesten, unverschleiertsten Wahrheit. Erbaulich oder erschreckend, je nachdem man es nimmt; keinenfalls unbegreiflich; denn es macht den Trost und Genuß des charakterschwachen, aber in seinen Gefühlen und Gedanken tiefernsten Mannes aus, sich in aller Blöße seiner Sündhaftigkeit, seiner Thorheiten und Verirrungen vor sich selbst darzustellen und rücksichtslos das Innerste nach außen zu kehren. Man hat den Verlorenen, Verschollenen endlich wiederentdeckt. Er wird von seinen Freunden in Riga, deren Vertrauen er so gründlich getäuscht,

die er so schwer geschädigt hat, mit offenen Armen wieder aufgenommen — aber seine Weltanschauung ist nicht mehr die ihrige; er paßt nicht mehr in ihre Pläne. Mit der ganzen Zuversicht und dem ganzen Eigensinn der entschlossensten Gläubigkeit, mit stättischer Leidenschaftlichkeit und naivem Hochmuth vertritt er seinen neu gewonnenen Standpunkt auch seinen Wohlthätern gegenüber. Sie halten ihn endlich nicht länger in Riga. Auf eine dringende Einladung von seinem erkrankten Vater kehrt er zu Anfang des Jahres 1759 nach Königsberg zurück. Ohne jede berufsmäßige Beschäftigung in unbeschränkter Muße lebend, setzt er nur im weitesten Umfange jene autodidaktischen Studien, jene massenhafte Leserei fort, mit der er schon als Student begonnen hatte. Die Bibel A. und N. T.'s in der Ursprache immer wieder zu studiren ist seine unausgesetzte tägliche Aufgabe. Hand in Hand damit gehen hebräische und griechische, grammatische und sonstige philologische Studien. Alle möglichen, sowohl erbauliche wie gelehrte Hülfsmittel werden zu dieser Bibellectüre mit herbeigezogen. Daneben bemächtigt er sich vollständig, soweit er irgend der Autoren habhaft werden kann, der gesammten griechischen Litteratur, die Kirchenväter mit eingeschlossen. Er lebt im Homer; er setzt sich täglich sein Pensum, um in einer bestimmten Zeit die griechischen Dramatiker, dann die Philosophen, endlich die Historiker zu bewältigen. Horaz, Persius, Petronius sind seine Lieblingsautoren unter den Lateinern. Er greift noch weiter: auch das Arabische eignet er sich an und wirft sich nun in die Lectüre des Koran und anderer arabischer Werke. Aber auch in der zeitgenössischen englischen und französischen Litteratur ist er zu Hause, und von der deutschen darf ihm keine neue Erscheinung entgehen; genug, er ist und wird von Tage zu Tage mehr ein Polyhistor ohne Gleichen. Mit einem erstaunlichen Gedächtniß verbindet sich die schnellste Fassungskraft, vor Allem aber der originellste Witz, beständig beschäftigt, das Gelesene kaleidoskopisch durcheinanderzuwerfen und es launenhaft mit seinen eigenen Gedanken in Bezug zu setzen. Und dies unmäßige, ungeordnete Gedächtniß, diese Lern- und Lesegier, dieser springende, willkürliche Witz hat zum Hintergrunde einen universellen Durst nach Wahrheit, einen Zug in die Tiefe, eine wahrhaft geniale Intuition. Gleich in den Anfängen seiner Schriftstellerei, und in dieser am frischesten und markirtesten, treten uns alle diese Elemente und der ganze Typus seines Wesens entgegen.

Begreiflich, daß die neue Glaubens- und Lebensrichtung Hamanns seinen Freunden, die es so anders mit ihm im Sinne gehabt hatten, zur Sorge und zum Aergerniß gereichte. Christoph Berens, der treffliche Bürger, der nüchtern verständige, praktische Welt- und Geschäftsmann, stand durchaus auf Seiten der aufklärerischen Zeitbildung. Es wollte ihm nicht zu Sinne, daß sein kluger, kenntnißreicher und hochbegabter Freund ernstlich und für immer in das Lager der Finsterlinge — und der Müßiggänger übergegangen sein sollte, daß seine Talente ungebraucht, ohne Nutzen für die Welt bleiben sollten. Je schnöder Hamann seinen Vorstellungen begegnete, um so eifriger setzte er seine

Bemühungen fort, den Freund zu mäßigeren, dem thätigen Leben näher liegenden Gesinnungen wieder umzustimmen. Er benutzte endlich eine Reise nach Königsberg, um, zusammen mit dem, Hamann gleichfalls befreundeten Kant, dem sonderbaren Menschen zuzusetzen und ihn womöglich zu schriftstellerischem Auftreten zu bereden. Die Frucht dieses Schrittes, die Antwort Hamanns auf die Vorhaltungen und Zumuthungen der Beiden war Hamanns erste selbständige Druckschrift, die kleine Schrift, von der er selbst seine Autorschaft datirt, die „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile; nebst einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween", vom Jahre 1759. Nur nebenher dazu bestimmt, eine Probe von einer lebendigeren Art der Behandlung der Geschichte der Philosophie zu geben, war die Schrift mit ihrem barocken Titel in der Hauptsache ein mit vielfacher Polemik ausgestattetes Bekenntniß, eine Rechtfertigung der eigenen Denkweise, eingekleidet in eine Charakteristik des Sokrates. Aehnlich wie Sokrates mit seinem altväterischen Respect vor der Religion seines Volkes, seiner gewissenhaften Wahrheitsliebe, seiner doch zugleich rücksichtslosen und ironischen Bescheidenheit, im Gegensatz stand zu den aufgeklärten Athenern und den superklugen Sophisten: ähnlich fühlt sich Hamann der Aufklärung und der ungläubigen philosophischen Weisheit seiner Zeit gegenübergestellt. Dem zergliedernden Verstandeswissen gram, wird er zum Lobredner des Sokratischen Nichtwissens, welches Empfindung, und nicht, wie bei den Skeptikern, eine erraisonnirte Lehrmeinung gewesen sei. Als die Kehrseite aber, als das Complement der Unwissenheit gilt ihm der Glaube, der — hier berührt er sich mit dem auch von Kant so hoch gehaltenen Hume — kein Werk der Vernunft sei und keinem Angriff derselben unterliegen könne, „weil Glauben so wenig durch Gründe geschehe wie Schmecken und Sehen". Mit dieser Anpreisung des Glaubens geht nun aber Hand in Hand die Verherrlichung des Genies. So hatte Sokrates einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte und dessen Stimme er glaubte; so wurde auch die Unwissenheit der Kunstregeln bei Homer, die Uebertretung derselben bei Shakspeare durch Genie ersetzt. Noch weiter geht die Sympathie des Verfassers mit dem großen athieniensischen Weisen. Auch in den Eigenthümlichkeiten von dessen Lehrart erkennt er sich selbst wieder, sofern Sokrates, unbekümmert um das, was den Athenern in ihrem Hochmuth als Weisheit galt, wie alle Idioten zuversichtlich und entscheidend sprach, Einfälle sagte, weil er keine Dialektik verstand, seine Schlüsse sinnlich und nach der Aehnlichkeit machte und sich gern des Spotts und der guten Laune zur Probe der Wahrheit bediente. Genug, Sokrates ist ihm das Vorbild eines Weisen, wie er sich selbst einer zu sein fühlt, — ein Prophet, der seine Mitbürger „aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit lockte, die im Verborgenen liegt". Wie des Sokrates Beruf, so sagt er noch viele Jahre später, darin bestanden habe, die Moral aus dem Olymp auf die Erde zu verpflanzen, so der seinige

darin, „ein höheres Heiligthum auf eine analogische Art zu entweihen und gemein zu machen“.

Und Hamann fand Geschmack an der einmal begonnenen Schriftstellerei. Veranlaßt durch die Recensionen seiner Erstlingsschrift, schreibt er in polemischer Laune die „Wolken; ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten“. In einer Reihe anderer Artikel und Flugschriftchen, unter denen am meisten die „Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa“ hervorragt, streut er, ein Gelegenheitsautor durch und durch, Einfälle und Anmerkungen über die verschiedensten philologisch-ästhetischen Probleme aus. „Kreuzzüge des Philologen“, so ist der Titel der Sammlung, in der er 1762 alle diese Kleinigkeiten zusammenfaßte. „Kreuzzüge“ darf er sie nennen, weil sie alle mehr oder weniger unter dem Zeichen des Kreuzes polemisiren. Zugleich indeß erscheint auf dem Titel das Ziegenprofil eines gehörnten Pan — das Sinnbild des Autors, der, in schwerfällig humoristischer, mit Anspielungen geschmacklos überladener Darstellung sich bewegend, wie Sokrates unter der Maske eines übermüthigen und neckischen Satyrs das Tiefste und Würdigste darzubieten überzeugt ist.

Möglich immerhin, daß Herder die eine oder andere dieser Flugschriften, wie insbesondere die „Näschereien“, wohl auch Hamannsche Briefe an Trescho, schon in Mohrungen gelesen hatte [1]). Daß der originelle Autor ihn anzog — doppelt anzog, als er nun in dessen Persönlichkeit einen Commentar zu den Schriften, in den Schriften einen Commentar zu der Persönlichkeit fand, wird uns nicht Wunder nehmen. Viel mehr, in der That, als die Werke war der Mann. Herders reizbare, dem Großen und Ungewöhnlichen zugeneigte Seele mochte leicht der Bezauberung durch die auffällige äußere Erscheinung des christlichen Sokrates, durch das Tiefsinnige seiner unbeholfenen Rede, durch die Beredsamkeit seiner Mienen unterliegen, die — so schildert Reichard seinen Freund —, von lebhaftester Bewegung zu plötzlicher Erstarrung übergehend, den schnell wechselnden Zustand seines Innern wunderbar wiedergaben. Doch wir wissen von Herder selbst, wie das Ganze dieser Persönlichkeit auf ihn wirkte. Denn von Niemand anders als von ihm rührt die, freilich erst zehn Jahre später geschriebene Schilderung her, die sich von dem Aeußern des nordischen Magus im zweiten Bande der Lavaterschen Physiognomik findet [2]). Er spricht da von der „schmerzvollen, gedankenschwangern Stirn“ des Mannes, von der „dunklen elastischen Wolke, einem Knoten voll Kampfes“ zwischen den Augenbrauen. Im Auge „gediegener Lichtstrahl“, der Blick „Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blitze des Witzes“. Vielbedeutsam vor Allem der Mund, der „schweigende und sprechende, weise und sanfte, treffende, spottende und edle Mund“, der „spricht und innehält im Sprechen“. Und endlich

[1]) S. Treschos Aufsatz, LB. I, 1, 50.
[2]) Daselbst S. 285.

„dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen, dieses stille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte, diese Verlegenheit, keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben" — eine „Hieroglyphensäule, ein lebendiges Quos ego"! So, offenbar, wie er ihn hier schildert, hatte er ihn gesehen, so zu ihm aufgesehen, als er in Königsberg sein Jünger, sein Alkibiades geworden war. Er hatte einen Lehrer des Englischen in ihm gefunden, und auch das Italiänische war in Angriff genommen worden. In unvergessenen Stunden las er an seiner Seite, unter seiner Anleitung zuerst Shakspeares Hamlet[1]) und Miltons Verlorenes Paradies und wohl noch manches andere Buch. Da wurde ihm der Sprachlehrer zugleich ein Lehrer wichtigerer Dinge, da zuerst fiel in seine Seele der Keim jener begeisterten Liebe zu den Schöpfungen des großen brittischen Dramatikers, die er dann später in Straßburg auf den jungen Goethe und dessen Genossen übertrug. Aber nicht bloß für diese, sondern geradezu für alle seine Studien und Strebungen fand der junge Studiosus der Theologie bei dem älteren Freunde Verständniß, Hülfe und Anleitung, Kritik und Zurechtweisung. Mit der Bibel und dem Gesangbuch war ja der Jüngere so vertraut wie der Aeltere. Ein Autodidakt wie jener — nur reifer, vorgeschrittener, kenntnißreicher —, eben solch' ein Wühler in den Schätzen sowohl wie in dem Schutt der Litteratur, ein kreuz- und querziehender Philolog, ein unersättlicher Bücherverschlinger war dieser. Und so hatte denn Herder, der seinen Altersgenossen schon damals eine „lebendige Bibliothek" schien, an ihm einen unschätzbaren litterarischen Wegweiser, immer bereit von seinen Lesefrüchten mitzutheilen und an denen des jungen Freundes theilzunehmen. Unschätzbarer aber noch die Bemerkungen und Urtheile, die „gewogenen Goldworte", mit denen der originelle Mann, gewiß überraschender und eindringlicher noch im Gespräch als in seinen Schriften, dem andächtig an seinem Munde hängenden Jünger sein innerstes Gefühl mittheilte. Die Stunden, mit Hamann verbracht, waren ganz andere als die bei Kant, und doch widerstritten sich keinesweges die hier und dort empfangenen Anregungen — sie begegneten sich und fügten sich zum Theil merkwürdig zusammen. Hier wie dort wurde der Jüngling von der Verehrung hohler Abstractionen und scholastischer Spitzfindigkeiten hinweg auf den Weg der Erfahrung, der Beobachtung, der Thatsachen gewiesen und von dem Eindruck unerbittlich strenger Wahrhaftigkeit ergriffen. Hier wie dort wurde ihm Baco, Hume, Rousseau, Montaigne und Shaftesbury empfohlen. Die Naturkenntniß und die freie Gedankenbeherrschung des Einen ergänzte sich mit der Litteraturkenntniß und der unmittelbaren Intuition des Andern. Was bei Kant dem Hörer in

---

[1]) Ein zu einem guten Theil noch erhaltenes Herdersches Heft enthält auf der einen Seite eine Abschrift des englischen Textes, auf der gegenüberstehenden die Uebersetzung. Vgl. Hamann an Herder LB. I, 1, 306 und Hamann an seinen Vater, ebendas. 307.

methodisch-wissenschaftlicher Form entgegentrat, das legte ihm ein schlagendes Orakelwort Hamanns ans Herz und prägte es unvergeßlich seinem Gefühl ein. Ein Sokratisches Element war zuletzt doch in Beiden; Hamann selbst nennt seinen Freund Kant den „kleinen Sokrates", und wie sie Beide auf den athenienſischen Weisen hinwiesen, so stünde dieser vielleicht leibhaftig vor uns, wenn es möglich wäre, eine Mischung aus Beider Naturen herzustellen. Herder hatte das Glück, gleichsam der Schüler und Freund zweier, trotz der größten Verschiedenheit sich doch wechselseitig gelten lassender Sokrates zu sein. Gemüthlich näher stand er ohne Zweifel dem mystischen als dem dialektischen Sokrates. Wie innig er sich an ihn angeschlossen, das sagt uns unter Anderm ein Abschiedsbillet [1]), das er an ihn richtete, als Hamann im Juni 1764 eine längere Reise auf Grund einer Einladung des Darmstädtischen Ministers K. F. v. Moser antrat. Es sind Zeilen voll wehmüthiger Zärtlichkeit und Anhänglichkeit, die unwillkürlich in die poetische Form übergehen. Auch in diesen Versen wieder spricht er von dem „Gewölk", das wie ein Zauberdunst des Freundes, des damals leidenden und bedrückten Freundes, Schläfe umschleiere und knüpft daran fromme Hoffnungen und Wünsche für ihn. „Ich weiß", so schließt der Brief, „Sie lieben mich mehr als ich mich lieben kann, nicht nach dem Vorurtheil liebe. Der Himmel führe Sie — den Besten, den ich kannte — glücklich!"

Die Zuneigung war gegenseitig. Hamann erwiderte die Verehrung seines lieben Herder mit väterlicher Zärtlichkeit und engster Vertraulichkeit. Rasch hatte er die Gemüths- und Geistesgaben des Jünglings erkannt. Eine pädagogische Natur, die bei ihrer eigenen Schwerfälligkeit sich selbst gefördert fand, wenn ein empfänglicher, schnell fassender Geist ihn aufs halbe Wort verstand, theilte er sich diesem wie keinem Zweiten mit. Noch am Schlusse der Königsberger Studienzeit entstanden unter dem befruchtenden Einfluß dieser Mittheilungen einige bedeutende Arbeiten Herders, die, einstweilen nur von Hamann und etwa dem einen oder andern Befreundeten sonst gelesen, auch von uns erst in einem späteren Zusammenhang zur Betrachtung herangezogen werden können. Aber die Erwartungen Hamanns von der Zukunft des talentvollen Jüngers knüpften sich schon an frühere und unvollkommnere Leistungen desselben. Als Dichter und als Redner sah sich Herder zuerst vor ein größeres Publicum gebracht.

Seit seinen Knabenjahren, wie wir wissen, hatte er Verse gemacht. Der Trieb der Nachahmung der Klopstockschen, Uzschen, Hallerschen, und wieder der Kleistschen und Lessingschen Weise hat gleichen Theil daran wie das gesteigerte Empfindungsleben des jungen Mannes, das Bedürfniß, in Drang und Noth, in Leid und Lust mit seinem Genius zu reden und über sich selbst sich Rechenschaft zu geben. Es sind zur Hälfte schülerhafte Uebungen, zur

[1]) LB. I, 1, 303.

Hälfte unbeholfene, aber ernste und inhaltvolle Selbstbekenntnisse — Stücke „aus dem Lebensjournal des Dichters“, wie er, bei gelegentlicher Veröffentlichung, eins der kleinsten dieser Gedichte bezeichnete [1]). Neben dem Ton der schweren, in Inhalt und Ausdruck überstiegenen Ode, neben dunklen philosophischen Gedichten, die durch das Gedränge unlösbarer Fragen sich nur mühsam durcharbeiten, finden sich verständlichere und ansprechendere, liedartige oder epigrammatische Gedichte: die einen wie die andern meist durch einen bestimmten, dem Jünglinge wichtigen Anlaß hervorgerufen. Der Ton indeß, auf welchen der junge Poet seine Leier am liebsten stimmt, ist der des „Hypsos“ und des Parenthyrsos. Daß er zwischendurch an Geburts- und anderen Festtagen sich mit Glückwunschgedichten, die ja damals ein vorzugsweise begehrter Artikel waren, vernehmen ließ, versteht sich, und würde sich auch ohne die Spuren verstehen, die davon in seinen Heften zurückgeblieben sind. Wichtiger indeß als die heiteren waren ihm die ernsten Gelegenheiten. Eine hochpathetische Leistung gewann ihm ein Trauerfall in der ihm vorzugsweise befreundeten Familie des Buchhändlers Kanter ab. In der Zeit, wo Andere heitere Liebes- und Lebenslieder dichten, befreundet sich seine Muse mit Tod und Grab — fast als ob ihm doch etwas hängen geblieben wäre von dem Lieblingsgeschmack Treschos und von der Lectüre der Youngschen Nachtgedanken oder der Gräber von Creuz. Der noch nicht Zwanzigjährige, dem seine Theologie und etwa seine Stellung am Fridericianum die nöthige Ehrwürdigkeit geben mochten, hält am Sarge von Kanters Schwester, einem jungen Mädchen, nur wenig jünger als er selbst, eine Rede, deren unreife Rhetorik am Schluß in ein ebenso rhetorisches, dithyrambisch hartes Gedicht übergeht [2]). Das Räthsel des Todes, insbesondere des „Jünglingstodes“, bildet den Mittelpunkt der grübelnden Betrachtung. Durch ein großes Aufgebot von theoretischen Reflexionen und rednerischen Wendungen sucht der kühne, auch in der Sprache kühne Anfänger, dessen Rednerstimme sich bei diesem Anlaß zum ersten Male in einen solchen Zuhörerkreis wagt, zu ersetzen, was ihm an sittlicher Reife und Lebenserfahrung abgeht. Wunderlich mischen sich christliche Bilder und Anklänge an die Kirchen- und Dichtersprache des Pietismus mit klassisch-heidnischen Reminiscenzen. Neben dem Throne des Mittlers und dem Lamme, dem die Entschlafene in glänzend weißen Kleidern nachfolgt, begegnet uns der sterbende Sokrates und Hekate; die spartanische Mutter mit ihrem: „dazu gebar ich dich!“ wird der Christin als Muster vorgehalten. Am meisten aber verräth sich die Jugendlichkeit des bei den Schaudern des Todes verweilenden Redners durch den beständigen Rückblick auf sich und durch das sich vordrängende Bewußtsein seiner rhetorischen Anstrengung. Von einer näheren persönlichen Antheilnahme an diesem Trauerfalle ist nichts zu spüren: wohl aber

---

1) Königsb. Zeitung St. 97 vom 6. Dec. 1765.

2) Die Rede, Erinnerungen I, 75 ff., das Schlußgedicht, LB. I, 1, 211.

scheint ihm im Allgemeinen der Ernst des Todes mit diesem Erlebniß nahe getreten zu sein und seine Stimmung eine Zeit lang beeinflußt zu haben. Nur zwei Tage später wurde das Trostgedicht an seinen Freund Kurella verfaßt; und um dieselbe Zeit muß auch jene Elegie entstanden sein, in deren Schlußzeilen er seines eigenen, schon mehrere Monate früher gestorbenen Vaters gedenkt: denn deutlich klingt die Elegie an das Trauergedicht auf Margaretha Kanter an.

Und wiederum nur wenig später entstanden die zwei großen christlichen Festgedichte — die ersten Denkmale seiner beginnenden näheren Verbindung mit Hamann. Sowohl die Trauerrede wie das Gedicht an Kurella hatte Kanter, wie früher den Gesang an den Cyrus, besonders gedruckt. Kanter war mit Hamann befreundet und er hatte diesen kürzlich für ein litterarisches Unternehmen gewonnen. Unter dem Titel „Königsbergsche Gelehrte und Politische Zeitungen" gründete er Anfang 1764 ein wöchentlich zweimal erscheinendes Blatt, das außer den politischen Nachrichten wissenschaftliche und litterarische Artikel, Originalaufsätze und vor Allem Bücheranzeigen bringen sollte [1]). Hamann, der noch immer, seit er im Jahre 1762 einen gescheiterten Versuch mit einem Kanzelistendienst gemacht, unbeschäftigt seinen Studien lebte, ließ sich bereden, die Redaction der Zeitung zu übernehmen, die denn wirklich mit dem 3. Februar 1764 ins Leben trat. Sah er sich nun unter seinen und Kanters Freunden nach Mitarbeitern um, so empfahl sich ihm, zunächst als poetisches Talent, auch der junge Herder. Er rechnete auf ein Charfreitagsgedicht von Hippel, der eben jetzt zum zweiten Mal, und zwar, nachdem er der Theologie untreu geworden, als Jurist in Königsberg studirte, und auf ein Ostergedicht von Herder. In Wahrheit lieferte der Letztere Beide, und beide Male meinte er gewiß sein Bestes gethan zu haben, that er in kühnem, schwerfälligem Pathos, in überstiegenem Klopstockianismus, in Härte und Unverständlichkeit ein Aeußerstes. In der Charfreitagsnummer vom 20. April erschien unter der Ueberschrift „Ein Fremdling auf Golgatha, Lucas 24 V. 18" ein dramatisches Gemälde der Kreuzigung und Grablegung Christi, wie es sich dem als Zeugen anwesenden Fremdling darstellt. In der Nummer vom 23. April folgte ein nach dem zweimal wiederkehrenden Schema von Strophe, Antistrophe und Epistrophe gegliederter „Ostergesang", eine Ode, bei der sich der Verfasser ohne Zweifel einen christlichen Pindar dünkte.

Wer weiß, ob Hamann, dessen Stärke nicht eben ein feinfühliger Geschmack war und der schwerlich ästhetische Bedenken hatte, wo biblische Vorstellungen und Gegenstände des christlichen Glaubens, wenn auch in noch so unharmonischer Composition, mit noch so grellen Farben, vorgeführt wurden, — wer weiß, ob er nicht noch manches ähnlich ungeheuerliche Exercitium seines

---

[1]) Vgl. zu dem Folgenden meinen Aufsatz „Herder und die Königsberger Zeitung". Im Neuen Reich 1874 I, 409 ff.

neuen Schützlings in die Spalten seiner Zeitung aufgenommen hätte, wenn dieser nicht selbst an der Berechtigung dieses Stils — „des hohen Stils", wie er später sagte, „der sich plötzlich aus dem Chaos emporschwang und die Grazie noch nicht kannte" — irre geworden wäre. Der erhabene Gang der Ode sagte seinem begeisterten, am liebsten auf den Höhen des Gedankens weilenden Gefühl so offenbar zu, in Pindar und dessen Nachfolger und Nachahmer hatte er sich mit solcher Neigung eingelesen, daß er neben theoretischen Studien über das Wesen und die Regeln der Odenpoesie, sich auch praktisch mit Vorliebe an dieser Gattung versuchte. So arbeitete er an einer liturgischen Ode, einem „Taufgesang der ersten Christen am Ostertage", der eine fortschreitende Handlung — die Taufe von Katechumenen mit nachfolgendem Liebesmahl — hymnologisch begleitet; so hat er sich demnächst mit einer Ode auf Peter den Großen getragen [1]); so ist er auch später immer wieder mit mehr oder weniger Glück zur Odenform zurückgekehrt. Daß er aber fürs Erste nicht fortfuhr, diese praktischen Studien vor den Augen des Publicums zu machen, daß er seine Versuche im Pulte behielt und sich das nonum prematur in annum gesagt sein ließ, das wurde nicht am wenigsten durch eine litterarische Erscheinung bewirkt, in welcher der junge Nacheiferer Pindars seine eigenen Ikarischen Bestrebungen wie im Spiegel erblickte. Er habe, so erzählt er selbst [2]), zu christlichen und deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht, die er „aus dem Innern unserer Religion und Nation gezogen" und die „trunkene Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung" hätten sein sollen. Da seien unvermuthet Dithyramben, allerdings ganz anderer Art erschienen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gegeben und ihn zur Zurückhaltung veranlaßt hätten. Es waren die Dithyramben von Willamow, damals Professor in Thorn, dem Sohne von Herders verehrtem Mohrunger Religionslehrer. So wurde Herder zugleich durch ein persönliches und durch ein sachliches Interesse zur Kritik der kleinen Sammlung bestimmt. Er lieferte in die Königsberger Zeitung seine erste Recension [3]). Er führte in gedrängter Kürze den durch litterarhistorische Gelehrsamkeit nicht minder als durch richtiges ästhetisches Gefühl unterstützten Nachweis, daß diese Gedichte, welches auch sonst ihr Verdienst sei, jedenfalls keine Dithyramben im Sinne der Alten seien. Wenn die ersten vor die Oeffentlichkeit gelangten rhetorischen und poetischen Leistungen des jungen Mannes zwar ein großes, aber noch undisciplinirtes, ein sich übernehmendes und vielfach fehltretendes Talent erkennen ließen, so kündigte diese erste kritische Leistung sofort den einsichtigen,

---

[1]) Entwürfe und Bruchstücke von beiden Gedichten in Herders Heften; Proben von letzterem bei Suphan, Peter der Große, Herders Fürstenideal, Altpreußische Monatsschrift von Reicke und Wichert X, 2, 97 ff.

[2]) Fragmente II, 318.

[3]) Daselbst 1764 St. 30. SWS. I, 68 ff.

feinfühlenden, in die Seele blickenden Beurtheiler — den geborenen Aesthetiker und Litteraturhistoriker an.

Seinem schöngeistigen Treiben, seiner Verbindung mit Hamann, zugleich allerdings dem pädagogischen Ruf, den er sich erworben hatte, verdankte Herder die nächste Wendung seines Lebensschicksals [1]).

An der Domschule in Riga war die vor einigen Jahren erst gegründete Stelle eines Collaborators von Neuem zu besetzen. Ohne Bezug hierauf hatte Hamann dem dortigen Rector Lindner, seinem alten Freunde, wiederholt Herders Namen genannt. Als er jetzt, auf Anlaß jener Einladung des Herrn v. Moser, Königsberg zu verlassen sich anschickte, während zugleich die Berufung Lindners in die Professur der Poesie an der Königsberger Universität in Aussicht stand, da schrieb er diesem, er vermache ihm in Königsberg einen Freund an Herder. Und so ernst war es ihm mit diesem Vermächtniß, daß er auch seinem jungen Schützling aufgab, schon jetzt brieflich sich dem Manne vorzustellen, der, so war zu erwarten, wenn er nach Königsberg käme, auch zu dem Collegium Fridericianum in Beziehung treten würde. Herder versäumte nicht, dem Auftrag nachzukommen — und erhielt als Antwort von Lindner eine Anfrage, ob er geneigt sei, die Rigaer Collaboratorstelle anzunehmen. Von Lindner demnach ging die Sache aus [2]). Er hatte, wird man annehmen dürfen, von den poetischen Versuchen des jungen Mannes Kenntniß genommen; denn unter den Gründen, mit denen er demnächst bei dem Rigaer Magistrat seinen Vorschlag unterstützte, findet sich auch der, daß der Empfohlene „in den neuen schönen Wissenschaften Stärke und Geschmack verrathe"; die schönen Wissenschaften bildeten den Mittelpunkt seiner eigenen gelehrten Wirksamkeit, und gerade jene Collaboratorstelle war mit im Hinblick auf die Pflege derselben von ihm ins Leben gerufen worden. Wohl möglich, daß auch Hartknoch ein freundschaftliches Zeugniß für seinen Herder abgelegt hatte [3]); mehr als wahrscheinlich, daß der Herr Rector nicht versäumt haben wird, über den jungen Mann auch bei dessen Königsberger Vorgesetzten, auch bei dessen Collegen Schlegel am Fridericianum, einem Schüler Lindners, Erkundigung einzuziehen [4]). Genug, ohne daß Hamann zunächst darum wußte, warb Lindner um Herder — und dieser erklärte alsbald seine Geneigtheit. Hing er doch weder an seinem preußischen Vaterlande, welches ihm vielmehr schon durch seine Militärverfassung als ein sklavisches Land erschien, noch an Königsberg, wo er den „dicken Nebel einer böotischen Luft" zu fühlen meinte, noch endlich

[1]) Das Folgende auf Grund der LB. I, 1, 302 ff. und 308 ff. mitgetheilten Briefstellen und Briefe, sowie der Actenstücke bei J. v. Sivers, Herder in Riga, S. 40 ff.

[2]) Vgl. Lindner an Klotz 14. Juli 1768 Briefe deutscher Gelehrten an Klotz II, 132: „Da ich der einige bin, der diesen Freund (Herder) damals aus Einsicht seines Genies an die Schule nach Riga zog."

[3]) Herder an Hartknoch 1778 Düntzer C, II, 82: „denn durch Dich kam ich nach Riga — —".

[4]) Vgl. die Angabe eines Ungenannten an Wilpert LB. I, 1, 138.

an dem Fridericianum, „dieser ehrlichen, alten sechszigjährigen Friderike“, so schreibt er, die vormals eine Schmarre der Religion und eine Runzel der Pedanterie zu Schönfleckchen gehabt haben möge, der aber, seit alle Jugend weg sei, jene Schminke desto übler lasse. Man verständigte sich bald. Die näheren Aufklärungen, die sich Herder über das Soll und Haben der ihm zugedachten Stelle erbat, stimmten ihn vollends für die Annahme, und die Auskunft, die er seinem Rigaer Gönner über sich gab, die Specimina seiner Lehrthätigkeit, die er einsandte — es waren die beiden Schulreden, die wir schon kennen und von denen die eine sofort in die „Rigischen gelehrten Anzeigen“ wanderte —, die Andeutung endlich, die er machte, daß er, aller Veränderung abgeneigt, sich in Riga lange festzusetzen hoffe, — er fügte etwas später hinzu, daß er der Domschule wenigstens drei Jahre zu dienen gedenke — das Alles setzte Lindner in Stand, dem Rigaer Magistrat seinen Candidaten nachdrücklich zu empfehlen [1]). Hamann, der mittlerweile wider Erwarten von seiner verfehlten Reise wieder nach Königsberg zurückverschlagen war, fand die ganze Angelegenheit bereits im besten Gange. Es blieb ihm nur übrig, seinem Rigaer Freunde für dessen „schon zuvorkommende Sorgfalt und Treue“ zu danken. Das Zeugniß, welches er bei dieser Gelegenheit seinem Herder ausstellte, wirft auf diesen und auf das Verhältniß der Beiden das hellste Licht, aber es griff in die Verhandlungen nicht mehr ein, sondern besiegelte dieselben nur. „Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten“, so schreibt er an Lindner unterm 17. October 1764, „und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten, und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgils und die Reizbarkeit des Gefühls, welches mir den Umgang der Livländer immer so angenehm gemacht und dem Winckelmann ein so erbauliches Sendschreiben in die Feder geflößt hat. — Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken bei Ihrer Schule hinterlassen werden, das Ihre Verdienste um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles Uebrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung, et serves animae dimidium meae“.

Bereits am 27. October wurde Herders Vocation ausgefertigt und gelangte nebst der Anweisung auf Einhundert und fünfundzwanzig Gulden Preußisch Reisegeld Anfang November in seine Hände. Die Loslösung von seinen

[1]) Sivers, Herder in Riga, S. 40 ff., vgl. mit Herder an Lindner LB. I, 1, 313 ff. Um die Data in Zusammenstimmung zu bringen, muß man sich erinnern, daß Rigaer Briefe und Documente nach dem russischen Kalender datirt sind. Ich citire im Folgenden stets nach dem Kalenderstil der Briefsteller, ohne mich auf Reductionen oder Doppelangaben einzulassen.

bisherigen Amtsverhältnissen, obgleich mitten im Schulcursus, ebenso die Abfindung mit seiner Unterthanen- und seiner militärischen Dienstpflicht scheint keine Schwierigkeiten verursacht zu haben. So peinlich nichtsdestoweniger berührte ihn die Erinnerung an letztere durch den ihm abgeforderten Requisitionseid, daß er sich nicht eher für frei hielt, als nachdem er die preußische Grenze hinter sich hatte. Er hätte, läßt ihn Böttiger erzählen [1]), vor Freude auf die Erde fallen und sie wie Brutus küssen mögen. Schon vor Jahresfrist, im September 1763, war sein Vater gestorben; er hätte, da er nun aus dem Lande ging, sein kleines Erbtheil mit dem Fiscus theilen müssen; um „kurz davon abzukommen“, verzichtete er zu Gunsten seiner Mutter und Geschwister auf das Seinige [2]). Am 22. November, von seinem treuen Hamann bis ans Thor begleitet, verließ er die Stadt, in die er vor drittehalb Jahren mit Herzklopfen eingezogen war und wo er, so sind seine eigenen Worte, „studirt, gelehrt und geschwärmt“ hatte. Eher war die Abreise unmöglich gewesen; kein Fuhrmann, keine Dienstleistung überhaupt war zu haben gewesen — denn aller Verkehr war Tage lang durch den furchtbaren Brand gehemmt gewesen, der die stolze Handelsstadt am 11. November heimgesucht hatte. Das schrecklich-erhabene Schauspiel, dessen Zeuge Herder gewesen, hatte ihn zu einer Ode in biblisch-prophetischem Ton, zu einem „Trauergesang über die Asche Königsbergs“ begeistert [3]). Mit einem ähnlichen Gedicht, dem Gesang an Cyrus, hatte er sich einst in Königsberg eingeführt: mit dem Trauergesang nahm er Abschied. Auch dieser erschien in Druck bei Kanter, und wenigstens eine kleine Anzahl von Lesern wird es gegeben haben, welche der gedrungenen Kühnheit dieser schwungvollen Strophen den Vorzug gaben vor der Wasserfluth der siebentehalbhundert Alexandriner, die der Schulcollege Lauson in den „Wöchentlichen Königsbergischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ nachträglich über „das durch Feuer geprüfte Königsberg“ ausgoß.

---

[1]) Litterarische Zustände und Zeitgenossen I. 112. Anspielung auf die militärische Sklaverei finden die „Erinnerungen“ (I, 33) mit Unrecht in dem Jugendgedicht „der Säugling“. Auch in der ältesten Fassung (LW. I, 1, 241) ist dies Gedicht vielmehr ein deutlicher Nachklang der in Rousseaus Emile an das Einschnüren der Neugeborenen sich anknüpfenden Declamationen.

[2]) Herder an Carol. Flachsland, LW. III, 145. Das bezügliche Originalschreiben Herders bewahren die Hypotheken-Acten des Mohrunger Gerichts.

[3]) LW. I, 1, 323.



Zweites Buch.

Herder in Riga.

Erster Abschnitt.

Lehr- und Predigtamt; gesellschaftliche und bürgerliche Beziehungen.

Auf keinen ungünstigen Boden war Herder durch seine Anstellung in Riga versetzt. Denn, einem Körper gleich, der, von schwerer Krankheit genesen, die wiedergewonnenen Kräfte von Neuem, frischer als zuvor, an den Aufgaben des Lebens versucht, war die livländische Hauptstadt eben jetzt in kräftigem Aufstreben begriffen [1]). Noch war die Erinnerung an die schweren Drangsale des nordischen Krieges, der die Stadt dem schwedischen Scepter entrissen hatte, nicht erloschen, aber sie schmerzte nicht mehr; mit Stolz vielmehr sah man auf den russischen Adler und fühlte sich sicher im Schutze der neuen, Frieden und Gedeihen verbürgenden Macht. Seit den dreißiger, noch kräftiger seit den vierziger Jahren hatte man begonnen, sich aus dem Verfall emporzuarbeiten und sich von den Nachwehen des Krieges zu erholen. Nun lebten die in der schweren Zeit zu Grunde gegangenen Anstalten unter der mitwirkenden Fürsorge der Regierung allmählich wieder auf, nun erstanden an Stelle der zerstörten öffentlichen Gebäude neue und stattlichere. Jährlich mehrte sich wieder die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe, zum Beweise, daß nach langem Stocken der Handel, die Seele des Rigaer Lebens und von Alters her die Quelle des bürgerlichen Gedeihens, sich zu neuer Blüthe zu erheben beginne. Mit der materiellen Wohlfahrt aber stellte sich auch eine erhöhte Regsamkeit des geistigen Lebens ein. Das mit dem Reichthum erwachende Verlangen nach edlerem Lebensgenuß, das Bedürfniß des Kaufmanns, sich weithin umzuschauen und auch mit unsichtbaren oder versteckten Größen zu rechnen, die Nothwendigkeit, das städtische Gemeinwesen in den Beziehungen zu der Regierung und im Wetteifer mit der Ritterschaft würdig zu vertreten und emporzubringen: das Alles erzeugte ein Bildungsstreben,

---

[1]) Das Folgende unter Benutzung der Schriften von Eckardt, Livland im achtzehnten Jahrhundert 1. Bd. 1876. Die baltischen Provinzen Rußlands 1868. Jungrussisch und Altlivländisch, 2. Aufl. 1871. Baltische und russische Culturstudien 1869, Letzteres in 2. Aufl. unter dem Titel „russische und baltische Charakterbilder zur Geschichte und Litteratur", 1876. Auch in brieflichen Mittheilungen ist mir die Localkunde des Verfassers zu gute gekommen.

um so ernster und gediegener, weil es nicht mühelos zu befriedigen war und daher zunächst nur in engen Kreisen gehegt, nur von einzelnen hervorragenden Männern getragen wurde. Auf das Reelle und Nützliche gerichtet, dem gesunden Verstande und der freien Bewegung der Kräfte vertrauend, ergriff man eifrig die Ideen der französisch-deutschen Aufklärung. Denn auf die Einfuhr von außen war man ja durchaus angewiesen. Man war überwiegend genöthigt, sich an die Hülfe des deutschen Mutterlandes zu wenden, mit dessen geistigem Leben man auf diese Weise in einem ununterbrochenen Zusammenhang blieb. Von dorther, von Königsberg zumal, bezogen Livland und Kurland, bei dem Mangel einer einheimischen Universität, Hofmeister, Lehrer und Prediger. Und in Riga wenigstens kam man diesen Missionären des deutschen Geistes, den Vertretern gelehrter Bildung mit dankbarer Achtung entgegen. Ein Mann, der mit jugendlicher Lebhaftigkeit und Begeisterung diesem Bildungsbedürfniß seine Kräfte widmete, und, indem er ihm diente und sich ihm anpaßte, es zu höheren Gesichtspunkten zu erheben verstand, — ein Mann wie Herder durfte der besten Aufnahme und der schönsten Erfolge gewiß sein.

In der That, es ist die ungebundenste, die glücklichste und die reichste Periode seines Lebens, die er hier durchlebt hat. Hier bereits setzten in seinem Geiste die Keime zu alle dem an, was sich später Erfreuliches entwickelte. Hier schrieb er die Fragmente zur neueren deutschen Litteratur, das Schriftchen über Thomas Abbt und die Kritischen Wälder — Erstlingsschriften, die zwar gar sehr der nachbessernden Hand bedurft hätten, die aber, „wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben worden," von Saft strotzten. Obgleich namenlos geschrieben, verbreiteten sie den Namen ihres Urhebers über ganz Deutschland. Mit noch anderen Empfindungen aber wurde dieser Name in Riga genannt. Es ist die locale, persönliche Wirksamkeit Herders, die, seine schriftstellerische Thätigkeit unwillkürlich beeinflussend und zugleich tief bedeutsam in sich, auch für unsere Darstellung den Vortritt beansprucht. —

Zu den Rigenser Anstalten, welche das Wirrsal des Krieges überlebt hatten, gehörte die altehrwürdige Domschule. Herstammend aus den Zeiten der Reformation, war sie unmittelbar nach Aufhebung der Belagerung Rigas wenigstens nothdürftig wieder hergerichtet worden, während eine zweite städtische Gelehrtenschule im Jahre 1710 für immer untergegangen und das für die Söhne des Adels und der Offiziere bestimmte Lyceum erst nach zwei Decennien wieder in Gang gesetzt worden war. Sie hatte freilich unter der Ungunst der Verhältnisse eine Zeit lang nur ein kümmerliches Dasein gefristet, dann aber, Dank der Fürsorge der Väter der Stadt und der Wirksamkeit tüchtiger Rectoren, sich rasch gehoben; sie war endlich unter Lindners Rectorat während des letzten Jahrzehnts zu einer Blüthe gelangt, welche den Zustand des unter des alternden Loder Direction stehenden Lyceums weit hinter sich ließ. Es war ein Verdienst mehr, welches sich Lindner um die

Schule erwarb, daß er mit glücklichem Griffe in Herder einen Lehrer herbeigezogen hatte, der, obgleich der jüngste unter sieben Collegen, in den Geist der Anstalt einzugehen und ihn höher zu heben so vorzugsweise geeignet war. Ende November oder Anfang December muß der neue Collaborator in Riga eingetroffen sein. Nach einem vorgängigen Examen vor dem collegium scholarchale wurde er zunächst privatim durch den Scholarchen der Anstalt, den Rathsherrn und Gerichtsvogt Schwartz in sein Amt eingeführt [1]).

Welch eine ganz andere Situation als die, in welcher er in Königsberg gelebt hatte! Was er allererst wohlthuend empfinden mußte, war die verbesserte äußere Lage. Auf die Gewährung einer freien Wohnung zwar hatte er vorläufig verzichten müssen [2]). Nichtsdestoweniger kann er seinem Hamann nach den ersten zwei Monaten melden, er habe, bei sehr mäßiger Arbeit, Alles, was zur Lebensnothdurft gehöre und Luther in die vierte Bitte fasse — Weib und was folgt ausgeschlossen. Natürlich hatte auch die Domschule, so gut wie das Fridericianum, ihren Zopf; nicht Alles an der Anstalt, wie sehr er auch Ursache hatte, mit seinem „recht guten, guten Rector" zufrieden zu sein, war sogleich nach seinem Geschmack. Ein wenig Tadelsucht, eine rasch ihn anfliegende Stimmung zur Unzufriedenheit lag tief in seiner Natur; — auch in frischer Jugend und im Glück beschleichen sie ihn. Wie sollte er denn nicht gerade anfangs von dem Gegensatz der Universitäts- und der Kaufmannsstadt sich betroffen, wie sollte er sich nicht in der ersten Zeit ein wenig vereinsamt gefühlt haben — ohne Bekanntschaften, ohne Anregungen, wie er sie gerade zuletzt noch so reichlich von seinem Hamann erfahren hatte. So ganz leicht war es in der That nicht, den ersten Schritt in die Rigaer Gesellschaft, in die patricisch abgeschlossenen Kreise des reichen Bürgerthums oder gar des dem Bürgerthum ziemlich schroff gegenüberstehenden Adels zu thun. „Mir fehlen die Thüren zu Bekanntschaften," heißt es in dem Briefe an Hamann. Allein dem Talent und der Liebenswürdigkeit öffneten sie sich rasch genug. Die Privatstunden, die er den Söhnen und Töchtern einiger der besten Familien zu geben veranlaßt wurde, machten ihm nicht bloß die Schüler und Schülerinnen, sondern auch deren Eltern zu Freunden. Wohl zuerst öffnete sich ihm das Berenssche Haus, in welchem es ja auch Hamann einst so wohl geworden. Der grundtüchtige, edle und hochgebildete Rathsherr Johann Christoph Berens, schon von seiner Königsberger Studienzeit her der Freund auch Lindners, Hamanns und Kants, verdiente es wohl, daß Herder

[1]) Die Actenstücke bei Sivers, Herder in Riga, S. 43. Das Datum der Einführung der $^{7}/_{18}$. December 1764. Die Data im Folgenden nach altem Stil.

[2]) Ebendaselbst S. 42. Nach der Urkunde über Errichtung des Herderdenkmals in Riga hat Herder während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts in dem jetzt mit einer Inschrift versehenen Dom-Kirchenhause auf dem ehemaligen „kleinen Wageplatze" gewohnt, der nun, zum „Herderplatz" umgetauft, durch das 1864 errichtete Denkmal geschmückt ist. (Daselbst S. 64. 65.)

ihm noch in den Humanitätsbriefen (VI. 138 ff.) ein Denkmal stiftete, dessen der herrliche Mann mit seinem patriotisch gemeinnützigen Wirken bei seinen Mitbürgern freilich nicht bedurfte. Erst in der Mitte der Dreißiger stehend, war er schon damals der Mittelpunkt eines angeregten, bildungseifrigen Kreises, Wecker und Förderer aller Talente, die in seine Nähe geriethen. Er und seine Brüder, Gustav, Karl, und vor Allem Georg, der jüngste, schlossen sich mit väterlicher und brüderlicher Freundschaft dem neuen Ankömmling voll Verständniß für dessen Kraft und Gaben an. Berens vorzugsweise ist es gewesen, durch dessen Vermittelung Herder alsbald in den gebildetsten und angesehensten Cirkeln der Stadt, in den Häusern der Gottfried Berens, Ahrendt Berens, Schwartz, Zuckerbecker, Heydevogel, Grave, Busch, Roth und wie sie sonst hießen, heimisch wurde.

Er empfing da ebensoviel wie er gab. „Ich selbst," so sagt er einmal auf Anlaß einer Bemerkung, die ihm Hamann über das Ungeregelte seines Stils gemacht hatte, — „ich selbst bin noch immer unreif, ein pomum praecox zu einem Amt, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgang und Stil. Meine ganze Bildung gehört zu der widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler sein sollten" — und er bedauert, daß er nicht methodisch genug geschult worden, daß er zu wenig Umgang gehabt, um sich den Weltton anzugewöhnen, er sei ein siebenmonatlicher Embryo, der viel Nachbildung und Wartung haben müsse u. s. f. Die Wahrheit ist: kein Ort war geeigneter als Riga, ihm das Eine, was er an sich vermißte, die weltmännische Bildung, zuzuleiten, und kein Ort andererseits existirte, wo das Methodische, das Schulmäßige, leichter hätte entbehrt werden können. Hatte schon Trescho bei einem Besuch in Königsberg 1764 von der Scheu und Blödigkeit seines ehemaligen Untergebenen nur noch wenig Spuren gefunden: hier in Riga mußten sich dieselben vollends verlieren. Denn wer nur einmal in diese nach außen etwas spröden Kreise den Eingang gefunden hatte, — im Innern begegnete er der schönsten, mit Einfachheit und Ehrbarkeit gepaarten Liberalität, einem gebildeten Umgangston und der liebenswürdigsten Gastfreundschaft. Zeit seines Lebens hat Herder den Rigensern die Leichtigkeit und Gefälligkeit, den Anstand und die Anmuth ihrer Lebenssitte nachgerühmt, und nie vergessen, wie wohl es ihm unter diesen Menschen geworden.

Ein fast übermüthiges Behagen athmen seine Briefe aus dem ersten Jahre des neuen Aufenthalts. Jetzt einmal, nach der ersten Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse, überließ er sich ganz der ungewohnten Freiheit und den Darbietungen der ihm entgegengetragenen Gastlichkeit. Der Sommer des Jahres 1765 war nach seinem eigenen Geständniß[1]) der genußreichste seines Lebens. Zwei Meilen nur von der Ostsee, liegt Riga zwar in einer im Ganzen baumlosen und sandigen Gegend; das Innere der Stadt mit ihren

[1]) An Trescho, LB. I, 2, 106.

engen, dunklen und gewundenen Gassen bot damals einen nur wenig erfreulichen, die Vorstädte vollends einen abschreckenden Anblick: aber etwas weiter vor den Thoren und Wällen gewährten die mit Garten- und Parkanlagen geschmückten Landhäuser der reichen Kaufleute und Edelleute Schutz vor dem Staub und Schmutz der Stadt. Auf diesen Sommersitzen, den sogenannten Höfchen, schwärmte der junge Mann, den Einladungen seiner neuen Freunde folgend, umher, und da stimmt er denn, statt der hochfliegenden Pindarischen Oden, gelegentlich auch ein leichteres aus dem Herzen fließendes Lied zum Preise idyllischer Natur und herzlicher Freundschaft an, um es als Gastgeschenk seinen Wirthen zu hinterlassen. So zeigt ihn uns das „Landlied auf Gravenheide" als Gast auf dem an einem romantischen Seeufer gelegenen Landsitz von Heydevogel[1]). So besucht er auf Trastehof den jungen Freiherrn Woldemar Dietrich von Budberg, den Schwiegersohn des livländischen Regierungsraths von Campenhausen. Nur vier Jahre älter als Herder, lebte dieser eben jetzt auf dem kleinen Gute seine ersten glücklichen Ehejahre in ländlicher Muße. Eine poetisch gestimmte, künstlerisch angelegte Natur, war er einer jener jungen Livländer, deren liebenswürdige Art Hamann bei seinem Herder wieder zu finden meinte. Meinhard, der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter, der Uebersetzer von Homes Grundsätzen der Kritik, war sein Mentor in Königsberg und sein Begleiter auf einer längeren Bildungsreise gewesen. In ein Exemplar des ersteren Werks schrieb Herder dem Freunde jene Zeilen, die uns so anmuthig das Glück sonniger Tage widerspiegeln und Zeugniß ablegen, wie gleiche Neigungen und gleicher Geschmack den Unterschied der Lebensstellungen leicht überbrückten[2]).

Ueberwiegend, natürlich, waren es die bürgerlichen Kreise, in denen der junge Collaborator verkehrte und deren verzogener Liebling er wurde. Noch können wir in dem einen und anderen Blatt aus Herders Feder die Spuren der freundschaftlichen Verhältnisse verfolgen, welche ihn mit den besten Rigaer Familien verbanden. Die Leiden wie die Freuden derselben waren die seinigen. Dem Gedächtniß der dahingeschiedenen Frau Christine Regine Zuckerbecker widmet er im September 1766 einen Nachruf; dem Schwarz-Behrensschen Brautpaar dedicirt er im November 1768 ein Wiegenlied[3]). Nichts aber war erwünschter für ihn, als daß sein Freund Hartknoch, der schon im Jahre 1763 eine

---

[1]) LB. I, 2, 37 und SW. zur Litteratur III, 97, woselbst der Name zu berichtigen ist; vgl. Eckardt, Livland im 18. Jahrh. I, 505. Suphan, die Rigischen Gelehrten Beiträge 2c. in der Zeitschrift für deutsche Philologie VI, S. 46, Anm. 2.

[2]) LB. I, 2, 41 und SW. zur Litteratur III, 97. Ueber Budberg ein Aufsatz von K. G. Sonntag in dem Taschenbuch Livona 1812, S. 155 ff. Ob etwa Budberg der Freund war, mit dem Herder in Dodsleys Sammlung die „Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe" las? (Fragmente III, 234 Anm.)

[3]) LB. I, 2, 168 und 366 (SW. zur Litteratur III, 103).

Buchhandlung in Mitau und bald danach eine zweite in Riga gegründet hatte, zwei Jahre später in letzterer Stadt, wohin ihn immer schon seine Geschäfte zu längerem oder kürzerem Aufenthalt gerufen hatten, seinen dauernden Wohnsitz aufschlug[1]). Hier vor Allem, in Hartknochs Hause, wo nun bald auch eine freundliche Hausfrau waltete[2]), fühlte er sich heimisch. Es waren gute Stunden, deren Erinnerung allen Betheiligten lange im Herzen geblieben ist, wenn er dort vor einem dankbar empfänglichen Kreise bald ein Fragment aus dem Messias, bald eine gute Stelle aus einem neu erschienenen Buche, bald von ihm selbst übersetzte Stücke aus Yoriks empfindsamer Reise vorlas, oder wenn Hartknoch ihm zu Liebe neue Musikalien auf dem Klavier probirte. Zwanglos ließ man sich gehen; alle Töne der Geselligkeit wurden angeschlagen, und wenn man immer bereit war, ernsteren Anregungen sich hinzugeben, so schwärmte man ein andermal bis tief in die Nacht. Da versammeln sich die Männer, nachdem sie gewichtiges Gespräch gepflogen, um die Bowle Bischof —

Sie lechzten Alle vom Weisheitskampf:
Da kam mit goldenem Heer
Hesperischer Aepfel im Körbchen am Arm
Das Mädchen heran —

so beginnt der bacchische Festgesang, der uns in Herders Papieren aufbehalten ist — ein Gegenstück zu jenem didaktischen Trinkliede, das in den Litteraturfragmenten die Kritik der Willamowschen Dithyramben abschließt — ein prächtiges Bild der schwärmenden, geistgewürzten Laune eines solchen Symposions, bei welchem der Dichter als Priester des Bacchus und als König das Scepter führt. Selbst der überquellende Frohsinn nimmt einen erhabenen Flug. Die Schaale „voll Aepfel in Traubenblut,“ nachdem sie vor unseren Augen gemischt ist, wird von dem weisen und doch übermüthigen Sänger als Quelle ewiger Jugend, als Patriarchentrank, als der Nektar des Hercules — sie wird vor Allem als Schaale der Eintracht gepriesen, deren Inhalt „bitter und süß und Rausch wie das Leben ist“ [3]).

In wie manchem Hause aber unser Freund ein- und ausging: eine Anziehungskraft ganz besonderer Art hatte für ihn das des Kaufmanns Busch. Nicht bloß als ein geselliger Sammelpunkt war ihm dies Haus lieb

[1]) Herder an Trescho 20. Aug. 1765.

[2]) Sie war eine geborene Mehmel aus Mitau, mit Hartknoch seit 1767 verheirathet, Eckardt in dem Aufsatz über Hartknoch, Jungrussisch und Altlivländisch, 2. Aufl. S. 290.

[3]) Das Gedicht findet sich handschriftlich neben anderen, nachmals gedruckten, in einem Octavheftchen aus dem Anfang der siebziger Jahre, in welches Herder eine Auswahl seiner Jugendgedichte (74 Nummern) zusammengeschrieben hat. Auch Reste eines, etwas studentischer klingenden und wahrscheinlich älteren Punschliedes finden sich in einem Octavheft, das schon in der Königsberger Zeit angelegt wurde.

und wichtig, und nicht bloß als Freund des Wirthes betrat er es. Er war der Vertraute der geistvollen, aber in ihren ehelichen Verhältnissen nicht glücklichen Frau, und so lebhaft pflegte er das Andenken dieser Frau, daß er noch nach Jahren Mühe hat, die durch eine lebhafte Aeußerung über die ehemalige Freundin erregte Eifersucht seiner Braut zu beschwichtigen. Die Frau war um viele Jahre älter als er; wir haben, wie hoch er sie auch hielt, wie intim und ungezwungen und wieder mit wie viel Galanterie er nach der freien Sitte des Landes und dem empfindsamen Ton der Zeit mit ihr verkehrte, keinerlei Grund, das nahe Verhältniß als ein zärtliches oder gar verfängliches aufzufassen. Die Bequemlichkeit eines wechselseitigen vollkommenen Vertrauens, auf Hochachtung, herzlicher Theilnahme und dem Bedürfniß lebhaften geselligen Austausches gegründet, hielt die Beiden zusammen. Noch ein Dritter gehörte dazu — ein grundehrlicher, gutmüthiger, behaglicher Gesell voll unverwüstlicher Laune und dabei von goldener Zuverlässigkeit, von der Sorte derer, denen man niemals böse sein kann. Seine aufgeräumtesten Briefe hat Herder an seinen alten treuen Begrow geschrieben; ihm gegenüber zeigt er keine Spur jener Empfindlichkeit und verstimmten Uebelnehmerei, von der seine anderen Rigaer Freunde zu erzählen wußten und mit der er am allerwenigsten seinen treumeinenden Hartknoch verschonte; ihn weiht er in Geheimnisse ein, für die er auf unbedingte Verschwiegenheit rechnet. Und eben die Briefe an Begrow, desgleichen die an Hartknoch sind volle Bestätigungen der Bekenntnisse, die er über das Verhältniß zur Busch seiner Braut macht. Er sei ihr Freund und täglicher Umgang nebst einem anderen ehrlichen Kerl gewesen, vor dem sie nichts Geheimes im Herzen gehabt hätten. „Zwei runde Jahre," erzählt er weiter, „bin ich in ihrem Hause, vor Mittage, Mittag, wo ich täglich speiste, nach Mittage und Abend bis in die Nacht gewesen: einerlei Uebel unserer Augen machte uns bekannt, und da ich von Tage zu Tage ihren lebhaften Geist, ihr gutes Herz und ihren sehr fest ausgebildeten Charakter immer mehr kennen lernte, so haben wir täglich als Freunde gelebt, deren es nicht viele in der Welt und in Riga wohl außer uns gar nicht gab. Da waren wir täglich zusammen, um zu plaudern, und zu lesen, und uns zu zanken, und uns zu trösten, und zu tändeln, uns zu liebkosen und — nichts mehr! Ein Gedanke weiter hätte unsere Freundschaft beleidigt. Ich habe ihr und ihren Kindern einige Dienste gethan; alle Freuden und Betrübnisse, woran ich Antheil nehmen konnte, waren uns gemein. — Die ganze Stadt wußte unsere Freundschaft, weil ich ihr alle Gesellschaften, die mich so häufig suchten, aufopferte: und selten bin ich zu meiner Predigt gefahren, wo sie mich nicht im Wagen begleitete [1])."

---

[1]) LB. III, 181, vgl. 146. Unter den zahlreichen sonstigen Briefstellen, die auf das Verhältniß Licht werfen, mögen hervorgehoben werden: LB. II, 16. 18. 26. 39. 79. 83. 88, Düntzer A, III, 52, vgl. 55. 79. 364; C, II, 18. 21.

Es sind die letzten Jahre des Rigaer Aufenthalts, in denen dieses Verhältniß sich entwickelte. Kehren wir von da in das erste Jahr zurück, so gab es noch Einen Umstand, der den frohen Muth des Neuangekommenen heben mußte. Glücklich fügte es sich nämlich, daß ihm vergönnt war, mit seinem Hamann in lebendigem Verkehr zu bleiben, so daß die anfänglichen Stoßseufzer, es fehle ihm an einem Aufwecker, an „Stacheln zu kleinen Arbeiten," verstummen mußten. Der wunderliche, unpraktische, schwerlebige Mann, dem bisher noch alle, dem auch ein jüngster Versuch, sich mit seiner Hypochondrie in eine neue Lage, eine ihn ausfüllende und befriedigende Thätigkeit zu retten, fehlgeschlagen war, — Hamann, obgleich jetzt bereits in der Mitte der dreißiger Jahre stehend, war auf den Einfall gekommen, es nochmals mit dem Hofmeistern zu versuchen. Im Juni 1765 war er von Königsberg nach Mitau in das Haus eines ihm befreundeten Advocaten, des Hofrath Tottien gegangen [1]). Von Mitau bis Riga sind nur sieben Meilen. Schon die Nachricht von der Nähe des Freundes elektrisirte Herder [2]), und gleich die Sommerferien wurden von ihm zu einem Ausflug nach Mitau benutzt, dessen angeregte Stimmung noch in seinem Brief an den Freund von Anfang August launig und poetisch nachklingt. Hamann, der darauf mehrere Monate in Begleitung seines Freundes und Principals in Warschau hatte zubringen müssen, erwiderte den Besuch im Anfang des folgenden Jahres, und diesmal besonders waren es fruchtbare Stunden ernsten Gedankenaustausches und jovialen Sichgehenlassens, welche die Freunde — Hartknoch war der Dritte im Bunde — mit einander verlebten [3]). Vor der übersprudelnden Lebendigkeit und Heiterkeit seines „allerliebsten Herderchen", seines „petit coeur gauche" wichen die Nebel von Hamanns Geist, und er zahlte dafür mit hundert guten Worten und Winken und mit hülfreicher Antheilnahme an den im Stillen betriebenen schriftstellerischen Arbeiten seines jungen Freundes. Man plante noch öftere Besuche, und wirklich wagte Herder im Frühjahr 1766, trotz der schlechten und beim Eisgang der Düna sogar gefährlichen Wege eine zweite Reise nach Mitau. Man kann nicht aufgeräumter schreiben, als der Zurückgekehrte in dem Reisebericht, den er als ein „Capitel seines Shandyschen Romans" an seinen „Onkel Tobias Shandy" schickte. Er ahnte nicht, daß er ihn zum letzten Mal umarmt hatte. Aus Hamanns Vorsatz, vor seiner Rückkehr nach Preußen sich noch einmal längere Zeit mit Herder in Riga zu „letzen", wurde nichts. Anfang 1767 finden wir ihn wieder in

[1]) Nach Gildemeister I, 419 war er einer Einladung Tottiens gefolgt, als Hausfreund eine Zeit lang bei ihm zu verweilen und zugleich sich in Geschäften zu üben.

[2]) Hamann an Herder LB. I, 2, 89: „Ihre poetischen Maaßregeln haben auf mein ausgetrocknetes Gehirn wenig Wirkung gehabt."

[3]) LB. I, 2, 112. 118. Hamanns Sch. VII, 384. Auch ein handschriftlicher Brief Kaufmanns an Herder vom Jahre 1777 thut des Besuchs Erwähnung mit Anspielung auf den damals von den drei Freunden geübten Uebermuth.

Königsberg, wo er sich nun dauernd festsetzte, seit 1768 durch eine elende Anstellung bei der dortigen Accisedirection beschäftigt und gefesselt. Nur brieflich sollten fortan die Beiden mit einander verbunden bleiben.

Gewiß, der Verkehr mit Hamann hatte nicht wenig dazu beigetragen, Herder neben all' der Geselligkeit, in der er, ein vielbegehrter Gesellschafter, umgetrieben wurde und von der er Mühe hatte, sich zu seinen Studien und litterarischen Arbeiten zu sammeln, bei guter Laune zu erhalten. Allein auf dauernde Zufriedenheit war diese reizbare Natur nicht angelegt. Zuviel überdies hatte er, trotz aller Spannkraft seines jugendkräftigen Körpers, geistig und körperlich sich zugemuthet. Solche Festtage, wie die im Gespräch mit Hamann, kamen nicht oft, und so konnte es nicht fehlen, daß die gehobene Stimmung, Lust und Lebensmuth zuweilen durch „Melancholien" verdrängt wurden. Dann gewann, in natürlicher Selbsttäuschung, der Gelehrte, der Litterat die Oberhand über den Schul- und Weltmann: das Gefühl beschlich ihn — daß er in Riga nicht an seiner Stelle sei. Zuerst gegen Ende des Jahres 1766 tauchen die Klagen in schärferer Fassung auf, daß es „ein elend jämmerlich Ding um das Leben eines Litteratus in einem Kaufmannsorte" sei, einem Orte, „wo man Alles, selbst in den Wissenschaften, mit Maaß, Zahlen und Gewicht messe". Obgleich er sich nicht verhehlen kann, daß er, gerade zur Zeit einer besonders trübseligen Verfassung, mehr Freunde gefunden, als er vermuthet habe, so unterhält er doch — wie er im Mißmuth sagt — nur widerwillig seine persönlichen Beziehungen und möchte am liebsten „Alles quittiren und wie ein einsamer Vogel auf der Domschule leben." Einmal übers andere Mal lamentirt er, daß es ihm an einem litterarischen Umgang, an Gesellschaft fehle, wie sein eigensinniger Kopf sie sich wünsche, daß er sich selbst sein eigener Heerd und Gesellschafter sein müsse. Da, wo er am meisten unwirrsch wird, wo seine Uebellaunigkeit sich „bis zum Stampfen und Weinen" steigert, sieht man wohl, daß körperliche Angegriffenheit mit im Spiel ist. Wem so „die ganze Welt dunkel vorkommt", der wird gut thun, zum Arzt zu schicken. Wirklich verfiel er Anfang 1767 in eine heftige Krankheit, eine Lungenentzündung, die ihn einige Wochen ans Bett fesselte und dem Tode nahe brachte [1]). Damit nicht genug. Unmittelbar danach muß er sich einer Augencur unterwerfen, die ihn zwei Monate lang einkerkerte und ihn zur Enthaltsamkeit von Lesen und Schreiben nöthigte [2]). Indeß — der Dämon der Krankheit allein war es doch nicht. Er ist wieder gesund; gerade während der Augencur hat ihm die Stadt Riga — wir werden bald hören, welchen glänzenden Beweis von Anerkennung gegeben, der ihn auch äußerlich mit neuen Banden an diesen Ort fesselt. Dennoch verstummen die Klagen nicht, ja, er empfindet etwas wie Reue, daß er neue Verpflichtungen eingegangen ist.

---

[1]) LB. I, 2, 228. 238.

[2]) Daselbst 229. 242.

Wozu alle diese Klagen registriren? Sie münden sämmtlich aus in das oft wiederholte Vorhaben, über kurz oder lang Riga zu verlassen. Je länger, desto weniger ist er im Stande, über eine nun selbst zur Krankheit gewordene Unruhe und Unheiterkeit Herr zu werden; mehr und mehr überredet er sich, daß ein „geistiges Bedürfniß" ihn zu einer Veränderung seiner Situation zwinge. Vielleicht am bezeichnendsten die Worte des „unheiteren" Briefes an Scheffner [1]: „Ich schnappe nach nichts als nach Veränderung, und verzehre bei dieser Unzufriedenheit wahrhaftig mich selbst. Der erste Ruf von hier aus, es sei wohin und wozu es auch wolle, gefällt mir schon im voraus, und nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen" — und wie die Worte weiter lauten.

Man sieht, es ist ein mit der Zeit fortschreitender Proceß, der sich in seinem Innern vollzieht. Was anfangs nur eine fliegende Reflexion ist, was dann einen bald mehr bald weniger dunklen Schatten über seine gute Laune wirft, das wird zuletzt zu einem Druck auf seine Stimmung, der nicht mehr weichen will. Welches auch immer die letzten, den Ausschlag gebenden Motive sein werden —: daß das nicht anders als mit dem Entschluß der Entfernung enden kann, das ist unschwer vorauszusehen.

Aber warum doch nicht früher? warum doch — das ist die Kehrseite der Sache — dauerte der Proceß so lange? Das freilich war ja selbstverständlich, daß er auf Hamanns ungeschickten Einfall, ihm im Tausch für den Rigaer Posten eine Hauslehrerstelle anzutragen, mit einem raschen und bestimmten Nein antworten mußte [2]. Allein wie leicht ließ er sich doch bewegen, unter Ablehnung eines ganz anders lockenden Antrags, eines Rufs nach Petersburg, die bindendere Stellung anzunehmen, die ihm der Rath von Riga während der Zeit seiner unfreiwilligen Clausur entgegenbrachte! Wie schrickt er, der nur kurz vorher erklärt hatte, den ersten besten Ruf nach auswärts annehmen zu wollen, der wiederholt den Wunsch ausgedrückt hatte, in Berlin leben zu können — wie schrickt er doch sogleich wieder zurück, wenn ihm Nicolai die Aussicht auf Verwirklichung dieses Wunsches vorhält, und wie wird er bei dieser Gelegenheit sogleich wieder beredt, alles Günstige seiner Rigenser Lage — die Unabhängigkeit, die Ruhe, die persönliche Achtung, die er genieße — hervorzuheben [3])! Das Alles, offenbar, ist ein voller Beweis, daß die Gewichte und die Gegengewichte gleich stark zogen, daß es in Riga, „unter dem Schatten des friedlichen Ahorns," nicht wenig gab, was alle Berühmtheit nach außen, die ihn lockte und winkte, ausglich, was den nach größerer Muße, nach geistigerem Umgang, nach mannigfacherer Aufmunterung sich sehnenden Gelehrten für alle Arbeit und Entbehrung entschädigte — ein Beweis, daß Herder mit Riga nicht bloß

---

[1]) LB. I, 2, 356.

[2]) Daselbst 208. 210 ff.

[3]) S. 413.

äußerlich, nicht bloß durch persönliche Verhältnisse, sondern durch geistige Sympathie, durch starke moralische Bande verwachsen war — Bande, die er nicht zerreißen wird, auch wenn er aufgehört haben wird, in Riga zu leben.

In der That vielmehr: die anziehenden Kräfte hatten anfangs und eine geraume Zeit hindurch bei Weitem überwogen, und in hohem Maaße hatten sich die Einflüsse der geistigen Atmosphäre Rigas auf den Neuangekommenen geltend gemacht. Auch für die Lichtseiten des hier waltenden Kaufmannsgeistes mußte derjenige ja doch empfänglich sein, der mit dem pedantischen Ton der Universität und mit dem Pietismus der Anstalt, an der er bis dahin gewirkt, keinesweges auf dem besten Fuße gestanden hatte. Schon in dem Kreise, an den sich Herder in Königsberg am meisten angeschlossen hatte, in dem Kreise, dem die Kantersche Zeitung ihren Ursprung verdankte, war man der Ansicht, daß die Gelehrsamkeit dem gemeinen Nutzen dienen müsse und daß es keine Schande sei, wenn dann und wann ein Zeitungsblatt auch auf den „Nachttischen des Frauenzimmers" gefunden würde. Wenn ihm nun in Riga dieser Nützlichkeitsgeist sammt der Neigung zu weltmännisch eleganter Bildung in viel stärkerem Maaße und viel ausschließlicher entgegentrat, so war er ganz der Mann, mit beweglichem Geiste darauf einzugehen. Seine ihm von Hamann nachgerühmte „Leichtigkeit sich anzubequemen", lehrte ihn, unter lauter Kaufleuten und Weltmännern ein Gelehrter mit kaufmännischen und weltmännischen Gesichtspunkten zu sein. Vielmehr, die schwungvolle und sanguinische Anlage seines Wesens hob ihn auf einen Standort, von wo er diese Tendenzen zu beherrschen im Stande war. Er accommodirte sich den Anschauungen seiner neuen Mitbürger, indem er sie idealisirte. Er ließ sich zu ihnen nicht so sehr herab, als er sie zu sich emporhob. Er war unter Praktikern ein Idealist, er wußte den ökonomisch-mercantilen Geist, den oberflächlichen Weltgeschmack der Rigenser zu vertiefen und zu veredeln.

So zunächst und vor Allem in Beziehung auf seinen Lehrberuf.

Das merkwürdigste und interessanteste Actenstück dafür liegt uns in der Rede vor, mit der er auf seine feierliche Einführung in die Domschule am 27. Juni 1765 erwiderte[1]). Man hatte diesen Act verschoben, vielleicht um damit zugleich die Einführung des neuen Rectors Schlegel verbinden zu können, und dazu den Tag vor der dritten Jahresfeier der Thronbesteigung Katharinas II. gewählt. Im Mai hatte Lindner Riga verlassen, und schon bei dieser Gelegenheit hatte Herder seinem Antheil an der Schule und seiner Dankbarkeit gegen den verdienten Mann einen öffentlichen Ausdruck gegeben; er hatte eine von Hartknoch in Mitau gedruckte dramatische Ode im antiken Stil gedichtet, einen ganz angemessenen Abschiedsgruß für den schönwissenschaftlich gelehrten Rector, der nun in Königsberg den Lehrstuhl der Poesie

---

1) Abgedruckt LB. I, 2, 42 ff.

einnehmen sollte [1]). Nach einem kurzen Interregnum war nun Schlegel, Herders ehemaliger College am Fridericianum, auch er ein Vertreter der sogenannten schönen Wissenschaften, auf Lindners Empfehlung an dessen Stelle getreten. Durch den alten wie durch den neuen Rector war die Richtung der Anstalt auf geschmackvolle Gelehrsamkeit gekennzeichnet. Gerade die Stelle eines Collaborators, welche Herder seit nunmehr einem halben Jahre inne hatte, trug noch in besonderer Weise denselben Stempel. Es war eine, auf Lindners Anregung aus der früheren Stelle des Kalligraphen vor noch nicht lange neu geschaffene. Der Collaborator sollte in allen Klassen als Vertreter bei vorkommenden Abhaltungen anderer Lehrer eintreten, aber er sollte zugleich wesentliche Lücken des bisherigen Unterrichtsplans ausfüllen. Die Stelle umfaßte vorzugsweise den Unterricht in den mehr realistischen Disciplinen, in der Naturgeschichte, der speciellen Ländergeschichte, der Mathematik, — endlich in der französischen Sprache und im Stil [2]). Sie repräsentirte also recht eigentlich diejenige Seite der Schulbildung, die in dem kaufmännischen Riga am meisten geschätzt wurde, sie galt den Fächern, die auf das „Nutzbare, Weltübliche und Schöne" einen unmittelbaren Bezug haben.

Dem gemäß nun wählte der Redner sein Thema. Er handelte darüber: „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse"; und mit einer Beredsamkeit, der es sicher bei den Hörern nicht schadete, daß sie noch mehr Feuer als Grazie verrieth, entwickelte er dies Thema. Er beginnt mit der Schilderung des Schullehrers, wie er nicht sein soll. Er entwirft aus seinen eigenen Jugenderfahrungen heraus, Erfahrungen, zu denen aber auch der Zustand der niederen Rigaer Schulen traurige Belege bieten konnte, das Bild eines Handwerkslehrers, um diesem Bilde sofort das andere eines „Lehrers der Grazie", als ein besseres „Idealbild" gegenüberzustellen. Es giebt, führt er aus, schlechterdings nur Ein Mittel, die Jugend für die Wissenschaften zu gewinnen. Nicht Zwang, nicht Strafen, nicht trockene Vorhaltungen des künftigen Nutzens thun es, sondern einzig und allein „der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt". Es gilt, Wissenschaft und Tugend dem Knaben angenehm zu machen. Auch des Lehrers Persönlichkeit muß von Zutrauen erweckender Grazie umflossen sein. Nicht den bloß gelehrten und den bloß scharfen: nur den liebenswürdigen Lehrer wird der Schüler schätzen und sich ihm überlassen. Solch ein Lehrer — und Herder scheut es nicht, seine modernen Zuhörer dabei an die Griechen, an die Zeit zu erinnern, da Alkibiades

[1]) „Der Opferpriester, ein Altarsgesang; der Abreise eines Freundes geheiligt." Abgedruckt LW. I, 2, 27 ff. und SW. zur Litteratur III, 99 ff. Handschriftlich sind zwei Ansätze zu einem älteren Bewillkommnungsgedicht an Lindner erhalten. Sie müssen noch in Königsberg entstanden sein, indem sie der Erwartung von dem Uebertritt des Rigaer Rectors an die Universität Ausdruck geben.

[2]) Vgl., außer der Einführungsrede a. a. O. S. 44. 45, das Reisejournal LW. II, 156. 157.

an den Lippen des Sokrates hing — solch ein Lehrer „wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre ganze Seele ihm geben; er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte; er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andere anglüht". Eine solche Verbindung der Anmuth mit der Weisheit ist zugleich der sicherste Schutz gegen die Verführung durch die falsche Anmuth, durch die Lüste des Luxus, wie sie die unzertrennlichen Begleiterinnen des Flors einer großen Stadt sind. Möglich aber ist diese Verbindung durchaus. Sie ist nicht etwa ein Privilegium der gewöhnlich so genannten schönen Wissenschaften; Alles vielmehr thut der Vortrag und die Methode. „Methode", so ruft der Redner, „Methode ists, was die Aufmerksamkeit fesselt! Wenn ich lebhaft und nicht für Greise rede, Jedes auf seiner neuesten Seite zeige, die Mannigfaltigkeit und Einfalt glücklich verbinde, jeden Augenblick ganz die Seele anfülle, jede Seite der Aufmerksamkeit treffe, jedem Schlupfwinkel der Zerstreuung zuvorkomme, wenn ich nicht fieberhaft hin- und herfahre, sondern stets mit einem gleichen Auge Alle bemerke: so kann ich die Blumen meiner Saat abbrechen". Die Vollendung aber endlich der Grazie ist in dem reinen Herzen, in der Sittlichkeit des Lehrers und in jenem edlen Anstand zu suchen, der sehr verschieden von Complimenten- und Tanzmeistermanieren ist.

Mit Recht knüpfte ein anderer Redner, der Festredner bei der am 25. August 1864 erfolgten Enthüllung des Herderdenkmals in Riga[1]), seine Charakteristik der Bedeutung des Gefeierten unter Anderem an diese Schulrede an. „Gewiß," sagt er, „war in den Räumen unserer an den mönchischen Kreuzgang aus dem dreizehnten Jahrhundert angelehnten Domschule so noch nie geredet worden. Ich denke mir den bezaubernden Eindruck, welchen dieser Vortrag auf die anwesenden Väter und Bürger der Stadt gemacht haben muß, und wie von diesem Augenblicke an Herders Triumph in den Herzen der Zuhörenden entschieden gewesen sein mag". So, ohne Zweifel, war es. Hatte doch der Neueingeführte sein Idealbild des Lehrers, wie er sein soll, auf ein Postament gestellt, das die Blicke der Väter und Bürger der Stadt von vorn herein bestechen mußte. Er hatte es gehoben durch ein in nicht minder idealen Zügen gehaltenes Bild der Stadt Riga — „Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist"! Er hatte soviel Schmeichelhaftes und Verbindliches, so viel Patriotisches hinzugefügt, recht als ob er die Gunst seiner Vorgesetzten und Mitbürger im Sturme hätte erobern wollen. Es war dieselbe unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die er auch in der Rigaer Gesellschaft entwickelte und die ihn dort rasch zum Liebling der tonangebenden Kreise gemacht hatte. Aber doch: indem er den Menschen so nach dem Munde

[1]) Festvortrag des Rigaschen Stadtbibliothekar G. Berkholz, abgedruckt bei Sivers, Herder in Riga, S. 69 ff.

zu reden schien, redete er ihnen ins Herz. Es war ihm eben gegeben, die Dinge in idealem Lichte zu sehen, und dieses Licht hat die Kraft, die Dinge auch thatsächlich zu verändern. Indem er der Eitelkeit der Rigenser schmeichelte, that er es mit ehrlichem Enthusiasmus, und indem er so that, spornte er ihren Ehrgeiz. Sich selbst aber muthete er mit jenen hochgegriffenen Forderungen an den „Lehrer der Grazie“ das Meiste zu, und was er forderte, das leistete er. Die Wärme selbst, mit der er diese pädagogischen Ideen ausführt, ist uns Bürge, daß er sie durch seine eigene Praxis bewährte.

Es giebt noch weitere Bürgschaft dafür. Wie schon in Königsberg, so war bald auch in Riga über das Ansprechende und Fördernde seiner Unterrichtsweise nur Eine Stimme des Beifalls. Die anregende Lebendigkeit seiner Methode, die gewinnende Freundlichkeit seines persönlichen Verkehrs mit Schülern und Schülerinnen machte ihn weitaus zu dem beliebtesten Lehrer und hinterließ bei jenen unverlöschliche Eindrücke [1]). Es war der Lieblingswunsch Hartknochs, daß Herder ihm einst seinen Sohn erziehen möge [2]). Ja, so lebendig erhielt sich in Riga das Andenken seiner Lehrthätigkeit, daß die dortige Schulbehörde sich wiederholt bei eingetretener Vacanz, zuletzt noch im Jahre 1795, an ihn um die Beschaffung eines tüchtigen Rectors wandte [3]).

Aber am besten vielleicht ist sein eigenes Zeugniß. Eine kleine Probe der in der Einführungsrede von ihm gerühmten Methode ist uns vergönnt, in einem zurückgestellten Stück Herderscher Schriftstellerei kennen zu lernen, — in der beabsichtigten, dann aber liegen gebliebenen Fortsetzung des Torso [4]). Er redet da von der Bildung zum Stil: — er plaudert, dürfen wir annehmen, aus seiner Schule, er schildert uns seinen eigenen Stilunterricht. Anknüpfend nämlich an die Aeußerungen seines Lieblingsschriftstellers Abbt im 182. Litteraturbrief und ganz einverstanden mit dessen Mißbilligung der gewöhnlichen Stildressur in den Schulen, die den Uebungen in der Muttersprache Uebungen im Lateinschreiben vorausgehen läßt, dann den deutschen „Periodenleisten“ einexercirt und zuletzt das Gellertsche Briefmuster empfiehlt, um den Stil „schön und süß“ zu machen, weist Herder auf andere Wege, „für deren Richtigkeit,“ so fügt er hinzu, „ich stehen kann.“ „Ehe der Knabe,“ so sagt er, „die Kunst, zu schreiben, lernen kann, muß er die Kunst, zu lesen, haben, und ehe er diese haben kann, muß er hören lernen. Ist der Knabe einmal so weit, daß er, durch das öftere lebendige Vorlesen seines Lehrers, Ohr bekommen hat, Schönheit und Mangel und Auswuchs und Numerus und Wendung zu fühlen:

[1]) Vgl. das Zeugniß eines seiner Schüler, des nachherigen Oberpastor Bergmann, Erinnerungen I, 94.

[2]) Vgl. z. B. LB. II, 32 und 139.

[3]) So meldet sich bei Herder, nach Schlegels Abgang von der Schule, Joh. Heinr. Voß in einem mir handschriftlich vorliegenden Briefe, Otterndorf 6. December 1779, da der Rath der Stadt an ihn gedacht und Herdern die Sache übertragen habe.

[4]) „Ueber die Prose des guten Verstandes“. Man findet das Stück jetzt in kürzerer Redaction im 2. Bande der SWS. zu Anfang des zweiten Theils der Torsofortsetzung.

und ist dies Urtheil des Ohrs einmal zur Festigkeit gediehen, wird der Knabe sodann weiter geübt, daß er auch Mund bekommt, um alle Gattungen des Vortrages mit jener biegsamen Zunge zu lesen, daß die Zunge selbst zu denken, zu empfinden scheint — nun erst laß diesen Knaben schreiben lernen: laß ihn, indem er schreibt, mit seinem stolzen Ohr hören: indem er schreibt, mit seiner stolzen Zunge lesen". Und er setzt weiter auseinander, wie sich demzufolge die gewöhnlich bisher befolgte Ordnung umkehren müsse: die Schreibart, die sich der Sprache des Lebens nähere und am weitesten vom Bücherton abstehe, müsse bei den Stilübungen den Anfang bilden, „der Rednerperiode" das Allerletzte sein, dessen Viele sogar ganz überhoben werden dürften.

Noch in den so viel späteren Weimarischen Schulreden weht uns etwas von der anregsamen Frische, der Alles anschaulich und anziehend machenden Lehrart des Rigaer Collaborators an. Denn eben in Riga hat er sich in jahrelanger Uebung zum musterhaften Pädagogen ausgebildet; hier hat er sich die Grundsätze angeeignet, die vielseitige Einsicht in Schulwesen und Methodik erworben, die dem Weimarischen Schulrevisor nachher zu Statten kamen und von denen seine Reden voll sind. Was er da von Collectaneen, von Privatlectüre, von Schulübungen aller Art sagt — es sind lauter selbsterfahrene Wahrheiten. Auf sein eigenes Lernen und Lehren „in den besten Jahren seines Lebens" beruft er sich insbesondere da, wo er (in der sechsten der Weimarischen Reden) von dem geographischen Unterricht spricht. Die nützlichste Kindergeographie sei Naturgeschichte; weiterhin werde die Geographie zur Illustration der Geschichte — wir irren gewiß nicht, wenn wir uns vorstellen: selbst wird er in solcher Weise diese Disciplin an der Rigaer Domschule vorgetragen haben [1]). Dem Rigaer Schulwesen galten zum großen Theil die reformatorischen Gedanken, mit denen er sich trug, als er, nach fünftehalbjährigem Aufenthalt, Livland verließ, und auf die wir seiner Zeit zurückkommen werden. Sie drehen sich sämmtlich um den Grundsatz, daß aller Unterricht lebendig und anschaulich sein und daß alles Lernen dem Leben dienen müsse. Indem er an einer lateinischen Schule die heranwachsende Jugend für den bürgerlichen Beruf, für die kaufmännische Laufbahn zu erziehen hatte, so bestärkte er sich immer mehr in der Abneigung gegen alle todte Gelehrsamkeit und in der Betonung des Werthes der Realien, für die zumeist er in seine Collaboratorstelle berufen war. Er anticipirte gewissermaaßen die erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert ausgeführte Umwandlung der Domschule in ein „städtisches Realgymnasium".

Ein Wunder aber wäre es ja wohl, wenn diese pädagogische Wirksamkeit nicht auch in den Schriften Herders aus der Rigaer Periode — in diesen vorzugsweise ästhetisch kritischen Schriften, einen Nachklang fände. Als Fach-

---

1) Von seinem Geschichtsunterricht erfahren wir aus dem Briefe an Kant (LB. I, 2, 298), daß er die englische Geschichte nach Hume studirte.

mann liest und bespricht er in der Königsberger Zeitung das Programm des Hallischen Gymnasialrectors Miller „die Hoffnung besserer Zeiten für die Schulen“, um in der Hauptsache dem Verfasser in der Bekämpfung des Despotismus der lateinischen Sprache und in der Befürwortung der Realwissenschaften zuzustimmen [1]). Eben dasselbe Thema ist es, welches er im Anfang der Dritten Sammlung der Litteraturfragmente abhandelt — nur daß er da für die Befehdung des lateinischen Geistes der Schulen alsbald einen höheren Gesichtspunkt nimmt und gegen die Herrschaft des Latein überhaupt, mit Rücksicht auf unsere gesammte Litteratur und Bildung zu Felde zieht. Für den Torso, wie wir sahen, war das Capitel von der Methode des Stilunterrichts bestimmt. Der geistvolle Schulmann endlich ist es, den wir hören, wenn er im Zweiten Kritischen Wäldchen, gegenüber den kleinlichen Horazanmerkungen Klotzens, uns von seiner „Erläuterungsmethode“ des römischen Dichters „schwatzt“; wir hospitiren da gleichsam in einer Lection, in der er einen fähigen Schüler eine Ode des Horaz lesen und wieder lesen läßt, um ihn Eins vor Allem — den Gesammteindruck derselben empfinden und fassen zu lehren [2]).

Herders Schulthätigkeit in erster Linie war es denn auch, die den Ruf des jungen Mannes bis nach der russischen Hauptstadt trug. Nicht volle drittehalb Jahr nach seiner Anstellung in Riga erhielt er, im April 1767, gerade als er, seiner Augencur wegen, „wie unter Todten lebte,“ von dem Kirchenvorstand der Petersburger lutherischen Gemeinde eine Vocation zum Inspector der erst vor wenig Jahren von dieser Gemeinde errichteten Unterrichts- und Erziehungsanstalt, unter ausdrücklichem Hinweis auf seine in Riga bewährten ungewöhnlichen pädagogischen Gaben und Verdienste. Der Ruf war wohl dazu angethan, Herder zu locken. Es war eine Ehre, der Nachfolger Büschings zu werden. In seiner äußeren Lage würde er sich erheblich verbessert haben. Arbeit freilich, und unerwünschte Arbeit würde er mehr als in Riga bekommen haben. Er schwankte einen Augenblick und lehnte dann ab, Dank der Dazwischenkunft seiner Freunde und Gönner. Der Rath in Riga war nicht gesonnen, einen solchen Mann leichten Kaufes dahinzugeben: und es gab ein Mittel ihn zu halten. Herder war nicht bloß Lehrer, sondern, nachdem er bereits am 24. Februar 1765 vor dem Rigaer Stadtministerium das Examen pro venia concionandi bestanden und demnächst in der Domkirche seine Antrittspredigt gehalten [3]), zugleich Prediger. Ganz im Sinne der engen

[1]) 1766, 31. Januar, St. 9; SWS. I, 118 ff.

[2]) Von den zahlreichen Schriften, meist Programmen, die sich mit Herder dem Pädagogen beschäftigen, geht keine, so weit sie mir bekannt geworden, auf seine Rigaer Schulpraxis zurück, auch nicht das Rigaer Programm von E. Overlach, Joh. Gottfried Herder als Pädagog, Riga 1854.

[3]) S. die Actenstücke bei Sivers, Herder in Riga, S. 44 und 56. Die Predigt wurde am 15. März abgehalten und hatte „die Unschuld Jesu Christi“ zum Thema.

Verbindung zwischen Schule und Kirche und der Tradition, nach welcher wiederholt die Rectoren und Lehrer der Domschule zugleich Prediger am Dom gewesen, hatte auch er in seiner Rede vom 27. Juni betont, daß er den Theologen mit dem Schullehrer — er fügte hinzu: den Christen mit dem Philosophen — zu verbinden sich bestreben werde. Nur gelegentlich, nur wenn Noth am Mann war, hatte er bisher die Kanzel besteigen dürfen [1]), allein er hatte es mit Liebe gethan und hatte gesehen, wie man sich zu seinen Predigten drängte. So begegneten sich seine nicht verhehlten Wünsche mit denen seiner Mitbürger. Er erhielt einen glänzenden Beweis ihres Vertrauens und ihrer Achtung. Eigens für ihn stiftete der Rath eine außerordentliche Predigerstelle und ernannte ihn, unter Belassung seines Schulamts und unter Entbindung von seiner bisherigen lästigen Verpflichtung, für andere Lehrer zu vicariren, zum Pastor adjunctus an den beiden vorstädtischen, der Jesus- und Gertrudenkirche [2]). Die Wahl erfolgte am 24. April. Ungefähr um dieselbe Zeit, in der sein Freund Hamann bei der Königsberger Accise antrat, unterwarf sich Herder einem zweiten theologischen Examen vor dem Rigaer Stadtministerium, um einige Wochen danach, im Juli, durch den Präses des Ministeriums, Oberpastor v. Essen, ordinirt und introducirt zu werden [3]).

Sicher waren es nicht die äußeren Vortheile der neuen Stellung, die ihn bestimmten. Er berechnete sein nunmehriges Gesammteinkommen — einschließlich des kleinen Gehalts für das Custodenamt, das er neben dem Bibliothekar, Conrector Ageluth, seit Januar 1765 an der Stadtbibliothek bekleidete — auf 500 bis 600 Thaler, und das war in dem theuren Riga für einen Mann, den die Natur nicht zum Sparer und Wirthschafter geschaffen hatte, nicht eben viel [4]). Was ihn bestimmte, das war, seinem Ablehnungsschreiben

[1]) An Hamann LB. I, 2, 210. 213.

[2]) Die Adjunctur war bis dahin mit dem Pastorat in der Landgemeinde Bickern verbunden gewesen; nur insofern kann Lindner (an Klotz, Briefe deutscher Gelehrten ꝛc. II, 132) bestreiten, daß die Adjunctur eine neu geschaffene Stelle gewesen. Das Schreiben der Petersgemeinde d. d. 13. April 1767, LB. I, 2, 247 ff., Herders Antwort Düntzer C. III, 351 ff.; die Verhandlungen im Rigaer Rath Sivers a. a. O. S. 45 ff.; das Ernennungsdecret vom 25. April LB. I, 2, 250.

[3]) Nach dem Rathsprotokoll (bei Sivers S. 53) fand das Examen den 20. Juni 1767, nach dem Stadt-Oberpastors-Tagebuch (Ebendas. S. 57) am 13. Juni und zwar „über ein von H. Herder sehr wohl ausgearbeitetes schediasma de spiritu S. salutis humanae auctore“, die Ordination am 10. und die Introduction in der Jesuskirche am 15. Juli Statt. Am 29. Juli hielt Herder (Sivers, Humanität und Nationalität, S. 80, Anm. 22) seine erste Predigt in der Gertrudenkirche.

[4]) Eingaben über eine bewilligte Wohnungsentschädigung und über die dürftigen Emolumente der Predigerstellung bei Sivers, Herder in Riga, S. 45 und S. 50. Ueber die Anstellung an der Bibliothek, s. Sivers, Humanität und Nationalität, S. 79, Anmerkung 17 und außerdem LB. I, 2, 9. 110. 486 (vgl. auch II, 156). Herders Unwirthschaft-

an die Petersgemeinde zufolge, neben der Scheu vor der Uebernahme praktischer, zum Theil ökonomischer und anderer Directorialgeschäfte, das Gefühl der Dankbarkeit über den „zärtlichen Auflauf seiner Rigaer Freunde" und das „zuvorkommende Vertrauen seiner Gemeine" — es war in erster Linie die Sehnsucht nach dem nie aus den Augen verlorenen Predigerberuf. Wie sehr ihm dieser Beruf am Herzen lag, das sagt uns besser als irgend etwas Anderes der schöne Aufsatz „Der Redner Gottes", ein Aufsatz, der in ganz ähnlicher Weise das Herdersche Ideal eines Kanzelredners zeichnet wie jene Schulrede sein Ideal eines Lehrers. Am liebsten möchte man sich vorstellen, daß der Aufsatz eben jetzt, in stiller Vorbereitung auf das neue Amt niedergeschrieben sei. Er ist in Wahrheit früher, er ist nachweisbar im Zusammenhang mit der Abfassung der Litteraturfragmente, wahrscheinlich schon 1765, entstanden [1]). Allein gleichviel: er wurde dem Verfasser unter der Feder zu einem Selbstbekenntniß und einer Selbstschilderung. Offenbar bloße Maske ist es, wenn wie von einem Dritten geredet wird, und gerade die persönliche Farbe, die Wärme, mit der er das Bild des Redners Gottes „aus seinem Gedächtniß und aus seinem Herzen" ausführt, schloß den Aufsatz von der Veröffentlichung aus.

Der Redner Gottes, damit beginnt die Betrachtung, ist nicht unter Dichtern und Staatsrednern, unter Schauspielern und Weltweisen zu suchen. Der Redner Gottes ist „groß im Stillen, ohne poetische Pracht feierlich, ohne ciceronische Perioden beredt, mächtig ohne dramatische Zauberkünste, ohne gelehrte Vernünftelei weise, und ohne politische Klugheit einnehmend". Da

---

lichkeit und Gewohnheit „gar zu groß zu leben", führt ihm Hartknoch zu Gemüthe, Düntzer C. II, 34 (vgl. auch Hamann an Herder LB. I, 2, 37); er selbst gesteht sie LB. III, 146, und über das theuere Leben in Riga klagt er LB. I, 2, 414.

[1]) Leider fehlt eine Erwiderung Herders auf die Stelle des Briefes seiner Frau vom 16. März 1789, worin sie dem damals in Italien Weilenden schreibt, daß sie in seinen Papieren diesen Aufsatz gefunden habe: „Du suchst darinnen den Redner Gottes auf, und schilderst ihn so ganz wie Du jetzt selbst bist, daß ich das Blatt wie die Knospe Deines ganzen Wesens an Geist und Gemüth ansehe, das nun entfaltet ist." In den SW. (zur Theol. XV, 306) wird der Aufsatz mit Recht als „um 1765" entstanden mitgetheilt; im Lebensbilde (I, 2, 75 ff.) bemerkt der Herausgeber, daß Herder denselben „bei Antritt seiner Predigerfunction als Candidat" geschrieben — also Anfang 1765. Der ganz positiv auftretenden Gegenbehauptung in den Erinnerungen I, 91, daß der Aufsatz gleich zu Anfang von Herders Aufenthalt in Königsberg geschrieben sei, widerspricht die stilistische und inhaltliche Beschaffenheit des Stücks; ich sehe ebensowenig ab, warum Suphan den Aufsatz hinter das Jahr 1765 zurückverlegt („die Rigischen Beiträge" a. a. O. S. 65). Evident ist die Beziehung auf den 215. Litteraturbrief und die Uebereinstimmung mit den für die Dritte Sammlung der Fragmente bestimmten Stücken homiletischen Inhalts. Unglaublich scheint mir, daß der Aufsatz geschrieben wurde, ehe Herder sich selbst auf der Kanzel versucht hatte, durchaus unwahrscheinlich, daß ihm der alte Willamow dabei vorgeschwebt habe (Erinnerungen I, 24 und SW. zur Theol. XV, 308, Anm. Vgl. oben S. 11). Dies die Gründe für die im Text gegebene Darstellung.

ist kein rhetorisches Pathos und Gebehrdung, keine geistreiche Unterhaltung voll einschmeichelnder Wendungen und überraschender Einfälle, keine akademischen Erklärungen, Eintheilungen und Demonstrationen, keine „fünffachen Nutzanwendungen, kein Donnern auf die Ketzer, noch Schimpfen auf die Freigeister". Mit Einem Wort: Herder will nichts wissen von dem Predigtkünstler; er verwirft den Kanzelpedanten ebenso wie den Kathederpedanten. Der Prediger, wie er sein soll, ist auch auf der Kanzel der Seelsorger seiner Zuhörer, dessen Worte schon deshalb Gewicht bei diesen haben, weil es die Worte eines frommen, rechtschaffenen, verständigen Mannes sind, der ihnen in den wichtigsten Lebenslagen theilnehmend nahe getreten ist. Erfahrungen, Beobachtungen, einen Vorfall aus dem menschlichen Leben legt er auch bei seinem Kanzelvortrag zu Grunde. Er zwingt uns zu inniger Aufmerksamkeit. Er weiß unsere Aufmerksamkeit auf die dargelegte Situation zur Andacht zu vertiefen, — zur Andacht, nicht zu einer mystischen Entzückung, — weiß unsere Seele so zu stimmen, daß sie Gegenwart Gottes fühlt. Und nun schreibt er nicht etwa Worte auf die Tafel unserer Seele: sondern ein Bild, ein in allen Zügen lebendes Gemälde gräbt er in sie ein. Die Idee dieses Bildes ist Moral, die Zusammensetzung eine Situation der Menschheit und des Lebens, die Farbe Religion, — alles Dreies in untrennbarer Einheit. Anschauend erkennen wir so unsere Pflichten, erkennen sie im Lichte frommen Gottvertrauens. Damit noch nicht genug: das Bild bekömmt Leben und Bewegung; die Situation verwickelt sich; dringender und dringender stellt sich uns die Pflicht vor — der Redner zwingt uns, allen Schwierigkeiten zum Trotz, die er uns gezeigt hat, uns zu entschließen, vor uns selbst und vor Gott uns zu entschließen und das Gute zu wollen. Und er endet, indem er diesen Entschluß befestigt. Er martert uns nicht mit Schilderungen von schwärmerischen Kämpfen um den „Durchbruch der Gnade", — nein, er führt uns zu guter Letzt wieder zurück in unsere individuelle Sphäre, in unsere Welt und unseren Beruf, und so, nachdem wir uns zum zweiten Mal und zuversichtlicher entschlossen haben, tritt er mit uns vor Gott, „damit unser dargebrachtes Opfer des Herzens die Gluth des Himmels trinke."

Mit gleicher Lebendigkeit und unmittelbarer Betheiligung seiner persönlichsten Empfindung, gleich erschöpfend und gleich sehr aus Einem Guß hat Herder sonst nirgends das Idealbild des Predigers geschildert: die Züge aber, aus denen es sich zusammensetzt, die Grundgedanken jenes Aufsatzes kehren immer und immer wieder, so oft ihn seine schriftstellerischen Vorwürfe in die Nähe dieses ihm so vertrauten und wichtigen Themas bringen. Er versucht dann nur, angesichts des lesenden Publicums, etwas weniger „aus dem Herzen", etwas ruhiger und beweisender zu sprechen. Geflissentlich stimmt er den Ton herab, weil er ein für allemal incognito schreiben und am allerwenigsten seinen Stand errathen lassen will.

Am nächsten jenem ersten Erguß steht nach Form und Inhalt ein Auf-

satz über die „ganz andere als ciceronische Beredsamkeit", welche die Homiletik fordere — ein Aufsatz, der dann schließlich dem Verfasser doch auch noch zu verrätherisch, zu theologisch erschien, als daß er ihn, wie anfangs beabsichtigt, den Litteraturfragmenten hätte einreihen mögen [1]. Mit bestimmter Beziehung auf die Zweifel, welche Abbt in den Litteraturbriefen gegen die Möglichkeit, unsere moderne Beredsamkeit auf die Höhe der antiken zu bringen, entwickelt hatte, setzt hier Herder auseinander, daß der geistliche Redner in gewisser Weise seinen Reden allerdings Neuheit und Interesse geben könne, und allerdings — die wesentliche Verschiedenheit zugestanden — eine analoge Aufgabe zu lösen habe wie der gerichtliche oder politische Redner der Alten. Auch hier wird der wahre Homilet als „Redner Gottes", „Redner des Herrn" bezeichnet: auch hier wird von ihm gefordert, daß er nicht über Worte, sondern über Vorfälle, über individuelle Lebensverhältnisse, durchaus beziehungsreich, als „Hausvater und Seelsorger" spreche, und der ganze „Traum von einem Ideal zur Homilie" gipfelt endlich in der mit dem früheren Aufsatz zum Theil bis auf Ausdruck und Wendung übereinstimmenden Ausführung, daß, wie der gerichtliche Redner eine politische, so der geistliche eine „verwickelte moralische Situation" zu behandeln und so wahre Erbauung zu wirken habe.

Auch das so eben besprochene Stück, wie gesagt, wurde nicht gedruckt, nur wenige Trümmer davon wurden in der Form kurzer widerlegender Anmerkungen unter den Text eines anderen Capitels der „Fragmente" (III, 263 ff.) untergesteckt, das unter der Ueberschrift „Haben wir deutsche Ciceronen?" lediglich einen Abdruck der veranlassenden Abbtschen Abhandlung aus den Litteraturbriefen enthielt. Theils ergänzend, theils wiederholend aber verhält sich zu den beiden ungedruckten Aufsätzen das nun folgende Capitel der Fragmente (III, 274 ff.): „Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?" Im Vordergrunde steht dabei diesmal die Erwägung, für welches Publicum der Kanzelredner zu sprechen habe. Für eine sehr gemischte Versammlung, eine Versammlung, die im Durchschnitt auf dem Standpunkt des gesunden, durch das praktische Leben gebildeten Menschenverstandes steht! Für solch eine Versammlung gehört sich einzig „der populäre, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feineren Sprache des gemeinen Lebens herabläßt", der „ungeschmückte und entwickelnde Ton, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte" — „die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens". Nur natürlich, daß das Stück dann in eine Verurtheilung des „periodischen Ceremonienzwanges" ausmündet und jede Art von Ciceronen von der Kanzel verbannt wissen will.

Und so klingt noch an mancher anderen, gedruckten sowohl wie ungedruckt gebliebenen Stelle, besonders lebhaft in einem auf die biblische Sabbathstiftung

---

[1] Fgm. III, 294. Abgedruckt ist der Aufsatz jetzt im 2. Bande der SWS. als Nachtrag zur Dritten Sammlung der Fragmente. Vgl. ebendas. I, Einleitung S. XXIX.

bezüglichen Stück[1]) der Inhalt jenes Aufsatzes über den „Redner Gottes“ immer wieder durch. Es ist überflüssig, die gleichen oder ähnlichen Aeußerungen sämmtlich vorzuführen; aber es ist nicht überflüssig, hervorzuheben, wie durchaus fest in dieser Zeit die homiletischen Ansichten Herders standen, und wie früh sich bei ihm jene Auffassung von der richtigen Beschaffenheit des Kanzelvortrags ausgebildet hat, die wir noch in den Schilderungen wiedererkennen, die wir von seiner eigenen Predigtweise aus viel späterer Zeit besitzen. Durch Religion verklärte Sittlichkeit, in anschaulicher Lebendigkeit, in warmer Herzlichkeit, frei von rhetorischer Manier und von dogmatischer Engherzigkeit aufs Schlichteste vorgetragen: das war es, was er von dem wahren Prediger forderte und was er schon damals, ja damals in der vollen Frische jugendlicher Beredsamkeit im höchsten Maaße leistete[2]). Daß er dabei auch in dem mehr Aeußerlichen der Beredsamkeit sich zu bilden bemüht war, wissen wir aus seinem Geständniß, daß er manche nächtliche Stunde der Uebung im Declamiren gewidmet habe[3]). Aber doch, es war das nur Nebenwerk neben der inneren Ergriffenheit, neben der Wärme des Gefühls, welches ihn bei der Ausübung seines Berufs beherrschte. Wir erfahren aus glaubwürdigem Munde, wie er in stiller Sammlung den Weg zur Kirche, gewöhnlich im Wagen, zurückzulegen pflegte, wie er nach der Kirche sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurückzuziehen liebte und wie eine sanfte Rührung sich oft noch nach der Predigt über ihn ergoß. Diese geistvollen und doch einfachen Predigten, in denen die althergebrachte Form ganz neues Leben zu gewinnen schien, konnten der Wirkung nicht verfehlen. Obgleich mit der Adjunctur keine eigentliche Seelsorge verbunden war, obgleich er nur Nachmittags, an der einen Kirche alle vierzehn Tage, an der anderen nur an allen Fest-, Buß- und Marientagen zu predigen hatte: so erpredigte er sich dennoch eine Gemeinde und war der That nach deren Seelsorger. Obgleich in der Vorstadt gelegen, war seine Kirche doch die besuchteste, und vor Allem der bildsamste Theil des Publicums, die Jünglinge und die Frauen drängten sich zu seinen Vorträgen, so, daß er wohl noch nach der Kanzel des Zudrangs sich nicht erwehren konnte und schriftlich und mündlich der erregten Theilnahme und dem Verlangen nach weiterem belehrenden Zuspruch genügen mußte[4]).

---

[1]) LB. I, 3, a, 566 ff., womit parallel läuft die Ausführung in der Abhandlung: „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?“ SWS. I, 19; ferner über die Nutzbarmachung der Philosophie, LB. I, 3, a, 244 ff.; das für die Fortsetzung des Torso bestimmte, schon oben angezogene Stück „Ueber die Prose des guten Verstandes“; endlich Fgm. I, 153.

[2]) Vgl. Erinnerungen I, 95, Anm.

[3]) An Scheffner LB. I, 2, 192, vgl. an Hamann ebendaselbst S. 138 und 139.

[4]) Bürgermeister Wilpert an Carol. Herder in den Erinnerungen I, 114 und 95; Herder an Trescho LB. I, 2, 265; an Scheffner 268; an Kant 300; Abschiedspredigt 478. 479. Vgl. die Eingabe des Regierungsraths v. Vietinghoff bei Sivers, Herder in Riga,

Etwas wenigstens von dieser Wirkung des Predigers Herder sind wir durch ein paar noch erhaltene Predigten der Rigaer Zeit in der glücklichen Lage, an uns selbst erproben zu können. Etwas nur. Denn „Predigten“, so sagte er selbst, „müssen gehalten sein, sie müssen lebendig gefaßt, sie müssen im Herzen und nicht auf dem Papiere bleiben, sie müssen ewigen Eindruck machen“ — und grundsätzlich daher widerstand er dem Ansinnen seiner Zuhörer, seine Predigten drucken zu lassen[1]). Aber nichtsdestoweniger: man lese die herrliche Predigt über das Gebet, die mehr ruhig belehrende über die Bibel, die merkwürdige, überwiegend persönlich gefärbte, mit welcher Herder von seiner Gemeinde Abschied nahm, man versuche sie zu lesen, als ob man sie hörte, und frage sich dann, ob man nicht wünschte, Jahre hindurch ein Mitglied der so erbauten Gemeinde haben sein zu können. Alle drei Predigten[2]) in ihrer gemeinverständlichen und doch gehobenen, bald einfach entwickelnden, bald andringenden, immer fesselnden, zuweilen packenden Sprache, beredt ohne alle Effecthascherei, klar und übersichtlich ohne alles schematische Eintheilungswesen, erscheinen als praktische Exemplificationen zu der homiletischen Theorie des Redners. Zwei aber von ihnen, die über die Bibel und mehr noch die Abschiedspredigt, gewähren uns zugleich noch neue Einblicke in jene Theorie; die letztere vielmehr, indem sie einen erläuternden und rechtfertigenden Rückblick auf die bisherige Predigerwirksamkeit Herders wirft, charakterisirt noch einmal ausdrücklich den ganzen Geist und die ganze Manier dieser Wirksamkeit. Sie bildet ein Gegenstück zu dem Aufsatz über den „Redner Gottes“. Wenn dieser ganz am Anfang von Herders Predigerlaufbahn geschrieben wurde, so versetzt uns jene in einen Zeitpunkt, in welchem er bereits eine reichliche praktische Uebung hinter sich hatte. Dort das Selbstgespräch, hier das öffentliche Bekenntniß; dort das Programm, hier der Rechenschaftsbericht; dort die Vorhaltung, wie er es machen solle und wolle, hier die Erzählung, wie er es gemacht habe. Da erfahren wir denn z. B., es sei seinen Predigten der Vorwurf gemacht worden, daß sie gegen das Ende oft matt würden, und hören ihn dies daher erklären, daß er immer „Pflicht und Gründe vereinigt“, daß er am liebsten für stille, heitere Seelen gepredigt und sie zu sanftem Nachdenken, durch das Nachdenken zu Entschlüssen geleitet, oder — wie er sehr schön in der Bibelpredigt sagt — daß er als die Aufgabe des Predigers betrachte, „daß der Grund der Seele weich erhalten, das

---

S. 54 und Hartknoch an Herder 6. August 1769, LB. II, 65: „es giebt Leute, die sich jetzt schon Stühle in der Jacobikirche [in Erwartung von Herders Anstellung an derselben] miethen, aus Besorgniß, daß sie nachher keine bekommen werden.“

[1]) Abschiedspredigt LB. I, 2, 479. 480.

[2]) Abgedruckt LB. I, 2, 454 ff. und SW. zur Theol. X, 280 ff.; die über das Gebet IX, 202 ff.; die über die Bibel X, 248 ff. Dispositionen zu Predigten aus der Rigaer Zeit finden sich mehrere in den Studienheften.

Gewissen in seiner Sprache unterhalten und der Verstand des Menschen über würdige Sachen in einer edlen, unpöbelhaften Sprache zu denken gewöhnt werde". Da setzt er ferner auseinander, wie er in allewege die Bibel, das Wort Gottes, als Grund und Quelle seiner Vorträge angesehen, aber das Biblische nicht darin gesucht habe, daß die Predigt bloß eine Kette von biblischen Worten und Ausdrücken sei, daß er sich vielmehr Mühe gegeben, „die biblische Sprache in die fließende Sprache unserer Zeit und unseres Lebens zu übersetzen", nach den Lehren der Schrift „so deutlich, so nachdrücklich, so eigenthümlich für uns zu reden als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in welchen sie geschrieben worden". Und wir erfahren endlich zugleich, was ihm, den Inhalt betreffend, als eine biblische Predigt galt. „Erhabene und würdige Begriffe von Gott zu verbreiten, unsere Abhängigkeit von ihm und seiner Vorsehung im rechten Lichte zu zeigen, den großen Zweck, nach seiner Gnade zu trachten, den vortrefflichen Charakter Christi zu entwickeln, ihn in Allem, was groß und edel ist, zum Vorbilde zu machen, den Glauben und das Zutrauen auf Gott in Zeit und Ewigkeit zu befestigen — das war meine Absicht. Meine Worte waren nicht menschliche, sondern göttliche Worte, menschliche Seelen zur Glückseligkeit zu leiten."

Ein Rationalist also, ein Aufklärer mit der Bibel in der Hand, ein Prediger nach der Weise des in den Fragmenten (I, 153) ebendeshalb hoch gerühmten Spalding war der Pastor adjunctus an den vorstädtischen Kirchen von Riga! Und weil er das war, so war ihm die Geistlichkeit, den orthodox lutherischen Senior ministerii Oberpastor von Essen an der Spitze, aufsässig; weil er es mit so glänzendem Erfolg war, so zog er sich den Neid so manches Collegen zu, der vor weniger vollen Bänken predigte, mußte er gegen die verläumderische Nachrede klagbar werden, die sich sein Ordinarius, Pastor Bärnhof an der Jesuskirche, sogar von der Kanzel herab gegen ihn erlaubt hatte [1]). Ein Rationalist, ein Aufklärer, ein maskirter Ungläubiger, ein Freigeist gar — vom theologischen Standpunkt immerhin! Allein wenn es nun doch einen höheren Standpunkt als den theologischen gäbe, und wenn eben Herder mit vollem Bewußtsein diesen höheren Standpunkt auch für sich als Prediger in Anspruch genommen hätte? Er spricht ihn aufs Bestimmteste gegen seinen verehrten Lehrer Kant: er spricht ihn noch in der Abschiedsstunde gegen seine Gemeinde aus. „Da ich", so schreibt er dem Ersteren, „aus keiner anderen Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wußte, und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich nach unserer Lage der bürgerlichen Verfassung von hier aus am besten Cultur und Menschenverstand

[1]) Notiz aus Oberpastor v. Essens Tagebuch bei Sivers, Humanität und Nationalität, S. 70. Die Klage führte zu einem Consistorialverweis an den Bärnhof. Vgl. außerdem Herder an Carol. Flachsland, LB. III, 145 und Hartknoch an Herder, LB. II, 30: „Besonders sind der Oberpfarrer und der Rector Schlegel Ihre Feinde."

unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen, so ist diese menschliche Philosophie auch meine liebste Beschäftigung". Und seiner Gemeinde erklärt er: der edlen Sache der Menschheit wieder emporzuhelfen, ein Wort zu pflanzen, das menschliche Seelen glücklich machen könne, — das sei der leitende Gedanke seines Predigerberufs gewesen. „In der Welt rührt uns eigentlich nichts als was wirklich menschlich ist, was aus den Empfindungen unseres Herzens hervorgeschöpft, mit dem inneren Bau unseres Wesens gleichsam verwandt ist." Menschlich seien daher seine meisten und liebsten Predigten gewesen, menschlich ihrem Inhalt und menschlich ihrer Form nach. Und er berührt, indem er sofort diesen Gesichtspunkt des Weiteren entwickelt, den Vorwurf, den man ihm gemacht, daß er nicht als Theolog, sondern als „ein Weltweiser in schwarzen Kleidern" gepredigt habe. Als ein Weltweiser: — ja, und nein! Denn nicht gelehrte Weisheit habe er vorgetragen und nie bloß gelehrt, sondern „immer aus einer gefühlvollen Brust und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert, geredet". Und wenn also Philosophie — „so war es immer eine Philosophie der Menschheit".

Philosophie der Menschheit: um diese große Sache dreht sich nicht bloß seine Prediger-, auch seine Lehrerwirksamkeit, dreht sich all' sein Nachdenken, all' sein amtliches und außeramtliches Thun.

Schon in Königsberg hat er diesem Begriffe nachgesonnen und sind ihm die Aussichten, die sich daran knüpfen, „Lieblingsplane" gewesen. Dort schon hatte ihn jene Berner Preisaufgabe, „wie die Wahrheiten der Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden können", zur Beantwortung gereizt. Diese äußerliche Anregung fiel mitten in die Gedankengährung hinein, in die er durch die Declamationen Rousseaus gegen die Eitelkeit und Verderblichkeit der Wissenschaften, durch Kants und in anderer Weise durch Hamanns Aeußerungen über alles leere Metaphysiciren ohne Sokratische Bescheidung und Richtung auf das dem Menschengeschlecht wahrhaft Frommende, endlich durch die eine und andere Auslassung Abbts gestürzt worden war. Er nahm das ihm so wichtige Thema und etwa einen ersten Entwurf der Bearbeitung mit nach Riga. Und hier nun, bei dem Uebertritt in ein neues praktisches Amt, in eine Stadt, in welcher der Bürger, der Kaufmann über den Gelehrten dominirte, hier wird er gleich anfangs den Entwurf von Neuem vorgenommen und ihn bis zu der noch immer skizzenhaften, unvollendeten, auch in den durchgeführten Partien tumultuarischen Form gebracht haben, in der er uns jetzt vorliegt[1]). Wie nahe er sich dabei den Gedanken Kants hält, wie diese sich mit Gedanken Rousseaus und Abbts

[1]) LW. I, 3, a, 207 ff. Vgl. oben Buch I, Abschnitt 2, S. 49. Uebereinstimmend urtheilt über die Abfassungszeit Suphan „die Rigischen Gelehrten Beiträge" a. a. O., S. 68.

verflechten, haben wir früher bereits entwickelt. Was uns hier interessirt, ist dies, daß der praktische Kern der Abhandlung sich als das Fundamentalprogramm seiner ganzen Rigaer Wirksamkeit darstellt, als die Wurzel, aus der auch jenes Idealbild des „Lehrers der Grazie" und das andere des „Redners Gottes" erwuchs. Seiner nunmehrigen Situation entsprechend, sucht er nach einem Compromiß zwischen der Philosophie als Wissenschaft und der Philosophie als einem Werkzeug praktischen Wirkens. Und die allgemeine Formel, das leitende Stichwort wenigstens für das, was er sucht, hat er gefunden. Unbeschadet der unerläßlichen abstracten Untersuchungen, die den Philosophen zum „Märtyrer" für das Gemeinwohl machen, muß die Philosophie „sich von den Sternen zu den Menschen herablassen", sie muß Philosophie des Menschen, des gemeinen Volks, des gesunden Verstandes werden. In einer Menge einzelner Züge, die wir in bestimmterer Fassung schon aus späteren Reden und Aufsätzen kennen gelernt haben, wird der Sinn dieser Forderung mit besonderer Rücksicht auf den Religionslehrer und Erzieher entwickelt. „Statt Logik und Moral" — in dieser Beschreibung der geforderten Philosophie haben wir des Verfassers Gedanken am besten beisammen — „bildet sie mit philosophischem Geist den Menschen im Selbstdenken und im Gefühl der Tugend; statt Politik bildet sie den Patrioten, den Bürger, der da handelt; statt unnütze Wissenschaft der Metaphysik legt sie ihm wirklich Ergötzendes vor, das Unmittelbare". „Siehe", so fügt er hinzu, „was ich leisten muß, um, was ich will, gesagt zu haben: und das Meiste zum Glück Aussichten, die mir schon längst Lieblingsplane waren".

Ist nun aber Herder in erster Linie ein Vertreter dieser „menschlichen Philosophie", die sich an den „gesunden Verstand des Volkes" wendet, um Cultur unter diesem Theil der Menschheit zu verbreiten: so ordnet sich diesem höchsten Zwecke auch noch eine andere Seite seiner Rigaer Wirksamkeit unter. Nach seiner Ansicht hat diesem Zwecke nicht bloß der Prediger auf der Kanzel, der Erzieher, der Lehrer — sondern auch der Schriftsteller zu dienen. Es giebt eine Art von Schriftstellerei, die von diesem Gesichtspunkt aus die eifrigste Pflege verdient. Aus Abbts litterarischen Arbeiten vor Allem hatte er den Begriff dieser Schriftstellerei geschöpft, und in ihnen fand er das Muster für dieselbe. Zuerst bei Gelegenheit von Abbts Buch „Vom Verdienst", in einer Recension desselben für die Königsberger Zeitung (SWS. I, 79 ff.) rühmt er ihn als einen „Philosophen des gesunden Verstandes". Er wiederholt dieses Urtheil im ersten Bändchen der Litteraturfragmente (I, 150 ff.). Er führt es weiter aus in der Schrift, die er nach Abbts Tode dem Andenken des Mannes widmete; — und mit und ohne Hinblick auf Abbt, oft nur die zahlreichen, eben dahin zielenden Aeußerungen desselben bestätigend, commentirend und weiter entwickelnd: immer von Neuem redet er einer solchen, im besten Sinne populären Schriftstellerei, der Schriftstellerei für den Menschen, den Bürger, „für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der

Menschen, das Volk" in der wärmsten Weise das Wort. Nirgends aber wird es deutlicher, wie er zuletzt dem Prediger und dem echten Volksschriftsteller Eine gemeinsame Aufgabe zuweist, wie beide ihm nur in verschiedener Weise als Apostel der echt menschlichen Weltweisheit gelten, und wie beide daher an die gleichen Bedingungen der Darstellung und der Sprechweise gebunden seien, als in einer damals ungedruckt gebliebenen, für die Fortsetzung der Schrift zum Andenken Abbts bestimmten Ausführung unter der Ueberschrift „Ueber die Prose des guten Verstandes" [1]). Ja, in diesem Aufsatz, wie kaum in einem zweiten, laufen alle Fäden der Rigaer Wirksamkeit Herders, die verschiedenen Seiten seines geistigen wie praktischen Strebens wie in Einem Knotenpunkte zusammen. Herder, der Philosoph und Herder, der Praktiker, Herder, der Pädagog, der Kanzelredner, der populäre Schriftsteller erscheint hier wie sonst nirgends als Einer und derselbe. Die Seele seines Wirkens ist menschliche Philosophie; für dieses Wirken selbst prägt er hier das Wort Demopädie aus, und die Form, die er für dieses Wirken fordert, ist Prosa des guten Verstandes.

Von dem ihm persönlich am nächsten Gelegenen, von dem, was der Prediger in dieser Richtung leisten kann und soll, geht er aus. Wir hören, was wir schon oben gehört haben: der rechte Prediger ist immer Sittenlehrer des Volks; er redet nicht, um mit leerem mystischem Zeuge die Ohren und den Verstand zu betäuben; er versteht es, sein Wort aus dem menschlichen Herzen, aus den Kammern der Erziehung, der Geschäfte, der Besuche zu holen. Er ist „der einzige Demagoge unserer Zeit". Ihm eigenthümlich ist nur das, daß er Philosophie des gesunden Verstandes und des gemeinen Lebens „mit Religion überkleidet". „Was er zur Bildung beiträgt, nenne ich mit einem Gefühl der Ehrfurcht wahre politische und menschliche Erbauung, die um so viel fester und heiliger ist, weil sie in das Licht der theologischen Erbauung und in den Schatten der Andacht tritt." Dem Prediger zunächst, durch den gleichen Zweck ihm verbunden, steht nun aber der Volksschriftsteller — der Wochenschriftsteller! — An einen schon bestehenden Litteraturzweig also, an die sogenannten moralischen Wochenschriften, an jene von England zu uns herüberverpflanzten, der moralischen, socialen, ästhetischen Aufklärung dienenden, für das große Publicum, den Mittelstand insbesondere bestimmten Journale knüpft Herder an. Ihre Zahl war Legio, — die bei Weitem meisten so langweilig, so geistlos, so elend nach Form und Inhalt, daß nichts darunter ging und daß sie, einzelne ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, der Bildung der Sitten und des Geschmacks vielmehr schadeten als nützten. Diese Sündfluth zu hemmen, diesem Verderb der Litteratur entgegenzutreten, war ein

[1]) Schon oben wiederholt angezogen. Ich gebe im Text auf eine ältere, ausführlichere Redaction als die im zweiten Bande der SWS. wiedergegebene zurück.

Hauptanliegen schon der Litteraturbriefe gewesen, die immer wieder auf die Polemik gegen diese „Schmierblätter" zurückkamen. Herder secundirt bei wiederholten Gelegenheiten den Litteraturbriefen in diesem Kampfe: aber eifriger fast ist er bemüht, auf den wilden Stamm dieser Litteratur einen edleren Zweig aufzupfropfen und jenem Kampfe eine positive Wendung zu geben. Gerade so wie er den Predigten, wie sie der Mehrzahl nach sind, die Predigten, wie sie sein sollten: gerade so setzt er den schlechten Wochenschriften die Idee einer guten entgegen. Er will sich „die Grille" nicht ausreden lassen, „daß eine gute Wochenschrift viel zur Bildung einer Stadt oder wenigstens einer Reihe von Lesern in einer Stadt beitragen müsse". „O eine Schrift" — so ruft er in der Dritten Sammlung der Litteraturfragmente (S. 61) nach einem Ausfall gegen die schlechten Zeitschriften aus dieser Klasse — „eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs- und Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, sein soll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldenen Kasten her; ich weiß nichts Besseres in demselben zu verwahren". Und er schildert sofort den Ton, den eine solche Schrift haben müßte, er erwähnt im Vorübergehen als eine Provinzialwochenschrift, die als ein Muster gelten könne, den von Gerstenberg im Jahr 1762 herausgegebenen „Hypochondristen", und er kömmt schließlich, ähnlich wie in dem Fragment von Nutzbarmachung der Philosophie, insbesondere auf die Bildungsbedürfnisse des schönen Geschlechts zu sprechen. Nicht anders nun, aber so, daß vor Allem die bedeutsame Analogie mit der Aufgabe des echten Predigers hervortritt, in dem ungedruckten Stück. „Nun stelle ich", so heißt es hier, „gleich hinter diese Gespräche und Vorträge der Andacht — — nichts Neueres und Selteneres als Wochenschriften, aber Wochenschriften, wie ich sie wünsche. Wo der Demagoge in schwarzen Kleidern aufhört und aufhören muß, um nicht sein Heiligthum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volks zu veräußern, da fange der W o c h e n s c h r i f t s t e l l e r an; so wird er auf der einen Seite nicht Gefahr laufen, zu andächteln und zu beten, wo ers nicht soll — und auf der anderen Seite schon einen halbgebahnten Weg vor sich finden. Er wird es also zu seiner ersten Pflicht machen, in die Denkart und die Vorurtheile seiner Nation, seiner Zeit, seiner Gegend zu dringen, und das aufzuräumen, was der geistliche Redner mußte liegen lassen. Er wird sich in die Stände und mancherlei Situationen des Lebens versetzen und Allen allerlei werden, hier und dort im menschlichen Herzen lauern, hier und dort den falschen Geschmack angreifen, nie die National- und Localseiten des Geschmacks und der Denkart aus der Acht lassen, und von Philosophie und Historie, von Kenntniß der Natur und der Bücher, von merkwürdigen neuen Vorfällen und Entdeckungen nur just soviel erbeuten, als er zu seinem Zweck nöthig hat. Uebrigens wird er soviel Einkleidungen wählen können, als uns die vorigen Wochenblätter nicht alt oder verhaßt gemacht haben, und immer das Angenehme

und Unterhaltende seines Vortrags nicht in Bücherwitz, wenig in dichterische Einbalsamirungen, noch weniger in spaßhafte Verkleidungen, und am wenigsten in den philosophischen Kathederambitus setzen. Aus dem Innern seines Vortrages, aus dem lebendigen Auftritt seiner Geschöpfe, aus der tiefen und klaren Quelle der Menschenkenntniß wird er sein Annehmliches ziehen, und welch eine Menge von Hülfsmitteln hat er nebenhin zur Hand, da er aus allen Wissenschaften aufbieten kann, was er braucht!" In der Contrastirung sodann gegen die bisherigen schlechten Wochenblätter und in der Bestreitung des Irrthums, als ob es genüge, gute deutsche Wochenblätter zu bekommen, indem man die englischen, und wären es die besten, ins Deutsche travestire, vollendet sich die Charakteristik. Sie wendet sich darauf zu dem mehr Formellen hinüber, zu der Beschaffenheit des Stils, in welchem derartige Volksschriften sich halten müßten, sie geht zu Erörterungen über den Begriff des Klassischen über — Erörterungen, die dann in die zweite Auflage des ersten Bändchens der Fragmente hinübergenommen wurden —, und es folgen endlich jene Ausführungen über den Weg, der schon auf der Schule zur Bildung des Stils eingeschlagen werden müsse, welche uns oben dazu dienten, einen Einblick in die Unterrichtsmethode Herders, des Lehrers, zu gewinnen. Deutlicher, noch einmal, kann der enge Zusammenhang zwischen der Kanzel-, der Schul- und der Schriftstellerthätigkeit Herders nicht an den Tag treten.

Der Schriftstellerthätigkeit Herders oder doch eines Theils derselben. Es wäre ja zu verwundern gewesen, wenn ein Mann, der so beredt für die Bildung des Menschen und Bürgers durch echte Volksschriften eintrat, nicht selbst den Versuch damit gemacht, nicht gelegentlich selbst unter die Wochenschriftsteller gegangen wäre. Die Aufforderung dazu hatte ihm doppelt nahe treten müssen bei der Versetzung auf einen Boden, welcher der Bearbeitung in so hohem Grade bedürftig war, in eine Provinz, eine Stadt, wo es ebenso nöthig war, Bildung zu pflanzen, wie es wichtig war, daß es auf die richtige Weise geschehe, damit nicht die flachere, elegant frivole französische Aufklärung der ernsteren deutschen den Rang ablaufe. Schon die Königsberger Zeitung hatte ja ähnliche Ziele verfolgt, wie sie Herder im Sinne lagen; schon als Student hatte er sich neben Hamann und Kant auf die freilich „dürren Auen der Zeitungsmusen" begeben. Es gab seit Kurzem auch in Riga etwas wie eine moralische Wochenschrift, und durch den von Lindner veranlaßten Abdruck seiner Schulrede „Ueber den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" war Herder schon von Königsberg aus unbeabsichtigter Weise zum Mitarbeiter dieses Journals geworden [1]).

Auf Veranlassung nämlich eines Wohledlen Rathes erschien in Riga seit Mitte 1761 ein wöchentliches Intelligenzblatt unter dem Titel „Rigische An-

---

[1]) S. oben S. 67.

zeigen von allerhand dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Sachen" [1]). Gleich der erste Redacteur aber, der Hofgerichtsadvocat und General-Gouvernementssecretär Dr. jur. Winkler — ein aus Leipzig eingewanderter Gelehrter — hatte damit ein Beiblatt, die „Gelehrten Beiträge zu den Rigischen Anzeigen" verbunden, welches, in der Regel einen oder anderthalb Bogen stark, eine Woche um die andere ausgegeben wurde. „Man richtet" — so referirte ein Rigenser, wahrscheinlich doch kein Anderer als Lindner, darüber an die Königsberger Zeitung — „man richtet in den Gelehrten Beiträgen sein Hauptaugenmerk auf Livland, seine Einwohner, Producte und dergl., was gemeinnützig sein kann, doch versagt man auch nicht dem, was sonst zum Unterricht oder zur Belustigung dienen kann, den Zutritt". Also in der That ein Blatt nach dem Zuschnitt der moralischen Wochenschriften, jedoch von überwiegend local-provinziellem Charakter. Nach Winklers schon am 20. Februar 1762 erfolgtem Tode war es der Conrector des Rigaer Lyceums Johann Gottfried Arndt, der sich der „Beiträge" angenommen hatte, selbst für sie schrieb und Mitarbeiter warb. Von einem einheitlichen Plan und Ton natürlich war dabei keine Rede, weniger noch von einem wirklichen Bund, den die Gelehrsamkeit mit dem Volksmäßigen geschlossen hätte. Der Gelehrte schrieb doch zumeist für sich selbst, für „den kleinen Cirkel von Liebhabern der Gelehrsamkeit", oder er stieg, in der Absicht, populär zu sein, zum Platten und Trivialen herab. Da giebt das eine Mal der gelehrte Dorpater Jurist Gadebusch Zusätze zu Frischens deutschem Wörterbuch, der zu Sunzel im Rigischen Kreise angestellte Pastor Harder stellt Untersuchungen über den Zustand der alten Letten auf Grund der lettischen Sprache an, oder ein Theolog gar giebt Auszüge aus Bengels Erklärung der Offenbarung Johannis. Und daneben wieder werden Fragen der Wirthschaft, Haus- und Küchenangelegenheiten besprochen, Anekdoten oder Schilderungen aus dem Alltagsleben bald ehrbar, bald mit unschmackhafter Spaßigkeit vorgetragen. Wenn die Anzeigen eine stehende Rubrik über flüchtig gewordene Leibeigene aus Livland und Kurland führten, und wenn gleichzeitig die Gelehrten Beiträge jetzt einen Aufsatz von Behrens über Montesquieus Geist der Gesetze, jetzt ein Gedicht oder eine schönwissenschaftliche Abhandlung brachten: — welch ein Spiegelbild der Rigaer gesellschaftlichen Zustände, welch eine Illustration zu Herders Worten, mit denen er in seinem Reisejournal Livland „die Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei" nennt!

Daß Herder in dieser Zeitschrift nicht das Muster einer Wochenschrift fand, wie er sie dachte und wünschte, braucht nicht gesagt zu werden. Er fand

[1]) Vgl. zu dem Folgenden den schon öfter citirten Aufsatz von Suphan über die Rigischen Gelehrten Beiträge; außerdem Eckardt, die baltischen Provinzen Rußlands, S. 126 ff. und Livland im 18. Jahrhundert, S. 502; auch S. 260.

sie, die jedenfalls den Vorzug eines ausgeprägten Localcharakters hatte, nicht zu schlecht, um neben so vielen Stimmen auch die seinige hören zu lassen, um in ihr zu versuchen, wie weit er selbst der „Prosa des guten Verstandes“ mächtig sei. Wie unter die Rigaer Gesellschaft, so mischte er sich auch unter die Gesellschaft der Rigaer Beiträger, um dem Publicum derselben gelegentlich etwas von seiner „menschlichen Philosophie“ beizubringen. Um wählerisch zu sein, dazu ist sein eigener Geschmack noch viel zu wenig entwickelt; um vornehm zurückhaltend zu sein, dazu ist sein ganzes Streben noch viel zu jugendlich. Ein Idealist wie Wenige, nimmt er sich doch nicht übel, bis zum Gewöhnlichen herabzusteigen, wenn es gilt, sich Gehör zu verschaffen, seine Gedanken, deren zuströmende Fülle er kaum bewältigt, an den Mann zu bringen, sich in oder für seinen menschenbildenden Beruf, in oder für sein schriftstellerisches Handwerk zu üben.

Wie um sich einzukaufen in die Kreise des gelehrten Riga mußte der Neuangekommene sogleich den „Beiträgen“ seinen Tribut entrichten. Die ganze erste Nummer des Jahrgangs 1765 ist von Herder geschrieben [1]). Als ob er hätte zeigen wollen, daß er in allen Sätteln gerecht sei, liefert er einen schwungvollen, patriotischen „Lobgesang am Neujahrsfeste“, eine moralische Neujahrsabhandlung und als Zugabe dazu ein paar Seiten scherzhafter Neujahrsreime. In einem etwas gesuchten, offenbar absichtlich mit allerlei Putz verbrämten Stil läuft die Abhandlung, „Aussichten über das alte und neue Jahr“ auf den Satz hinaus, daß der Neujahrstag ein „Fest von Entschlüssen“ sein müsse — um sofort mit einer leichten Schlußwendung zu den „Wünschen, die sich reimen“, einem Gedicht überzuleiten, dessen Reime, um die Wahrheit zu sagen, so elend, dessen Witz so platt und dürftig ist, daß wir nach dieser Probe keinen zweiten Versuch im volksmäßig Komischen von unserem Verfasser zu lesen verlangen [2]).

---

[1]) Sämmtliche Herdersche Beiträge mit Ausnahme des Lobgesangs am Neujahrsfeste, der sich Erinnerungen I, 122 (mit zwei von Suphan, Rigische Gelehrte Beiträge, S. 63 bemerkten Abänderungen) findet, sind jetzt wieder abgedruckt im 1. Bande der SWS. S. 1—12 und S. 43—67.

[2]) Die Herdersche Autorschaft wird nicht nur durch Reste ganz ähnlicher Reimerei in seinen Arbeitsheften, sondern auch durch die dabei mit unterlaufende Reminiscenz an ein Gedicht von Trescho bestätigt. Denn wenn die Neujahrsreime mit den Worten eingeführt werden, man solle sie lesen „statt der Neujahrswünsche des Nachtwächters von Ternate“, so findet sich diese Beziehung auf das Uzsche Gedicht mit einigem wohlberechtigten Spott über dasselbe schon in Treschos „Kleinen Versuchen im Denken und Empfinden“, S. 351, wo die „Probe eines Nachtkalenders, gestellet von dem ehrbaren Nachtwächter zu Ternate“ mit einer auf das Uzsche Gedicht verweisenden Note und einer Einleitung versehen ist, in der es S. 352 heißt: „Mein seliger Vater war ein Schulmeister auf einem adeligen Hofe, wo er auch zur Hausnothdurft alle Reime und Gedichte verfertigte, die jährlich bei den Geburts- und anderen Tagen von der Herrschaft verbraucht wurden. Daß ich von dem Geiste seiner Dichtkunst etwas geerbt, wird nach meiner geringen Einsicht, aus meinem

Der Aufgabe des echten Wochenschriftstellers indeß fährt er fort nachzudenken; den rechten Ton der Popularität zu treffen macht er weitere Experimente. Eine abhandelnde Ueberarbeitung seiner Einführungsrede [1]) geräth ihm zu breit, zu gründlich — er legt sie unvollendet bei Seite. Einen anderen Aufsatz liefert er endlich in das zehnte Stück der „Beiträge" vom Jahre 1766. Es ist diesmal recht eigentlich ein Stück „menschlicher Philosophie", ein anthropologisch-ästhetisches, ein zugleich praktisch-moralisches Thema, welches er abhandelt. Dem Inhalt sieht man den Zusammenhang mit seiner sonstigen Gedankenarbeit und seinen anderweitigen Studien, insbesondere seiner Beschäftigung mit Winckelmann: der Form sieht man das angestrengte Streben nach unterhaltender Leichtigkeit und fesselnder Verständlichkeit an. Es handelt sich um die physiognomische Frage: „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" Körper und Seele, führt der Aufsatz aus, sind Zwillinge, die zusammen gebildet werden; aus dieser Erwägung und aus einer Reihe unbestreitbarer Thatsachen ergiebt sich für den Satz, daß die körperliche Schönheit ein Zeuge von der Schönheit des Geistes sein könne, ein günstiges Vorurtheil. Tritt man indeß der Sache näher, so muß man zunächst die verschiedenen Stufen der Schönheit unterscheiden: die Farbe der Wangen, die äußere Regelmäßigkeit, die Anmuth. Am meisten Anspruch hat die letztere, zugleich geistige Reize anzudeuten; niemals aber wird ein sicherer, immer nur ein wahrscheinlicher Schluß von der äußeren schönen Erscheinung auf innere Schönheit, und auch dann nicht auf wirkliche Größe und moralische Güte, sondern höchstens auf die Anlage dazu gemacht werden dürfen. Das ungefähr ist es, was der Verfasser entwickelt. Unverkennbar, wie gesagt, die bewußte Tendenz auf Popularität. Alles streng Philosophische ist geflissentlich vermieden. Reichlich werden Beobachtungen und Thatsachen eingemischt. Man sieht, daß der Verfasser bei den Montesquieu und Montaigne, bei den Hume und Shaftesbury in die Schule gegangen. Man sieht, daß er, nach seinem eigenen Recept in den Litteraturfragmenten, „mit der englischen Laune den Witz der Franzosen und das Schimmernde Italiens" zu verbinden getrachtet. Man sieht, daß ihm vielleicht am unmittelbarsten Kants geistreiche Plauderei über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, der er auch inhaltlich so viel entnahm, als Muster vor Augen stand. Das Alles sieht man; aber eben daß man es sieht, gereicht dem Aufsatz nicht zum Vortheil. Es sei immer sein Fehler, sagt Herder selbst einmal im Reisejournal, „nie recht an Materie, sondern immer zugleich an Form denken zu müssen". Das Wort erklärt, was auch an unserem Aufsatz auszusetzen ist. Die allzu auffällige stilistische Manier verdeckt die Gedanken, statt sie zu verdeutlichen, und die Schwierigkeit

bekannten Neujahrswunsche, den ich Euch vor einigen Jahren gewidmet, wohl zu ersehen sein."

[1]) Das Fragment ist abgedruckt LB. I, 2, 63 ff.

des Problems wird durch die leichtere, gleichsam plaudernde Behandlung dem Leser mehr aus den Augen gerückt als wirklich überwunden. Die studirte Popularität des Essayisten, des Wochenschriftstellers Herder, bleibt weit zurück hinter der echten Popularität seiner Predigten.

Ein minder schwieriges Thema behandelt in viel simplerer Weise die kleine Abhandlung, mit der er in dem folgenden zwölften Stück der „Beiträge" desselben Jahrgangs eine von ihm gedichtete Pfingstcantate durch theils religiöse, theils ästhetische Betrachtungen einleitete. Die Hauptsache war diesmal die Dichtung. Sie zeigt keine hohe, aber zum Glück auch nicht jene überstiegene Poesie, welche die Charfreitags- und die Osterdichtung in der Königsberger Zeitung ungenießbar gemacht hatte. Die Rücksicht auf eine zu erbauende Gemeinde, der populär praktische, der menschliche Gesichtspunkt wirkt mit dem musikalischen zusammen, um den Dichter von bombastischer Ueberschwenglichkeit zurückzubringen. Es ist ein Fortschritt, daß er sich von der Ode, die ihm, wie der „Taufgesang der ersten Christen" zeigt, auch für den liturgischen Gebrauch die Normalform gewesen war, zur Cantate hinüberwendet. Dem kirchlichen und dem musikalischen Zweck dient das schlichte und doch gehobene Stück sehr gut. Die Abhandlung wie die Dichtung sind übrigens von durchaus localer Beziehung. Die Cantate war veranlaßt durch eine „elende" Ostercantate des Rector Schlegel „der Hingang Jesu zum Tode" im achten Stücke der „Beiträge". Es verdroß Herder, daß man das Machwerk ihm zugeschrieben, und so hatte er nun zeigen wollen, wie nach seiner Meinung eine Cantate aussehen müsse [1]).

Auf einem neuen Punkte faßte er so, indem er sein poetisches Talent zu der Musikliebe seiner Rigischen Mitbürger in Beziehung setzte, Wurzel unter ihnen. Seine eigene Liebe für die Musik, die, obgleich er in der Ausübung nur Dilettant war, mit seinem poetischen Sinn aufs Innigste zusammenhing, kam ihm dabei trefflich zu Statten. Denn die Musik spielte in Riga eine wichtige Rolle. Noch auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1788 erinnert er sich, bei Gelegenheit eines großen Concerts in Nürnberg, in welchem die ganze vornehme und schöne Welt sich sehen lassen, wie oft er dergleichen in Riga mitgemacht [2]). „Concerte", schrieb ihm Hamann im Mai 1765, „pflegen dort ein Schlüssel zum Umgang zu sein. Sollte Ihr Genie zur Musik für Riga nicht brauchbarer sein als Ihre archäologische Muse?" Der Wink war beachtet worden. Die Abhandlung vor der Pfingstcantate schließt mit einem Compliment, welches der Dichter dem „feinen musikalischen Geschmack" der Rigenser macht; er wünscht seiner Dichtung nichts Besseres, als daß sie „den Beifall der hiesigen Kenner der Tonkunst und insonderheit eines Müthels erhalte, den auch auswärtige Gegenden in seinen Compositionen schätzen".

---

[1]) An Hamann LB. I, 2, 150; an Scheffner ebendas. 194.

[2]) Herders Reise nach Italien [Düntzer B], S. 33. 34.

Wenige Monate später, am 1. October 1766, wurde die neuerbaute Katharinenkirche auf Bickern feierlich eingeweiht. Eine Herdersche Cantate war es, die dabei aufgeführt wurde, und er durfte rühmen, daß sie dem Componisten sehr gut gelungen sei [1]).

Neben der Musik war es das Theater, welches die Rigaer Gesellschaft zusammenführte. Auch Herder versäumte nicht die Vorstellungen der Wandertruppe, welche zeitweise in Riga ihre Bühne aufschlug. Der Werth, den er auf die Kunst der Declamation legte, sowie sein Interesse für alle, auch für den dramatischen Zweig der Litteratur, machte ihm den Besuch dieser Vorstellungen zu einer schätzbaren Schule. Aus der Anschauung des Theaters schöpfte er mit die Ansichten, die er über das Drama in der Fortsetzung der Litteraturfragmente vortragen wollte, auch wohl die Anregung zu eigenen, freilich immer stecken bleibenden dramatischen Versuchen [2]). Wie er aber die Leistungen der Rigischen Truppe — es war im Jahre 1766 die Mendische — einmal in einem Briefe an Scheffner (LB. I, 2, 192) bespricht, so trug er sich auch, ungefähr um dieselbe Zeit, mit dem Gedanken, „über die Fehler der hiesigen theatralischen Gesellschaft in Tragödien" — wohin wohl sonst als in die „Gelehrten Beiträge"? — zu schreiben.

Unter dem Datum des 21. August 1766 findet sich unter einer Reihe von „Planen" auch dieser in einem der Herderschen Studienhefte verzeichnet [3]) Mit dem ausdrücklichen Vermerk „In die Gelehrten Beiträge" beginnt die Reihe mit dem Aufsatzthema: „Wie weit sich der Geschmack der Völker verändert", — und gewiß, auch die „moralische und ästhetische Betrachtung über das Trauerspiel Freigeist", so wie die „Boccazische Geschichte zwischen Imma und Eginhard", die er nach Bayle zu erzählen vorhatte, waren demselben Zweck bestimmt. Eine andere, ältere Liste sieht erst recht danach aus [4]). Aus der Initiative der Kaiserin Katharina ging die Gründung eines Findelhauses in Moskau und Petersburg hervor: unser humanitarischer Philosoph will eine Betrachtung über die Findelhäuser und ihre Moralität schreiben. Peter der Große hatte ihn bereits zu einer Ode begeistert: jetzt will er auseinandersetzen,

[1]) An Scheffner 23. September 1766, LB. I, 2, 194; die Cantate selbst LB. I, 2, 181 ff. und SW. zur Litt. IV, 177 ff. Ueber eine andere Herdersche Cantate s. unten S. 110 Anm.

[2]) Vgl. an Hamann LB. I, 2, 138 mit dem für die Fragmente bestimmten Stück „Ueber das deutsche Theater", LB. I, 3, a, 35. Siehe übrigens unten, zu Anfang des 3. Abschnittes dieses Buches.

[3]) In einem andern dieser Hefte aus den sechziger Jahren eine ganz kurze Skizze zu einem „Gespräch über die Theater".

[4]) Beide Listen genau nach der Handschrift bei Suphan, „die Rigischen Gelehrten Beiträge" rc. a. a. O. S. 70 und 71. Ebendaselbst wird noch auf ein paar weitere möglicherweise im Hinblick auf die Gelehrten Beiträge von Herder aufnotirte Themata hingewiesen, eine Möglichkeit, die sich noch auf mehrere hin und wieder verzeichnete Plane ausdehnen ließe.

warum derselbe kein geeigneter Held für eine Epopöe sei. Er will über den Fortgang der Gelehrsamkeit in Deutschland, in Rußland, schreiben. Aus den Verhandlungen der Petersburger Akademie der Wissenschaften will er eine Probe geben, wieviel dieselbe schon geleistet habe. Nach Analogie der Haugschen Schrift „Ueber den Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" und unter Benutzung der Abbtschen Bemerkungen dazu in den Litteraturbriefen, möchte er eine Geschichte der schönen Wissenschaften in Livland entwerfen. Das „Leben eines Kaufmanns" zu schildern, wie nahe lag dieser Gedanke dem in einer Handelsstadt Lebenden! -- die Einkleidung aber suppeditirt ihm diesmal die Cramersche Wochenschrift „der nordische Aufseher": jene Beschreibung soll „dem Protokolle eines Unsichtbaren", d. h. eines sich incognito haltenden, besonders eingeweihten, mit rathgebender Weisheit ausgerüsteten Berichterstatters entnommen sein[1]). Dann wieder — er brauchte nicht erst durch Steele darauf gebracht zu sein — will er „Vorschläge zu einer Kaufmanns-, zu einer Frauenzimmerbibliothek" machen. „Herr Jost ein Schulpedant" soll die Ueberschrift eines litterarischen Portraits nach Hagedorn sein, zu dem ja einige Züge schon in der Einführungsrede gegeben waren. Auch in Erzählungen nach Tristram Shandy oder in der Weise von Montaignes Essays hat er Lust sich zu versuchen. Und noch andere Themata hat er in petto: Sind heutzutage noch Zeiten, da große Revolutionen aus Kleinigkeiten entstehen können? Ob unter den Deutschen noch Originale von Dichtern sein werden? Von neuen Entdeckungen in der Natur. Vom Despotismus und Libertinismus im Umgang. Daß es heutzutage nicht mehr Freunde gebe. Betrachtung über die Urtheile der Schönheit.

So eifrig für die Wochenschriftstellerei, so projectenreich war unser Freund! Neben seinen größeren litterarischen Arbeiten blieben nur leider die Ueberschriften Ueberschriften. Nicht einmal diejenigen Pläne, die mit jenen Arbeiten am nächsten grenzten, kamen weit über Entwürfe und Einleitungen hinaus. Von den älteren hat er nur den zuletzt angeführten, die Betrachtung über die Urtheile der Schönheit, wirklich in Angriff genommen, da denn später manche Bemerkung und manche Wendung aus dem liegen gebliebenen Aufsatz in den von der Körperschönheit als Boten der Seelenschönheit hinübergenommen werden konnte. Von den jüngeren wiederum erhielt nur der von der Veränderung des Geschmacks unter den Völkern eine theilweise Ausführung, während die Vollendung an der Schwierigkeit scheiterte, den historischen Stoff zu bewältigen. Es war übrigens nur eine etwas weiter greifende Wiederaufnahme des älteren Aufsatzes. Die Trümmer des einen wie des anderen liegen uns im Lebensbilde (I, 3, a, 3 ff. 187 ff. und 199 ff.) vor. Sie sind als ergänzende Belege zu den parallel laufenden Ausführungen in Herders

[1]) Vgl. den Schluß von St. 66, das 67., 68., 70. und besonders das von Klopstock herrührende 123. Stück im 2. Bande des Nordischen Aufsehers.

größeren Erstlingswerken nicht ohne Interesse: den populären Schriftsteller indeß zeigen sie in keinem neuen Lichte; die Manier bleibt wesentlich dieselbe, und immer wieder haben wir den Eindruck, daß der Verfasser zu tief grub, daß er Ernst und Laune nur mit großer Mühe, nur in erkünstelter populärer Haltung einigermaaßen ins Gleichgewicht zu rücken verstand, daß er, für jetzt wenigstens, noch nicht gelernt hatte, mit der Feder in der Hand zugleich geistreich und zugleich gemeinverständlich zu sein. Sein Wollen daher, nicht sein Vollbringen, ist das für uns Wichtige. Es würde den Rigischen Gelehrten Beiträgen in keinem Falle zum Schaden gereicht haben, wenn aus diesen Ueberschriften Aufsätze geworden wären; diese Aufsätze, die Ausführung als gelungen vorausgesetzt, hätten eine Provinzialwochenschrift abgegeben, eben wie sie Herder träumte, eine Provinzialwochenschrift „im hohen Verstande, ein originales Werk, das bloß mit den Sitten dieser Provinz unterginge und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre“. Herders Ernennung zum Prediger rief ihn dann seit 1767 auf ein anderes, ihm gemäßeres Feld der Verkündigung seiner „menschlichen Philosophie“. Nur einmal noch während der Rigaer Zeit, im Jahre 1768 denkt er wieder an einen in diese Klasse der Schriftstellerei einschlagenden Aufsatz. Er trägt sich mit dem Gedanken, „über die Verjüngung und Veraltung der menschlichen Seele“ zu schreiben, und zwar sollte diesmal für die Darstellung „der Abt Clement die muntere Jugend seines Stils hergeben“. Aber der Königsberger Zeitung ist der Aufsatz zugedacht — denn die Gelehrten Beiträge existirten nicht mehr; schon Ende 1767, wenige Monate nach dem Tode ihres Redacteurs, des Conrector Arndt, waren sie eingeschlafen [1].

Es gab indeß für Herder neben der Kanzel und neben der populären Schriftstellerei noch ein Mittel, um die menschliche Philosophie, um Aufklärung und humane Bildung unter seinen Mitbürgern zu verbreiten. Dieses Mittel, und zwar ein sehr wirksames, war die Freimäurerei, doppelt berechtigt gewiß an einem Orte, wo Bürgerschaft und Ritterschaft einen politischen Gegensatz bildeten und wo die Leibeigenschaft so mit den Sitten und dem sittlichen Bewußtsein verwachsen war, daß noch der Landtag von 1765 gegenüber den kühnen Reformanträgen der Regierung erklärt hatte, daß die in Livland bestehende Leibeigenschaft „nicht aus der Barbarei, sondern aus dem natürlichen Genie der lettisch-esthnischen Nation abzuleiten sei und sehr wohl neben der Humanität bestehen könne“. Die erste Freimaurerloge war im Jahre 1750 von den Kaufleuten Johann Zuckerbecker und Diedrich von der Heyde gestiftet worden. Es war ein Heerd und Träger der aufklärerischen Zeitideen;

---

[1] Vgl. Hamann an Herder, LB. I, 2, 437 und Herders Reisejournal LB. II, 313. Die Gedanken des projectirten Aufsatzes fanden sehr viel später in „Titon und Aurora“ Ausführung. Das Intelligenzblatt hat bis zum Jahre 1852 fortbestanden, Eckardt, Livland im 18. Jahrh. S. 502.

die besten Männer der Stadt gehörten ihr an, und auch Herder, wenn er seinem bildenden Berufe nicht eine wichtige Stütze fehlen lassen wollte, konnte sich dem Eintritt in dieselbe nicht entziehen. Seine Aufnahme erfolgte im Jahre 1766. Gern glauben wir den „Erinnerungen", daß er auch in dieser Verbindung höchlich geachtet wurde und daß er bald, „ungeachtet er den dazu erforderlichen Grad nicht hatte", zu deren Sekretär gewählt worden. In den Schriften und Briefen Herders findet sich nichts, was uns einen näheren Einblick in dies Verhältniß gestattete [1]). Spuren seines freimäurerischen Wirkens bewahren indeß die Blätter eines seiner damaligen Studienhefte in einzelnen knapp gehaltenen Dispositionen zu Logenreden; so zu derjenigen, mit der er sein Amt als Bruder Redner antrat und in der er die drei Säulen der Loge, Klugheit, Stärke und Schönheit zum Thema nahm; so zu einer Gedächtnißrede auf einen entschlafenen Bruder. Die Letztere galt dem Andenken des im Jahre 1767 gestorbenen Rigaer Stadtphysicus Dr. v. Handtwig, der das dortige Freimaurerwesen umgestaltete und bei der nun „Zum Schwerdt" getauften Loge das Amt eines Meisters vom Stuhl bekleidete [2]). Daß Herder in dem Logenwesen einen wichtigen Hebel für die Förderung höherer Bildung in den baltischen Provinzen erblickte, bezeugt überdies eine Stelle seines Reisejournals, in welchem er überlegt, durch welche Mittel der Adel für diese Bildungszwecke zu gewinnen wäre [3]).

Der Kosmopolitismus und die Humanitätsbestrebungen der Rigenser hatten jedoch eine feste Grundlage an ihrem bürgerlichen Gemeinsinn und ihrem Patriotismus. Wer hier mit Erfolg die Philosophie des Menschen verkünden wollte, der mußte dieselbe in unzertrennlichem Zusammenhang mit der Philosophie des Bürgers, mußte sie so fassen, wie sie ja auch Herders Lieblingsautor Abbt gefaßt hatte. In diesem Punkte vor Allem erwies sich die Rigaer Atmosphäre von dem tiefgreifendsten Einfluß auf Herder. Staatssinn hatte er aus seinem Geburtslande, aus Preußen, dessen büreaukratische Einrichtungen ihn abstießen, dessen militärische Verfassung ihm Grauen einflößte, weil sie seine persönliche Freiheit bedrohte, nicht mitgebracht. Erst in dem Vorort der baltischen Provinzen Rußlands, erst in Riga ist ihm der Sinn für politisches Leben, für Staatsangehörigkeit und staatsbürgerliche Thätigkeit aufgegangen. Denn Riga war, um seinen eigenen Ausdruck zu wiederholen, „unter russischem Schatten beinahe Genf" — eine Republik im Schirm einer mächtigen Monarchie. Hier, in der ehemaligen Hansestadt, lebte noch etwas — noch ein Schatten wenigstens, sagt Herder, — von dem alten

---

1) Nur kurz wird dasselbe erwähnt in dem Briefwechsel Herders mit Scheffner und Hamann, LB. I, 2, 147. 165 und 423.

2) Nach einer Notiz bei Eckardt, Livland &c. S. 501 und die baltischen Provinzen Rußlands S. 125.

3) „Dem kurländischen Adel sei", sagt er, „durch Freimäurerei beizukommen"; denn so ist LB. I, 3, a, 242 statt „Freimüthigkeit" zu lesen.

stolzen Hansegeiste. Unversehrt hatte sich die Verfassung der Stadt, trotz des Wechsels der Landesherrn, aus dem Mittelalter in die Gegenwart hinübergerettet. Es war eine durchaus aristokratische, aber zugleich auf breitester Grundlage ruhende Verfassung. Alles war Selbstverwaltung auf corporativer Grundlage. Zwischen dem Rath und den beiden Gilden, „den drei Ständen" der respublica Rigensis waren alle Zweige des öffentlichen Dienstes dergestalt vertheilt, daß die vorhandenen Kräfte der Bürgerschaft in den mannigfachsten Abstufungen von Pflichten, Rechten und Ehren für das Gemeinwohl zusammenwirkten. Während aber so jeder Bürger gezwungen war, in lebendiger Antheilnahme sich mit Stolz als ein Glied dieses Gemeinwesens zu fühlen, so war durch altehrwürdige Formen, bestimmt, die Bedeutung der einzelnen Aemter und Staatsacte widerzuspiegeln, dafür gesorgt, daß dasselbe auch den Fernerstehenden in seiner Würde beständig vor Augen träte. Aus größerer Nähe lernte Herder dasselbe achten und lieben. Als Gelehrter und Geistlicher in einer privilegirten Stellung, empfand er zum ersten Male an sich selbst den Segen der Freiheit. Ohne alle Einschränkung gesteht er wiederholt, daß er in Riga in der wünschenswerthesten Unabhängigkeit und Sicherheit lebe, und noch später rühmt er, daß er „in Livland so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt und gehandelt habe", wie er vielleicht nie wieder im Stande sein werde [1]). Gelang es ihm vollends, in ein höheres geistliches Amt aufzurücken, so eröffnete sich ihm damit die Aussicht, als Mitglied des Stadtministeriums einflußreich in die städtische Verwaltung miteinzugreifen. Auch ohne das aber stand er durch seine amtlichen wie gesellschaftlichen Beziehungen mitteninne in der Strömung des öffentlichen Lebens. Die Männer, deren Umgang und Gönnerschaft er sich erfreute, waren Patricier im besten und Patrioten in jedem Sinne des Wortes. Ihre Denkweise ging auf ihn über. Ihre politischen Anschauungen und Interessen wurden die seinigen. Er wurde, wie sie, ein Rigenser Patriot; er wurde in noch höherem Grade als er es schon in Mohrungen und in Königsberg gewesen, ein russischer Patriot, während Hamann (LB. I, 2, 423) ihm vergeblich auch ein wenig preußischen Patriotismus abforderte. Dadurch allererst bekam sein Wirken für humane Bildung festen Halt und volle Localfarbe. Hierin liegt der letzte Grund des Erfolges und der Gunst, die ihm in Riga fast allgemein, in der Bürgerschaft so gut wie in den Kreisen des Adels und von den Vertretern des Gouvernements entgegengetragen wurde. Diese Gunst galt nicht allein dem anregenden und jovialen Gesellschafter, dem unvergleichlichen Lehrer und Prediger, dem Logenredner, dem Dichter und Schriftsteller, sondern dem guten Rigaer Bürger und

---

[1]) An seine Braut LB. III, 145; außerdem an Hamann, LB. I, 2, 211 und an Nicolai S. 413. Dazu der Abschnitt über Behrens' Bonhommien, Humanitätsbr. VI, 138 ff. und die Recension im Teutschen Merkur 1780 IV, 81 ff., auf die Suphan „die Rigaer Gelehrten Beiträge" S. 67 hingewiesen hat.

dem loyalen Unterthan der Kaiserin. Nicht, daß er in das Detail der politischen Dinge sich eingelassen hätte, welche die Gemüther in jenen Jahren beschäftigten; vielmehr, wenn sich auch Spuren eines Interesses insbesondere an der so stürmisch auf dem Landtage von 1765 verhandelten Leibeigenenfrage finden: gerade dadurch, daß er dem Getriebe der Parteien fern blieb, gewann er ein Verhältniß zu allen Schichten der politischen Gesellschaft. Es war der Beruf des Idealisten, eben die „Philosophie" des Bürgers zu verkünden, und dem Patriotismus, der Alle beseelte, von dem ihm zugewiesenen Platz aus, in poetisch-rednerischer Form, in warmer und begeisterter Weise eine Zunge zu leihen.

Am Vortage vor der Feier der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina fand die Einführung Herders in sein Schulamt Statt, und in wenig Tagen war es ein Jahr, daß die Kaiserin, auf ihrer Reise nach Livland, der Hauptstadt der Provinz einen Besuch voll Gepränge abgestattet hatte [1]). Noch war bei Herders Ankunft in Riga Alles voll von diesem bedeutsamen Ereigniß; denn seit Peter dem Großen hatte kein Kaiser die Stadt betreten; der Enthusiasmus, mit welchem die Bevölkerung der Kaiserin entgegengekommen war, hatte gleichsam das letzte Siegel auf die Eroberung gedrückt. Ein Echo dieses Enthusiasmus war der „Lobgesang am Neujahrsfeste", welcher den Jahrgang 1765 der „Gelehrten Beiträge" eröffnete. Schon hier hatte der Dichter die Bilder jener Festtage in all' ihrem Farbenglanze mit überschwänglicher Loyalität vor der Erinnerung der Rigenser erneuert. Wieder jetzt, am 27. Juni 1765, erinnert er am Schlusse seiner Einführungsrede an jene Tage, da die Monarchin „als Huldgöttin vom Thron stieg, unser Riga segnete, unser neues Haus des Gerichts einweihte und uns neuen Jubel in den Mund gab". Er feiert dieselben von Neuem in dem an die Rede sich anschließenden Hymnus „auf Katharinas Thronbesteigung", einem Hymnus, in welchem der ehrlichste Enthusiasmus die Sprache der ausgesuchtesten Schmeichelei redet. Nach Katharina soll sich die gegenwärtige Epoche nennen, wie die vergangene nach Peter dem Großen. Die Kaiserin mit ihrer reformatorisch gesetzgeberischen Thätigkeit erscheint dem Dichter wie eine Repräsentantin menschlicher Philosophie auf dem Throne, als eine ebenso weise wie milde Friedensfürstin, die nichtsdestoweniger die Schiedsrichterin Europas ist. Mit wie volltönenden Worten andererseits der Neueingeführte in seiner Rede die Stadt zu rühmen weiß, die ihn berufen hat, wurde schon früher erwähnt. „Es blühe", so ruft er, „Riga, die Stadt, wo man mit Fleiß und Nutzbarkeit die Feinheit, mit Freundschaft und Bequemlichkeit Wohlstand, mit Freiheit Gehorsam, mit dem rechten Glauben das Denken, mit den Welttugenden die Grazie verbindet, Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist!" Solcher Rhetorik

[1]) Vgl. über die Reise und den Besuch der Kaiserin Eckardt, Livland rc. I, 303 ff.

lag doch der aufrichtigste Patriotismus zu Grunde. Es war dem Redner ganzer Ernst mit dem Gelübde, diesem Geiste der Stadt in seinem Lehrberuf Ehre zu machen: gilt ihm doch die Schule, der er angehört, als eine „Pflanzstätte des gemeinen Wesens", als eine Bildnerin der Rigaschen Stadtrepublik.

Nicht volle vier Monate nach dieser Schulrede, am 11. October 1765 wurde das neue, schon vor sechszehn Jahren begonnene, aus selbstauferlegten Handlungsabgaben erbaute Gerichtshaus, das die Kaiserin bei ihrem Besuche geweiht hatte, bezogen. An solchen Tagen kam der selbstbewußte Geist der Bürgerschaft, ihr patriotischer Stolz zugleich mit der Lust an Festlichkeit und öffentlicher Schaustellung zum Vorschein. Es war ein Fest voll reichsstädtischer Würde. Zum Dome, wo Oberpastor v. Essen die Predigt hielt, begab sich in langem Zuge die Bürgerschaft, voran die alten Leute und die Aeltesten der großen und kleinen Gilde, ihnen nach in Kutschen der Magistrat. Im Gerichtssaal hielt der Bürgermeister Andreae die Weiherede. Ein Schulact fand am Nachmittage in der Domschule Statt, und bei diesem wäre, nach der Angabe Wilperts (in den Erinnerungen I, 112) Herder der Festredner gewesen. Es ist Herders Abhandlung „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?", die zu der ersichtlich irrigen Angabe Anlaß gegeben hat [1]). Die rhetorisch gehaltene Abhandlung war keine Festrede, sondern eine aus freiem Antrieb verfaßte Festschrift. Herder wollte es sich nicht nehmen lassen, auch seinerseits etwas zur Verherrlichung des Tages beizutragen. Vielleicht auch, daß es ihn reizte, im Wetteifer mit seinem Rector zu zeigen, wie eine solche Gelegenheitsschrift beschaffen sein müsse. Das von Rector Schlegel verfaßte Festprogramm der Domschule „Ueber die Würde der Städte durch Rathhäuser" war eine ziemlich trockene gelehrte Gelegenheitsabhandlung: Herder zeigte, wie sich auch litterarische Fragen zur vollen Höhe sittlicher und patriotischer Gesichtspunkte erheben lassen. „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten [2])?" Die erste der zwei hier zusammengeknüpften Fragen gehörte zu denen, die ihn oft schon beschäftigt hatten und ferner beschäftigten; auf Anlaß von Abbts Besprechung der Heinzeschen Uebersetzung von Cicero, de oratore kam er demnächst in den „Fragmenten" auf sie zurück. Er verneint dieselbe. Ein Publicum, wie es die Alten hatten, hat heutzutage, bei der Veränderung namentlich unseres Staatslebens, unserer

---

[1]) S. Suphan Einl. zu SWS. I, XVII. Schon der Eingang der kleinen Schrift genügt, jene Angabe zu widerlegen.

[2]) Nach dem schematischen Entwurf zu dieser Abhandlung in einem der Herderschen Studienhefte lautete die Frage ursprünglich: „Haben wir ein römisches Publicum und Vaterland?" Die Abhandlung in den Humanitätsbr. V, 52 ff. hat mit der vom Jahre 1765 fast nur den Titel gemein. Zuerst wurde Letztere mit geringen, auf den localen Anlaß bezüglichen Auslassungen wieder abgedruckt in den Hamburgischen „Unterhaltungen" vom Jahre 1766 (Bd. V, St. 1). Jetzt SWS. I, 13 ff.

Verfassungen, weder der Redner noch der Schriftsteller. Bejahend dagegen fällt die Antwort auf die zweite Frage aus. Ein Vaterland, dem wir unsere Hingebung und Liebe widmen können, haben, ungeachtet der veränderten politischen Anschauungen und des veränderten Verhältnisses der Religion zum Staate, auch wir Heutigen. Damit ist der Verfasser unmittelbar bei dem Anlaß seiner Abhandlung angelangt. Wenn er schon in der Einleitung der patriotischen Freude über die Beziehung des neuen Rath- und Gerichtshauses Ausdruck gegeben, so wird der ganze zweite Theil ein Aufruf zur Vaterlandsliebe, der zuletzt wieder in eine Ode ausklingt. Er wiederholt, was Abbt in seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" ausgeführt hatte: auch in einer Monarchie ist es „süß und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben". Auch uns noch ist, wie den Bürgern der alten Republiken, der Name Vaterland eng verknüpft mit dem süßen Namen der Freiheit — nur daß es eine „feinere und mäßigere" Freiheit ist, eine Freiheit, wie sie Riga „aus den Händen seiner gerechtesten Monarchin so vorzüglich und mit aller Dankbarkeit genießet". Uneigennützige Aufopferung fürs Vaterland, wenn auch nicht die blinde und phantastische früherer Zeiten, kennen auch wir noch; ein leuchtendes Beispiel dafür ist Peter der Große, der „Vater seines alten und der Schöpfer eines neuen Vaterlandes", ein Regent, aus dessen patriotischem Geist zehn Regenten werden könnten! Und er spricht von dem, was er täglich in seiner nächsten Nähe sah und erlebte: der Gedanke „fürs Vaterland" kann allein für all die Mühen und Entsagungen entschädigen, die jede Thätigkeit in einem öffentlichen Amt auferlegt. Er spricht endlich mit deutlicher Beziehung auf sein persönliches Verhältniß zu dem neuen Vaterlande; er drückt die Zuversicht aus, daß es auch dem Fremden möglich sei, als Patriot zu arbeiten und „außer dem Geburtslande ein Vaterland durch Verdienste zu erwerben".

„Auf öffentlichen Wink", d. h. auf Wunsch des Rathes als des Patrons der Schule, wurde die Herdersche Abhandlung gedruckt. Der „Fremde" war in Kurzem zum officiellen Dichter und Wortführer bei wichtigen öffentlichen Anlässen geworden [1]). Keinen besseren Dolmetscher der Gefühle Aller konnte die Stadt, konnte das Gouvernement sich wünschen: er hatte vollen Anspruch, als ein Bürger neben Bürgern und zugleich als der loyalste russische Unterthan zu gelten. In Schule und Kirche „als Patriot arbeitend", erwarb er sich zudem Verdienste nicht allein um die Stadt und den Staat, sondern um die Bildung und das Glück menschlicher Seelen. Es sind ruhmredige Worte, mit denen er seiner Braut später erzählte, wie er vom „Gipfel des Beifalls" aus Riga weggegangen sei, „geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus

[1]) Auch auf die im Jahre 1765 erfolgende Vermählung des Erbprinzen Peter von Kurland, des Sohnes des Herzogs Biron, dichtete Herder, wahrscheinlich auf Veranlassung des damals noch in des Herzogs Vertrauen stehenden Tottien, des Freundes Hamanns, eine handschriftlich noch erhaltene Cantate.



hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten" — es liegt keinerlei Grund vor, die Wahrheit dieser Worte zu bezweifeln.

Noch von einer anderen Art Patriotismus hätte Herder, wenn der besondere Anlaß es nicht ausgeschlossen hätte, in seiner Abhandlung reden können, ohne seinen Mitbürgern unverständlich zu werden. Wenn man in Riga unter allen Umständen als guter Rigenser auch ein guter russischer Patriot sein mußte, so hinderte das nicht, daß man zugleich ein guter Deutscher sei. Der geistige Zusammenhang zwischen der deutschen Colonie der russischen Ostseeprovinzen und dem Mutterlande bestand in ungeschwächter Lebendigkeit fort; in Livland vor Allem, und am meisten wieder in dem Herzen Livlands, in Riga, war das deutsche Element und mit ihm die deutsche Denkweise und Gesittung im entschiedensten Uebergewicht. Je lockerer das politische Band war, welches die Deutschen in der Heimath umschloß, um desto besser vertrug sich die Anhänglichkeit an deutsche Sitte, Bildung, Sprache und Litteratur mit der treuen Ergebenheit an das russische Scepter. Je mehr man hier wie auf einem ausgesetzten Posten mitten unter einer vielgemischten slavischen Bevölkerung stand, um desto mehr verschärfte sich unter den Deutschen das Bewußtsein, die Erben und Träger, die berufenen Missionäre einer höheren Cultur zu sein. Noch dauerte durch den Zuzug deutscher Gelehrten die Colonisation ununterbrochen fort, und wie jeder neu ankommende Deutsche ein Stück Vaterlandsliebe mitbrachte, so lernte er der fremden Nationalität gegenüber mit doppeltem Stolz den Werth der eigenen schätzen. So war auch Herders Fall. Als deutscher Patriot war er nach Riga gekommen: seinem Aufenthalt in den Grenzmarken deutschen Lebens ist es zuzuschreiben, daß er fortan wie kein Zweiter mit geradezu leidenschaftlichem Patriotismus seine Landsleute auf das Eigenartige ihrer nationalen Geistesart, ihrer Sprache und Kunst, ihrer Wissenschaft und Dichtung hinwies. Es war ein idealer, zunächst nur auf geistige Güter gerichteter Patriotismus, und es ist charakteristisch, wie sich in Folge dessen im Munde des Deutschen sogar das Wort Patriotismus seines ursprünglichen Inhalts entledigt und zu der Bedeutung einer begeisterten Hingabe an das geistig Werthvolle überhaupt verflüchtigt. So stellt der Fragmentist den „Patriotismus des Christen für seine Religion" dem Patriotismus des Juden für sein Volk gegenüber. So spricht er ein ander Mal von seinem eigenen Patriotismus für die wahre Philosophie und den guten Geschmack. Wie es den Griechen Patriotismus gewesen, sagt er an einer dritten Stelle, die Verdienstvollen des Vaterlandes zu erheben und die Bildsäulen der Tyrannen niederzustürzen, so sei es ihm Patriotismus, in einer Zeit des Verfalls die sinkende Philosophie zu erheben und die schreiende Unwissenheit zu entlarven [1]). Und hier spielt denn doch die Beziehung auf

[1]) Fgm. II, 242; Viertes Kritisches Wäldchen im LB. I, 3, b, 326; ebendas. 529.

das Vaterländische bereits wieder herein. Denn für jene wissenschaftlichen Interessen will Herder eintreten, weil er die Ehre des deutschen Namens an ihnen hangen sieht. Mit Abbt ist er der Ansicht, daß die Philosophie die eigentliche deutsche Nationalwissenschaft ist. Deshalb gilt ihm die Beantwortung der Frage, wie die Philosophie mit der Menschheit und der Politik versöhnt werden könne, als ein „patriotisches Thema", als eine Aufgabe „für jeden, der deutsches Blut in den Adern und einen deutschen philosophischen Geist hat[1]"). Deshalb, als einen „deutschen Patrioten", schmerzt es ihn, daß die Klotz und Consorten das Publicum so weit von dem Ernst echter Philosophie hinwegführen. Das ganze Treiben dieser Sippe empfindet er als eine deutsche Schande. Deshalb erklärt er es in der Vorrede zum Dritten kritischen Wäldchen für seine „patriotische Absicht", jenem unlauteren Parteitreiben ein Ende zu machen und „der Kritik die Stimme der Freiheit wiederzugeben". Im Punkte des litterarischen Verdienstes fühlt er sich — wohin ihn auch sonst seine politischen Sympathien ziehen mögen — solidarisch Eins mit der deutschen Nation. In diesem Sinne fordert er (Fgm. I, 6) eine deutsche Litteraturgeschichte, welche „die Triebfeder des Nationalstolzes" rege mache, welche für die deutsche Litteratur eben das sei, was Browns berühmtes Werk über die englischen Sitten und Grundsätze für den englischen Staat — „eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin des Vaterlandes". Eine deutsche Homerübersetzung wünscht er, wie er im Ersten kritischen Wäldchen (S. 186) ausdrücklich sagt, aus Patriotismus, aus „Gefühl für meine Muttersprache". Mehr endlich als das Alles. Für die deutsche Art und Sinnesweise überhaupt bekennt er patriotisch eingenommen zu sein. In einem für die Fragmente bestimmten Aufsatz über unser Theater rügt er (LW. I, 3, a, 36) an einigen neueren Komödien, wie wenig deutsch darin die Charaktere seien, und er rechtfertigt sich sofort dieser tadelnden Kritik wegen damit, daß er „als Patriot schreibe, der deutsche Schönheiten um so mehr fühlt, je minder er undeutsche Schönheiten ausposaunt, und der deutsche Fehler um so eher übersieht, je weniger er undeutsche Fehler leiden kann".

Auf diesem nichtpolitischen, sondern durchaus idealen, aber darum nicht weniger echten und starken deutschen Patriotismus ruht nun der ganze Rest von Herders Thätigkeit während der Rigaer Zeit. Wir haben den Lehrer und Prediger, wir haben von dem Schriftsteller Herder nur erst wenig — nur die speciell Riga zugewandte Seite kennen gelernt. Es giebt eine andere Seite dieser Schriftstellerei, die, wenn auch nicht unbeeinflußt von seinen Rigaer Erfahrungen und Situationen, sich doch in ihren ersten Anlässen wie in ihren Wirkungen frei darüber erhob. Weitaus das Meiste, was er während dieser Periode geschrieben, hat er „als Liebhaber und Patriot" — als deutscher Patriot geschrieben. Es war der deutschen Litteratur gewidmet. Es entstand

---

[1]) LW. I, 3, a, 212 ff.; vgl. an Scheffner LW. I, 2, 359.

in den Zwischenräumen seiner amtlichen Rigaer Thätigkeit. Es war nicht zunächst darauf berechnet, in unmittelbarer Nähe und auf seine neuen Mitbürger, sondern nach außen, auf und in Deutschland zu wirken. Und so that es. Wenn jene Thätigkeit ihm die Gunst und Achtung der Rigenser verschaffte, so machte ihn diese Schriftstellerei bekannt und berühmt, geachtet und gefürchtet in Deutschland. Ja, ganz unvermeidlich diente sie dazu, ihn dem Boden, auf welchem er stand, zu entfremden, war sie es, die ihn je länger je mehr sehnsüchtig nach auswärts blicken ließ und zuletzt die Ursache wurde, daß er mit seiner Rigaer Stellung brach, um der Dünastadt für immer den Rücken zu wenden.

Wir überschauen diese neue Seite seiner Thätigkeit und betrachten die merkwürdigen Schriften, mit denen der jugendliche Autor von einem entfernten Winkel deutschen Lebens aus so mächtig eingriff in die Entwickelung unserer vaterländischen Litteratur.

Zweiter Abschnitt.

Die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur.

I.

Schriftstellerische Pläne.

Schon in Königsberg waren es neben den theologischen und philosophischen vorzugsweise die schönwissenschaftlichen Studien gewesen, die den jungen Herder gefesselt hatten. Sein früh geweckter Sinn für Poesie hatte ihm die Lectüre alter und neuer Dichter zum Bedürfniß und zur Lieblingsbeschäftigung gemacht. Seine Studienhefte füllten sich mit eigenen Dichtungen, in denen jugendliche Unbeholfenheit mit jugendlicher Kühnheit und der Trieb der Nachahmung mit dem heißen Verlangen nach Selbständigkeit rang. Unwiderstehlich zog das Schauspiel seine Aufmerksamkeit auf sich, wie die deutsche Litteratur, nachdem sie erst seit Kurzem begonnen hatte, aus der Geschmacklosigkeit bloß zünftiger Schriftstellerei sich zu freieren Formen herauszuarbeiten, ihre Kreise immer mehr erweiterte und zugleich durch Kritik und Theorie zu einer Art von Verfassung zu gelangen suchte. Mit jenem aus Wissensdurst und Neugier gemischten Eifer, mit dem wir heute der Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten in den Zeitungen zu folgen gewohnt sind, vertiefte er sich in die Lectüre der Journale, die ihm von den Ereignissen im Litteraturstaat Kunde brachten, ihn vor Allem über die neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur auf dem Laufenden erhielten. In Treschos Bibliothek hatte er diese Studien begonnen: in Kanters Buchladen setzte er sie fort. In der Lage, in der er sich befand und bei der vorgreifenden Unruhe, mit der sein Geist arbeitete, schöpfte er vielfach aus abgeleiteten, aus trüben und ephemeren Quellen, wie der Zufall sie ihm zuführte: aber die philosophischen Anregungen, die ihm von Kant kamen, die Geistesblitze andererseits, mit denen Hamann die Spenden aus seinem ausgebreiteten Litteraturwissen begleitete, führten auch dem oberflächlichen und hastigen Erwerb immer neue, fruchtbare Nahrung zu und bewirkten, daß alles Gelesene in dem Geiste des Jüngers sich bald bewurzelte und in kräftige Keime ausschlug.

Mehr als Einen schriftstellerischen Plan über die wichtigsten Fragen der Litteratur brachte Herder von Königsberg mit nach Riga. Er hatte sich vorgenommen, die in Lille 1760 erschienene Parallèle des tragiques Grecs et Français zu übersetzen und mit eigenen Anmerkungen zu begleiten. Er hatte eine Abhandlung über die Ode entworfen, und diese wieder stellte sich ihm als der Anfang einer Geschichte der ganzen Poesie vor. Er hatte neben dem Allen mancherlei Bemerkungen und Zusätze zu den berühmten Litteraturbriefen niederzuschreiben angefangen.

Am wenigsten Aussicht, vollendet zu werden, hatte von diesen Plänen der erste. Ohne Zweifel war Herder auf das französische Werk durch Hamann aufmerksam gemacht worden, der dasselbe auch seinem Freunde Lindner mitgetheilt hatte [1]). Ein Auszug daraus findet sich schon in dem ältesten der vorhandenen Herderschen Arbeitshefte. Noch im Sommer 1767 wünschte sich Lindner die Uebersetzung, und so dürfte schon 1765 der Rigaer Rector, der Verfasser der Schuldramen, den jungen Collaborator eifrig zu der Arbeit ermuntert haben. Als künftig erscheinend kündigt sie der Meßkatalog Ostern 1766 an; allein bald danach geräth die Ausführung in Stocken. „Mein griechisches Theater", heißt es am 21. Juni 1766, „erstickt fast unter meinen vielen Arbeiten; müßte ich diese Messe was Unvollkommenes liefern, so bleibe es lieber!" Und es blieb — wie alles auf die Theorie des Dramas Bezügliche. Nur Anfänge der Uebersetzung kamen zu Stande. Nur eine unvollendete Vorrede und Anmerkungen zum ersten Capitel des französischen Werks, auch diese nur theilweis ausgeführt, sind uns im „Lebensbilde" erhalten [2]).

Die auf die Geschichte der Poesie überhaupt gerichteten Pläne keimten vermuthlich in dem Geiste des Jünglings gleich mit dem ersten Erwachen seines Interesses für die Dichtkunst. Daß schon der Knabe bedacht war, sich diese Geschichte zur Uebersicht zu bringen, verrathen uns ein paar durchaus schülerhafte und unselbständige Skizzen in seinem ältesten Diarium. Wie ein Auszug aus einem Lindnerschen oder Bockschen Collegienheft [3]) nimmt sich sodann eine, mehrere Bogen füllende Poetik aus, in welcher wiederum die Geschichte der Poesie, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, einen hervorragenden Platz einnimmt. Er begann endlich selbständig Hand anzulegen, und alsbald waren es vorzugsweise zwei Punkte, welche ihn anzogen und fesselten: die Frage nach dem Ursprung der Poesie und die Ergründung des Wesens der Lyrik. Wirkliche Poesie war in unserem Vaterlande seit Haller und Hagedorn am meisten auf dem Gebiete der Lyrik, war seit dem Auftreten Klopstocks und Ramlers insbesondere auf dem Gebiete der Ode zu Tage

---

[1]) S. Fünf Hirtenbriefe 2c. Hamanns Sch. II, 426.

[2]) LB. I, 3, a, 8 ff.; vgl. ebendas. S. XIV; LB. I, 2, 147. 164. 261. Haben wir noch jetzt das Publicum 2c., S. 9, Anm. SWS. I, 18 Anm.

[3]) LB. I, 2, 193.

getreten. Für eben diese Gattung fühlte der Jüngling in sich selbst am meisten Beruf, an die Odendichtung setzte er alle Kräfte seiner schwerfällig mit dem Ausdruck ringenden Begeisterung; und doch war gerade die lyrische Poesie noch am wenigsten in den Kreis der theoretischen Untersuchung gezogen. Man hatte das Epos und das Drama, die Fabel und das Epigramm erörtert: der flüchtige Geist des Liedes hatte sich der Betrachtung entzogen. Hier galt es, eine Lücke auszufüllen, hier galt es, in die Tiefen des subjectiven Seelenlebens hinabzusteigen, das letzte Geheimniß der schöpferischen poetischen Kraft zu enthüllen und die Dichtung an dem Punkte zu ergreifen, wo sie sich schwesterlich mit der Musik berührt. War hier nicht der Mittelpunkt, ja, war dieser Mittelpunkt nicht der rechte Quellpunkt der Poesie? Wenn Herder dem Ursprung der Dichtkunst nachspürte, so glaubte er auf das Lied und die Ode zu stoßen. Wenn er dem Wesen der Ode nachdachte, so sah er sich unmittelbar in die Untersuchung über die ersten Anfänge der Dichtkunst verwickelt. Die Data, die er namentlich aus Blackwells Leben Homers, weiter aus Lowths Vorlesungen über die Poesie der Hebräer, aus Macphersons Fingal, aus Mallets dänischer Geschichte schöpfte — diese Data schienen ihm übereinzustimmen mit den ihm von Hamann eingeprägten Grundanschauungen von dem Wesen aller Poesie. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, und die Muttersprache der Dichter ist das Lied“: mit diesem Satze glaubte er den Schlüssel zur Geschichte der Dichtkunst gefunden zu haben. Wäre es ihm gelungen, diesen Satz auszuführen, hätte er die Geduld gehabt, ihn in alle Consequenzen zu verfolgen: — es wäre das Wichtigste, das Entscheidendste gewesen, was für die Wissenschaft der Poesie und ebenso für die Belebung des poetischen Geistes in Deutschland eben jetzt hätte geleistet werden können.

Und wenigstens an die Abhandlung über die Ode legte der junge Odendichter schon in Königsberg ganz ernstlich Hand an. In einem Stundenplan aus einem der ersten Königsberger Semester findet sich eine Stunde für die „Ode“ ausgeworfen. Sorgfältig werden, nach Ausweis der Studienhefte, alle möglichen Materialien — was Mendelssohn bei Gelegenheit der Gedichte der Karschin, was Ramler in den 'Anmerkungen zu Batteux', was die Breslauer „Vermischten Beiträge“, was Marmontel in seiner französischen Poetik über die Ode philosophirt hatten — zusammengetragen. Er ließ, als er von Königsberg nach Riga ging, eine Abhandlung von der Ode in Hamanns Händen, die keine andere sein dürfte als die, welche im Lebensbilde (I, 3, a, 61—93) abgedruckt ist. Während er den Anmerkungen Hamanns entgegensah, sammelte er selbst Verbesserungen dazu, die das Werk „der Augen des Freundes würdiger“ machen sollten. Der Anfang dieser verbessernden Umarbeitung scheint uns in den wenigen Seiten vorzuliegen, die gleichfalls im Lebensbilde (a. a. O. S. 93 ff.) mitgetheilt sind; vielleicht aber gehört in dasselbe Stadium, vielleicht in ein noch früheres, auch ein handschriftliches Bruchstück mit der Ueberschrift „Vom Ursprunge des Liedes überhaupt“,

beginnend mit dem oben angeführten Fundamentalsatz, recht gelehrtenmäßig ausgestattet mit belegenden Citaten unter dem Text. Jedenfalls war die Odenabhandlung für die Veröffentlichung bestimmt. Zusammen mit der Uebersetzung jenes französischen Werks über die Tragödie wurden im Meßkatalog Ostern 1766 „Beiträge zur Geschichte des lyrischen Gesanges“ als künftig erscheinend angekündigt. Es ging mit dieser wie mit jener Ankündigung. Als Herder, nicht früher als im Sommer 1766, das Manuscript seiner Abhandlung von Hamann zurückerhielt, da schrieb er demselben über das „verlorene Kind“, daß dasselbe bei der Firmelung, die er ihm zu geben gedenke, vielleicht bloß den Namen behalten werde — über das Wann freilich könne er nichts sagen [1]). So bleibt die Sache in der Schwebe, so spielt er mit dem Gedanken der Veröffentlichung noch im dritten Theil der Litteraturfragmente, wo er (S. 198) über den Inhalt des im Meßkatalog angekündigten Buchs Andeutungen macht, die in der Hauptsache mit dem erhaltenen Bruchstück und ebenso mit einem handschriftlichen Dispositionsentwurf „Geschichte des Liedes“ übereinstimmen. Bald danach, scheint es, rückte die Sache weiter, und das „verlorene Kind“ war in Gefahr, auch seinen anfänglichen Namen mit einem anderen zu vertauschen. Die Abhandlung von der Ode erweiterte sich zu dem „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst“, der denn freilich wieder nicht über den Ursprung der Dichtkunst und über das Lied als „das erstgeborene Kind der Empfindung“ hinauskam. Das ziemlich umfangreiche Bruchstück, mitgetheilt im Lebensbilde (I, 3, a, 98 ff.), wird zwischen 1766 und 1767 niedergeschrieben worden sein. Nicht früher, wenn anders der klare, methodische Fortschritt und die ungekünstelte Sprache des Stücks — die Frucht der Vorstellungen, die Hamann dem Verfasser bei Zurücksendung der Odenabhandlung in Betreff seiner Schreibart gemacht hatte — diesen Schluß gestattet. Nicht später, da große Stellen des Stücks in die, Ende 1767 ausgearbeitete neue Auflage der Ersten Sammlung der „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur“ übergegangen sind.

„Ueber die neuere deutsche Litteratur“! — in dies, die Berliner Litteraturbriefe commentirende Werk geht in der That der beste Gedankengehalt aller der anderen, so eben erwähnten Arbeiten mit ein, welche den Kopf und die Feder unseres Autors in der gleichen Zeit beschäftigten. Auch zu diesem Werk war der Riß und die ersten Linien, unter Hamanns Mitwissen, schon in Königsberg entworfen worden. Wir wissen durch das Zeugniß seines Königsberger Commilitonen Bock, daß er schon während der Studienzeit mit dem Vorsatze umging, „fragmentarische Zusätze“ zu den fleißig von ihm excerpirten Litteraturbriefen zu machen; schon damals bekam der Zeuge einige Bemerkungen von ihm zu lesen, die er später, nur weiter ausgeführt, in den gedruckten Fragmenten wiedererkannte. Die Studienhefte mit ihren zahlreichen Aus-

---

[1]) LB. I, 2, 177, vgl. 167.

zügen, sowie einzelne handschriftliche Blätter und Bogen, über welche der neueste Herausgeber berichtet, bestätigen diese Angabe durchaus[1]). Und dieses Werk nun verdrängte alle anderen. Auch für unsere Betrachtung darf es als der Grundstock dienen, zu dem die übrigen Bruchstücke wie Nebenschößlinge erscheinen. Es ist Herders bedeutendes Erstlingswerk, und wörtlich gilt davon, was er selbst in einer ungedruckten Lobschrift auf Winckelmann in Beziehung auf dessen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" schrieb: „Es ist sonderbar, aber natürlich, daß das erste Werk eines Menschen auf gewisse Weise immer sein bestes bleibt. Da ist seine Seele noch in vollem Keime, voll Duft, Blüthe und Früchten. Er umfaßt mehr als daß er habe, ahndet mehr als er weiß, schwebt aber in seinem Traume und giebt sich selbst hin." —

II.

Die Litteraturbriefe.

In dem Kopfe Lessings war der Gedanke entsprungen, der die „Briefe die neueste Litteratur betreffend" ins Leben rief. Ihre ersten Kinder- und Schuljahre hatte unsere um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu neuer Regsamkeit erwachte Litteratur hinter sich. Das ernste Lehrgedicht hatte in Haller, das leichte Lied und die plaudernde Fabeldichtung in Hagedorn begabte Vertreter gefunden. Gleichzeitig aber war der Aufbau einer deutschen Litteratur planmäßig von Gottsched in Angriff genommen worden. Unter der schulmeisterlichen Zucht des Leipziger Professors hatte man, nach Regeln und Beispielen, unter dem überwiegenden Einfluß der Franzosen, das Feld der dichterischen Production bis zum Drama hin zu bestellen angefangen. Theorie wie Production hatte demnächst durch die etwas tiefer grabenden Untersuchungen der Züricher, unter dem hinzutretenden Einfluß englischer Muster, etwas mehr Freiheit und etwas mehr Gehalt gewonnen. Ermüdet von dem Streit der beiden Schulen hatte dann weiter eine Anzahl fähiger Köpfe einen mittleren Weg zwischen dem Regelzwang der einen und der geschmacklosen Schwerfälligkeit der anderen auf eigene Hand und Gefahr eingeschlagen. Wetteifernd versuchten sich die Jüngeren — die Bremer Beiträger, die Hallischen und die preußischen Dichter — fast in allen Stilgattungen der Poesie und der schönen Prosa. Die Poesie in ihrer ganzen Breite, so wie man sie nach einer sehr oberflächlichen Kenntniß der Alten, nach dem Batteux'schen Lehrbuch und nach den mehr und mehr in den Vordergrund getretenen Mustern der jüngsten englischen Litteratur übersah, wurde zum Uebungsfelde der Talente, unter denen doch nur wenige durch einen entschiedneren Charakter oder durch ein reicheres Phantasie- und Empfindungsleben hervorragten. Der einzige Klopstock war unter so vielen Dichtenden ein Dichter, ein Genie unter

[1]) Vgl. LB. I, 1, 134 und SWS. I, Einleitung XXV und XXVI.

den Talenten. Nur als ein noch unbefestigtes Talent zeigte sich selbst der junge Wieland, und erst im Aufgehen war der Stern Winckelmanns und Lessings begriffen.

Eben Lessing jedoch, unerbittlich streng gegen sich selbst, der Mann von hellem Auge und durchdringendem Verstande, voll des Strebens nach dem Höchsten und des eiferartigen Ehrgeizes edler Seelen, war berufen, diesem Zustande unserer Litteratur und der genügsamen Hinnahme von Seiten des Publicums ein Ende zu machen. Er wie kein Anderer hatte das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit so vieler Anläufe und Versuche, von der Mittelmäßigkeit, die sich, Dank der Urtheilslosigkeit der Menge, neben wenigem Vortrefflichen oder doch Gelungenen breit machte. Wenn er die Leichtfertigkeit der Bücherschreiber, der Uebersetzer, der Dichterlinge sah, so ergrimmte er; wenn er die Gewöhnlichkeit, die Gedankenlosigkeit, die Abgeschmacktheit und Redseligkeit unserer Lehr- und Unterhaltungsschriftsteller erblickte, so ekelte ihn. In ihm lebte die Idee einer ganz anderen Litteratur, einer Litteratur von national-deutschem Zuschnitt, selbständig und bewußt, und die nicht eine Dienerin und Schmeichlerin, sondern, wie die der Alten, eine Bildnerin und Erzieherin des Publicums wäre. Die zahme Duldsamkeit, die schonende Milde, mit der die von seinem Freunde Nicolai in Verbindung mit Mendelssohn 1757 begründete „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" auch den mittelmäßigen Litteraturerzeugnissen begegnet hatte, war ganz und gar nicht nach seinem Sinn. Im Mai 1758 war er von Leipzig nach Berlin zurückgekehrt. Im Kreise der Freunde, im Gespräche mit Mendelssohn und Nicolai ging er hier mit seinem schärfsten Urtheil heraus, entwickelte im lebendigen Gedankenaustausch seine Forderungen und Gesichtspunkte und riß die Freunde zu gleichen Ansichten mit sich fort. Wenn das Publicum diesen Gesprächen zuhören könnte! Wenn man mit derselben rücksichtslosen Freiheit und Schärfe seine Meinung öffentlich sagte! Ein neues Journal, ganz anders als die Bibliothek, ein ausschließlich der Litteratur, der zeitgenössischen deutschen Litteratur gewidmetes Journal müßte man schreiben. Die freieste, gesprächähnlichste Form wird dem Zweck am besten entsprechen. Also Briefe, und zwar, da Lessing an seinen Kleist dachte, Briefe an einen im Felde verwundeten Offizier, der mit der deutschen Litteratur auf dem Laufenden erhalten werden soll — kritische Berichte über die neuen und neuesten Erscheinungen nach beliebiger Auswahl, die denn fortgesetzt werden mögen, so lange man Lust und Laune dazu hat oder bis, nach geschlossenem Frieden, die briefliche Mittheilung überflüssig geworden: — so war der Gedanke, den die „Litteraturbriefe" verwirklichten.

Sie wären ohne Lessing niemals geworden was sie wurden. Jenen kecken, frischen, aggressiven Ton, durch den sie so mächtig anzogen und wirkten und in dem man mit Recht ein Seitenstück zu dem kampf- und schlaglustigen Geist der Heldenschaaren Friedrichs gefunden hat: — Lessing hat ihn angegeben,

sein zuversichtlicher, tapferer und schneidiger Geist hat dem Ganzen sein Gepräge aufgedrückt. Aber wäre das Unternehmen auf Lessing allein gestellt gewesen, so wäre es jedenfalls kürzer abgebrochen worden, so hätten es die Litteraturbriefe nicht, wie sie doch thaten, zu einem „Gemälde der deutschen Litteratur" während der Zeit des siebenjährigen Krieges gebracht. Am 4. Januar 1759 wurde das erste Stück, das letzte am 4. Juli 1765 ausgegeben: schon Ende 1760 war Lessing als Sekretär des General Tauenzien nach Breslau gegangen, und sein Versprechen, auch von dort aus seine Mitarbeit fortzusetzen, blieb unerfüllt. Kaum der sechste Theil der Briefe kömmt auf seine Rechnung. Er freilich hatte es allen Uebrigen vorgemacht, und es war entscheidend, daß er das Unternehmen durch eine lange Reihenfolge von Beiträgen zuerst in Zug brachte. Schon in den ersten Bänden jedoch mischen sich mit seinen Briefen die Mendelssohnschen, um vom vierten bis achten Bande die Hauptmasse zu bilden und im Ganzen etwa ein Drittel der Zeitschrift zu füllen. Die bedächtige Umständlichkeit, die sauberen Begriffszergliederungen des Philosophen, der sich überwiegend mit Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und speculativen Wissenschaften zu schaffen macht, ermüden und langweilen uns trotz des Aufwands gefälliger Einkleidungswendungen und fallen neben Lessings geistreich kecker Lebendigkeit wie Blei zu Boden. Noch weniger entschädigen uns die mit selbstgefälliger magerer Laune gewürzten, zwar recht sachlichen, recht verständigen, aber von keinem Funken des Genies erleuchteten Aufsätze des immer als Lückenbüßer eintretenden Nicolai. Auch wußten die Beiden, daß sie ohne Lessing nichts seien. Moses vor Allem fühlte seine Einförmigkeit und suchte sich nur dadurch in seiner kritischen Thätigkeit zu spornen, daß er, statt für das Publicum oder für den fingirten Offizier, für Lessing zu schreiben sich vorstellte. Unter diesen Umständen würden die Litteraturbriefe schon zu Anfang ihres dritten Lebensjahrs zu Grabe gegangen sein, hätte ihnen nicht der Zufall oder vielmehr Mendelssohns glücklicher Blick einen neuen Mitarbeiter in dem nur erst dreiundzwanzigjährigen Verfasser des „Todes fürs Vaterland" zugeführt.

Thomas Abbt war damals außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Frankfurt an der Oder. Den Ruf in diese Stellung verdankte er dem Einfluß der beiden Baumgarten, von denen der jüngere, der Aesthetiker, in Frankfurt docirte, der ältere, der Theolog, Abbts besonderer Gönner in Halle gewesen war. Hier nämlich hatte der frühreife, talentvolle Jüngling studirt und demnächst die Docentenlaufbahn begonnen. Von der Theologie hatte er sich zur Philosophie hinübergewandt, zugleich aber Geschichte getrieben und, gefesselt von dem Studium der englischen Litteratur, den schönen Wissenschaften gehuldigt. Ein geborener Ulmer, war er in den Staaten Friedrichs des Großen ein leidenschaftlicher Bewunderer des Königs geworden. Es waren die unglücklichsten Zeiten des siebenjährigen Krieges, in denen er nach Frankfurt kam. Er sah hier das Kunersdorfer Schlachtfeld, sah die

Grabstätte Kleists und war Zeuge von dem Kriegseifer, zu dem die Bedrängniß des Landes die Gemüther entflammte. Auch er wollte zur Rettung des schwer bedrohten Vaterlandes, des Vaterlandes seiner Wahl, das Seinige beitragen. Er schrieb das merkwürdige Buch „Vom Tode fürs Vaterland". Hinter der schweren Rüstung des Wolfianers, der die Pflicht des Heldentodes mit pedantischer Syllogistik beweist, fühlt man den warmen jugendlichen Herzschlag des Patrioten und daneben die absichtsvolle Kunst des Rhetors, der seine Beweise durch zahlreich eingewebte, der alten und neuen Geschichte entlehnte Beispiele andringlich, fesselnd und populär zu machen strebt. Halb im Stile eines Lehrbuchs, halb in dem einer Declamation geschrieben, verfehlte das Schriftchen dennoch seines Zweckes nicht. Als sich Scheffner und sein Freund Neumann von Königsberg aus zur preußischen Armee stahlen, um als Freiwillige einzutreten, trugen sie jeder ein Exemplar der Abbtschen Schrift in der Tasche [1]). Als Mendelssohn es im Manuscript gelesen, erkannte er, daß hier ein Schriftsteller aufgestanden sei, dessen tapfere Beredsamkeit im litterarischen Kampfe noch besser zu brauchen sein werde als auf dem Felde der politischen Publicistik.

Den Litteraturbriefen war geholfen, als mit dem neunten Bande Thomas Abbt für sie zu schreiben anfing. Indem von nun an die Beiträge Abbts — im Ganzen über ein Fünftel der Zeitschrift — die Mendelssohnschen überwiegen, treten die Litteraturbriefe in eine zweite Jugend, kehrt ein gut Theil der ursprünglichen Frische und des ursprünglichen Uebermuths in sie zurück. Damit nicht genug. Abbt brachte den Litteraturbriefen, was ihnen selbst Lessing nicht hätte bringen können. Er besaß nicht des Letzteren polemische und stilistische Virtuosität. Er stand ihm an Genialität und vor Allem an Reife der Bildung, an Takt und Vornehmheit, nach. Allein es war eine Ader in seinem Geiste, von der Lessing, trotz seines lebelustigen Realismus nur wenig hatte. Mit einer Rührigkeit und einer Arbeitskraft ohne Gleichen verband er einen Sinn für den Weltlauf und das reale Getriebe der Dinge, den man bei einem Gelehrten von damals nicht gesucht hätte und der ihn gerade auf diejenigen Seiten unserer Litteratur hinrichtete, die bis dahin die am meisten vernachlässigten waren. Ueber historische Werke hatte selbst Lessing nur mit dem Urtheil des Philologen zu reden verstanden. Abbt allererst zog die Geschichtschreibung, die Beredsamkeit, die moralisch-politischen und national-

[1]) Scheffner, „Mein Leben", S. 80. Ueber Abbt vgl. Nicolai, Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt. Berlin und Stettin 1767. Hettner in der Allgemeinen deutschen Biographie, Artikel Abbt. Der Aufsatz von Prutz in dessen Litterarhistorischem Taschenbuch, Jahrgang 1846 hat trotz mancher Ungenauigkeiten und Irrungen (worunter die gröblichste S. 428 Anm.) das unleugbare Verdienst einer geistreichen, im Wesentlichen zutreffenden Auffassung. Die Programmabhandlung von Geisler „Ueber die schriftstellerische Thätigkeit Thomas Abbts", Breslau 1852, enthält schätzbare Beiträge zur Charakteristik des Schriftstellers nach seiner sprachlichen und stilistischen Seite.

ökonomischen Schriften, überhaupt die Beziehungen der Litteratur zum praktischen Leben, ja, er allererst das ganze Gebiet der freien, nicht bloß wissenschaftlichen Prosa vor den Richterstuhl der Litteraturbriefe und streute über alle diese Dinge eine Fülle von treffenden Beobachtungen und anregenden Anmerkungen, von „eigenen Entwürfen, Aussichten und Gedanken" hin. Immer wieder rügt er, daß man in unserem Vaterlande die Prosa vernachlässige, um gereimt zu schreiben, und klagt, daß neben dem Ueberfluß von Dichterei „unser historisches Fach noch so leer sei". Mit unseren Prosaisten wiederum ist er unzufrieden, weil sie, verführt durch die Franzosen, in ungeschickter Weise sich auf den Ton zu stimmen suchten, den diesen die Rücksicht auf ihr Publicum, auf den Hof, die Hauptstadt und die Damenwelt aufgedrängt habe; auch an unseren Moralschriften tadelt er die Beschränkung auf den „einzelnen und häuslichen Menschen", als ob wir keinem Staate angehörten, als ob es keine Bürger unter uns gäbe, und spottet, wie diese Schriften „zu kleinen Anständigkeiten herunterstiegen, die sie mit einer abgenutzten satirischen Einkleidung recht angenehm, so Gott will, vortrügen". Eine Unterlage aber für diese Klagen und die daraus folgenden Forderungen besitzt der Briefsteller in seiner philologischen Bildung, seiner ernsten Liebe für die klassischen Autoren, unter denen Tacitus vorzugsweise sein Mann ist; scheint ihm doch der Hauptunterschied zwischen den Alten und den Neueren darin zu bestehen, daß „jene immer den Willen zu etwas bereden wollten, während diese immer dem Verstande und höchstens dem Witze etwas zu schaffen geben". Mit diesem praktischen Sinne stimmt seine Geringschätzung derer, „denen ihre Universität das Universum ist", seine Abneigung gegen das zünftige Gelehrtenthum. Etwas schwer zwar trägt er an dem Formalismus der zeitgenössischen Philosophie. Wie in seinen beiden Hauptschriften, so in seinen Litteraturbriefen, in denen der freibewegliche Briefstil immer wieder mit der steifen Demonstrationsmanier der Schule abwechselt. Aber ein pedantischer Systematiker ist er darum doch nicht; es ist ein starker Zug zur Skepsis in ihm, und Freund Mendelssohn hat alle Mühe, gegen den von ihm angerufenen Geist Bayles das Rüstzeug der Metaphysik zu Hülfe zu rufen. Mehr noch. Geflissentlich sucht er für den Uebergang aus der Philosophie zu den praktisch-moralischen Wissenschaften auch eine theoretische Formel. In diesem Sinne spricht er von den letzteren als von der „politischen Philosophie"; er fordert die Einführung der Philosophie in den Staat und die Geschichte; er wird zum Lobredner Voltaires, der „die Logik zur Geschichte" gelehrt habe und sucht wiederholt die Aufgabe einer wahrhaft pragmatischen Geschichtschreibung in einsichtigster Weise festzustellen. So beschreiben die Abbtschen Beiträge einen weiten Kreis geistiger Interessen, und wie ihr Inhalt den gesunden, selbstdenkenden Kopf verräth, der z. B., trotz alles Rationalismus, das Möserische „Schreiben an den Savoyischen Vicar" selber gemacht zu haben wünschen kann, so trägt auch die ungezwungene, oft holprige Form das Gepräge der Eigenthümlichkeit. Erst als Abbt durch die Arbeit

an seiner Schrift „vom Verdienst" von den Litteraturbriefen mehr abgezogen wurde, als nun Resewitz mit dem siebzehnten Bande und gar der ungeschickte Grillo mit dem zwanzigsten als Ersatzmänner herangezogen wurden, — erst da kam die Zeitschrift aus dem Gleise. Der Hubertsburger Friede war längst abgeschlossen: auch die Litteraturbriefe durften vom Schauplatze abtreten. Sie fanden äußerlich, noch vor dem Erscheinen der letzten Bände, eine Fortsetzung in der von Nicolai gegründeten, auf eine Uebersicht der „ganzen" deutschen Litteratur seit dem Jahre 1764 berechneten „Allgemeinen deutschen Bibliothek": die Erbschaft ihres Geistes trat unter bescheidenem Titel das Erstlingswerk eines ihrer jüngsten Leser — das Erstlingswerk Herders an.

III.

Herders Verhältniß zu den Litteraturbriefen.

Als „Beilagen" zu den Litteraturbriefen bezeichnen sich schon auf dem Titelblatt die drei Sammlungen von Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur, welche anonym im Herbst 1766 und Ostern 1767 bei Hartknoch in Riga erschienen [1]).

Deutlich genug hat sich der Verfasser selbst über dies Verhältniß seiner Schrift zu dem kritischen Werke der Berliner und über sein Verfahren ausgesprochen. Beiträge, Beilagen zu den abgeschlossen vor ihm liegenden Litteraturbriefen, keine Fortsetzung derselben, will er, laut der Vorrede zu der mit der Zweiten zusammen ausgegebenen Ersten Sammlung liefern. Seine Zweifel-, Frage- und Erklärungssucht lege ihm Fragen an die Briefsteller in den Mund. Nicht einen bloßen Auszug aus den dreiundzwanzig Bänden, kein „abrégé nach der Mode" will er schreiben, sondern will sich „nach ihrem Leitfaden von der Litteratur seines Vaterlandes unterrichten und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren im Schatten entwerfen". „Ich hatte", sagt er noch deutlicher in einer handschriftlich erhaltenen, dann verworfenen Vorrede zur Dritten Sammlung [2]), — „ich hatte selbst soviel auf dem Herzen, das von der Zunge wollte", und da habe er denn, da er „nichts als ein stiller, müssiger Zuschauer der Litteratur", kein Mitarbeiter an einem berühmten Journal, kein Mitglied irgend einer gelehrten Gesellschaft sei, sich mit seinem Eigenen zu dem Fremden, dem Text der Litteraturbriefe, in ein ergänzendes Wechselverhältniß gesetzt. „Ich sammle", heißt es wieder in der gedruckten Vorrede, „die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück oder lenke sie seitwärts; ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen".

---

[1]) Erst die Dritte, Ostern 1767 erschienene Sammlung giebt auf dem Titel den Verlagsort an.

[2]) Jetzt unter den Nachträgen zur Dritten Sammlung, abgedruckt im zweiten Bande der SWS., S. 205—206.

So in der That ist sein Verfahren. Die Anonymität der Briefsteller und der wesentlich einheitliche Geist, der durch die Zeitschrift hindurchgeht, machte es ihm möglich, dieselbe in der Hauptsache als ein Ganzes, fast wie das Werk Eines Verfassers anzusehen, und auf Grund dieser Ansicht gestattete ihm seine Vertrautheit mit dem Werke, nach einer zwar nicht systematischen Ordnung, aber doch nach frei gewählten sachlichen Gesichtspunkten die betreffenden Aeußerungen und Entwickelungen der Litteraturbriefe „zusammenzunähen". „Wir erstaunen", konnte ihm Nicolai nach der Lectüre der ersten beiden Sammlungen 19. November 1766 schreiben, „über Ihre Belesenheit in den Briefen — —; wenn Sie aber Stellen aus verschiedenen Briefen und Theilen öfters zusammen anführen, so fehlt freilich der Zusammenhang, weil gemeiniglich verschiedene Verfasser aus verschiedenen Absichten schrieben". Wirklich ist dies Zusammenschieben auseinanderliegender Stellen oft nur durch die Absicht und den Gesichtspunkt des Commentators gerechtfertigt, und auch äußerlich nimmt er sich dabei die Freiheit, auszulassen, zusammenzudrängen, durch eigene Einschiebsel und kleine Aenderungen die Stellen aneinanderzupassen. Jetzt läßt er in längerem Zuge die Briefsteller sich ausreden, um seine Bemerkungen an ihren Text, sei es in zusammenhängender Ausführung, sei es in unterbrechenden Noten anzuknüpfen; jetzt umschreibt, jetzt erläutert, jetzt ergänzt, jetzt bestreitet er die fremden Ansichten. Von unbedingter Zustimmung, wo er denn entweder bloß abschreibt oder bloß auf die betreffenden Partien der Litteraturbriefe durch Citate verweist, bis zu ausführlicher und eifriger, selbst übermüthiger Polemik durchlaufen die Fragmente alle Töne. Immer inzwischen bleibt der vorwiegende Ton der einer achtungsvollen Anerkennung. Im Ganzen haben die Briefe für den jugendlichen Autor die Bedeutung, durch ihr allgemeines Ansehen ihm als Patrone zu dienen, unter deren einführendem Fürwort er allein wagt, in die Oeffentlichkeit einzutreten. Nur selten tritt er aus dem Rahmen der Zeitschrift ganz heraus und knüpft seine Auseinandersetzungen, statt an sie, an ein anderes bedeutendes oder berufenes Werk. Er will ja eben kein Fortsetzer der Litteraturbriefe sein, er weist es wiederholt ab, mit seinem kritischen Urtheil über die von ihnen berücksichtigte Zeitepoche hinauszugreifen: aber manchmal nichtsdestoweniger treibt er selber das Recensionshandwerk, läßt er sich über eine litterarische Erscheinung so aus, wie es die Litteraturbriefe hätten thun können; ja, durchweg, ob er nun zu diesen Briefen oder über oder gegen sie schreibe, schreibt er so, daß man zu dem Ausruf versucht wird: schade, daß er nicht ihr Mitarbeiter sein konnte!

Ganz war nun freilich die Annahme einer solidarischen Einheit der Verfasser der Briefe nicht durchzuführen. Auch einem flüchtigen Leser konnte die Verschiedenheit des Tons, der am Anfang, in der Mitte und gegen den Schluß und wieder in den Beiträgen der einzelnen, durch Chiffern bezeichneten Mitarbeiter herrschte, nicht entgehen. Ganz richtig charakterisirt Herder (Fgm. II,

193) die Stadien des Lebenslaufs der Zeitschrift: „Feurig stieß Fll an; der philosophische D griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der planenvolle B brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs Neue in den Lauf — bis es in den drei letzten Theilen schon ablaufen will". So traten ihm wenigstens die Hauptverfasser mit ihren eigenthümlichen Gesichtszügen bestimmt auseinander. Nicht vollständig zwar war er während der Arbeit an den Fragmenten über die geheimnißvollen Zeichen im Klaren, bis ihm dann erst Nicolais Brief vom 21. December 1768 erschöpfenden Aufschluß gab. Er zweifelte nicht, daß die Chiffre B die Abbtsche und daß D Mendelssohn sei. Daß sich hinter den Buchstaben Fll und G Lessing, hinter Re Nicolai verstecke, vermuthete er wenigstens. Aber irrthümlich suchte er auch Ramler und Patzke unter den Mitarbeitern, und, unbekannt mit den Zeichen von Resewitz und Grillo, hielt er für möglich, daß in den letzten Theilen auch Klotz mitgearbeitet habe [1]).

Und mit und ohne Kenntniß der Namen hat er nun auch zu den Hauptverfassern der Briefe ein verschiedenes Verhältniß. Zu sehr identificiren wir heute Werth und Wirkung der Litteraturbriefe mit dem Antheil Lessings an ihnen. Die Zeitgenossen, und mit ihnen Herder, empfingen von ihnen einen anderen Eindruck. Es sind nicht die Lessingschen Beiträge, auf die er sich in den Fragmenten am meisten bezieht, und auch wo er es thut, geschieht es überwiegend in polemischer Absicht. Das Erstere könnte zur Noth darin seine Erklärung finden, daß er die unmittelbare Wirkung der Litteraturbriefe erst während seiner Universitätszeit mitdurchlebte, als die ersten zwölf Bände schon abgeschlossen waren und Lessing sich längst von der Zeitschrift zurückgezogen hatte. Das Andere jedenfalls kann so nicht erklärt werden. In ihrer ganzen Denkweise vielmehr stießen die Beiden damals gegen einander. Es ist, als ob gerade Lessings kritische Art Herder am meisten zum Widerspruch gereizt, als ob der bedeutendste Kritiker der jüngeren Generation sich an dem bedeutendsten der älteren, einer inneren Nothwendigkeit zufolge, habe reiben müssen. Etwas anders zwar würde sich die Sache stellen, wenn die Fragmente in ihrer beabsichtigten Fortsetzung auf das Drama zu sprechen gekommen wären: — in den Partien dagegen, welche wirklich erschienen, ist der Fragmentist nur selten mit der Meinung, fast niemals mit der kritischen Manier seines großen Vorgängers einverstanden. Wiederholt rügt er den Streitton desselben und geräth dann doch, als ob er davon angesteckt wäre, ihm gegenüber auch seinerseits in oft recht unfruchtbare, recht wortreiche und rechthaberische Entgegnungen. Unter denen, die er sich am Schlusse der Zweiten Fragmentensammlung als Beurtheiler seiner Schrift wünscht, nennt er Lessing nicht. Gegen Lessing richtet sich insbesondere das Schlußcapitel

[1]) An Nicolai, LB. I, 2, 374; vgl. das vorsichtige „Vielleicht" Fgm. I, 151 und 157; Ramler vermuthet er irrig I, 115; vgl. an Scheffner LB. I, 2, 189, und übrigens SWS. I, Einleitung XXVII.

der Dritten Sammlung über die Streitigkeiten der Litteraturbriefe mit Wieland, Cramer und Klopstock [1]). Er erklärt diese Partien ziemlich unverhohlen für Flecken und mißbilligt den Eifer des Kritikers, der moralische und religiöse Gesichtspunkte statt ästhetischer geltend mache; er „wünscht nicht eben dieser Recensent zu sein", er spricht von diesen polemischen Partien als von „Zänkereien", die besser weggeblieben wären, und — hier verräth sich die Grunddifferenz — nimmt sich Klopstocks als gefühlvollen Menschen, Christen und Dichters gegen Lessings theologisirende Ausstellungen an.

Ein ganz anderes Verhältniß hat Herder zu den Mendelssohnschen Beiträgen. Für Philosophie und Aesthetik gilt ihm der berühmte, der auch von Kant so hochgeschätzte Denker als eine allerbedeutendste Autorität, als eine Respectsperson. Noch in den „Kritischen Wäldern" (I, 67) nennt er ihn „den Ersten der Verfasser der Litteraturbriefe an gründlicher Philosophie". Moses, des „unparteiischesten und gleichsten Philosophen" Recensionen in den Litteraturbriefen wären es allein, so sagt er in dem zurückbehaltenen Vierten Kritischen Wäldchen (LW. I, 3, b, 443), die einen Lehrling auf den Weg der wahren Weltweisheit hinführen könnten; gerade in seinen einzelnen Beurtheilungen zeige er sich als einen Schriftsteller, auf den sich das Wort des Thukydides anwenden lasse, daß er „mit Wohlbestimmtheit philologire und ohne Weichlichkeit philosophire". Aehnliche Complimente macht er ihm wiederholt in den Fragmenten; das stärkste an einer Stelle der Dritten Sammlung (S. 116), wo er auf eine Reihe die Sprache betreffender Ausführungen Mendelssohns mit den Worten des Antimachus über Plato hinweist: dieser ist mir statt vieler! Und so folgt er denn in der That den „feinen" Bemerkungen des „sinnreichen D" an zahlreichen Stellen, um sie oft nur abzuschreiben, oft nur zu commentiren, oft nur fortzuleiten oder bescheidene Bedenken dagegen vorzutragen. Genug, er verhält sich zu Mendelssohn fast durchaus wie ein Lernender, von dem er nur mit Schüchternheit abweicht und mit dem zusammenzustimmen ihm als Beweis gilt, daß er sich auf der richtigen Fährte befinde. Wie gern hätte er sich von diesem Manne beurtheilt gesehen, und wie leid mußte es ihm sein, daß die versprochene Recension ungedruckt blieb!

Nur zu Einem der drei Hauptmitarbeiter aber fühlte er sich mit persönlicher Neigung hingezogen. Während er mit Lessing streitet, Mendelssohn sich unterordnet, gegen Nicolai und Resewitz kaum eine bestimmte Stellung nimmt und sich gegen Grillo sogar Spott und Parodie gestattet, so unterhält er sich wie mit einem gleichen Genossen, so tauscht er wetteifernd Gedanken und Pläne mit Lessings Ersatzmann. Er sagt es selbst in der Schrift, die er demnächst dem Andenken dieses Mannes widmete, daß er es in den Frag-

[1]) Selbst das gründliche Danzelsche Werk über Lessing nimmt von diesem ersten Widerspruch Herders gegen Lessing keinerlei Notiz. Das macht: Danzel kannte die Herderschen Fragmente nur in dem verstümmelten Text der älteren Gesammtausgabe.

menten am meisten mit Abbt zu thun habe und deutet an, daß der Grund dazu in dem anregenden Reichthum gerade seiner Briefe liege[1]). Daß Abbt mit mehrerer Kühnheit, nicht mit mehrerem Glück in Lessings Fußtapfen getreten, wie er im Jahre 1781 sagte[2]), war im Jahre 1766 seine Meinung noch nicht. Damals schien ihm diese Kühnheit eine sehr glückliche Kühnheit. Da, wo er in den Fragmenten Beispiele von der besten Art, einen Autor zu beurtheilen anführt (II, 194), wählt er ausschließlich von Abbt herrührende Beurtheilungen. Mit dem Abdruck Abbtscher Abhandlungen und Stellen füllt er die Fragmente ebenso oft wie mit Ausführungen und Worten Mendelssohns. Viel öfter aber regen ihn jene als diese zu eigenen Erörterungen an. Wie er selbst voll ist von Planen, so ist der „planenvolle“ B recht eigentlich sein Mann. Bemerkungen Abbts sind es, die er „gleichsam seinem Geist entwandt“ glaubt (I, 24); einzelne Aussprüche desselben kommen ihm refrainartig immer und immer wieder unter die Feder, und zwei oder drei Abbtsche Briefe bilden bei den verschiedensten Anlässen den Text, an welchen er seine eigenen Gedanken am passendsten glaubt anknüpfen zu können.

IV.

Allmähliche Entstehung der Fragmente.

Auf vier Sammlungen waren nach der Vorrede zur Ersten die Fragmente ursprünglich berechnet, und zwar lag dieser Rechnung doch wohl zunächst der Plan zu Grunde, je ein Bändchen einer der „vier Ländereien der Litteratur“ zu widmen, welche die Einleitung aufzählt: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit. Im Schreiben jedoch verrückt sich dem Verfasser dieser Plan. An das Capitel von der Sprache hängen sich episodische Erörterungen über das Verhältniß der deutschen Nachahmungen fremder Litteraturmuster, und die Besprechung jener drei anderen Litteraturgebiete schiebt sich in Folge dessen immer weiter hinaus — um endlich ganz zu unterbleiben. Fast Schritt für Schritt können wir verfolgen, wie Herder den Rahmen seiner Arbeit dem sich erweiternden Umfange derselben immer von Neuem anzupassen sucht. Zuerst im Schlußwort der Zweiten Sammlung. Nachdem nämlich diese sich auf eine Parallele der deutschen Nachahmungen mit Orientalen und Griechen eingelassen hatte, sollen zunächst „alle Schulden unserer Litteratur abgetragen“, erst dann unser eigenes Capital weiter berechnet werden. Der dritte Theil also soll „etwas von unseren Römern, Engländern und Franzosen“ enthalten, der vierte von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, „wenn anders“, so wird hinzugefügt, „diese weite Materie nicht das Maaß eines Theils übergeht“. Gewiß hätte sich Letzteres so herausgestellt! Herder war mit der Arbeit am dritten Theil ziemlich zu Ende, da berechnete

[1]) Torso, S. 35.

[2]) Zerstr. Bll. II, 394.

er selbst, daß er für die genannten drei Litteraturzweige, statt eines, drei weitere Bändchen brauchen werde. So spricht er sich darüber im December 1766 gegen Hamann aus — freilich nun bereits mit dem Geständniß, daß das „noch böhmische Dörfer in der Ferne" seien. Und wieder spinnt sich ihm der Faden länger, wieder, unmittelbar danach, mit der Vollendung der Dritten Sammlung, muß das Programm geändert, der Rahmen erweitert werden. Von dem für diese Dritte Sammlung Bestimmten hatte er nur das Verhältniß der deutschen zur römischen Litteratur wirklich in derselben abgehandelt; eine vierte Sammlung hätte also nun erst von dem Verhältniß zu Franzosen und Engländern, vielleicht auch, einem handschriftlichen Entwurf zufolge, zu den Italiänern handeln müssen, ehe an „Aesthetik, Geschichte und Philosophie" hätte die Reihe kommen können. Dies ist der Stand der Sache, wie er in der Nachschrift zur Dritten Sammlung und übereinstimmend damit in dem Brief an Scheffner vom Februar 1767, wie noch in dem späteren vom 15. September, ausgesprochen wird. Der vierte Theil allerdings soll noch erscheinen, aber „den Litteraturbriefen in der Aesthetik, Geschichte und Philosophie nachzuspüren" — dies, was ursprünglich eine Hauptabsicht des Verfassers gewesen war, wird nun fallen gelassen — „aufgeschoben, oder aufgehoben: wie das Publicum will". Und daher denn nun die wiederholte Versicherung, daß die Fragmente, soweit sie erschienen, nur „Vorläuferinnen" zu ganz anderen Materien seien — Vorläuferinnen, die dann selber noch vor dem Ziele stehen blieben! Denn nun erschien schließlich nicht einmal der versprochene vierte Theil. Schon in dem Briefe an Klotz vom 31. October 1767 [1]) spricht er zweifelnd davon, da „die Materie viel zu überfließend sei und weit über die Grenzen von Fragmenten fortbrausen werde". Er hegte bereits den Plan einer gänzlichen Umarbeitung der ersten Auflage, und da dachte er sich das, was er über die Neueren zu sagen habe, lieber als einen „zweiten Flügel des Gebäudes", der vielleicht besser von dem ersten ganz abgesondert gehalten werde. Noch andere Gründe, die wir später kennen lernen werden, entschieden dann vollends für das Nichterscheinen eines solchen vierten Theils. Nur wenig davon stand bereits auf dem Papiere. Wir finden dies Wenige unter der Ueberschrift „Ueber das deutsche Theater" und „Vom britischen Geschmack in Schauspielen", sowie endlich einige Bemerkungen über die französische Ode im Lebensbilde (I, 3, a, 18—60). Vollständigere Angaben aber über das, was die Vierte Sammlung hätte bringen müssen, enthalten die Briefe an Hamann (LB. I, 2, 217) und an Gleim (S. 370). Es würde danach die Rede gewesen sein von unserer Nachahmung der Franzosen und Engländer, von unserer komischen Bühne und deren Gallicomanie, vom britischen Geschmack in Trauerspielen, von unserer Nachahmung der Youngschen und Popeschen

[1]) Der Brief fehlt im „Lebensbilde"; man muß ihn in den Briefen deutscher Gelehrten an Klotz II, S. 93 ff. suchen.

Lehrdichtung, endlich von dem Verhältniß unserer Liederdichter zu den französischen Chansons und den britischen Balladen.

Fragmente hatte Herder von Hause aus schreiben wollen; was er wirklich zu Stande brachte, war das „Fragment eines Fragments". Sein Erstlingswerk ist in dieser wie fast in jeder anderen Beziehung vorbedeutend für seine ganze künftige Schriftstellerei. Wie er mit Fragmenten anfing, so hat er mit Fragmenten aufgehört: Fragment in mehr als Einem Sinne ist mehr oder weniger alles Dazwischenliegende. Denn nicht darin allein besteht der fragmentarische Charakter seiner Schriften, daß die meisten derselben unvollendet geblieben sind, daß sie zumeist als Gelegenheitsschriften entstanden oder „Beilagen" waren, die sich an fremde Werke anlehnten. Auch Lessing war kein Systematiker, auch von ihm, dem Prosaschriftsteller, hat man gesagt, daß er nur Fragmente geschrieben habe: aber seine Fragmente sind in sich vollendete; sie tragen den Stempel einer inneren Fertigkeit und Sicherheit, die zurückweist auf den geschlossenen Charakter des Mannes. Die Herderschen so nicht. Immer Ideen mehr aufwerfend als entwickelnd, mehr beleuchtend als erschöpfend, entbehren sie des inneren Abschlusses und der folgerichtigen Zusammenstimmung in sich. Sie zeigen nicht bloß, was Herder selbst als den Reiz der Lessingschen rühmt, den Geist des Verfassers „immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden", sondern der Reiz, den auch sie gewähren, ist mit einiger Pein verbunden, sofern der arbeitende Geist sich selbst nie Genüge thut, nimmer rastet und nimmer fertig wird; sie gleichen nicht so sehr „dem Schilde des Achilles bei Homer" als dem Werke der Penelope, das nur gewoben wird, um aufgetrennt und abermals gewoben zu werden. Es ist als ob wir ein immer laufendes Rad sähen, das aber umfallen würde, wenn es nicht immer von Neuem in Schwung gesetzt würde. Gleichsam athemlos setzt sich eine Schrift in die andere fort, und wie die ganze Reihe dieser Schriften ein immerwährendes An- und wieder Absetzen ist, so sieht auch jede einzelne aus, als ob sie, zu Ende geschrieben, zum zweiten Mal von Anfang an neu geschrieben werden sollte. Und nicht nur geschrieben werden sollte; sondern so war wirklich die schriftstellerische Methode dieses Mannes — so war sie gleich bei den Fragmenten über die deutsche Litteratur, dem Werke, in welchem er zuerst das Thema andeutete, das er später in so vielen und reichen Variationen theils nur von Neuem streifen, theils weiter ausführen sollte. Herder ist ein unermüdlicher Umarbeiter. Es giebt Schriftsteller, die, wenn sie ein Werk aus der Hand gelassen, es wie losgelöst von ihrem Geiste betrachten; es steht ihnen nun wie ein fremdes gegenüber, das sie fast vergessen und auf das sie ungern wieder zurückkommen. Zu diesen Schriftstellern gehört Herder nicht. Viel zu sehr gab er sich selbst in seinen Schriften, viel zu viel legte er jedesmal von der Totalität seiner Seele in das, was er schrieb, als daß er jemals ein Werk hätte hinstellen können, welches für sich allein, ohne den „Vater der

Rede" hätte leben und reden können. Rasch, in Einem Guß und Fluß warf er seine Gedanken aufs Papier. Wenn er dann später an das Geschriebene wieder herantrat, so war es ihm nicht genug, hier und da zu feilen und nur eine letzte Hand anzulegen, sondern er nahm das Ganze in seine Seele zurück und fühlte sich gedrungen, es zum anderen Male aus erster Hand zu bearbeiten. Zum bloßen Ausfeilen fehlte ihm die Geduld: zum Umschmelzen fehlte es ihm nie an Kraft und Frische. In verschiedenem Grade, natürlich, ging diese Umschmelzung vor sich; jetzt sah sie nur wie eine verbesserte — eine verkürzte oder erweiterte — Abschrift, jetzt wie ein ganz neues Werk aus. Er hat oft einen und denselben Aufsatz drei und vier Mal neu redigirt, wie als ob die frühere Fassung verloren gegangen wäre. Das Gefühl, welches in solchem Falle Andere haben, als ob es nicht gelingen wolle, zum zweiten Mal eine gleich befriedigende Form herzustellen, scheint ihm ganz fremd gewesen zu sein. Trotz der sorgfältig gegliederten Schemata, die er vorweg zu entwerfen pflegte, sieht man doch, daß er die Hauptarbeit erst in der Thätigkeit des Ausführens, im Schreiben selbst verrichtete. Die Dämme der anfänglich gezogenen Disposition werden von dem Strome seiner Gedanken überfluthet. Und wiederum: da er sich immer mit seiner ganzen Subjectivität in die jedesmalige Arbeit hineinwirft, so drängen sich auch bei verschiedenen Arbeiten immer wieder dieselben Gedankenmassen vor. Niemals rein abgeschlossen, kehrt dieselbe Idee an mehr als Einem Orte wieder; sie hat keine objectiv bestimmte, nothwendige Stelle; sie wandert, mehr oder weniger verändert, aus einem Aufsatz in den anderen, aus einem Werk in das andere und drückt allen durch immer wiederkehrende Züge den Stempel der Zugehörigkeit zu Einer Familie auf. Bis zuletzt hat dieser Mann das Gefühl, sich noch nicht ausgeschrieben zu haben. Er stirbt mit dem Seufzer, daß es ihm vergönnt sein möchte, noch eine oder die andere Idee zu entwickeln. Sicher würde er neue Lichter und Farben in Bereitschaft gehabt haben, aber sicher würde die Idee selbst nur die Wiederholung einer schon oftmals aufgetretenen gewesen sein. Daher denn die schwankenden Umrisse seiner Werke, das Hinübergleiten aus einem Thema in ein anderes und die Möglichkeit, große Stücke aus einer unvollendet gebliebenen Abhandlung gleich den Motiven einer musikalischen Composition hinüberzuverpflanzen in eine spätere. Ueberreich, fürwahr, an Gedanken ist dieser Autor — allein immer ist die ganze Masse dieser Gedanken in Bewegung, und nie hat er einen einzelnen völlig zu Ende gedacht, nie wenigstens einen einzelnen ohne Rückstand zu Ende empfunden. Wie die Gedanken endlich, strömen ihm die Worte, die Wendungen, die Ausdrucksweisen zu — allein der Eifer, sich mitzutheilen ist so groß, der Umsatz so bedeutend, daß er, mit und ohne es zu wissen, von sich selbst borgt und eine Anzahl von Redegewohnheiten annimmt, die ihn, auch wo er anonym schreibt, fast unfehlbar verrathen.

Schon die kleineren Arbeiten Herders gaben uns von dieser schreibseligen Geschäftigkeit, dieser immer wieder in die eigenen Spuren mit neuen Wen-

dungen zurückkehrenden Beweglichkeit Beweise. An der Entstehung und dem Schicksal der Fragmente wird es besonders deutlich. Nicht nur der Rahmen des Bildes, wie wir schon sahen, — auch das Bild selbst wurde immer anders, wollte noch anders und wieder anders werden, und ist eigentlich nur zufällig in bestimmter Gestalt fixirt worden.

Dreimal zum mindesten ist die Erste und Zweite Sammlung umgearbeitet worden, ehe sie gedruckt wurde. Ein halbes Jahr befand sich Herder in Riga, als Hamann ihn, am 18. Mai 1765, mahnte, er möge „seine Fragmente nicht vergessen". Die Erinnerung war nicht erfolglos. Vielmehr ist es eben der Beifall, die Beisteuer und der kritische Beirath Hamanns, der das Fragmentenvorhaben im Gange erhält. Das seit dem Herbst 1765 Ausgearbeitete — die nachherige Erste Sammlung — wurde, als Hamann Anfang 1766 von Mitau aus bei Herder in Riga zu Besuch war, dem Freunde vorgelegt und gemeinschaftlich durchgesprochen. Die nächste Folge war, daß es umgeschmolzen, und daß die Zweite Sammlung ernstlich in Angriff genommen wurde. Im Februar 1766 ist Herder, soweit die Schule ihn nicht in Anspruch nimmt, „ganz Autor"; Hamann aber wird gebeten, die Bibliothek des Hofrath Tottien, die ihm in Mitau zu Gebote stand, behufs dieser und jener Nachweisung auch ferner in seiner philologischen Weise für ihn auszunutzen, ihm Auszüge und Bemerkungen, „Gedanken, Einfälle und Zugaben und Rathschläge über das Buch, das er jetzt gebäre", zukommen zu lassen [1]). Es war verabredet worden, daß Hamann das fertige Manuscript mit seinem Imprimatur versehen sollte, und so schickt denn der Verfasser im März die Handschrift des umgeschmolzenen ersten und die des zweiten Bändchens an den „Schutzgeist seiner Autorschaft"; er möge ihn, „als sein erstgeborener Kunstrichter" lesen, nach Belieben ändern und ihm rückhaltlos seine Meinung schreiben. Hamann hatte wenig zu erinnern. Waren es nun aber diese wenigen Bemerkungen oder waren es die mündlichen Verhandlungen bei dem jetzt folgenden Besuch Herders in Mitau, im April oder Mai, — genug, das Manuscript, das offenbar aus Hamanns Hand in die Druckerei hatte wandern sollen — denn schon der Ostermeßkatalog enthielt die Ankündigung der Fragmente — wurde nochmals von dem Verfasser „umgearbeitet, geändert und vermehrt". Noch am 21. Juni [2]) hat er das Manuscript in der Hand, und zum zweiten Mal schickt er um diese Zeit die Erste Sammlung zu einer letzten Superrevision an Hamann, der sie „gewaltig umgeschmolzen" fand [3]). Erst im Herbst 1766 erschienen beide erste Sammlungen gedruckt.

Die Arbeit an der Dritten Sammlung hatte mittlerweile im Mai 1766, unmittelbar nach dem Besuch bei Hamann in Mitau, begonnen, und muß

---

[1]) LB. I, 2, 121. Zum Nächstfolgenden vgl. S. 118. 119; ferner S. 127. 128.

[2]) Brief an Scheffner, LB. I, 2, 144.

[3]) LB. I, 2, 148 und 166.

Ende December oder Anfang Januar des folgenden Jahres, wo er bereits Recensionen für Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek schreibt, kurz vor seiner Erkrankung, im Wesentlichen beendet gewesen sein [1]). Zu so sorgfältiger und häufiger Umarbeitung wie bei der Ersten und Zweiten Sammlung fehlte diesmal die Zeit. Der ursprüngliche Plan zwar erlitt auch hier durch Einschaltung und Weglassung Aenderungen vor dem Druck: aber die Composition dieses, Ostern 1767 erschienenen Bändchens ist so locker, wie sie, wenn Hamanns Rath eingeholt worden wäre, wenn der Verfasser mit der Veröffentlichung nicht geeilt hätte, in keinem Falle geblieben wäre. Wiefern der Verfasser hier durch eine neue Auflage nachzuhelfen hoffte, werden wir später zu erzählen haben. Wir haben es für jetzt, auch in Beziehung auf die Erste und Zweite Sammlung, mit der ersten Auflage zu thun. Von ihr ging die Wirkung aus, welche das Werk auf unsere vaterländische Litteratur ausgeübt hat.

V.

Der allgemeine Standpunkt.

Nur diese erste Auflage ist es auch, die uns Herder ganz in den Fußstapfen der Litteraturbriefe zeigt. Wie verschieden er sich auch zu den verschiedenen Verfassern derselben verhielt: im Ganzen und Großen ist der Standpunkt der Briefe auch der seinige. Würde er sich zu einer Partei haben bekennen müssen, so würde er die Partei der Litteraturbriefe gewählt haben — „die Partei der Baumgartenschen Schule, die Söhne des deutschen Athens", wie er sie I, 49 nennt. Er habe sich deshalb, schreibt er (LB. I, 2, 232) an Nicolai, unter Berlinische Gelehrte gemischt, weil der Geist derselben sympathetisch auf ihn gewirkt habe. Nahm er doch alsbald in eben diesem Lager Dienste und ließ sich bereit finden, sein in den Fragmenten begonnenes litterarisch-kritisches Geschäft in Nicolais Allgemeiner Bibliothek, der Zeitschrift, die sich als die Nachfolgerin der Litteraturbriefe gab, fortzusetzen. In der Beurtheilung der beiden älteren Parteien, der Gottschedianer und der Bodmerianer, stimmt er durchaus mit Lessing und dessen Freunden. Er ist mit ihnen vollkommen einverstanden in der Verwerfung der seichten, gedankenleeren und geschwätzigen moralischen Wochenschriften. Er theilt ihr Urtheil über den allgemeinen Zustand unserer Litteratur während der letzten sechs Jahre und wiederholt insbesondere ihre Klage „über den Mangel von Originalen, von Genies und Erfindern, über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen". Er giebt endlich den Litteraturbriefen in ihrer Gesammtheit das Zeugniß, daß sie, unangesehen des aliquando dormitavit bonus Homerus, in der rechten Weise ihre kritische Mission versehen, daß sie mit Erfolg „stumpfes Eisen gewetzt", und daß, Dank ihrer scharfen

[1]) LB. I, 2, 139; 216. 228 und 231.

Kritik, „die Quelle des guten Geschmacks geöffnet" sei. Seine Fragmente sollen in erster Linie ein „Denkmal der Verdienste" der Litteraturbriefe sein [1]).

Ein Parteigänger also für die Litteraturbriefe; aber nichts weniger als ein blinder Nachtreter. Zum Verdruß der Berliner gab Herder Mosern, dem Verfasser des „Herrn und Diener" eine ehrenvollere Stelle, als jene ihm angewiesen hatten [2]). Offenbar war er hier durch die günstige Meinung beeinflußt, welche Hamann von Moser hatte. Und nun Hamann selbst! Die Charakteristik, welche der Fragmentist von der schriftstellerischen Bedeutung seines Freundes giebt, sucht ausdrücklich die Urtheile der Litteraturbriefe über denselben zu richtigerem Verständniß hinüberzuleiten [3]): hatte er doch vor, auch für Kants Schriften eine höhere Anerkennung zu fordern [4]). Eine erheblichere Differenz jedoch tritt in der Beurtheilung Klopstocks hervor. Der Maaßstab, welchen die Litteraturbriefe an Klopstocks lyrische Poesie gelegt hatten, war nicht der seinige. Ihn verdroß der Ausspruch, daß die Klopstockschen Lieder „so voll Empfindung seien, daß man nichts dabei empfinde"; auch hier war er gegen die Litteraturbriefe der Meinung Hamanns, welcher Klopstock den „großen Wiederhersteller des lyrischen Gesanges" genannt hatte, und fand die Größe seiner Lyrik gerade darin, daß es ihm gelungen, seine Empfindungen in die Sprache „hineinzukämpfen" [5]). Er bekennt den tiefen Eindruck, den so manche Klopstocksche Stellen auf seine Seele hervorgebracht. Er ist eben selbst eine lyrische Natur — und daher (es war schon oben davon die Rede) sein Widerspruch gegen die kühle, fast spöttische Haltung, die der allzu verständige Lessing dem frommen Dichter gegenüber einnahm.

Unausbleiblich nun, eine so tiefe Differenz wird sich nicht bloß in einzelnen Urtheilen: sie muß sich auch in den allgemeinen Gesichtspunkten dieser „Beilage" bemerklich machen. Hier zeigt sich uns der Punkt, an dem die Fragmente über das Niveau der Litteraturbriefe hinausgehen — so etwa hinausgehen, wie sich ein befähigter Schüler über den Standpunkt des Lehrers erhebt, dem er doch wesentliche Anregungen verdankt, dessen Billigung zu verdienen ihm doch noch immer am Herzen liegt. Wie ein edles, auf den Stamm der Litteraturbriefe gepfropftes Reis treiben die Fragmente eigenartige Sprossen und Blüthen. Auf diese gilt es Acht zu haben und dabei nachzuweisen, wie sie ihren Saft und ihre Triebkraft einestheils aus Herders eigenster Geistesart, anderntheils aus den Einflüssen ziehen, welche andere Geister, keiner aber mehr als der Geist **Hamanns** auf dieselbe geübt hat. Hier, in den neuen, von ihnen geltend gemachten allgemeinen Gesichtspunkten, liegt der eigentliche

[1]) S. Fgm. II, 199 und 200, und zu Anfang der Vorrede zur Ersten Sammlung.
[2]) Nicolai an Herder, LB. I, 2, 254 und Fgm. I, 148 ff.
[3]) Fgm. I, 161.
[4]) An Scheffner. LB. I, 2, 240.
[5]) Fgm. III, 312; Hamanns Schriften II, 303—305, vgl. V, 107.

Werth und die Bedeutung der Schrift. Denn wenn die Litteraturbriefe in erster Linie eben eine kritisirende Zeitschrift waren, denen ihre praktische Aufgabe nur gelegentlich, nur in den Zwischenräumen der Kritik, zu theoretischen Auseinandersetzungen Raum ließ, so ist es mit den Fragmenten umgekehrt. Sie kritisiren nur nebenher, um in erster Linie gerade die theoretischen Anläufe der Briefe weiterzuführen. Die Werkeltagsarbeit des Recensirens vorbeilassend, erheben sie sich zu überschauender festtäglicher Betrachtung. Sie entwickeln vorzugsweise Ideen, und haben ebendeshalb nicht bloß einen reinigenden, sondern überwiegend einen positiv befruchtenden Einfluß auf unsere Litteratur ausgeübt.

Auf zwei wesentlich parallel laufende Stücke der Herderschen Schrift fällt in dieser Beziehung unser Auge zuerst. Es lag nahe, und es macht das erste Verdienst der Fragmente aus, daß sie, nachdem die Litteraturbriefe allererst das Beispiel einer tiefergreifenden Kritik gegeben hatten, ein an dieses Muster anknüpfendes Ideal der wahren Kritik aufstellen. In der „Einleitung" zur Ersten Sammlung sitzen dem Verfasser zu diesem seinem Bilde neben den Litteraturbriefen auch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und die „Allgemeine Deutsche Bibliothek"; in dem „Vorläufigen Discours" vor der Zweiten Sammlung wird die Aufgabe der echten Kritik selbständiger, mit Hinblick nur auf die erste jener drei Zeitschriften entwickelt. Herder denkt sich ein Journal, das „ein ganzes und vollendetes Gemälde" der zeitgenössischen Litteratur wäre, ein Werk, das „eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde". Er fügt sofort, mit dem ihm eigenen Sinn für historische Auffassung geistiger Erscheinungen, einen Zug hinzu, der von den Litteraturbriefen nur kaum entnommen werden konnte: einem solchen Werke müßte eine „Geschichte der Litteratur" zu Grunde liegen, auf die es sich beständig stützte. Er fordert weiter, und läuft damit ganz in die Bahnen wieder ein, welche die Litteraturbriefe wirklich eingeschlagen hatten: patriotisch-nationalen Sinn und Verbesserungseifer. Und dem Kunstrichter „nach dem gewöhnlichen Geschmack", den er mit wörtlichem Anklang an Hamanns Flugblatt „Schriftsteller und Kunstrichter" [1]) schildert, stellt er den wahren gegenüber. Die Kritik, wie er sie geübt wissen will, müßte „nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen", sie müßte „Ideen in ihre Quelle zurückzulenken wissen, in den Sinn des Schriftstellers". Der Kunstrichter hat nicht immer nur sein fertiges System und seine Lieblingsbegriffe bei Gelegenheit des beurtheilten Werks auszukramen, sondern er muß sich „in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetzen und aus seinem Geiste lesen"; er soll „nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lesen", er soll „das Buch bis auf Herz und Nieren zergliedern" und „ein Pygmalion seines Autors werden". Kurz gesagt: er soll nicht dogmatisch und äußerlich, sondern lebendig und

[1]) Hamanns Schr. II, 377; vgl. daselbst S. 382 mit Fgm. II, 191.

innerlich nacherzeugend, weniger negativ und tadelnd als positiv charakterisirend zu Werke gehen.

So vollständig und treffend war die Aufgabe der echten Kritik noch nie zuvor ausgesprochen worden. Sie hätte sicherlich so nicht ausgesprochen werden können, wenn nicht die eindringende Schärfe und Lebendigkeit der Lessingschen Kritiken vorausgegangen wäre und dahin den Weg gewiesen hätte: aber nicht minder gewiß ist, daß eben diese Lessingschen Kritiken in ihrer überwiegend aggressiven Haltung nur erst nach Einer Seite hin jenem Ideal entsprechen. Sie haben mit ihrer kräftigen Ursprünglichkeit und ihren bahnbrechenden Gedanken einen völlig selbständigen Werth; es war überdies bei der elenden Beschaffenheit der damaligen Litteratur, Allem voraus, ein solches rücksichtsloses Aufräumen unerläßlich: allein dem wirklich Gehaltvollen gegenüber, bei einem schon entwickelteren Zustande der Litteratur, würde diese vielsylbig tadelnde, nur mit accentuirter Einsylbigkeit lobende und höchstens „zweifelnd bewundernde" Methode nicht ausgereicht haben. Die Herderschen Forderungen ergänzen das, was dieser Methode fehlte, aufs Glücklichste, und in eben dieser, von historischem Bewußtsein getragenen, charakterisirenden Weise hat dann später vor Allem A. W. Schlegel seine schönen Kritiken über Goethe, Herder, Bürger u. s. w. geschrieben. Wiederum aber ist Herder gegen Lessing im Unrecht, wenn er den Kanon eines solchen positiven Verhaltens der Kritik, statt ihn ausdrücklich auf das Vortreffliche einzuschränken, auf Alles ausdehnt; es ist ein falscher Zug in seinem Bilde, wenn er verlangt, auch bei schlechten und mittelmäßigen Schriften solle der Recensent mehr „nach den Perlen hinabtauchen", als strafen, rügen und heischen.

Nur zu oft haben sich unserm Kritiker in seiner späteren kritischen Praxis die Gewichte derart verschoben, daß er gerade an dem Bedeutenden mäkelte, das Unbedeutende mit unverdienter Zuneigung in die Höhe hob. Andererseits hat er mehrfach die von ihm vorgetragene Theorie der Kritik in wahrhaft glänzender Weise im Großen illustrirt und dabei ungeahnte Schätze ans Licht gefördert. Daß diese Theorie aus der Tiefe seiner eigenen Natur entsprungen und dieser gemäß sei, zeigte er schon jetzt. Die Recensionen zwar, die er in den Jahren 1764 bis 1767 für die Königsberger Zeitung geschrieben hat [1]), wird man nach dem idealen Maaßstab, den er in den Fragmenten aufstellt, nicht messen dürfen. Sie sind von sehr verschiedenem, kaum eine von hervorragendem Werthe. Ephemeren Zwecken dienend, waren es zumeist rasch hingeworfene Bemerkungen, wie sie bei einer ersten, oft sehr flüchtigen Lectüre dem Lesenden in den Sinn kamen; sie sollten und wollten nicht Musterrecensionen sein und näherten sich dem höheren Ziel nur da, wo die beurtheilte Schrift dem Recensenten aus irgend einem Grunde ein besonderes Interesse abgewann, wie die Willamowschen Dithyramben oder Kants Träume eines Geistersehers.

[1]) Sie finden sich jetzt zusammen abgedruckt SWS. I, 68 ff.

Anders schon liegt die Sache bei den während der Rigaer Zeit seit Anfang 1767 für die Allgemeine Deutsche Bibliothek geschriebenen Recensionen [1]). Sie allerdings zeigen das durchgängige Bestreben, „nicht Bücher, sondern den Geist zu beurtheilen", sich allererst unbefangen mit der Absicht und dem Sinn der Verfasser zu befreunden und dann von hier aus mit ihnen zu rechten, sowie andererseits, sie historisch, in größerem litteraturgeschichtlichem Zusammenhang zu beurtheilen. Der Umstand jedoch, daß es sich durchweg um mittelmäßige oder gar armselige Producte handelt, läßt hier auch die Schwäche eines Positivismus heraustreten, der nur bei gehaltreichen Werken wahrhaft berechtigt und am Platze ist.

Aber man wird die Verwirklichung des aufgestellten Ideals zunächst in den Fragmenten selbst erwarten. Nicht ganz vergebens. Ergänzend und berichtigend wenigstens tritt die proclamirte positivistische Tendenz unseres Kritikers in jenen speciell gegen Lessing gerichteten Abschnitten auf, in denen er sich Klopstocks, theilweise auch Wielands und Cramers annimmt. Sehr deutlich ferner springt uns das Verhältniß seiner zu der Methode der Litteraturbriefe da in die Augen, wo er im Wesentlichen nur eine Summe ihrer recensirenden Urtheile zieht, diese aber zur geschlossenen Charakteristik verdichtet. Die Erste Sammlung läuft (S. 144 ff.) aus in eine Musterung unserer besten neueren Originalschriftsteller, die zwar nicht allen gleich gerecht wird, da aber, wo sie ausgeführter ist, wie namentlich bei Winckelmann, E. L. v. Hagedorn, Moser, Abbt, und am meisten bei Hamann, durchaus auf jenem Princip des Sicheinsinnens in die fremde Geistesgestalt beruht, auf das er gedrungen hatte. Verwandten Geistes ist die, freilich ungeschickter Weise in die dialogische Form gekleidete Besprechung des Klopstockschen Messias in der Zweiten Sammlung (S. 243 ff.), auch die Beurtheilung des Dithyrambisten (S. 298 ff.) — ein absichtliches Gegenstück zu der Grilloschen in den Litteraturbriefen —, die Beurtheilung Gleims, Geßners, Gerstenbergs und der Karsch (S. 338 ff.), — nur daß es hier nicht auf ein erschöpfendes Gesammturtheil, sondern nur auf die Vergleichung der genannten Poeten mit ihren griechischen Vorbildern abgesehen ist. Aehnlich endlich werden auch in der Dritten Sammlung wieder wenigstens Anläufe zur Charakteristik „unserer Römer" gemacht — Anläufe: denn mehr noch als im zweiten Bändchen steht diesmal die Charakterisirung der betreffenden Stilgattungen vor der der einzelnen Autoren im Vordergrunde des Interesses — davon nicht zu reden, daß man dem Beurtheiler hier schon die Ermüdung oder vielmehr die Eilfertigkeit anmerkt.

Um Einzelkritik jedoch, wie schon gesagt, oder gar um eine Sammlung von Musterkritiken war es ja überhaupt den Fragmenten nicht zu thun. Sie wollten das Ganze der neueren deutschen Litteratur übersehen, wollten, wie die Vorrede in etwas gesuchten Bildern sagt, „die Ströme beschiffen, die die

[1]) Zuerst zusammengedruckt, LB. I, 3, b, S. 1 ff.; jetzt im vierten Bande der SWS.

Litteraturbriefe in manche Wüsten leiteten und nach dem festen Lande umschauen, wenn jene hier und dort im Meere Inseln entdeckten". Daß der Verfasser mit diesem Vorhaben schon vor der Hälfte des Weges abbrach, daß das Gebiet der Aesthetik, Philosophie und Geschichte unbetreten blieb, wissen wir bereits. Auch so jedoch ist der Inhalt reich genug. Er gruppirt sich um zwei große Themata: die Sprache als Grundlage der Litteratur, und das Verhältniß der deutschen zu den ihr als Vorbild dienenden fremden, vor Allem der morgenländischen und den klassischen Litteraturen.

VI.

Die Erste Sammlung.

Mit Reflexionen über das Verhältniß der Sprache zur Litteratur, insbesondere über die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache und deren Qualification zum dichterischen wie zum prosaischen Gebrauche hatten sich die Litteraturbriefe theils auf Anlaß der Michaelisschen Preisschrift über den Wechseleinfluß der Meinungen und der Sprache eines Volks, theils auf Anlaß der Heinzischen Uebersetzung von Ciceros Redner, theils auf Anlaß einer Schrift des Hallischen Aesthetikers Meier über die Natur der gelehrten Sprache, — endlich hin und wieder bei verschiedenen anderen Gelegenheiten vernehmen lassen. Bedeutsame hier einschlagende Bemerkungen hatte andererseits Hamann in den Kreuzzügen eines Philologen theils an eben jene Michaelissche Preisschrift geknüpft, theils freier Hand vorgetragen. Herder geht den Erörterungen der Verfasser der Litteraturbriefe, vorzugsweise Abbts nach; er berücksichtigt im Vorbeigehen auch Aeußerungen der Klopstockschen Abhandlung von der poetischen Sprache: das Licht aber, dem er dabei folgt, sind die Gedankenblitze Hamanns, so zwar, daß dieselben zu einer, breite Strecken der Litteratur beleuchtenden Lichtmasse sich erst in seinem Kopfe verdichten. Hier zuerst wird uns klar, daß er aus eigener Erfahrung redet, wenn er in Beziehung auf Hamanns schriftstellerischen Charakter (Fgm. I, 160) sagt: „seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, der sein Auge, seine Laune zu Beobachtungen hat! — — Leser, der du diese hingeworfenen Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden". Nirgends mehr als in Beziehung auf das Capitel von der Sprache war Herder ein solcher Leser. Die zweite Auflage der Ersten Sammlung giebt uns zum Ueberfluß einen ausdrücklichen Wink darüber. Sie erst citirt die „Kreuzzüge" und rühmt, wie viel gehaltvoller die Hamannsche Besprechung der von Michaelis behandelten Preisfrage als des Letzteren Schrift und als die Mendelssohnsche Besprechung dieser Schrift sei, rühmt, wie darin ein Plan enthalten sei, dessen Ausführung „des Kranzes des Apollo würdig wäre", während die Litteraturbriefe in ihrer — gleichfalls

von Mendelssohn herrührenden — Recension der Kreuzzüge „mit ein paar Nußschaalen davon liefen und den Kern liegen ließen“ [1]).

„Das Gebiet der Sprache“, so heißt es in der ersten Abhandlung der Kreuzzüge [2]), „erstreckt sich vom Buchstabiren bis auf die Meisterstücke der Dichtkunst und feinsten Philosophie, des Geschmacks und der Kritik“. Wie sich Herder diesen Satz mit einigen umschreibenden Wendungen angeeignet, um mittelst seiner den Umfang der Litteratur zu bestimmen, mag man auf S. 8—9 der Einleitung zur Ersten Fragmentensammlung nachlesen. Eben dieser Satz aber bildet nun weiter auch den Text zu dem gleich am Anfang der Fragmente hingestellten Thema, das als Grundlage der ganzen folgenden kritischen Umschau über die zeitgenössische Litteratur angesehen werden kann, zu dem Thema (I, 20): „der Genius der Sprache ist auch der Genius von der Litteratur einer Nation“. Der Philolog, ferner, hatte a. a. O. (S. 124) von einer ursprünglich in uns angelegten „Uebereinstimmung der Werkzeuge des Gefühls mit den Springfedern der menschlichen Rede“ gesprochen. Herder befruchtet diesen Gedanken mit der ganzen Intensität seiner Empfindung und der ganzen Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft; sein kräftiges Sprachgefühl und was er innerlich bei seiner eigenen schriftstellerischen Production erfuhr, kömmt hinzu, und so wächst aus dem Keim jenes Gedankens eine nicht enden wollende Fülle von Betrachtungen. Nur kurz rührt er an dies große Thema am Beginn seiner Fragmente (S. 20): — „unsere Wärterinnen, die unsere Zunge bilden, sind unsere ersten Lehrer der Logik“. In der zweiten Auflage hat sich der Satz zu einer langen Abhandlung darüber entfaltet, daß die Sprache „Werkzeug, Behältniß und Inbegriff“ der Litteratur sei, ein Vehiculum menschlicher Gedanken und Form der Wissenschaften, indem überall „der Gedanke am Ausdruck klebe“ [3]). Schon früher aber war Herder in der Dritten Sammlung auf das Thema zurückgekommen und hatte in langer Ausführung — einer Ausführung, die den jungen Goethe entzückte — in beredtester Weise davon gesprochen, wie das Wort den Gedanken erzeuge, wie die Empfindung den Ausdruck bilde, wie Gedanke und Empfindung zum Wort und Ausdruck sich nicht anders verhalte als nach Plato die Seele zum Körper [4]).

Der Genius der Sprache ist der Genius der Litteratur eines Volkes! Unwillkürlich blickt man von hier aus auf die spätere Herdersche Untersuchung über den Ursprung der Sprache hinaus. Für jetzt weist Herder diese Untersuchung, als zu schwierig, von sich ab. Dagegen veranlassen ihn einige

---

[1]) SWS. II, 24 (SW. zur schönen Litteratur I, 53).

[2]) Versuch über eine akademische Frage, Hamanns Schriften II, 128.

[3]) SWS. II, 8—29 (SW. zur schönen Litteratur I, 31—59).

[4]) Fgm. III, 50 ff., vgl. Goethe an Herder von Anfang Juli 1772, Düntzer A I, 40. 41.

Bemerkungen Abbts in den Litteraturbriefen über die fortschreitende Bildung der Sprachen in ihrem litterarischen Gebrauche, zu einer allgemein gehaltenen Betrachtung über die Entwickelung der Sprache überhaupt, unter der Ueberschrift: „Von den Lebensaltern einer Sprache“ (S. 27 ff.). Er sagt von jenen Bemerkungen Abbts, daß er sie „gleichsam seinem Geiste entwandt geglaubt“: wenn aber irgendwo, so dringt hier vielmehr seine eigene geistvolle Anschauung mächtig durch, und nicht durch Abbt erst, sondern aus ganz anderen Anregungen war ihm dieselbe ursprünglich aufgegangen. Er war dafür dem Engländer Blackwell, seinem Freunde Hamann und dem Geschichtschreiber der Kunst des Alterthums verpflichtet.

In seiner gelehrten, immer auf Zeugnisse der Alten sich berufenden Manier, hatte Blackwell in seinem Leben Homers, da, wo er von dem Zustande der Sprache zu Homers Zeiten redet, den Satz ausgeführt, daß die ältesten Menschen die Töne weit stärker hätten hören lassen als wir jetzt unsere Worte, und daß das erste Sprechen ein Singen gewesen sei. Er hatte weiter ausgesprochen, daß jede Ursprache voller Metaphern und zwar der kühnsten sei, und daß in Homers Zeitalter die Sprache des gemeinen Lebens noch immer dies metaphorische Kleid getragen habe; die Regel der Poetik, in Metaphern zu sprechen, sei ursprünglich eben Natur der Sprache. Er hatte endlich von dem Einfluß der Sitten auf den Zustand der Sprache und, im Zusammenhang damit, von dem Aelterwerden der Sprachen geredet. Eine verfeinerte Sprache tauge für einen großen Dichter nicht; die Glätte des Stils raube uns viele der bedeutendsten Worte und stärksten, schönsten Ausdrücke, deren Gebrauch wir, wie schon Virgil gethan, wagen müßten, auf die Gefahr, für altfränkisch und pöbelhaft angesehen zu werden[1]).

Diese Bemerkungen des Engländers, dessen gelehrte Nachweisungen sich namentlich auch in dem schon oben erwähnten ungedruckten Stück „Ueber den Ursprung des Liedes überhaupt“ benutzt zeigen, stimmten durchaus zusammen mit dem, was Hamann mit intuitiver Sicherheit und eindringlicher Energie in der Aesthetica in nuce vorgetragen hatte. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei

[1]) Blackwell, Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers; vgl. in der Vossischen Uebersetzung S. 49. 53. 54. 61. 73. Wie hoch Herder das Blackwellsche Buch schätzte und wie viel er ihm verdankte, zeigt, außer der Stelle in den Fragmenten II, 265 und dem im Text berührten handschriftlichen Stück, der „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst“ (LB. I, 3, a, 119. 120) sowie die Stelle in dem Aufsatz über Nutzbarmachung der Philosophie LB. I, 3, a, 251; desgleichen aus späterer Zeit eine Stelle in der Preisschrift vom Jahre 1778 „Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker“ SW. zur Litt. XVI, 212 und eine andere in dem Aufsatz „Homer ein Günstling der Zeit“, Horen 1795, Stück 9, S. 58. Das höchste Lob endlich spendet er ihm, der uns, „wenn man so sagen darf, in der Zeit der Sänger (ἀοιδῶν), entfernt von unserer schriftstellenden Poeterei, festgesetzt habe“, noch in der Adrastea V, 1, S. 132—133.

als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel." Und wiederum: „Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen. Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder" [1]). War nicht die orakelhafte Rede nur eine Quintessenz der Ausführungen Blackwells?

Und ließ sich nun nicht auf Beides eine Construction nach dem Muster des Winckelmannschen kunstgeschichtlichen „Versuchs eines Lehrgebäudes" gründen? Durch seine Geschichte der Kunst hatte Winckelmann zuerst den Gedanken der Entwickelung auf das Gebiet des objectiven Geisteslebens übertragen: Herder, auf lebendige Empfindung von Sprache und Poesie organisirt, wie Winckelmann auf die lebendige Anschauung schöner Gestalten, gab diesem Gedanken weitere Folge für Sprache und Litteratur. Die Anlage zur Sprachphilosophie verbindet sich in seinem Geiste mit der Anlage zur Geschichtsphilosophie. Halb wie ein Historiker, halb wie ein Naturforscher, halb als Dichter, halb als Philosoph skizzirt er die Entwickelungsgeschichte der Sprache, schreibt er, am Leitfaden einer nahe liegenden Analogie, einen „Roman von den Lebensaltern der Sprache", eine Conjecturalgeschichte, deren fester Ausgangspunkt der Satz ist: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts".

Die Sprache einer noch im Kindesalter befindlichen Nation, so glaubt er annehmen zu dürfen, ist Sprache des Affects und als solche noch kaum Sprache. Man sprach noch nicht, sondern „tönte" — bis sich diese erste rohe Sprache mit der weiteren Ausbildung der Sprachwerkzeuge und der zunehmenden Vertrautheit mit den Gegenständen der Außenwelt, zu Gesang, unterstützt von Geberden, erhob. Und er sucht weiter zu zeigen, wie „sich das Kind zum Jüngling erhob". Aus der Wildheit zu geordneteren Zuständen herausgetreten, nahm man auch unsinnliche Begriffe in die Sprache auf, aber benannte sie durchaus mit sinnlichen Namen und redete daher in Bildern und Metaphern — man war eingetreten in das poetische Sprachalter: „man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus", um in Liedern (hier berührt sich unser „Roman" mit dem Aufsatz „vom Ursprung des Liedes") merkwürdige Thaten zu verewigen, in Gesängen Fabeln mit Lehren zu verbinden. Es folgt das männliche Alter. Während die Poesie sich wieder abwärts neigt und, durch die politisch geregelteren Lebenszustände eingeengt, sich von der Natur entfernt und zur Kunst wird, bildet sich die schöne Prosa, die, entsprechend der ernsteren Gesetztheit der Denkart, alle poetischen Freiheiten ermäßigt und den Rhythmus der Poesie zur wohlklingenden Periode herunter-

[1]) Hamanns Schriften II, 258.

stimmt. Das hohe Alter endlich weiß, statt von Schönheit, bloß von Richtigkeit — es ist die philosophische Epoche der Sprache.

Wie ungemein fruchtbar waren doch diese Ausführungen, und wie wirksam gerade durch die „romanhafte", die keck construirende Form! In Deutschland wenigstens war diese Anschauung neu. Daß der Ausbildung der Prosa ein hoher Ausbildungsgrad der Poesie vorausgegangen, war eine schon von den Alten als Thatsache ausgesprochene Bemerkung. Erst von Herder, dem von Hamann erleuchteten, von Blackwell unterwiesenen Herder, wird die Thatsache erklärt, indem auf den Ursprung von Poesie und Prosa zurückgegangen, indem beide als naturgewachsene Erscheinungen der zugleich mit dem Bildungsfortschritt der Völker sich entwickelnden Sprache begriffen werden. Selbst Klopstock hatte in seinem schönen Aufsatz vom poetischen Stil [1]) das Unterscheiden des poetischen vom prosaischen Sprachgebrauch noch wie eine vom Belieben abhängige technische Gewohnheit gefaßt. Erst Herder rückt durch seinen „Roman" diese unhistorische Auffassung zurecht. Der Unterschied ist kein gemachter, sondern ein natürlich gewordener. In den Fluß des historischen Werdens der Sprache muß man hinabsteigen, um zu begreifen, daß und wie aus der Poesie allererst Prosa sich entwickelt, und daß nun erst jene der Gegenstand einer künstlichen Pflege werden kann.

Alle Consequenzen des vorgetragenen Gesichtspunktes kommen sofort in der Anwendung desselben auf unsere Sprache zum Vorschein.

Wir stehen gegenwärtig, so führt der Fragmentist aus, im Sprachalter der Prosa, in welchem die Poesie nur noch als Kunst existirt. Es ist das eine allergünstigste Lage; denn sie gestattet, „auf beide Seiten auszulenken", sowohl nach der dichterischen wie nach der philosophischen, sowohl nach der Seite des Sinnlichen und Schönen wie nach der des Unsinnlichen, des Richtigen, des „Vollkommenen". Dabei zeigt er die Unklarheit in den Sprachverbesserungsvorschlägen eines Sulzer [2]), der auf der Grundlage einer ganz vagen Vorstellung von Sprachvollkommenheit im Ganzen überall dem Sinnlichen der Sprache zu nahe trete, ohne doch die philosophische Vollkommenheit zu erreichen. Der Fragmentist betont dem gegenüber vorzugsweise das sinnliche Element der Sprache, sofern sie unter allen Umständen das Organ der Verständigung sinnlicher Wesen und nicht reiner Geister sei. Er erörtert das Recht und die Bedeutung unsinnlicher Ausdrücke, den Werth der Synonymen, der Idiotismen, der Inversionen — aller der Spracheigenheiten mit Einem Wort, durch welche unsere Prosa noch mit ihren Wurzeln in den alten Mutterboden der Poesie zurückreicht.

So tritt er zuerst mit Nachdruck für die Idiotismen ein. Es ist eine lebendige und beredte Ausführung dessen, was Hamann in dem „Versuch über

[1]) Im 26. Stück des Nordischen Aufsehers.

[2]) In dessen „Kurzer Begriff aller Wissenschaften".

eine akademische Frage" (Schriften II, 117 ff.) bereits rhapsodisch bemerkt hatte. Schon hier war gesagt worden, daß jedes Volk die Richtung seiner Denkart „durch die Natur, Form, Gesetze und Sitten seiner Rede ebenso gut als durch seine äußerliche Bildung und durch ein Schauspiel öffentlicher Handlungen offenbare", daß aus dieser Richtung der Denkart „der in den Idiotismen wahrgenommene Eigensinn" einer Sprache entstehe, und daß daher die Sprachmeisterei eines Gottsched nichts sei gegen das geniale Verständniß der Sprache [1]). Ganz ebenso Herder. Idiotismen „sind Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennt". Sie sind der Boden, auf dem der humoristische Stil gedeiht, wenn sich der Eigensinn der Sprache mit dem eigensinnigen Witze des Schriftstellers paart. Gegen die Gottschedische Sprachverwässerung wird das Verdienst Bodmers und seiner Landsleute gerühmt und, im Zusammenhang damit, auf die Originalität der Schreibweise eines Ramler, Kleist und Gleim, eines Lessing und Abbt hingewiesen; es wird das Studium unserer älteren Dichter und Schriftsteller „voll idiotistischer Stärke" empfohlen und vor Allem auf Klopstocks sprachschöpferische Genialität aufmerksam gemacht. Wie wichtig endlich die Idiotismen für den „Sprachweisen"! Denn dieser wird das Genie der Sprache mit dem der Nation zusammenhalten, er wird daran einen Hauptgesichtspunkt zur Charakteristik ganzer Völker sowohl wie einzelner Schriftsteller haben.

Wie aber der Eigenthümlichkeit der Sprache, so ist das Vernünfteln und das kurzsichtige Streben nach grammatischer Richtigkeit auch dem Reichthum der Sprache zu nahe getreten. „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum": dies Hamannsche, schon von den Litteraturbriefen wiederholte Wort (Schriften II, 151) wird für Herder von Neuem zu einem Textwort. Er entwickelt mit einem Blick auf den Wörterreichthum der morgenländischen Sprachen den Werth und Sinn der Synonymen: er zeigt die Unentbehrlichkeit dieser die Begriffe mannigfach abstufenden und färbenden Sprachmittel für die Poesie, als welche recht eigentlich „von diesem Ueberfluß lebe".

Der Anschluß an die Litteraturbriefe bedingt es, daß alsbald die Erörterungen des Fragmentisten, nachdem sie bisher polemisch gegen die Versuche angingen, die Sprache durch Reflexion zu bilden, die Wendung nehmen, jetzt zweitens den Rath zu prüfen, sie durch Uebersetzungen zu bilden. Auch dabei indeß leiten ihn seine Grundprämissen vom Werden und Wandel der Sprache. Diesen Prämissen zufolge ist aus den ältesten griechischen Dichtern schon deshalb durch Uebersetzungen wenig für unsere Sprache zu „rauben", weil sie einer ganz anderen Sprachperiode angehören, als in welcher wir uns befinden. Sie gehören dem „Jünglingsalter" der Poesie an, welches wir längst über-

[1]) A. a. O. S. 123. 124.

schritten haben. Weder ihr Versmaaß daher, noch ihre Periodologie, weder ihre Inversionen noch ihre „Machtwörter“ können wir genau wiedergeben oder einfach herübernehmen.

Er verweilt am längsten bei der Frage vom Versmaaß, er kehrt ausführlich zu ihr zurück auf Veranlassung der zahlreichen Bemerkungen der Litteraturbriefe über Geschichte und Natur des Hexameters. Der Hexameter, überhaupt die Sylbenmaaße der Alten, entsprangen ja in jenem jugendlichen Sprachalter, wo „man im gemeinen Leben sang und der Dichter nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus erhöhte“. Damals also war der Hexameter ein natürliches Versmaaß; wie er, so erwuchsen alle anderen polymetrischen Maaße auf einer selbst schon singenden und polymetrischen Sprache, die auch im gemeinen Leben in Längen und Kürzen, in hohen und niedrigen Accenten eine viel weitere und wechselreichere Tonleiter durchlief als die unsrige. Wir — im Sprachalter der Prosa — reden mit wenigeren Accenten monotonischer; unsere Sprache ist, wie Herder sich ausdrückt, „volltönig“, nicht „hochtönend“; sie erhebt sich kaum zum Daktylus, sondern hat eigentlich „nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe“; sie ist überdies, und war wohl selbst in ihrem poetischen Zeitalter in ihren Formen zu zerstückt, zu reich an einsylbigen Wörtern, zu zusammengesetzt, als daß sie sich dem polymetrischen Numerus bequemen könnte. „Höret“, sagt Herder, „den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu; sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter die Bauern, gebt auf die ältesten Kirchenlieder Acht; ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig“. Ziemlich dieselben Worte braucht er in der Abhandlung über die Ode [1]) — ihm lag eben wieder beidemal eine Hamannsche Stelle im Sinn, in welcher angeführt wird, wie das lettische Volk in Kurland und Livland bei aller Arbeit eine Cadenz von wenig Tönen singe, die mit einem Metrum viele Aehnlichkeit habe [2]). Hamann will damit freilich gerade das „Monotonische“ des Hexameters verständlich machen: aber der Grundgedanke, die Erklärung des dichterischen Rhythmus aus dem in einem Volk und einer Sprache natürlich vorhandenen rhythmischen Gefühl ist doch der nämliche.

An eben dieser Stelle aber hatte Hamann mit offenbarer Ironie die Ansicht der Litteraturbriefe über das Klopstocksche freie Sylbenmaaß behandelt, wonach dasselbe „eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst“, sein sollte. Abermals tritt Herder den wegweisenden Schritten Hamanns nach. Er wiederholt dessen Bemerkung von der Aehnlichkeit des in Rede stehenden Klopstockschen Versmaaßes mit dem Numerus der hebräischen Poesie und spricht direct aus, was man bei Hamann nur zwischen den Zeilen liest. Nämlich:

---

1) LW. I, 3, a, 76.

2) Aesthetica in nuce, Schriften II, 304 ff.

nicht eine künstliche Prosa, sondern vielmehr „die natürlichste und ursprünglichste Poesie" ist diese glückliche Versart. Diese glückliche Versart! So war sie schon Lessing — von ihm sind die Bemerkungen der Litteraturbriefe — und so auch Hamann erschienen. Lessing hatte die Anwendung derselben für zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte und für das Drama, letztere mit der Andeutung empfohlen, daß der Dichter dabei billige Rücksicht auf die Declamation des Schauspielers nehmen könne. Hamann hinwiederum hatte ausgesprochen, daß dieses Sylbenmaaß „einem Sänger, der nicht gemein sein will, zum Feierkleide der lyrischen Dichtkunst am angemessensten zu sein scheine". Zugleich in der Fährte der Litteraturbriefe und zugleich getragen von Hamannschen Inspirationen, dringt Herder vorwärts: seine Gedanken über diesen Punkt sind lediglich eine Umschreibung und Weiterführung der Gedanken jener Beiden. Wie wäre es, meint er, „wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe". Er empfiehlt jenes ungezwungene Metrum, wie Lessing, für in Musik zu setzende Dichtungen: aber er fügt, im Sinne Hamanns, die Dithyramben, die Oden des Affects, die lyrischen Gemälde hinzu. Er empfiehlt es, wie Lessing, für das Drama und für die Declamation; aber er detaillirt und begründet mehr im Einzelnen diesen Vorschlag und wirft überdies den Einfall hin, ob nicht Shakespeare in dieser Tracht bei uns einzuführen, ob nicht Young am besten in diesem Sylbenmaaß zu übersetzen wäre. Auch für die Uebersetzung der tragischen Chöre der Griechen will er es in der Zweiten Sammlung der Fragmente (S. 270), wieder ein andermal für ein Capitel der Genesis versucht wissen. Durchaus endlich in der Fortsetzungslinie dieser Anregungen lag es, wenn er demnächst in der Recension der Dennisschen Hexameterübersetzung Ossians in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]) abermals gegen die Anwendung des Hexameters polemisirte und abermals auch für Ossian das freisylbige Klopstockische Versmaaß mit dem Bemerken in Vorschlag brachte, daß er selbst an einigen Ossianschen Stücken die Probe damit gemacht habe.

Nicht umsonst aber gab der Fragmentist diese Anregungen, nicht umsonst rief er die Genies auf, seine kunstrichterlichen Vorschriften „durch Exempel gültig zu machen". Wenn Bürger es einige Jahre nachher unternahm, die Ilias zunächst in Jamben zu übersetzen, so berief er sich dafür ausdrücklich auf den Fragmentisten[2]); und wenn Goethe seine dithyrambischen Ergüsse in freien Rhythmen dahinströmen ließ, so that auch er es als Schüler Herders.

Nicht bloß in Beziehung auf das Versmaaß indeß, auch in Beziehung auf Satzbau und Wortausdruck behauptet Herder — immer von seinem sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt aus — die an Unmöglichkeit grenzende Schwierig-

---

[1]) LW. I, 3, b, 119 ff.

[2]) Bürgers Werke in Einem Bande, herausgegeben von Bohtz, S. 139. 140.

keit, einen Homer, Aeschylus, Sophokles zu übersetzen oder nachzuahmen. Anders scheint ihm die Sache in Betreff der griechischen Prosaiker, der späteren griechischen Dichter, endlich der Römer zu liegen; ziemlich eng schließen sich seine Bemerkungen, wie wir an diesen Mustern unseren Stil zu bilden haben, an die betreffenden Aeußerungen der Litteraturbriefe, vorzugsweise Abbts an. Selbständigere Bemerkungen begegnen uns erst wieder bei dem Uebergange zu der Frage, welchen Gewinn uns Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen und Engländer bringen können. Hier nämlich geben ihm zunächst die schiefen Urtheile des französischen Journal étranger, aus welchem Nicolai in den Litteraturbriefen reichliche Auszüge gebracht hatte, Gelegenheit zu einer apologetischen Charakteristik unserer Sprache, deren vocalische Fülle und deren Reichthum an Hauchlauten er hervorhebt. Dann aber führt ihn der Anstoß, den der Franzose vom logischen Gesichtspunkt aus an der deutschen Constructionsordnung genommen, zu einer Erörterung über die Natur der Inversionen, die wieder zu den geistvollsten und einschneidendsten Partien der Fragmente gehört. Und wieder entlehnt er dazu von den Litteraturbriefen, d. h. von Nicolai und Abbt, nur mehr den äußerlichen Rahmen: er füllt ihn mit eigenen Anschauungen, zu denen er das Grundmotiv und einzelne skizzenhafte Linien — von Hamann erhalten hat.

„Vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache“ hatte schon der Philolog in seinen Kreuzzügen ausgestreut [1]) und dabei das Thema von der Inversion behandelt. Seine Bemerkungen indeß verlieren sich sehr bald ins rein Grammatische. Herder geht in der That tiefer, und von Neuem bewährt sich sein Sinn für historische Erklärung. Immer steht vor seinem Geiste die werdende Sprache. Denn zwar den Ursprung der Sprache zu erforschen, hat er abgelehnt: allein die Meinung, „als wären die ältesten Sprachen von Gott oder einem Philosophen erfunden und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen wie Pallas aus dem Gehirn Jupiters“ — diese Meinung jedenfalls theilt er nicht. Und so vermag er denn in der anschaulichsten Weise Ursprung und Natur der Inversionen aus der menschlichen Natur zu erklären. Wäre die Sprache von einem Philosophen erfunden, wäre sie nur zur Mittheilung für reine Geister bestimmt, so würde ihre Satzordnung eine feste Bahn für die nothwendige Ordnung der Gedanken sein. Nun aber sind wir sinnliche Geschöpfe. Die sinnliche Aufmerksamkeit des Redenden, seine Empfindung, sein Affect rückt bald diesen, bald jenen Gesichtspunkt in den Vordergrund — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Die Sprachen in ihren ersten Anfängen daher werden voll Inversionen, ohne alle Constructionsordnung, ein unendlich veränderliches Chaos von Worten sein, welches nur mit Hülfe von Geberden und Accenten verständlich gemacht werden kann. Erst allmählich „fing dieses unordentliche

---

1) Schriften II, 133 ff.

Chaos an sich zu senken". Die ersten, für gedächtnißmäßige Ueberlieferung entstehenden Lieder schaffen, durch Einpassung einer faßlichsten Ordnung in ein Sylbenmaaß, ein Muster, das zunächst nur den Werth einer Gewohnheit, nicht eines Gesetzes hat; erst mit dem Aufkommen der Büchersprache nähert sich die Gewohnheit dem Ansehen eines, noch immer dehnbaren Gesetzes — bis endlich die prosaische Periodologie eine noch bestimmtere Ordnung festsetzt. In der Charakteristik, welche Herder von dieser giebt, erkennt man, wie ganz er von jenem Hamannschen Princip beherrscht ist, daß „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse"; denn die prosaische Constructionsordnung ist ihm das zusammengesetzte Ergebniß „einer Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fordert". Erst jenseits dieser Ordnung liegt ihm das Pseudoideal eines rein logischen, jede Inversion ausschließenden Satzbaus — gerade so, wie er an den Schluß der Gesammtentwickelung der Sprache das „philosophische Zeitalter" gestellt hatte. Wie sehr das Capitel von den Inversionen erläuternd auf jenen Roman von den Lebensaltern der Sprache zurückgreift, zeigt noch mehr die Anwendung der entwickelten Principien. Denn sie läuft darauf hinaus, daß die französische Sprache gerade in Folge ihrer metaphysischen Cultur, gerade wegen ihrer geringeren Constructionsfreiheit im Nachtheil steht gegen die deutsche, daß diese, weil sie „räumiger aufgeschürzt" ist — er entlehnt diesen Ausdruck von Abbt, den folgenden von Mendelssohn — auf dem Punkte der „Behaglichkeit" steht. Die deutsche Sprache mit ihrer größeren Fähigkeit zu Inversionen ist eine „behagliche" Sprache, das will sagen: sie ist ein gleich fügsames Werkzeug für den Poeten, den Prosaisten, den Philosophen. Wir schweben mit unserer Sprache, hatte er in der früheren sprachgeschichtlichen Skizze gesagt, in der Mitte zwischen poetischer Schönheit und philosophischer Vollkommenheit.

Trotz alle dem nun aber, trotz so mancher Vorzüge, deren wir uns vor den Franzosen erfreuen, haben wir nach Herder allerdings auch von ihnen zu lernen. Er stimmt durchaus ein in die Klagen der Litteraturbriefe über die Geistlosigkeit der unzähligen deutschen Monats- und Wochen-, Lehr-, Trost-, Erbauungs- und Unterhaltungsschriften, die, wie er mit Anklang an Hamann sagt, „für die lange Weile des Publicums" geschrieben werden. Es gilt, meint er, „die französische Munterkeit und Freiheit in unsere Abhandlungen einzuführen und sie mit dem deutschen Nachdruck zu begleiten". Er kömmt endlich auf das, was wir von den Engländern, zu denen unser Genie sich ohnehin mehr neige, lernen könnten; aber — wie als ob ihn die Geduld verließe —: er klagt im Grunde nur über den bisherigen Mißeinfluß der englischen Litteratur; der Satz, daß „wir die französische Leichtigkeit durch die englische Stärke nahrhaft machen sollten", wird nicht ausgeführt; nur das schon einmal gesprochene Wort, daß unsere Bestimmung Prose des guten

gesunden Verstandes und philosophische Poesie sei, taucht zum zweiten Male [1]) auf — er eilt übrigens zu der oben erwähnten Charakteristik einer Anzahl zeitgenössischer Originalschriftsteller, um — ähnlich wie Winckelmann durch die Charakteristik einzelner antiker Bildwerke — an Mustern zu zeigen, was bisher theoretisch durchgesprochen worden. Ein letzter Abschnitt endlich „über das Ideal der Sprache" giebt, in beständigem Anschluß an den Abbtschen Litteraturbrief über die Meiersche Schrift von der Natur der gelehrten Sprache, eine Art von Recapitulation über den Inhalt sämmtlicher vorangegangenen Fragmente.

VII.

Die Zweite Sammlung.

Eng genug schließt sich die Zweite Sammlung auch nach dem, was wir nicht schon im Vorigen vorweggenommen, an die Erste an. Von der Frage der Bildung unserer Sprache durch Uebersetzungen war der Verfasser ja immer schon zu der Frage der Bildung unserer Litteratur durch Nachahmungen hinübergeglitten. Eben diese Frage, und zwar zunächst unter Beschränkung auf die poetische Litteratur, bildet das Thema der Zweiten Sammlung. Eingeleitet jedoch wird es jetzt durch einen neuen Gesichtspunkt. Die stehende Klage der Litteraturbriefe war die über den Mangel an Originalen, an Genies gewesen. Hier möchte der Fragmentist wirksam eingreifen. Bloße Klagen thun es nicht. Speculationen über das Wesen des Genies ebenso wenig. Am besten würden große Beispiele wirken — unser Verfasser bescheidet sich, nur durch Betrachtung der Werke Anderer zur Aufmunterung beitragen zu können, und stellt sich daher die Aufgabe, die deutschen Nachahmungen gegen ihre Originale vergleichend abzuwägen.

Klopstock vor Allem hatte das Beispiel einer orientalisirenden Poesie gegeben; die Schweizer mit ihren Patriarchaden, Cramer und Andere waren gefolgt. Von diesen deutsch-orientalischen Dichtern handelt der Fragmentist zuerst, und zwar bewegt er sich dabei, da die Litteraturbriefe nur hin und wieder ein hier einschlagendes Urtheil gefällt hatten, viel freier als in den bisherigen Partien. Er hat für diesen Abschnitt von dort her kaum irgend eine Anregung erfahren. Von Hamann allerdings, der so nachdrücklich zu „Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien" aufgefordert hatte [2]), wird ihm im Allgemeinen ein lebhafteres Interesse für orientalische Philologie, Sinn für die Eigenart des Orients und dessen Poesie gekommen sein. Allein das Meiste verdankt er einem Andern. Wie Winckelmann uns zuerst ein congeniales Verständniß des griechischen Alterthums eröffnete, so hatte Johann

[1]) Vgl. I, 75.

[2]) Aesthetica in nuce, Schriften II, 293.

David Michaelis in jenen Jahren für eine gründlichere Kenntniß des hebräischen Alterthums epochemachend zu wirken begonnen. Er hatte Lowths bedeutendes Werk de sacra poesi Hebraeorum mit reichen Anmerkungen herausgegeben; er hatte durch zahlreiche Einzelabhandlungen die schätzbarsten Beiträge zur Bibelkunde geliefert; er hatte die Anregung zu jener von dem Könige von Dänemark ausgerüsteten gelehrten Expedition nach Arabien gegeben, die durch seine Fragen an die reisenden Gelehrten ihr Programm, späterhin durch Karsten Niebuhrs Werke ihren ergebnißreichen Abschluß erhielt. Herder hatte, wie auch seine Studienhefte ausweisen, den Michaelisschen Schriften ein eifriges Studium gewidmet und war fürs Erste ein dankbarer Schüler und Bewunderer des großen, auch von Hamann, wenn auch mit allerlei Vorbehalten anerkannten und geschätzten Orientalisten. Wie er ihn wiederholt im Vorbeigehen in der Königsberger Zeitung gerühmt hatte [1], so hatte er schon in der Ersten Sammlung der Fragmente die Michaelissche Preisschrift sur l'influence réciproque du langage sur les opinions etc. vielfach zum Ausgangspunkte seiner Spracanmerkungen gemacht und den Verfasser „unseren philologischen Seher in den orientalischen Sprachen" genannt. Für den gegenwärtigen Abschnitt der Fragmente stützt er sich ganz auf Michaelis; er wagt es, wie er ausdrücklich (S. 207) sagt, die deutschen Dichter, deren Muster die schöne Natur des Orients ist, und die den Morgenländern Sitten und Geschmack abborgen, zu prüfen, da „ein großer Mann in Deutschland, der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hiervon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat". Ihn wünscht er sich neben Anderen (S. 380) zum Beurtheiler seiner Fragmente, und auf ihn und seine noch zu erwartenden Werke verweist er nochmals am Schlusse der Dritten Fragmentensammlung (III, 330) als auf die Quellen, die erst ein wahres Studium, ein reines und echtes Verständniß der Gedichte des Orients ermöglichen würden [2].

Damit stehen wir denn zugleich vor den Hauptsätzen, die dieser ganze Abschnitt der Fragmente einschärft. So wenig sich, nach den Ausführungen der früheren Abschnitte, von einer fremden Sprache ohne Weiteres für die unsrige etwas rauben läßt, so wenig von der Dichtung einer fremden, vollends einer von uns so weit abliegenden Nation. Schon die Abhandlung über die Ode hatte von den „Affenlarven der Hebräismen", von einem „orientalischen tauben Feuer" in Beziehung auf die Odendichtung geredet [3]: umständlicher wird jetzt den Lesern der Fragmente das Fremd- und Eigenartige der orien-

[1] SWS. I, 89. 90. 94; später: Königsberger Zeitung 1767, St. 66 (Recension der Hamburgischen Unterhaltungen): „Deutschland hat wenig Männer von seinen Talenten und seiner Gelehrsamkeit: wie viel hat er geleistet, und wie viel zu leisten!"

[2] Vgl. außerdem LB. I, 2, 180 und 243; I, 3, a, 113. 384; I, 3, b, 475; K. W. II, 88. 93. 141. 158. 207 u. s. f.

[3] LB. I, 3, a, 70. 71.

talischen Poesie zu Gemüthe geführt. Die schöne Natur des Orients ist nicht die unsere; ebenso fremdartig ist uns die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer, sind uns ihre „Nationalvorurtheile", d. h. ihre poetisch-mythologischen Anschauungen und Vorstellungen, ganz anders der Geist ihrer und der Geist unserer Religion, ganz anders die Sphäre, in welcher ihre und unsere Poesie sich bewegt, ganz anders endlich ihre Sprache und die Temperatur ihres poetischen Empfindens. Was kann unter solchen Umständen bei der Nachahmung herauskommen? Die Nachahmer, so faßt Herder sein Urtheil, nachdem er es zuvor schon an einzelnen Beispielen begründet, es an Klopstock und Cramer und den jüdischen Schäfergedichten von Breitenbauch erläutert hat, zusammen, so verurtheilt er zugleich stillschweigend seine eigenen orientalisirenden Odenversuche — die Nachahmer werden fremde, oft unverstandene, mindestens zu entfernte Bilder zeichnen, ihre erborgten Erdichtungen werden in der Luft stehen, ihre nachgeahmten Empfindungen werden uns kalt lassen, und ihr Ausdruck, wenn er ja das Original erreicht, wird sich dem Uebertriebenen nähern.

Und welches ist demzufolge der Rath des Fragmentisten?

Schon in der Ersten Sammlung (S. 57. 58) hatte er ihn angedeutet. Vor aller Nachahmung lerne man die Dichtungen des Orients allererst verstehen und suche sie auf Grund dieses, durch eine geschmackvolle Philologie vermittelten Verständnisses zu übersetzen. Poetische Uebersetzungen der morgenländischen Gedichte von einem Manne, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog wäre [1]), würden mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben als zehn Originalwerke. Angesichts solcher Uebersetzungen würde den Nachahmern das Nachahmen vergehen. Siehe hier, würden sie uns zurufen, wie die Morgenländer Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; „raube ihnen nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!" was sie mit ihrer Natur, aus ihrer Welt, Denkart und Sprache heraus gethan, das thue du mit der deinigen: „nach diesem bilde dich, um der Nachahmer deiner selbst zu werden!"

Dieser letzte Refrain nun unseres gegenwärtigen Fragmentenstücks kehrt sofort in allen folgenden wieder: wir bekommen hier und später nur das Thema der Youngschen Schrift on original composition [2]) glossirt. Das Feuer dieser Schrift, die sich schon in Herders ältestem Arbeitsheft excerpirt findet, hatte ihn „angeglüht" [3]). In einem Schulprogramm war der Youngsche Satz, daß die Beispiele und Muster der Alten uns zaghaft machen und die

---

[1]) Ein „Triceps", wie er sich selbst zu sein wünschte: Abhandlung über die Ode, LW. I, 3, a, 96. 97.

[2]) Schon 1760 erschien eine deutsche Uebersetzung „Gedanken über die Originalwerke". Die folgenden Citate entnehme ich der zweiten Auflage dieser Uebersetzung. Leipzig 1761.

[3]) Wie er Fgm. II, 204 ausdrücklich bekennt.

freie Entwickelung unserer eigenen schöpferischen Kraft niederhalten, von dem Quedlinburger Schulrector Rambach bestritten worden. Wohl verstanden, erklärt dagegen eine Herdersche Recension in der Königsberger Zeitung[1]), ist der Satz richtig. Es käme nur darauf an, daß „ein Genie wie Young ein Supplement zu dessen Gedanken von Originalwerken schriebe" und dabei näher auf den Originalwerth der Schriften der Alten, auf einen Vergleich zwischen ihnen und uns und auf eine Untersuchung darüber sich einließe, „wie weit denn uns Originale nützlich, schädlich und unentbehrlich wären" — ein Plan, welcher freilich mehr als ein Schulprogramm fordere. In der Zweiten und Dritten Fragmentensammlung hat Herder dies Supplement zu Young geliefert. Ueberall kehren die Hauptstichworte des Engländers, daß wir „nicht die Schriften, sondern den Geist der Alten nachahmen müßten", daß wir „ihnen um so ähnlicher werden würden, je weniger wir sie copirten", daß wir „nicht durch Raub, sondern nur durch eine Art von edler Contagion, die aus einer allgemeinen Vertrautheit mit ihren Schriften entstehe", sie zu überbieten im Stande sein würden — überall kehren bei Herder diese und ähnliche Aussprüche in zum Theil wörtlicher Uebereinstimmung, es kehrt ein Hauptcitat aus Young noch in der Schrift über den Geist der ebräischen Poesie (II, 355), ja, noch in der Kalligone (III, XXII) wieder. Wie ein paränetischer Redner hatte Young die Pflicht, sich zur Originalität zu ermannen, seinen Zeitgenossen vorgehalten und recht predigermäßig die Möglichkeit der Tugend der Originalität zu erweisen versucht. Wie ein Commentator nimmt Herder den Text dieser Predigt auf, indem er sie durch historische, ins Einzelne gehende Ausführungen, durch praktische Beispiele, durch specielle Winke und Rathschläge mit Beziehung auf den Zustand der deutschen Litteratur fruchtbar zu machen und dabei nach allen Seiten hin neue Lichter aufzustecken versteht.

So zeigt er, von den Morgenländern anfangend, den Weg. Beachtenswerth insbesondere, bei der Auseinandersetzung, wie es anzufangen sei, uns „zu Schilderern unserer eigenen Natur auszubilden", noch Ein Wink. Er giebt ihn an der Stelle, wo von der Frembartigkeit der „Nationalvorurtheile" der Morgenländer die Rede ist. Warum denn also im Morgenlande? — man suche doch das poetische Material dieser Art vielmehr in der Vergangenheit der eigenen Heimath! Man studire „den Wahn und die Sagen der Vorfahren" und passe sie dem poetischen Geiste der Gegenwart an. Wer es beklagen möchte, daß bei uns nicht wie bei Spaniern und Italiänern eine Saat morgenländischer Fictionen eingedrungen ist und den Boden heimischer Poesie befruchtet hat — „dem rathe ich, diese dichterischen Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologien der alten Skalder und Barden sowohl, als seiner eigenen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und

[1]) SWS. I, 121 ff.

Böhmen, Russen, Schweden und Polen giebt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam sein, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen: so würde man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden Lettischen Dainos, die die Litteraturbriefe anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Briten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge lettische Dainos oder cosackische Dummi, oder peruanische, oder amerikanische Lieder sein".

Zum ersten Mal weist Herder mit diesen Worten öffentlich auf das Volkslied hin [1]). Und dies also sind die beiden Wege, die er unserer Dichtkunst gezeigt, damit sie sich selbständig, neu und eigenthümlich erhebe, die ihr zur Brücke von der oberflächlichen und schiefen Nachahmung zu selbsterfindender schöpferischer Production werden sollen: treue Uebersetzungen fremder Poesien und Rückgang zu den alten Nationalliedern, verbunden mit der Aufgrabung ursprünglicher Volkspoesie überhaupt. Er hat demnächst durch eigene Uebersetzungen, insbesondere auch orientalischer Stücke, sowie durch eigenes Sammeln von Volksliedern diese Wege selbst beschritten und so, mitten inne tretend zwischen die alte und die neue, die nachahmende und die freie Poesie, den Boden geschaffen, auf welchem die letztere, vorzüglich die Goethesche Poesie ihre entzückenden Blüthen zu treiben im Stande war. Für jetzt begnügt er sich mit Theorie und Kritik. Mit einer Kritik des Klopstockschen Messias als des „erhabensten deutsch-orientalischen Werks", die er in die Form von Wechselreden eines Christen und eines Rabbi einkleidet und die ursprünglich in einem zweiten und dritten Gespräche fortgesetzt werden sollte [2]), schließt er den ganzen Abschnitt. Diese Kritik indeß faßt nicht bloß das Morgenländische ins Auge, sondern bezieht sich zugleich auf den christlichen Gehalt und auf den epischen Charakter des Gedichts — Beziehungen, die wir an dieser Stelle vorbeilassen müssen. —

Von den morgenländisch-deutschen Dichtern wendet sich Herder zu den gräcisirenden. Die Hauptpointe dieses neuen Abschnitts ist natürlich dieselbe wie die des vorigen. Die Sache, auf die es ankömmt, ist auch hier, von der Nachahmung zur „Nachahmung unserer selbst" überzugehen. Die Mittel, dazu zu gelangen, sind auch hier echte Uebersetzungen und ein allseitiges gründliches Studium der Griechen. Hier jedoch war bereits mehr geschehen, als in Beziehung auf die Morgenländer, hier hatte nur eben Winckelmann

---

[1]) Einen Anstoß auch hierzu gab ihm Blackwell mit seinem Hinweis auf die alten spanisch-maurischen Romanzen als Proben echter Volkspoesie (S. 51 der Uebersetzung).

[2]) Anders Suphan, der (SWS. I, 541) den Plan dieser Fortsetzung einer späteren Neubearbeitung (1769) zuweist. — Der „Embryo von Plan zu einer Messiade", von dem in dem Gespräch (S. 256) die Rede ist, findet sich auf zwei Octavseiten eines alten Herderschen Arbeitsheftes.

ein geradezu mustergültiges Beispiel gegeben. Bestimmter daher formulirt diesmal Herder was Noth thue. „Wo", ruft er aus, „ist ein Schutzengel der griechischen Litteratur in Deutschland, der, an der Spitze von allen, zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind?" Grammatik, Philosophie, Aesthetik, geschichtliche Betrachtung — all' das zusammen sind die Bedingungen eines echten Studiums der Griechen, und die philosophischen Deutschen vor Allem würden im Stande sein, den philosophischen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen. Echte Uebersetzungen sodann. Wieder einmal eine Forderung der Litteraturbriefe aufnehmend, aber sie zugleich steigernd, schaut der Fragmentist in erster Linie nach einer den Vater der Dichtkunst, den Homer erschöpfend erschließenden Uebersetzung aus, einer Uebersetzung, die das ganze Leben eines Gelehrten werde „und uns Homer zeigt, wie er ist und was er für uns sein kann". Treu und beileibe nicht verschönert sei diese Uebersetzung; sie zeige den Homer ganz wie er ist in seiner alten einfältigen Tracht. Blackwells schöne Untersuchung, durch welchen Zusammenfluß von natürlichen Ursachen dieser Dichter entstehen konnte, mit ähnlichen anderen, bilde die Einleitung. Anmerkungen und Erläuterungen „in hohem kritischen Geist" müßten die Uebersetzung begleiten, bei der er endlich — trotz des früheren Protestes gegen deutsche Hexameter — den Hexameter „ungern vermissen würde", wäre es auch nur, um uns auf die Unzulänglichkeit unserer Sprache und Poesie aufmerksam zu machen. Er verlangt weiter, daß auch die Tragiker, auch Pindar übersetzt werde. Mehr, viel mehr noch: — eine Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit von einem zweiten Winckelmann [1]). Diese Geschichte „soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben, nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter" in urkundlicher Weise lehren; sie soll — eben wie Winckelmanns Geschichte der Kunst — „keine bloße Erzählung der Zeitfolge", sondern in Eins zugleich ein innerlich geordnetes System, der „Versuch eines Lehrgebäudes" sein. Und er deutet an, welch ein „Ocean von Betrachtungen" über das Wesen, die Eigenthümlichkeit und die bedingenden Ursachen der griechischen Dichtkunst dabei auszuschöpfen wäre. Sie zeige ferner „das Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten", charakterisire die äußere Kunstform ihrer Werke, verfolge die Perioden der griechischen Poesie — das Alles, wohlgemerkt, mit pragmatischer Anwendung auf unsere Zeiten und unsere Dichtung. „Ein Ocean von Betrachtungen", so ruft er noch einmal, „in den sich bloß ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann."

[1]) Daß er sich selbst mit der Hoffnung und dem Vorsatz trug, ein solcher zweiter Winckelmann zu werden, geht deutlich aus einer Stelle jenes „Kritischen Wäldchens" über Winckelmanns Kunstgeschichte hervor, das wir später kennen lernen werden: „welch ein Wunsch wäre es, in Weisheit und Dichterei der Griechen mir selbst das sein zu können, was Winckelmann in Absicht auf die Erklärung ihrer Kunst geworden!"

Vielleicht daß uns heute alle diese Forderungen als selbstverständlich erscheinen; vielleicht auch, daß dem Einen oder Andern die hastige Folge, in der dieselben vorgeführt werden, etwas wie Schwindel erregt. Allein die Wahrheit ist, daß uns dieselben deshalb selbstverständlich erscheinen, weil wir heut seit lange eine solche Philologie, wie Herder sie forderte, solche Uebersetzungen und eine solche Geschichte griechischer Poesie und Philosophie wirklich besitzen; daß andererseits gerade dies lebhafte, zudringliche, spornende Aufgabenstellen wesentlich dazu beigetragen hat, daß wir das Alles heut besitzen. Daß zuerst Bürger und Stolberg, dann Voß uns einen deutschen Homer zu geben unternahmen, war mittelbar wenigstens eine Folge der von dem Fragmentisten gegebenen Anregung. Ganz unmittelbar aus der Lectüre der Fragmente, wenn auch keinesweges daraus allein, sind die philologischen Erstlingsschriften Friedrich Schlegels hervorgegangen. Geweckt durch jene Herderschen Sätze schrieb derselbe, in bewußtem Wetteifer mit Winckelmann, seine Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie“ und seinen Torso einer Geschichte der Poesie der Griechen und Römer. Es war ein erster höchst achtungswerther Versuch, der fruchtbare Keim, aus dem unsere heutige Geschichtschreibung der griechischen Litteratur erwachsen ist [1].

Man kann füglich sagen, daß die folgenden Abschnitte der Fragmente den besten Beweis liefern, wie begründet die Herderschen Desiderata waren. Seine eigene Kenntniß der Griechen war für jetzt nur wenig gründlicher als die der Dichter, die er nun auf ihr Verhältniß zu den griechischen Vorbildern ansieht; sie berechtigte ihn kaum zur Beantwortung der Frage, wie weit wir es bisher in Nachbildung der Griechen gebracht haben, und mehrere seiner Urtheile sind in der That genau so unzulänglich wie die von ihm im Princip verurtheilte Nachahmerei. Er kannte seinen Homer gut genug und hatte überflüssig genug Verständniß für den epischen Geist desselben, um, trotz aller Parteilichkeit für Klopstock, jede Vergleichung zwischen diesem und dem Sänger der Ilias mit dem Hinweis auf den Mangel an Handlung und sinnlicher Anschaulichkeit in der Messiade zurückzuweisen. Statt indeß zu wiederholen, was schon in dem Gespräch zwischen dem Christen und dem Rabbi zur Sprache gekommen war, zieht er es an dieser Stelle vor, mit dem Fll der Litteraturbriefe wegen der hingeworfenen Bemerkung anzubinden, daß Homer ebenso wenig von allen Griechen verstanden worden sei, wie Klopstock von allen Deutschen, und weiter über den Ausdruck *καλὸς κἀγαθός* sich in Erörterungen zu ergehen, die trotz der Hülfe, die ihm Hamann dabei geleistet [2], recht sehr schülermäßig sind. Man liest diese Erörterungen nur, um sich zwischendurch einiger allgemeinen Bemerkungen zu freuen. Er hat ganz Recht z. B., wenn er das Studium der wechselnden Bedeutung solcher ethischen Prädicate zur Kenntniß des

---

[1]) S. in meiner Schrift über die romantische Schule, S. 179 und 193 ff.

[2]) Vgl. LB. I, 2, 121 und 129, vgl. 257.

Charakters der Völker und Zeiten empfiehlt, oder wenn er nichts von den verzeichneten Griechen in den Schriften eines Wieland, Iselin, Wegelin wissen will [1]).

Gehaltvoller ist der nächste, „Pindar und der Dithyrambensänger" überschriebene Abschnitt, zu dem sich die Elemente schon in jener Königsberger Recension über Willamow finden. Nicht als ob sich hier eine tiefere Einsicht in die Pindarische Dichtweise offenbarte, als sie ein geistvoller und begeisterter Autodidakt haben konnte: aber anziehend und sinnreich ist der Versuch, das Wesen des Dithyrambus aus der Geschichte seiner muthmaaßlichen Entstehung mit Hülfe einiger Notizen bei den Alten zu ermitteln — ein Versuch, der wieder jene allgemeine Anschauung von den Lebensschicksalen aller Poesie zur Voraussetzung hat. Das Dithyrambische ist ihm das Product einer noch ganz rohen und sinnlichen Zeit, und demgemäß fällt er die Entscheidung, daß es ein Unding sei, heutzutage Dithyramben zu dichten. Er erhärtet dieses Urtheil durch eine vortreffliche, ins Einzelne gehende Kritik der Willamowschen Dithyramben, mit der er zugleich die Grillosche in den Litteraturbriefen verdrängen will, und schließt in bester Laune mit einem Trinkliede, einem Paroli gleichsam auf die Dithyramben seines Landsmanns [2]). Den Hintergrund des ganzen Abschnitts bilden seine eigenen dithyrambischen und Pindarischen Exercitien, während man andererseits an die Abhandlung über die Ode erinnert wird. Schon in dieser war ihm der Ausspruch entschlüpft, daß im Gegensatz gegen die schwere Lyrik der Alten die unsrige sich in das Lied flüchte [3]). Und hier ist der Punkt, wo wir recht deutlich beobachten können, wie unser Kritiker zwischen einer gebundneren und einer freieren, einer mehr conservativen und einer mehr radicalen Ansicht schwankt. Das eine Mal will er das Vorurtheil der Zeit für die normative Geltung der antiken Muster nur läutern, vergründlichen, über sich selbst verständigen: das andere Mal reißt ihn sein Originalitätsprincip zur Forderung und Hoffnung einer ganz neuen Poesie fort. Er möchte Homer, die Tragiker, Pindar übersetzt wissen und bei einer Homerübersetzung Hexameter nicht gern vermissen: — eine kleine Wendung des Standpunkts, und er glaubt zu sehen, daß die Natur unserer Sprache solche Uebersetzungen eigentlich nicht zulasse und sich dem Hexameter weigere. Er ringt selbst mit Pindar und häuft dithyrambischen Parenthyrsus über

---

[1]) Darüber, daß er dabei irrthümlich Wegelins „Letzte Gespräche Sokrates und seiner Freunde" für ein Werk Wielands hielt, vgl. Suphans Anm. SWS. I, 542. Schon Ch. H. Schmid, Zusätze zur Theorie der Poesie, vierte Sammlung, S. 164 rückt Herdern die Verwechselung vor.

[2]) Das Trinklied mit vielen Varianten in Herders Diarium, als z. B. Strophe 9:

Griechen, euch begeister' immer
Dithyrambenwuth:
Mich begeistert Wein und Frauenzimmer
Doch — nur bis zu Lessings Gluth.

[3]) LW. I, 3, a, 77.

antiken und modernen Stoffen: — nur eine kurze Weile, und er wirft diese halsbrechenden Versuche bei Seite; als der wahre Pendant des Dithyrambus erscheint ihm ein launiges Trinklied in der Weise Lessings.

Auch seine ferneren Parallelen, offenbar, leiden gleich sehr unter dieser Unsicherheit des Standpunktes wie unter seiner mangelhaften Kenntniß der Griechen. Wenn im Folgenden Gleim als der deutsche Anakreon und, seiner Grenadierlieder wegen, als „noch mehr als Tyrtäus" gepriesen wird, so müssen wir uns, um den Kritiker nicht gar zu ungriechisch zu finden, erinnern, daß auch Lessing den Grenadier mit Tyrtäus verglichen hatte. Schlimmer freilich, wenn er sich durch einen Scherz Lessings in den Litteraturbriefen zu dem Ausruf über Gerstenberg verleiten läßt: „siehe, hier ist mehr als Alciphron!" Richtiger fällt das Urtheil über den von den Zeitgenossen so viel bewunderten Idyllendichter Geßner und die an hingeworfenen Poesien so fruchtbare Karschin. Die Letztere ist nicht die deutsche Sappho und der Erstere nicht Theokrit. Die auf Theokrit und Geßner bezügliche Auseinandersetzung knüpft sich an Erörterungen über den Begriff des Idylls, welche die von Mendelssohn in den Litteraturbriefen entwickelte Idyllentheorie wie ein geliehenes Capital benutzen, das erst in der Hand des Borgers Gewinn abwirft. Da werden in die trockene Zergliederung Mendelssohns die Sätze hineingeworfen, daß Leidenschaft und Empfindung, sinnlich dargestellt, das A und O der Poesie sei, und daß „die Natur verschönern" etwas Anderes sagen wolle, als sie durch ein fingirtes Vollkommenheitsideal verdrängen und vertünchen. Da macht sich, gegenüber dem logischen Eintheilungs- und Definitionsverfahren Mendelssohns, die Tendenz bemerklich, die litterarhistorischen Kategorien eben historisch, durch Beobachtung und Vergleichung der Beispiele, zu bestimmen, und diese Tendenz endlich verbindet sich auch hier wieder mit der anderen, das allmähliche Werden der echten Kunstform jeder Dichtungsgattung aus unvollkommenen Anfängen heraus zu verfolgen. Das, was Herder in dieser Beziehung, ausführlicher hinsichtlich des Dithyrambus, kürzer hinsichtlich des Idylls, versucht, zeigt, daß in seinem Kopfe die Idee eines Romans von den Lebensaltern der einzelnen Dichtungsgattungen lebte, analog dem von den Lebensaltern der Sprache. Wir würden mehr davon lesen, wir würden den schätzbarsten Beitrag zu der von ihm geforderten Geschichte der griechischen Dichtkunst haben, wenn er die Abhandlung „über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart" nicht zurückgezogen hätte, weil sie ihm, wie er sagt, nicht genug that.

VIII.

Die Dritte Sammlung.

Eine ganz andere Wendung als die Zweite nimmt sofort die Dritte Fragmentensammlung, obwohl sie das allgemeine Thema: Vergleichung der

deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen fortsetzt. Die Nachahmung der orientalischen Vorbilder hatte der Fragmentist in so enge Grenzen eingeschränkt, daß die Einschränkung fast einem Verbote gleich kam. Zur Nachahmung der Griechen hinwiederum hatte er, vorausgesetzt nur, daß sie in der rechten Weise geschähe, aufgemuntert. Gegen die Nachbildung der Römer spielt er den Trumpf aus, daß die römische Litteratur mehr nachtheilig als vortheilhaft auf die deutsche gewirkt habe, und daß im Ganzen und Großen nichts so sehr zu wünschen sei als „vom römischen Joche" uns zu befreien. Hier also gewinnt der radicale Gesichtspunkt die Oberhand; hier vor Allem nimmt, unter dem mitwirkenden Einfluß seines Lebens und Wirkens in Riga, seine Grundforderung, daß unsere Litteratur sich auf eigene Füße zu stellen habe, die Farbe deutsch-nationalen Patriotismus an, und mit dem Eifern endlich für das Nationale mischt sich das Dringen auf das Volksmäßige, allgemein Verständliche.

Mit einem wahrhaft großen Geschichtsblick beginnt er. Er hatte gleich in der Vorrede zu den Fragmenten als Grundlage für die echte Kritik der litterarischen Erscheinungen einer Nation eine Geschichte der betreffenden Litteratur; er hatte als ein Hauptstück zur vollen Kenntniß der Griechen eine Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weltweisheit gefordert, und ein Bild entworfen, wie eine solche beschaffen sein müsse. Jetzt erweitern sich diese Forderungen zu der einer allgemeinen Litteraturgeschichte. Wie so oft bei diesem Manne: eine einmal erregte Gedankenwelle pflanzt sich fort, schlägt größere und immer größere Kreise, denen zuletzt das Auge nur mühsam noch zu folgen vermag. So hier. Mit wenigen starken Zügen, die dann erst viele Jahre später, in der siebenten Sammlung der Humanitätsbriefe weitere Ausführung fanden, skizzirt er zunächst das Werden der modernen Litteratur aus dem Zusammengähren griechischer, römischer, nordisch-barbarischer und hellenistisch-orientalischer Einflüsse. Er stellt die Idee hin, daß ein historisch-philosophischer Scheidekünstler diesen modernen Geschmack in seine Theile auflösen möchte. Nun aber die größere Aufgabe, das Werden dieses modernen Geschmacks nach rückwärts zu verfolgen, zu erforschen, „wie nach den verschiedenen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen hat"! Und wieder tritt für Herder diese allgemeine Litteraturgeschichte in den Dienst eines noch weiteren Plans; am äußersten Horizont taucht seinem Blicke eine Geschichte des menschlichen Geistes auf. Solch ein litteraturgeschichtliches Werk „würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain und Geschichte des menschlichen Verstandes wieder adeln".

Doch er ruft sich für diesmal zu einem einzelnen Capitel jener Werdegeschichte der neueren Litteratur zurück. Nur vom Einfluß des römischen auf den deutschen Geist soll diesmal die Rede sein.

Seit und mit der Einführung des Christenthums, so führt er aus, hat sich jener Geist, nachdem unsere tapferen Vorfahren sich zuerst gegen die Sprache

der römischen Unterjocher gewehrt, — seit Karl dem Großen hat er sich verhängnißvoll geltend gemacht. Mönche und fränkische Priesterhorden führten den schlechtesten römischen Geist und die schlechteste römische Sprache in Deutschland ein. Es sei, daß sie zugleich Bringer einer höheren Cultur waren: unersetzlich bleibt unter allen Umständen der Schade, daß uns damit die Eigenheit unseres Geistes und unserer Sprache, unser Nationalcharakter geraubt wurde. Auch beim Anfang der neuen Zeit aber kleideten sich alsbald die wiederauflebenden Wissenschaften wieder in eine neurömische Form; der Zustand der Gelehrsamkeit, Litteratur und Bildung bekam und behielt eine überwiegend lateinische Färbung. Der Darsteller verweilt dann zunächst bei dem Verderben unserer Sprache; wie dieselbe gegen das Latein zurückgesetzt, latinisirt und französirt, dann von Gottsched doch auch wieder über den lateinischen Leisten geschlagen worden sei. Und statt dessen rühmt er nun unsere ältere deutsche Sprache, weist er, unter Anerkennung der hier einschlagenden Verdienste der Schweizer, zurück auf die Sprache zur Zeit der schwäbischen Kaiser, auf die Sprache Luthers, Opitzens, Lohensteins. Man sieht, hier wird sehr Entlegenes und Verschiedenes zusammengeworfen. Einfach und klar ist nichtsdestoweniger das allgemeine Princip. Schon in der ersten Fragmentensammlung (S. 50) hatte er gemahnt, aus den Zeiten der Meistersänger, des Opitz, Logau und Luther die Idiotismen zu sammeln. Jetzt erweitert er die Forderung: aber das Idiotistische, das Ureigene bleibt sein Hauptgesichtspunkt. Wie die Dichter „Nachahmer ihrer selbst" werden sollen, so hat sich die deutsche Sprache „zum Urbilde ihrer selbst" zurückzubilden. Es gilt, „in dem Kothe der alten deutschen Ennius Gold zu suchen", das heißt: „nachzuforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke" und ihr die abgegangenen Kräfte von dorther zu ersetzen.

Der verderbliche Einfluß der lateinischen Sprache erstreckt sich aber weiter. Sie fesselt durch die Herrschaft, die sie in unserer Erziehung, unseren Schulen ausübt, unsere ganze Bildung. Wir stehen mit dieser Behauptung an dem schon früher hervorgehobenen Coincidenzpunkt von Herders pädagogischer und litterarischer Thätigkeit [1]). Der Pedantismus der lateinischen Erziehung hemmt den Schwung der jungen Seelen und hält das keimende Genie nieder; um auch nur brauchbare, fürs Leben brauchbare Männer zu bilden, ist eine auf die Realwissenschaften gerichtete Erziehung vorzuziehen; und selbst die gelehrte Bildung, wenn sie zu einseitig auf das Latein gerichtet ist, erzeugt geistlose Nachahmer statt freier Nacheiferer.

Mehr noch. Ein lateinischer Geist ist leider selbst in den Kern der Wissenschaften eingedrungen. Als das Vehiculum der scholastischen Philosophie hat die lateinische Sprache mit ihrer Terminologie dazu beigetragen, das Selbstdenken zu ertödten. Damit schlingt sich die Ausführung des Frag-

[1]) Vgl. oben im ersten Abschnitt dieses Buches, S. 85. 86.

mentisten zu den Andeutungen der Ersten Sammlung über den Zusammenhang von Sprache und Gedanken zurück. Fortgerissen von dieser Lieblingsmaterie entwickelt er, mit Hinblick auf Abbt, das Ideal einer Darstellungsweise, wie sie — man erinnert sich dieser Partie aus unserer Charakteristik seiner eigenen Popularschriftstellerei [1]) — in echten Volksschriften herrschen müßte. Noch beredter verfolgt er denselben Gedanken in Beziehung auf die Aufgabe des Dichters. Er zeigt, wie hier nur durch ein schöpferisches Wunder die lebendige Empfindung mit dem Ausdruck, dem scheinbar dagegen incommensurablen Worte vermählt werden könne, und wie eben darauf der Verfall der Poesie beruhe, wenn die natürliche und unmittelbare Einheit von Gedanke und Ausdruck zerrissen, wenn die Dichterei der „Mutter Natur entführt", zur „Tochter der Künstelei" werde, und von selbst ergiebt sich daraus der Satz: nur in der Muttersprache kann man dichten; nur Eine Sprache überhaupt kann man vollkommen beherrschen — der echte Originalschriftsteller ist allemal ein Nationalautor. Als solcher — das ist eine weitere Consequenz — muß auch jeder fremde Autor genommen, erklärt und genossen werden. Was Herder hier von der rechten Art der Interpretation der Alten sagt, erinnert an Hamanns Bekenntnisse im zweiten der Hellenistischen Briefe über seine Art, die Alten zu lesen — unbekümmert um die Noten „gelehrter Aristarche" [2]). Vieles freilich geht für immer mit dem Tode der ausgestorbenen Sprache verloren. Aber es ist darum doch nicht nöthig, „die Alten als todte Männer" zu behandeln — wozu sie uns „das verwünschte Wort klassisch" gemacht hat! Horaz erklären heißt „ihn als einen lebenden Dichter betrachten, der über diesen Vorfall, zu diesem Zwecke so schrieb und schreiben mußte", heißt „ihn erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln und mündlich von ihm lernen, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären und alle drei beleben". Mit der Untersuchung endlich, wiefern auch in der Philosophie Gedanke am Ausdruck haften könne und müsse, schließt Herder diese ganze Reihe von Betrachtungen. Wir kennen diese Untersuchung bereits. Denn sie war uns von Wichtigkeit bei dem Nachweis, welche Gedankenelemente Herder dem Unterrichte Kants verdanke [3]). Sie ist übrigens weniger durchsichtig und überzeugend als das Vorangegangene, und sie fügt nichts Neues zu der Behauptung hinzu, an deren Beweis sich alle diese Excurse anschlossen — zu der Behauptung, daß, wie nützlich immer die lateinische Sprache als „Werkzeug der Gelehrsamkeit" sei, ihr Einfluß doch den nationalen Geist, die Freiheit und Originalität des Denkens und des Schreibens beeinträchtigt habe. —

Nach diesen Prämissen nun — wer erwartete nicht, daß über die Nach-

---

[1]) Vgl. oben S. 95 ff.

[2]) Hamanns Schriften II, 213. 214.

[3]) Vgl. oben im zweiten Abschnitt des ersten Buchs S. 42. 43.

ahmungen und Nachbildungen lateinischer Muster in unserer neueren Litteratur ein hartes, ein härteres Urtheil werde gefällt werden als über die deutschen Orientalen und die deutschen Griechen? Diese Erwartung jedoch trügt. Der Abschnitt „von einigen Nachbildungen der Römer" (S. 70 ff.) enthält so wenig eine eigentliche Illustration der so eben wiedergegebenen Auseinandersetzungen, so wenig Rückbeziehung auf dieselben, daß darin nicht sowohl ein Schwanken zwischen einer zurückhaltenderen und einer durchgreifenderen Ansicht, als vielmehr ein Fortschritt von jener zu dieser wird gefunden werden müssen. Man wird mit der Annahme nicht irre gehen, daß die meisten dieser Vergleichungen schon geschrieben waren, als jene längere Abhandlung noch nicht existirte. Sie wurde offenbar nachträglich hinzugefügt und vorangestellt. Jene Capitel tragen das Gepräge einer viel größeren Abhängigkeit von den Litteraturbriefen: diese ist ein freier Erguß des Verfassers, der nur überflüssiger Weise und, wie um von dem Kostüm nicht abzuweichen, hie und da auf Stellen der Litteraturbriefe Bezug nimmt.

Ganz bestimmt zu constatiren ist die frühe Abfassung des Abschnitts „Von der Horazischen Ode"; denn es sind die Mittheilungen eines Hamannschen Briefes vom 29. August 1765, die hier der Fragmentist ganz einfach seinem Buche einverleibt. Das Beste, was er über die Ode zu sagen hatte, behielt er der mehrerwähnten, unvollendet gebliebenen Odenabhandlung vor, auf die er hier mit einem „vielleicht" verweist. Dort würde er die Ode als einen „Proteus unter den Nationen" geschichtlich verfolgt, würde die verschiedenen Gegenstände der Ode, ihre sprachlichen und rhythmischen Eigenthümlichkeiten untersucht, ihre verschiedenen Arten — die Ode „des Affects", die Ode „der Handlung" — unterschieden, würde sie als „das erstgeborene Kind der Empfindung", als die Quelle aller übrigen Dichtungsgattungen dargestellt, — er würde in die so nach allen Seiten hin sich vollendende Theorie der Ode das Meiste von dem hineingearbeitet haben, was in den Fragmenten bei verschiedenen Anlässen über das Wesen der Poesie und deren Lebensalter vorgetragen wird, und würde endlich gleichfalls eine Parallele zwischen den Alten und den Neueren gezogen haben [1]). Hier dagegen hält er sich in engerem Rahmen. Die Beziehung auf Horaz verbietet ihm sogar ein näheres Eingehen auf Klopstock, dessen Oden nur im Vorbeigehen als „Selbstgespräche des Herzens" charakterisirt werden. Ein fast uneingeschränktes Lob — erhält Ramler, als ein echter Dichter, ein „vollkommenes Muster der Ode", und nur ganz bescheiden schleicht sich die Bemerkung ein, daß „doch vielleicht Horaz dieses große Genie oft zu sehr feßle"!

Unbedeutend würde auch der Abschnitt „Vom Lucrezischen Gedicht" sein, wenn derselbe bloß bei den wenigen Bemerkungen über Haller, Withof und Creuz als über unsere „deutschen Lucreze" stehen bliebe: interessant wird

---

[1]) S. die Abhandlung über die Ode, LB. I, 3, a, 61 ff.; 97.

derselbe erst da, wo der Verfasser die Idee eines Lehrgedichts entwickelt, „würdig, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen“. Die Idee ist charakteristisch für den Standpunkt unserer damaligen Poesie, charakteristischer noch für den Geist Herders, sofern sich poetische und philosophische Neigungen in ihm stritten, und die tiefste Empfindungsfähigkeit in ihm neben unzulänglicher, durch Reflexion gehemmter poetischer Schöpfungskraft sich regte. Im Streit gegen seine Zeit zeigt er sich so immer wieder zugleich als deren Kind und Zögling. Daher geht der Erklärung, daß unsere Gegenwart „der Tod der Poesie“ sei, und dem Hinweis auf Natur- und Volkspoesie beständig der Versuch zur Seite, den Boden der Reflexion selbst für wahrhaft poetische Hervorbringungen urbar zu machen. Er formulirte doch im Grunde nur die durchschnittliche Leistungsfähigkeit unserer damaligen Litteratur, wenn er seinen Zeitgenossen und Landsleuten wiederholt die Prose des guten gesunden Verstandes und die philosophische Poesie als Uebungsfeld zuwies. Er selbst befleißigte sich ununterbrochen solcher Uebungen; er selbst schrieb unter Anderm, schrieb wieder, entwarf und corrigirte an einem Lehrgedicht vom Menschen. Ein solches Lehrgedicht vom Menschen eben erklärt er hier für ein Maximum möglicher Poesie. Noch mehrere Jahre später gesteht er in einem Briefe an Merck [1]), daß er in dieser Materie an Schwärmerei ganz unerschöpflich gewesen sei und spricht sein Bedauern über den theilweisen Verlust seiner eigenen Fragmente „einer philosophischen Epopöe über die Seele“ aus. Wir sind, angesichts der noch vorhandenen Bruchstücke [2]), außer Stande, dieses Bedauern zu theilen. Wohl lebte in ihm das Bedürfniß nach echter, ursprünglicher, freiwillig und unmittelbar der Brust entströmender Poesie wie kaum in einem Zweiten seiner Zeitgenossen. Allein ein schöpferisches Genie war nöthig, um den Punkt wirklich zu treffen, wo seine Forderungen erfüllt, dies sein Bedürfniß befriedigt werden konnte. Er selbst verlegte die Verwirklichung der Idee, die ihm als Ahnung vorschwebte, an einen falschen Ort. Mit Recht sah er sich nach einem Gedicht um, „das alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte“, das „die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele wäre“. Auf dem Boden der Lyrik, wohin ihn seine Theorie des Liedes und sein Geschmack für Volkslieder, und auf dem Boden des Dramas, wohin ihn seine Shakespearestudien wiesen, hätte er es suchen sollen. Er suchte es, sucht es wenigstens hier auf dem Boden der didaktischen Dichtung und in der unmittelbaren Nähe der Philosophie. Er verwechselte die tief innerliche, seelische Wirkung und den seelischen Ursprung der Poesie mit dem aus dem Seelenleben zu schöpfenden Stoff der Dichtung. So führt er mit Enthusiasmus den Gedanken aus, daß ein poetisches Genie ersten Ranges sich der philosophischen Specu-

---

[1]) April 1771, LB. III, 368.

[2]) Mittheilungen darüber giebt Suphan in der Anmerkung SWS. I, 547. 548.

lationen über die Seele bemächtigte, jeder psychologischen Wahrheit sinnliches Leben gäbe, von seiner göttlichen Höhe aus den ganzen dunklen Grund der Seele überschaute, und, was er da gesehen und selbst gefühlt, in uns zu wirken wüßte; — und er zweifelt nicht, daß eine solche Dichtung ergreifender sein würde als Epopöe oder Drama, „die immer nur eine oder wenige Saiten des Herzens anrühren können". Als ob das Farbenspiel des Lichtes nicht vielmehr dadurch bedingt wäre, daß es, statt nur sich selbst zu beleuchten, sich tausendfältig an den Gegenständen bricht! Es bildet dieser Fehlgriff Herders eine genaue Parallele zu dem Irrthum Klopstocks, wenn dieser die höchste poetische Wirkung dadurch zu erreichen meinte, daß er einen noch über der Poesie hinausliegenden Stoff, das große Thema der Religion, die Thatsache der Erlösung zu besingen unternahm. Es ist die Fortsetzung der Klopstockschen, von Herder selbst (Fgm. III, 202) angemerkten Schwäche, immer nur in der Welt der Gedanken und Empfindungen zu verweilen und sogar seine Gleichnisse aus der Region des Geistes zu entnehmen.

Schon Hamann hob mit Recht den „entsetzlichen Abfall des Endes zum Anfang der dritten Fragmentensammlung" hervor[1]). Er wird damit nicht bloß den „Anhang von einigen Streitigkeiten der Litteraturbriefe mit Wieland, Cramer, Klopstock" (Fgm. III, 295 ff.) gemeint haben. Auch die Abschnitte von der Elegie und von der Horazischen Satire sind nichts weniger als illustrirende Ergänzungsstücke zu der großen einleitenden Hauptabhandlung. Es sind offenbar bloße Füllsteine, die zu den ausgeschriebenen Stücken der Litteraturbriefe kaum irgend etwas der Rede Werthes hinzufügen, im ersten Wurf niedergeschriebene Anmerkungen, aus denen erst bei einer zweiten oder dritten Redaction etwas hätte gemacht werden können, und später wirklich gemacht wurde. Die Zustimmung aber vollends, mit welcher das Abbtsche Urtheil hingenommen wird, daß Klotz in seinen lateinisch geschriebenen Satiren der echte Nachfolger des Horaz und obenein ein Stück Juvenal sei, steht mit dem Inhalt der einleitenden Abhandlung geradezu in Widerstreit. Erst die nun folgenden Abschnitte über das Verhältniß unserer heutigen zur ciceronianischen Beredsamkeit stimmen wieder zu jener Abhandlung. Das macht: sie waren, reif und viel überdacht, im Zusammenhang mit Herders Kanzelpraxis entstanden[2]); der Redner Herder besaß die Originalität, die dem Dichter Herder fehlte, und deren Grenze er daher auch bei der Kritik der zeitgenössischen dichterischen Hervorbringungen nur mit schwankendem Urtheil zu bestimmen im Stande war.

Zwischen die einleitende Abhandlung jedoch und die eben besprochenen Stücke findet sich in unserer Sammlung eine andere Abhandlung (S. 123 bis 169) eingeschoben, die das Hauptthema, die Frage über die rechte Art der

---

[1]) LB. I, 2, 261.

[2]) Vgl. oben im ersten Abschnitt dieses Buchs, S. 90.

Nachahmung der Alten, von einer besonderen Seite, gleichsam in einem Querdurchschnitt, beleuchtet. Nicht die Litteraturbriefe, sondern einige armselige Bemerkungen Klotzens in seinen kürzlich erschienenen Epistolae Homericae werden zum Anlaß, „vom neueren Gebrauch der Mythologie“ ausführlicher zu handeln als bisher schon hie und da im Vorbeigehen geschehen war. Wir dürfen die höfliche Auseinandersetzung mit Klotz und die Polemik gegen ein paar Recensenten in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und den Litteraturbriefen bei Seite lassen, um zu dem Kern der Herderschen Ausführungen vorzudringen. Derselbe ist genau analog mit dem für alle Nachahmung der Alten überhaupt aufgestellten Kanon. Die Nachahmung, hieß es, werde selbst original, und das wird sie, sobald sie den Alten ihre Kunst, ihre Art und Weise, ihren dichterischen Geist abgewinnt. Ebenso: der moderne Dichter brauche immerhin die alte oder jede andere Mythologie, aber nicht als entlehnten, äußerlichen Schmuck, als todte, gelehrte Bilderkrämerei, sondern brauche sie „mit einer neuen schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand.“ Mit einer kunstvollen Hand. Unter mehreren hier einschlagenden Winken ist einer, der so bestimmt wohl kaum gegeben worden wäre, hätte der Fragmentist nicht bereits Lessings Laokoon gelesen; er räth, sich vor der Mythologie zu hüten, die durch einzelne Bilder spricht, damit nicht spielende und gezwungene Allegorie daraus werde, dagegen sich ihrer in Handlung zu bedienen. Vor Allem aber mit schöpferischer Hand. Erst hier stoßen wir auf den tiefsten Punkt der ganzen Auseinandersetzung. Die Mythologie der Alten nämlich ist in Wahrheit ihre größte poetische Leistung. Gewöhnliche Menschen, natürliche Begebenheiten, die Geschichte und die umgebende Natur wußten sie „schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen“ — das, und nichts Anderes ist ihre Mythologie. Das, was den ursprünglichen Stoff zu derselben bildete — „Himmel!“ ruft Herder und hatte er fast wörtlich schon in der Odenabhandlung[1]) gerufen, „das habe ich Alles in meinem Lande, in meiner Geschichte; rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber Eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauern, um euch nur zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden!“ Und was also folgt daraus? Schon Hamann hatte sich darüber vernehmen lassen. „Mythologie hin, Mythologie her!“ heißt es in der Aesthetica in nuce, „Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur — und Nieuwentyts, Newtons und Buffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? — — Freilich sollten sie es thun, und würden es auch thun, wenn sie nur könnten. Warum geschieht es

[1]) LW. I, 3, a, 72.

denn nicht? — weil es unmöglich ist, sagen eure Poeten" [1]). Die ziemlich orakelmäßig klingenden Worte Hamanns werden bei Herder zu ebenso verständlichen wie treffenden Mahnungen; nur daß er weniger scharf gegen die „abgeschmackte Fabellehre" abschneidet, allen verständigen Gebrauch derselben verstattet und vor Allem die Einbildungskraft der heutigen Poeten methodisch durch sie gebildet wissen will. Wenn doch die alte Mythologie aufs Sinnigste und Gefälligste allegorisirt und personificirt: so belausche man dies Thun der dichterischen Einbildungskraft der Griechen, man lerne von ihnen die Kunst zu allegorisiren; und man wende sie an auf den „Ocean von Erfindungen und Besonderheiten", der uns umfließt, auf die „neue Welt von Entdeckungen", die uns umgiebt. „Kurz, als poetische Heuristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden." So hören wir denn hier aus Herders Munde zuerst den Gedanken an die Möglichkeit einer ganz neuen Mythologie, die für unsere Dichter wäre, was für die alten die ihrige — diesen Gedanken, der später in schärferer Zuspitzung und in anspruchsvollerer Weise von Friedrich Schlegel und von Schelling von Neuem vorgebracht wurde [2]). Herders Weise ist es überhaupt nicht, so scharf doctrinär zu pointiren und einzelne Einfälle mit absichtlicher Paradoxie zu übertreiben. Er ist überdies, trotz alles neuernden Vorwärtsdrängens, zu abhängig von dem thatsächlichen Zustande der zeitgenössischen Dichtung, als daß er eine so weit vorgeschobene Position behaupten sollte. Immer wagt er sich, so lange es beim Allgemeinen bleibt, sehr weit vor, immer, sowie es zum Besondern kömmt, bleibt er dahinter zurück. Auch hier daher besteht er nicht auf seinem „Traum" einer ganz neuen Mythologie. Es ist „das Leichtere und Sichrere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gefundenes Baugerüst der Dichtkunst ist". Nur so versteht er den „heuristischen" Gebrauch der alten Mythologie, daß man aus ihrer Bilderwelt gleichsam eine neue sich zu finden wisse. Man wende die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an, lege in sie einen neuen poetischen Sinn, verändere sie hie und da, um einen neuen Zweck zu erreichen — genug, man schalte „als Hausherr und Besitzer" mit den überkommenen Materialien. Er erläutert seine Meinung — wiederum an Ramler, und ist also genügsam genug, die gewandte Kostümkunst, mit welcher dieser bald dies bald jenes Stück aus der Garderobekammer der alten Mythologie für seine modernen Bedürfnisse zurechtschnitt und aufputzte, schon für originelle und echte Poesie zu erklären. Er erläutert das, was er will, aber auch an einigen Lessingschen Fabeln und einigen Gerstenbergschen Tändeleien. Er nennt es den „am meisten dichterischen Gebrauch der Fabellehre", wenn man so wie diese Beiden eine Naturerscheinung, eine Erfindung, eine Begebenheit sinnig, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön mit Verwendung

[1]) Hamanns Schriften II, 280.

[2]) S. in meiner Schrift Die romantische Schule, S. 648. 649 und 692. 693.

der Anschauungen der alten Mythologie zu erklären sucht. In solcher Weise erklärt die eine der Lessingschen Fabeln die Entstehung des Kameels, in solcher Weise erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses u. s. w. In eben solcher Weise hat Herder selbst von der die zärtliche Treue verewigenden Schöpfung der Turteltaube, von dem sterbenden Schwan, dem die Lyra Apolls die Gabe des Gesanges verleiht, und Aehnliches mehr gefabelt. Wir thun hier einen Blick in die Entstehung jener zarten, im Entwurf zum Theil schon damals concipirten Dichtungen¹), welche später den Namen Paramythien erhielten und die so offenbar ein Seitenstück, zugleich jedoch in ihrer weichen Farbe ein Gegenstück zu den Lessingschen Fabeln bilden.

Auch die hier entwickelte Theorie aber ist ja ganz unverkennbar ein Seitenstück zu einer Lessingschen Theorie. Von den Gedanken Hamanns zu denen Lessings fortgetragen, schreibt Herder — und er gesteht es ausdrücklich, daß ihm diese Analogie zum Leitfaden gedient — von einem heuristischen Gebrauch der Mythologie, wie Lessing einen heuristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen hatte. Wenn dieser davon gesprochen und es verbeispielt hatte, wie man aus alten, z. B. den Aesopischen Fabeln neue Fabeln erfinden könne, so spricht Herder davon, wie uns die ganze Mythologie der Alten als eine Fundgrube eigener mythologischer Erfindung dienen könne. Vielmehr aber, nicht auf diesen Hauptpunkt nur beschränkt sich die Abhängigkeit von

¹) So finden sich in einem der Rigaer Arbeitshefte, aus der Zeit von 1765 und 1766 folgende Ueberschriften: Ursprung der Frauenzimmertracht; die Erfindung der Künste und Wissenschaften; die Erfindung des Mein und Dein; die Erfindung der Buchstaben; Erfindung (sic) der Blattern; Ursprung der Verschiedenheit der Menschen, der Runzeln des Weisen, des Grübchens; Ursprung der Malerei, der Bildhauerei, der Säulenordnung. Wenn schon diese Themata das Gerstenbergsche Muster erkennen lassen, so zeigen die für die Ausführung hie und da hinzugeschriebenen Andeutungen, daß es überall auf die Verwendung mythologischer Figuren abgesehen war. Das Thema von den Blattern z. B. sollte in drei Scenen, Verse mit Prosa wechselnd, ausgeführt werden, in denen Venus, Pallas und Juno auf das Flehen des Liebhabers eine erkrankte Schöne wiederherstellen und ihr zum Andenken an die Gefahr und die Errettung drei Grübchen aufdrücken. In Versen wird ein andermal „die Schöpfung der Turteltaube" besungen. Der Liebesseufzer eines treuen Paars, welches der Tod trennt, wird durch die Gunst der Liebesgöttin beflügelt und belebt; die Göttin

Winkte, da floß der Seufzer
Lebend zusammen! Flügel,
Der Liebe Flügel wurden ihm!
Siehe! da saß der Täubchen
Girrendes erstes Brautpaar
Von Einem Liebe-Ach beseelt! —

und das girrende Taubenpaar bleibt nun das Gespann der guten Göttin, wenn ihr Wagen sich zum stillen Liebeshain herabsenkt. Das Stück in einem etwas späteren Gedichtheft aus dem Anfang der siebziger Jahre ist sinniger und anmuthiger als die gleichnamige Paramythie in den Zerstr. Bll. I, 178. — „Die Entstehung der rothen Rosen" ist die Ueberschrift eines Gedichtchens in einem anderen Rigaer Excerptenheft.

den Lessingschen Abhandlungen über die Fabel. Diese Abhandlungen, auf welche Herder schon in der allernächsten Zeit in kritischer Absicht, auf die er auch später immer und immer wieder zurückkömmt, machen ihren Einfluß in unserem ganzen Capitel von der Mythologie allerorten bemerklich. Das Recht, welches Herder der Mythologie auch für die neuere Poesie gewahrt wissen will, beruht ihm unter Anderm auch darauf, daß die mythologischen Personen „durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind" — auf demselben Grunde also, nach welchem, Lessing zufolge, in Aesops Fabel die Thiere auftreten. Da, ferner, wo Herder speciell für die Fabel das Auftreten mythologischer Figuren rechtfertigen will, stützt er sich durchaus auf Lessings Definition der Fabel, die er buchstäblich wiederholt. Da endlich, wo er von der Schwierigkeit der Schaffung einer ganz neuen Mythologie redet, begründet er dieselbe durch das nothwendige Zusammenwirken des Reductions- und des Fictionsgeistes. Es ist klar, daß er sich dessen erinnerte, was Lessing, im Anschluß an Wolf, über das zur Erfindung von Fabeln nothwendige „Princip der Reduction" gesagt hatte. Genug, die Lessingschen Fabelabhandlungen lagen aufgeschlagen neben Herder, als er seine Abhandlung vom Gebrauch der Mythologie schrieb.

Dritter Abschnitt.

Umarbeitung und Fortsetzung der Fragmente. Der Torso.

I.

Dramaturgische Fragmente.

Durch die Einschiebung der Abhandlung vom neueren Gebrauch der Mythologie waren einige andere Abschnitte, die ursprünglich der Dritten Sammlung zugedacht gewesen waren und etwas von „unseren Franzosen und Engländern" enthalten sollten[1]), verdrängt worden. Was davon vorläufig niedergeschrieben war, bezog sich fast ausschließlich auf das Drama: es handelte von der Gallicomanie im Lustspiel und vom britischen Geschmack in Trauerspielen.

Benutzen wir die Gelegenheit, auch über die bezeichneten, im Lebensbilde mitgetheilten Abschnitte[2]) hinaus, die Stellung des Fragmentisten zur dramatischen Dichtung ins Auge zu fassen.

Von vorn herein werden wir darauf gefaßt sein, daß die Ernte an durchschlagenden, neuen und treffenden Gedanken auf diesem Gebiete geringer, um Vieles geringer ist als namentlich auf dem Gebiete des Lyrischen und des Lehrhaften. Von Nicolai zu einer Recension der Lessingschen Lustspiele aufgefordert, lehnte Herder dieselbe ab, weil es dazu eines Recensenten bedürfe, der des Theaters kundiger sei[3]). Es fehlte ihm nicht bloß die Kenntniß des Theaters, sondern seine lyrisch-rhetorisch angelegte Natur, sein entschiedener Subjectivismus versagte ihm auch die Einsicht in die Compositionsweise des Dramas, für das er zunächst nur den aus dem Gesichtspunkt der Lyrik sich ergebenden Maaßstab hat, daß es einen schon milderen Affect als die Ode, nicht, wie diese, die Fülle der Empfindung, die Entzückung, sondern „Rührung und Aufweckung" zum Zweck habe[4]). Wenn er irgendwo Lessing überlegen

---

[1]) An Hamann LB. I, 2, 217; Fgm. II, 378, vgl. oben S. 128.

[2]) LB. I, 3, a, 18 ff. und 54 ff. Jetzt auch SWS. II, 207 ff.

[3]) LB. I, 2, 278, vgl. 408.

[4]) Abhandlung über die Ode, LB. I, 3, a, 83.

ist, so ist es in der Würdigung des Lyrischen: wenn irgendwo die Ueberlegenheit der Lessingschen Kritik über die seinige unbestritten ist, so ist es in Sachen des Dramas.

Nicht als ob sein beweglicher Geist nicht auch nach dieser Richtung sich zu orientiren versucht hätte. Zu diesem Zweck war er an die Uebersetzung und Commentirung der Parallèle des tragiques gegangen; zu diesem Zweck besuchte er das Rigaer Theater. Er experimentirte sogar selbst mit dramatischen Plänen, zu denen ihm der Hauptanstoß durch die Lessingschen Stücke gekommen zu sein scheint [1]). Voll Anerkennung und Bewunderung folgte er demnächst der Kritik, welche Lessing in der Dramaturgie übte, und fast ebenso lebhaft interessirten ihn die Briefe über die Wiener Schaubühne, welche Sonnenfels unter der Maske eines Franzosen in gewandtem Feuilletonstil zu schreiben angefangen hatte, um sie dann in seinem eigenen Namen fortzusetzen [2]). Endlich aber: schon damals ja hatte er sich tief in Shakespeare hineingelesen, und eben diese Vertrautheit mit Shakespeare setzte ihn später in Stand, auch unserer dramatischen Poesie eine recht eigentlich stürmische Anregung zu geben. Später. Denn für jetzt ist ihm Shakespeare doch mehr als großer Dichter denn als großer Dramatiker ans Herz gewachsen. Bei mehr als Einer Gelegenheit preist er ihn als ein echtes poetisches Genie neben Homer und Ossian, neben Pindar und Young; er hebt die lyrische Wirkung, das Rührende, die Macht der Empfindung und Leidenschaft in seinen Monologen hervor. Daneben freilich weiß er von seinen „Zaubersprüngen", von seiner Erfindungskunst zu reden, weist darauf hin, wie er den Stoff der britischen Geschichte zu benutzen verstanden, um ein „Herr über Leben und Tod" zu werden, und belehrt einen so armseligen Beurtheiler wie Dusch, daß die Bedeutung Shakespeares nicht im Colorit und in den Verzierungen, sondern im „großen, wilden Bau der Fabel", in der Entwerfung eines dramatischen Planes liege, „über dem uns beim bloßen Ansehen schwindelt" [3]). Erst

---

[1]) So findet sich in einem Octavheft der Königsberger Zeit der Entwurf eines antiken Trauerspiels Philokles; ausgeführt, und zwar in fünffüßigen Jamben, ist nur die erste und zweite Scene des ersten von drei Acten. Vgl. LB. I, 3, a, 16 in der skizzirten Vorrede zu der Parallele der Tragiker: „Plan zu einem Trauerspiel der Christ nach Lessings Juden". In einem andern Octavheft der (auch Erinnerungen III, 169 erwähnte) Plan zu einem dreiactigen Trauerspiel, Mendoza und Alvere, welches entfernt an Miß Sara Sampson erinnern kann.

[2]) Herder an Scheffner, LB. I, 2, 271. 289; KW. I, 55; über Sonnenfels: an Nicolai, ebendas. 408, vgl. im vierten Kr. W. LB. I, 3, b, 403. Die Sonnenfelsschen Briefe über die wienerische Schaubühne findet man in dessen Gesammelten Schriften (Wien 1784), Bd. V und VI wieder abgedruckt.

[3]) An Scheffner, LB. I, 2, 190, Parallele ꝛc., LB. I, 3, a, 12. 13. 14. Recension von Dusch' Briefen zur Bildung des Geschmacks, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, LB. I, 3, b, 65—67. Vgl. auch die Heranziehung Shakespeares in dem Stück über die Mosaische Schöpfungsgeschichte LB. I, 3, a, 424.

der Shakespeareaufsatz vom Jahre 1772 hat für diese verschiedenen Seiten der Beurtheilung des großen Dramatikers einen positiven Einheitspunkt gefunden: einstweilen wird auch auf ihn nur im Zusammenhang mit der allgemeinen Frage über die Bildung unserer Litteratur durch Nachahmung fremder Muster Bezug genommen, und in Betreff des Dramas hatte für diese Frage Lessing dem Fragmentisten das Beste bereits vorweggenommen. Nur wenig überhaupt gehen die dramaturgischen Bemerkungen des Letzteren über die Lessingschen in den Litteraturbriefen hinaus.

Lessings, wie männiglich bekannt, ist das Verdienst, unsere dramatische Dichtung von schiefer Nachahmerei zurückgerufen und auf das eigenthümlich Deutsche hingewiesen zu haben. Seine Polemik gegen die Gottschedsche franzöfirende Theaterreform wird in dem Herderschen Fragment „Haben wir eine französische Bühne?“ lediglich wiederholt. Sehr hübsch und mit offenbarer Erinnerung an Hamanns Fünften Brief über das Schuldrama (Schriften II, 436 ff.) nennt er unsere Bühne „ein Kind, das durch Nachahmen zu frühzeitig klug geworden“ und das daher „sehr zurückarbeiten“ müsse, „um ein Emil und ein Zögling der Natur zu werden“. Schon Lessing hatte die Vertreibung des Harlequin vom Theater die größte Harlequinade genannt, die jemals gespielt worden — Herder tritt unter Berufung auf Mösers Schrift über das Grotesk-Komische, die dann auch Lessing im achtzehnten Stück der Dramaturgie so warm empfahl, noch entschiedener für die Veredelung des Hanswurst, für die Berechtigung des Possenhaften, des Burlesken ein. „Eine Bühne in der Kindheit muß durch diese Wege gehen“ — eben das war auch Lessings, war andererseits auch Hamanns Meinung, den es gleichfalls „vor den Hefen der dramatischen Dichtkunst nicht ekelte“ und dem das Burleske nur die unentbehrliche Kehrseite des Wunderbaren war. Hatte Lessing vorzugsweise von der Tragödie gesprochen, so wendet überhaupt Herder die Frage, „ob unsere Bühne neben der französischen einen originellen Charakter behaupten könne“, nach der Seite der Komödie hin, wobei ihm eine Mendelssohnsche Stelle in den Litteraturbriefen als Unterlage dient. Er streift die Frage vom rührenden Lustspiel und vom bürgerlichen Schauspiel — allein weder jene Stelle noch seine eigenen dramatischen Studien und Erfahrungen sind der Art, daß aus seinen „hingestreuten Beobachtungen und Meinungen“ ein positives Ergebniß sich abklären könnte.

Und durchaus auf die Schultern Lessings wiederum stellt er sich in Betreff des Trauerspiels. Mit Lessing, dessen zündende Worte aus dem siebzehnten Litteraturbrief er wiederholt, hält er es mit den Engländern gegen die Franzosen, mit Shakespeare statt mit Corneille und Racine. Nur „einige bescheidene Abweichungen“ von Lessings Meinung muß er sich denn doch — in dem Fragment „Vom britischen Geschmack in Schauspielen“ — erlauben. Er hat sich dieser Abweichungen bei seiner späteren enthusiastischen Anpreisung Shakespeares nicht erinnert, wenigstens erst dann erinnert, als ihn der Goethische Götz

seinen eigenen Enthusiasmus wieder kritisch betrachten lehrte; er hätte sich Lessing, dem Verfasser der Miß Sara und des Philotas, Lessing gegenüber, der ausdrücklich Sophokles neben Shakespeare genannt hatte, seine Bemerkung schon jetzt ersparen können. Die „bescheidene Abweichung" nämlich besteht nur darin, daß er doch die Engländer und Shakespeare nicht mit Haut und Haar als Muster für das deutsche Drama angesehen wissen will. Shakespeare überschütte und betäube uns, gebe zu viel zu sehen, muthe der deutschen Schwergläubigkeit zu Fremdartiges, Unwahrscheinliches zu. In demselben Sinne spricht er in der Recension des Gerstenbergschen Ugolino [1]) von einer „schönen Mäßigung" des Briten, die ihm nicht auch seine „Untereinandermischung, sein Uebereinanderwerfen der Scenen und Empfindungen" nachmachte: — genug, ihm schwebt eine ganz eigenartig deutsche Tragödie vor. Schwebt ihm vor; denn wenn er nun fordert, daß wir zwischen Franzosen und Briten in die Mitte treten sollen, wenn er das Anziehende, Interessirende als den Charakter der deutschen Zukunftstragödie bezeichnet, so dürfen wir wohl fragen, ob sich ihm mit diesen Worten ein hinreichend bestimmter Begriff verband. Auch in dem Vorbericht zu der beabsichtigten Uebersetzung der Parallèle des tragiques lesen wir den Wunsch, der Deutsche möchte gleich viel von den handelnden Griechen, den sentimentvollen Franzosen und den malenden Briten gelernt haben — aber warum doch sprechen die Fragmente in dem Abschnitt von den Nachahmungen der Griechen nur ganz im Vorbeigehen vom Drama? In der zweiten Auflage der Zweiten Sammlung sollte das Versäumte nachgeholt, die griechisch-deutschen Parallelen sollten mit „zwei neueren tragischen Originalen", dem Lessingschen Philotas und dem Weißeschen Atreus geschlossen werden [2]) — aber gerade hier fiel dem Verfasser die Feder aus der Hand. Mit Anerkennung spricht die Ugolino-Recension davon, daß Lessings Philotas die Simplicität der Griechen sich zum Muster genommen — allein sie nennt mit gleichem Lobe Klopstocks Tod Adams!

Der Philotas nichtsdestoweniger sollte unserem Kritiker zu einer höchst wunderlichen Ausführung dramaturgischen Inhalts den Anstoß geben.

In seinem Bemühen um Hebung der Domschule hatte der wackere Rector Lindner auch die ehemaligen Redeactus neu zu beleben versucht und für diesen Zweck eine Anzahl Schuldramata verfaßt, von denen er die, welche ihm die gelungensten schienen, unter dem Titel „Beitrag zu Schulhandlungen" (Königsberg 1762) mit einer wichtigthuenden Vorrede veröffentlichte. Abbt hatte in den Litteraturbriefen das Verfehlte der Idee nachgewiesen, und, indem er im Vorbeigehen des Philotas gedachte, den „Abdolonymus" und die übrigen dramatischen Elaborate des Herrn Lindner ad acta geschrieben. Der gutmüthige Hamann hatte sich darauf in den „Fünf Hirtenbriefen über das

---

[1]) In der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, LB. I, 3, b, 134.

[2]) Vgl. unten und SWS. II, 200.

Schuldrama" seines alten Freundes gegen das „Kaiserthümerien der Kunstrichter" angenommen und in seiner geistvollen Weise der armseligen Idee des Herrn Rector die Wendung gegeben, daß es in der That die Aufgabe eines Genies sei, „die dramatische Poesie in ihre Kindheit zurückzuführen, sie zu verjüngen und zu erneuern". Herder hatte denselben Gedanken wiederholt: — aber er gab nun in seiner Weise in einem eigenen Fragment über das Schuldrama [1]) der Sache noch eine andere Wendung. Weder von einem Schuldrama noch einem Kinderdrama will der einsichtige Pädagog etwas wissen: wohl aber dürfte es — der Philotas beweist es — ein jugendliches, ein Jünglingsdrama geben. Ein richtigerer Weg zur Verjüngung der Bühne als der von Diderot empfohlene, die Stände aufs Theater zu bringen, bestände darin, wenn man Jünglingscharaktere, Jünglingssituationen darstellte. Denn ist es nicht die Bestimmung des Dramas, merkwürdige Scenen der Menschheit uns wie in verkürzter Aussicht vors Auge zu bringen? und gehören nicht Jünglingssitten, Jünglingshandlungen, jugendliche Denkarten und Scenen mit zum menschlichen Leben? ja, sind nicht Jüngling und Mann geeigneter als Knabe und Greis, uns Leidenschaften und Charaktere in ergreifender Aeußerung vorzuführen?

Das seltsamste aller Lessingschen Stücke kann nicht sinnreicher gerechtfertigt werden als durch diesen eben auch seltsamen, und auch jugendlichen Gedanken. Er gehört mit allem Schiefen, was sich einem treffenden Grundmotiv anhängt, ungefähr an denselben Platz, wohin die Idee eines Lehrgedichts über die menschliche Seele gehört. Der Gedanke war auch wohl nur ein Einfall. Wenigstens kehrt er in der später geschriebenen Recension des Ugolino nicht wieder, obgleich der Recensent mit Recht die Aehnlichkeit des tollkühnen Anselmo mit dem Lessingschen Heldenjüngling hervorhebt. Im Uebrigen zeigt diese Recension von Neuem, daß dem fein und tief empfindenden Manne das Mark des Dramas ferner lag. Es entgeht ihm nicht, daß das Gerstenbergsche „Trauergemälde" doch zu arm an Handlung ist: aber er würde auch dann schon Handlung genug in einer Tragödie finden, wenn sie nur „eine Umwälzung der Empfindungen", eine „Aggradation bis zu einem Knoten, wo sie sich lösen müssen", darstellte; das Lyrische, die „melodische Modulation, die das Drama hinunterwallet", wird ihm zur Hauptsache. Er bemerkt vollkommen richtig, daß das Stück in seiner Eintönigkeit das Mitgefühl bis zum Entsetzen, ja, bis zum Abscheu überspanne: aber wie versenkt er sich trotzdem in alle kleinsten Wendungen des lyrischen Pathos der dargestellten Charaktere! Weniger, mit Einem Wort, auf den dramatischen als auf den allgemein poetischen Werth des Stückes geht er ein, und darauf zumeist bezieht sich auch die beständig in Sicht bleibende Vergleichung mit Shakespeare; ja, ausdrücklich

[1]) Abgedruckt im zweiten Bande der SWS. S. 311 ff. unter den Materialien des zweiten Stücks des Torso.

lehnt er es ab, eine eigentlich dramaturgische Beurtheilung geben zu wollen; einzig „dem Strome seiner Empfindungen“ will er folgen und lediglich „aus dem Gefühl kritisiren“ [1]). Ganz einsichtige Bemerkungen, ohne Zweifel, die er hier, wie in den sonstigen aufs Trauerspiel bezüglichen Stücken, über die Ausnutzung der Geschichte, zumal unserer Vaterlandsgeschichte, durch den Trauerspieldichter macht: allein so unausgeführt wie sie dastehen, hätten sie schwerlich einen Götz von Berlichingen hervorgelockt. Erst nachdem Lessing seine Dramaturgie zu Ende gebracht, erst nach dem Studium der Pariser Theaterzustände mochte Herder in wirksamer Weise für ein vaterländisches Schauspiel nach Shakespeareschem Muster Propaganda machen.

Nur ein einziger Punkt noch in diesen dramaturgischen Fragmenten der Rigaer Zeit verdient Beachtung, sofern dabei neben dem „Patriotismus“ unseres Kritikers sein Eigenthümlichkeitsprincip laut wird. Nicolai hatte in den Litteraturbriefen (XII, 299 ff.) den Satz aufgestellt, daß unsere Bühne so lange nicht aus der Kindheit herauskommen werde, so lange Deutschland verschiedene Reiche in sich schließe, so lange nicht Eine Hauptstadt und Ein Fürst einen herrschenden Einfluß ausübe. Diesem Unitarismus, der am liebsten Berlin zu einem zweiten Paris gemacht hätte, stellt sich Herder mit Recht aufs Entschiedenste entgegen. Er führt aus, daß solch ein Haupttheater völlig mit dem Zustande, mit den Sitten und dem Bedürfniß Deutschlands streite, daß ein regierender Hofgeschmack eher nachtheilig wirke, daß auch Preisausschreibungen nicht das Mittel seien, Genies zu wecken. Er denkt über solche äußeren Begünstigungsmittel und über alles „gnadenhungrige“ Rufen nach Protection der Großen wie Meinhard in seinen Versuchen über die italiänischen Dichter und wie Lessing in seiner Recension dieser Versuche. Er verspricht sich, das Schauspiel betreffend, im Gegentheil gerade von der provinziellen Mannigfaltigkeit in unserem Vaterlande einen günstigen Erfolg. Das Eigenthümliche der deutschen Bühne wird sich gerade nur durch das Gewährenlassen dieses Provinzialismus herausbilden. „Unsere Nation besteht aus vielen Provinzen; der Nationalgeschmack unseres Theaters muß auch aus den Ingredienzien eines verschiedenen Provinzialcharakters entspringen“: die Komödie insbesondere hätte aus der Verschiedenheit der „Provinzialsitten“ Vortheil zu ziehen. —

II.

Die Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt. Das Erste Stück des Torso.

Alle diese dramaturgischen Fragmente indeß blieben in der Mappe unseres Schriftstellers stecken. Ein ganz neuer schriftstellerischer Plan hatte den der Litteraturfragmente gekreuzt.

---

[1]) Aehnlich stellt er seine Auffassung des Sophokleischen Philoktet der dramaturgischen Lessings im Ersten Kritischen Wäldchen S. 55 gegenüber.

Der Mann nämlich, dem er in den Fragmenten am öftesten und am liebsten nachgegangen war, Thomas Abbt, war am 3. November 1766 in Bückeburg, wo er seit einem Jahre als vertrauter Rath des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg einen seiner praktischen Natur zusagenderen Wirkungskreis gefunden hatte als auf dem Katheder der kleinen Universität Rinteln, nur erst achtundzwanzigjährig, gestorben. „Abbts Tod", schreibt Herder am 19. Februar 1767 an Nicolai, „ist für Deutschland unersetzbar. Ist je ein Autor so ganz nach seiner Denkart und Laune gleichsam ausfüllend für mich gewesen: so warens seine Schriften; aber wie Wenige mögen sein, die aus dem, was er geliefert, so völlig auf das schließen können, was er hätte thun können und wollen". Das vorzeitige Ende dieses Mannes brachte ihm noch zwei andere Schriftsteller in Erinnerung, die gleichfalls früh gestorben waren und die, wie Abbt, „die Schriftsteller seiner schönsten Stunden gewesen waren". Wer wüßte sich nicht aus seiner eigenen Bildungsgeschichte einzelner bedeutender Momente zu erinnern, die ihm für immer mit dem Bilde dessen verknüpft bleiben, dem er gerade diese Aufweckung eines schlummernden Keims, gerade dieses überraschende neue Licht verdankte? Unsere Lehrer waren vielleicht in den Augen der Welt nichts weniger als große Männer: für uns waren sie es durch solche Offenbarungen, und im Stillen wenigstens widmet ihnen ein dankbares Gemüth lebenslängliche Verehrung. So ungefähr war der Fall Herders mit Baumgarten, Heilmann und Abbt, deren Keinen er zwar persönlich gekannt, deren Geist aber den seinigen berührt hatte. Er weiß es, daß diese Männer „keine schreiende Revolution erregt haben": aber genug, daß sie ihm so viel geworden, ihm so viel gegeben, was er nie wieder verlieren wird. Man wird seiner eigenen Erzählung[1]) in der Hauptsache vollkommenen Glauben schenken dürfen: wie er schon bei Baumgartens Tode im Jahre 1762 darauf gesonnen, öffentlich zu sagen, wie theuer ihm der Gestorbene sei; wie zwei Jahre danach der Tod Heilmanns ihm einen ähnlichen Gedanken nahe gelegt, von dem ihn nur die Besorgniß abgebracht, daß man den für einen Ketzer ausschreien möchte, der einen ketzerischen Theologen feire. „Allein da ich von dem plötzlichen Tode meines Abbts hörte, da konnte ich meine Stimme nicht länger unterdrücken: ich weinte um ihn und sahe seinen Schatten, und meine Einbildungskraft brachte mir die Bilder Baumgartens und Heilmanns wieder vors Auge. Ich entschloß mich, an ihr schon eingefallenes Grab zu gehen, und zu ihren Häuptern ein Denkmal zu errichten, so gut ich könnte."

Ein schöner Zug von Herders Wesen springt uns in die Augen, ein Zug, der ihm Verzeihung für manche, aus reizbarer Schwäche entstammende Härte und Schärfe auswirken muß. Er verstand zu hassen, weil er ein heftiges Bedürfniß zu lieben besaß. Du mußt ihm das Bild eines Menschen

[1]) Fragment des Entwurfs zu einer Denkschrift auf A. G. Baumgarten, J. D. Heilmann und Th. Abbt, LB. I, 3, a, 276 ff.

nur in einige Ferne rücken, und er wird die Tugenden wie die Fehler desselben mit der menschlichsten Theilnahme und dem liebevollsten Verständniß zu umfassen wissen. In diesem sittlichen Zuge seiner Natur wurzelt zuletzt alle seine kritische Meisterschaft; dieselbe ist der Ausfluß seiner Neigung, sich in andere Individualitäten zu versetzen, aus der eigenen Seele in die fremde zu lesen und warm zu werden über dem Anblick jedes eigenartigen Strebens, jedes, wenn auch vielleicht nur beschränkteren Verdienstes. Der junge Lessing mit seinem streitbaren Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn schrieb „Rettungen“: Herder, der junge wie der alte, liebte es, „Denkmale“ zu errichten und — nach dem so oft von ihm gebrauchten Bilde — Blumen auf das Grab verdienter Männer zu streuen.

Unbedeutende Geister waren es denn doch nicht, denen er jetzt diesen Dienst zu leisten sich gedrungen fühlte. Der Name Alexander Gottlieb Baumgartens ist für immer mit dem Namen der Aesthetik verknüpft. Johann David Heilmann hat sich durch seine theologischen Dissertationen und sein Compendium theologiae dogmaticae eine bescheidene Stelle in der Geschichte der Theologie erworben, während ihn seine trotz ihres altfränkischen Stils noch heute schätzbare Uebersetzung des Thukydides und seine Charakteristik des großen griechischen Historikers [1]) unter die Zahl derjenigen stellt, die einem gründlicheren, geist- und geschmackvolleren Studium der Griechen in Deutschland die Wege bahnten. Den Uebersetzer Heilmann rühmen einstimmig mit den Litteraturbriefen die Herderschen Fragmente (I, 75. 78). Mit einem „Kranz auf das Grab Heilmanns“ als des Verfassers der Abhandlung „Der Prediger und seine Zuhörer“ schließt jenes apokryphe Fragment über die Beredsamkeit, welche die Homiletik erfordere [2]). Die Einwirkung des Dogmatikers Heilmann auf Herder würde uns deutlicher werden, wenn der Gedanke, ihn neben Baumgarten und Abbt zu feiern, wirklich zur Ausführung gekommen wäre. Hervorgegangen aus der Schule des Hallischen Theologen Baumgarten, des Bruders des Aesthetikers, war Heilmann, Dank seiner Vertrautheit mit der

[1]) „Kritische Gedanken von dem Charakter und der Schreibart des Thukydides“, Lemgo ohne Jahreszahl. Die hier angekündigte Uebersetzung erschien Lemgo und Leipzig 1760. Schon früher war die „Prüfung einer neulich herausgekommenen Uebersetzung des Herodot [von Goldhagen] mit einigen Gedanken vom Uebersetzen“, Osnabrück 1757 erschienen.

[2]) Vgl. oben den ersten Abschnitt dieses Buches S. 90. Die Heilmannsche Schrift „Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniß betrachtet. Eine Abhandlung, womit die theologische Facultät zu Göttingen die Erneuerung des unter ihrer Aufsicht stehenden homiletischen Seminarii öffentlich anzeiget“ (ohne Namen des Verfassers, Göttingen 1763) polemisirt in freilich sehr steifem Abhandlungston ganz wie das Herdersche Fragment und der Aufsatz „der Redner Gottes“ gegen das Dogmatisiren auf der Kanzel und verlangt statt der Bücher- und Kathedersprache, statt der Verschwendung von biblischen Redewendungen eine einfach-populäre, ans Herz dringende Rede ohne künstliche Disposition, nicht „theoretische Abhandlungen, sondern rührende Betrachtungen und bessernde Anweisungen“ — moralische Predigten im besten Sinne des Wortes.

griechischen, sowie mit den besten Werken der neueren Litteratur [1]), auf eine ansprechendere und vereinfachende Darstellung des dogmatischen Stoffs bedacht. Zugleich suchte er unter dem Einfluß der englischen Theologie und nicht unberührt von dem tieferen religiösen Ernst des deutschen Pietismus, die Schroffheiten des orthodoxen Systems zu mildern und die eine und andere Lehre menschlicher und rationeller zu fassen. Vor Allem endlich wollte er, ähnlich wie die Ernesti und Michaelis, die ganze Dogmatik auf dem Grunde der durch genauere Exegese allererst festzustellenden Bibellehre aufgebaut wissen [2]). Darin bestand die Ketzerei dieses Mannes, in deren Ruf Herder mitverwickelt zu werden besorgte, eben weil er sie von ganzem Herzen theilte. Vielmehr, er würde in der Denkschrift auf ihn über diesen Standpunkt noch hinausgegangen sein, — gerade so, wie er die ästhetische Theorie Baumgartens, die Ansichten und Plane Abbts in freier und genialer geschwungenen Gedankenlinien fortsetzte. Das, in der That, war sein Verhältniß zu den drei Männern. Ohne noch geleistet zu haben, was sie geleistet hatten, fühlte er sich doch durch sie über sie hinausgehoben. Er verdankte Baumgarten, dem lakonischesten Dolmetscher des weitschweifigsten aller Weltweisen, die Elemente seiner philosophischen und ästhetischen Begriffe. Der unendlich fleißige Heilmann war ihm ein Muster, wie sich klassische Bildung und ausgebreitete Litteraturinteressen mit der Theologie vertragen können. Ein noch anregenderes und näheres Vorbild sah er in dem „planenvollen" Abbt, der, jugendlich eifrig und begeistert, von der Philosophie zur Geschichte, von aller Gelehrsamkeit zu lebendiger Wirkung auf die Bildung des Menschen und Bürgers sich hinübergewandt hatte, und gern mochte er sich sagen lassen, daß Deutschland an Abbt wenig verloren habe, wenn ihm selbst der Himmel lange ein freies Herz und Muße lasse [3]). So war der Gedanke, den Dreien ein Denkmal zu errichten, gleichbedeutend mit dem, sich ihnen an die Seite und zugleich auf ihre Schultern zu stellen. Und eben jetzt, wenn überhaupt, — eben jetzt, wo das Urtheil über die objective Bedeutung dieser Schriftsteller sich noch völlig mit dem, was sie für ihn gewesen, vermischte, mußte der Gedanke verwirklicht werden. Des einzigen Baumgarten hat Herder auch später noch, und noch am Schluß seiner schriftstellerischen Laufbahn, als des Urhebers der Aesthetik, des „Vaters einer

---

[1]) Unter seinen von C. J. Danovius gesammelt herausgegebenen Opuscula (Jena 1774) findet sich eine französisch geschriebene Abhandlung: traits de parallèle entre l'esprit d'irreligion d'aujourd'hui et les anciens adversaires de la religion chrétienne. Eine andere: de gustatu, in prima maxime aetate et scholarum spatiis conformando zeigt ihn als Anhänger der Baumgartenschen Aesthetik.

[2]) Vgl. über Heilmann: Klotz Acta litt. Vol. I. P. II, 232 ff., wozu Harles de vitis philologorum II, 43 ff. nur wenig Ergänzendes enthält. Ueber seinen theologischen Standpunkt: Gaß, Geschichte der protestantischen Dogmatik IV, 97 ff.

[3]) Scheffner an Herder, LB. I, 2, 333.

Schule echter Kritik" gedacht[1]): Heilmann sowohl wie Abbt sind seinem Gesicht sehr bald gänzlich entschwunden.

Während er nun Nicolai, der ihm seine Absicht, das Leben Abbts zu beschreiben, angekündigt hatte, zur Ausführung dieses Vorhabens und zur Sammlung aller, auch der kleinsten Schriften des Gestorbenen ermunterte und begierig den Aufklärungen entgegen sah, die diese Arbeit Nicolais ihm bringen mußte[2]), vertiefte er sich einstweilen in die allgemeine Idee, die ihm bezüglich eines solchen Denkmals für die Drei vorschwebte und machte sich sodann zunächst an Baumgarten, dessen Lebensgeschichte ihm in einem kurzen Aufsatz von Abbt[3]) vorlag.

Mit schöner Begeisterung entwickelt er sich jene Idee[4]). Der Gedanke eines Lehrgedichts über die menschliche Seele bekömmt in der Anwendung auf einen begrenzteren Vorwurf eine neue, greifbarere Gestalt. Denn der Kern der Aufgabe würde darin bestehen, „eine menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen", ihr Gemälde „kenntlich, treu und redend" zu entwerfen, wie ein „wahrhafter Biograph der Seele". Ist es doch unmöglich, zu einer vollständigen Psychologie a priori zu gelangen, wenn man sich nicht zuvor entschließt, Individua von Menschenseelen mit der Genauigkeit des Naturforschers zu zergliedern. Eine unendlich schwierige Aufgabe freilich! Auch sein eigenes Selbst kennt ja der Mensch nur unvollständig, bruchstückweise und verworren. Allein er betrachte den fremden Geist mit einem Blick andächtiger Liebe: dieser Blick erschließt ihm mit dem fremden zugleich den eigenen Geist; „wir erkennen uns, wie in der Platonischen Erinnerung aus dem himmlischen Reich der Geister, wenn ein Anderer unsere Gedanken aus unserer Seele entwandt". So war es Herder beim Lesen der Abbtschen, auch wohl der Baumgartenschen und Heilmannschen Schriften ergangen. Und so stark betont er diese zündende Wirkung, vermöge deren, „wie durch einen Kuß", aus dem entkleideten Geiste des Andern Weisheit in den unsern hinübergepflanzt, unsere Seele erhoben und begeistert werde, daß wir uns im Voraus darauf gefaßt machen werden, ein etwas subjectiv gefärbtes Portrait jener Männer zu bekommen. Es wird ihm nicht gelingen — das gesteht er sich selbst ein — das fremde Bild ohne einen Grad „verliebter Schwärmerei" seiner Seele einzuprägen, da es denn nicht ausbleiben könne, daß das Gepräge des eigenen Geistes durch die Züge des anderen durchdringe; er wird — so fand es nachher Hamann[5]), der ihn ja wohl noch besser kannte als wir — mit und in seinen Lieblingsschriftstellern zugleich sich selbst schildern.

---

[1]) Humanitätsbriefe VIII, 149. 178; Kalligone III, 219.

[2]) Nicolai an Herder, 30. December 1766 (LB. I, 2, 221), Herder an Nicolai, 19. Februar 1767 (ebendas. S. 230).

[3]) Jetzt in den „Vermischten Werken" Abbts IV, 215.

[4]) In dem schon citirten Fragment einer Denkschrift ꝛc., deren Anfang in den des Torso verarbeitet wurde.

[5]) Am Schluß der Recension des Torso, Schriften III, 416.

Ein „Biograph der Seele", will er aber auch der Geschichtschreiber und Beurtheiler der in den Schriften jener Männer niedergelegten Gedanken werden und ihnen so „aus ihren eigenen Materialien ihr Denkmal errichten". Mit dem psychologischen Tiefblick Herders, der sich hier, wie anderwärts, in dem verklärenden Lichte der poetischen Seelenlehre Platons [1]) um Vieles eindringender erweist als die psychologische Myopie der zeitgenössischen Popularphilosophie eines Sulzer oder Mendelssohn, — mit diesem Sinn auch für das Individuelle des Seelenlebens ist seine kritische Genialität und sein historischer Sinn aus Einem Stück. In der weiteren Entwickelung seines Vorhabens erscheint dasselbe als eine genaue Parallele zu dem in den Fragmenten entwickelten Ideal der wahren Kritik. Ganz wie er dort gefordert hatte, der Kritiker müsse Ideen in ihre Quellen, in den Sinn des Schriftstellers zurückzulenken wissen, ganz so stellt er diese höchste Forderung hier an sich selbst. Es gilt ihm, die Schriften der Drei zu zergliedern, um ihren Geist zu erwecken; ihre Denkart will er ihnen ablauern, sich „an dieselbe anschmiegen und sie umarmen", will im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Verfahren der Journale, das an ein Gerippe von Auszügen ein paar eigene Gedanken anflickt und mehr auf Fehler als auf Schönheiten sieht, vor Allem die eigene Manier, die „Originalstriche" der Schriftsteller auffassen; mehr an der Form und Methode ihres Denkens, mehr daran, wie sie dachten, als daran, was sie ausgedacht haben, wird ihm gelegen sein.

Das Alles jedoch auf jener historischen Grundlage, die ja gleichfalls schon in den Fragmenten als eine Bedingung echter Kritik ausgesprochen worden war. Sinnreicher doch und tiefer motivirt er diesen Punkt gegenwärtig. Der wahre Commentator hat neben der liebevollen Anschmiegung an seinen Autor zugleich dessen Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft, sein Werden und sein Wirken ins Auge zu fassen. Jeder Autor steht „in seinem Jahrhundert wie ein Baum in dem Erdreich, in das er sich gewurzelt" — er muß auch „die Muttermale seiner Zeit an sich tragen". Der rechte Commentator daher ist nicht der, der einen Autor vergangener Zeit nach seinem gegenwärtigen Jahrhundert umbildet, sondern ihn in allen Nüancen seiner eigenen Zeit zuerst erklärt und dann ergänzt. In den Dienst der Geschichte, der immer fortarbeitenden Zeit hat sich jede Darstellung eines fremden Geistes zu stellen: vor Herders Blick taucht die uns schon bekannte, am Saume seines geistigen Horizontes beständig winkende Perspective einer Geschichte der Wissenschaften und des menschlichen Verstandes auf. Die Grundlage zu einer solchen Geschichte wäre es, wenn man die vorragenden Geister, wenn man beispielsweise einen Bacon aus der alten Zeit erklärte,

[1]) Anspielungen auf die Platonische Seelenmythologie im Phädrus kehren außerordentlich häufig wieder: z. B. „Ist die Schönheit des Körpers ꝛc.", SWS. I, 44. 45. Fgm. III, 70 ff.

aus der seinigen rechtfertigte, aus der unsrigen verbesserte. Das eben ist es, was er thun zu können wünscht in Betreff jener seiner drei Lieblingsschriftsteller — „daß ich der Vorwelt und dem Zeitalter ihres Lebens und der Nachkommenschaft ihre Grenzen anwiese“.

Er weiß selbst, wie viel er damit von sich fordert, und wir sagen uns leicht, welcher Seite der Aufgabe er sich mit der meisten Vorliebe zuwenden, nach welcher Richtung hin er eher zu viel als zu wenig thun wird. Die jugendliche Pietät, mit der er den Gestorbenen ein Todtenopfer darbringen will, mischt sich fortwährend mit dem jugendlichen Ehrgeiz, ihr Fortsetzer, ihr Berichtiger, ihr Ergänzer zu sein. Immer wieder fällt die Rede auf das Wunder, wie die Seelen, dem Magneten gleich, sich einander ihre Kraft mittheilen, auf die „wahre Metempsychose der Geister“, die darin bestehe, daß der Nachlebende in die Fußstapfen des Gestorbenen tritt und den ihm entfallenen Prophetenmantel aufhebt. An die treue Erklärung und Schilderung der geistigen Eigenart jener Männer will er einen kritischen Commentar über ihre Schriften knüpfen, um überall mit dem Finger auf ihre unvollendeten Plane und Cirkel und Entwürfe hinzuweisen. Ihre Fehler will er aufdecken; will an den Punkten verweilen, an denen sich Ausblicke in größere Weiten oder größere Tiefen eröffnen; will zeigen, „wo hier Körner liegen, die zu den größten unter den Bäumen erzogen werden können, und dort dürre Bäume stehen, die zu grünen anfangen müssen, wenn sich ein Prophet an dieselben lehnt, wie mit diesem Capital zu wuchern und eine andere unnöthige Geldsumme zu verschenken ist“ — genug, er will ganz ähnlich mit der schriftstellerischen Verlassenschaft jener Drei verfahren, wie er in den Fragmenten mit den Litteraturbriefen verfahren war.

Das war die Gefahr für das neue litterarische Project. Das Bett dieser neuen Gedankenströmung lag dem älteren zu nahe, als daß nicht die Gedanken aus dem einen in das andere hinübersickern, oder, die Ufer überfluthend, hätten ineinander rinnen müssen. So sammelte sich nur eine verhältnißmäßig kleine Ideenmasse, gleich dem Wasser eines übergetretenen Flusses, in einem besonderen Becken: der Rest trat in das alte Bett zurück und vergrößerte den Hauptstrom. Aus der Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt wurde der Torso von dem Torso eines Denkmals auf den Letzteren: die übrigen Materialien kamen einer neuen Bearbeitung der Fragmente zu gute, oder fanden anderwärts Platz, — oder blieben auch ganz unbenutzt liegen.

An das Denkmal Baumgartens, wie schon gesagt, ging Herder zuerst. Im Umriß suchte er zunächst, dem Programm gemäß, von der Denkart, von der Manier und Form des Baumgartenschen Philosophirens ein Bild zu entwerfen [1]). Baumgarten ist ihm ein Weltweiser nur vom zweiten Range;

[1]) S. die im Lebensbild I, 3, a, 292 ff. unter der Ueberschrift „Von Baumgartens Denkart in seinen Schriften“ mitgetheilten Stücke.

seine auszeichnende Eigenthümlichkeit besteht, Dank dem ihm zugewogenen „Bezeichnungsvermögen", in der „harten und festen Andeutung der Begriffe", wie sie für die abstracte Vollkommenheit der Philosophie sich gehört. Indeß, man müßte die nackte Wahrheit wirklich schon haben, um diese nackte Sprache der Wahrheit brauchen zu können. Nur die Wahrheiten der Wolffschen Philosophie stellen die Baumgartenschen Compendien in der Form einer „synthetischen Tabelle" für den kundigen, schon geschulten Leser dar. Für die erst werdende Weltweisheit, für die Erziehung und Hinleitung zur Philosophie gehört eine andere, die analytische Methode. Dazu kömmt der philologische Charakter des Baumgartenschen Philosophirens. Vortrefflich, wenn ein deutscher Philosoph es unternähme, der deutschen Sprache all' ihren philosophischen Gehalt zu entlocken! Baumgarten ist leider durch das Latein gefesselt; er geht überdies zu sehr am Gängelbande der Sprache, die doch so oft nicht das Wesen und Werden, sondern nur den Schein der Dinge wiedergiebt, und er hat in Folge dessen vielfach leere Nominalerklärungen und Worteintheilungen an die Stelle sachlicher Erkenntniß gesetzt.

Weit am meisten jedoch interessirte Herdern an Baumgartens Philosophie derjenige Theil, der, halb zufälliger, halb berechtigter Weise, demselben für alle Zeit eine ehrenvolle Erwähnung in der Geschichte der deutschen Philosophie gesichert hat, — der glückliche Griff, den er that, als er für die Wissenschaft vom Schönen den Namen der Aesthetik erfand und in diesen Namen den aus der Leibnitz-Wolffschen Philosophie abgeleiteten Sinn legte, daß das Schöne die Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß sei. An dem Aesthetiker Baumgarten zumeist wird Herder einmal zum Erklärer und sodann zum Ergänzer; hier ganz besonders geht er darauf aus, aus Saamenkörnern Bäume zu ziehen und dürre Bäume zum Grünen zu bringen.

Er erklärt ihn aus dem Gange, den seine Bildung genommen. Ein Schüler des Philologen Christgau, zugleich ein Leser von Wolfs Schriften, wurde Baumgarten ein philologischer Philosoph, wurde er andererseits der Philosoph der Poesie, unternahm er es gleich in seiner Erstlingsschrift, „die Wolffsche Philosophie auf den Boden seiner jugendlichen Freundin, der Dichtkunst, zu verpflanzen". Aus diesem Keim erwuchs seine Aesthetik, und diese ist für Herder „die Kuhhaut, aus der eine ganze Königsstadt der Dido, eine wahre philosophische Poetik, umzirkt werden könnte".

In der Seele nämlich — darin erblickt nun mit Recht der Ergänzer und Beurtheiler Baumgartens das Verdienst dieser Aesthetik — ist durch dieselbe der Poesie ein „Gebiet des Eigenthums" angewiesen. Es ist das Gebiet der unteren Kräfte, der sinnlichen Vorstellungen. Ueber dem Gedanken aber, dies dunkle Gebiet immer vollständiger zu erschließen, wird sofort der Commentator so warm und beredt, wie da, wo er seinen Traum von einem Lehrgedicht über die menschliche Seele entwickelt hatte. Er lobt sich diesen psychologischen, subjectiven vor dem Aristotelischen und Batteuxschen objectiven Gesichtspunkt;

fruchtbarer, lebendiger dünkt ihn der Grundsatz: „spüre der sinnlichen Vollkommenheit nach“, als der andere: „ahme die Natur nach“. Aber freilich: gereinigt und vereinfacht, und andererseits mit psychologischen Erfahrungen und Beobachtungen vollgefüllt und verdichtet müßte die Baumgartensche Aesthetik werden. Sie werde gereinigt durch die Einfalt der Griechen, und sie hole auch wirklich, statt aus der abstracten Höhe leerer Wortphilosophie, aus den Tiefen des Gefühls ihren weiteren Inhalt her. „Homes Grundsätze der Kritik mit der Psychologie der Deutschen vermehrt und alsdann unter das Volk zurückgeführt, das in seinen Lehrsätzen des Schönen, es sei in Kunst oder Wissenschaft, der Naturempfindung noch am treusten blieb; — nach der Naturempfindung dieses Volks hellenisirt: das wäre Aesthetik!“ —

In verschiedenen Anläufen und mit Unterbrechungen hatte Herder diese Stücke der beabsichtigten Denkschrift niedergeschrieben. Mittlerweile jedoch hatte ihm Nicolai im Mai die drei ersten Bogen seines „Ehrengedächtnisses Herrn Thomas Abbts“, bald danach die ganze Schrift zugeschickt[1]); auch der erste Band der von Abbt begonnenen Universalgeschichte war ihm inzwischen zu Gesicht gekommen und das unvollendete Werk war ihm als „ein Haufen voll zerschlagener Marmorstücke“ erschienen[2]). Der Umgang mit dem Schriftsteller, der ihm unter den Dreien doch der verwandteste war, zog ihn von Baumgarten ab; Abbts Portrait ging ihm rasch von der Hand; das „Bild von Abbts Denkart im Umrisse“, oder, wie er sich nun ausdrückte, „im Torso“ — hier ist es[3])!

Den „Hauptstrich“ in dem Bilde kennen wir längst: — Abbt ist ein Schriftsteller für die Menschheit, ein Lehrer des Volks, ein Weltweiser des gemeinen Mannes gewesen. Aus der Herkunft und Erziehung Abbts „in einer mittleren, bürgerlichen Lebensart“ wird dieser Hauptzug jetzt erklärt. Und dies ableitende Erklären wird weiter fortgesetzt. Aus Tacitus und Sallust, seinen Lieblingsautoren, fuhr in ihn der Geist der Geschichte, mit dem er sein philosophisches Raisonnement überall zu beleben suchte, desgleichen die Neigung, seinen Stil nach ihnen zu nachdrucksvoller Kürze zu bilden. Ist ihm dies freilich nicht durchaus gelungen, so rührt das daher, daß er zugleich den französischen Autoren das Muntere und Blendende, den britischen das Bilderreiche und Launige entnahm, wozu dann endlich das Eingehen auf den Ton der Litteraturbriefe kam.

Die Betrachtung des Abbtschen Stils fesselt Herder lange; ja, die Kränze, mit denen er das Bild seines Lieblingsautors umwinden will, drohen dasselbe zuzudecken; unsere Aufmerksamkeit wird auf das Laub und die Blüthen, die er dazu verwendet, — und auf die Hand, die sie ordnet, abgelenkt. Ganz vor-

[1]) LB. I, 2, 252 und (6. Juli 1767) 258.
[2]) An Scheffner 15. September 1767, LB. I, 2, 271.
[3]) Das Folgende nach dem Torso, S. 24 ff.

trefflich, wie er die Schreibart der Griechen mit der modernen contrastirt. Es ist ein Vorzug der Griechen, daß sie „nicht in Bildern reden", sondern „Bilder geben": allein gegenüber jenem griechischen Stil des einfältigen Ausdrucks, der immer Alles, was zu sagen ist, ganz sagt, hat auch der moderne Stil „der Verkürzungen" seine Berechtigung. Das Genie, das Genies wecken will, kann sich unmöglich, ohne zu ermüden, jener klaren, einfältigen Weisheit der Griechen fügen. „Das schöpferische Vergnügen, unter seiner Feder Gedanken werden, Bilder entstehen zu sehen, paart sich selten mit der sparsamen Genauigkeit, Bilder zu ordnen, Gedanken zu feilen. Hingeworfen liegt eines über das andere, aber das Hingeworfene sind Schätze." Von Abbts Stil ist Herder auf den Stil überhaupt gekommen und unwillkürlich — bei sich selbst angelangt. „Ich gestehe gern", so erwidert er einmal in einem älteren Briefe [1]) auf Hamanns tadelnde Bemerkungen über seine Schreibart, „daß ich das Phlegma eines homme d'esprit noch gar nicht mit dem Enthusiasmus des Genies zu verbinden weiß". Und weiter: „Stellen Sie Sich meine Pein vor, die ich haben muß, um einen Gedanken auszubilden, zehn jüngere zu verlieren; und hingegen die Zeugungsbrunst eines Schriftstellers, der, was er säet, Menschen, und was er schreibt, Gedanken werden sieht". Eben jenen Enthusiasmus und diese Pein, und wie Beides zur Tugend werden kann — mit welcher Lebendigkeit schildert er das nicht in der gegenwärtigen Schrift! „Die Bilder drängen sich von allen Seiten herzu, fordern Anschauen und Bemerkung, eines stößt an das andere, daß es klingt; aber endlich machen sie sich doch Raum. Gedanken zeugen Gedanken, diese treten, wider unseren Willen, in Sprüchen hervor; hier kommt eine Metapher zu Hülfe, warum soll ich sie abweisen? dort ein Zug aus einer Geschichte, ich will ihn behalten. Aber daß das Gefolge nicht schleppend werde, wie Darius' Kriegsheer, so muß sich jedes einen kleinen Raum gefallen lassen; das Gleichniß wird zur Metapher, die Metapher zum Beiwort, die Geschichte Exempel; das Exempel Anspielung in einem Zuge, die Meinung wird Gedanke und der Gedanke Spruch." Und weiter setzt Herder auseinander, wie unsere Sprache selbst, weil sie, anders als die griechische, so viele aus der Fremde gekommene Begriffe in sich aufgenommen habe, den Schriftsteller zwinge, neue Worte zu schaffen und Metaphern zu Hülfe zu nehmen, um sich deutlich zu machen. Damit lenkt er zu Abbt zurück, der es eben verstanden, dem Eigensinn unserer Sprache neue Ausdrucksmittel abzugewinnen und so — trotz aller Fehler, die auch Nicolai, sein Lebensbeschreiber, nicht billig genug beurtheile — ein idiotistischer, ein echter Nationalschriftsteller geworden sei.

Die Erklärung und Charakteristik von Abbts schriftstellerischer Erscheinung berührt demnächst sein Verhältniß zur Theologie. Obgleich er ein Apostat der Theologie war, so zeigen sich doch die Spuren seiner ursprünglich theologischen

[1]) Vom October 1766, LB. I, 2, 179.

Erziehung in manchem religiösen Gesichtspunkt, besonders auch in seinem oft biblisch gefärbten Stil. Wieder also ist vom Stil die Rede, und Herder versäumt nicht, seine uns aus den Fragmenten bekannte Mahnung zur Ausnutzung unserer älteren Sprache, unter vorzugsweiser Empfehlung der in Luthers Bibelübersetzung enthaltenen Schätze, zu wiederholen.

Abbts Abneigung endlich gegen das Universitätsleben führt ihn auf das Unakademische und Unsystematische der Abbtschen Vortragsweise — und wieder laufen da die Linien der Physiognomie des Zeichners mit denen des Gezeichneten zusammen. „Vor nichts", heißt es unter Anderm in einem gleichzeitigen Briefe an Scheffner [1]), „graut mir mehr als vor dem Erbfehler der Deutschen, Systeme zu zimmern". Das Gleiche wird hier von Abbt gesagt, und der Schlüssel, der dazu in dessen Denkart nachgewiesen wird, paßt ziemlich genau auch auf Herder.

Schritt für Schritt wird es eben dem Leser immer deutlicher, wie so Herder gerade in Abbt einen solchen „Bruder im Geiste" finden mochte. Es war wie eine Knaben- oder Jünglingsfreundschaft, bei der es nie ohne Idealisirung abgeht, und bei der man nur zu geneigt ist, das Beste, wozu man sich selbst angelegt oder begeistert fühlt, in dem Freunde zu finden und in diesem Bilde dann wieder sich selbst zu spiegeln. Allzusehr war bis dahin die Schilderung von Abbts Denkart immer wieder in eine Schilderung von dessen Schreibart umgesprungen. Nun jedoch sucht Herder schließlich die Schriften desselben „in seine Seele" zu lesen. Nur Weniges von dieser psychologisch zergliedernden Schlußcharakteristik dürfte geändert werden, und sie würde auf Herder mehr als auf Abbt zutreffen, den wir heute bei aller Achtung vor seinem regen und kräftigen Geiste in so hellem Glanze nicht mehr zu sehen im Stande sind. Herder hat Recht, wenn er von dem Verfasser der Schrift „Vom Verdienst" sagt, daß man überall bei ihm Urtheil höre, und daß dieses Urtheil, wenn nicht tief, so doch vollständig sei. Er hat Recht, wenn er Abbts Gefühl mehr heftig als zart nennt. Er hat auch nicht Unrecht, wenn er ihm Enthusiasmus zuspricht und ihn als einen liebenswürdigen Schwärmer bezeichnet, — allein in allem Uebrigen malt sein Pinsel zu freigebig und zu üppig. Angesichts der jugendlichen, auffatzmäßigen Rhetorik in der Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" und in der „Vom Verdienst" werden wir sagen, daß es von Herder, aber nicht von Abbt wahr sei, daß bei ihm das Licht, mit dem er seine Gegenstände beleuchtete, „immer im neuen Zustrome" sei, und daß er, wenn er auch nicht überzeuge, doch „bis zum Augenschein überrede". Ist wirklich die Divinationsgabe, mit der der gefeierte Schriftsteller Begriffe „wie in einem Gesicht angeschaut habe", ein irgend hervorstechender Zug seines Geistes? oder erschien nicht vielmehr dem Verfasser des Denkmals diese Seite nur deshalb als „die heiligste", weil er selbst in sich das Walten dieses

[1]) Vom 31. October 1767, LB. I, 2, 287.

„inneren Sinnes“ spürte, mit dem man im Stande ist, „ein Bote der Geheimnisse“ zu werden? „Sein ästhetischer Geschmack, sein menschliches und moralisches Urtheil ist auf Empfindung gebaut; — er hält die Gegenstände, die er betrachtet, nahe an seine Augen und an sein Herz; er kann das Schöne nicht sehen, ohne gereizt, das Gute, ohne gerührt zu werden“; — vereinigt wirkte in ihm das dreifache Gefühl für das Schöne, für das Menschliche, für das Gute, so zwar, daß er zumeist „auf der Mittelsaite der menschlichen Empfindung blieb“: — alle diese Sätze sind nicht falsch, wenn sie unter Abbts, aber sie sind wahrer, wenn sie unter Herders Bild geschrieben werden. Unwillkürlich denkt man an Lessing und Mendelssohn. Immer behält es für uns etwas Befremdliches, daß Lessing so hoch von seinem Moses dachte; und doch, es war nicht nur menschlich schön, daß er es that, sondern wen sollen denn die Größten lieben und verehren, wenn nicht die, welche, ob auch in weitem Abstande, ihnen ähnlich sind? So hat der jugendliche Herder den Schriftsteller Abbt geliebt und verehrt.

Das Bild Abbts im Umrisse war vollendet; und hier, obgleich nun erst auf die einzelnen Schriften des Mannes eingegangen und ein „kritischer Commentar“ zu denselben geschrieben werden sollte, ja, zum Theil schon geschrieben war: — hier machte Herder einstweilen einen Strich.

Und Baumgarten? und Heilmann?

Offenbar, das über den Ersteren Niedergeschriebene wollte sich nicht recht zu einem geschlossenen Bilde abrunden; es entsprach zu wenig den eigenen Anforderungen des Verfassers an Aehnlichkeit, und für eine Charakteristik und Empfehlung der Baumgartenschen Aesthetik mochte sich ein gelegener Platz anderswo finden [1]). Ueber Heilmann aber zu reden war noch immer eine so heikle Aufgabe, daß sie zum zweiten Mal, noch ehe ein Buchstabe darüber aufgesetzt war, fallen gelassen wurde. Wie dem sei: Herder entschloß sich, das ganze Vorhaben auf Abbt zu beschränken. Alles, was er im Hinblick auf den ursprünglich weiter gefaßten Plan über den Sinn und die Methode solcher Denkmäler sich selber entwickelt und zu Papiere gebracht hatte, konnte, auch nach der Beschränkung des Plans, mit geringen Aenderungen stehen bleiben. Es wurde in eine Vorrede und in eine — nun freilich etwas „sonderbar“ und unverhältnißmäßig lang erscheinende — Einleitung: „von der Kunst, die Seele des Andern abzubilden“ vertheilt; das „Bild Abbts im Torso“ wurde hinzugefügt, und diese drei Aufsätze nunmehr unter dem Titel: „Ueber Thomas Abbts Schriften; der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet; Erstes Stück“, zu Anfang des Jahres 1768 anonym in die Welt geschickt [2]).

---

[1]) Er fand sich z. B. in dem freilich auch ungedruckt bleibenden Vierten Kritischen Wäldchen.

[2]) Vgl. zu dem Vorigen über die Entstehungsgeschichte des Torso die Einleitung Suphans zu Bd. II der SWS.

III.

Umarbeitung der Fragmente. Die zweite Auflage der Ersten Sammlung.

Daß es mit der anfangs beabsichtigten dreifachen Denkschrift diesen Ausgang nahm, hatte indeß noch einen anderen Grund. Rasch war der erste Band der Fragmente, die Erste und Zweite Sammlung, vergriffen worden, — es handelte sich um eine Umarbeitung zum Behuf einer neuen Auflage. Schon zu Ende des Sommers 1767, sobald er seine Augencur und den Antritt seines Predigtamtes hinter sich hatte, erbat sich Herder zu dieser Arbeit die kritische Beihülfe Hamanns [1]); gegen Scheffner, gegen Nicolai, gegen Klotz thut er darauf wiederholt, im Herbst, der für nächste Ostern oder Michaeli zu erwartenden neuen Auflage Erwähnung, und namentlich ein Brief an Scheffner vom 31. October zeigt ihn uns ganz erfüllt von den dabei in Frage kommenden Materien [2]). In zwiefacher Weise aber that diese Arbeit der Denkschrift Abbruch. Nicht allein, daß sie die Kräfte des Verfassers anderweitig in Anspruch nahm: sie absorbirte auch einen Theil der für jene andere Schrift schon gesammelten Bausteine; es fand sich z. B., daß die Betrachtungen über Baumgartens philosophische Sprache, desgleichen einzelne Partien aus den bereits begonnenen Commentarien zu Abbts Schriften keine bessere Verwendung finden könnten als zur Bereicherung des von der Sprache handelnden Fragmentencapitels.

Eine neue Auflage bedeutete aber für Herder nicht weniger als eine „völlige Umschmelzung" der alten. So durchdrungen war er von den Mängeln seines Werkes, daß er diese filii spurii, vultu deformes animoque haud ita liberati [3]) erst nun zu seinen Kindern umbilden wollte. Ein freierer Geist aber konnte ihnen nur eingehaucht werden, wenn allererst das enge Abhängigkeitsverhältniß von den Litteraturbriefen aufgehoben wurde. Was dem jungen Autor zuerst ein erwünschter Anhalt, seinem Buche eine Empfehlung gewesen war, wurde ihm allmählich in dem Grade lästig, als er fühlte, daß sein eigenes Auftreten die Förmlichkeit einer einführenden Empfehlung durch Andere entbehrlich mache. Es fing ihn an zu reuen, „sich mit dem Citiren und Allegiren der Litteraturbriefe soviel Zwang angethan zu haben" [4]), und so wurde die Abwerfung dieser Fessel die erste höchst vortheilhafte Aenderung der zweiten

---

[1]) In einem nicht erhaltenen Briefe, auf welchen Hamann 29. November zu antworten anfing, LB. I, 2, 302.

[2]) An Scheffner 15. September LB. I, 2, 270; an Nicolai 10. October daselbst, S. 277; an Scheffner 31. October daselbst, S. 284 ff.; an Klotz von demselben Datum, Briefe deutscher Gelehrten rc. II, 94.

[3]) An Scheffner LB. I, 2, 285.

[4]) An Scheffner LB. I, 2, 240.

im Vergleich zur ersten Auflage. Die neue Vorrede [1]) erklärt, daß auf Grund der vielfachen Unzuträglichkeiten, welche jenes „Nachbarn mit den Litteraturbriefen“ für Autor und Leser gehabt, dasselbe aufgehoben, die meisten eingerückten Stellen beseitigt worden, und demzufolge auch vom Titel die Bezeichnung der Fragmente als Beilagen verschwunden sei.

Die Vorbedingung war damit geschaffen zu einer gänzlichen Umwälzung, und zwar zunächst zu einer einheitlicheren Anordnung, einer planmäßigeren Vertheilung der behandelten Materien. Die Vorrede giebt Rechenschaft über den neuen Plan. Wenn nämlich die Erste Sammlung nunmehr in selbständigerer Weise die Anmerkungen über die Sprache, so sollte die Zweite ausschließlich das Capitel von der griechischen Litteratur enthalten, die Dritte von den Römern handeln, eine Vierte den aus der Zweiten ausgeschiedenen Abschnitt von den Morgenländern in erweiterter Fassung, und, als Zugabe, — damit auch von den Brocken nichts umkomme — alles dasjenige enthalten, was in der ersten Ausgabe einen näheren Bezug auf die Litteraturbriefe gehabt habe [2]).

Vielleicht, sagt die Vorrede, könne die neue Auflage für ein neues Werk gelten. Die Erste Sammlung gewiß. Ist doch fast nichts an der Stelle geblieben, wo es früher stand; die meisten Stücke sind zerschlagen, die zerschlagenen mit einer Menge neuer Steine und vielem neuen Mörtel zu dem Ganzen eines Baues wiedervereinigt, der, trotz der beseitigten fremdartigen Bestandtheile, fast noch einmal so umfangreich ist wie der ursprüngliche. Breiter und höher, ist der Neubau zugleich übersichtlicher und regelmäßiger, er ist hie und da, verhehlen wir es uns nicht, wohl auch überflüssig weitläuftig und unnöthig geschmückt ausgefallen. Es geht uns überdies wie Jedem, der eine enge und unbequeme gegen eine geräumige und bequeme Wohnung vertauscht: wir finden, daß wir bei aller Verbesserung doch auch einzelne uns vertraut gewordene kleine Annehmlichkeiten aufgegeben haben.

So empfing uns ehedem gleich am Eingang die hübsche Skizze „Von den Lebensaltern einer Sprache“. Es will uns nicht sogleich gefallen, daß dieses Portal jetzt weiter zurückgeschoben ist [3]) — bis wir erkennen, wie reichlich wir durch den volleren Ausbau desselben entschädigt werden. Denn freilich, nun erst werden uns die letzten Motive jener Skizze und damit der innerste Kern der historischen Sinnesweise Herders deutlich. Doch nicht bloß von Winckelmann oder von Montesquieu hat er diese Neigung zu geschichtlichen

[1]) SWS. II, 3. (SW. zur schönen Litteratur I, 20, wo der Herausgeber statt des Herderschen „Nachbarn“ Nachbarschaft gesetzt hat!).

[2]) Nach dem Brief an Klotz (a. a. O. S. 94) sollte anfänglich, in treuerem Anschluß an die Ordnung der ersten Auflage, „die Abhandlung über den Orient die Zweite Sammlung ganz einnehmen“.

[3]) So daß es nun erst den dritten Hauptabschnitt (SWS. II, 58) bildet.

Constructionen. Eine längere Ausführung, deren Materialien er dem Aufsatz über die Geschichte der Dichtkunst entnimmt [1]), zeigt uns, wie fruchtbar ihm das Studium des so fleißig von ihm excerpirten Leibnitz geworden war: sie gilt dem Begriffe der Entwickelung und der Bedeutung genetischer Erklärung der Dinge. Ja, im Zusammenhang damit tritt er jetzt auch der in der ersten Auflage nur kaum berührten Frage vom Ursprung der Sprache näher. Unter Bekämpfung der Süßmilchschen Theorie eines göttlichen Ursprungs derselben entwickelt er ausführlicher, was er früher nur angedeutet hatte, daß „die Völker eben durch die Sprache allmählich denken und durch das Denken allmählich sprechen gelernt", daß die Annahme einer einzigen Idealsprache eine ungeheuerliche Hypothese sei, die Ableitung der Sprache aus göttlicher Offenbarung „wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachphilosophie", daß die Sprache vernünftiger Weise unmöglich anders gedacht werden könne denn als eine „Entwickelung der Vernunft" und als eine „Production menschlicher Seelenkräfte". Da sehen wir ihn denn also schon ganz fest auf der Grundüberzeugung stehen, die er nachmals in der Preisschrift über den Ursprung der Sprache im Einzelnen durchführte. In Wahrheit aber überträgt er damit auf die Sprache nur die Polemik, die er in dem älteren Fragment einer Geschichte der Dichtkunst gegen den göttlichen Ursprung der Poesie gerichtet hatte [2]). Hat er aber so seinem „Sprachroman" ein philosophisches Fundament untergebaut, so wird nun auch der Aufbau erweitert. Wir erinnern uns, wie jene ganze Ansicht von den Lebensaltern der Sprache mit Blackwells Untersuchungen über Homer zusammenhing. Daher denn kömmt es, daß er jetzt eingehender bei dem Homerischen Epos verweilt, um den weiten Abstand unserer Sprache von der der älteren griechischen Dichter in möglichst helles Licht zu setzen. Sehr schön wird jetzt an Homer der für alle Litteraturgeschichte so unendlich wichtige Unterschied von Natur- und Kunstpoesie und der Uebergang aus jener in diese verdeutlicht. Homer „trifft eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf wie die Schärfe des Schwertes ist, wo Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten; oder vielmehr, wo die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre". In der Litteraturgeschichte wie in der Aesthetik sind diese Sätze seitdem zu Axiomen geworden. Wenn Herder weiter behauptet, daß in der Zusammensetzung der Homerischen Epen aus Rhapsodien „durchhin kein Riß und keine Verkittung" zu merken sei, so haben nachmals schärfere kritische Augen hierin anders gesehen: — das poetische Ohr aber besaß er zuerst, welches mit Entzücken dem ungekünstelten „singenden Numerus",

[1]) Vgl. SWS. II, 61 ff. mit LB. I, 3, a, 98 ff.
[2]) Vgl. SWS. II, 66 ff. mit LB. I, 3, a, 118 ff.

der in ruhiger Wellenbewegung sich fortarbeitenden poetischen Periodologie dieser Gedichte lauschte.

Zurückgeschoben also, aber zugleich bedeutsam vermehrt ist dieses ganze sprachgeschichtliche Capitel. Den Anfang macht nach der neuen Anordnung eine gedankenreiche Ausführung der in der ersten Auflage nur kurz und behauptend vorangestellten Reflexion über das Verhältniß von Sprache und Litteratur überhaupt, und, an diese unmittelbar herangeschoben, folgt, als eine zweite Fragmentenreihe, das Capitel von der Eigenheit unserer im Vergleich mit den Nachbarsprachen. Mancher Wunsch, keck hingeworfen, der seitdem ganz oder theilweise Erfüllung gefunden, mischt sich in die schöne Abhandlung von der Sprache als dem „Vehiculum menschlicher Gedanken", wie beispielsweise die Forderung eines deutschen Wörterbuchs, einer echten, aus der Analyse der Sprache zu schöpfenden Semiotik[1]), einer den Kanon der Sprache kritisch benutzenden „negativen Philosophie". Nein! mit der neuen Anordnung zu rechten haben wir doch in der That um so weniger Grund, da die historische Betrachtungsweise des Autors auch in die jetzt vorangestellten Abschnitte überall hineinleuchtet. Nur ein Ausfluß dieser Betrachtungsweise ist ja der Gedanke, um den sich hier Alles dreht, der theils auf Baco, theils auf Leibnitz zurückweisende Gedanke von dem Vorzugsrechte des Besonderen und Eigenthümlichen gegenüber der Abstraction des Allgemeinen. Die Sprache existirt nur als lebendige; sie existirt eben deshalb nur in der Form von Nationalsprachen. „Jede Nation hat ein eigenes Vorrathshaus ihrer zu Zeichen gewordenen Gedanken" — ihre Nationalsprache und folgeweise ihre Nationallitteratur. Mehr noch: auch jedes Stück der Litteratur, jede Litteraturgattung, jede Schule, jeder einzelne Schriftsteller — sie alle haben je ihre Sprache. Eine andere ist die wissenschaftliche, eine andere die Sprache des gemeinen Lebens, und innerhalb dieses Hauptunterschiedes giebt es wieder zahlreiche Unterunterschiede. Und abermals ist es die Pointe der Eigenthümlichkeit, die am meisten hervorleuchtet, sobald nun alle diese, zum Theil in einem Strudel von nicht enden wollenden Frag- und Aufgabestellungen verlaufenden allgemeinen Reflexionen über die Sprache auf unsere Sprache angewandt werden. Der Satz, von dem in der neuen Fassung dieses Abschnittes Alles ausgeht, ist der: diese unsere Sprache ist trotz alles ihr von fremdher Eingepfropften, wenn irgend eine, eine „ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache", „ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit anderen, aber das Urbild in sich selbst hat".

---

[1]) Er war hiezu offenbar angeregt durch Lamberts Neues Organon (Leipzig 1764), der dem dritten Hauptabschnitt seines Werkes den (übrigens schon von Baumgarten verwendeten) Titel Semiotik (Bd. II, 5 ff.) gab. „Lambert habe ich durchgepflügt", schreibt er 31. October 1767 an Scheffner, „und werde gelegentlich einmal Urtheil und Supplemente zu ihm öffentlich vorzeigen". Auf Lambert verweist er auch SWS. II, 36 Anm. (und später: Ueber den Ursprung der Sprache S. 13).

Ganz anders noch als in der ersten Auflage wird hierauf das Lob unserer Sprache verkündet. So eifrig wie in der Dritten Sammlung die Herrschaft des Lateinischen bekämpft worden war, so stark und stolz werden jetzt die Tugenden der vaterländischen Sprache im Zusammenhang mit den Tugenden des deutschen Nationalcharakters hervorgehoben, wird, ähnlich wie dort und wie im Torso, auf die Sprache Luthers und Opitzens verwiesen. Neben der Schutzrede für die „Machtworte" deutscher Zunge werden jetzt auch deren „Klangworte" gerühmt und dabei überhaupt von dem „lebenden Wohllaut", von der „malenden Musik" der Sprache geredet, welche der Dichter nur zu entbinden habe. Das, beiläufig, war eine der Seiten, von wo unserem Kritiker die Form der Cantate so wichtig geworden war, daß er sie in jenem Vorwort vor seiner Pfingstcantate[1]) „gleich nach dem Heldengedicht und dem Drama" gesetzt wissen wollte. Wiederum aber an die Dritte Fragmentensammlung wird man erinnert, wenn sofort mit allem Nachdruck die gewöhnliche Forderung des „Klassischen" zurückgewiesen wird. Stücke aus dem für die Fortsetzung des Torso bestimmten Manuscript wandern dabei herüber[2]), und die ganze Stelle wird zu einem Denkmal in verjüngtem Maaßstab auf den „für Deutschland und seine Sprache zu früh gestorbenen Abbt". Da fließt denn dem Verfasser die Polemik gegen die todte Regelmäßigkeit zusammen mit der gegen das Gelehrtenmäßige, gegen den Professor- und Paragraphenstil, — die Empfehlung des Nationalen geht über in die des Volksmäßigen. Wir hören den Führer der Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur, wenn er der Kunstrichter spottet, nach denen „kein ungewagtes Wort gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden soll, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist, nach denen kein Eigensinn erlaubt werden darf, sobald er ein Eingriff in eine Regel sein kann". Ausdrücklich vindicirt er den Schriftstellern, die ein wahrer Nationalschatz sein wollen, die Freiheit, „auch Gesetz und Regel zu übertreten". Unsere Sprache ist noch in der Bildung begriffen. Muster und ewige Muster erwarten vielleicht eine spätere Zeit. „Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache sein: — ob wir klassisch sind, mag die Nachwelt ausmachen!"

Alles in Allem: sowohl einheitlicher und geordneter als namentlich reicher und voller erscheinen der erste und zweite Abschnitt in der neuen Bearbeitung. Zu einzelnen Bereicherungen geben überdies jetzt, wo er nicht mehr bloß den Litteraturbriefen nachkritisirt, einige neu hervorgetretene litterarische Erscheinungen den Anlaß. So kann jetzt ein volltöniges Lob von Gerstenbergs Gedicht eines Skalden dem Abschnitt über das freie Sylbenmaaß eingefügt

[1]) SWS. I, 59.

[2]) „Rhapsodien aus der Philosophie der Sprachen" ist die Ueberschrift des betreffenden Manuscripts, welches benutzt ist.

werden. Im Vorbeigehen wird Wielands Don Sylvio von Rosalva (Herder schreibt Antonio von Rosalva) erwähnt, wird auf Löwens Anrede an die Hamburger Schauspieler Bezug genommen, und dienen Clodius' „Versuche aus der Litteratur und Moral" dem Verfasser als ein abschreckendes Beispiel der neuesten Mode, in einem „geblümelten Stil" möglichst triviale Dinge vorzutragen [1]). Und jetzt wäre es auch an der Zeit gewesen, in der Gallerie unserer besten deutschen Originalschriftsteller den Schattenriß Lessings herunterzunehmen und durch ein ausgeführtes Bild zu ersetzen, da ja der Laokoon, von dessen Erscheinen die erste Auflage nur in der Anmerkung hatte Erwähnung thun können, nun schon so lange vorlag. Die ganze Charakteristik der Originalschriftsteller indeß ist mit geringen Aenderungen aus der alten in die neue Auflage übergegangen, und der Text sagt noch immer, daß von Lessing nur ein einziges ausgearbeitetes prosaisches Werk anzuführen sei. Mit Grund werden wir vermuthen dürfen, daß Lessing nach dem neuen Plan der Fragmente anderswo ein besonderer Platz zugedacht war [2]).

Unter den wenigen Aenderungen, die der Abschnitt von den sieben Originalschriftstellern erfahren hatte, fällt uns aber eine Anmerkung zu der Charakteristik Mosers in die Augen, dazu bestimmt, die Anerkennung, die diesem Autor zuertheilt wird, einzuschränken. Die Anmerkung war hervorgerufen durch Nicolais briefliche Aeußerung, daß sich Viele an der Erhebung Mosers zum klassischen Schriftsteller geärgert hätten [3]). Das wäre denn eine ganz versteckte Spur von dem Einfluß, den auf die neue Bearbeitung die dem Verfasser zugekommenen kritischen Stimmen ausgeübt hatten. In Wahrheit jedoch steht diese Bearbeitung durch und durch unter dem Einfluß der inzwischen laut gewordenen Kritik. Eine ganze Reihe von Zusätzen sind directe Antworten auf die Einwürfe und Ausstellungen seiner Recensenten [4]) und zwar in erster Linie auf die der Klotzischen Zeitschriften. Ja, gerade diesen Angriffen, die den Verfasser zwingen, „sich selbst zu erklären", verdanken wir die Aus-

---

[1]) Diese Auslassungen über Clodius waren durch die Anzeige der „Versuche" in den Jenaischen Gelehrten Zeitungen 1767, St. 76, S. 630 hervorgerufen. „Unser Säculum", hieß es dort, „künstelt zu sehr, und unsere meisten Schriftsteller geben uns statt Goldes Email auf Kupfer. Man erinnere sich an einen Plinius und Seneca, verglichen mit Abbt und Herder, vielleicht kann man daraus das Metall unseres Jahrhunderts bestimmen". Daß sich Herder über diese Bemerkung ärgerte, wissen wir aus seinem Briefe an Scheffner, LB. I, 2, 292. Hier nun gab er die Antwort.

[2]) S. weiter unten Nr. IV.

[3]) Nicolai an Herder 2. Mai 1767, LB. I, 2, 254. Die Anmerkung SWS. I, 220. (SW. zur schönen Litteratur I, 118).

[4]) SWS. II, 42 (gegen den Vorwurf der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen 1767, St. 38, S. 304, daß er den Schweizern verächtlich begegnet sei); ferner SWS. I, 227, SWS. II, 58. 60. 76. 79 (nach dem Text der SW. zur schönen Litteratur I, S. 83. 125. 133. 139. 162. 172).

lassung über das Klassische [1]), verdanken wir vor Allem die schöne Ausführung des „Sprachenromans". Daher die oben angeführte Stelle über Homer. Ebenso die, wo er von Homer, der das jugendliche Alter der Sprache repräsentirt, zu dem männlichen übergeht. Hier nämlich hat er sich gegen das Mißverständniß eines Recensenten zu wehren, als ob es in diesem männlichen Sprachalter überhaupt keine guten Poeten mehr geben könne, und diese Vertheidigung eben entlockt ihm die anregendsten und weittragendsten Gedanken. Denn nun entwickelt er die hohe Bedeutung „des Zeitalters, da sich Poesie und Weisheit, Natur und Kunst zu trennen anfing". Hier sei, sagt er mit Recht, „der Mittelpunkt im Cirkel der griechischen Litteraturgeschichte". Er entwirft von hier aus den vollständigen Plan zu einer Geschichte der griechischen Litteratur; wie dem Epos die Lyrik, der Lyrik die Tragödie folgte, wie es die fortschreitende Ausbildung der Musik war, welche der zur Kunst gewordenen Poesie andere und andere Formen schuf — bis sie endlich gelehrte Poesie wurde. Und entwickelt weiter, wie uns Herodot, „der Homer der Prosaisten", das Zeitalter der werdenden Prosa darstelle, wie dann die Prosa ihre „schönste Natur", den „Gipfel kunstloser Wohlredenheit" in Xenophon und Plato erreicht habe, um demnächst mit Demosthenes und Isokrates zur Kunst und weiter mit Aristoteles und allen seinen Nachfolgern zu immer bewußterer Kunst zu werden. Wir stehen mit diesen Ausführungen auf dem Höhepunkte des Buches. Von nun an senkt sich die Darstellung, und bei den noch folgenden Betrachtungen von der wahren Sprache der Philosophie hat man den Eindruck, daß namentlich die Erweiterung, die sie aus dem Manuscript der Denkschrift über Baumgarten erfahren haben [2]), den ursprünglichen Grundgedanken, das Princip der freien Bewegung und des idiotistischen Schaltens mit der Muttersprache, eher verdunkelt als aufhellt.

Noch in anderer Beziehung jedoch verräth sich der Einfluß der Kritik auf die neue Bearbeitung.

Kein Wunder, daß der junge, bewegliche, in so vielseitiger Lectüre sich umtreibende Schriftsteller, der so viel über sprachliche und stilistische Fragen grübelte, selbst noch keineswegs zu einer eigenen, festen stilistischen Form gelangt war. Er ließ sich ziemlich achtlos gehen, wenn er für die Königsberger Zeitung schnell gelesene Bücher mit schnellfertigem Auszug oder Urtheil abfertigte. Wenn er dann Recensionen für Nicolai schrieb, so nahm er im Allgemeinen Bedacht, nicht gar zu merklich abzuweichen von dem Ton, der sonst in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek herrschte. Wenn er für den

---

[1]) Schon gegen Scheffner, LB. I, 2, 163 hatte er sich (ebendas. S. 188) über diesen Punkt ausgelassen.

[2]) Die betreffenden Entlehnungen sind angegeben in Suphans Einleitung zum zweiten Bande der SWS. Vgl. über diese Partie der Fragmente oben Buch I, Abschnitt 2, S. 42. 43.

gemeinen Mann schrieb, so strebte er, wie wir sahen, mit zweifelhaftem Erfolge, allzu absichtlich einem nach mehr als Einem Muster gebildeten Ideal nach. Wenn er predigte — ja, da war er ganz er selbst, da sprach er frei vom Herzen weg und schöpfte seine Worte aus der schönsten Stimmung seines Wesens, gehoben durch die Situation und das Verhältniß zu seinen Zuhörern, unbeirrt durch stilistische Absichten oder Rücksichten; hier am meisten finden sich die einfachen Grundelemente der warmen und edlen, breit dahinströmenden Prosaberedsamkeit, die uns, künstlerisch ausgebildet, in den durchgearbeitetsten Schriften aus der Zeit seiner Reife entgegentritt. Wie aber stand es in dieser Hinsicht mit den Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur?

Das Buch, welches so nachdrücklich die Forderung des Idiotistischen betonte, war nicht sowohl eigenthümlich im Sinne dieser Forderung als vielmehr absonderlich geschrieben, und wenn diese Absonderlichkeit ohne Zweifel einen kräftigen und ursprünglichen Geist verrieth, so sah man doch zugleich, wie derselbe mit so vielen anderen Geistern zu ringen hatte, daß es schwer war, ein ruhiges und unverschobenes Bild von ihm zu bekommen.

Nichts nun rügte die zeitgenössische Kritik so früh und einstimmig an den Fragmenten als den von gesuchten Bildern und Anspielungen wimmelnden Stil, wie er ähnlich nur noch bei Einem der damaligen Schriftsteller sich finde. Von Nicolai bis zu Klotz sprach man von dem in den Fragmenten herrschenden „Hamannschen cant". Es galt für ausgemacht, daß der ungenannte Verfasser ein Nachahmer und Schüler des Verfassers der „Kreuzzüge" sei. Kündigte doch gleich die Einleitung mit deutlichem Anklang an eine Stelle der Hamannschen „Wolken" eine „pantomimische" Sprache nach Art des „delphischen Orakels" an [1]). Lieferte doch jede Seite Proben von Wendungen und Ausdrucksweisen, die, wenn sie nicht geradezu dem Philologen entlehnt waren, jedenfalls ebensogut bei diesem hätten stehen können [2]), — von jener schriftstellerischen Manier, die bei Hamann einestheils in dem Beispiel des großen englischen Humoristen Sterne, anderntheils und vorzugsweise in Hamanns eigenstem Wesen, in seiner „zeichendeutenden" Denkart ihren Grund hat. Wer so entschieden von Hamanns Gedanken, wie hätte er nicht auch von dessen schriftstellerischer Manier abhängig sein sollen? Herder hätte das nicht in Abrede stellen sollen. Wir werden es ihm ja wohl glauben müssen, was er, öffentlich wie in Briefen, zu versichern nicht müde wird, er habe, bloß um

[1]) Vgl. Fgm. I, 18 mit Hamanns Schriften II, 74; ebenso Fgm. III, 325.

[2]) Vgl. z. B. Fgm. I, 134, „sie schreiben für die lange Weile des Publicums" mit dem Titel der Sokratischen Denkwürdigkeiten; Fgm. I, 137 die auf Marc. 8, 24 zurückgehende, von Herder auch sonst gebrauchte (LB. I, 3, a, 70 und 201) Redensart „Menschen als Bäume sehen" mit Hamanns Schriften II, 71; Fgm. III, 34 die Anspielung auf ein Wort Montaignes mit Hamann II, 130 Anm. Auch mündliche Aeußerungen Hamanns dürften Herder in Erinnerung geblieben sein; vgl. Fgm. I, 4 die Bemerkung über die Litteraturbriefe mit Hamann (an Lindner) I, 415.

unerkannt zu bleiben, „unter einer Blumendecke eines verflochtenen Stils geschrieben, der ihm nicht eigen, der eine bloße Larve" sei [1]). Es ist darum nicht weniger wahr, daß er die Larve vorzugsweise dem Satyr der philologischen Kreuzzüge abgeborgt hatte. Nur freilich: wenn er in Hamanns Manier schrieb, so war sein Stil darum noch lange nicht der Hamannsche, und wenn er sich einer Maske bediente, so guckte doch hinter derselben vielfach sein eigenes Gesicht durch. Ganz so bunt und anspielungsreich wie der Hamannsche Stil war der seinige schon deshalb nicht, weil er doch nicht so wie dieser aus dem Vollen, sondern vielfach aus abgeleiteten Quellen schöpfen mußte [2]). Viel zu sehr stach seine redselige Ausführlichkeit gegen die Hamannsche Kürze und Sparsamkeit ab, als daß er ein ebenso dunkler Räthselredner hätte sein können. Ganz auffällig endlich, was eng damit zusammenhängt, unterschied er sich von dem Philologen in der syntaktischen Form. Der Satzbau ist bei dem Letzteren durchaus von dem Streben nach correcter, mehr oder weniger latinisirender Periodologie beherrscht. Die altfränkische und steife Regelmäßigkeit der grammatischen Constructionen bildet einen wunderlichen Contrast zu dem regelspottenden Geist, dem gedrungenen Gehalt der Hamannschen Schriftstellerei. In diesem Punkte nun verläßt der Jünger die Spuren des Meisters. Herder sprengt die Fesseln der Periodologie, die der scholastische Verstand, die Schul- und Kanzleigewohnheit geschaffen, und die zu den neuen, von dem freien Gefühl und der lebendigen Anschauung eingegebenen Einsichten nicht passen. Er, und er mehr als Klopstock in seiner Prosa, mehr als Winckelmann, ja mehr selbst als Lessing, er in der That zuerst füllt den neuen Most auch in neue Schläuche. Er zuerst thut mit der Prosa, was mit der Sprache der Poesie vor ihm schon Klopstock gethan hatte. Ein kühner Wortbildner, ist er zugleich ein verwegener Satzsteller, und wiederholt daher ruft ihn der geniale Hamann in der pedantischesten Weise darüber zur Ordnung. Wortzusammensetzungen wie „Naturgenie" will er ihm nicht durchgehen lassen und an dem Stil nimmt er Anstoß, weil er hie und da „zu petillant, die

[1]) An Scheffner LB. I, 2, 270; an Nicolai ebendas. S. 412; an Kant ebendas. 296; Fgm. III, 325; Vorrede zur zweiten Auflage der Ersten Sammlung SWS. II, 5; Erklärung in der Voss. Zeitung LB. I, 2, 383.

[2]) So macht Suphan Anm. zu Bd. I, S. 148 seiner Ausgabe (S. 537) auf die Entlehnung eines Citats aus Blackwell; Anm. zu S. 270 (S. 541) auf die mehrfache Benutzung von Michaelis' Ausgabe der Lowth'schen Praelectiones aufmerksam. Ueber die irrthümliche Meinung, mit der Herder sich die Anspielung auf den „dreisten Marcell" aus Mosers „Treuherzigem Schreiben ꝛc." aneignete, s. Suphans Anm. zu S. 307 seiner Ausgabe. Die mehrmals wiederkehrende Anspielung auf das Wort des Antimachus (Fgm. III, 116; KW. III, 21 und in dem handschriftlichen Fragment „Von dem Ursprung des Liedes überhaupt) dürfte den Litteraturbriefen entlehnt sein. Daß die mehrfachen Anspielungen auf Plutarch-Stellen an der Quelle geschöpft seien, macht das Geständniß Herders unwahrscheinlich, daß er den Plutarch erst sehr spät gelesen habe (An seinen Sohn August, Februar 1795 Düntzer A, II, 435).

periodische Form durch Fragen, Ausrufungen, Interjectionen gar zu zerrissen" sei [1]).

Das eben war Herders eigenes Gesicht. Das war weder Maske, noch Absicht, noch beruhte es auf einem Grundsatz. Das war jene jugendliche, übersprudelnde Lebendigkeit, die das Latein seiner Schuldeclamationen so jämmerlich unlateinisch gemacht hatte und die ihn in seiner Muttersprache zu einem so angenehmen Sprecher, einem so bewegenden Redner machte. Weit entfernt, sich hinter einen Grundsatz zu verschanzen, entschuldigt er vielmehr diesen seinen ungesetzten Stil mit seiner noch ungesetzten Denkart, oder, wenn sein Selbstgefühl höher schwillt, mit der genialen Zeugungsbrunst, die sich nicht meistern lasse [2]); und aus seiner eigenen schriftstellerischen Erfahrung heraus schildert er dann im Torso das Gedränge von Bildern und Gedanken, das sich in freiem Schalten mit der Sprache Bahn breche und sich eine eigene kühne Ordnung der Worte und Sätze schaffe. So heißt ihn sein eigener Genius schreiben, und nun allerdings macht er diese neue Weise auch zum Grundsatz, nun verkündet er, daß man am besten schreibe, wenn man schreibe, wie man spricht, daß das Joch der lateinischen Periodologie abgeschüttelt, der Professor- und Paragraphenstil verbannt, und der Ton der gebildeten, aus dem Leben ins Leben herüberschallenden Rede auch in die Büchersprache eingeführt werden müsse.

Schon in der Dritten Sammlung der Fragmente hatte er das fremde Gewand sich loser um die Schultern geworfen. Es ist vollkommen richtig, wenn er gegen Scheffner, der den „weniger blühenden" Stil dieses Theils weniger jugendlich gefunden hatte, bemerkt, derselbe sei vielmehr eher jünger als älter, „weniger nahrungs- und bilderreich", von mehr declamatorischem Feuer und jedenfalls ihm eigener als der frühere [3]). Noch mehr, fügt er hinzu, werde das Letztere der Fall sein bei der Fortsetzung sowie bei der zweiten Auflage der Fragmente, da die Ursache, weshalb er anfangs „unter einer Blumendecke" habe erscheinen müssen — das nun doch vereitelte Incognito — wegfalle. Das indeß war es nicht allein. Nichts verdroß ihn so sehr als jener Vorwurf, daß er Hamannisire. Er wollte es gewiß fortan so wenig thun wie möglich. Und was es ihm erleichterte, aus dieser, durch die längere Eingewöhnung ihm zur Manier gewordenen Darstellungsweise herauszukommen, war der Umstand, daß er jetzt zu vielfacher Polemik gegen seine Recensenten veranlaßt war. Die Lust, einen Stil zu erkünsteln und sich in eine Rolle zu werfen, verging dem empfindlich gereizten Manne; auch wenn

[1]) Hamann an Herder, LB. I, 2, 167. Das Wort „Naturgenie" wurde in der zweiten Auflage wirklich gestrichen.

[2]) An Hamann LB. I, 2, 178 ff.

[3]) Scheffner in der Recension der Dritten Sammlung, Königsberger Zeitung 1767, St. 60; Herder an Scheffner, LB. I, 2, 269.

er unerkannt geblieben wäre, würde er jetzt die angenommene Haltung, die zurechtgelegten Mienen vergessen und sich dem Zuge seiner natürlichen Lebhaftigkeit überlassen haben. Die zweite Auflage läßt daher in der That an allen den Stellen, wo er sein eigener Erklärer und Vertheidiger wird, den Ton des räthselnden Anspielens, der Bilder und Gleichnißreden fallen und geht statt dessen zu wort- und wendungsreichen Ausführungen, zu jener affectvoll bewegten Darstellungsweise über, die den Leser zwingt, „zu lesen wie als ob er höre" und ihm kaum die zum Ausruhen nöthigen Pausen gewährt. In dem Schriftchen über Thomas Abbt hatte Herder nicht bloß, auf Anlaß der Schreibart seines Lieblingsautors, theoretische Studien über den Zusammenhang von Stil und Denkart, sondern zugleich praktische Stilübungen gemacht. Seine bisherige Manier war zwar nicht gänzlich aufgegeben, aber sie hatte sich mit der neuen, freieren Weise in eine Art von Gleichgewicht gesetzt. Ein solches Gleichgewicht ließ sich in dem Stil der neuen Fragmentenausgabe nicht herstellen; viel unvermittelter stehen hier die ehemaligen Sonderbarkeiten neben der natürlichen Herderschen Rhetorik, welche nur erst anfängt, das Uebergewicht zu erlangen. Es war einer der Gründe für die Unterdrückung der neuen Auflage, daß es dem Verfasser nicht gelungen oder nicht möglich erschienen war, „den vorigen Ton völlig zu zerstören" [1]). Erst in seiner nächsten Schrift, den „Kritischen Wäldern", werden wir ihn, von den alten Fesseln frei, in eignerem, mehr an Lessing als an Hamann anklingendem Ton reden hören.

IV.

Umarbeitung der Zweiten Sammlung für eine neue Auflage.

Rasch rückte die Umarbeitung der Fragmente vor. Schon im Januar 1768 war er, wie aus einem Vermerk in einem seiner Diarien hervorgeht, bei der Zweiten Sammlung angelangt. Wir durften die Erste, in der neuen Gestalt, wie sie im Sommer 1768 gedruckt wurde, trotzdem, daß sie damals ein Apokryphon blieb, fast wie ein kanonisches Actenstück der Herderschen Schriftstellerthätigkeit behandeln. Es war ein völlig zum Abschluß gekommenes Werk; dasselbe wurde von der Presse jener Tage, wenn auch unbefugter Weise, kritisirt; es ist, in Folge des Wiederabdrucks in den Sämmtlichen Werken, bis auf den heutigen Tag sogar bekannter als die erste Auflage. Anders die umgearbeitete Zweite Sammlung. Eine damals ungedruckt gebliebene, selbst im Manuscript nicht völlig abgeschlossene Arbeit, ist sie in erhöhtem Maaße ein apokryphes Denkmal des Geistes ihres Verfassers [2]). Es ist, als ob es uns durch beson-

---

[1]) An Nicolai LB. I, 2, 412.

[2]) Erst gegenwärtig hat sie Suphan im zweiten Bande seiner Ausgabe (S. 109—202) nach den ihm vorliegenden, allerdings verschiedenen Stufen der Redaction angehörenden Handschriften zu allgemeiner Kenntniß gebracht, s. die Einl. zu Bd. I, S. XXXII—XXXIII.

dere Vergünstigung gestattet wäre, der Probe, der Generalprobe allenfalls eines Stückes beizuwohnen, das dann doch, unmittelbar vor der öffentlichen Aufführung, zurückgezogen wurde. Manche Auftritte des Stücks sind dann wohl später in anderem Zusammenhang und in anderer Gestaltung wieder vor die Oeffentlichkeit gebracht worden, und in Anbetracht dieser hat es der Biograph leicht, mit der Discretion zu verfahren, welche in der Natur der Sache liegt. In Anbetracht der übrigen Partien dagegen müßte er die Kunst besitzen, sie zugleich deutlich und doch wie halb verdeckt zu zeigen. Er wird, in Ermangelung dieser Kunst, die Leser bitten müssen, sich zu erinnern, daß sie sich mit ihm bei verschlossenen Thüren vor einem Vorhang befinden, der für die Zeitgenossen Herders niemals aufgezogen wurde.

Und doch, in wie hohem Grade hätte auch diese umgeschriebene Zweite Sammlung, nicht minder als die Erste, schon damals die Veröffentlichung verdient! Die nunmehrige Beschränkung auf die Griechen giebt dem Bändchen Einheit. Aber auch sonst ist dasselbe gegen die ursprüngliche Fassung im Vortheil. Denn nun rückt gleich anfangs die Frage über die rechte Art der Nachahmung in eine ganz neue und überraschende Beleuchtung. Auch die Griechen werden jetzt von einem ähnlich hoch gelegenen geschichtlichen Standpunkt betrachtet wie in der Dritten Sammlung die Römer. Vielmehr von dem denkbar höchsten, dem universalhistorischen. Die Thatsache wird constatirt, daß das Meiste der vorgriechischen Geschichte für uns Nacht ist, daß wir die Originalnationen unseres Geschlechts nur durch das Medium der griechischen Geschichte sehen. Einzig der biblischen Urkunde — so durfte Herder vor nun länger als hundert Jahren noch mit Recht behaupten — verdanken wir es, daß wir in der Geschichte des Alterthums nicht ganz Griechen sind. Welche dankbare Aufgabe aber, die griechische Geschichte einmal in dieser ihrer Beziehung zu der der anderen Nationen, als eine „orthographische Projection der ältesten Welthistorie“ zu studiren!

Und mit dieser bedeutsamen Erinnerung, zu welcher der Keim in Hamanns Wort von den „durchlöcherten Brunnen der Griechen“ (Schriften II, 289) enthalten war, wendet sich nun der Verfasser insbesondere zur Litteraturgeschichte. Für uns fängt dieselbe in Griechenland an; aber ist darum wirklich erst hier der Anfang der „Geschichte des menschlichen Verstandes“ zu suchen? „Wer ein Montesquieu über den Geist der Wissenschaften wäre“ — würde er barbarisch nennen dürfen, was die Griechen so nannten? Die Thorheit eines solchen Verfahrens sucht Herder durch die lebhafte Ausführung des „Traumes“ anschaulich zu machen, daß eine andere Nation als die griechische, etwa die Scythen oder Araber, vom Schicksal bestimmt gewesen wären, uns die ersten Formen der Wissenschaften zu überliefern. Jedenfalls, fügt er hinzu, eine Bereicherung unseres litterarhistorischen Gesichtskreises, wenn wir irgend wann einmal „die Gedankenschätze eines Volkes erbeuten, das keine Sklavin und keine Kolonie der griechischen Litteratur gewesen“, — und er erinnert — hier

nicht zum ersten Mal — an Ossian und die skaldischen Gesänge neben Homer und Pindar. Das, unmittelbar nach seinem Erscheinen auch ins Deutsche übersetzte, angeblich altkeltische Heldengedicht Fingal, die Mittheilungen aus der Edda, welche Mallets Geschichte von Dänemark gebracht hatte, die Gerstenbergschen Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, die Ankündigung einer Arabischen Chrestomathie von Michaelis — auf Herder wirkten alle diese litterarischen Neuigkeiten der sechziger Jahre wie auf die Zeitgenossen des Columbus die Kunde von der Entdeckung eines neuen Welttheils. Schon in der Abhandlung vom neueren Gebrauch der Mythologie (Fgm. III, 135. 146) und besonders in einer Königsberger Recension des Malletschen Werks (SWS. I, 74) hatte er ähnliche Aeußerungen wie hier gethan, Aeußerungen, die in den Augen der orthodoxen Anhänger des klassischen Alterthums als offenbare Ketzereien erscheinen mußten.

Seine Ketzerei geht jedoch noch weiter. Auch auf die Kunst, obgleich in ihr die Griechen ohne Zweifel am meisten gewesen seien, will er die obige Betrachtung ausgedehnt wissen. Er langt damit — bei Winckelmann an und wendet die aufgestellten Sätze zu einer Kritik der übrigens so hoch von ihm bewunderten und gepriesenen Kunstgeschichte. Bei aller Anerkennung des Edlen und Einzigen dieses Werkes trifft er dasselbe im Mittelpunkt seiner Schwäche.

Es ist Herder eigen mit Winckelmann ergangen. Der Zufall hat gewollt, daß die Ausstellungen, die er an ihm und seinem Hauptwerke zu machen hatte, nur in theils leiseren, theils kürzeren Andeutungen an die Oeffentlichkeit getreten sind. Wie das gegenwärtige Fragmentenstück, so blieb noch eine Anzahl anderer kritischer Aufzeichnungen — er nannte sie ein „kritisches Wäldchen" über Winckelmanns Kunstgeschichte — ungedruckt. Ungedruckt blieb ebenso viele Jahre später eine mehrfach mit diesen älteren Aufsätzen zusammenstimmende, durch eine Preisaufgabe der Casselschen Gesellschaft der Alterthümer veranlaßte „Lobschrift auf Winckelmann". Fast alle Stellen, in denen er sonst auf ihn zu sprechen kömmt, athmen die höchste Verehrung vor seinem Genius; in dem Aufsatz des deutschen Merkur vom Jahr 1781 über Winckelmann ist Alles, was die erwähnte Lobschrift an Kritik enthielt, getilgt, und nur der Ton der wärmsten Huldigung wird hörbar. Winckelmann ist fast der Einzige von Herders Zeitgenossen, dem gegenüber, wenn wir nur auf die öffentlichen Aeußerungen unseres Kritikers sehen, die ihm eigene Tadel- und Verbesserungssucht vor der ihm nicht minder eigenen Begeisterung und dem Bedürfniß der Bewunderung nur wenig zu Worte kam. So ist Verstand in jenem Zufall; der Zufall stimmt überein mit dem Gefühl, welches Herder wirklich für die Größe des Mannes hatte, dessen Geist eine so mächtige Wirkung auf den seinigen ausübte. Nur um so mehr aber werden wir diese Thatsache würdigen, wenn uns nun doch vergönnt ist, ein und das andere Mal mit Herder auch auf die Stelle zu treten, von wo aus sein weit und

beweglich umschauender Blick selbst an dem Gegenstande seiner höchsten Bewunderung das Beschränkte und Einseitige entdeckte.

Diese Einseitigkeit wird offenbar, wenn man die Winckelmannsche Kunstgeschichte eben auch mit dem Maaßstabe des Universalhistorischen, des rein und echt Historischen mißt. So mißt Herder sie hier, in unserem apokryphen Fragmentenstück, und nur in wenigen Zeilen in der kleinen Schrift vom Jahre 1774: „Auch eine Philosophie der Geschichte" (S. 27) ist diese seine Meinung später noch einmal laut geworden. Ausführlicher entwickelt er dieselbe hier. Winckelmann ist ein glänzendes Beispiel des Irrthums, Griechenland zum alleinigen Centrum der Geschichte zu machen, und damit hängt zusammen — was ihm ja freilich Herder in seinem Roman von den Lebensaltern der Sprache nachgemacht hatte —, daß er mehr Systematiker als Historiker ist. Es ist Thatsache, daß die Griechen Cultur, Gesetze, Götter, Wissenschaften, Künste durch fremde Kolonien bekamen. „Genau heißt es also nicht gerechnet, wenn ich, ungerechnet diese fremden einwirkenden Kräfte, bloß nach der Natur der sich bewegenden Sache der griechischen Geschichte ihren Lauf bestimmen will. Das giebt freilich ein schöneres Gebäude der Geschichte, aber der Nothdurft, dem Eigensinn, dem unbändigen Wurf historischer Begebenheiten geschieht damit zu nahe". Winckelmanns Werk ist das prächtigste Gebäude, aber „mehr Lehrgebäude als es fast eine Geschichte sein kann". An einem Beispiele wird Letzteres bewiesen. Winckelmann erklärt das ursprünglich Eckige, aber Regelmäßige der griechischen Statuen mittelst der Behauptung, daß die Wissenschaft in der Kunst vor der Schönheit vorausgehe: Herder zeigt, daß die Thatsache sich vielmehr geschichtlich erkläre; der Grund ist darin zu suchen, daß die Griechen auf einem fremd überkommenen, dem ägyptischen System von Regeln weiterbauten. Und eben an der ungenügenden Darstellung und Beurtheilung der ägyptischen Kunst bei Winckelmann beweist Herder weiter, wie voreingenommen der Geschichtschreiber durch seinen griechischen Maaßstab sei. An einer ganzen Reihe von Punkten sucht er durchzuführen, daß, wenn man die Kunst der Aegypter nach ihrer Denkart, nach dem, was ihnen statt des Ideals war, beurtheile, Allem, was Winckelmann als Fehler hervorhebe, eine positive Seite abgewonnen werden könne. Vorzugsweise anschaulich in Beziehung auf den ägyptischen Stil. Zur Rechtfertigung des Tadels, daß in Winckelmann auch hiebei „der Grieche und nicht der Aegypter schreibe", wird er gleichsam selber zum Aegypter, läßt er einen Aegypter eintreten in die Hallen voll handelnder griechischer Statuen und giebt der verwirrenden Empfindung Ausdruck, die sich unfehlbar eines solchen an die Ruhe eines „ewigen Anblicks" plastischer Gestalten gewöhnten Betrachters bemächtigt haben würde.

Nicht weiter indeß will er seine Bemerkungen über die Winckelmannsche Kunstgeschichte ausdehnen. Er begnügt sich, den Satz eingeschärft zu haben, wie nützlich die Untersuchung wäre, was die Griechen von anderen Völkern empfangen und „wie vortrefflich sie Alles in ihr gesunderes Blut zu verdauen

gewußt". Damit ist der Rückweg zu jenem entzückten Lobe der Griechen und zu der Empfehlung eines echten Studiums derselben, als der Vorbedingung jeder Nachahmung gewonnen, wie wir das Alles bereits aus der ersten Auflage kennen. Nur über die Uebersetzungen aus dem Griechischen wird der Bearbeiter dabei, unter Berücksichtigung einiger neueren Versuche dieser Art, unter Anderm der Heilmannschen Thukydidesübersetzung, weitläuftiger. Zu einem neuen Excurse aber veranlassen ihn die ihres Stils wegen schon in der revidirten Ersten Sammlung getadelten „feinen und süßen" Versuche aus der Litteratur und Moral von Clodius. Es handelt sich diesmal um die ethische Seite der griechischen Litteratur und um das Verhältniß von Sittlichkeit und dichterischer Anschauung. Wir haben wieder einmal Gelegenheit, zu bemerken, wie die Kritik Herders dadurch so fruchtbar wird, daß sie den Tadel aus der Fülle großer Gesichtspunkte heraus construirt. Die Clodiusschen Versuche über die Sitten der Dichter ergingen sich in einem haltlosen Moralgeschwätz, das weder der nationalen Eigenthümlichkeit noch der Natur der Dichtung Rechnung trug. Dem gegenüber sucht Herder zu zeigen, wie die besten der Dichter, sittlich betrachtet, in einer glücklichen Mitte zwischen dem Leidenschaftlichen und dem sanfteren menschlichen Gefühl, zwischen dem Streben nach dem Ungewöhnlichen und dem Sinn für das Naturwahre schweben. So bringe es das Wesen der Dichtkunst mit sich; erst eine alternde Poesie baue sich auf Vernunftregeln der Schönheit und Moralität auf; der jugendlichen Dichtkunst bringe außerdem ihr eigenes Zeitalter poetische Sitten entgegen, und ein verschiedener sittlicher Geist endlich herrsche in den verschiedenen Arten der Dichtkunst. So kömmt Herder auf Homer, auf Pindar, von Pindar wieder, wie schon in der Ersten Sammlung, auf die Klotzische Ausgabe des Tyrtäus, von Klotz endlich auf zwei andere Schriftsteller, „deren ich über die Griechen viele wünschte" — er schließt den ganzen ersten Theil dieser Zweiten Sammlung mit einer Vergleichung Winckelmanns und Lessings. Doch hier gerade ist es Zeit, daß wir uns des Versprechens der Discretion erinnern. Denn die Wahrheit ist, daß von dem wesentlichen Inhalt all' dieser zuletzt erwähnten Capitel, trotzdem, daß die neue Ausgabe der Fragmente unherausgegeben blieb, nichts verloren ging, indem derselbe schon in der allernächsten Zeit von dem Verfasser selbst in eine andere Schrift hinübergerettet wurde.

Das entgegengesetzte Verfahren tritt uns bei einem der Capitel des nun folgenden zweiten Theils der umgearbeiteten Zweiten Sammlung entgegen, der, wie in der ursprünglichen Ausgabe, der Vergleichung der deutschen Nachahmer der Griechen mit ihren Originalen gewidmet ist. Für das Capitel „Pindar und der Dithyrambensänger" ist nämlich nun die Recension benutzt, die Herder inzwischen über die mehrfach veränderte „Zweite Auflage" der Willamowschen Dithyramben in Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek geliefert hatte [1]). Diese Veränderungen, die der Dichter vorgenommen, mußten ja

[1]) Abgedruckt LW. I, 3, b, 1 ff.

wohl berücksichtigt werden: das Capitel indeß hat durch diese Rücksichtnahme gegen die ursprüngliche Fassung an Originalität verloren, nicht gewonnen. Gewonnen dagegen haben unzweifelhaft die übrigen Capitel. Es ist Gewinn und Verbesserung, daß die Streitabhandlung gegen Lessing über die *καλοικάγαθοί*, ebenso der Ausfall gegen Grillo über den üblen Leumund einer Sappho und Korinna, beseitigt ist. Für einen Zusatz zu dem Capitel über Anakreon und Gleim, worin gezeigt wird, daß der Letztere die „Bilder" Anakreons in „Lieder" umgebildet habe, würde ohne Zweifel der lobbedürftige Dichter sehr dankbar gewesen sein. Unser eigenes Interesse an solchen kritischen Einzelbemerkungen kann selbstverständlich nur gering sein: vergessen sind heute ebensowohl die Weißeschen Amazonenlieder wie die Lavaterschen Schweizerlieder, mit denen, als damals neuen Litteraturerscheinungen, ein Anhang zu dem Capitel „Tyrtäus und der Grenadier" sich beschäftigt, und nur etwa das ist uns von Wichtigkeit, daß hier wieder der Werth von echten Nationalliedern — diesmal mit Hinweis auf die einschlagenden Mittheilungen in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur — nachdrücklich betont, auch im Vorübergehen das Lied von der schönen Rosemunde mit seiner „romantischen edlen Süßigkeit" gerühmt wird, — dies Lied, welches dann acht Jahre später in der Herderschen Sammlung von Volksliedern einen der ersten Plätze bekam.

Zwei neue Capitel aber — da doch ein drittes, die Nachbildung der griechischen Tragödie in Lessings Philotas und Weißes Atreus betreffendes, nur bis zur Ueberschrift gelangte — nehmen unsere Aufmerksamkeit ernstlicher in Anspruch. Das eine führt nun die in der ersten Auflage abgelehnte Vergleichung zwischen Homer und Bodmer aus; das andere ist überschrieben: „Aesop und Lessing".

Zwar auch Bodmers Noah, oder, wie die vermehrte und veränderte Patriarchade nun hieß, die „Noachide" ist ja vergessen. Wer sich jedoch klar machen will, mit wie vollem Rechte sie vergessen ist, der findet die Gründe hier in Herders Kritik. Dieselbe ist nicht mehr noch minder als eine vollständige Vernichtung des unglücklichen Machwerks, das weder ein Gedicht, noch ein Epos, geschweige denn ein Homerisches Epos ist. Nur daß Herder vielleicht noch zu günstig von dem Bodmerschen „Beinahe-Hexameter" urtheilt, dem er zwar das Heroische, aber nicht die Homerische Einfalt absprechen will. Im Uebrigen ist das vorangeschickte Compliment gegen den verdienten „Altvater" Bodmer, den „scharfsinnigen, denkenden und gelehrten Kunstrichter" nur die Einleitung zu dem Nachweis, daß seinem begeisterungslos gekünstelten Gedicht, diesem geschmacklosen Mischmasch der heterogensten Elemente, alles das fehle, was Homer zum Homer macht. So vortrefflich dieser Nachweis nach allen Seiten hin geführt wird: so vortrefflich die Schilderung der Homerischen Eigenthümlichkeit; wie wir immer nur Homers Gesang, nicht den Sänger hören, wie — — doch das Alles hat Herder abermals schon in

nächster Zeit noch viel eingehender und in noch bedeutsamerem Zusammenhange in einer wirklich vor die Oeffentlichkeit gekommenen Schrift wiederholt [1]).

Nicht so das, was den Inhalt des Abschnitts „Aesop und Lessing" bildet. Erst neunzehn Jahre später, in dem Aufsatz der Dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter „über Bild, Dichtung und Fabel" wurden die besten der schon hier vorgetragenen Gedanken aus ihrem bisherigen Verschluß hervorgeholt und mit anderen zu einem neuen Ganzen verbunden. Sie hatten die Horazische Probe glänzend bestanden; sie waren noch im Jahre 1787 neu und durchschlagend, und sie haben an treffender Wahrheit noch heute nichts eingebüßt. Hier zum ersten Mal stellen sich uns die beiden großen Kritiker im genau übersehbaren Raume einer ästhetischen Einzelfrage zur Vergleichung dar. Die scharfe Bestimmtheit, die Gründlichkeit, der künstlerische Abschluß, die Zusammenstimmung zwischen der theoretischen Rechnung und der praktischen Rechenprobe, all' das, was die Klassicität Lessings ausmacht, läßt uns das Fabelbuch desselben immer wieder mit einer Befriedigung lesen, die uns eine Herdersche Schrift schwerlich jemals zurücklassen wird. Eben durch diese Eigenschaften wirkte das Buch so unwiderstehlich auf Herder, daß er nicht müde geworden ist, es zu commentiren und mit den darin niedergelegten Schätzen im Kleinen wie im Großen zu wuchern. Der ganze Abschnitt vom neueren Gebrauche der Mythologie und die damit zusammenhängende Idee der Paramythien trieb ja aus einem Gedanken hervor, der von dort her in seine Seele gefallen war [2]). Selber etwas so in sich Abgerundetes wie diese Fabeln und diese Fabelabhandlungen zu schreiben, war Herder niemals und gewiß nicht in dieser Fragmentenzeit im Stande — so wenig wie die üppig rankende Rebe gerade aufzuschießen vermag gleich dem Stamm der Ulme, an den sie sich anschmiegt. Aber die scharfen Beobachtungen Lessings durch ein glückliches Gewahrwerden zu ergänzen und zu berichtigen, seine strengen Schlußfolgerungen mit Hülfe der noch unbefragten Empfindung zu biegen, seine so zuversichtlich angestellten Experimente in das Licht einer ihre Voraussetzung aufhebenden Anschauung zu rücken: das war ihm wie keinem Zweiten gegeben, und dazu regten sich in ihm vielleicht gerade in dieser frühen Zeit alle Kräfte noch voller und frischer als später. Es ist ein buntes Häuflein von Anmerkungen, mit denen unser Fragmentist seinem Vorgänger in die Rede fällt; einige davon, wenn man sie durchsiebt, sind nur leichter, flimmernder Staub, aber einige bleiben zurück und weisen sich als echte Goldkörner aus.

---

[1]) Vgl. den folgenden Abschnitt über die Kritischen Wälder. Wie bereitwillig übrigens Herder die Verdienste Bodmers um unsere Sprache anerkannte, beweist am meisten seine Recension von Bodmers „Grundsätzen der deutschen Sprache" in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek IX, 1, 193 ff. (LW. I, 3, b, 78 ff.).

[2]) Vgl. im vorigen Abschnitt dieses Buchs S. 164. 165.

Jedermann kennt die Definition, welche Lessing, gestützt auf seinen Aesop und auf Begriffe, die er der Wolffschen Philosophie entnimmt, in dialogisch-polemischer Auseinandersetzung mit anderen Theorien, für die Fabel gewinnt. „Wenn wir", sagt er, „einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel". Die Mustergültigkeit des sogenannten Aesop nun ist für jetzt auch noch Herders Voraussetzung; gerade darauf geht seine ganze Untersuchung, ob in Lessings Erklärung wirklich der alte Aesop zu erkennen, ob es dem Fabeldichter Lessing gelungen, den griechischen Fabeldichter zu „palingenesiren". So steht er mit Lessing auf gleichem Boden — nur daß sich ihm die Gestalt des alten Aesop eigener und in der That richtiger darstellt. Dem Aesop, den er kennt, ist es nimmermehr um die Veranschaulichung „allgemeiner Sätze" zu thun. Ihm diese Absicht zuschreiben, heißt „ihn aus seiner Zeit fabeln" — es ist „eine französirende Behauptung". Eine γνώμην vielmehr, d. h. Lebensregeln, Erfahrungssätze, Klugheitsregeln in bestimmter Beziehung auf eine politische und menschliche Situation, einen ihm gegenwärtigen Vorfall des Lebens, enthalten die Fabeln des Griechen.

Das ist die erste, heutzutage über allen Streit hinausgehobene Berichtigung, die Herder der Theorie seines Vorgängers angedeihen läßt. Die zweite hängt nahe damit zusammen. Wäre es der Zweck der Fabel, einen allgemeinen Satz „anschauend erkennen" zu lassen, so gehörte sie in die Philosophie. Sie gehört in Wahrheit auf den Rain zwischen Poesie und Philosophie, so jedoch, daß sie der ersteren näher steht als der letzteren. „Ich halte", sagt Herder — und er wußte, daß ihm dabei auch Hamanns Meinung zur Seite stand [1]) — „ich halte die Fabel für einen Quell, für ein Miniaturstück der großen Dichtkunst, wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewissermaaßen in Originalgestalt findet".

Das Mangelhafte der Lessingschen Theorie war mit diesen beiden Bemerkungen mit Sicherheit erkannt und das Richtige an die Stelle gesetzt. Minder erheblich oder minder unbedingt zutreffend, was noch sonst hinzugefügt wird. Wenn Herder statt Lessings: „auf einen besonderen Fall zurückführen" gesetzt wissen will: „auf eine Handlung", so hat er Unrecht, diese Bestimmung bei Lessing zu vermissen, und wieder Unrecht auch damit, daß er bei ihm nur die Forderung finden will, die Fabel müsse als Handlung erzählt werden — als ob damit der Unterschied zwischen Fabel und historischem Beispiel verwischt würde, welchen Unterschied doch Lessing scharf und klar auseinandersetzt; seinen Vorgänger bei dieser Gelegenheit auf Aristoteles zu verweisen, hätte er sich ersparen können. Geradezu unwahr ist es, daß Lessing nicht genug das

[1]) Hamann an Herder LB. I, 2, 306: „Epos und Fabel ist der Anfang [der Poesie], und außerdem nichts als Ode und Gesang".

Erdichtete der Fabel im Gegensatz zum historischen Exempel betone, und auf einen bloßen Wortstreit läuft es hinaus, wenn er den Begriff der Allegorie, den der genaue Lessing aus der Definition verbannt haben wollte, gegen ihn in Schutz nimmt. In allen diesen Stücken ist er mit seiner Gegenrede zu voreilig bei der Hand; er verstärkt dadurch nicht, sondern er schwächt das Gewicht jener ersten Sätze. In ihnen allein liegen die Elemente, die, als sie später auf breiterer Grundlage ausgeführt und positiv entwickelt wurden, die Fabeltheorie zu einem glänzenden Abschluß brachten. Die Kritik der Lessingschen Theorie indeß geht hier Hand in Hand mit der Kritik der Lessingschen Fabeln, ja, sie dient dieser nur als Unterlage, und da wieder werden wir auf Herders Seite treten und mit ihm sagen müssen: Lessing ist nicht Aesop. Zwar mit der Zürcher Kritik der „Lessingschen unäsopischen Fabeln" will er keinesfalls gemeinschaftliche Sache machen; sehr hübsch bemerkt er, daß Lessing in seinem eigenen Fabelvortrage viel mehr Poet sei, als seine Theorie erwarten lasse: aber mit Recht vermißt er an dem deutschen Aesop die Einfalt des alten: „eine schöne Bemerkung, ein allerliebster Einfall, eine neue vortreffliche Wendung, ein überraschender Sprung, der munterste Dialog, das sind, statt der einfältigen Handlung Aesops, die vortheilhaftesten Seiten der Lessingschen Fabel". Und wenn denn doch die Fabel ein poetisches Gebilde ist, so wird sie auch nicht auf die epigrammatische Kürze der Lessingschen eingeschränkt werden dürfen. Dem streng abschneidenden Lessing gegenüber hatte er schon in einer Recension von Gieseckes Poetischen Werken in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (LB. I, 3, b, 55) einen dehnbareren Maaßstab angelegt, und in demselben Sinne will er sich auch hier, als einen Märchenerzähler wenigstens, den „munteren Wanderburschen" Lafontaine nicht verrufen lassen. —

So die neue Gestalt, welche die Zweite Sammlung angenommen haben würde; auch sie durch das Ausgeschiedene wie durch das neu Aufgenommene eine entschiedene Verbesserung, auch sie nicht ohne die Anzeichen, daß der Verfasser jetzt zugleich unter dem Einfluß der Beurtheilungen stand, die über seine erste Auflage ergangen waren. Die Uebereilung, welche die Kritik so eifrig gerügt hatte, daß Gerstenberg „mehr als Alciphron" sein sollte, mußte gut gemacht werden. Darum wurde Gerstenberg jetzt mit Gleim zusammengestellt und als „ein anderer Anakreon" gerühmt. Darum wurde in Befolgung von Hamanns Rath, sich über den Alciphron „eine kleine Satisfaction zu geben" [1]), an der Stelle, wo von Uebersetzungen griechischer Autoren die Rede ist, Gelegenheit genommen, den inzwischen von Herel übersetzten Alciphron als einen Autor zu bezeichnen, der auch wohl unübersetzt hätte bleiben können — ja, es wurde eine Anmerkung niedergeschrieben, die den Fechterstreich versuchte, die eigene Uebereilung zu vertuschen und die Lächerlichkeit auf den zu ungestüm zufahrenden Angreifer zu schieben.

---

1) LB. I, 2, 308.

V.

Die Fortsetzung des Torso.

In der That aber lastete die Kritik, die er erfahren, viel zu schwer auf Herder, als daß er sich durch Anmerkungen und Entgegnungen oder auch durch noch so umfassende Verbesserungen von dem Gefühl dieser Last hätte befreien können. Der Gedanke, auch die Dritte Fragmentensammlung umzuarbeiten, wurde nicht, oder doch nur indirect ausgeführt. Sie bedurfte in ihrer ersten Hälfte der Verbesserung viel weniger als die zwei früheren Sammlungen; höchstens daß einige Recensenteneinwürfe beantwortet werden mochten [1]). Gleich bei ihrer ursprünglichen Ausarbeitung war ja bei ihr das Princip einer einheitlicheren Beschränkung des Themas — die römische Litteratur und unsere Nachbildungen der Römer — so ziemlich befolgt worden; nur der Abschnitt vom Gebrauch der Mythologie paßte in diesen Rahmen nicht ganz hinein, und Manches, was über das Kleben des Gedankens am Ausdruck, zunächst mit Bezug auf die lateinische Sprache, erörtert worden, war inzwischen, richtiger, in die umgearbeitete Erste Sammlung hinübergezogen worden. Auch das Princip der mehreren Loslösung vom Texte der Litteraturbriefe war in der vorderen Hälfte der Dritten Sammlung gleich anfangs maaßgebend, der Stil endlich der ganzen Sammlung weniger gesucht und „eigener" gewesen. In jeder Weise eben bezeichnete dieser dritte Theil bereits ein Uebergangsstadium zwischen der Haltung der ersten und der der zweiten Auflage. Einer starken Verbesserung bedurfte nur die ganze hintere Partie, — der Abschnitt insbesondere von der Elegie und der Satire.

Und wie diese Verbesserung ausgefallen sein würde, sind wir zum Glück in der Lage, angeben zu können. Wozu er in einer Aeußerung gegen Scheffner Aussicht macht [2]), seine elegischen Anmerkungen zur Elegie würden in einer zweiten Auflage „Haltung und Zusammenhang des Systems" bekommen, das hat er wirklich zu leisten unternommen. Die in Rede stehende neue Redaction des Capitels über die Elegie wiederholt zunächst die zu Grunde liegende Abbtsche Abhandlung sammt den „zerstückten", unter den Text gesetzten Anmerkungen der Fragmente, weiter aber geht sie dazu über, diese Anmerkungen „durch eine eigene Reihe von Gedanken und auf einem anderen Wege fortzuleiten". Dieser andere Weg ist der, den, bald mehr bald weniger bestimmt ausgesprochen, alle Herderschen Auseinandersetzungen über ästhetische Begriffe und über sprachliche wie litterarische Erscheinungen, der Natur seines Geistes und seiner Bildung gemäß, einschlagen und der immer bewußter von ihm als der allein richtige ausdrücklich geltend gemacht wird: — der psychologisch

[1]) Wie Herder auf die Einwände Garves in der Recension der Dritten Sammlung (Neue Bibliothek der schönen Wissenschaft V, 1, 256 ff.) zu antworten vorhatte, ist jetzt SWS. II, 246 ff. zu lesen.

[2]) LB. I, 2, 269.

historische. Eingehend daher auf das von den Sulzer und Mendelssohn mit so viel Vorliebe behandelte Capitel von den „gemischten Empfindungen", macht er es sich zunächst zur Aufgabe, den Ursprung der Elegie aus der Natur der Seele abzuleiten. Er hatte es in dem Aufsatzfragment über Baumgartens Denkart gerühmt, daß dieser „der Poesie in der Seele ein Gebiet des Eigenthums zuerkannt" habe, und hatte in Mendelssohns „Briefen über die Empfindungen", sowie in dessen Abhandlung „über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" eine Nachwirkung dieses Winkes, einen Fortschritt auf diesen psychologischen Bahnen gefunden, auf denen sich ja auch die Homeschen Grundsätze der Kritik bewegten. Ein echter Schüler Baumgartens, sucht er daher jetzt der Dichtungsgattung der Elegie in engerer Begrenzung eben auch „ein eigenes Gebiet der menschlichen Seele" zuzuweisen. Die Elegie — das ist das Ergebniß — stellt Betrübniß, aber etwas entferntere Betrübniß dar, Betrübniß, die dadurch gemildert ist, daß sie sich auf Vergangenes oder aber auf Zukünftiges, oder, wenn ja auf Gegenwärtiges, so doch mit „Untrostlosigkeit" bezieht. Die Bestimmung, wie man sieht, ist etwas willkürlich, etwas aprioristisch gegriffen; die Identificirung des Aesthetischen und des Psychologischen führt zu einer Auffassung der Elegie, wonach sie aufhört, eine bestimmte poetische Species zu sein; sie wird zu einer Tonart, die sich in allen Gattungen der Dichtkunst finden kann. Daß nun zweitens von der gegebenen Definition aus „Schattenlinien" einer über Völker und Zeiten ausblickenden „Geschichte der Elegie" entworfen werden, kann den Fehler nicht wieder gut machen. Dieser geschichtliche Ueberblick — bei welchem z. B. auch die britischen Romanzen unter den Gesichtspunkt der Elegie fallen — kömmt zu spät. Diesem geschichtlichen Ueberblick fehlt der sichere geschichtliche Ausgangspunkt und damit die feste Norm einer specifisch ästhetischen Regel. Es ist vortrefflich, daß die psychologische Ableitung mit der historischen Umschau in Verbindung gesetzt wird — allein beide halten sich nicht das Gleichgewicht; die Geschichte wird nicht sowohl zur Berichtigung als vielmehr zur Erläuterung des vorausgenommenen Begriffes verwendet, und wir erhalten auf diese Weise weniger eine Geschichte von den Wandlungen der Elegie als von den Wandlungen einer Seelenstimmung. Dem gegenüber hat das Verfahren Lessings, dessen Begriffsbestimmungen auf dem Gebiete der Poetik sich allemal an eine ganz bestimmte Mustererscheinung — an den Homer, an das antike Drama, an den Aesop, an das Epigramm des Martial — anlehnen, entschiedene Vorzüge. Sind in Folge dessen seine Grenzbestimmungen zu eng, so sind die Herderschen oft, so sind sie gewiß im vorliegenden Falle zu weit und fließend. Nur da, wo Herder durch den Vorgang Lessings, wie z. B. bei der Fabel, in engeren Schranken gehalten wird, wo er, seiner eigenen Forderung gemäß, die psychologische Aesthetik Baumgartens „durch die Einfalt der Griechen reinigt" und „griechisches Gefühl" zur ersten Führerin seines Raisonnements macht, nur da wird er sogleich, Dank seinem genialen Blick,

zum fruchtbaren Ergänzer und Erweiterer der Lessingschen Kritik. Nur dann erst, andererseits, wenn er gelernt haben wird, in dem Gewebe seines ästhetischen Raisonnements Faden und Einschlag, die Zergliederung der Empfindung und den Ueberblick über die geschichtlichen Erscheinungen sorgfältig, Zug um Zug übereinander zu legen und zusammenzupassen — nur dann erst wird dies Gewebe haltbar und völlig entsprechend werden.

Die neue Redaction des Capitels über die Satire geht nicht ganz so tief ins Psychologische und nicht ganz so weit aufs Historische ein. Er begnügt sich in ersterer Beziehung, dem auf der Oberfläche bleibenden Urtheil Abbts, welches die Haupttugend der Satire in der Urbanität erblickt hatte, die Auseinandersetzung entgegenzustellen, daß „der satirische Geist ganz specifisch in Laune bestehe". Er bleibt, in der zweiten Beziehung, strenger bei der Satire, sofern sie eine bestimmte litterarische Kategorie ist, und ergänzt nur seine früheren Bemerkungen zu Gunsten Juvenals und der Franzosen durch ein Lob auch auf Hamanns Lieblingsautor Persius, durch eine Anzahl fein charakterisirender Züge der Satire des Horaz und vor Allem durch das Stellen der Aufgabe, an die er sich selbst nur andeutungsweise gewagt hat, der Aufgabe, daß ein wahrhaft philosophischer Kopf sich „der satirischen Poesie aller Zeiten, Völker und Genies" annehmen möchte.

Weder das Capitel über die Elegie jedoch noch das über die Satire waren, so wie sie uns vorliegen, für eine neue Auflage der Dritten Fragmentensammlung bestimmt. Ursprünglich ohne Zweifel in dieser Absicht concipirt, sind sie, durch eine leichte Veränderung und Anpassung, für die Fortsetzung, für ein „Zweites Stück" des Torso hergerichtet, auf das ja das Erste an mehr als Einer Stelle die Erwartung erregt, und das sich in ähnlicher Weise commentirend an die Schriften, und zwar zunächst an die kritischen Schriften Abbts anlehnen sollte, wie die Fragmente an die Litteraturbriefe. Abgesehen von dieser Beschränkung auf Abbt also würde diese Fortsetzung des Torso der ganzen Anlage nach nichts Anderes als ein Weiterspinnen der Fragmente gewesen sein; theils würde sie statt einer neuen Auflage der Dritten Sammlung gewesen, theils sogar auf die Materien der beiden ersten Sammlungen zurückgegangen sein, theils endlich — in einem beabsichtigten dritten und vierten Stück [1]) — in die „Ländereien" gerathen sein, welche anfänglich für die Schlußbände der Fragmente in Aussicht genommen worden, — ins historische und philosophische Gebiet.

Das war kein glücklicher Plan. Eine maskirte Umarbeitung der Fragmente mußte nothwendig zu Wiederholungen führen. Schon die Anlehnung an die Litteraturbriefe war eine beengende Fessel geworden: mußte nicht das Anknüpfen an die Schriften Abbts noch viel gezwungener und geradezu wunderlich erscheinen? Niemand wird es bedauern, daß die Fortsetzung des

[1]) Er spricht davon gegen Scheffner LB. I, 2, 359. — Vgl. übrigens die Suphansche Einleitung zum zweiten Bande seiner Ausgabe.

Torso eingestellt wurde. Alles in der That, was der Verfasser auf Anlaß Abbts zu sagen hatte, ließ sich viel besser ohne diese Beziehung sagen, und das Beste von dem, was über Abbt zu sagen war, hatte er schon anderwärts zur Genüge und namentlich im Ersten Stück des Torso gesagt. Geschrieben daher wurde das Zweite Stück, aber das Geschriebene zu gutem Theil anders — in Herders nächster Schrift — verwerthet. Von dem Uebrigen haben wir theils so eben, theils schon bei früherem Anlaß berichtet. Wir kennen den Abschnitt von der Elegie und der Satire. Wir haben den das Schuldrama behandelnden im Zusammenhang der dramaturgischen Auslassungen Herders, den über die Prosa des guten Verstandes bei Gelegenheit von Herders eigenen Versuchen populärer Schriftstellerei besprochen, noch Anderes an anderer Stelle berücksichtigt. Es bleibt nach alle dem, bei einer Sichtung dieser Papiere, nur Zweierlei übrig, was zur volleren Charakteristik der Herderschen Ansichten von Werth ist: ein Capitel über Sprachmischung und eins über die Bedeutung des Studiums der Alten und der Neueren für unsere heutige Bildung [1]).

Es ist einestheils ein Abbtscher Litteraturbrief, anderntheils ein Anhang Heinzes zu seiner Uebersetzung von Ciceros Redner, wodurch Herder zu dem das Sprachcapitel der Ersten Fragmentensammlung ergänzenden Versuche angeregt wird, die Frage über die Reinhaltung unserer Sprache „auf Grundsätze zu bringen". Die Art, wie er die Frage erledigt, ist so, wie man von einem Manne erwarten muß, der so stark das Idiotistische betont, der aber zugleich ein so feines Verständniß für das Bedürfniß der menschlichen Seele, auch die feineren Schattirungen des Gedankens in Worte zu kleiden, und einen so weitherzigen historischen Sinn hat. Im Princip daher ist er für die möglichste Reinhaltung unserer Sprache, die, wenn auch nicht in dem Maaße wie die griechische, so doch in höherem als die lateinische und deren Töchtersprachen, eine „eigene Hauptsprache" ist; „ich liebe den wahren Ausdruck meiner Sprache, und mein Vergnügen ists, in ihrer Natur zu forschen". Allein unsere Wissenschaften und zahlreiche Bestandtheile unserer Bildung haben wir von vielen Völkern, und zugleich mit ihrem charakteristischen Begriffsgehalt bleiben uns daher Wörter wie „Genie", „naiv" und andere unentbehrlich. Dazu kömmt die gesonderte Ausbildung der Einzelwissenschaften, welche den Gebrauch technischer Ausdrücke, bis zu einem gewissen Grade selbst für den populären Vortrag, rechtfertigt, und es kömmt endlich dazu, daß das Uebersetzen und Lesen fremder Schriften unvermerkt unsere Sprache bilden muß. Das Streben nach Sprachreinheit, nach Faßlichkeit und Schönheit darf nicht eigensinnig und nicht pedantisch sich geltend machen.

An das Thema jener Königsberger Schulrede über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen streift die zweite Abhandlung. Sie schließt sich gleichsam

[1]) Alle dem Zweiten Torsostück zugedachte Capitel finden sich zusammengestellt SWS. II, 295 ff.

als Fortsetzung an die Polemik der Fragmente gegen die todte Nachahmung der Alten und an die Winke über das, was uns diese und was uns die Neueren sein sollen. Als Fortsetzung; denn sie erweitert die Frage, über das Sprachliche und Litterarische hinaus, zu dem höheren Gesichtspunkt der Bildung. In einer freieren Weise wird damit die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich so thöricht verhandelte Streitfrage über die Vorzüge der Alten oder der Neueren wiederaufgenommen. Sie wird in einem Sinne behandelt, der uns wieder einmal den Pädagogen Herder in Erinnerung bringt und uns den Einfluß seines Verkehrs mit Gebildeten zeigt, die keine Gelehrten waren. In Wahrheit behandelt, nicht eigentlich entschieden — nicht scharf und vollständig wird sie entschieden. Schon in der Form waltet das Discutirende so stark wie kaum in einer anderen der uns bisher bekannt gewordenen Herderschen Abhandlungen vor. Erwägend schwankt er zwischen einem vielseitigen Für und Wider hin und her; er will jetzt nicht völlig verneinen, jetzt nicht durchaus bejahen. Die Frage „rückt weiter", sie „wird schwieriger" — sie wird zuletzt nur so beantwortet, daß der Antwortende sich vorbehält, den Beweis seines Satzes in einem „größeren Werke" zu führen, das er „erst in der Stille zu vollenden suche" — einem Werke, vielleicht demselben, zu dem er seine Fragmente als „Vorläuferinnen" bezeichnet hatte. Diese discutirende Form erinnert an Lessing, wenn sie auch um Vieles subjectiver ist: der Inhalt und das Ergebniß in seiner Unfertigkeit und Flüssigkeit bildet nahezu einen Gegensatz zu dem den Werth der antiken Bildung so viel einseitiger und energischer hervorhebenden Lessing. Denn hören wir!

Die Möglichkeit eines „deutschen Idioten", eines nur aus Deutschen, ohne alle Kenntniß außerdeutscher Litteratur, gebildeten Genies will Herder — er erinnert an die Karschin — nicht völlig verneinen. Wie weit, sodann, würde die Kenntniß der Alten bloß aus Uebersetzungen reichen? — Für den Gelehrten zwar würde das nicht genügen, wohl aber für das Genie, den Mann von Geschmack, den „Leser zur Bildung". Und wie, wenn nun noch die besten Schriften der Neueren hinzukämen? „Ich getraue mich zu sagen, daß man in den neuer erfundenen und ausgebildeten Wissenschaften durch die Originalbekanntschaft mit Engländern und Franzosen ungleich weiter komme als mit Griechen und Lateinern". Und nun umgekehrt: wie weit brächte uns die Originalbekanntschaft mit Griechen und Lateinern ohne die Neueren? — Gewiß, sehr weit; aber um die Schätze der Alten anzuwenden, lebendig zu machen, würde man der Neueren nicht entbehren können. Die Sprachen der Alten — das offenbar ist der springende Punkt, der das Endergebniß entscheidet — sind todt; zu leicht daher verfällt man durch bloße Nachahmung derselben selbst in Tod, während man bei den Neueren eine lebende Sprache genießt und sich in einer lebenden Welt bewegt. Abbt hat Recht, für die Originalbekanntschaft mit den Alten einzutreten — aber dennoch, wenn die Alternative gestellt wäre: die vortrefflichsten Neueren ohne die

Originalbekanntschaft mit den Alten, oder diese ohne jene, — so glaubt Herder sich für das Zweite erklären zu müssen.

VI.
Die Wirkung der Fragmente und des Torso. Uebergang zu den Kritischen Wäldern.

All' diese Aufsätze nun aber — wir wiederholen es — waren nur umgearbeitete, erweiterte und fortgesetzte Litteraturfragmente unter neuem Titel, unter veränderter Firma.

Warum denn arbeitete Herder nicht lieber unter der alten Firma weiter, ja, unterdrückte sogar das mit diesem Titel in neuer Redaction schon Gedruckte oder doch Geschriebene? Warum denn gab er demnächst auch den Plan, die eben besprochenen neuen Aufsätze als Beilagen zu Abbts Schriften herauszugeben, auf, und ließ das Publicum vergeblich auf das Erscheinen des Zweiten Torsostücks warten?

Der Grund, im Obigen schon mehrfach angedeutet, lag in erster Linie in der Begegnung, die dem jungen Autor durch die Kritik der Klotzischen Partei zu Theil geworden war. Nur ein Eingehen auf den öffentlichen Erfolg der Fragmente und des Torso kann das Abbrechen beider Schriften und, im Zusammenhange damit, die Wendung der Herderschen Schriftstellerei zu einem neuen, dritten Werke erklären.

Die Aufnahme der Fragmente, als sie im Herbst 1766 und Frühjahr 1767 erschienen, war so gewesen, daß sie den jungen Autor wohl mit Stolz erfüllen konnte. Am meisten Interesse mußten sie für die Verfasser der Litteraturbriefe haben. Nicolai hatte das erste Bändchen, Sammlung 1 und 2, nicht so bald gelesen, als er sich beeilte, dem Anonymus für sein schönes Buch zu danken, ihn des Vergnügens zu versichern, welches dasselbe seinen Berliner Freunden verursacht, und ihn zum Mitarbeiter für die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu werben [1]). In dem Augenblick fast, da ihm Abbt gestorben war, fand er in Herder einen Ersatzmann für jenen; in der natürlichsten Weise knüpfte sich die Verbindung, um sich dann, ebenso natürlich, erst 1774 wieder zu lösen.

Es wäre nur in der Ordnung gewesen, wenn die Allgemeine Deutsche Bibliothek nun auch eine Recension der Fragmente gebracht hätte. Die Ankündigung einer bald zu erwartenden verbesserten Auflage trug die Schuld, daß die schon geschriebene zurückgelegt wurde [2]), um dann in Mendelssohns Papieren bis zum Erscheinen von dessen Gesammelten Schriften vergraben zu bleiben. Die apokryphe Recension [3]) wirft dem Fragmentisten, neben der

---

[1]) Nicolai an „den Herrn Verfasser der Fragmente über deutsche Litteratur" vom 19. November 1766. LB. I, 2, 254 ff.

[2]) LB. I, 2, 272. 277. 313. 325. 381.

[3]) Mendelssohns Gesammelte Schriften IV, a, 93 ff.

schmeichelhaftesten Anerkennung, eine Vorliebe für Grundsätze vor, die die Probe eines sicheren Gefühls nicht bestünden. Das will sagen: die kühn hingestellten großen und weittragenden Gesichtspunkte Herders erscheinen dem bedächtig nüchternen Mendelssohn als zu kühne Hypothesen. Das „System" von den Lebensaltern der Sprache sei — die Thatsache ist ja nicht zu bestreiten — einzig von der griechischen Sprache abstrahirt. Daß die strengen Begriffsfestsetzungen der Philosophie dem synonymischen Reichthum einer Sprache und damit der Poesie Abbruch thäten, will der Philosoph nicht gelten lassen, und den Ursprung der Synonyma sucht er seinerseits einseitig historisch aus dem Einfluß provinzieller Sprachunterschiede auf die litterarische Sprache abzuleiten. Ebenso macht er einige Einwendungen gegen des Verfassers Theorie von den Inversionen. In Einem Punkt enthüllt die Einwendung eine principielle Differenz. Das Drängen Herders nämlich auf das Natürliche und Unmittelbare in der Poesie wird von Mendelssohn nicht verstanden. Er giebt zu, daß unsere heutige Poesie Kunstpoesie voll bewußter Nachahmung sei, — aber er will auch, daß es dabei sein Bewenden habe. „Die übertriebene Empfehlung rauher Zeiten und Völker zum Vortheil der Dichtkunst kommt uns vor, als ob man zum Kunstgärtner sagen wollte: alle eure Blumen und Früchte stammen doch ursprünglich von Wiesen und Wäldern her; euer Kunstgarten wird also am vortrefflichsten sein, wenn ihr nichts als Wald und Wiesen anzubringen sucht" — und sofort wird insbesondere die Unentbehrlichkeit der Philosophie für Kunst und Poesie dargelegt. „Paradoxa eines guten Kopfes" sind dem Recensenten im Ganzen die Herderschen Auseinandersetzungen; es ist hochnöthig, daß sie, um keinen Schaden anzurichten, ermäßigt, eingeschränkt und berichtigt werden.

Schade immerhin, daß diese zwar nicht tiefen, aber doch verständigen Bemerkungen ungedruckt blieben. Sie würden Herder für seine neue Auflage eine nicht minder erwünschte Gelegenheit zu lichtvollen Erläuterungen seiner „Paradoxa" gegeben haben wie die in ganz verwandtem Sinne geschriebene, sehr ausführliche, von dem jungen Garve herrührende Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften [1]. Auch diese Recension hatte gegen die Theorie von der Geschichte der Sprachen die Einwendung erhoben, daß sie ausschließlich von der griechischen Litteratur abstrahirt und selbst in Beziehung auf diese nicht durchaus richtig sei; auch sie hatte ausgesprochen, daß die Urtheile des Verfassers „oft mehr Folgen seiner Metaphysik als Aussprüche seines Gefühls seien", und daneben doch verrieth sie durch die Bemerkungen über das Capitel von den Inversionen und den Synonymen, wie sehr den Recensenten seine eigene Verstandesphilosophie beherrsche und beenge. Herder wünschte sich

[1]) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. IV, St. 1, S. 40—78. Der Besprechung der Dritten Sammlung durch denselben Recensenten wurde bereits oben (S. 202, Anm. 1) gedacht.

nichtsdestoweniger „viele solcher Leser" und war von dem bescheiden höflichen Tone, dem eingehenden Ernst und dem reichlichen Lobe der Recension aufs Angenehmste berührt[1]).

Mit noch größerem Recht als von den mit Nicolai zusammenhängenden Kritikern hatte er ein freundliches Urtheil aus jenem Königsberger, durch die Kantersche Zeitung zusammengehaltenen Litteraturkreise zu erwarten, dem er selber angehört und in dem er vor Kurzem neben Hamann, Kant und Lindner einen neuen Freund gewonnen hatte. Unmittelbar nach seinem Fortgang aus der ostpreußischen Hauptstadt war als Sekretär bei der dortigen Kammer Johann Georg Scheffner[2]), ein geborener Königsberger, eingetreten, ein junger Mann, der der früh gepflegten Liebe zur Litteratur und der Gewohnheit, Verse zu machen, auch während seines Soldatenlebens, unter Friedrichs Fahnen, nicht untreu geworden war. Persönlich bekannt mit Ramler und Mendelssohn und mit manchen anderen der damaligen litterarischen Notabilitäten, im Besitz einer ausgebreiteten Belesenheit, namentlich in den modernen Autoren, in den Schriften der Franzosen und Italiäner[3]), war er ein willkommener und flotter Mitarbeiter an der

---

[1]) Fgm. I, zweite Auflage. SW. zur schönen Litteratur I, 178 (SWS. II, 83). Er schätze diese Recension, schreibt er LB. I, 2, 272 an Scheffner, „wegen ihrer Gründlichkeit und Belesenheit wie ein Geschenk". Von anderen Recensionen, die mir (abgesehen von den im Text zur Sprache zu bringenden) zu Gesicht gekommen, erwähne ich die in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen über die ersten beiden Sammlungen, 1767, St. 38, S. 303 ff., die als Verfasser einen Berliner vermuthet. Die Bemerkung, daß des Verfassers Charakteristik der morgenländischen Poesie nur auf die jüdische, nicht ebenso auf die arabische und persische passe, könnte auf Michaelis führen. Sie nimmt sich übrigens Geßners gegen Herders zu günstiges Urtheil Theokrits an. Hier endlich findet sich die Bemerkung: „Warum macht sonst unser Verfasser aus Bodmern und seinen Nachahmern eine Nation, die er oft ziemlich mißhandelt?" wogegen Herder in der zweiten Auflage (s. oben S. 188, Anm. 4) remonstrirte. — Unbedeutend und fast nur Referat ist die Anzeige in den Jenaischen Gelehrten Zeitungen 1767, St. 10 (über die Erste und Zweite) und St. 70 (über die Dritte Sammlung). Erst bei der letzteren Anzeige wird „Herr Härter" als Verfasser genannt. — Späteren Datums sind die Bemerkungen, die das Haupt der alten Züricher Schule, Bodmer, im eilften Abschnitt seiner „Grundsätze der deutschen Sprache" (Zürich 1768) gegen des Fragmentisten Empfehlung der Idiotismen und Synonyma richtete. Herder hatte leichte Mühe, den Mißverstand, der diesen Bemerkungen des in seinen Ansichten bereits versteiften Schweizer Kritikers zu Grunde lag, aufzuklären. Er that es würdig und ruhig in der schon oben (S. 199, Anm. 1) erwähnten Recension des Bodmerschen Büchleins, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek.

[2]) Das Folgende nach der bekannten Selbstbiographie „Mein Leben, wie ich, Johann Georg Scheffner, es selbst beschrieben", Leipzig, gedruckt 1816 und ausgegeben 1823.

[3]) Daß er weder Griechisch noch Englisch verstehe, gesteht er an Herder LB. I, 2, 164, vgl. S. 276. Einen „neueroberten Proselyten der griechischen Litteratur" nennt ihn Herder S. 291.

Kanterschen Zeitung geworden, bis er, im Jahre 1767 als Kriegs- und Steuerrath nach Gumbinnen versetzt, sich allmählich anderen litterarischen Arbeiten, zunächst Uebersetzungen aus dem Italiänischen zuwandte. Eben die gemeinschaftliche Thätigkeit für die Zeitung hatte in etwas seltsamer Weise eine Beziehung zwischen diesem Manne und dem Collaborator an der Rigaer Kathedralschule herbeigeführt. Man war über eine unbedeutende Schrift, die Scheffner in der Zeitung gelobt hatte, während eine von Herder eingeschickte Recension sie tadelte, in Streit gerathen; das Mißverständniß war gehoben, der Streit beseitigt worden [1]), und so hatte sich ein freundschaftlicher Briefwechsel entwickelt, der, ganz auf litterarische Angelegenheiten gerichtet, beiden Theilen zum Ersatz für den gelehrten Umgang diente, den der Eine in Riga, der Andere, seit er in Gumbinnen lebte, vermißte. Wie anregend, wie ermunternd, wie wohlthuend für Herder die Stimme eines einsichtigen und theilnehmenden Freundes, der sich im Ganzen wie ein älterer Schüler zu ihm verhielt, und dessen Bemerkungen, auch wenn sie Einwände waren, immer anspruchslos und nie mit der Miene des tadelsüchtigen Besserwissens vorgetragen wurden! Schon in das Manuscript des ersten Fragmentenbändchens, ehe es die letzte Ueberarbeitung vor dem Druck erfuhr, hatte Scheffner, Dank der Indiscretion Kanters, Einsicht erhalten und hatte über Einzelnes darin seine gegen des Verfassers Meinung ausgetauscht [2]). Des Letzteren Andeutung gegen den Freund, daß er sich ihn zum Recensenten wünsche [3]), wurde verstanden. In zwei Recensionen der Königsberger Zeitung übernahm Scheffner, der sich am liebsten dazu mit Kant verbündet hätte, für beide Bändchen die Rolle eines freundschaftlichen Vermittlers beim Publicum [4]). Man hört einen in der Hauptsache warm zustimmenden, für das Gebotene dankbaren Beurtheiler, der doch zugleich unparteiisch genug ist, um einige Zweifel nicht zu unterdrücken. Die Fragmente werden als ein Seitenstück zu den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur bezeichnet; sie werden um des Reichthums ihrer feinfühligen und scharfsichtigen Bemerkungen willen nach Gebühr gepriesen, während gelinder Tadel hauptsächlich nur den witz- und bilderreichen Vortrag des ersten Bändchens und die Unergiebigkeit der Schlußabschnitte des zweiten trifft. Herder, dem es schwer wurde, fremdes Urtheil zu ertragen, war, namentlich mit der ersten der beiden Anzeigen, zufrieden; brieflich zwar

[1]) Von Scheffner selbst, „Mein Leben" S. 124, wird der Vorfall ungenau erzählt. Das Thatsächliche LB. I, 2, 119. 131 und 134.

[2]) Herder an Scheffner LB. I, 2, 143; an Hamann 151.

[3]) Ebendaselbst 203.

[4]) Königsberger Zeitung 1767, St. 5 und St. 60. Scheffner an Herder, LB. I, 2, 224: „Kant ist zu faul, sonst macht' ich ein kritisches Picknik mit ihm". Ein „Meisterstück von Kritik" der Fragmente versprach noch 1768 7. April Hamann, ohne indeß Wort zu halten.

wehrte er sich gegen die gemachten Ausstellungen [1]), aber auf guten Boden fielen dieselben dennoch; kaum eine, auf die er nicht bei dem nun beginnenden Umgestalten und Fortsetzen der Fragmente nachweislich Rücksicht genommen hätte.

Noch von vielen anderen Seiten jedoch hatte er die Freude, anerkennende Zustimmung zu finden. Fast mit Beschämung erwidert er auf das ermunternde Lob seines Lehrers Kant, dessen Brief ihm ein größeres Geschenk sei als so mancher, der ihn aus weiterer Ferne „von den würdigsten Leuten“ aufgesucht habe [2]). Rühmender berichtet er an Trescho [3]), sein Werkchen habe Aufsehen genug gemacht und Beifall mehr gefunden als er sich bei der Freiheit seiner Urtheile versprochen; er habe eine Reihe von Briefen vor sich, die man aus Deutschland von verschiedenen Orten her an ihn geschrieben, ohne seinen Namen zu wissen. Einer dieser Briefe war von Lavater. Von Zürich aus holte derselbe den Rath des „Verfassers der Fragmente“ über das Sylbenmaaß ein, welches er für eine seiner Poesien wählen solle. Weder die Anfrage noch Herders Antwort, die ihre Adresse niemals erreichte, ist uns erhalten [4]). Der Brief des guten Gleim dagegen und die Erwiderung des Fragmentisten — diese ersten Documente eines lebenslänglich fortgesetzten Verhältnisses — liegen vor [5]). Für den, auf Lob so erpichten Dichter, den die Fragmente dem Anakreon gleich und höher als Tyrtäus gestellt hatten, mußte der Verfasser der Fragmente ja wohl der „vollkommenste Kunstrichter“ sein, und diesen hinwiederum erfüllte es mit Stolz und Freude, daß der Sänger der scherzhaften Lieder über einige an diesen vorgenommene Verbesserungen sein Votum erbat; wie hätte er anders antworten können als in dem Tone überschwänglicher Huldigung, den ihm Stolz und Freude und die aufrichtige Bewunderung der Gleimschen Muse in die Feder gab?

Aber da war noch ein anderer Brief, gleichfalls voll von Artigkeiten und schmeichelhaften Lobsprüchen, und den Herder dennoch zu beantworten in Verlegenheit war. Er kam von einem der damals berühmtesten Stimmführer der Kritik, dem Herausgeber der Acta litteraria. Das Urtheil dieses Mannes hatte sich Herder ausdrücklich gewünscht. In den Acta litteraria [6]) war

---

1) S. die Briefe LB. I, 2, 238 ff. und 269.

2) LB. I, 2, 295.

3) Ebendaselbst S. 264.

4) Herder erhielt den Brief durch Nicolai (LB. I, 2, 293) Ende 1767; wegen des Inhalts desselben und wegen des Schicksals der Herderschen Antwort, vgl. Herder an Lavater 30. October 1772 bei Düntzer A, II, 10, und Lavater an Herder ebendaselbst S. 29. Nach einer Notiz in Herders Diarium wurde der Brief am 12. Januar 1768 geschrieben.

5) Vom 8. Februar 1767 (LB. I, 3, b, 523) und 20. Februar (LB. I, 2, 233).

6) Jahrgang 1767, Vol. IV, P. I, 115—121.

dasselbe nun in elegantem Latein zu lesen: der Brief versprach ein noch eingehenderes in deutscher Sprache in einem neuen kritischen Journal, dessen Erscheinen Klotz eben jetzt vorbereitete [1]).

Wenn Klotz ein Mann war, welchen Lob bestechen konnte, so hatten es die Fragmente daran nicht fehlen lassen. Die Zweite Sammlung hatte (S. 260) diesem „feinen Kenner der Griechen und genauen Kunstrichter" seinen Platz neben Geßner und Ernesti angewiesen; die Dritte hatte sich noch viel mehr mit ihm zu schaffen gemacht: sie hatte ihn (S. 262), wegen seiner lateinisch geschriebenen Satiren, mit den Litteraturbriefen einen anderen Horaz, einen Mann genannt, der „das Mark der lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune in sich gesogen habe", sie hatte in dem Capitel über die Mythologie die Klotzischen Epistolae Homericae, „eine der neuesten und feinsten kritischen Schriften", zum Ausgangspunkt genommen und dabei die verbindliche Wendung gebraucht, daß mit dem Vorgetragenen „vielleicht nur des Verfassers eigene Gedanken erklärt würden"; mit so starker Betonung endlich hatte sie bald die Vindiciae Horatii, bald den Genius saeculi, bald die „schöne Schrift über das Studium des Alterthums" hervorgehoben, daß die hie und da in Parenthese hinzugefügten Aber kaum zu hören waren.

Man würde Herder zu viel thun, wenn man in diesem Verhalten nichts als berechnete Lobhudelei erblicken wollte. Ohne Zweifel konnte ein so junger, ein grammatisch so unvollkommen geschulter Verehrer der Alten von einem Philologen wie Klotz noch immer sehr viel lernen; ohne Zweifel hatte er, mit so vielen anderen Zeitgenossen, von der gewandten Latinität, der eleganten Gelehrsamkeit, der vornehmen Miene des Mannes sich blenden lassen [2]). Der Vorwurf Hamanns, daß er aus Gefälligkeit, wider Gewissen und bessere Ueberzeugung ein Lobredner Klotzens geworden [3]), ist in dieser Schärfe nicht richtig. Richtig ist nur so viel, daß er ziemlich rasch von seiner Bewunderung zurückkam, daß er es nun schwer, auch aus Furcht und Rücksicht schwer fand, einzulenken, und daß er schließlich durch persönliche Motive sich fortreißen ließ, in einen Ton umzuschlagen, der demjenigen schlecht anstand, der zuerst nach der anderen Seite so stark geirrt oder gefehlt hatte.

Fast Schritt für Schritt läßt sich die Wandlung verfolgen.

Schon die unmittelbar nach Vollendung des zweiten Fragmentenbändchens für die Allgemeine Deutsche Bibliothek geschriebene Beurtheilung der Klotzischen carmina und opuscula [4]) weicht erheblich von dem Complimententon der Fragmente ab. Nach den Grundsätzen der Fragmente selbst kann natürlich

---

[1]) S. Herders schon öfter citirten Antwortsbrief.

[2]) So entschuldigt er sich selbst am Schlusse des zweiten K. W. (S. 261. 262).

[3]) LB. I, 2, 304 und 438.

[4]) Abgedruckt LB. I, 3, b, 27 ff. und 33 ff.

der Recensent jene lateinischen Gedichte „höchstens in die dritte Klasse poetischer Werke" setzen; an den opuscula mag er zwar noch immer den feinen Geschmack, die Kenntniß der Alten, den schönen Vortrag rühmen, darf aber zugleich über die Schwäche der Reflexionen und den Mangel an philosophischem Geiste klagen. Noch lauter wird sofort diese negative Seite im Privaturtheil. „Ich kann", schreibt er um dieselbe Zeit, Februar 1767, an Scheffner (LB. I, 2, 241), „den werthen Herrn Klotz in seinen Reflexionen und ästhetischen Betrachtungen gar nicht ausstehen; er ist ein ungründlicher seichter Kopf von dieser Seite, ohne Philosophie, Genauigkeit und noch dazu stumpf. Bloß Belesenheit und ein gutes richtiges Gefühl macht ihn schätzbar". Klotzens „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen" konnte ihn in dieser Ansicht nur bestärken. Eben als er den Brief aus Halle und die Censur seiner Fragmente in den Acta erhielt, hatte er das Büchlein gelesen und es mit den Worten „schön geschrieben, aber arm gedacht" bei Seite gelegt [1]).

Und gerade so fand er nun jene Anzeige in den Acta. Das war nicht seine Meinung gewesen, als er sich das Urtheil eines Klotz gewünscht hatte, daß ihn derselbe unter der Rubrik der libri minores mit einem allgemein belobigenden Referate und ein paar beiläufig hingeworfenen Gegenbemerkungen abspeisen sollte! Je mehr ihn diese vornehm-gnädige Manier verdroß, um so schwerer mußte es ihm werden, den Klotzischen „Liebes- und Freundschaftsbrief" zu beantworten. Einen erwünschten Vorwand, die Antwort zu verschieben, bot ihm die Anwesenheit seines Landsmanns Willamow, des Dithyrambensängers, der um diese Zeit in Riga eingetroffen war, um auf der Durchreise nach Petersburg, wo er die von Herder ausgeschlagene Stelle angenommen hatte, mit diesem einige Tage zu verkehren. Erst nach Verlauf mehrerer Wochen beantwortete er den Brief [2]). Er schrieb, so meint er, mit aller gebotenen „Vorsicht und Gesetztheit", in Wahrheit mit viel zu merklicher Verstimmung über die wenigen Ausstellungen, die sein lateinischer Kritiker hatte einfließen lassen, als sich mit den hinterher folgenden Versicherungen von verehrungsvoller Ergebenheit, und mit viel zu viel Achtungsversicherungen, als sich mit seiner bereits so niedrig stehenden Meinung von der Bedeutung des Hallischen Gelehrten reimen wollte.

Klotz war durch seine Anhänger viel zu verwöhnt und er hatte in diesem Punkt eine viel zu feine Witterung, als daß er nicht hätte zwischen den Zeilen lesen sollen. Obgleich er nicht ahnte, daß die Chiffre C unter der Recension seiner carmina und opuscula die Herdersche sei: daß dieser neu aufgetauchte

---

1) An Scheffner 15. September 1767, LB. I, 2, 271.

2) Vgl. LB. I, 2, 279. 284. 318; ferner die Herdersche Erklärung in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek IX, 2 (LB. I, 3, b, 196) und Brief an Merck in der Wagnerschen Sammlung von 1835, S. 43. Willamow war Mitte September in Riga, LB. I, 2, 273.

Rigasche Kritiker ein sehr empfindlicher Mann, daß er ein Client sei, der leicht auffässig werden könne, war klar. Die Anlehnung desselben an die Berliner Litteraturschule mußte von vorn herein sein Mißtrauen und seine Eifersucht erwecken. Nicolai hatte vollkommen Recht, wenn er Herder den Wink gab, daß der ruhmsüchtige Mann auch die geringste Kritik niemals vergebe [1]). Gewiß also auch die bescheidene nicht, die sich Herder in der Dritten Fragmentensammlung gegen ihn herausgenommen, und ebenso gewiß den verspäteten, den in Ton und Inhalt so ungleichen Brief nicht, den er ihm jetzt entwunden hatte. Vergeblich hatte Klotz versucht, Nicolais Allgemeine Bibliothek sich unbedingt dienstbar zu machen. Warum aber sollte er nicht seinen eigenen Moniteur haben, — eine Hallische neben der Berlinischen Bibliothek, ein deutsch geschriebenes großes Recensionsinstitut, das wo möglich alle übrigen Journale, das Nicolaische in erster Linie, zum Schweigen brächte? Von einem seiner gewandtesten Anhänger, dem federfertigen Riedel in Jena war der Gedanke angeregt und von Klotz alsbald ins Werk gesetzt worden [2]). Obgleich schon Beherrscher zweier Zeitschriften, der Acta und der Gelehrten Hallischen Zeitungen, gründete er mit seiner Sippe, anhebend vom Jahre 1768, eine neue dritte, die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften". „Mit Vergnügen", so hieß es in Herders Antwortsbrief, „sehe ich der Bibliothek der schönen Wissenschaften entgegen, die unter Ihrem Namen angekündigt ist, und mit noch größerem Erwarten der Recension, die Sie über meine Fragmente ankündigen. Sobald der Recensent mit mir arbeitet, um Sachen zu berichtigen, die ich vernachlässigt, durch Zweifeln und Untersuchung das in ein besser Licht stellet, was ich in einem falschen Schatten gelassen, sobald er mir widerspricht, um für die Wahrheit und Wissenschaft zu sprechen, so sehe ich ihn als meinen Gesellschafter an einerlei Schreibpult, als meinen Freund und Apollo an."

Klotz und die anderen Gelehrten der Deutschen Bibliothek, die Riedel und Schirach, die Hausen, Meusel, Flögel und wie sie sonst hießen, hatten einigermaaßen andere Vorstellungen vom Recensionshandwerk. Gleich das erste Stück der neuen Zeitschrift (S. 161—180) war bestimmt, dem Verfasser der Fragmente einen Denkzettel zu geben; je nach Umständen sollte mit dieser Behandlung fortgefahren werden. Wie dort das erste, so wird im dritten Stück (S. 60 ff.) das zweite Fragmentenbändchen vorgenommen, worauf dann das vierte Stück (S. 177) noch eine „Beilage" lieferte [3]). Zu allererst thut

---

[1]) LB. I, 2, 312.

[2]) Vgl. Guhrauer, Lessing II, 1, 252 ff.

[3]) Außerdem werden die Fragmente — deren Verfasser bald Herder, bald Härter genannt wird — wiederholt im ersten Stück (S. 29—32 und S. 154) herangezogen; im zweiten Stück S. 103 wird der Verfasser höchlich gepriesen, und noch im dritten Bande, St. 9, S. 44, gegen Lessing ins Feld geführt!

sich die Klatschsucht ein Genüge, indem vor Allem die Personalien des Herrn „Johann Georg Herder" zum Besten gegeben werden. Und nun Sippe gegen Sippe! Der Verfasser der Fragmente gehört nach dem Recensenten zu der „Hamannschen" oder „Königsbergischen Sekte", die „von Norden her mit einer Invasion drohe", und zu der außer Herder auch Lindner und die Verfasser der Schleswigschen Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur gerechnet werden. Diese Sekte niederzurecensiren läßt sich das ganze erste Stück der Bibliothek angelegen sein. Nach dem divide et impera indeß darf Herder doch „nicht ganz mit diesen Leuten vermengt werden". Genau so weit als er Klotz gelten läßt und mit den kritischen Machtsprüchen der Klotzianer zusammenstimmt, hat er sich als einen „Denker, einen Kenner der Alten, einen Mann von feinem Geschmack" bewiesen. Hätte er nur Gleim noch dicker gelobt, hätte er nur die Cramer, Lange, Wieland, Dusch, die Schützlinge der Klotzianer, nicht mit Unrecht getadelt, hätte er nur nicht das Aergerniß gegeben, Hamann als einen Originalschriftsteller zu preisen! Die Hauptsache aber. Das Bedürfniß der Willkürlichkeit in der Klotzischen Schule suchte einen Anhalt an dem von der anglicanischen Aesthetik aufgestellten, in Deutschland von Crusius aufgegriffenen Princip eines inneren Gefühls für das Schöne, eines „Geschmackssinns". Diese Philosophie hätte der Verfasser der Fragmente nicht (wie er Fgm. III, 103 gethan) zurückweisen, er hätte „die Methode der Engländer, über Kunstwerke zu philosophiren", zu der seinigen machen, er hätte Meisterstücke, „die mehr als Regeln sind", nicht nach selbstgebildeten Begriffen beurtheilen, hätte „nicht denken sollen, wo er nur empfinden mußte"! Seltsam in der That: wenigstens äußerlich begegnete sich hier das Urtheil des unphilosophischen Klotzianers mit dem Urtheil so ernst philosophischer Männer wie Mendelssohn und Garve; an dem Ideenreichthum gerade des jungen Autors nahmen die Einen wie die Anderen Anstoß; das Neue, das Fruchtbare gerade der Herderschen Kritik, die lebendige Durchdringung tiefen Empfindens und geistvoller Verständigkeit war für diese so wenig wie für jenen vorhanden. Mendelssohn würde an den Fragmenten schwerlich etwas auszusetzen gefunden haben, wenn der Verfasser nur nicht hin und wieder zu sehr aus dem Geleise der Wolf=Baumgartenschen Philosophie hinausgewichen wäre: die Klotzische Partei ist, umgekehrt, gerade mit dem Wolfianismus des Fragmentisten unzufrieden und macht ihm den Vorwurf, daß er seine kritische Methode „meistens von der Baumgartenschen Litteraturschule" entlehnt habe. Die Baumgartensche Ketzerei einerseits, die Hamannsche andererseits, das waren also nach der Hallischen Bibliothek die Hauptsünden des Fragmentisten. Im Einzelnen heftet auch sie sich an den „Roman" von den Lebensaltern der Sprache, um denselben recht schulmeisterlich zu widerlegen, und mit nicht geringer Befriedigung mäkelt sie jetzt an einem Ausdruck, sticht sie ein andermal ein Versehen oder eine Uebereilung auf.

Noch ehe Herder selbst auch nur den ersten dieser schnöden Artikel gelesen, beeilte sich Hamann, ihm sein Beileid zu bezeigen, und ihn, während er seinerseits in der Königsberger Zeitung eine volle Ladung von Spott über die Klotzischen „Poltergeister und Kobolde der Kritik“ ausgoß, zu einer Erwiderung gegen den von ihm tief verachteten „lateinischen Gottsched“ aufzustacheln [1]. Es hätte dessen nicht bedurft. Nur zu tief fühlte sich der reizbare Autor gleich durch das erste Stück der Klotzischen Bibliothek verwundet. Er fand, daß Klotz, während er doch von seinem Raube lebe und seine Worte über Moses und Ramler abscheulich mißbrauche, ihm auf die unwürdigste Weise begegne und dabei so seicht sei, daß er keine einzige seiner Anmerkungen brauchen könne [2]. Der Aerger, sich in seinen bisherigen Auslassungen über Klotz zu einem Mitschuldigen an dessen falschem Ruhme gemacht zu haben, verschärft sein nunmehriges Urtheil über ihn. Klotz ist ihm nun ein Schriftsteller, der sich mit wenig Verdiensten und trotz seiner Seichtigkeit zum Orakel des guten Geschmacks in die Höhe geschrieben habe, von der er hoffentlich demnächst herabrollen werde. Die Schwierigkeit bestand nur darin, von dem früheren Ton über Klotz den Uebergang zu einem anderen zu finden. Der beste Ausweg vielleicht wäre der humoristische gewesen. Der Gedanke, den Hallischen Professor zum Helden einer Dunciade zu machen, worin derselbe als Nachfolger Gottscheds dargestellt, als Sektenhaupt, als Blutrichter über Alles, was ihm die Huldigung verweigert, endlich in allerlei litterarischen Abenteuern vorgeführt werden könnte, ging Herder wirklich durch den Kopf, und der Anfang der Satire wurde sogleich in Verse gebracht. Ein glücklicher Ausweg für einen Mann, der das Thema mit heiterer Ironie, mit formgewandtem Witz zu behandeln verstanden hätte! Was aber Pope nicht gelungen war, würde dem Nachahmer noch viel weniger gelungen sein. Nie ist Herder unliebenswürdiger, als wenn er spöttelt und witzelt: seine satirischen Scherzgedichte verjagen den Scherz; man sieht, daß sie vom Aerger eingegeben sind und dem Poeten so wehe gethan haben, wie sie dem Angegriffenen wehe thun sollen. Gut also, daß die Dunciade liegen blieb [3]; nur daß der Aerger in Prosa sich nicht viel anmuthiger ausnahm. Aufs Aeußerste verletzt, wie unser Autor war, machte er seinem Unwillen zunächst in der neuen Auflage der Fragmente, die er eben noch unter den Händen hatte, in Ausfällen gegen den „Recensenten von

---

[1]) An Herder LB. I, 2, 303 ff.; Schriften III, 403 ff. (Poltergeister als Druckfehler für „Rottgeister“ in der Königsberger Zeitung 1768, St. 6, S. 23 bezeichnet). Auf die Hamannsche Recension bezieht sich Lessing an Nicolai 2. Februar 1768.

[2]) An Nicolai 13. Mai 1768, LB. I, 2, 318.

[3]) Der Entwurf skizzirt deu Inhalt von vier Gesängen und findet sich mitgetheilt Erinnerungen III, 168. Was von dem Anfang niedergeschrieben wurde, ist abgedruckt Düntzer C. III, 305 unter der Ueberschrift „Bruchstück eines Gedichts auf Gottscheds Tod“. Das handschriftliche Excerptenheft zeigt, daß sich Herder durch die Lectüre des Popeschen Gedichts zu dem seinigen vorbereitete.

blöden Augen und leichter Zunge", in wiederholten Klagen, daß man ihn „auf unbescheidene Art gemißhandelt habe", Luft. An Klotz selbst wagt er sich fürs Erste nur mit einer schneidenden Bemerkung darüber, daß an dessen „schöner Ausgabe des Tyrtäus" das Beste fehle[1]). Er thut sich weniger Zwang an bei der neuen Redaction der Zweiten Sammlung. Wäre dieselbe gedruckt worden, so würde sich Klotz darin von Neuem wegen der Mängel seines Tyrtäus angegriffen, er würde sich arg wegen seines Münzbüchleins mitgenommen, er würde seinen Namen aus der Anzahl derer gestrichen gefunden haben, welche dem Studium der Griechen in Deutschland die Bahn gebrochen.

Das Uebelste, das, was den jungen Autor alle „Mißhandlung" doppelt scharf empfinden ließ und was ihm alle Sicherheit des Benehmens raubte, war die schonungslose Enthüllung seiner Personalien durch den Hallischen Recensenten.

Aus vielen Gründen war es bei seinem ersten litterarischen Auftreten sein fester Vorsatz gewesen, „völlig ohne Namen zu schreiben, bis er die Welt mit einem Buche überraschen könnte, das seines Namens nicht unwürdig wäre". Die Güte seiner Freunde, verbunden mit eigener Unvorsichtigkeit, hatte ihm diesen Plan verdorben. Schon vor dem Druck des ersten Bändchens der Fragmente war er in Königsberg durch Kanter verrathen worden, der das Manuscript mehr als Einem guten Freunde gezeigt hatte[2]). Vergeblich, natürlich, daß er nun unter Vorwürfen gegen seinen Verräther die guten Freunde beschwor, seinen Namen zu unterdrücken, ja, dem Gerücht seiner Autorschaft zu widersprechen, da er „durch ein namentliches Lob in seiner Situation keinen Vortheil von einem kritischen Werke, durch einen namentlichen Tadel aber wohl Nachtheile erhalten" könne[3]). Von Königsberg verbreitete sich die Nachricht, daß das Büchlein von ihm sei, nach Riga, und es ist nun nur komisch, zu sehen, wie er, dem Vogel Strauß gleich, den Kopf immer tiefer in den Busch stecken möchte, je mehr Augen ihn bereits entdeckt haben. Es ist sicher keine bloße Redensart, wenn er, nach dem Bekanntwerden der Nachricht in Riga, an Hamann schreibt, bei solcher Lage entgehe ihm der Muth, zu schreiben, da ihm Verborgenheit und Freiheit fehle[4]): — aber wie nahezu kindisch doch, diese Verborgenheit durch Ableugnen erzwingen zu wollen, und daneben, mit der Bitte um Verschwiegenheit, Jedem, der ihm schmeichelnd

---

[1]) Fgm. I, zweite Auflage SW. zur schönen Litteratur I, 177 (SWS. II, 82).

[2]) LB. I, 2, 151, vgl. 143; Herder an Kant 296. Noch vor dem Erscheinen der Fragmente wies Lindner im ersten Theil seines Lehrbuchs der schönen Wissenschaften (Königsberg und Leipzig 1767) an mehreren Stellen (S. 27. 34. 35) auf dies „Werk voll feiner Bemerkungen, das unter der Presse ist", hin.

[3]) An Scheffner, LB. I, 2, 203.

[4]) LB. I, 2, 216.

naht, den Namen in die Hand zu schreiben! Kann er doch der Versuchung nicht widerstehen, in der Dritten Sammlung (S. 163) diesen Namen dem ganzen Publicum zur Hälfte vorzubuchstabiren! Er ist gegen Nicolai, gegen Gleim, gegen Klotz geständig. In Berlin wie in Halle ist Niemand über den Verfasser der Fragmente in Zweifel; in Petersburg ist man auf den Pädagogen Herder zuerst durch den Schriftsteller Herder aufmerksam geworden; im Rigaer Senat wird seine litterarische Berühmtheit geltend gemacht als ein Motiv, daß er der Stadt erhalten bleiben müsse [1]) — er nichts desto weniger fährt fort, seine auswärtigen Freunde zu bitten, daß sie seinen Namen „verschwinden lassen", daß sie sein Buch „anonym lesen" möchten!

Auch an Klotz nun hatte er in diesem Sinne geschrieben, er bitte ihn, seinen Namen, Stand und Situation „der Welt nicht eben so durchaus laut zu sagen" und überhaupt dahin zu wirken, daß der Bücher- und Recensententon in Deutschland immer mehr davon abstrahiren lerne, von wem ein Buch komme. Er hätte ebenso gut von dem Feuer erwarten können, daß es nicht brenne, oder die Katze dazu abrichten, daß sie nicht mause; — aber man ermesse nun, mit welchen Empfindungen er eine Recension lesen mußte, die wie ein Steckbrief anfing, die von persönlichen Absichtlichkeiten voll war, und deren ganzer Ton selbst den wenigen sachlichen Bemerkungen den Charakter persönlicher Zudringlichkeit und Beleidigung gab.

Und in eben diesem Tone fuhren nun die Klotzischen Journale fort. Zum zweiten Male hatte Herder, im Torso, es versucht, als Anonymus zu erscheinen. Der Stil des Torso hamannisirte nicht mehr so stark wie der des ersten Fragmentenbändchens. Um sich zu verstecken, hatte der Verfasser sogar einen nicht gerade freundschaftlichen Ausfall gegen Hamanns orientalisch-biblische Redeweise einfließen lassen [2]). Er hatte sich des kleinen Kunstgriffs bedient, von dem Verfasser der Fragmente als von einem Dritten zu sprechen — und war mit alle dem nur erst recht zum Verräther seiner selbst geworden. Der Torso war kaum erschienen, als ihm, er mochte es nun zugeben oder leugnen, in Königsberg wie in Gumbinnen, in Berlin wie in Halle Jedermann auf den Kopf zusagte, daß er der Verfasser sei. Hamann zwar in der Königsbergischen Zeitung nahm an dem Jünger, der ihn verleugnet hatte, nur eine sehr freundschaftliche und gelinde schalkhafte Rache [3]); die Nicolaische

---

[1]) S. die Anmerkung Düntzers C, III, 349 und Sivers, Herder in Riga, S. 46.

[2]) Torso 46. 47: „Freilich wenn Philologen auf abenteuerlichen Kreuzzügen, nicht Bilder unserer Religion, sondern bloß der orientalischen Seite unserer Religion geben: nicht sie geben, um in einer edlen, bekannten und nachdrücklichen Sprache, sondern um seltsam, fremde, oder gar possierlich zu reden: so mag dies Mißbrauch sein; nur hebe er den Gebrauch nicht auf" 2c. Die Stelle ist in den SW. (zur Philosophie XV, 55) thörichter Weise getilgt!

[3]) Schriften III, 413: „Wir wissen nicht, warum der ungenannte Verfasser dieser Schrift den seltsamen, fremden oder gar possierlichen Titel eines Torso vom Denkmal dem

Bibliothek [1]) benahm sich noch discreter und respectirte noch nach Jahren das Incognito: die Hallischen Gelehrten Zeitungen dagegen, die Klotzische Bibliothek, die Jenaischen Gelehrten Zeitungen und etwas später auch die von Riedel in Erfurt neu gegründete Philosophische Bibliothek [2]) riefen alsbald den Namen Herders laut in die Welt. „Schaale, platte Wäscher" nannte bekanntlich Lessing die Mitarbeiter des Klotzischen Journals. Einer der schaalsten und plattesten war sicher dieser Torsorecensent — aber die empfindlichste Seite Herders wußte er mit glücklicher Bosheit zu treffen. Nicht ungestraft sollte dieser im Torso (S. 6) von dem Meister Klotz ironisch als von einem „neuen Erasmus" gesprochen und Abbts unzünftigen Ton im Gegensatz zu dem Professorenton gerühmt haben: dafür bekam er zu hören, daß er sich unziemender Spöttereien auf einen ehrenwerthen Stand und eines beleidigenden Angriffs auf die Universität Frankfurt schuldig gemacht habe. Dazu würde Abbt oder Lessing gelächelt oder allenfalls mit einem doppelt beißenden Worte geantwortet haben. Herder kochte vor Aerger, daß er entlarvt sei, und klagte bitter, daß er denuncirt werde. „Herr Klotz", schrieb er an Nicolai, „hat die Sache aller Professoren genommen. Der niedrige Mann will so schwarz und verhaßt machen, wo er nicht lächerlich macht". In gleicher Weise klagt er gegen Scheffner über die „Chikanerien der Herrn Hallenser"; daß man ihn so bald erkenne, benimmt ihm allen Muth zu schreiben, und an den Torso hätte er nun nur lieber niemals die Hand gelegt [3])!

Die Fortsetzung der Fragmente wenigstens, über die ursprüngliche Dritte Sammlung hinaus, aufzugeben, ist in Folge dessen jetzt beschlossene Sache. Es ist gewiß nicht ohne Absicht, daß er sich darüber gerade gegen Gleim erklärt, über dessen Zusammenhang mit Klotz er durch Nicolai unterrichtet war. „Da ich", schreibt er (LB. I, 2, 370), „wider mein Verdienst von einer Partei Kunstrichter in Deutschland so gemißhandelt werde, und das namentlich, welches ich doch gewiß nicht verdiente: da mich einer von denselben des Taumels, der andere eines Sprachenromans, den er wahrhaftig nicht verstanden, der dritte nur gar zu vieler Philosophie, und der vierte endlich des Anrechts auf Bedlam beschuldigt, und das Alles ohne genugsame Gründe anzugeben: warum sollte ich weiter schreiben? und Deutschland von falschen Anekdoten von mir erfüllen lassen? und mich namentlich nach Bedlam ver-

---

bekannteren und beliebteren Titel eines Fragments vorgezogen"; vgl. über diese „Rache" Hamann an Herder, LB. I, 2, 435. 436.

[1]) Anhang zu dem ersten bis zwölften Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, S. 626 ff.

[2]) Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Jahrgang 1768, 34. Stück; Allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften, St. 5, S. 32 ff.; Jenaische Zeitungen von gelehrten Sachen 1768, 53. St.; Philosophische Bibliothek, St. 1; S. 91 ff.

[3]) LB. I, 2, 338. 357. 358.

weisen lassen, wohin ich doch nicht gehöre! Mein Buch gehört nicht zu meinem Namen, zu meinem Stande, zu meinem Beruf: und statt die Hamannsche Sekte, ein Ding, das ich nicht kenne, auszubreiten, werde ich schweigen. Schade nur, daß ich also auch von Gleim dem Liederdichter, dem Fabulisten, dem Romanzensänger und von den wichtigsten Sachen schweigen muß, die ich zu diesen Theilen aufbewahrte". Gleims Lieder nach Anakreon indeß habe er bei der neuen Ausgabe der Fragmente aus dem ihnen von Anderen gegebenen Gesichtspunkt herauszureißen und von einem richtigeren aus zu beurtheilen versucht.

Noch also, aber nur ganz kurze Zeit noch, dachte Herder an die Publication dieser neuen Auflage. Eine neue Unbill von Seiten der Klotzianer, und auch davon zog er die Hand ab.

Jener gewandteste und leichtfertigste unter den Gesellen Klotzens, der vor Kurzem an die neu hergestellte Universität Erfurt berufene Riedel ließ im Herbst 1768 auf seinen ersten Band einer „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" ein Bändchen ergänzender Abhandlungen in Briefform, unter dem Titel „Ueber das Publicum" folgen [1]). Die zehn Briefe, an zehn namhafte, dem Verfasser befreundete Schriftsteller gerichtet, verbreiten sich mit oberflächlichem Geschwätz (mit dem „eklen Brei halb gekauter Bissen", wie die Hamannsche Recension sagt) in eklektischer Haltung über allerlei ästhetische Fragen. Die besten Gedanken der Schrift sind Herder entlehnt, dem denn, wie es die Manier solcher Ausschreiber ist, bald ein Lobspruch ertheilt, bald etwas angehängt wird. Ein paar, offenbar nachträglich angeflickte Anmerkungen unter dem Text des neunten und zehnten Briefes (S. 204. 214. 217) aber machen uns stutzen. Welche Durchstecherei immer Statt gefunden haben mochte: genug, ein Exemplar der bereits gedruckten, aber von Hartknoch noch nicht ausgegebenen zweiten Auflage der Ersten Sammlung der Fragmente war Riedel in die Hände gefallen, und er fand eben noch Zeit, in die letzten Bogen seiner Schrift ein paar Ausfälle auf Herder mit Bezug und unter Hinweis auf die neue Auflage einfließen zu lassen. Das war zu viel für unseren Freund. Immer hatte er incognito erscheinen wollen, und immer war er erkannt, geneckt, beleidigt worden: jetzt vollends drangen die Unverschämten bis in seine Studirstube vor; noch während des Schreibens sahen sie ihm über die Schulter; selbst an seinem Pulte fühlte er sich vor ihnen nicht sicher. Kein Wunder, daß er außer sich gerieth. Der gute Rath, den ihm Hamann schon nach dem ersten Angriff in der Klotzischen Bibliothek gegeben hatte [2]), er solle den Gegner „mit aller möglichen Gleichgültigkeit und

---

[1]) Ueber das Publicum; Briefe an einige Glieder desselben, Jena 1768. Noch 1774 wurde das Büchlein unverändert als Anhang zur zweiten Auflage der „Theorie" wieder ausgegeben.

[2]) LB. I, 2, 304.

Kälte behandeln" oder etwa durch Ironie und Scherz die Lacher auf seine Seite bringen, war von ihm nicht befolgt worden. Er hatte in der neuen Auflage mit Hitze und Empfindlichkeit geantwortet, so indeß, daß er zugleich durch die eingehendsten Verbesserungen und Zusätze den Gegnern den Boden unter den Füßen entzog. Er beging jetzt, gereizt durch die Riedelsche Indiscretion, die größere Thorheit, dem Publicum die verbesserte Arbeit vorzuenthalten und nur seinen Aerger laut werden zu lassen. Eine lange Erklärung in der schon wiederholt für ihn eingetretenen, unter dem Einfluß der Berliner Litteraturschule stehenden Vossischen Zeitung vom 24. December 1768 [1]) machte das Publicum zum Vertrauten seiner Reizbarkeit und verschaffte den Herren Klotz und Riedel die Genugthuung, zu sehen, daß jeder ihrer Nadelstiche scharf empfunden worden sei. Zugleich deutete die Erklärung an, daß die neue Auflage der Fragmente, in welche Riedel „auf Schleichwegen hineingeschielt", vielleicht niemals werde veröffentlicht werden. Bald genug freilich reute ihn, der persönlichen Folgen wegen, welche die Sache für seine Stellung in Riga haben könne, der ganze „erklärende Vortritt" [2]), aber nur um so mehr befestigte er sich in der Absicht, eine Arbeit zurückzuhalten, die ihm durch die vorgreifende Kritik des Gegners verleidet worden war. Noch wußte er nichts von dem noch unverschämteren Angriff, welchen Klotz demnächst in Scene setzen sollte, als er, im Januar 1769 auf Nicolais wiederholte Fragen nach der neuen Auflage antwortete: gedruckt sei der erste Band allerdings, der zweite liege geschrieben, aber keiner von beiden solle das Licht erblicken, wenn sein Verleger wie er wolle.

Die Zurückziehung der neuen Fragmentenauflage war vorbedeutend auch für das Schicksal der Fortsetzung des Torso. Gerade hier hatte er anfangs den Kampf gegen Klotz mit allem Nachdruck aufnehmen, hier eine volle Rache an dem Manne nehmen wollen, den er nun nach gerade in seiner ganzen Blöße durchschaute. Gleich im Eingang des Zweiten Stücks des Torso sollten — so war der anfängliche Plan [3]) — „Drei aufgefangene Briefe über Abbts Urtheile von Herrn Klotz' ersten Schriften" die Armseligkeit und Gemeinheit der einst auch von Herder gerühmten lateinischen Satiren Klotzens mit ihrem „Pöbel- und Studentenwitz" in überbreiter Ausführlichkeit darlegen [4]). Ein anderer Abschnitt war bestimmt, die Kritik zu wiederholen und zu verschärfen, welche er schon in Nicolais Bibliothek über die carmina des Halli-

---

[1]) Abgedruckt LB. I, 2, 382 ff. Die Zeitung hatte unter Anderem bei Besprechung der Klotzischen Bibliothek im 34. St. vom 19. März und im 37. St. vom 26. März entschieden gegen Klotz für Herder Partei ergriffen.

[2]) So schreibt er schon 10. Januar 1769 an Nicolai LB. I, 2, 407.

[3]) An Scheffner LB. I, 2, 358.

[4]) Sie liegen mir handschriftlich vor und erhärten durch reichliche Proben aus den Mores eruditorum, dem Genius saeculi, und den Ridicula litteraria das obige Urtheil. Mit Recht giebt Suphan SWS. II, 364 nur eine kurze Probe aus den Briefen.

schen Horaz gefällt, und gegen die Zusammenstellung desselben mit den Klopstock, Gleim, Weiße, Uz und Gerstenberg einerseits, mit Ramler andererseits zu protestiren. Bald indeß mußte er sich sagen, daß eine so ins Einzelne gehende, so durchaus aggressive Polemik gegen Klotz in Commentarien über Abbt sich etwas wunderlich ausnehmen werde. War es vollends die Absicht des Angreifers, unerkannt zu bleiben, so war ja daran nach den mit dem Ersten Stück des Torso gemachten Erfahrungen nicht mehr zu denken, um so weniger zu denken, da das ganze Zweite Stück durch die mehrfache Bezugnahme auf die Fragmente die Identität der Verfasser noch viel unwidersprechlicher verrathen mußte. Wenn doch durchaus über Klotz Gericht gehalten werden sollte, wenn durchaus Herder selbst der „judex und vindex" sein wollte, der dem Publicum die Unwürdigkeit und Seichtigkeit des Hallischen Kritikers aufdecke: dann — so hätte er sich sagen sollen — gab es nur Einen geziemenden Weg. Das Visir, das ihm ja nun doch einmal, schon bei zwei litterarischen Gängen, durchgeschlagen war, mußte er jetzt völlig aufziehen; mit offener Stirn, mit dem Eingeständniß, daß er sich in seinem früheren günstigen Urtheil über Klotz geirrt habe, mußte er ihm in ehrlichem Zweikampf entgegengehen und ihm dabei so scharf mit Gründen und mit Gelehrsamkeit, mit Geist und Charakter zusetzen — so tapfer und so gründlich wie eben jetzt Lessing in den Hamburgischen Zeitungen begonnen hatte.

Zu diesem Entschlusse, leider, erhob sich Herder nicht.

Zu leidenschaftlich erregt, zu entrüstet über das Gebahren Klotzens, zu durchdrungen von der Unwürdigkeit des Mannes, um das Strafgericht über ihn Anderen zu überlassen, war er doch andererseits zu besorgt um seine eigene persönliche Situation, um mit seinem Namen offen einzutreten. Aus falsch berechneter Rücksicht auf sein Amt und seine Stellung, schlug er den Weg ein, der ihn erst recht unheilbar mit Amt und Stellung überwerfen mußte. Zum dritten Male wagte er sich mit einer anonymen Schrift vor das Publicum, deren größere Hälfte auf die Vernichtung des verhaßten Gegners abzielte. Auf Anlaß der Vorarbeiten zur Umgestaltung der Zweiten Fragmentensammlung (über die Griechen) hatte er sowohl Winckelmanns Kunstgeschichte wie Lessings Laokoon mit der Feder in der Hand durchgeprüft. Zwanglos ließ er sich dabei gehen; er spricht von einem Gedankenspaziergang, den er in einem „kritischen Wäldchen" mache. Die Materialien des über die Kunstgeschichte Niedergeschriebenen waren, wie wir gesehen haben, zu einem guten Theil in das umgearbeitete Fragmentenbändchen übergegangen. Eine Zeit lang, so sagt er uns[1]), hatte der Plan bestanden, mit seinen „Zweifeln" in einer eigenen Schrift „in dem würdigen Ton vor Winckelmann zu treten, in dem sich sein Geist offenbaret", und er war dazu ermuntert worden durch

[1]) KW. I, 276.

den „Blick des Beifalls", den er von dem verehrten Manne erhalten hatte[1]). Der Tod Winckelmanns hatte diese Absicht vereitelt, und dem Gestorbenen ein Denkmal zu errichten, war er zu bescheiden[2]). Lessing aber lebte. Ihm konnte er die Gedanken, zu denen der Laokoon ihn angeregt, in Form eines Sendschreibens etwa[3]), vorlegen. Oder, was dem Inhalt angemessener erschien: — warum nicht die Bezeichnung eines „Kritischen Wäldchens" beibehalten? Um so natürlicher mochte sich dann an dies Bändchen über den Laokoon der Angriff gegen Klotz und Genossen in ein paar weiteren Bändchen anschließen, und die ganze Folge dieser Bändchen mochte dann den Gesammttitel: „Kritische Wälder" in dem Sinne, welchen Quintilian mit dem Worte sylvae verbindet, — planlos und aus dem Stegreif, am Leitfaden der jeweiligen Lectüre niedergeschriebenen Collectaneen — erhalten[4]).

Noch bestand neben diesem neuen litterarischen Project die Absicht einer Weiterführung und Veröffentlichung des weitergeführten Torso eine geraume Zeit fort: nur natürlich aber, daß derselbe, nachdem er so viel von seinem Inhalt abgegeben, erst zurückgeschoben und endlich ganz im Stich gelassen wurde. Die „Kritischen Wälder" zogen naturgemäß Alles, was sich ihrem Thema irgend assimiliren ließ, von den Vorarbeiten zu der Fortsetzung des Torso sowohl wie zu der umgearbeiteten Zweiten Fragmentensammlung an sich. Durch die polemische Beziehung zu Klotz von entscheidenden Folgen für

---

[1]) In Winckelmanns Brief an Usteri vom 2. und an von Mecheln vom 13. Januar 1768 (Winckelmanns Werke, Berlin 1825, Bd. XI, S. 283 und 285). Die betreffenden Stellen werden von der Schweiz aus Herder mitgetheilt worden sein. Winckelmann schreibt in dem ersteren Briefe mit Bezug auf die Charakteristik, Fgm. I, 144: „Bei dieser Gelegenheit bitte ich dem Pindarischen Verfasser meines Lobes, in den sogenannten Fragmenten über die neue deutsche Litteratur meinen allerverbindlichsten Dank abzustatten. Denn ich entdecke in der Schreibart einen Schweizer, und ich kann also vermuthen, daß Euch derselbe bekannt sein müsse." „Ueberhaupt", heißt es in dem zweiten Brief, „ist dessen Lob schön gedacht, es mag der Wahrheit ähnlich sein oder nicht." Vgl. Justi, Winckelmann II, 2, 424.

[2]) „Diese Zeit — als Winckelmann in Rom lebte — und die Ausgabe seiner Schriften trafen auf die Jugend meines Lebens, da man sich sammlet und die Empfindung der schönen Gestalt in Geist und Gedanke zu verwandeln strebt. Ich las sie also mit dem Enthusiasmus, den sie einflößten, und las sie oft. Sie gaben mir Gedanken in die Seele, die später als Anmerkungen aufs Papier flossen und sich vermehrten, nachdem ich Kunstwerke sah und las andere Schriften. Als unvermuthet die Nachricht von Winckelmanns elendem Tode erscholl und Jedermann bedauerte, hatte ich Lust, wenigstens auf eine Urne von Thon seinen Namen zu zeichnen und eben die einzelnen Anmerkungen und Gedanken, die ich wohl keinem Metall vergleichen konnte, dazu anzuwenden. Ich ehrte aber den Mann zu sehr, wartete &c." So berichtet Herder in der mehrerwähnten ungedruckten „Lobschrift auf Winckelmann".

[3]) KW. I, 274 und Brief an Lessing LB. I, 2, 416.

[4]) S. das Motto auf dem Titel und den „Beschluß" des Ersten Kritischen Wäldchens.

Herders Lebensschicksal, ist die neue Schrift ihrem Inhalt nach nichts Anderes als eine Fortsetzung der kritischen Gedankenarbeit, um nicht zu sagen des umfassenden kritischen Plans, den Herder in den beiden anderen Schriften auszuführen begonnen hatte. Im Grunde sind alle drei nur Ein Werk: nur der Titel und der äußere Anlaß wechselt. Es war keine glückliche Verengung des Standorts, daß Herder von der Anlehnung an die Litteraturbriefe zur Anlehnung an Abbt fortging; es war von entscheidendem Werthe, daß er Abbt fallen ließ, um einen neuen Mittelpunkt seiner kritischen Erörterungen in einem Werke Lessings zu finden; von sehr zweifelhaftem Werthe dagegen, daß er als eine Erbschaft aus den früheren Schriften den Streit mit Klotz und den Seinen in die neue Schrift hinüberschleppte.

Vierter Abschnitt.

Die Kritischen Wälder.

I.

Das Wäldchen über die Kunstgeschichte.

Da war denn also zuerst jenes ungeborene kritische Wäldchen über Winckelmanns Kunstgeschichte, aus dem wir die Hauptsätze: Winckelmann hat zu sehr „als Grieche", und er hat „mehr ein Lehrgebäude als eine Geschichte" geschrieben, in die neue Redaction des Fragmentenbändchens über die Griechen übergehen sahen. Es hat nichtsdestoweniger noch Interesse genug, Herder bei seinem ersten „Gedankenspaziergang" durch die Kunstgeschichte zu folgen, um dabei vielleicht noch einige Gedanken mehr zu erhaschen, oder jedenfalls doch dem Werden derselben zuzusehen.

Gleich an den Anfangssatz der Winckelmannschen Vorrede, daß er das Wort Geschichte in der weiteren Bedeutung nehme, welche dasselbe in der griechischen Sprache habe, und daß es seine Absicht sei, „den Versuch eines Lehrgebäudes" zu liefern, knüpfen sich die zweifelnden Gegenbemerkungen Herders an. Haben, so frägt er, die Griechen so etwas an der Geschichte erbauen wollen? Und läßt sich so etwas erbauen, so daß das Werk noch immer Geschichte bleibe?

Wir erinnern uns, daß die Fragmente, wenn sie nach dem ursprünglichen Programm zu Ende geführt worden wären, auch in das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, der Aesthetik gekommen sein würden. Für das fehlende Bändchen über die Geschichte haben wir hier einen ersten Ersatz [1]).

Gedanken der Litteraturbriefe, in der That, Abbtsche Gedanken, die derselbe bei Gelegenheit der Geschichte der Jesuiten von Harenberg und der

[1]) So erscheint dies Stück noch mehr, wenn wir erfahren, daß es Herders Absicht war, einen Theil dieser Geschichtsbetrachtungen, mit einer Zuschrift an Gatterer versehen, in dessen Historischer Bibliothek als besonderen Aufsatz zu veröffentlichen. S. die Suphansche Einleitung zum dritten Bande der SWS.

Bertramschen Fortsetzung von Ferreras Allgemeiner Geschichte von Spanien [1]) vorgetragen hatte, liegen Herder im Kopfe bei der Untersuchung, wie weit eine Geschichte ein Lehrgebäude sein könne und dürfe. Es ist unmöglich, darauf laufen seine Bemerkungen hinaus, daß geschichtliche Begebenheiten von dem Geschichtschreiber ganz und erschöpfend wiedergegeben werden sollten, so unmöglich, wie ein ganzer Körper ohne Projection aus einem bestimmten Gesichtspunkt vorgestellt werden kann. Denn um das vielseitige Ganze und also das Innere der Begebenheit darzustellen, müßte sie ja wohl nach ihren Ursachen und Folgen erkannt werden. In dieser Beziehung jedoch steht unser Kritiker auf dem Standpunkt Kants und Humes. „Hier hört das historische Sehen auf und das Weissagen geht an. Da ich Ursache als Ursache und Wirkung als Wirkung nie sehen, sondern immer schließen, muthmaaßen, errathen muß, da in dieser Schlußkunst nichts als die Aehnlichkeit der Fälle meine Zeugin, und also mein Scharfsinn oder mein Witz mein einziger Gewährsmann der Wahrheit ist, — — so sieht man, daß der Geschichtschreiber und der Philosoph der Geschichte nicht völlig auf Einem Boden stehen.“ Geschichte und Lehrgebäude sind zwei verschiedene Dinge. Sind es auch dann, wenn außer dem Ergründen des ursächlichen Zusammenhangs weiter „das Zusammenordnen vieler Begebenheiten zu einem Plan“ gefordert wird. Der Geschichtschreiber im strengen Sinne des Wortes kann auch das nicht: wer das thut, ist „Schöpfer, Genie, Maler, Künstler“ und also mehr als Geschichtschreiber.

Statt aber in solcher Weise über das Wesen der Historiographie weiter zu raisonniren, wendet sich sofort unser kritischer Spaziergänger zu den vorhandenen Mustern. Es folgt eine kurze Charakteristik des Herodot, Thukydides, Xenophon, zum Theil anklingend an die betreffenden Abschnitte des umgearbeiteten ersten Fragmentenbändchens [2]). Nur sehr uneigentlich, nur zur Belehrung für seine Griechen lieferte der Erstere — ein historischer Rhapsodist — ein Lehrgebäude. Das Geschichtswerk des Zweiten ist Alles — nur kein Lehrgebäude über den peloponnesischen Krieg. Der Dritte vollends, „der edelste, der sanfteste Geschichtschreiber, der von keinem Plan, von keinen eigenen Meinungen zu wissen scheint“, hielt Geschichte und Philosophie, Geschichte und Lehrgebäude völlig auseinander. Aber anders freilich seine Nachfolger. „Der klare Fortfluß historischer Begebenheiten und, mittinnen, einer stillen historischen Weisheit schmeckte ihnen zu wässrig: der Trank ward mit Philosophie gewürzt, immer stärker gewürzt, und endlich so stark, daß es nicht mehr Geschichte sondern Philosophie bei Gelegenheit einer Geschichte heißen kann.“ Bei Polybius ist die Geschichte freilich zum Lehrgebäude geworden.

Mit einem Sprung geht darauf Herder zu den Neueren über; auch hier jedoch greift er den einzigen Hume heraus. Er hatte diesen wirklich studirt,

[1]) Litteraturbriefe Bd. IX, Brief 149—152 und Bd. XX, Brief 296—298.

[2]) SW. zur Litteratur I, 179 ff. (SWS. II, 84 ff.).

hatte bei seinem Unterricht an der Domschule, wie er an Kant schreibt (LB. I, 2, 298), die britische Geschichte zumeist deswegen angefangen, „um mit dem größten Geschichtschreiber unter den Neueren seine Geschichte durchweg durchraisonniren zu können“. Hume ist ihm „einer der größesten Köpfe unserer Zeit“. Er liest ihn mit Verehrung, er bewundert in ihm „den scharfsinnigen Staatsmann, den tiefen Denker, den eindringenden Erzähler, den aufklärenden Urtheiler“; aber nicht sowohl Geschichte und wie die Dinge wirklich gewesen, sondern eben wieder Philosophie der Geschichte, wie Hume die Dinge sich denke und sie gegeneinander stelle, will er von ihm gelernt haben.

Eine Geschichte — das ist die Summe, die nun von Herder gezogen wird — ist um so glaubwürdiger, je planer sie ist, je mehr sie auf augenscheinlichen factis oder datis beruht. Die Historiographie entartet, wenn sie anfängt, Vernünftelei oder gar System ohne historische Grundlage zu sein. Die beste Geschichte ist die, in welcher das rein Thatsächliche, und das, was als „Lehrgebäude“ von dem Verfasser hinzugedacht ist, zwar verbunden, zugleich jedoch genau und kenntlich unterschieden ist.

Es wird gut sein, diese Sätze im Gedächtniß zu behalten, um an ihnen später die eigenen geschichtsphilosophischen Arbeiten Herders zu prüfen. Würde er seinen eigenen Kanon befolgt haben, wenn er gegenwärtig den Plan zur Ausführung gebracht hätte, mit dem er sich trug, einen historischen Versuch über das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert als über die „Quelle der neueren Geschichte“ zu schreiben [1]? War er nicht durch die Natur seines Geistes nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, dem Beispiel des Xenophon untreu zu werden und Geschichte und Lehrgebäude zu verwirren? Mußte nicht jener alte Lieblingsgedanke einer „Geschichte des menschlichen Verstandes“ fast unvermeidlich zu einer solchen Grenzverwirrung führen? Beruhten darauf nicht seine eigenen Versuche, die Geschichte der Sprache und die Geschichte der Poesie zu skizziren? Hatte er nicht endlich in dem Essay „Von der Veränderung des Geschmacks der Nationen“ über die pragmatische Behandlung der Geschichte, über die Geschichtschreibung eines Voltaire und Hume viel günstiger, viel mehr im Sinne Abbts und des ganzen pragmatisirenden Zeitalters geurtheilt [2]?

Wie dem sei: wie er immer geschickter ist, die Fehler Anderer zu entdecken als sie selbst zu vermeiden, und wie es ihm immer widerfährt, die Gewichte, je nach dem vorliegenden Fall, bald in die eine, bald in die andere Schale zu legen, so auch hier. Er will für diesmal an jenen Sätzen die Winckelmannsche Kunstgeschichte prüfen und sich angesichts derselben an die doppelte Pflicht erinnern, „zu glauben und zu untersuchen“. Winckelmann gegenüber sind ihm jene Sätze immer wahr geblieben — sie kehren namentlich in der

[1] An Scheffner LB. I, 2, 361.
[2] LB. I, 3, a, 201. 202.

ungedruckten Lobschrift auf Winckelmann wieder, und er übersetzt sie nur ins positiv Anerkennende, wenn er z. B. im Ersten Kritischen Wäldchen (S. 12) sagt, daß Winckelmann mehr auf eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich den Griechen, als auf eigentliche Geschichte bedacht gewesen sei.

Eine neue, bedeutsame kritische Betrachtung knüpft unser unfertiges Wäldchen an das dritte Stück von Winckelmanns erstem Capitel: Von den Ursachen der Verschiedenheit der Kunst unter den Völkern. Hier hatte Winckelmann die körperlichen wie die geistigen Vorzüge der Griechen fast ausschließlich von dem „Einflusse des Himmels" abgeleitet. Dieser einseitigen Betonung des Klimas setzt Herder mit Recht den Begriff der Generation entgegen und führt diesen Gedanken insbesondere in Beziehung auf die körperliche Bildung durch. Wieder, wie in dem Aufsatz über die Schönheit des Körpers als Bote der Seele, erinnert er an Platons Dichtung im Phädrus. Die thätig bildende Ursache der Schönheit kann nur die Seele selbst sein, die sich im Mutterleibe einen Körper bildet; das Klima ist nur ein Medium und zwar ein entferntes Medium, in welchem diese Bildung vor sich geht — ein viel näheres ist die Generation, die erbliche Schönheit der Geschlechter. Die Griechen selbst waren sich dieser Herrlichkeit ihres Stammes voll bewußt; die Vorzüge der Abstammung preisen ihre Dichter, Homer und Pindar, indem sie dieselbe auf die Götter zurückführen, und nach dieser Schönheitsgestaltung, auf die sie als auf ein Nationaleigenthum stolz waren, bildeten sie ihre Schönheits- und Kunstideen. Auch mit Gegengründen, aus der Erfahrung entlehnt, bestreitet Herder die Winckelmannsche Thesis und lenkt dann zurück auf den Vorwurf des Unhistorischen und des zu Griechischen. Von jenem griechischen Nationalbegriff sei eben Winckelmann selbst eingenommen; besser, wenn er gezeigt hätte, wie die Griechen vor allen anderen Völkern ihre Begriffe der Schönheit genutzt, erhöht und gebildet haben. Historisch wäre die Frage zu beantworten gewesen, warum unter allen kunstübenden Völkern doch kein einziges in Bildung und in Ideen der Schönheit den Griechen gleich gekommen. Diese historische Beantwortung aber hätte vor Allem auf den günstigen Platz der Griechen zwischen Asiaten und Europäern, zwischen Aegyptern und Römern Rücksicht nehmen und zeigen müssen, wie sie in der Kette der Mittheilung der Cultur von der Vorwelt so viel empfingen, und der Nachwelt soviel übergaben.

Nicht sowohl Zweifel und Einwendungen als vielmehr Nebengedanken bei der Lectüre der Kunstgeschichte enthalten die noch übrigen Blätter unseres kritischen Wäldchens. Die Winckelmannschen Auseinandersetzungen über die Verschiedenheit der Völker in der Denkart und den Einfluß dieser Verschiedenheit auf die Kunst regt ihn zu einigen über die Geschichte der Kunst hinausgehenden Blicken auf die Geschichte der Wissenschaft, des Geschmacks, der Bildung überhaupt an. Er betont namentlich von Neuem die Bedeutung des Orients für eine solche Geschichte; wieder spricht er mit Hamann von „Wall-

fahrten nach den Morgenländern"; er geräth dabei — aber nur um sich sogleich wieder zurückzurufen — auf das Gebiet der Theologie, — er notirt sich einzelne Urtheile Winckelmanns über die Kunstfähigkeit und den ästhetischen Charakter der Italiäner, der Engländer und bricht mit den Worten ab: „ich trage diese Aussprüche hier in mein Gedankenbuch ein, um, wenn ich zu Lessings Laokoon trete, darüber etwas zu versuchen".

Das Unfertige und Fragmentarische unseres kritischen Wäldchens ist deutlich; geht doch aus einer anderen Stelle hervor, daß er Winckelmann auch bis zu den „metaphysischen Grundsätzen der Schönheit" zu folgen gedachte. Deutlich aber auch, daß der Gedankenspaziergang durch die Kunstgeschichte sich in einen ebensolchen durch den Laokoon fortsetzen sollte. Der Weg, welchen Herder ging, ist auch der unsrige.

II.

Das Wäldchen über den Laokoon.

Noch während das erste Fragmentenbändchen zum ersten Mal gedruckt wurde, im Spätsommer des Jahres 1766, war Herder der eben erschienene Laokoon zugekommen. „Ich habe ihn", schrieb er an Scheffner den 23. September, „einen Nachmittag und die folgende Nacht durch recht heißhungrig dreimal nacheinander durchgelesen." Er kam eben von der Beschäftigung mit Homer her: darum waren Lessings Anmerkungen über Homer „gleichsam Saamenkörner auf frisches lockeres Land" für ihn. An Winckelmann knüpfte die Lessingsche Schrift an, und von selbst stellten sich damit die beiden Männer jedem Leser zur Vergleichung dar; eingehend auf die bezüglichen Bemerkungen Scheffners gab alsbald auch Herder einen Beitrag zu dieser Parallele. „Lessing mit Winckelmann zu vergleichen", so läßt er sich aus, „ist jener fruchtbarer und nützlicher, dieser mühsamer und fleißiger; jener denkt mehr und weiß es uns zu zeigen, nicht bloß was, sondern wie er's gedacht hat; er führt uns in die Werkstätte seines Geistes und lehrt uns denken; dieser hat seine größten Gedanken aus den Alten, und wo er denkt, zeigt er uns gleichsam nur das Product seiner Geistesarbeit, nicht seine Denkart; jener ist bloß ein gelehrter Raisonneur von Genie und Geschmack; dieser ein geschmackvoller Antiquarius von wenigem, aber starkem Urtheil. Lessing sitzt auf Winckelmanns Schultern, und sieht also größer und weiter: unter den Aesthetikern von Profession steht Winckelmann, und unter den Philologen vom Handwerk Lessing nicht vorzüglich in ihrer Sphäre, und wir versetzen sie ingratis Musis".

Die Hauptsätze dieser Briefstelle würden sich in der Nebeneinanderstellung Winckelmanns und Lessings wiedergefunden haben, welche eins der Capitel in der neubearbeiteten Zweiten Fragmentensammlung bilden sollte[1]): sie gingen,

[1]) Vgl. oben S. 197.

als diese Neubearbeitung ungedruckt liegen blieb, in das einleitende Capitel des Ersten, „Herrn Lessings Laokoon gewidmeten" Kritischen Wäldchens über — und hier endlich haben wir also die Charakteristik Lessings, die uns die Fragmente bei der Aufführung der sieben Originalschriftsteller schuldig geblieben waren.

Im Sommer 1768, nach dem Tode Winckelmanns, muß sich der Plan zu dieser neuen Schrift, zu den „Kritischen Wäldern" wie sie nun vorliegen, der Plan, über den Laokoon und über die Klotzischen Sachen, statt über die Kunstgeschichte und über den Laokoon zu schreiben, fixirt haben. In einem Briefe Herders an Nicolai vom 9. August findet sich die erste Spur des Vorhabens. „Die Schrift", so entschuldigt er sich da wegen seiner Saumseligkeit im Recensiren, — „die Schrift, die ich jetzt anonymisch unter Händen habe, wird Ihrer Sache vielleicht mehr Stoff geben, als ein paar Recensionen". Bereits der Michaelimeßkatalog von 1768 brachte die Ankündigung der „Kritischen Wälder, oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maaßgabe neuerer Schriften"; im Herbst ist das Erste Wäldchen, desgleichen das Zweite — „über einige Klotzische Schriften" — gedruckt; im Januar 1769 sind diese beiden ausgegeben worden; erst im Sommer desselben Jahres folgte das Dritte, das „noch über einige Klotzische Schriften" handelt [1]).

Ein bloßer Einfall, eine Auskunft oder gar eine Taktlosigkeit war diese Verbindung einer kritischen Besprechung des Laokoon und eines leidenschaftlichen Angriffs gegen Klotz denn doch nicht. Mit vollem Bewußtsein, ja mit kluger Berechnung stellte sich Herder an die Seite und hinter den Rücken Lessings. Der neue schriftstellerische Plan fällt genau in den Zeitpunkt, in welchem Lessing — am 20. Juni 1768 — in den Hamburger Zeitungen seine Kriegserklärung gegen den Mann erlassen hatte, von dem sich Herder eben damals so tief gekränkt fühlte und den auch er nun nachgerade so tief unter sich erblickte. Eine bessere Allianz, einen günstigeren Moment zur Eröffnung seines Vergeltungskrieges konnte er sich nicht wünschen. Mit Lessing zusammen — der ja in der That demnächst auch seinerseits für den gemißhandelten Verfasser der Fragmente eine Lanze brach [2]) —, durfte er hoffen,

---

[1]) Bereits Mitte October 1768 hatte Nicolai (an Lessing den 18. October LB. I, 2, 365) unter der Hand die Correctur des ersten Bogens gesehen. Schon in Stück 7 vom 23. Januar bringen die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen eine Recension des Ersten und Zweiten kritischen Wäldchens. Ob das Dritte gedruckt sei, wußte Herder (LB. II, 77) noch im October 1769 in Nantes nicht. Darüber, daß vom Ersten und Zweiten Wäldchen eine zwiefache, nur im Titelblatt verschiedene Ausgabe existirte, s. Einleitung zu SWS. III. Erst das Dritte Wäldchen erschien mit der Angabe des Verlegers und Druckorts (Riga, bei Hartknoch).

[2]) „War es nicht auch eben dieser F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das Geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt,

des gemeinsamen Gegners Herr zu werden. Zwar nur namenlos, aus der Verborgenheit heraus glaubte er, thörichter Weise, sich auf den Kampfplatz wagen zu dürfen; aber zugleich doch, so forderte es sein berechtigter Stolz, als ein ebenbürtiger Waffengenoß Lessings wollte er es thun; nicht als ein Nachtreter desselben, sondern als Einer, der sich durch selbständiges Auftreten zuvor Lessings Achtung erworben hätte. Gleich der Anfang der Kritischen Wälder läßt diese Position aufs Deutlichste erkennen. Zu jener Vergleichung Winckelmanns und Lessings, mit der das Erste Wäldchen beginnt, bahnt sich der Verfasser den Weg durch einen vornehm verächtlichen Blick auf jene armselige „Heerde von Kunstrichtern", die, wie die Recensenten der Acta litteraria, den Laokoon nicht besser als auf Winckelmanns Kosten zu loben gewußt; und auch im weiteren Verlaufe scheidet er sorgfältig seine Kritik Lessings von der fade widersprechenden Klotzischen. „Man muß", schreibt er z. B. (S. 74), „Lessing erst verstehen, ehe man ihn widerlegt" — und so dient ihm fortwährend Lessing, wie fernerhin auch Winckelmann, als Relief für den Pseudokritiker und Pseudoarchäologen.

Nicht erst seit Herder in Lessing einen Helfer gegen Klotz gefunden, sondern längst zuvor hatte er die vorragende Bedeutung des Mannes erkannt und die fruchtbarsten Anregungen von ihm erfahren. Den Liederdichter hatte er schon als Knabe geliebt; für den Dramatiker, den Meister im lebendigen, launigen Dialog hatte er allezeit ein Wort des Lobes bereit[1]); mit dem Litteraturbriefsteller war er gelegentlich in Wortwechsel, und über den Werth der Klopstockschen Lyrik sogar in eine ernste Differenz gerathen; unwiderstehlich angezogen hatte ihn diese schneidige Dialektik immer, und wenn er sie noch zuletzt in der Dramaturgie bewundert hatte, so war er ihr schon früher in den Abhandlungen über die Fabel zu reichem eigenen Gewinne nachgegangen. Den Laokoon preist er jetzt als ein Werk, „an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen"; als ein „Opfer seiner Achtung für den Verfasser des Laokoon" will er die gegenwärtige Schrift betrachtet wissen, und in demselben Sinne, in vollkommen aufrichtiger Meinung

---

was ein Torso sei?" So Lessing im dreizehnten der Antiquarischen Briefe mit Bezug auf die, nicht F. sondern Dtsch unterzeichnete Recension der Dritten Fragmentensammlung, wo der Ausdruck „Herkules im Torso" bemängelt wird. „Lessing hat sich Ihrer brav angenommen", schrieb in Folge dessen den 23. September 1768 Hamann an Herder.

[1]) Vgl. z. B. an Nicolai LB. I, 2, 408; in den Papieren zur Fortsetzung des Torso SWS. II, 364. 365; Fgm. I, 48. 80. 157. Von der muntern und natürlichen Wendung des Lessingschen Stils ist in der Recension LB. I, 3, b, 86 die Rede; die Munterkeit der Lessingschen Fabeln rühmt der Abschnitt Aesop und Lessing, in der umgearbeiteten Zweiten Fragmentensammlung SWS. II, 199; von der „Catullischen Schalkheit" des Liederdichters Lessing sprechen die Fragmente III, 205; „ein Kopf, der Alles sein kann, was er sein will", heißt Lessing SWS. II, 189 u. s. w.

schreibt er an den verehrten Mann: „jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte“ [1])! Nichtsdestoweniger: kaum wäre es zu viel gesagt, wenn man unserem kritischen Wäldchen die Aufschrift gäbe: Für Winckelmann gegen Lessing. Ueberall da, wo Lessing im Laokoon sich gegen den Verfasser der Kunstgeschichte gewendet hatte, stellt sich das Urtheil Herders mehr auf des Letzteren als auf des Ersteren Seite. Vielmehr, seine Verehrung für jenen ist von ganz anderer Art als für diesen. Zu jenem blickt er mit Andacht und Begeisterung, wie zu einem „höheren Wesen“, zu diesem mit der Hochachtung eines Schülers auf, den ein ehrgeiziger Traum schon jetzt an die Seite des Meisters ruft. In seiner Stube hingen die Bilder „einiger ausgewählten Deutschen“, obenan Klopstock, unter diesem Gleim und Kleist, zu unterst Winckelmann zwischen Haller und Bodmer; Klopstock und Winckelmann aber sind ihm „zwei Enden des menschlichen Geistes, zwei Extreme deutscher Originale, zwei Markgrafen deutscher Hoheit“ [2]). Erst in weitem Abstande nach diesen Beiden kömmt zu stehen, wen er sonst liebt oder wem er nachstrebt; nur für diese ist sein Gefühl reine Pietät — ein Gefühl, das ihn auch dann nicht verläßt, wenn er sie kritisirt. Selbst die tiefgreifendsten Einwendungen gegen Winckelmanns Kunstgeschichte trägt er wie mit gehaltener Stimme und in einem Tone vor, der immer etwas von der Weise der Winckelmannschen Feierlichkeit und Begeisterung an sich hat. Bekennt er doch am Schlusse des Ersten Wäldchens, daß er, der Jahre her täglich zu den Alten gewallfahrtet, auch Winckelmann wie einen wiederaufgelebten Griechen betrachte und ihn mit ähnlicher Andacht lese — ihn siebenmal gelesen habe, wie er einen Homer, Plato und Bacon lese, und wie Winckelmann selbst seinen Apollo sehe. Er stand, es ist wahr, bei diesem Bekenntniß unter dem unmittelbaren Eindruck der erschütternden Kunde von Winckelmanns Ermordung — einem Ereigniß, das ihn zu einem Päan auf den großen Todten, den nun zu den Göttern erhobenen, im Anschauen der ewigen Schönheit fortlebenden Heros begeistert hatte [3]). Nur die Todten mag man apotheosiren, mit den Lebenden darf man wettlaufen. Allein davon ganz abgesehen: seinem ganzen Wesen, der Anlage seines Geistes nach stand er wirklich Winckelmann näher als Lessing. Er wird sich gern mit diesem auch in eine langathmige dialektische Erörterung einlassen — nur daß er sich erlauben wird, dann und wann der strengen Folge der Gedanken, einem aufwallenden Gefühl zu Liebe, untreu zu werden,

[1]) LB. I, 2, 416 in dem Briefe, mit welchem er Lessing das Erscheinen der Kritischen Wälder ankündigt.

[2]) LB. I, 2, 237; KW. II, 89.

[3]) Lobgesang auf meinen Landsmann Johann Winckelmann, bei der Nachricht seiner Ermordung LB. I, 2, 327 ff.; verändert SW. zur Litteratur III, 165 ff. Verhandlungen über anzubringende Aenderungen mit Merck LB. III, 332. Nach einem von Herders Notatenbüchern hatte er vor der Nachricht von Winckelmanns Ermordung an ein Gedicht auf Winckelmann bei dessen „Rückkehr ins Vaterland“ gedacht.

nur daß das letzte Wort bei ihm immer die erregte Empfindung behalten wird. Nicht der unerbittliche Scharfsinn ist seine, wie Lessings Stärke: die geniale, wie Eingebung wirkende Fähigkeit, den Pulsschlag fremden Lebens nachzuempfinden, hat offenbar eine nahe Verwandtschaft mit der begeisterten Anschauung, von der die Urtheile Winckelmanns über bildende Kunst getragen waren.

Daher denn nun sein Verhältniß zu den Auseinandersetzungen des Laokoon. Den Bestreiter Winckelmanns wieder bestreitend, parodirt er — mehrfach bis auf Wendungen des Ausdrucks — das Verfahren des Ersteren. Schritt für Schritt dem freien Gange Lessings, eben auch wie ein Spaziergänger, folgend, widerlegt er nicht sowohl, vielmehr er ergänzt die von diesem gewonnenen Ergebnisse. Er verläßt ihn oft nur, um auf einem Umwege wieder mit ihm zusammenzutreffen, aber er hat auf dem Umwege Manches mitgenommen, was jener, absichtlich oder unabsichtlich, bei Seite gelassen. Er will meistens die Behauptungen seines Vorgängers nur „einschränken", aber indem er sie einschränkt, macht er sie so weitherzig, daß sie an Wahrheit vielleicht gewinnen, an Bestimmtheit verlieren. Er ist am öftesten zwar (auch hierin parodirt er Lessings Haltung gegen Winckelmann) mit der Meinung Lessings, aber nicht mit deren „Gründen" einverstanden, und indem er eine andere Begründung giebt, verwandelt — vertieft oder verschiebt sich auch die Meinung. —

Die Grenzen der Poesie und der Bildnerei, der herrschenden Verwirrung gegenüber, festzusetzen, und dabei die eigenthümlichen Rechte und Vorzüge der ersteren stark hervorzuheben, nachdem sie durch Winckelmanns einseitige Bevorzugung der bildenden Kunst in Gefahr gerathen, verdunkelt zu werden: das war das Hauptabsehen der Lessingschen Schrift. Gleich von der ersten Seite an auf dieses Ziel lossteuernd, will der Verfasser die Winckelmannsche Behauptung nicht gelten lassen, daß der Laokoon des Bildhauers „wie des Sophokles Philoktet" leide; von jenem gemäßigten Schmerz, den Winckelmann mit Recht in dem Gesichtsausdruck des Laokoon finde, sei das Leiden des Philoktet durchaus verschieden; der Letztere klage und schreie; er erfülle das Theater mit Tönen des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung.

Hier zuerst widerspricht Herder, indem er sich auf die Seite Winckelmanns stellt. Wie dieser, so will auch er von dem Sophokleischen Philoktet den Eindruck eines Helden bekommen haben, der mitten im Schmerz seinen Schmerz bekämpft; das Sophokleische Stück soll uns ein Gemälde des Schmerzes durch alle Gradationen geben, immer aber „das Gemälde des zurückgehaltenen, nicht des ausgelassenen Schmerzes". Es ist Herder nicht gelungen, diesen Satz zu erweisen; seine Ausführungen im zweiten und im fünften Abschnitte seines Antilaokoon halten weder vor einer strengeren philologischen Prüfung Stich, noch sind sie frei von überredender Selbsttäuschung. Daß Lessing die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Stückes gemacht habe, ist kaum zur Hälfte richtig, und der Vorwurf, daß derselbe den griechischen Dramatiker

zu sehr „als Dramaturg“ gerechtfertigt habe, müßte seltsam klingen, erinnerten wir uns nicht, daß auch in jener Recension des Gerstenbergschen Ugolino dem dramaturgischen Urtheil das Urtheil des sympathisirenden Gefühls entgegengesetzt wurde. Den schiefen Gegensatz jedoch und das Mißliche eines zu einseitigen Vertrauens auf das eigene Gefühl bei Seite gesetzt: die Haltung überhaupt, welche unser Kritiker dem Stücke gegenüber einnehmen will, wäre sie nur in dieser Entfernung der Zeiten wirklich zu erreichen, würde die denkbar richtigste sein. „Lasset uns lesen“, sagt er, „als ob wir sähen!“ Den Homer lese er, so hieß es in den Fragmenten — und schon Blackwell hatte die Forderung ausgesprochen —, indem er sich im Geist in Griechenland auf einen versammelten Markt versetze, wo der Sänger Jo die Rhapsodien des göttlichen Dichters seinen Zuhörern vorsinge. „Hin“, so ruft er ganz ähnlich hier, „hin mit Auge und Geist in die athenienſische Bühne“! In sinnlich lebendiger Vergegenwärtigung will er uns lehren, uns „den Eindrücken der Vorstellung zu überlassen“ und „als griechische Zuschauer auf unverstellte Eindrücke zu merken“! So ganz unverstellt sind dieselben nun doch nicht, so ganz zum griechischen Zuschauer vermag er sich nun doch nicht zu machen, und so ganz ungriechisch und unfühlend hatte der „Dramaturg“ denn doch nicht geurtheilt — aber sinnig und anziehend ist die nun folgende Analyse des Stückes gewiß, und der beredten Ausführung, daß, wenn das körperliche Leiden des Helden das Hauptaugenmerk wäre, das Trauerspiel zur grausamen Pantomime würde, geht der verdienstliche und überzeugende Nachweis zur Seite, daß unser Mitleid noch auf ganz anderen Motiven, auf der ganzen Situation und auf der moralischen Haltung des Leidenden beruhe.

Eine zweite Erinnerung betrifft, wie so viele folgende, den Homer. Bezeichnet er doch den „Homer und die menschliche Seele“ als die Quellen seines Nachdenkens. „S e i n e n Homer“ nennt er ihn im Gefühl der Vertrautheit mit dem Dichter, auf Grund der liebevollen Hingebung, mit der er sich in denselben eingesonnen. „In Homerischen Fragen“, sagt er gegen den Schluß des Wäldchens, „antworte ich so selten mit Herrn Lessing gleich“. Es ist so, und wir müssen hinzufügen: sein poetisches Gefühl hat ihn dabei vielfach richtiger geleitet als jenen sein zergliedernder Scharfsinn.

Homers verwundete Krieger, hatte Lessing geschrieben, fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden; denn kein falsches Anstandsgefühl stand den Griechen im Wege: Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes.

Allerdings ist er das, bemerkt Herder, — nur daß Homer nicht so schlechtweg und ein für allemal, um der leidenden Natur ihr Recht widerfahren zu lassen, seine Helden schreien läßt. Vielmehr, wie in allen anderen, so auch in diesem Stücke beobachtet Homer Charakter; er individualisirt seine Helden, und auch schreien daher läßt er sie nur, soweit ihr bestimmter, individueller Charakter es fordert. Mit zu viel Geräusch vielleicht macht Herder diese Erinnerung. Schon Blackwell hatte auf die individualisirende Charakteristik

im Homer aufmerksam gemacht [1]). Auch Lessing würde dagegen nichts einzuwenden gehabt haben; allein es sind doch wahrhaft fruchtbare Betrachtungen, welche sich sofort gerade daraus ergeben, daß unser Kritiker hier wie fernerhin dem allzu schnell zu allgemeinen Sätzen fortgehenden Lessing mit achtsamem Eingehen auf das Besondere entgegentritt.

Denn wenn nu[illegible]nds der Verfasser des Laokoon rasch zu dem Ausspruch gelangt, da[illegible] gesittete Grieche zugleich habe weinen und tapfer sein können, so lehnt Herder mit Recht diesen übertriebenen Gräcismus ab. Und dies ist ein Punkt, wo er sich gleich sehr von Lessing wie von Winckelmann abwendet. Wie sich der Eine in die bildende Kunst der Griechen — um mit Herder zu reden [2]) — „bis zur weisesten Narrheit und zur Anbetung" verliebt hatte, so sah der Andere in der Poesie der Griechen die unbedingt mustergültige Erscheinung, an der sich alle Erörterung über Natur und Gesetze der dichterischen Hervorbringung einzig zu orientiren habe, und auch die Lebensanschauung, die ethische Denkweise beider Männer stand durchaus unter dem bestimmenden Einflusse des Griechenthums. Was Herder betrifft, so wissen wir, daß seiner Begeisterung für die Griechen sein Sinn für die Poesie des Orients, für die nordische Poesie — sein weitherziger Sinn für alles Menschliche das Gleichgewicht hielt. Er hatte es an Winckelmann getadelt, daß er Griechenland zum alleinigen Centrum seiner Betrachtung der Kunstgeschichte gemacht habe: er konnte diesen griechischen Standpunkt noch weniger für die Würdigung der Poesie gelten lassen. Ihm waren nicht, wie diesen beiden so ganz antik gesinnten Männern, wie später wieder einem F. A. Wolf und W. v. Humboldt, Schiller und Goethe, das Griechische und das Menschliche sich deckende Begriffe; vielmehr, wie uns Heutigen wieder, erschien ihm jenes nur als eine besonders leuchtende Gegend in dem ausgedehnten Gebiete des Letzteren, und immer schweifte sein Blick von hier aus weiter hinaus auf eine Geschichte der Poesie, der Kunst und Wissenschaft, der Bildung und Gesittung, die „über Völker und Zeiten" sich erstreckend, sich zu einer „Geschichte des menschlichen Verstandes", einer allgemeinen Litteratur- und Culturgeschichte erweitere. Unter den für die Fortsetzung des Torso geschriebenen Aufsätzen fand sich ein Capitel, welches den Begriff der elegischen Poesie psychologisch erörterte und von dieser Grundlage aus eine Geschichte dieser Poesie skizzirte [3]). Den zweiten, geschichtlichen Theil dieser Abhandlung zieht er jetzt in seine Bestreitung Lessings hinein. Vorzugsweise aus den jüngst veröffentlichten Ossianschen Gesängen — ihre Echtheit und Ursprünglichkeit gilt ihm als erwiesen — sucht er zu zeigen, daß jenes schöne Gleichgewicht zwischen Tapferkeit und Empfindung, von welchem Lessing geredet, mit nichten

[1]) Untersuchung &c. S. 347 der deutschen Uebersetzung.

[2]) Von der Grazie in den Schulen, SW. I, 2, 69.

[3]) S. oben S. 202. Einzelnes aus diesem Capitel bringt Suphan (SWS. III, 26 ff.) unter dem Text des Ersten Kritischen Wäldchens.

auf Griechenland beschränkt sei. Nicht einer einzelnen Nation, sondern einem bestimmten Culturstandpunkt sei es eigen; es finde sich überall auf jener mittleren Stufe, auf welcher die Nationen nicht mehr Barbaren, und noch nicht bis zu zahmer, höflicher Scheinsittlichkeit verfeinert seien. Er schildert in allgemeinen Zügen diesen Sittenzustand, und in ihn, sagt er, „setze ich mich zurück, wenn ich die Helden Homers und die griechischen Tragödien mit ganzer Seele fühlen will". So wird, wie man sieht, der rechten Huldigung griechischen Geistes und griechischer Dichterherrlichkeit nichts abgebrochen: im Gegentheil, erst von diesem Standpunkt aus tritt an die Stelle parteiischer Bewunderung das rechte, ein mehr als bloß ästhetisches, ein menschlich-historisches Verständniß.

Und auf Beachtung des Historischen eben dringt er auch in anderer Beziehung. Darum hatte sich ja hauptsächlich seine Kritik Winckelmanns in dem unvollendeten Wäldchen über die Kunstgeschichte gedreht; hierauf zielt er, wenn er am Schlusse des gegenwärtigen Wäldchens wünscht, Lessings Laokoon möchte, statt auf einzelne Fehler der Winckelmannschen Schriften, lieber auf das Wesentliche derselben, auf das „ganze Gebäude seiner Geschichte" eingegangen sein, „das noch so mancher Schwierigkeit unterworfen ist". Ein zweiter Punkt also, hinsichtlich dessen Herder an Beiden, an Winckelmann so gut wie an Lessing, zu tadeln, zu wünschen hat! Er ist einstimmig mit Beiden darin, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst gewesen; „allein", so frägt er zunächst gegen Lessing, „bei welchen Alten? seit wann? wie lange? welche Unter-, welche Nebengesetze? und woher ists bei den Griechen so vorzüglich, vor allen Nationen, höchstes Gesetz geworden"? Wichtige Fragen, so fügt er hinzu, „wo bei der letzten mir Winckelmann selbst kaum ein Genüge thut". Den Unterschied der Zeiten, mit anderen Worten, das allmähliche Werden des griechischen Schönheitsideals, die Veranlassungen und Gründe dieses Werdens, will er beachtet wissen. Auf Einiges, wie namentlich auf die mitwirkenden politischen und religiösen Factoren, darauf, wie die sich mit der Zeit läuternden Religionsbegriffe läuternd auch auf Kunst und Dichtung eingewirkt, macht er, zunächst dem Verfasser des Laokoon gegenüber, aufmerksam. Aber nicht bloß ihm gegenüber; „ich wundere mich", fügt er wieder hinzu, „daß Winckelmann in seinen Schriften diese Abstreifung fremder, alter, allegorischer Begriffe nicht mehr bemerkt und in ihrer Nutzbarkeit gezeigt hat; es ist ein Hauptknoten in dem Faden der Kunstgeschichte: wie die Griechen so manche fremde drückende Ideen in die ihnen eigene schöne Natur verwandelt haben".

Die Forderung des Historischen indeß entspringt zuletzt aus derselben Wurzel wie die der Beachtung des Besonderen und Individuellen, und diese begegnet uns alsbald in der Bestreitung Lessings noch zu verschiedenen Malen. Die Differenz ist wohl so groß nicht, wenn Lessing die Verhüllung des Agamemnon auf dem Gemälde des Timanthes aus der Scheu des Künstlers vor

dem Häßlichen, Herder zwar daraus auch, aber zunächst doch aus der Rücksicht auf die bestimmte Situation, auf das dem König, dem Vater, dem patriotischen Helden in dieser Situation Gemäße zurückführen will [1]: — aber charakteristisch immerhin, daß der zweite Erklärer den ästhetischen Allgemeingrund noch durch einen anderen, dem besonderen Fall entnommenen, zu verstärken bedacht ist. So feind ist Herder den „Allgemeinsätzen", daß er selbst Lessings Behauptung von der Ungereimtheit schwebend dargestellter Körper — nicht eben glücklich — hinwegzuraisonniren sucht. Auf den Individualcharakter der Homerischen Götter und Helden machte er aufmerksam, wo es sich um das Schreien der Fallenden handelte. Er thut dasselbe auch da, wo Lessing von der alle natürlichen Maaße weit übersteigenden körperlichen Größe der Homerischen Götter redet; wieder leugnet er den „Allgemeinsatz", und zeigt, daß sich auch Größe und Stärke der Götter nach jenem Individualcharakter richte. Am stärksten endlich macht er diesen geltend bei der Erörterung der verschiedenen Auffassung der Götter von Seiten des Künstlers und von Seiten des Dichters. Hier nämlich hatte sich Lessing begnügt, zu sagen, daß die Götter dem Dichter wirkliche handelnde Wesen seien, die „über ihrem allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können". Vielmehr, diese anderen Eigenschaften und Affecten, eine gewisse eigene Individualität eben, ist nach Herders Meinung die Hauptsache, dies macht ihr wahres Wesen aus, und der „allgemeine Charakter" ist erst ein Späteres, Untergeordnetes, daraus Abgeleitetes. Hier ist nun freilich Herder schwerlich ganz im Recht, wenn er den mythologisirenden Dichter in unbedingter Freiheit Götterindividuen schaffen läßt [2]: aber in ihrem letzten Grunde ist seine Ansicht doch die tiefere und wahrere. Keine Frage, daß er dem Wesen der Dichtung näher auf der Spur ist als Lessing — darum näher, weil er sich in ihr schöpferisches Thun versetzt, weil ihm die Poesie nicht sowohl als eine ausgeübte, mit einem fertig gegebenen Stoff schaltende Kunst, sondern vielmehr als eine naturnothwendige schöpferische Aeußerung des Menschengeistes gilt. Aus dem dichtenden Volksgeist wächst, als aus einem gemeinsamen Stamme, Poesie und Mythologie hervor. Herder ist diesem Satze wenigstens nahe, wenn er die Dichter die ursprünglichen Stifter und Väter der Mythologie nennt, und wenn ihm ebendeshalb die Homerischen Götter in erster Linie „vollstimmige himmlische Individua" sind.

Der hier schon sichtbar werdende Unterschied des Standpunktes beider Kritiker tritt jedoch noch auffallender und noch entschiedener zu Gunsten Herders da hervor, wo Lessing sich die Wolke verbittet, die in der Malerei, insbesondere in Gemälden nach dem Homer, zu verstehen geben sollte, daß dieses

[1] So; nicht wie Blümner (Lessings Laokoon S. 37) es zu fassen scheint, als ob Herder von der mit der Schönheit zusammenfallenden Würde geredet hätte.

[2] S. Blümner S. 108. 109.

oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse. Unsichtbarsein, behauptet da Lessing, sei der natürliche Zustand von Homers Göttern; es bedürfe, wenn sie gesehen werden sollen, einer besonderen Erhöhung des sterblichen Gesichts; wiederum, wo Homer einen Körper unsichtbar machen wolle, sei in seiner Sprache das Verfinstern der Augen oder der verhüllende Nebel bloß eine poetische Redensart. Schlagend weist Herder das Irrige beider Behauptungen nach. Thatsächliche Zeugnisse und naheliegende Erwägungen genügten zur Widerlegung der ersteren: ein der Homerischen Dichtung verwandter poetischer Sinn mußte auch die zweite zerstören. Ein poetischer Nebel, sagt Herder vortrefflich, ist Homers Nebel freilich, aber sicherlich keine poetische Redensart, kein künstlicher Ausdruck für Unsichtbarwerden. Durch eine derartige Auslegung „wird Homer zu einem der nüchternen Dichter unserer Zeiten gemacht, die prosaisch denken und poetisch sprechen". Der kennt den Homer, den sinnlichen Homer schlecht, der uns die „schöne Sichtbarkeit" seiner Götter und Erscheinungen rauben will. Vor Lessings sonst so klarem Auge lag hier selbst ein Nebel, der ihm die wahre Gestalt des Dichters verbarg; oder vielmehr, sein ganzer Standpunkt, grundverschieden von dem des jüngeren Kritikers, verdunkelt ihm die einfache Wahrheit. Lessing sieht in dem naiven alten Epiker den überlegenden Künstler, von dem man lernen könne, mit welchen Mitteln Unsichtbares als sichtbar, Sichtbares als unsichtbar vorgestellt werden könne: Herder dichtet gleichsam dem alten Dichter nach; so lange er ihn liest, will er von ihm nicht Regeln der Poetik lernen, sondern mit hingegebener gläubiger Seele, ohne vorgefaßte Meinung, — als Grieche, mit griechischem Auge will er die sinnlichen Homerischen Götter sehen.

Und wieder auf dasselbe läuft es hinaus, wieder treten wir ohne Besinnen auf Herders Seite, wenn er nichts davon wissen will, daß uns Homer, wie der Verfasser des Laokoon behauptet hatte, von dem Bogen des Pandarus, von dem Wagen der Juno, von dem Scepter des Agamemnon deshalb die Entstehungsgeschichte erzähle, weil er nur durch diesen „Kunstgriff" im Stande gewesen sei, jene körperlichen Gegenstände so, wie es die Natur der Poesie fordere, das heißt in successiver, handlungsvoller Weise zu schildern. Nein! der Genius der Dichtkunst, der die Homerischen Gesänge schuf, bedurfte und kannte keine „Kunstgriffe". Er wußte von keiner Absicht, der Anschaubarkeit des Nebeneinanderbestehenden auf dem Umwege des Nacheinander beizukommen. Auch würde er diese Absicht durch jenen Kunstgriff schlecht erreicht haben; denn alle solche Erzählungen zerstreuen vielmehr unsere Aufmerksamkeit und sind, wenn es sich bloß darum handelt, uns ein Bild des Bogens, des Wagens, des Scepters zu geben, viel ungeeigneter als eine die Theile dieser Dinge nackt nebeneinander aufführende Beschreibung. Auf diese Manier des Homer aufmerksam gemacht zu haben, ist das große Verdienst Lessings, — allein das wahre Verständniß derselben hat uns erst Herder eröffnet. Dieselbe, so lehrt uns dieser, beruht weder auf einem bewußten noch unbewußten

Wetteifer mit der Malerei, beruht auch nicht auf den Gesetzen der Dichtkunst als solcher, sondern auf der eigensten Natur gerade dieser Dichtart. Homer mußte so verfahren — einfach deshalb, weil er überhaupt nichts thut als erzählen, weil er ganz und gar in Handlung aufgeht, auf Handlung alles Einzelne bezieht, weil sich von selbst, wie durch natürlichen Trieb, jedes Theilchen seines Gedichts immer wieder zu einem Gliede von der Art des Ganzen, zu erzählter Handlung ausbildet, weil er, kurz gesagt, eben ein epischer Dichter ist[1]).

Wir sind damit bereits hinüber gerathen in den Theil der Lessing-Herder'schen Erörterungen, mit dem wir im eigentlichen Mittelpunkt des Laokoon stehen — die Grenzbestimmung von Poesie und Bildnerei. Die Letztere, hatte Lessing gleich im dritten Abschnitt seines Buches gesagt, ist durch ihre materiellen Schranken an die Darstellung eines einzigen Augenblicks gebunden, und gefolgert hatte er daraus unter Anderem, daß sie nichts ausdrücken dürfe, was sich nicht anders als transitorisch denken lasse. Gleich hier nun fällt ihm Herder ins Wort — allein mit einer Entgegnung diesmal, die den Streitpunkt mehr verschiebt als aufs Reine bringt. Halb ist es seine Parteilichkeit für Winckelmann, halb sein Tiefsinn, was ihn über das Ziel hinausschießen läßt. Er brauchte es Lessing in der That nicht erst zu sagen, denn Lessing hatte es selbst gesagt, daß, genau genommen, in der Natur Alles transitorisch und wandelbar sei; Lessing selbst hatte dem Einwande, daß nach jenem Grundsatze die Kunst um allen Ausdruck der Seele und des Lebens gebracht werde, hinreichend vorgebeugt; denn er hatte einestheils von dem Künstler gefordert, daß er jenen einzigen Augenblick so fruchtbar wie möglich, d. h. so wählen müsse, daß er der Einbildungskraft freies Spiel gewähre, und er hatte andererseits der Malerei bereitwillig kleine Eingriffe in das benachbarte Gebiet der Poesie, die Verschmelzung verschiedener Momente zu einem einzigen, zugestanden. Die Aufgabe wäre gewesen, den Begriff des fruchtbaren Momentes, und wäre vor Allem gewesen, die Grenzen des erlaubten Hinüberspielens der aufs Verweilen gerichteten in die der Bewegung folgenden Künste genauer festzustellen; zu untersuchen eben damit, welche Arten und Grade des Transitorischen es gebe, ob es nicht etwas Anderes sei, ein schlechthin Fließendes, und etwas Anderes, eine Bewegung darzustellen, die ihrer Natur nach die Möglichkeit eines Innehaltens oder Verweilens in sich schließt[2]). Diese Untersuchung, am besten freilich angesichts der Denkmäler antiker Kunst zu führen, würde sehr

[1]) Sehr mit Recht hat schon Cholevius, zuerst in seiner Denkschrift „Herders Bestrebungen innerhalb der schönen Litteratur", S. 11. 12, dann in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" II, 29 Herder wegen dieses und anderer Punkte gegen die Vorwürfe von Gervinus in Schutz genommen. Am meisten mit Herder geht Vollmann in der Programmabhandlung vom Jahre 1852 „Ueber das Kunstprincip in Lessings Laokoon und dessen Begründung".

[2]) S. Blümner S. 45 ff.

bald auf den Unterschied von Bewegung und Handlung, von dem nach Naturgesetzen Transitorischen und dem auf geistige Motive hin Geschehenden geleitet haben, sie würde — — doch von alle dem ist bei Herder nicht die Rede. Seine Einwürfe enthalten eine *μετάβασις ἐς ἄλλο γένος*; er spielt die technische Frage ins Metaphysische, um nicht zu sagen ins Mystische hinüber. Den „einzigen" Augenblick, an den Lessing den bildenden Künstler gebunden erachtete, verwandelt er in einen ewigen, der ebendeshalb nicht sowohl auf lange und wiederholte Betrachtung berechnet sei, als vielmehr einen „ewigen" Anblick gewähren könne. Von Lessing ist er so zu Winckelmann zurückgekehrt, und in Uebereinstimmung mit Winckelmanns Platonisirendem Enthusiasmus bringt er für die Bildnerei auf die „vollkommene Schönheit" und auf die „selige Ruhe des griechischen Ausdrucks", gleich dem in der Tiefe immer ruhigen, auf der Oberfläche zu sanften Wellen gekräuselten Meere. Mag sein, daß Herder damit die tiefere Formel gefunden: die tiefere Formel ist darum noch nicht die brauchbarere. Der von Herder selbst gerühmte „praktische Scharfsinn" Lessings, mit Umsicht und Liberalität verbunden, besteht jedenfalls die Probe der Anwendbarkeit besser als seines Widersprechers Platonisirender Tiefsinn. Jener „gleichsam ewige Anblick" ist zuletzt doch nur eine Metapher, und der Kern dieser Metapher eine Tautologie für die Forderung der Schönheit, über deren reale Bedingungen wir lediglich nichts erfahren. Wir haben hier einen Fall, der bei Herder vielfach wiederkehrt. Aufs Glücklichste ergänzt er seinen Vorgänger, wo er dessen Sätze durch Zurückgreifen in sein fein entwickeltes ästhetisches Gefühl vertieft: er greift dagegen fehl, er verwirrt sich, er fördert uns wenig, wo er den Scharfsinn des Vorgängers durch einen höheren Aufwand theoretischer, meist am Leitfaden sinnreicher Analogien verlaufender Speculation zu überbieten unternimmt.

Zum Theil wenigstens trifft diese Bemerkung auch auf den Theil seiner Auseinandersetzungen, der gegen das Haupttreffen der Lessingschen Schlachtordnung gerichtet ist.

Die Malerei — so raisonnirt Lessing da, wo er seine Grenzbestimmungen „aus ihren ersten Gründen herzuleiten sucht" — die Malerei hat zu ihren Darstellungsmitteln Figuren und Farben im Raume, die Poesie aber articulirte Töne in der Zeit. Aus dieser verschiedenen Natur der beiderseitigen Darstellungsmittel ergiebt sich die nothwendige Verschiedenheit der beiderseitigen Darstellungsgegenstände. Die Malerei, das will sagen die gesammte bildende Kunst, kann in erster Linie nur Nebeneinanderexistirendes, d. h. Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die Poesie nur zeitlich Aufeinanderfolgendes, d. h. Handlungen darstellen.

Die Bündigkeit nun dieses Raisonnements wird von Herder geleugnet. Sein Gegenraisonnement ist folgendes.

Unstichhaltig zunächst ist die ganze Lessingsche Vergleichung. Denn übersehen ist dabei, daß die articulirten Töne in der Poesie ein ganz anderes

Verhältniß zu dem, was sie bezeichnen, zu ihrem Darstellungsobject, haben, als Figuren und Farben in der Malerei zu dem ihrigen. Die Malerei allerdings wirkt ganz im Raume und durch den Raum; die Poesie dagegen wirkt keinesweges so durch die zeitliche Aufeinanderfolge wie jene durch das räumliche Nebeneinander. Das Coexistiren der Zeichen in der Malerei ist die eigenste Natur dieser Kunst; das Successive der Zeichen in der Poesie dagegen ist nichts als eine unerläßliche Bedingung, an die ihre Wirkung gebunden ist. Poesie — anders gesagt — wenn sie freilich durch aufeinanderfolgende Töne, d. i. Worte wirkt, so ist doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succesive der Worte, nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung. Ein sehr wichtiger Unterschied! (ein Unterschied, der darauf beruht, daß die Zeichen der bildenden Kunst natürliche, die Zeichen der Poesie dagegen willkürliche, conventionelle sind.) Dort werden Figuren und Farben direct durch Figuren und Farben wiedergegeben; hier dagegen ist die Aufeinanderfolge der articulirten Laute das Nebensächliche, wenngleich Unumgängliche; die eigentliche Wirkung dieser Zeichen beruht auf der den Lauten einwohnenden Seele, auf dem durch willkürliche Uebereinstimmung in die Elemente der Sprache hineingelegten Sinn. Mit Unrecht daher verbietet Lessing der Poesie die Darstellung des Räumlichen, Körperlichen. Sein Verbot und sein ganzes Raisonnement würde unanfechtbar gewesen sein, wenn er in solcher Weise die Rollen zwischen der bildenden und der Tonkunst vertheilt hätte. Diese Zwei in der That stehen auf gleichem Boden, diese zwei wirken beide durch natürliche Mittel; die erstere ganz durch den Raum, die andere ganz durch die Zeitfolge; denn wie bei jener das Nebeneinandersein der Farben und Figuren der unmittelbare Grund der Schönheit, so ist bei dieser das Aufeinanderfolgen, der künstliche Zeitwechsel der Töne der Grund des Wohlklangs. Aber gesetzt, ferner, an jener Bestimmung, daß die Poesie durch das Successive der Worte wirke, sei nichts auszusetzen: auch so noch würde keineswegs folgen, daß eben Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie seien; denn mit nichten deckt sich der Begriff der Handlung mit dem der Aufeinanderfolge; (eine Handlung vielmehr ist eine durch die Kraft eines wirkenden Wesens verursachte Aufeinanderfolge.)

Und Herders Gegenbemerkungen nehmen sich mit alle dem auch zu positiven Aufstellungen zusammen. Wieder einmal ist es ein Engländer, dem er die Motive dazu verdankt. Er stützt sich in seiner Bestreitung Lessings auf die Gedanken, welche James Harris in seinem Dialog über die Kunst entwickelt hatte.

Aus der Ethik des Aristoteles hatte sich Harris die Unterscheidung aller Endzwecke menschlichen Thuns in solche, die in der Thätigkeit selbst beschlossen sind, und in solche, die darüber hinaus in einem Werke bestehen, ἐνέργειαι und ἔργα, geholt. Er hatte sofort diese Unterscheidung auch auf das künstlerische

Thun angewandt. Auch jede künstlerische Hervorbringung zielt entweder auf eine Bewegung, eine Energie, oder auf ein fertig zu stellendes Werk ab. Diejenigen Hervorbringungen, deren Theile nach einander existiren, die ihrer Natur nach etwas Transitorisches sind, wie Ton und Tanz und Rede, dürfen Energien, diejenigen, deren Theile alle zugleich sind, und deren Wesen nicht im Vorübergehen besteht, eine Statue z. B. oder ein Gemälde, müssen Werke genannt werden.

Es scheint nicht, daß Herder auch die Noten des Engländers, keinesfalls hat er den Aristoteles selbst gelesen; er hätte sonst schwerlich sagen können: der Mittelpunkt des Lessingschen Werks sei schon von Aristoteles angegeben. Genug aber: die Harrissche Unterscheidung eignet er sich an [1]), und mit dieser wieder combinirt er ein Eintheilungsmotiv, das ihm aus den Vorlesungen seines Lehrers Kant in Erinnerung geblieben war. Aus der Zweitheilung in diejenigen Künste, die, wie die Plastik und die Malerei, durch die Hinstellung eines auf einen ewigen Anblick berechneten Werkes ihrer Aufgabe genügen, und in diejenigen, die, wie die Dicht- und Tonkunst, die Mimik und die Orchestik, durch ununterbrochene Wirkung, durch Energie Gefallen erwecken, wird durch die Heranziehung der drei (von den drei mathematischen Wissenschaften an die Hand gegebenen) metaphysischen Begriffe Raum, Zeit und Kraft, eine Dreitheilung. Den Raum nämlich weist er nur den bildenden Künsten, die Zeit der Musik, der Poesie endlich die Kraft zu. Das Wesen der Poesie, der „Mittelpunkt ihrer Wirkung" ist nicht das Nebeneinander, aber auch nicht, wobei Lessing stehen geblieben, das Nacheinander, sondern die Kraft, die den articulirten Tönen der Rede beiwohnt und nach eigenen, anderen Gesetzen als der Succession der Töne auf die Seele wirket. Demzufolge ist es nicht richtig, daß es der Poesie verwehrt sei, Coexistirendes als solches darzustellen — vorausgesetzt nur, daß sie es energisch, sinnlich lebendig darstellt; im Gegentheil — und Herder findet das schon durch die Baumgartensche Definition der Poesie „sinnlich vollkommene Rede" ausgesprochen —: alle echte Poesie muß bildgebend, muß eine Art Malerei sein. Richtig ferner wohl, aber nicht erschöpfend, daß die Poesie Bewegungen, Handlungen darzustellen

---

[1]) S. Dialogue concerning art in Works of J. Harris, London 1801, S. 22 ff. mit der Note XV dazu (S. 155). Hienach ist Guhrauers Bemerkung (Lessings Leben II, 1, 60), daß Herder durch einen Sprung von Harris zu Aristoteles komme, zu berichtigen, und, was er Richtiges ebendas. S. 305 ausführt, zu modificiren. Uebrigens führt Herder selbst Harris an und giebt weiter auch die Hauptgedanken aus dessen discourse on music, painting and poetry an. Auszüge aus Harris finden sich in seinen Studienheften. Schon in der Recension der Abbtschen Schrift vom Verdienst (SWS. I, 80) hätte er Harris neben Lessing, seiner analytischen Methode wegen, gerühmt, und noch in der Kalligone II, 4 kömmt er auf die Unterscheidung von Energie und Werk und, im Zusammenhang damit, auf die Harrisschen Abhandlungen zurück, von denen eine Uebersetzung schon Danzig 1756 erschienen war. Ueber Herders geringe Kenntniß des Aristoteles, vgl. die Suphansche Anmerkung zu SWS. II, 192.

habe, sondern, wohlgemerkt, energisch hat sie durch den Wechsel der Vorstellungen auf die Seele zu wirken; und das macht die Poesie, sagt Herder, überdies zu einer „Musik der Seele“; hier zeigt sich eine andere als die äußerliche Succession, die Lessing allein berührt hat. Besonders dann bei jenem bildgebenden, malerischen oder plastischen Moment der Poesie verweilt der Verfasser noch länger; den Gegensatz aber zwischen der ein Werk schaffenden Malerei und der energisch wirkenden Poesie faßt er zuletzt auch noch in der Weise, daß er sagt: die Malerei wirke durch Farben und Figuren fürs Auge, die Poesie durch den Sinn der Worte auf die Phantasie.

Und wie steht nun die Sache zwischen den beiden Kritikern?

Unser erster Eindruck wird der sein: Lessing schließt mit ganz bestimmten positiven Resultaten ab; der Dichter, der seinen Laokoon gelesen hat, besitzt einen Leitfaden, dem er sicher folgen kann; er wird genau wissen, welche Fehler er fortan zu vermeiden hat. In den ersten Elementen ist dabei Herder ganz mit ihm Eins. An jenem Hauptsatz Lessings, daß das Princip der bildenden Kunst die Schönheit sei, hat Herder nicht gerüttelt, und selbst in der bedeutsamen Bemerkung, daß ein beträchtlicher Unterschied unter den sich auf Zeichnung gründenden Künsten sei, daß die Malerei der Poesie weit näher trete als die Plastik, daß der historische Maler soviel wie irgend möglich seine Figuren durch Handlung kenntlich machen müsse — selbst in dieser Bemerkung kann er sich auf eine Andeutung Lessings stützen. Lessings praktischer Hauptzweck bei der Festsetzung seines Kanons: Handlung ist das eigentliche Wesen der Poesie, ging dahin, der todten Schilderungssucht, der mehr beschreibenden als schildernden, mehr schildernden und bildernden als wirklich lebendig malenden und eindringlich bildgebenden Poesie, der seine Zeitgenossen, verleitet durch englische Muster, sich überließen, den Todesstreich zu versetzen. Herder ist auch damit durchaus einverstanden. Bis auf einen gewissen Grad sind es synonyme Ausdrücke, wenn Lessing sagt: die Poesie hat zu ihrem Gegenstande Handlungen, und wenn Herder sagt: die Poesie muß energisch wirken. „Auch ich“, so bekennt er geradezu, „hasse nichts so sehr als todte, stillstehende Schilderungssucht“. Bis dahin also gehen die beiden Kritiker Eines Weges, und das Erste Kritische Wäldchen dient insoweit nur, die Lessingschen Haupt- und Grundsätze zu bekräftigen und fester einzuschärfen.

Allein um die Praxis eben, um reinigende Regeln für die ausführende Kunst ist es Lessing zu thun. Darum giebt er diese Regeln in der möglich bestimmtesten, ja schroffsten, in der einfachsten und faßlichsten Weise; er behält die Ausnahmen, die er wohl kennt, absichtlich für sich, er läßt etwa nur gelegentlich ein Wort darüber fallen, er spart sie auch wohl nur für eine Fortsetzung des Laokoon auf, er behält sich vor, sie nur im gegebenen Falle, bei der Beurtheilung bestimmter Werke der Kunst und Poesie zur Geltung zu bringen. Ganz anders Herder. Er ist in seinem kritischen Wäldchen mehr ein

anregender als ein einschärfender Lehrer. Nicht so sehr um Regeln als um Gesetze, nicht so sehr darum, wie unsere Künstler und Dichter sich verhalten sollten, als darum, wie Künstler und Dichter thatsächlich jetzt und je, dort und da sich verhalten haben, ist es ihm zu thun. Die praktische Zuspitzung der Untersuchung ist ihm Nebensache; eine so unmittelbare Wirkung wie Lessing hat er mit seiner Schrift nicht geübt, wie er sie nicht beabsichtigt hat. Ueberall geht er über die stark markirten Striche der Lessingschen Grenzbestimmungen hinaus und zeigt, wie sie bald hier, bald da ein wenig gebogen werden müssen. Was für Lessing nur Ausnahmen oder entschuldbare Freiheiten sind, das sucht Herder gleichfalls noch auf einen gesetzlichen Ausdruck zu bringen. Mit bald mehr bald weniger Grund überschreitet er auf solche Weise die zu eng gezogenen Bestimmungen seines Vorgängers. Nicht leicht wird der Dichter — vorausgesetzt nur, daß er Dichter nicht bloß von Profession, sondern von Gottes Gnaden ist — irregehen, der sich einfach an Lessings Bestimmung hält, daß Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie sind. Aber das, was den Dichter eben zum Dichter macht, ist mit dieser Lessingschen Weisung doch mit nichten erschöpft. Zum Verständniß der ganzen Weite dichterischer Wirkungen, des ganzen geschichtlichen Kosmos der Poesie reiche ich mit dieser Bestimmung nicht aus. Herders Berufung freilich auf Gleim, auf Ossian, auf Klopstock ist nicht glücklich; solche Laxheit wirft uns immer wieder der Lessingschen Strenge in die Arme —: aber darin hat er doch offenbar Recht, wenn er Lessing vorwirft, daß diesen einzig die Praxis Eines Dichters, des Homer, — er hätte hinzufügen können, seine eigene dramatische Ader — auf seinen Satz geführt habe. Zu viel vielleicht, eine Verwechselung vielleicht des litteraturgeschichtlichen mit dem ästhetisch-kritischen Standpunkt, wenn er bei dem „Blutbade", das Lessings Sätze unter alten und neuen Poeten anrichten müßten, auch für die idyllischen, ja, auch für die didaktischen Dichter „zittert": aber der einzige Hinweis auf die echte Lyrik, auf die ganze liedartige Poesie reicht hin, um das zu Enge des Lessingschen Kanons ins Licht zu setzen. Mit Recht hatte Herder schon früher sich über das Matte und Langweilige moderner Odenpoesie beklagt und, mit Rücksicht auf Lessings Verdienste um die Fabel, nach einem „Lessing für die Ode" sich umgesehen[1]. Mit Recht genügt ihm nicht der Ausruf: Handlung und immer wieder Handlung! Mit richtigem poetischen Sinn, mit dem ihm so vorzugsweise eigenen Gefühl für das Lyrische fügt er hinzu: Leidenschaft und Empfindung! Es hängt damit als ein weiteres positives Verdienst zusammen, daß er die Unterscheidung von bildender Kunst

[1] [illegible] S. W. I, S. [illegible] 54. [illegible] II, 184. [illegible] „[illegible]" [illegible]

und Poesie nur durch das Hereinziehen der Tonkunst zum Abschluß glaubt bringen zu können. „Hier lebe noch ein Lessing auf", hatte er schon bei Gelegenheit seiner eigenen Versuche in der Cantate geschrieben [1]), „der uns einen Platon über die Grenzen der Musik und Poesie gebe" — und wir haben gesehen, welche Ansätze sein kritisches Wäldchen zu eben dieser Grenzregulirung nahm. Ganz vortrefflich, ferner, und den eigentlichen Nerv der Lessingschen Theorie berührend die Auseinandersetzung, daß die Poesie, gerade um ihres handelnden, oder, wie er es vielmehr faßt, ihres „energischen" Charakters willen, nicht bloß einen malerischen, sondern andererseits auch einen musikalischen Bestandtheil habe, die erst beide zusammen ihr Wesen erschöpfen; vortrefflich endlich der Nachweis, wie gerade auch der epische Homer in dieser „musikalischen Malerei" ein Meister sei. Alles, was er bei dieser Gelegenheit, in weiterer Ausführung der den Homer betreffenden Stellen der Fragmente [2]), von der Manier dieses Dichters sagt, durch vorübergehende, aber „zirkelnd" wiederkommende Züge und Töne eindrucksvolle Bilder zu erzeugen, während unsere modernen poetischen Schilderer „mit jedem Worte malen, und mit jedem Worte ist auch die Farbe weg" — alles dies — man nehme noch die Kritik von Virgils „mehr das Ohr als die Seele füllenden" Schilderung des Todes des Laokoon dazu — alles dies sind Bemerkungen, die von der poetischen Feinfühligkeit unseres Kritikers ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Keine Frage also: Herder hat die Lessingsche Theorie erweitert, berichtigt, ergänzt. Unbegründet ist der Gervinussche Vorwurf, er habe im Eifer der Befehdung die Lessingschen Sätze entstellt und gefälscht. Unbegründet aber auch die von Guhrauer zu Gunsten und wie zur Rechtfertigung Lessings gemachte Bemerkung, daß es des Letzteren Absicht gar nicht gewesen sei, das innere Wesen, sondern nur die Gegenstände von Malerei und Poesie zu bestimmen [3]). Offenbar geht Lessing ganz allgemein auf den Unterschied der Malerei von der Poesie, und wenn er vorzugsweise diesen Unterschied nach den beiderseitigen Objecten, obgleich doch in stetem Zusammenhang mit dem beiderseitigen Verfahren — τρόπῳ μιμήσεως — bestimmt, so will er ausdrücklich „die Sache aus ihren ersten Gründen" und also allerdings aus der verschiedenen Natur der beiden Kunstgattungen ableiten. Allein eben bei diesem Ableitungsversuch geht er minder tief auf den Grund der Sache, als verlangt werden darf. Herders Bemerkung, daß die articulirten Töne in der Poesie nicht dasselbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten haben, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem ihrigen — würde Lessing sie nicht haben zugeben müssen? Gräbt nicht Herder augenscheinlich hier etwas tiefer? Aber

[1]) An Scheffner LB. I, 2, 195.

[2]) I, 30. 69 und vor Allem I, zweite Auflage. SW. zur schönen Litteratur I, 167 ff. (SWS. II, 77).

[3]) Lessings Leben II, 1, 80.

wiederum: es ist gefährlich, mit Herder in die Tiefe zu gehen; denn so lange zwar als seine Belesenheit und sein feines ästhetisches Gefühl seine Schlußfolgerungen controlirt, so lange dürfen wir gewiß sein, die werthvollsten Erinnerungen zu erhalten: darüber hinaus jedoch wird der Boden unsicher. Es geht uns dann mit ihm ähnlich, wie ihm mit Lessing, Lessing mit Winckelmann. Seinen Bemerkungen können wir zustimmen, aber nicht immer seinen Gründen. In der Sache, im Großen und Ganzen trifft er vielfach das Richtige, sein Raisonnement jedoch hat Lücken, seine Formulirungen insbesondere halten vor einer genaueren Prüfung nicht Stand. Schon richtig — um nur Einiges hervorzuheben — daß bei der Musik die Succession der Töne ein viel bedeutsameres Moment ist als bei der Dichtkunst: aber wäre es wirklich wahr, daß die Musik ganz und nur durch die Zeitfolge wirke? Ist nicht für das Wesen der Musik der Zusammenklang der Töne, das Gleichzeitige der Harmonie das erste Wesentliche, die melodische Entfaltung dieses Zusammenklangs nur erst das Secundäre? Weiter: wenn Herder das Wesen der Poesie ergriffen zu haben meint, indem er als ihr allein eigen ausspricht, daß sie durch Kraft wirke: — wie, so wirkte die Musik nicht auch durch Kraft? Welch' unlogische Coordination: Künste, die durch Räumliches, Künste, die durch Zeitfolge, endlich Eine Kunst, die durch Kraft wirkt! Die Eintheilung Lessings soll berichtigt und vertieft werden: in Wahrheit wird ihr nur ein neuer Flicken aufgesetzt. Denn offenbar ist das ja ein Hinüberspringen aus einem in ein ganz anderes Gebiet. Dort nämlich, wenn den anderen Künsten Raum und Zeit zugewiesen wird, ist auf das Aeußerliche, auf die Form und das Vehikel ihrer Wirkung, hier, wenn der Poesie die Kraft zugewiesen wird, auf das Innere, den Kern, die belebende Seele ihrer Wirkung geachtet. Es ist ganz derselbe Fehler, wenn es heißt: die Malerei wirke durch Farben und Figuren fürs Auge, die Poesie durch den Sinn der Worte auf die Phantasie. Als ob das Gemälde — doch Lessing mag statt unserer sprechen! — „was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft, durch das Auge, schön“. Lessing, das beweisen diese seine Worte, wußte am letzten Ende sehr wohl, daß der Unterschied des Räumlichen und Zeitlichen auf der Oberfläche lag. Sein praktischer Instinct hielt ihn davon ab, in größere Tiefe hinabzusteigen; für seinen nächsten Zweck genügte die oberflächliche, und jedenfalls war dieselbe keine unlogische Eintheilung. Sein Beurtheiler, wie gesagt, bringt aus dieser größeren Tiefe beachtenswerthe neue Einsichten über das Wesen der Poesie zum Vorschein, — allein auf Kosten der logischen Genauigkeit, um den Preis einer Verwirrung, die nun ihrerseits wieder der Berichtigung bedarf.

Zwar seine Rechtfertigung scheint nahe zu liegen. Der Grund, weshalb er fälschlich der einzigen Poesie eine Wirkung durch Kraft zuerkennt, ist nämlich zuletzt der, daß nur sie von allen Künsten durch willkürliche, alle übrigen durch natürliche Zeichen wirken. Die Wahrheit aber ist: eben mit diesem

Satze stehen wir bei dem Grundirrthum seiner ganzen Theorie, einem Irrthum, den freilich Lessing mit Herder theilte, der sich ebenso bei Harris findet und der durch Mendelssohns Aufsatz über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften zum Dogma fixirt worden war. (Nur sehr bedingungsweise ist es wahr, daß die Darstellungsmittel der Poesie willkürlicher seien, als es die Töne der Musik, die Figuren, Farben und Verhältnisse der bildenden Künste sind. Kaum zur Hälfte wahr ist es, daß der Sinn, der in den Worten der Sprache liegt und der in der Poesie unsere Seele regt, durch willkürliche Uebereinkunft in sie hineingelegt sei. Die Sprache vielmehr ist ebensowohl ein natürliches — wenn auch nicht unmittelbar natürliches, wenn auch geistdurchdrungenes — Darstellungsmittel wie Töne oder Farben. Auch die Töne und Farben wirken künstlerisch auf unsere Seele nur durch den Sinn, den der Musiker und Maler mittelst seiner subjectiven Auffassung ihnen abgewinnt und in sie hineinlegt; ein gut Theil endlich von dem, was conventionelle Willkür in Sprache und Poesie ist, findet sich auch in Malerei und Musik, in Bildhauerei und Baukunst.)

Nur wenige Jahre später, und eben Herder that in seiner Schrift über den Ursprung der Sprache einen entscheidenden Schritt, um die das ganze Zeitalter beherrschende Ansicht von dem lediglich conventionellen Charakter der Sprache zu beseitigen. Schon in der allernächsten Zeit aber gelang es ihm, das Verhältniß der Poesie zu den übrigen Künsten richtiger und eingehender zu bestimmen als in diesen den Spuren des Lessingschen Laokoon nachgehenden Untersuchungen. Ein viel unbedeutenderes Buch als der Laokoon gab ihm den Anlaß, in gewisser Weise zu leisten, worauf der Schluß des Ersten Kritischen Wäldchens unsere Erwartung rege macht, wenn er sagt, daß er für jetzt nur den Grund habe sichern wollen; was sich darüber aufführen lasse, werde die Folge zeigen.) Auch Lessing hatte mit dem ersten Theil des Laokoon sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Wenn er öffentlich gesteht, daß er dem Verfasser der Kritischen Wälder wichtige Erinnerungen zu danken habe[1]), wenn er an Nicolai (13. April 1769) schreibt, obschon auch Herder sich nicht habe träumen lassen, wo er eigentlich mit dem Laokoon hinauswolle, so sei derselbe doch der Einzige, um den es ihm der Mühe lohne, „mit seinem Krame ganz herauszukommen“: wie viel möchten wir da nicht für die Fortsetzung des Laokoon geben, von der uns nur trümmerhafte Entwürfe gerettet sind! Müssen wir aber hierauf verzichten — die Fortsetzung des Herderschen Anti-Laokoon existirt: in der Handschrift wenigstens hat Herder ein anderes kritisches Wäldchen vollendet, in welchem er das Thema des Ersten in erweiterter Fassung wieder aufnimmt.

---

[1]) Wie die Alten den Tod gebildet, Schriften VIII, 225 Lachm.

III.

Das Vierte Kritische Wäldchen.

Nur in gebrochener Linie freilich setzt dies Vierte Wäldchen die Erörterungen des Ersten fort. Auf einem einmal gelegten Grunde weiter zu bauen, ohne den Grund selbst umzubauen, ist Herders Art nicht. Ein Fortschritt viel mehr als eine Fortsetzung ist die ästhetische Theorie, die dieses neue Wäldchen entwickelt. Sie geht nicht nur weiter, sie gräbt zugleich tiefer, und schon durch den ganz anderen Anknüpfungspunkt ist der Verfasser auf eine ganz andere Grundlage hinübergedrängt.

Entstanden muß die neue Arbeit in den ersten Monaten des Jahres 1769 sein. Von der Absicht, sie niederzuschreiben, ist zuerst in Herders Brief an Nicolai vom 10. Januar dieses Jahres die Rede, und zwar in einer Weise, die recht deutlich erkennen läßt, wie die Kritischen Wälder, trotz aller durch die Umstände herbeigeführten Abschweifung, nach Herders eigenem Sinne doch die Themata, die ursprünglich den Fragmenten zugedacht gewesen, wiederaufzunehmen und fortzuführen bestimmt waren. Außer der Sprache waren diese Themata Aesthetik, Geschichte und Philosophie. Wenigstens die erstere kam jetzt zu ihrem Rechte. Er hoffe sich, schreibt Herder in jenem Briefe, in dem neuen Schriftchen „über die Aesthetik zusammenhängend erklären zu können und also ein fehlendes Fragmentenbändchen zu ersetzen". „Eben lese ich", heißt es gegen den Schluß unseres Vierten Wäldchens, „daß Sulzers Wörterbuch (— die Allgemeine Theorie der schönen Künste nach alphabetischer Ordnung —) zum Druck fertig liege" [1]). Im März muß das geschrieben sein; denn mit denselben Worten wie hier drückt Herder seine Erwartung von dem Sulzerschen Werke in einem Briefe von Ende März gegen Nicolai aus [2]). Das Schriftchen war in erster Niederschrift vollendet, ehe Herder Riga verließ; denn Hartknoch hatte es nach dem Briefe vom 6. August im Manuscript gelesen, wenn dies Manuscript auch in Nantes von dem Verfasser einer Umarbeitung unterzogen und so erst in die Form gebracht wurde, in welcher es durch den Abdruck im Lebensbilde zuerst bekannt geworden ist [3]).

---

[1]) So nach der ersten Niederschrift; s. die Suphansche Einleitung zum dritten Bande der SWS.

[2]) S. den undatirten Brief LB. I, 2, 426, den Nicolai am 10. April empfing (an Herder den 11. April LB. I, 2, 440).

[3]) Hartknoch an Herder LB. II, 64; Herder an Hartknoch ebendaselbst S. 73 (und gewiß gleichfalls auf die Umarbeitung des Vierten Wäldchens zu beziehen, S. 77). Ueber das Verhältniß der zweiten zur ersten Redaction giebt Suphan in der Einleitung zum dritten Bande der SWS. Auskunft. Der ungenaue Abdruck im Lebensbilde (I, 3, b, 217 ff.) erscheint jetzt im vierten Bande der SWS. berichtigt.

Der Anknüpfungspunkt aber für dies Vierte kritische Wäldchen war ein polemischer. Von dieser Seite gesehen, greift es in den Kampf Herders gegen die Klotzische Partei ein. Es wendet sich, nachdem das Zweite und Dritte Wäldchen hauptsächlich gegen den Führer gerichtet gewesen, gegen den bedeutendsten von dessen Genossen, den das Erste Wäldchen und die Vorrede zum Dritten nur erst gestreift hatte[1]).

Es war ein kluger Griff, den Riedel that, als er das seit einigen Jahrzehnten in Deutschland erwachte, seit Baumgartens Aesthetica zu strengerer, ja zünftiger Wissenschaftlichkeit erhobene ästhetische Interesse zur Grundlage seiner akademischen und schriftstellerischen Wirksamkeit zu machen beschloß. Aus den Vorträgen, die er in Erfurt über die Grundsätze der „schönen Künste und Wissenschaften“ gehalten, stellte er flugs ein Buch zusammen, welches viel eher als das Baumgartensche den Titel einer Aesthetik im neueren Sinne dieses Wortes verdient hätte, und welches die Meierschen „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften“ weit hinter sich ließ. In der That, es war Zeit, die seichte Batteuxsche Theorie, die mit allen ihr von J. A. Schlegel und Ramler angeflickten Zusätzen noch immer seicht geblieben war, durch ein deutsches Werk zu verdrängen. War doch inzwischen durch die psychologisch=ästhetischen Einzeluntersuchungen von Mendelssohn und Sulzer, durch die bedeutenden Werke von Home und Burke, endlich durch Hagedorns Betrachtungen über die Malerei, durch Winckelmanns Kunstgeschichte, ganz neuerlich durch Lessings Laokoon und die Herderschen Litteraturfragmente das Material der Aesthetik wesentlich vermehrt, die principiellen Grundlagen entscheidend gefördert worden. Ein nicht ungeschickter, aber oberflächlicher Compilator, faßt nun Riedel in seiner „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ (Jena 1767) alle diese Bemühungen von Du Bos bis Herder und Lessing eklektisch zusammen und übergießt das so zusammengemischte Gericht mit einer Brühe nicht sowohl von eigenen Gedanken als von Worten und Redensarten, die ihm, trotz einem modernen Feuilletonisten, reichlich zu Gebote stehen. Er versteht es meisterhaft, fremden Ansichten, so oft sie einander entgegengesetzt sind, die Spitze abzubrechen und mit dem Scheine umsichtiger Billigkeit zwischen ihnen hindurchzulaviren. Eine bequeme Grundlage aber für dies latitudinarische Verhalten bietet ihm die neueste Modephilosophie, die antiwolffschen Lehren eines Crusius und Darjes, in Verbindung mit den Lehren der englischen Moralisten und Aesthetiker: die Aesthetik ist ihm die Philosophie des Geschmacks, und der Geschmack das innere, unmittelbare, allen Menschen gemeinsame Gefühl für das Schöne. Von dieser Basis aus handeln die einundzwanzig Capitel oder „Abhandlungen“ des Buchs in der losesten Ordnung, in der lässigsten Weise von der Schönheit und deren Bestandtheilen sowie von einer Reihe mehr oder minder alle Künste gemeinsam angehender Begriffe, während die Besprechung der einzelnen Künste einem späteren besonderen Theile vorbehalten wird.

[1]) KW. I, 187; III, Vorrede S. IV. V.

Dem Bewunderer des Lessingschen Laokoon, einem Manne, der in dem Baumgartenschen Princip der Aesthetik den allein fruchtbaren Keim zu ihrer Weiterentwickelung fand, der durch Kant gelehrt worden war, die strenge analytische Methode eines Moses und Sulzer zu schätzen, mußte ein Buch wie dieses Riedelsche, ganz abgesehen von der leichtfertigen Unverschämtheit, mit der Riedel, je nachdem es ihm paßte, ihn bald plünderte, bald lobte, bald spöttisch bekrittelte, im höchsten Grade zuwider sein. Es galt ihm als ein Buch, das „alle Philosophie über Künste und das Schöne zerstöre". Es war ihm unverständlich, daß Lessing in den Antiquarischen Briefen [1]) ein lobendes Wort für dasselbe gehabt hatte. Ihm war es die „elendeste, verworrenste Aesthetik, die er kenne", ein neuer Beleg dafür, daß die Klotzianer das deutsche Publicum von aller echten Philosophie hinwegführen und Alles zu witzigen Tändlern machen wollen. Er hatte von früher Zeit an, wie manche Aufzeichnung in seinen Studienheften beweist, den Untersuchungen über den Ursprung unserer Erkenntniß, über das Verhältniß des Denkens zur Sinnenempfindung die ernsteste Aufmerksamkeit geschenkt und sich im Zusammenhang damit die ästhetischen Fragen zurechtzulegen versucht. Indeß er eine wirkliche, ausgeführte Aesthetik von dem nun schon so lange angekündigten Sulzerschen Wörterbuch erwartete, konnte er sich doch nicht versagen, sich inzwischen seinerseits über die Riedelsche „unverdaute Rhapsodie" zu erklären und seine eigenen Gedanken über Aesthetik zusammenhängend vorzutragen.

So dient in dem Vierten kritischen Wäldchen die Polemik als Folie für umfangreiche positive Auseinandersetzungen. Am bedeutendsten und eigenthümlichsten, am wenigsten mit Polemik versetzt, als der eigentliche Kern des Buches hebt sich die mittlere Partie hervor. Die eingehendste und gründlichste Kritik herrscht in dem ersten Hauptabschnitt; unvermittelter laufen in dem dritten Tadel und Angriff neben eigenen Ausführungen her. Sichtlich ist dieser letzte Abschnitt der unreifste, der am mindesten ausgearbeitete; er trägt die Spuren der überhand nehmenden Ungeduld und Unlust an sich. Eben dieser immer stärker werdende Ueberdruß an der Polemik, verbunden mit dem Gefühl der Unfertigkeit der eigenen Ansichten wird es gewesen sein, weshalb Herder sich auch nach der Umarbeitung in Nantes nicht zur Veröffentlichung des Schriftchens entschließen konnte. Von der darin enthaltenen ästhetischen Theorie hat er dann erst neun Jahre später, nachdem er, oft unterbrochen, an neuen Beobachtungen die alten Gedanken immer wieder geprüft, berichtigt und anders geordnet hatte, einen Ausschnitt, und gleichzeitig damit ein anderes, auf die einleitenden erkenntnißtheoretischen Partien zurückweisendes Büchlein veröffentlicht. Als zwei getrennte und doch ursprünglich zusammen erwachsene Schriften erschienen im Jahre 1778 die „Plastik" und die Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele".

---

[1]) Schriften VIII, 20 Lachm. Vgl. Herder an Nicolai, LB. II, 105.

Mit scharfsinniger Kritik, wie gesagt, beginnt unser Wäldchen. Methodisch sucht der Verfasser im ersten Hauptheil die philosophische Grundlage der Riedelschen Theorie in ihrer Unhaltbarkeit aufzudecken. Er zeigt den Widerspruch in der Annahme, daß einfache, unmittelbare „Gefühle" uns von dem, was wahr, was gut, was schön ist, „überzeugen" sollten, während wir doch unmittelbar durch Gefühl einzig und allein unserer eigenen Existenz und, in anderer Art, der Existenz äußerer Dinge inne werden. Alle echte, strenge Philosophie, wie sie auf dem von Leibnitz gelegten Grunde die Mendelssohn und Sulzer gepflegt haben, hört in diesem „Crusius-Riedelschen Irrgarten" auf; eine Philosophie des Schönen insbesondere kann mit dem Satze: „was Allen gefallen muß, ist schön", mit dieser Berufung auf einen vernunftlosen Instinct, einen sechsten Sinn, unmöglich bestehen. Und sofort ergreift Herder — nachdem die Denkschrift auf Baumgarten liegen geblieben war — neuerdings die Gelegenheit, „dem Schatten dieses Mannes zu einer Zeit, da man ihn für einen blödsinnigen, fühllosen Demonstranten ausgebe, stille Weihrauchskörner zu streuen". Weder mit dem Aristotelischen, noch dem Baumgartenschen, noch dem Homeschen Wege der Aesthetik hatte sich Riedel in seinen als Ergänzung zur Theorie der schönen Künste geschriebenen „Briefen über das Publicum" einverstanden erklärt [1]). Alle drei Wege, zeigt dem gegenüber Herder, laufen in Einen zusammen, und nur aus ihrer Verbindung kann eine echte Aesthetik, „die fruchtbarste, schönste, neueste unter den abstracten Wissenschaften" erwachsen. Den scientifischen Plan zu ihr aber hat eben Baumgarten gezeichnet. In schwankenden Umrissen freilich. Denn Zweierlei wird von ihm zusammengeworfen: die „Wissenschaft des Gefühls des Schönen" oder, wie er sich in seiner Wolfischen Sprache ausdrückt, der sinnlichen Erkenntniß, und die „Kunst, schön zu denken", die Anleitung, die sinnliche Erkenntnißfähigkeit schön zu gebrauchen. Nur das Erstere ist Aesthetik; nicht Kunst des Geschmacks ist sie, sondern Wissenschaft über den Geschmack. Sie ist — so klärt Herder die bei Baumgarten und noch mehr bei seinem Schüler Meier herrschende Verwirrung auf, so rettet er den lebensfähigen Kern des Baumgartenschen Werks — sie ist „eine Theorie des Gefühls der Sinne, eine Logik der Einbildungskraft und Dichtung, eine Erforscherin des Witzes und Scharfsinnes, des sinnlichen Urtheils und des Gedächtnisses, eine Zergliederin des Schönen, wo es sich findet, in Kunst und Wissenschaft, in Körpern und Seelen". Beneidenswerth, wem es gelänge, diese Wissenschaft, diese wesentlich psychologische Wissenschaft aufzubauen! Wenigstens den Platz dazu will Herder ebnen, will fürs Erste wenigstens den „Riedelschen Schutt" aufräumen.

Und nicht ohne Genugthuung sieht man, wie gründlich er die Sache anfaßt. In dem vollen Bewußtsein, daß die wahre Kritik nicht bloß den

[1]) Daselbst S. 9 ff. in dem ersten, an Weiße gerichteten Briefe.

Irrthum des Gegners aufdecken, sondern zugleich zeigen müsse, woher der Irrthum komme, macht er sich daran, mittelst einer psychologischen Analyse die allmähliche Genesis jenes angeblichen „Grundgefühls des Schönen" aufzuweisen. Er thut es auf der Grundlage der Leibnitzischen Philosophie. Von der Leibnitzischen Annahme aus, daß von Hause aus dunkel die Begriffe des ganzen Weltalls in der Seele liegen, verfolgt er das stufenweise Erwachen der Seele, ihre, durch ihre Lage im Weltall veranlaßte, durch den Zweck der Vervollkommnung bedingte Entwickelung. Von bloßer Sensation gelangen wir erst spät zu Phantasie und Gedächtniß, zu Witz, Scharfsinn und wirklichem Urtheil. Unbewußt zunächst, durch einen „dunklen Mechanismus der Seele", der aber voll von „Weisheiten" ist, durch eine Menge von Urtheilen und Schlüssen, die sich von selbst vollziehen und von denen nur der Effect als simple Empfindung zurückbleibt, bekommen wir, neben anderen, fürs Erste unaufgeklärten Begriffen, auch die Begriffe von Ordnung, Uebereinstimmung und Vollkommenheit, und also, da die Schönheit, der Leibnitz-Baumgartenschen Definition zufolge, nichts als „sinnliche Vollkommenheit" ist, den Begriff von Schönheit. Wenn dann endlich die Seele sich lange geübt hat, über Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Dinge zu urtheilen, wenn das Urtheil ihr so geläufig wie Empfindung geworden, — so ist der Geschmack da. Aehnlich wie der angebliche Wahrheitssinn und das angebliche moralische Gefühl, ist er etwas auf langem Wege erst Gewordenes, keine „Grundkraft", sondern „ein habituelles Anwenden unseres Urtheils auf Gegenstände der Schönheit".

Mit dem Begriff der Entwickelung geht in der Leibnitzischen Philosophie der Begriff der Specification Hand in Hand. In der Herderschen Theorie des Geschmacks ebenso. Aus der dargelegten Bildungsgeschichte des Geschmacks ergiebt sich, daß derselbe, je nach der ursprünglich verschiedenen Mischung der Seelenkräfte und nach der verschiedenen Entwickelung, die dieselben, entsprechend der Verschiedenheit der Gelegenheiten, erfahren, unendlichen Modificationen unterworfen ist. Nationen, Jahrhunderte, Zeiten, Individuen — nicht alle erreichen einerlei Grad der ästhetischen Bildung. Der griechische, der gothische, der maurische Geschmack ist nicht derselbe. Der Geschmack ist ein Proteus, der historisch aus Zeiten, Sitten, Völkern erklärt werden muß. Dies Princip der Individuation wird natürlich hier, wie überall, von Herder aufs Stärkste betont. Aber er weiß es hier zugleich mit dem Gedanken der Einheit des Ideals auszugleichen. Auch dies auf der Grundlage des Leibnitzischen Rationalismus. Dem verschieden entwickelten und angewandten Urtheil über das sinnlich Vollkommene, liegt ja nämlich in letzter Instanz, gerade wie dem über wahr und falsch, über gut und böse, die Eine Vernunft zu Grunde. Daher also ist an sich auch Wahrheit, Vollkommenheit, Schönheit nur Eine. Es giebt ein Ideal der Schönheit. Schwer freilich, aber doch möglich, „sich von den Unregelmäßigkeiten einer zu singulären Lage loszuwickeln und endlich ohne National-, Zeit- und Personalgeschmack das Schöne zu kosten, wo es sich findet,

in allen Zeiten und allen Völkern und allen Künsten und allen Arten des Geschmacks; überall von allen fremden Theilen losgetrennt, es rein zu schmecken und zu empfinden. Glücklich, wer es so kostet! Er ist der Eingeweihte in die Geheimnisse aller Musen und aller Zeiten und aller Gedächtnisse und aller Werke: die Sphäre seines Geschmacks ist unendlich wie die Geschichte der Menschheit: die Linie des Umkreises liegt auf allen Jahrhunderten und Productionen, und Er und die Schönheit steht im Mittelpunkte".

Die in den Principien der Leibnitzischen Philosophie durch den Gedanken der Entwickelung begründete Verbindung der Einheit der Vernunft mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der individuellen geschichtlichen Erscheinungen tritt uns in dieser Gedankenreihe in überraschender Weise entgegen. Die Vernunft hat ihre eigene innere Geschichte, und diese ewige Entwickelung spiegelt sich in der äußeren, zeitlichen: was ist dieser Haupt- und Grundgedanke der Hegelschen Philosophie anders als die systematische Durchführung des hier mit besonderer Beziehung auf das Aesthetische von Herder Vorgetragenen?

Allein zwei Strömungen bestimmten die Gedankenbewegung jener Tage, bis sie in Kants kritischer Philosophie in Eine, neue zusammenliefen; zwei Strömungen waren es, zwischen denen auch Herders Denken sich hindurchzuarbeiten hatte, bald dem Drange der einen, bald dem der anderen nachgebend, — der Strömung der Leibnitz-Wolffschen und der der Baconisch-Lockeschen Philosophie. Gerade die Aesthetik aber, nach der Fassung, die ihr Baumgarten gegeben, wies nach beiden Seiten. Als die Wissenschaft von dem „sinnlich Vollkommenen" zeigte sie ein doppeltes Gesicht; das eine sah nach der Metaphysik, das andere nach der Psychologie, und zwar nach der Lehre von den Sinnen. Mit dieser Sinnenlehre jedoch hatte bisher weder Baumgarten noch irgend wer sonst in Deutschland Ernst gemacht. Bei allen Lobsprüchen, mit denen Herder Sulzer als den „ästhetischen Hauptautor" wegen seiner „Theorie der Empfindungen" hervorhebt, hat er doch auch an ihm zu tadeln, daß er sich „zu metaphysisch" mit der Erörterung des Begriffs Vergnügen beschäftige. Durchaus halte sich Alles, was bisher in Deutschland für die Aesthetik geleistet, zu sehr in der Region des Seelischen, des Subjectiven, statt an den Gegenständen des Schönen die sinnlichen Empfindungen zu studiren. Zu sehr werde „von oben herab" in undeutlichen complexen Begriffen geschlossen, statt daß es sich darum handle, der „strengen Analysis" folgend, die Originalbegriffe der einzelnen Künste in ihrem sinnlichen Ursprung aufzusuchen [1]). Natürlich, auch Riedel ist nicht anders verfahren. Auch er redet von Schönheit, Größe, Erhabenheit u. s. w., als ob diese Begriffe nicht erst aus den verschiedensten, gemischtesten Eindrücken sich durch Abstraction gebildet hätten. Bis an die Wurzel dieser Begriffe ist zurückzusteigen, die

[1]) Vgl. namentlich die Stellen LW. I, 3, b, 297. 410. 411 und 438.

[illegible]

[illegible]

Durch drei Sinne vornehmlich, durch das Gesicht, das Gehör und das Gefühl, wird uns das Schöne zugeführt. Die unentbehrlichen Vorarbeiten für die Aesthetik wären daher eine ästhetische Optik, eine ästhetische Akustik und eine ästhetische Theorie des Gefühls. Jeder dieser Sinne bezieht sich auf eine besondere Classe von Gegenständen, und dem entsprechend giebt es drei Künste des Schönen, deren jede die Natur in der Richtung des je einem dieser Sinne Wohlgefälligen nachahmt.

Die Bildhauerkunst zunächst ist die schöne Kunst des Gefühls. Es ist ein falscher, wenn auch bisher allgemein angenommener Gesichtspunkt, dieselbe als Kunst für das Auge zu betrachten. Aufs Stärkste spricht Herder das Bewußtsein von der Neuheit dieses Satzes und den Wunsch aus, ihn dereinst weiter entwickeln zu können. An ihm wie an einer entscheidenden Entdeckung hat er auch später festgehalten, auf ihn nachher seine „Plastik" gegründet. Es ist die starke Tendenz aufs Sinnliche, gegenüber dem Abstracten, Metaphysischen, was ihn zur Bevorzugung, zu einseitiger Ueberschätzung des sinnlichsten, des „treuesten" der Sinne verführt. Daß er dabei unter dem Einflusse Rousseaus steht, der den Sinn des Gefühls gegen den des Gesichts wieder in seine alten Rechte eingesetzt habe, sagen uns seine eigenen Worte. Die damals neusten Beobachtungen und Versuche auf dem Gebiete der Optik gewähren ihm einen weiteren Anhalt. Der Blindgeborene, über den Diderot in seiner lettre sur les aveugles Betrachtungen anstellte, der blinde Saunderson, der geheilte Blindgeborene Cheseldens — das sind die Instanzen, auf welche Herder sich für die Thatsache beruft, daß das Gesicht durchaus nichts von Form und Gestalt wisse, daß einzig das Gefühl das Organ aller Empfindung anderer Körper sei. Und indem er nun übersieht, daß die Isolirung des Gefühls selbst wieder eine Abstraction ist, der in der Wirklichkeit das Zusammenwirken und

die Wechselbelehrung des einen durch den anderen Sinn widerspricht, gelangt er zu der voreiligen Behauptung, daß es „keine Bildhauerei für das Auge giebt“ und verfolgt diese Behauptung entschlossen in alle Consequenzen. Das Wesen der Sculptur ist schöne körperliche Bildung, wie sie das Gefühl in der schönen elliptischen Linie ertastet. Beim sehenden Genießen von Sculpturwerken sucht sich das Auge an die Stelle des Gefühls zu setzen, man bemüht sich, zu sehen, als ob man tastete und griffe; die das plastisch-Schöne empfindende Einbildungskraft nährt sich von den Eindrücken des Tastsinns und des tastenden Gefühlssinns: die an der Bildsäule bemerkten Eigenschaften „sind lauter Gefühle“. Daher, Dank der intensiven Sinnlichkeit des Gefühls, die Begeisterungen der Liebhaber in dieser Kunst, die von der fühlenden Einbildungskraft entworfenen Beschreibungen eines Winckelmann. Daher die Unübertragbarkeit der Gesetze der Malerei auf die Bildhauerkunst. „Welch' ein Feld zu Unterscheidungen“, sagt Herder, indem er auf den verschiedenen Charakter der Einheit und Ganzheit in einem Gemälde und einer Sculpturgruppe, auf das Unwirksame der Farben in der Sculptur und Aehnliches aufmerksam macht, — „welch' ein Feld zu Unterscheidungen! und wieviel möchten diese nicht in Winckelmanns, Caylus', Webbs, Hagedorns, Lessings und anderen Schriften über diese Lieblingsmaterie unserer Zeit erst bestimmen und eben damit auch auflösen!“ Kaum angedeutet hatte er in dem Ersten Kritischen Wäldchen die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung der beiden Künste, welche Winckelmann sowohl wie Lessing wesentlich auf gleiche Linie gestellt hatten: hier ist einer der wichtigsten Fortschritte des Vierten gegen das Erste Wäldchen. Und nun erst, in diesem Princip des „schönen Gefühls“, glaubt er zugleich die Erklärung für das gefunden zu haben, was Winckelmann von der Genauigkeit der Conturen in den Bildwerken der Alten, von den nassen Gewändern und von der weisen Einfalt und seligen Ruhe jener Werke gesagt hatte. Diese selige Ruhe nämlich entspricht allein dem, vom Gesicht nicht zerstreuten, gleichsam in der Dunkelheit tastenden Gefühl.

Viel weniger anfechtbar, wie es in der Natur der Sache liegt, und alles Beifalls würdig ist das, was demnächst über die Malerei gesagt wird. Sie ist die Kunst des nur Flächen und Farben sehenden Gesichtssinns. Während daher die Bildhauerkunst nur für sich bestehende Körper als Körper darstellen kann, so ist das weite Reich der Malerei das „Expansum der Dinge“. Nebeneinandersetzung ist ihr wesentlich. Licht- und Schattengebung, Colorit, Perspective ergiebt sich in natürlicher Folge des optischen Princips. Gewagtere Sätze, bei denen wieder auf die Plastik zurückgegriffen wird, treten bei dem Versuch auf, die Grundlinien einer Geschichte der Perspective zu zeichnen. An Gebäuden wird sich der perspectivische Blick zuerst geübt haben; in Anordnung der Tempel, in Verzierung der Schauplätze schritt die Kunst weiter fort. Auf die Bildhauerkunst übertragen, ward sie Anlaß zur Entstehung der Kolossalplastik. Durch diese ward die Bildsäule den Händen „des sie hervortastenden

Künstlers, des sie umherfühlenden Liebhabers" entwunden und für das Auge, das in die Ferne fühlende Auge hingestellt: der Jupiter des Pheidias sollte dem Auge eben das an Wirkung sein, was er ursprünglich in der Natur seiner Kunst dem Gefühl geworden wäre. In der Malerei ist ebendeshalb das Uebergroße nicht gestattet. Was aber das Riesenhafte, Ueberkolossale der ägyptischen Bildwerke anlangt, so sucht sie Herder daraus zu erklären, daß das Gesicht, wenn es anfängt, Körper sehen zu lernen, zunächst noch in den Maaßverhältnissen nach der Richtung des Uebertreibenden hin irre: auf diesem Standpunkt der noch irrenden Größenschätzung sei die ägyptische Plastik stehen geblieben, während dagegen die Griechen für die bildende Kunst das Maaß der Wahrheit besessen und daher von der plastischen Perspective weiter zur malerischen fortgeführt worden seien. Gewiß, das sind sinnreiche Erklärungsversuche; das Sinnreichste aber, das für Herders Anschauungsweise am meisten Charakteristische dürfte darin bestehen, daß ihm die Entwickelungsgeschichte der Sinne zum Leitfaden für die Entwickelungsgeschichte der Kunst, diese wieder lichtgebend für die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt wird. Vor ihm, im Dämmer der Ferne, liegt beständig die Philosophie der Geschichte. Er blickt diesmal zu ihr aus auf dem Wege von der Psychologie durch die Aesthetik.

Die ästhetische Betrachtung selbst gelangt jetzt zu der dritten Hauptkunst. Die Musik ist die schöne Kunst des Gehörs. Immer hat unser Verfasser, wie Baco, zahlreiche Desiderata auf dem Herzen; immer deutet er, wie jener, auf noch unentdeckte oder doch unbebaute Stellen des globus intellectualis. Es ist ein für sein Verhältniß zur Musik, für die Innerlichkeit und Empfindlichkeit seines Empfindens sehr bezeichnender Punkt, auf welchen er diesmal hinhält. Vollkommen ausgebildet nämlich ist die Physik und Mathematik der Musik, auch der praktische Theil, die Theorie der musikalischen Technik; dahingegen fehlt noch durchaus die Wissenschaft vom einfachen, als Ton wirkenden Ton; „es giebt noch kein Jota zur Philosophie des Tonartig-Schönen". Die Physik beschäftigt sich nur mit der physikalischen Entstehung, die Mathematik nur mit den quantitativen Verhältnissen der Töne. Nun fühlt aber, meint Herder, das Ohr als Ohr so wenig ein Verhältniß, als das Auge unmittelbar Entfernungen sieht. Weder Rameau mit dem Hinweis auf die Beitöne, noch Sulzer mit dem Hinweis auf das richtige Maaß, auf den Grad der Lebhaftigkeit des momentanen Empfindens, erklären, was der Ton für sich ist, geschweige denn, woher dieser Ton, ganz abgesehen von Stärke oder Schwäche, von Höhe oder Tiefe, gleichsam seinem Wesen nach, uns angenehm oder unangenehm ist. Man sieht, die Rede ist von derjenigen Eigenschaft des Tons, in der sich, um mit Vischers Aesthetik zu sprechen [1], „die qualitative Haltung des Gefühls zusammenfaßt", von dem, was wir mit dem Worte Klangfarbe zu bezeichnen

[1]) Daselbst III, 801.

pflegen. Die schönen Untersuchungen von Helmholtz haben uns seitdem belehrt, daß auch dieses Qualitative physikalisch und physiologisch viel weiter erklärt werden kann als Herder einem Rameau und d'Alembert zugeben wollte. Gleichviel jedoch: daß zuletzt in diesem Einfachsten, im simplen Wohllaut des elementaren Tons, die Basis aller Musik — ähnlich wie nach Leibnitz das Wesen des Körpers in der einfachen Monade — zu suchen sei, darin wird unser Aesthetiker Recht behalten. Er fordert demgemäß eine „musikalische Monadologie". Die Physik und Mathematik reicht an sie nicht heran; nur eine „innere Physik des Geistes", eine „Physiologie der menschlichen Seele", eine Untersuchung der den Ton als Ton empfindenden „materiellen Seele" kann den wünschenswerthen Aufschluß geben. So verläßt Herder hier, bei der Musik, den Boden sensualistischer Erklärung; gedrängt durch die Unbeikömmlichkeit des musikalischen Gefühls und durch die Natur des Gehörssinns als des „innigsten und tiefsten" aller Sinne, betritt er mit der Annahme einer „materiellen Seele" den zweideutigen Boden einer halb sensualistischen, halb idealistischen Erklärung. Er bleibt auf der einen Seite dem Sensualismus so nahe wie möglich; denn auf die Verschiedenheit der Nervenäste des Gehörs will er die qualitativ verschiedene Wirkung der Töne zurückgeführt wissen, und im Anschluß an Burke[1]) glaubt er festsetzen zu dürfen, daß, wenn die Nerven durch einen Ton homogen angestrengt werden, das Gefühl des Erhabenen, wenn erschlafft, das Gefühl des Schönen entspringe. Auf der anderen Seite wieder möchte er die Wirkung noch tiefer in die Seele hinein verfolgen und spricht er, als von einer möglichen Wissenschaft, von einer „Pathetik aller einfachen musikalischen Accente", durch die dann zugleich ein Schlüssel für eine „pragmatische Geschichte der Tonkunst" gewonnen wäre. Erst nach jener musikalischen Monadologie, der Lehre von dem elementaren Ton, will er dann in der Aesthetik der Musik die Lehre von der Folge der Töne oder von der Melodie behandelt wissen, während er der Lehre von der Harmonie nur eine secundäre Bedeutung zugesteht. Auch eine geschichtliche Bestätigung endlich für die fundamentale Wichtigkeit der einfachen Tonempfindung glaubt er nachweisen zu können in dem mit den Anfängen der Sprache zusammenfallenden Ursprung der Poesie. Wir stoßen auf Sätze, die uns von den Litteraturfragmenten her bekannt sind, auf eine Anschauung, die mit dem Feingefühl des Kritikers Herder für das, was Musik in der Dichtung ist, eng zusammenhängt. Aus der Sprache hat sich die Tonkunst entwickelt; die Quelle der Musik war nicht „Vogelnachpfeifung", sondern die ursprünglich singende Sprache; und da nun die Sprache im ersten Anfang nichts war als natürliche Poesie, so waren

[1]) Schon in dem Briefe an Kant hatte er das Werk des „sehr philosophischen Briten", welches an manchen Stellen tiefer gehe als die Kantschen „Beobachtungen" gerühmt; LB. I, 2, 299.

Poesie und Musik unzertrennliche Schwestern, so ist die musikalische Poesie — der er schon in der Abhandlung von der Cantate das Wort geredet hatte — eine so beachtenswerthe Erscheinung. Die Musik der Alten war lebende, tönendere Sprache; zuerst war Vocalmusik, danach erst Instrumentalmusik. Der Einfluß Rousseaus wirkt sichtlich mit, wenn schließlich der italiänischen Wiedergeburt der Musik gedacht und die moderne, nordische Musik als eine unpoetische, auf dem Verhältniß der Töne, auf Harmonie gebaute, der älteren, der Musik der Leidenschaften und Empfindungen, entgegengesetzt wird.

Drei Hauptkünste sind so aus den drei ästhetischen Hauptsinnen abgeleitet worden. Was wird aus den übrigen Künsten?

Nur als verschönerte mechanische Künste, nur als Adoptivkinder des Auges faßt er Bau- und Gartenkunst. Dem Werthe der Baukunst sucht er nichtsdestoweniger gerecht zu werden. Sie ist zwar noch nicht nachahmende Kunst, und liegt insofern „außer dem Thore der wahren Kunst". Dafür aber besitzt sie „gewisse abstrahirte Eigenschaften des Schönen" besonders deutlich und einfach. Daher ihr pädagogischer Werth. Von ihr insofern hat der Untersucher des Schönen auszugehen: sie ist ihm gleichsam eine Vernunftlehre, eine „Logik und Mathematik des Schönen", sie zeigt dem Beschauer in ihren Werken ein „Ideal anschaulicher Vollkommenheit".

Recht sinnreich, jedoch nicht eben streng folgerichtig! Offenbar vielmehr: hier reißt der Faden der genetischen, physiologischen Ableitung der Künste; wir sind mit einem Kopfüber, mit einer Umkehrung des bis dahin methodisch innegehaltenen Ganges wieder bei dem metaphysischen Begriff der „anschaulichen Vollkommenheit" angelangt, und gegen die eigene Forderung unseres Aesthetikers wird auf einmal das Abstracteste zum Ersten gemacht. Es ist nicht unseres Amts, obgleich es vielleicht so schwer nicht wäre, ihn zu corrigiren: genug, daß er mit der Betrachtung der Tanzkunst und der Poesie auf seinen ursprünglichen Weg wieder einlenkt.

Unmittelbar an die Musik nämlich schließt er die Tanzkunst, das heißt die echte, die Tanzkunst der Alten an. Sie war sichtbar gemachte Musik; auch sie ein Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, nicht durch Töne, sondern durch Geberden und Bewegungen, und zwar, wie jene, durch rhythmische Bewegungen. Vielmehr aber, ein vereinter Ausdruck aller Künste des Schönen ist die Orchestik. „Von der Bildhauerkunst entlehnt sie schöne Körper, von der Malerei schöne Stellungen, von der Musik innigen Ausdruck und Modulation: zu Allem thut sie lebendige Natur und Bewegung hinzu — sie ist eine Vereinigung alles Schönen, als Kunst, wie es die Poesie als Wissenschaft ist, lebendige Bildhauerei, Malerei, Musik und Alles zusammengenommen, — stumme Poesie."

Und so wäre die Poesie also nicht Kunst, sondern Wissenschaft? Die Wahrheit ist, Herder ist noch im Ringen mit der zeitüblichen Bezeichnung der

Poesie als schöner Wissenschaft begriffen. Seine Meinung ist die: die übrigen, gewöhnlich so genannten schönen Künste sind „die wahren Kinder des ersten Schönen in der Natur", die Poesie die „späte Enkelin", eine „dunkle Copie so vieler Copien". Unmittelbar auf den Sinnen bauen sich die schönen Künste auf, nur mittelbar baut sich auf ihnen die Poesie auf. „Aus allen Sinnen strömen die Empfindungen des Schönen in die Einbildungskraft und aus allen schönen Künsten also in die Poesie hinüber." Nicht Sinnenkunst mithin, sondern Phantasiekunst ist sie. „Wie Phantasie nichts ohne Sinne, so weiß die Poesie nichts ohne die schönen Künste"; sie ist „die einzige schöne Kunst unmittelbar für die Seele". Und im Einzelnen zeigt nun Herder, wie die Poesie eine Schülerin der Baukunst in Allem, wo es auf Verhältniß ankömmt, zeigt, wie und wo sie von Sculptur und Malerei zu lernen habe, wie sie eine Musik der Seele theils durch das Moment der Prosodie, theils durch die Folge der Töne und der Vorstellungen, ja, endlich, in reizvoll lebendiger Bewegung, ein Nachbild auch der Tanzkunst sei.

Man sieht die Uebereinstimmung dieser Auseinandersetzungen mit denen des Ersten Kritischen Wäldchens und zugleich das Bestreben, das schon dort über das Wesen der Poesie Gesagte tiefer zu begründen, systematischer abzuleiten. Daß aber zwischen den Empfindungen der Sinne und den Vorstellungen der Einbildungskraft die Sprache eine natürliche, sinnlich-geistige Brücke bildet, diese Einsicht, derzufolge die Poesie in analoger Weise als die Kunst der Sprache, wie die übrigen Künste als Künste der Sinne, zu begreifen gewesen wäre — diese Einsicht wird auch hier kaum gestreift: so unerschüttert stand bis zu diesem Augenblick auch in Herders Geist das Vorurtheil fest, daß die Sprache nur Mittel zum Zweck, die Worte nur künstliche, willkürliche Zeichen seien!

Wie dem jedoch sei: eine bedeutende und folgenschwere Leistung sind diese Herderschen Lineamente zur Aesthetik unter allen Umständen. Die Baumgartensche Aesthetik ist damit umgepflanzt in den Boden einer philosophischen Lehre von den Sinnen. Von Baumgarten wird ausgegangen, die Baumgartensche Definition der Poesie als einer vollkommenen sinnlichen Rede gegen die seichte und verwirrende Riedels in Schutz genommen; es bleibt dabei, daß Baumgarten der „Verkürzer einer ganzen Wissenschaft in Eine metaphysische Hauptformel" war — aber, indem nun mit der Entwickelung des Sinnes dieser Formel Ernst gemacht wird, so wendet sich die Kritik zuletzt gegen ihn, und, in scheinbarem Widerspruch gegen alle vorangegangenen Lobsprüche, heißt es nun, daß im Vergleich zu einer echten Aesthetik die Baumgartensche „ganz Nebenwerk" sei. Nur Lineamente zu einer künftigen Aesthetik will Herder geben: die Wahrheit ist, diese Lineamente sind systematischer und zusammenhängender als jenes dreibändige Werk, mit welchem er später der Kantschen

Lehre vom Schönen und von den Künsten entgegentrat[1]). Er hat von der Neuheit und Richtigkeit des Weges, den er vorzeichnet, das vollste Bewußtsein. Er ergeht sich in der Betrachtung des Werthes, den eine nach seinem Plan ausgeführte ästhetische Theorie auch für die Bildung der Jugend haben müßte. Er schwelgt förmlich in der Vorstellung des Ideals einer solchen Wissenschaft, und selbstverständlich erweitert sich ihm dasselbe zuletzt zu dem einer zugleich philosophischen und zugleich historischen Wissenschaft, einer, freilich durch viele Vorarbeiten bedingten „philosophischen Theorie und Geschichte der Künste und Wissenschaften des Schönen“.

Werfen wir einen kurzen Blick auch auf den so viel unbedeutenderen Rest, den dritten Hauptabschnitt unseres Wäldchens!

Ein vielverheißendes Unternehmen, wenn nun im Anschluß an die einzelnen Capitel des Riedelschen Buchs einige allgemeine ästhetische Begriffe durch mehr als Eine Kunst hindurch je zu ihrem Ursprung verfolgt werden sollen. Nur gestellt jedoch, nicht gelöst wird diese Aufgabe. Zurückführung der allgemeinen Begriffe auf ihre sinnlich-psychologische Quelle, Specificirung derselben je nach der Verschiedenheit der einzelnen Künste, so lautet die Aufgabe. Da wird beispielsweise bei dem Begriffe der Illusion darauf hingewiesen, daß „jeder Künstler und jeder Dichter seine eigene Zauberei hat“. Sie ist eben verschieden nach der verschiedenen Natur der einzelnen Kunstzweige. Die Werke der Baukunst rufen ein „Staunen“, eine ganz eigene, schwer zu benennende Art der Illusion hervor. Die Täuschung, welche die Bildhauerei wirkt, ist „Gefühl einer lebendigen Gegenwart“. Die Täuschung der Malerei ist äffender Trug, Illusion im eigentlichsten Sinne. Die Musik versetzt uns in „Rührung, Entzückung“, ja, „süßen Wahnsinn“. Die Tanzkunst der Alten muß die denkbar höchste Täuschung, muß „Bezauberung“ gewirkt haben. Die Poesie endlich borgt, wie von allen Künsten, so auch von allen Illusionen, und jede Dichtart wiederum hat, je nach der Verwandtschaft mit jenen anderen Künsten, je ihre eigene Art der Täuschung; das Drama

---

[1]) Es ist auffällig, und ein Beweis, wie wenig Herder bisher studirt worden, daß zwei Männer, die beide ihm mit erklärter Neigung entgegenkommen und seine Verdienste um die Aesthetik hervorzuheben für eine Pflicht historischer Gerechtigkeit erkennen, dennoch an dem Vierten Kritischen Wäldchen, und freilich auch an so manchen späteren hier einschlagenden Auseinandersetzungen, vorübergehen, um einzig die Kalligone zu berücksichtigen. Sowohl die Zimmermannsche wie die Lotzesche Geschichte der Aesthetik begnügt sich mit einer Besprechung dieses Spätlingswerks, während doch gerade Lotze für seine Ansicht von dem ästhetischen Werth der einfachen Sinnesempfindung (Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 265 ff.) in dem früheren Herder einen Vorgänger anzuerkennen hatte. Die schöne Abhandlung von A. Schöll „Herders Verdienst um Würdigung der Antike und der bildenden Kunst“ im Weimarischen Herder-Album (Jena 1845) erspart sich mit Recht, auf die Kalligone, die neben der Polemik gegen Kant den positiven Ansichten der früheren Schriften keine neue hinzugefügt habe, einzugehen: leider wurde die Abhandlung vor der Veröffentlichung des Vierten Wäldchens zum Abschluß gebracht.

z. B. die Illusion „phantastischer Gegenwart“, die Ode die der „singenden Entzückung“ u. s. w.

Wir sind geneigt, am meisten von den Abschnitten über den Begriff der Laune und den des Lächerlichen zu erwarten. Denn frühzeitig hatte dies Thema unseren Verfasser gelockt. Wahrscheinlich schon in Königsberg machte er die Zurüstungen zu einer Abhandlung über das Lächerliche, die sich auf den Blättern eines bis in die Studentenzeit zurückreichenden Collectaneenheftes finden. Es scheint damit auf ein Seitenstück zu Kants Beobachtungen über das Schöne und Erhabene abgesehen gewesen zu sein. Der skizzenhafte Plan will zuerst die Stufen, dann die Arten des Lächerlichen unterscheiden; das Lächerliche soll dabei einmal mit dem Erhabenen, sodann mit dem Schönen in Vergleich gestellt, es soll ferner nach der Verschiedenheit der Zeiten, der Stände, der Geschlechter, der Temperamente, der Nationen durchgegangen werden. Homes Elemente und Abbt vom Verdienst müssen Materialien liefern; zur Exemplificirung des Lächerlichen werden Tristram Shandy und Don Quixote excerpirt und Bemerkungen der mannigfachsten Art aufs Papier geworfen. In der zweiten Auflage des ersten Fragmentenbändchens sagt der Verfasser oder wollte er vielmehr der Welt sagen, daß er „vor einiger Zeit seine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten gewandt habe“. Gegen seinen Freund Scheffner spricht er schon im Februar 1767 von dieser Abhandlung, und wieder bringt ihn im October die Erwähnung Shaftesburys zu der Aeußerung: „Sie wissen, daß ich von einer Abhandlung vom Lächerlichen schon Jahre her den Kopf voll habe“ [1]). Und hier wäre denn nun der Ort, die schon so lange durchdachte Materie einigermaaßen aufs Reine zu bringen. Allein siehe da! neben vieler Polemik gegen Riedel, wieder nur Winke und Wünsche! Wir erfahren nichts weiter, als daß Laune eine „nicht gemeine, eigenthümliche Denkart“ und das Gefallende in ihr „eine sich frei äußernde originale menschliche Seele“ sei, und daß es ein lesenswürdiges Werk sein würde, wenn ein Kopf, der selbst Laune hätte, diesen Begriff „durch alle seine Arten, Charaktere und Schriftsteller“ durchführte. Ein solcher Kopf war denn nun freilich der unseres Kritikers so eigentlich nicht. Wir lernen aus seinem Capitel vom Lächerlichen, trotz der Verheißung, daß er einem künftigen Theoristen dieses Begriffs Gedanken liefern wolle, im Grunde nur, daß und warum es eine Theorie darüber nicht gebe, für ihn nicht gebe. Ueber der unendlichen Mannigfaltigkeit des Individuellen geht ihm die Kraft des Zusammenfassens und ordnenden Eintheilens aus. Er verbittet sich „einen Accisezettel der Manieren des Lächerlichen“; mit Humor müsse man die Humore nicht sowohl

---

[1]) Fragmente I, zweite Auflage. SW. zur Litteratur I, 99 (SWS. II, 46); LB. I, 2, 239 und 289.

klassificiren als charakterisiren; verschiedene Launen sind eben — verschiedene Launen, und der beste Theoretiker der, der uns „in die volle süße Gesellschaft aller lustigen Humoristen führte". Da wissen wir denn genau, warum die Abhandlung übers Lächerliche immer wieder verschoben worden war, und wissen zugleich, daß sie von Herder niemals geschrieben werden wird.

IV.

Die beiden Wäldchen gegen Klotz.

Wenn aber in dem letzten Theil des gegen Riedel gerichteten Wäldchens die selbständigen Ausführungen von der Polemik erstickt werden, so ist dies noch viel mehr der Fall in den beiden Wäldchen „über einige Klotzische Schriften". In dem Maaße als dem Verfasser hier die Bloßstellung, die Vernichtung Klotzens und seines Anhangs als die augenblicklich wichtigste Angelegenheit erscheint, tritt für uns der Werth dieser beiden Bändchen zurück. „Eine Jagd kritischer Bönhasen oder Wildbiebe" nennt Hamann das Zweite Kritische Wäldchen. Er, der längst die Armseligkeit des Hallischen genius saeculi erkannt und gegeißelt hatte, war der Meinung, daß sowohl Lessing wie Herder ihre Muße und Talente lieber zu vollendeten Werken sammeln, als Klotz in dem „kurzen Genuß seines Lustri" stören möchten [1]. Man wird doch dieser Meinung so unbedingt nicht beipflichten dürfen. Die litterarische Moralität — und darum handelte es sich — bedarf des Krieges so gut wie die Moralität des Völkerlebens. Die in einem Winkelblatt versteckten Sarkasmen Hamanns allein thaten es nicht. Auch die gegen den Stümper und Intriganten gerichtete Streitschrift kann ein „vollendetes Werk" sein; und solch ein Werk waren die Antiquarischen Briefe. Sie waren es durch die Gründlichkeit der, wenn auch auf unscheinbare Dinge gerichteten positiven Ausführungen, durch die sittlich vornehme Haltung des Schriftstellers, durch die so meisterhaft von ihm geübte Kunst der Kriegführung. Bedenkt man, wie gelähmt durch persönliche Rücksichten die meisten Zuschauer des Kampfes waren, wie lau und feig sich im Ganzen das Publicum benahm, so war es auch keineswegs vom Ueberfluß, daß wenigstens Eine Stimme sich voll und ganz auf Lessings Seite stellte. Wäre nur diese Stimme nicht aus dem Munde einer Maske gekommen! Wären nur die Beweggründe Herders von zweifelloserer Reinheit gewesen! Hätte er nur mit Lessingscher Eleganz und Sicherheit sowohl zu pariren wie zu treffen verstanden! Die Intention, wie er sie in der Vorrede zum Dritten Wäldchen ausspricht, verdient volle Anerkennung. Gegenüber der Fälschung des öffentlichen Urtheils durch die von Klotz usurpirte journalistische Tyrannis will der Verfasser „den Ton der Gleichheit und des

[1]) Recension der ersten beiden Kritischen Wälder in der Königsberger Zeitung, Schriften III, 430 ff.

Verdienstes herstellen", will er die „lobschreienden, Alles überschreienden Stimmen" mäßigen und der Kritik ihre Freiheit wiedergeben. Er weiß sehr wohl, daß der richtige Weg dazu in jener schon in den Fragmenten angepriesenen kritischen Methode bestehe, die sich in den Plan des Ganzen versetze, um dasselbe zu zergliedern und im Zergliedern zu ergänzen. „Ein zergliedertes Buch", sagt er, mit Bezug auf sein Verfahren mit den Klotzischen Schriften, „ist doch bildender als ein zusammengeschmiertes", und, betreffend das oft „Kleinfügige" seiner Disputationen: „sollte das Ausgefundene oft nicht wichtig sein, so suche man an der Methode selbst zu lernen". Ein stolzes Wort — aber doch etwas zu stolz, wenn man es mit dem bevorworteten Buche vergleicht. Die Vorrede paßt vortrefflich auf Lessings Antiquarische Briefe: sie paßt auf das Zweite und Dritte Kritische Wäldchen nur etwa so wie eine Entschuldigung auf etwas, was der Entschuldigung bedarf. Wenn Niemand sonst, so hatte es ihm Hamann gesagt, daß es ein etwas leichtsinniges Beginnen sei, „vier und vielleicht fünf Werke auf einmal anzufangen und die Fortsetzung zu versprechen"; dabei sei es unmöglich, zu sammeln, zu verdauen und con amore zu arbeiten; dabei seien Mattigkeiten, Nachlässigkeiten, Widersprüche, Wiederholungen und andere Menschlichkeiten unvermeidlich. Zwar unvorbereitet waren ja diese Streitschriften gewiß nicht; mit dem Klotzischen Münzbüchlein namentlich hatte sich Herder, nach Ausweis seiner Sammelhefte, umständlich genug beschäftigt: aber der Aerger und der Zorn gab doch allen diesen Studien jetzt nur die Nothreife. Nur zu bald kam ihm die Reue über diese „unnützen, groben, elenden Wälder". Nicht bloß der Folgen wegen, die sie für ihn hatten; sondern er fühlte, wie dürftig z. B. das zweite Bändchen sei, wie sehr es der Verbesserung und Bereicherung bedürfe[1]). Eine Selbstanklage in der Form der Entschuldigung ist desgleichen das, was die Vorrede in Beziehung auf den angeschlagenen polemischen Ton sagt, den selbst Scheffner zu „bitter" gefunden hatte. Er leugnet, daß er bitter gegen die Person sei; dem von den Gegnern aufgebrachten Ton gegenüber sei es verzeihlich, wenn er ein wenig das Maaß überschreite, wenn er rechtmäßigen Tadel mit Feuer, und laut genug sage, um gehört zu werden. Immer ist es der blanke Schild Lessings, unter dessen Schutz er sich flüchtet. Mit Lessings Motto: *ἀγώνισμα μᾶλλον* — schließt er die Vorrede, mit Lessings klassischen Worten über Höflichkeit und Urbanität das ganze Bändchen. Wie das Erste Wäldchen in Hinsicht auf die Materie, so fordern alle drei oder vier in Hinsicht auf die Form unabweislich eine Vergleichung zwischen den beiden Streitern heraus.

Ganz merklich unterscheidet sich der Stil der Wälder von dem der ersten beiden Herderschen Druckschriften. Die Anklänge an Hamann, die dem Verfasser eigentlich nicht natürlich waren, die er sich angequält hatte, treten ent-

[1]) Reisetagebuch LB. II, 274. 277; vgl. den Beschluß des Vierten Wäldchens, LB. I, 3, b, 519.

schieden zurück, wie sie ja schon in den gegen die Litteraturbriefe lebhafter polemisirenden Partien der Fragmente, schon in der Umarbeitung und Fortsetzung der Fragmente und im Zweiten Stück des Torso zurückgetreten waren. Immer noch finden sich, namentlich im Ersten Wäldchen, einzelne Hamannismen: im Ganzen tritt an die Stelle der gesuchten Räthselrede, die zu der lebendig strömenden Redelust Herders so schlecht paßte, die ein fehlgreifendes Quiproquo für Kürze und Gedrängtheit und außerdem eine Maske war, jener Ton, den das Erste Wäldchen als den eigenthümlich Lessingschen charakterisirt, der Stil eines Schriftstellers „nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket", der, ein munterer Gesellschafter, ein unterhaltender Gesprächführer, „uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen scheint". Dieses laute Vordenken, dieses Vorzeigen und Hin- und Herwenden des vorwärts rückenden Gedankens beobachteten wir schon an einem der Capitel des Zweiten Torsostücks [1]). Es herrscht durchweg im Ersten Kritischen Wäldchen. Der Verfasser, der über den Laokoon schreibt, möchte so gern auch in der Weise des Laokoon, wie dialogirend mit Lessing, schreiben. Möchte so gern! — wenn nur sein Gefühl nicht so leicht mit seiner Logik durchginge, wenn er nur nicht so viel mehr gewohnt wäre, zu reden als zu conversiren. Dialektisch, wie der Lessingsche, hat daher sein Stil doch eine ganz andere, eine viel stärker rhetorische Farbe. Ueberall gleich durchsichtig ist der Lessingsche Stil: „halb verständlich, halb sombre" nennt Herder selbst den seinigen [2]). Auch wo er nicht in Fragen und Ausrufungen verläuft, ist der Lessingsche Stil voll fesselnder Lebendigkeit; er ist es durch die Symmetrie und Gliederung des Gedankens. Bei Herder dagegen ist jedes Wort gleichsam am lebhaft arbeitenden Herzen vorbeigekommen, die Sätze kräuseln sich zu unruhigen Figuren, auch wo es nicht durch die Natur des Gedankens gerechtfertigt ist. Daher nicht bloß übermäßig viel Frag- und Ausrufungszeichen, sondern auch pleonastische Wendungen, Selbstunterbrechungen, Gedankenstriche als Zeichen des stockenden oder des abgebrochenen Gedankens. Die Frageform pflegt bei Lessing die Antwort in sich zu enthalten: Herder schwächt sie durch ungeduldiges Selbstbeantworten — wäre es auch nur mit dem etwas geziert bescheidenen „Kaum" oder „Vielleicht". Im Affect schreiben ja Beide: aber nur Lessing beherrscht denselben, nur er versteht es, zugleich voll Leidenschaft und zugleich voll Besonnenheit zu sein. Die Lessingsche Lebendigkeit ist immer männliche, die Herdersche ist mehr von der weiblichen Art. „So kenne ich meinen Homer nicht; so will ich nicht meine Griechen kennen!" Das heißt den Gedanken nicht bloß vordenken, sondern vorempfinden. Ja, nur zu oft drängt sich in die Darstellung die ganze nervöse Erregtheit, der pathologische

[1]) S. oben S. 206.

[2]) Im Reisejournal LB. II, 300.

Zustand des Schreibenden hinüber. Er sei, schreibt er einmal in einem Briefe an Nicolai, bei dem, was Sonnenfels über Minna von Barnhelm geäußert „ordentlich zugefahren“, um in dessen Lob einzustimmen. Wie verräth ihn dies „Zufahren“, und wie oft sehen wir ihn, auch wo er mit Lessing, mit Klotz oder Riedel redet, so zufahren! „Mein Nervengebäude antipathisirt jedem Worte“, sagt er im Vierten Wäldchen nach Anführung einer längeren Stelle des Riedelschen Buchs. Das ist keine Redensart; auch das nicht, wenn er an einer anderen Stelle bei einzelnen Bemerkungen Burkes „wie durch einen inneren Schauder“ Wahrheit gefühlt zu haben bekennt; spricht er doch von diesem „Schauder bei psychologischen Entdeckungen“ auch da, wo er in seinem Tagebuch sich selbst für sich selbst charakterisirt. In verschiedenem Grade pflanzt sich nun aber diese Reizbarkeit und Erregtheit in seine Schreibart fort. Das Zufahren und Aufwallen, das Erschrecken und Schmerzempfinden, das Achselzucken und Kopfschütteln, das Zittern, das Erröthen und Erblassen wird allmählich zur Redensart, zur stehenden stilistischen Wendung; aber daß es dazu werden kann, weist zurück auf die ursprüngliche Wahrheit dieser Zustände und Empfindungen. Das bleibt der Unterschied zwischen der gesticulirenden Lebendigkeit des Lessingschen von der des Herderschen Stils. Jene ist zur künstlerischen Form erhoben, während diese ganz naturalistisch bleibt: dort ist das Mimische in die Rede selbst hineingenommen, während es hier nebenherspielt. Die übertriebene Lebendigkeit, die kein Maaß zu halten versteht, erzeugt eine Schreibart der Geberden und der Reflexbewegungen, deren Unruhe den Leser selbst unruhig macht. Das ist mehr als edle Freiheit, es ist unerlaubtes Sichgehenlassen, eine dialogische Munterkeit, die den Vortrag uneben und zerrissen macht. Dazu kömmt, daß jene Gabe der Veranschaulichung, mit der Lessing seine dialektischen Wendungen in ein Exempel, in ein Fabelwort, in ein Epigramm zusammenzuziehen versteht, daß ebenso das Talent dramatischer Effecte seinem Nachahmer abgeht. Der auf die Lyrik gestellte Herder hat dafür nur Eins einzusetzen. Sein rasch zufahrendes Gefühl macht ihn zu einem incorrecten Zeichner, aber zu einem guten Coloristen. Im Einzelausdruck findet er sehr oft das Schlagende und Witzige, das Anschauliche und Wirkungsvolle, das er in seiner rednerischen Syntax zu selten ergreift. Glückliche Wortprägungen, bezeichnende Wortzusammensetzungen entschlüpfen wie Eingebungen seiner Feder und fassen seine Meinung auf den entscheidenden Punkten kurz und drastisch zusammen.

Die Vergleichung mit Lessing stellt sich noch ungünstiger für Herder bezüglich des Stils und der ganzen Manier der aggressiven Polemik. Hier am wenigsten versteht er sich auf das richtige Maaß, sowohl äußerlich wie innerlich. Er hatte die homiletische Breite des Litteraturbriefstellers Lessing gerügt: er verfällt seinerseits noch viel mehr in diesen Fehler. Lessing hatte seitdem knapper zu sein gelernt; er ist gegen Klotz ein gut Theil sachlicher und gedrängter als gegen Cramer und Basedow; er sorgt dafür, daß seine

Mühlsteine immer Korn genug haben, damit man weniger das leere Geklapper der Mühle höre. Es sind oft recht geringfügige Fragen, um die der Streit sich dreht: aber sie werden mit so viel Gelehrsamkeit, mit so gediegener Gründlichkeit behandelt, daß sie den Werth von wichtigen erhalten, und daß jeden Augenblick der Uebergang vom Einzelsten zum Allgemeinsten offen bleibt. Der jüngere Kritiker dagegen weiß zu wenig davon, daß Ein Fall, richtig herausgegriffen, oft als Beispiel für viele dienen kann. Statt sich bei Einem festzusetzen und ihn mit erschöpfender Pünktlichkeit abzufertigen, geht er von Fall zu Fall, tippt er hier und dort an, um in ermüdender Wiederholung immer wieder dieselben allgemeinen Gesichtspunkte zur Sprache zu bringen. Und was die Hauptsache ist: wie er auf diese Weise nie mit der Widerlegung, so wird er auch nie mit seinem Verdruß und Unwillen fertig. Lessing steht mit vornehmer Sicherheit, mit heiterer Ueberlegenheit seinem Gegner gegenüber; die Ausbrüche seines Zornes sind vernichtend, denn sie bleiben für die sittliche Gemeinheit und Unwürdigkeit des Gegners aufgespart. Herder so nicht. Selbst sein Spott ist gereizter, verdrießlicher, pathetischer Spott. Selbst sein Zorn ist polternder und keifender Zorn. Man glaubt zu sehen, wie ihm das Blut zu Kopfe schießt und wie er nun weder die Menge noch die Wahl seiner Worte beherrscht. Nur zu sehr stellt sich dabei sein Sprachtalent in den Dienst seiner ungeduldigen Gereiztheit. So stark gefärbte Ausdrücke, wie „Zuchtkrämer", „Kothmaterie" und Aehnliches stehen ihm reichlich zu Gebote. „Und die Dichtkunst der Griechen", der überall an das Nackte gewöhnten Griechen — so frägt er den Gegner, „sollte einpressende Klosterlumpen dulden?" „Muß ein Held," heißt es ein ander Mal, „die Würde seines epischen Charakters dadurch behaupten, daß er wie ein Kartäuser nur sein Memento mori ernsthaft und sauertöpfisch grunze?" Er vergißt, daß der Streitende sich ins Unrecht setzt, der die gegnerische Meinung, wie ungereimt sie sei, vergröbernd entstellt, und daß man nicht mit der Keule zuschlagen muß, wo die Schleuder ausreicht.

Grob aber und weitschweifig wie diese antiklotzischen Schriften sind, behaupten sie nichtsdestoweniger neben den Lessingschen ihren Platz, haben sie ihren eigenen Reiz und ihre eigenen Vorzüge. Mit allen Blößen, die der Angreifer sich giebt: je weniger er sich deckt, desto vollständiger zeigt er uns die Gestalt des Angegriffenen. Erst hier stellt sich uns Klotz in seiner ganzen Breite dar. Die Ungründlichkeit des Hallischen Vielschreibers, seine Eitelkeit und seine Ränke lehren uns die Lessingschen Briefe zur Genüge kennen: die ganze Geistlosigkeit und Beschränktheit seines wissenschaftlichen Treibens kömmt uns erst durch die Herdersche Polemik voll zum Bewußtsein. Die Figur des Mannes wirksam, mit dramatischer Lebendigkeit zu zeichnen, ist Lessing der Mann: uns alle Züge seiner Physiognomie mit glücklicher Bemerkungsgabe zu enthüllen, ist dem feiner tastenden, reizbarer empfindenden Herder gegeben. Ja, an allem Ende ist die Lessingsche Polemik persönlicher als die Herdersche.

Die letztere mit ihrer Neigung, ins Allgemeine überzuschweifen und von dem gegebenen Punkt Linien ins Weite zu ziehen, giebt uns eine Menge von Gesichtspunkten, eine anregende Fülle wissenschaftlicher Gedanken, die über dem persönlichen Interesse des Streites weit hinausliegen.

Für denjenigen zwar, der von der Lectüre der Fragmente an die Kritischen Wälder herankömmt, sind diese Gedanken nicht neu. Die Grundgedanken der Fragmente, nur in einer neuen Weise kritisch angewandt, polemisch in ein neues Licht gestellt, bilden den positiven Kern auch des Zweiten und Dritten Wäldchens. Es wird daher leicht und doch nicht unlohnend sein, die Ernte rasch zu überschlagen.

Einen Seitenhieb über den anderen hatte Klotz schon in dem Wäldchen über den Laokoon bekommen, so zwar, daß die von ihm gegen Lessing geübte Polemik für die Herdersche das Relief abgiebt[1]). Am ausführlichsten hatte unser Kritiker schon da (S. 251 ff.) den einfältigen Tadel Klotzens in den Epistolae Homericae über die Einführung des Thersites als einer unpassenden, lächerlichen Figur zurückgewiesen und dabei versprochen, künftig mehrere Proben davon zu geben, wie wenig dieser berühmte Homerkenner den Homer in Homers Sinne zu lesen im Stande sei. Dieses Versprechen zu erfüllen, schickt sich nun das Zweite Wäldchen an: es geht zuerst mit den Epistolae Homericae ins Gericht.

Mit hohlen lateinischen Phrasen hatte Klotz darin den Homer gepriesen und dann wieder mit abgeschmackter und anmaaßlicher Kathederweisheit an ihm gemäkelt. Dem gegenüber stellt sich nun Herder ganz auf jenen Standpunkt geschichtssinniger, lebendig nachfühlender, congenialer Beurtheilung, den uns schon seine früheren Schriften kennen gelehrt haben, den in Beziehung auf die alten Bildwerke Winckelmann, in Beziehung auf Dichterwerke vor Herder Niemand eingenommen hatte und auf den ihm zu folgen die Menschen erst lernen sollten. Er will nicht beurtheilen, ehe er nicht verstanden hat, und er bescheidet sich, nicht zu verstehen, ehe er nicht empfunden, nicht mit ganzer Seele in die Eigenthümlichkeit, in alle erklärenden Bedingungen des zu beurtheilenden Werks eingedrungen ist. Wie schon in den Fragmenten die kenntnißlose, voreilige Nachahmerei, so verwirft, so verspottet er jetzt aufs Bitterste jene doctrinäre Kritik, die für alle Zeiten und Geister nur Einen Maaßstab hat, die, wie Klotz, mit vollen Backen den Homer als die summam vim et mensuram ingenii humani ausruft. Von dieser summa vis wird es dann zu reden Zeit sein, diesen absoluten Maaßstab wird man dann anzuwenden berechtigt sein, wenn man alle Formen und Metamorphosen des menschlichen Geistes in sich gleichsam durchlebt hat, wenn man „mit den Hebräern ein Hebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein

[1]) So namentlich K. W. I, 74. 76. 79. Vgl. ferner S. 9. 29. 86. 140. 143. 145. 148. 153. 186.

Skalde, mit den Barden ein Barde" geworden ist, um so „Moses und Hiob und Ossian je in ihrer Zeit und Natur zu fühlen". Ebenso auch in Beziehung auf Homer. Auch Homer ist nicht als ein Dichter aller Zeiten und Völker, als der Dichter schlechtweg; er ist nach seiner Natur und seinem Zeitalter zu beurtheilen. Gleich schwer, ihn zu loben, wie ihn zu tadeln, da wir „aus der Welt hinausgerückt sind, in der er dichtete, schilderte und sang". Und wie viel gehört also dazu, uns einigermaaßen in diese Welt wieder hineinzurücken! „Wie gelehrt," ruft Herder aus, „muß ein Auge sein, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters zu sehen; wie gelehrt ein Ohr, ihn in der Sprache seiner Nation so ganz zu hören; wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können!" An einer einzelnen Klotzischen Albernheit, an der Behauptung, daß Homer die Würde des Epos durch die Einmischung lächerlicher Auftritte verletzt habe, wird alsbald das Verkehrte des ganzen Standpunkts veranschaulicht. Herder zeigt, wie der schnellfertige Tadler den lachenden Helden nicht von dem lächerlichen, wie er ebensowenig zwischen Haupt- und Nebenpersonen, endlich und vor Allem nicht zwischen der durchgehenden Grundstimmung und den in den einzelnen Theilen eines Gedichts vorklingenden Tönen zu unterscheiden verstanden habe. Das ist richtig bemerkt, ohne Zweifel, und vollkommen ausreichend, um einen Klotz zu widerlegen: aber bloße Accommodation an die Grundvoraussetzung der Klotzischen Kritik ist es doch nicht, wenn dabei der Satz ganz unangefochten vorangestellt wird, daß Würde der unerläßliche Charakter, Bewunderung der nothwendige subjective Effect des Epos sei. Merkwürdig genug: aber soweit hatte sich doch auch Herder, trotz all' seines historischen Sinnes und alles Strebens nach individualisirendem Einvernehmen mit dem jedesmal zu beurtheilenden Dichtwerk, noch nicht von den herrschenden Theorien freigemacht, daß er nicht wenigstens den Begriff der Epopöe fertig an die Beurtheilung des Homer herangebracht hätte. Daß die Epopöe auf „Bewunderung" gebaut sein müsse, war doch auch für ihn ein fixes Vorurtheil, zu dem sicher Miltons und Klopstocks Gedichte mitwirkten, und nur in der liberaleren Anwendung dieses Satzes unterschied er sich von seinem Gegner [1]).

Jenes Grundprincip dagegen des historischen Individualisirens schärft er von Neuem in den nächsten Paragraphen ein, welche Klotzens Ansichten über den Gebrauch der Mythologie in neueren Gedichten einer wiederholten Prüfung unterziehen. Er macht da eben wieder, mit besonderer Rücksicht diesmal auf die Dichter der Renaissanceperiode, die Vida und Sannazar, Ariost und Tasso, geltend, daß man nicht Alles in einen Topf werfen dürfe. „So wie der oberste Richter

[1]) Dieselbe Theorie Geschichte der Dichtkunst LW. I, 3, a, 149: „die Epopöe mit ihrer kalten Bewunderung"; Abhandlung über die Ode ebendas. S. 86. 87. Ebenso wird im Vierten Wäldchen LW. I, 3, b, 515 als die dem Epos eigene Illusion „hohe staunende Anschauung" bezeichnet.

allwissend sein muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: so sei der Richter über Zeiten und Völker auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen." Mit der ernsteren Anwendung dieses Princips nimmt er denn natürlich jetzt den „ungetheilten Beifall" zurück, den er in dem Parallelcapitel der Dritten Fragmentensammlung dem Klotzischen Satze ertheilt hatte [1]), daß in geistlichen christlichen Gedichten die Mythologie fern zu halten sei. Was er übrigens über den Gebrauch der Mythologie sagt, ist dagegen kaum etwas Anderes als eine mattere und oberflächlichere Wiederholung des in jenem Capitel bereits so schlagend Auseinandergesetzten, daß es nun doch durch das Zuschlagen auf Klotz nicht schlagender werden kann. Neu etwa nur — er hatte es in den Fragmenten übergangen, „weil es eine zu lange Parenthese werden würde" — was er gegen den Klotzischen Vorschlag, statt der Mythologie Allegorien zu verwenden, vorbringt. An der Entschiedenheit, mit der er jetzt diesen Vorschlag verwirft, hat doch wohl Lessings Laokoon Antheil. Er hatte früher an Ramler gerühmt, wie so ganz derselbe „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt habe". Jetzt fällt das Urtheil ganz anders. „Nur gar zu sehr", heißt es jetzt, „ist Ramler ein Freund solcher Allegorien"; gegen Ramler, von dessen Bewunderung er überhaupt mehr und mehr zurückkömmt, dessen Oden er inzwischen mit so vielen Ausstellungen recensirt hatte, daß die Berliner Freunde des Dichters nur Einzelnes aus der eingesandten Recension in der Weise zu brauchen wagten, daß sie es in eine neue, von Moses verfaßte, verwebten [2]) — gegen Ramler wird jetzt Hagedorn gerühmt; denn „Gefühl ist der Ton der Lieder und nicht eine Charakteristik allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal eine todte Symbole mitten in die Reihe lyrischer Empfindungen hineinstößt, Alles, wie Eis, erkältet."

Und wieder nur eine neue Wendung des Grundsatzes, daß nur eine historisch unterscheidende Kritik von Werth sei, in den Bemerkungen, die sofort gegen den in der früheren Recension von Klotzens opuscula [3]) nur flüchtig

---

[1]) Fragmente III, 123. S. oben S. 162 ff.

[2]) Nicolai an Herder, LB. I, 2, 309. 310. 314 und Herders Antwort S. 317; Nicolai an Herder, S. 323. Die Recension erschien dann mit Moses' Chiffre Allgemeine Deutsche Bibliothek VII, 1, 3 ff. und hat in Mendelssohns Ges. Schriften IV, 2, 537 Aufnahme gefunden. Vgl. Einleitung zu Bd. IV der SWS. In der Fortsetzung des Torso wird zwar Ramler gegen den Klotzischen Vorwurf der Genielosigkeit in Schutz genommen und wegen seiner Verdienste um Horaz und um die Bildung unserer Sprache gerühmt, zugleich jedoch hinzugefügt, daß die Berlinischen Kunstrichter „ihre Lobsprüche auf diesen Dichter auf Grund ihrer persönlichen Bekanntschaft mit demselben zu hoch zu stimmen schienen". Wie hart später Herder über Ramler urtheilte, erhellt aus dem Briefe an Boie vom 11. Juli 1772 bei Weinhold, Heinrich Christian Boie, S. 160.

[3]) LB. I, 3, b, 39.

berührten Aufsatz De verecundia Virgilii gerichtet werden. Die Summe ist: auch das Urtheil über die Moralität eines Autors, so gut wie das über seine ästhetischen Fehler und Vorzüge, hat sich auf den Standpunkt des Autors zu stellen; wer über die Schaamhaftigkeit griechischer und römischer Autoren urtheilen will, der darf nicht nach demjenigen urtheilen, was uns heut anständig oder unanständig scheint: er muß „aus einem Nationalgefühl derselben" urtheilen. Es wird also Klotz dasselbe zu Gemüthe geführt, was in der umgearbeiteten Zweiten Fragmentensammlung gegen Clodius' Versuche über die Sitten der Dichter vorgetragen werden sollte [1]). Wir bekommen einen Beitrag zur Ethik und zur Geschichte der ethischen Empfindungen und Begriffe zu lesen — einen entfernten Beitrag zu jenem umfassenden Studium der Menschheit und ihrer inneren Geschichte, welches den beständigen Hintergrund, den verborgenen Mittelpunkt aller Herderschen Betrachtungen bildet. Begrifflich zunächst erörtert der Schüler Kants und Humes das Wesen der Schaamhaftigkeit, indem er zwischen der Schaam als Naturgefühl, der gesellschaftlich formirten Schaam und der moralischen Schaam unterschieden wissen will. Die begriffliche sodann ergänzt er durch die historische Unterscheidung: er giebt — ein Seitenstück zu jener Geschichte der elegischen Gefühlsweise — in einem „historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker" Anfang wenigstens und Probe einer Geschichte der Schaamhaftigkeit. Mit gerechtem Spott endlich trifft er die gedankenlose und oberflächliche Vermischung moralischer und ästhetischer Gesichtspunkte, die sich der Verfasser der opuscula zu Schulden kommen lassen. Die „Ocularinspection, ob Virgils Muse auch eine reine, keusche Jungfer sei", ist ihm eine Untersuchung, würdig für fromme Großtanten und für kunsterfahrene Hebammen, nicht für den entzückten Liebhaber bei der ersten Umarmung; der Kunstrichter soll nicht ein „Zuchtrichter" sein; man soll aus Gedichten nicht die „bona fama" eines Poeten beurtheilen; Virgil „ist ein epischer Dichter, kein Custos des sechsten Gebots". Nicht einmal den persönlichen Charakter Virgils hat Klotz ordentlich zu vertheidigen gewußt: in bescheidenem Wetteifer mit Lessing, dessen Kunst ihm freilich nicht zu Gebote stehe, versucht Herder etwas wie eine „Rettung Virgils". Alles in Allem aber ist ihm die ganze verworrene Behandlung des Themas durch Klotz „ein Ueberbleibsel der alten philologischen Notenmacherei". Diesem Wort zufolge war es ein Irrthum, wenn die Fragmente den Mann neben den Geßner und Ernesti als ein Licht der echten Philologie gepriesen hatten. Er wird jetzt gegen diese, er wird gegen Lessing und Winckelmann contrastirt, und an den Platz, den er früher in Herders Urtheil einnahm, ist Heyne gerückt, dieser „würdige Kenner der Alten", der Herausgeber des Virgil, der

[1]) Vgl. oben in diesem Buche, Abschnitt 3, S. 197; ausdrücklich wird Clodius in unserem Wäldchen S. 160 Anm. erwähnt.

Erste, der gezeigt hat, wie man einen Schriftsteller des Alterthums mit Geist und im eigenen Geschmack desselben commentiren muß [1]).

Die Charakteristik des Philologen, wie er nicht sein soll, wird fortgesetzt in dem nun folgenden Abschnitt des Zweiten Wäldchens über die Vindiciae Horatii, die in der Dritten Fragmentensammlung ein so schmeichelhaftes, wenn auch nicht uneingeschränktes Lob erfahren hatten. Herder deckt die ganze Armseligkeit des commentarius in carmina poetae auf, der die zweite, größere Hälfte des Buches füllt. Der Notenkrämerei, der überall am Einzelnen hängen bleibenden Manier des Commentators, welche die Horazischen Gedichte wie Exercitien „nach dem Fachregister des lieben Batteux" durchnehme und damit jeden poetischen Genuß zerstöre, wird die Forderung entgegengestellt, jede Ode als „ein Ganzes der Empfindung" nach der ihr eigenen Laune, dem sie beherrschenden Ton, der durchgehenden Harmonie der lyrischen Stimmung aufzufassen. Bis ins Sylbenmaaß hinein will er die lyrische Individualität des Horaz beachtet wissen. Er wünscht, unter Berufung auf Klopstock, daß entwickelt werde, wie „jedes Hauptsylbenmaaß seine eigenen Wortverbindungen, Verschränkungen und Wohlklänge habe". Er verurtheilt jene kritiklose „Parallelenmacherei", die nichts davon weiß, daß jede Dichtart, jede Sprache, jede Zeit, jeder Zweck dem poetischen Bilde immer wieder eine andere eigene Farbe giebt. Er weist endlich den „leidigen Kram der Gemmengelehrsamkeit" zurück und dringt statt dessen auf die Unmittelbarkeit der freien, liebevollen Hingabe als auf die erste, unerläßliche Vorbedingung alles tieferen Verständnisses eines dichterischen Werkes. —

Das Versprechen am Schlusse des Zweiten Wäldchens, daß er fortzufahren denke, die Seichtigkeit der Klotzischen Schriften aufzudecken, macht das Dritte wahr. Es beschäftigt sich mit dem „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen"; es sucht zweitens an den Acta litteraria den Geist der von Klotz und dessen Anhang geübten Kritik zu charakterisiren.

Breit, sehr breit wird zunächst Stil und Ton des Münzbüchleins charakterisirt, aber die Charakteristik faßt sich doch immer wieder zu sehr glücklichen Ausdrücken zusammen. Er spricht von dem „süßen Flußwasser des Buches", von der gezierten Artigkeit, von dem „unausstehlich selbstwichtigen Ton" des Autors. Er weist nach, wie der Scheingelehrte sich überall mit fremden Federn schmücke, wie namentlich Addisons bündige Ausführungen von ihm in Declamationen umgesetzt werden, und wie es dabei die stehende Manier des Compilators sei, daß er „immer den Schweif hängen lasse, um seine Spuren zu vertreiben".

Schade, daß der Tadel des Unbündigen nicht selbst etwas bündiger ist! Dem Klotzischen Ton und Stil konnte Lessing seinen eigenen: Herder darf ihm nur den „würdigen Ton Winckelmanns" vor- und entgegenhalten.

[1]) Zuerst K. W. I, 78; dann II, 196, vgl. im Reisejournal LB. II, 277.

Anders in Beziehung auf den Inhalt. Hier hat die Herdersche Kritik wieder in den eigenen Ideen des Kritikers eine positive Widerlage. Das Klotzische Büchlein läuft auf ein unhistorisches Geschwätz und auf principienlose „Münzenschmeckerei“ hinaus. Herder bringt abermals auf echt geschichtliche, von festen Gesichtspunkten geleitete Behandlung. Auch die Numismatik tritt für ihn in das Licht der Geschichte des menschlichen Geistes; auch sie ist ihm „eine Aesthetik des Schönen und eine Urkunde zur Geschichte der Völker“; er überträgt auf sie dieselbe Betrachtungsweise, die er so fruchtbringend auf Litteratur und Poesie angewandt hatte. Auch die Numismatik ist die Production einer Nationalgesellschaft. Aus der Verfassung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, dem gesammten geschichtlichen Leben eines Volkes muß sich also Ursprung, Blüthe und Verfall auch dieser, wie jeder anderen Kunst und Wissenschaft erklären. Historisch unterscheiden, pragmatisch erklären: das ist, nach Herder, die Aufgabe, die von Klotz ganz und gar versäumte Aufgabe; und in einem „Schattenriß“ wenigstens — ähnlich wie bei der Elegie und bei der Schaamhaftigkeit — sucht er die Wandlungen des Münzengeschmacks darzulegen, geht er den Ursachen nach, welche den Münzen in Griechenland und Rom eine so hohe Vollendung gaben, zeigt er den himmelweiten Unterschied der numismatischen Welt der Alten und der Neueren.

Unwillig wirft der Verfasser am Schlusse seiner Besprechung des „Dingchens über die Münzen“ [1]) die Feder weg, — um sie doch sogleich wieder aufzunehmen. Immer mit dem Gefühle, daß er die Geduld der Leser auf eine harte Probe stelle, immer selbst ungeduldig, weiß er dennoch kein Ende zu finden. Er sagt sich, daß er „einen Morast durchwate“, wenn er die Acta litteraria mit ihrer schaalen, in Phrasenlatein gehüllten Kritik durchgehe, — und er kann es sich dennoch nicht versagen, ein Dutzend dieser Recensionen mit spottenden, wegwerfenden, zurechtweisenden Randglossen zu begleiten. Es gilt, unbekümmert um so viel eifernden Ueberfluß, wenigstens hie und da ein wichtigeres Wort zu erhaschen!

Da stoßen wir denn bald zu Anfang auf eine Auslassung über Pindars vierte pythische Ode. Es ist ein kleiner Beitrag zu Herders Theorie von der Ode. Schon im Ersten Wäldchen hatte er an der Horazischen Ode ans Glück ein Beispiel jener Auslegungsmethode gegeben, die sich vor Allem in die Lage des Dichters, in die Gelegenheit hineinversetze, die seinem Gedichte den Ursprung gegeben. Ebenso hier. Entgegen der so ganz auf der Oberfläche und draußenvor bleibenden Annahme von Pindarischer Raserei und willkürlichen Abschweifungen, faßt Herder den merkwürdigen Siegesgesang als ein durch und durch beziehungsreiches, in allen Theilen wohlmotivirtes „National-, Local- und Individualstück“, in welchem auch die Episode vom Argonautenzuge ein

---

[1]) So nennt er das Buch gegen Scheffner LB. I, 2, 359.

mit Rücksicht auf die Situation und den Zweck des Ganzen überlegt eingewobenes mythologisch-historisches Glied sei. Wie ernst sich Herder mit Pindar beschäftigt hatte, zeigen mehrfache Analysen Pindarischer Oden in seinen Papieren. Es war einer seiner Vorsätze, den „edlen griechischen Pindar", „seinen alten Pindar", den „Freund seiner Jugend", wie er ihn abwechselnd nennt, nach seinem poetischen Charakter ausführlich zu zeichnen. Das Dritte Wäldchen wiederholt diese schon im Zweiten (S. 241) angekündigte Absicht. Sie hing, so scheint es, mit dem noch immer nicht aufgegebenen Plan einer „Geschichte des lyrischen Gesanges" zusammen.

Da finden sich ferner, veranlaßt durch Hausens in den Acta litteraria überschwänglich gepriesene „Neue Geschichte", ein paar Winke, wie Geschichte wirklich zu schreiben und wie sie nicht zu schreiben sei. Nämlich nicht romanhaft in der Weise Voltaires, nicht mit künstlich componirten, zurechtreflectirten Charakterportraits, sondern mit streng richtiger Vorlegung des Thatsächlichen, woraus sich dann die Charakterbilder der handelnden Figuren dem Leser von selbst ergeben mögen. Die französische Manier ist schlecht: doppelt schlecht die deutsche ungeschickte Nachahmung derselben.

Und diese Betrachtungen setzen sich fort in einem besonderen Capitel unseres Wäldchens: „Ueber die Reichsgeschichte; ein historischer Spaziergang." Wir stehen damit wieder in dem Gedankenkreise, von dem wir einen Ausschnitt in dem Wäldchen über Winckelmanns Kunstgeschichte kennen lernten. Galt uns das dort Vorgetragene als ein erster Ersatz für das nicht zu Stande gekommene Fragmentenbändchen über die Geschichte [1]): — hier ist ein zweiter!

Für die deutsche Reichsgeschichte nämlich ist es noch aus besonderen Gründen geboten, so thatsächlich wie möglich, nicht pragmatisirend nach Art der Alten, und nicht effectvoll darstellend nach Art der Franzosen zu sein. Die ältere griechische und römische Geschichte ruht auf poetischen Nationalsagen, aus denen sich dann die mehr philosophisch construirende naturgemäß herausbildete. Die Deutschen sind nicht in dieser glücklichen Lage. Wo bei uns zuerst die Historiographie auftritt, da steht sie unter dem Bann mittelalterlichen Aberglaubens und mönchischer Einförmigkeit. Endlich fängt das heutige römische Reich an sich zu bilden: die deutsche Geschichte ist die Geschichte dieses werdenden Reichs, ohne die übersichtliche Einheit, ohne die einleuchtende Großheit der Republiken und Monarchien des Alterthums. Sie muß daher wohl ein ebensolches Original sein, wie Deutschlands Verfassung. Je nackter, je genauer, desto besser. Eine „idiotistische Nationalgeschichte der Deutschen" kann eben nur „Reichsgeschichte" sein, eine Geschichte des Ranges, des Rechtes, des Zanks; eine gewisse trockene Pünktlichkeit, ein steifer, gemessener Schritt von Urkunde zu Urkunde ist ihr unvermeidlich. Das rechtfertigt die Mascows

[1]) S. oben S. 225.

und Bünaus, die Pütters und Gatterers. Beglaubigte Thatsächlichkeit ist überhaupt die höchste Forderung der echten Geschichte: „reichsurkundliche Trockenheit" bleibt ebendeshalb der Hauptcharakterzug der deutschen, — bis mit dem Zeitalter Karls V. „eine neue Geburt des menschlichen Geistes durch ganz Europa" anhebt [1]).

War es Herders Absicht gewesen, schließlich auch das Klotzische Buch „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine" zu glossiren, so war es jedenfalls gut, daß ihn das Erscheinen des ersten Bandes von Lessings Antiquarischen Briefen bei der Vorrede jenes Buches Halt machen ließ. Er war auf die Lessingschen Briefe so begierig gewesen „als ein Märtyrer auf seinen Tod" (an Nicolai 21. November 1768): daß er sie mit Beifall gelesen habe, schreibt er am 10. Januar 1769 an Nicolai. In der Zwischenzeit, Ende 1768, muß er das Dritte Wäldchen beendet haben. „Und da kommen mir eben," schreibt er am Schlusse desselben, „Lessings Antiquarische Briefe, die ich gern eher gehabt hätte! Welch' ein hinreißender Strom! welche Belesenheit! welche Kenntniß des Alterthums! welcher Scharfsinn! — — In meinen Wäldern wird bisher wohl Niemand eine Spur von Verabredung und Einstimmung haben erträumen wollen, und daher, so entfernt Lessing von mir lebt, so einen Strahl von gutem Vorurtheil geben mir seine Briefe für Manches, das ich an Klotz ausgesetzt."

---

[1]) Diese rasch hingeworfenen und gewiß noch recht sehr der Klärung bedürftigen Bemerkungen über Historiographie aus der Feder eines Mannes, der sich doch selbst in dem Fach der eigentlichen Geschichte noch nicht versucht hatte, fanden eine sehr abschätzige, von zunftstolzer Beschränktheit dictirte Beurtheilung und Zurückweisung in den „Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften" (einem in Altenburg erscheinenden historischen Taschenbuch) v. J. 1771; Theil 2, Absch. 3, S. 385 ff.

Fünfter Abschnitt.

Der Conflict und der Abschied.

Es waren sehr gemischte Gefühle, mit denen Herder den Kampf gegen Klotz und Genossen führte. Der gehobene Muth, die frische Schlagelust, welche Lessing in solchen Kämpfen bewährte, hält bei Herder immer nur eine Zeit lang vor, um dem Zweifel, dem Verdruß, dem Ekel zu weichen. Immer wieder sucht er sich über die Güte seiner Sache, über das Recht seiner heftigen Angriffe ein gutes Gewissen zu machen, und immer wieder meldet sich die Empfindung, daß es Besseres für ihn zu thun gebe, als gegen die seichte Kunstrichterei und den erschlichenen Ruhm dieser Afterkritiker anzukämpfen. „Wie viel Zeit habe ich verloren!" ruft er am Schlusse des Dritten Kritischen Wäldchens, und mit noch lauteren Klagen unterbricht er sich in der Streitschrift gegen Riedel. „Aus Patriotismus für die wahre Philosophie und den guten Geschmack hat man Schriften zu widerlegen, die Alles verderben, und, wenn diese im Besitze des Ruhmes sind, ach! so muß man sie gar erst weitläuftig zergliedern, um so viel zu wirken, daß sie nichts wirken können. Damit gehen die besten Jahre unseres Geistes vorüber, in denen man selbst nützliche Dinge hätte leisten können, statt bloß schädliche zu zerstören!" [1]) Und als er nun vollends unter dem Eindrucke der Beurtheilungen stand, die inzwischen über die ersten beiden Wäldchen erschienen waren — wie deutlich verräth uns da das Selbstgespräch am Schlusse des Vierten Wäldchens den Zwiespalt seiner Stimmungen! Halb rechtet er mit den Gegnern, halb rechtet er mit sich selbst. So werthlos sind diese Wälder doch nicht; in einer neuen Auflage verbessert und vermehrt, werden sie sich schon Anerkennung zu erringen wissen! „Bei Allem aber," so fährt er fort, „stiehlt sich zum Ende meiner Arbeit ein Seufzer hervor. Wie klein ist's, sich zum Werke, und noch mehr oft zum Tone kleiner Leute herablassen zu müssen! Wie erniedrigend, sich nach einer schlechten mikrologischen Zeit bequemen, um einer besseren Platz

[1]) LW. I, 3, 6, 326.

zu machen!" Ganz andere Aufgaben sieht er vor sich; „zur Gedankenreihe menschlicher Seelen was hinzuzufügen — oder zu schweigen; lebend verdient zu werden, und zu sterben": so stellt sich seinem stolzen Streben die Zukunft dar.

Die Klage so wenig wie die Entschuldigung trifft genau das Richtige. Es ist offenbar Selbsttäuschung dabei, wenn er sich immer einreden will, daß er mit diesem unter dem Antriebe der stärksten persönlichen Gereiztheit geführten Streite lediglich ein „patriotisches" Werk treibe. Es ist nicht minder Selbsttäuschung dabei, wenn er, des Streites und seiner Leidenschaft überdrüssig, im Vorsatze und in der Vorstellung ausschließlich positiver Leistungen schwelgt. Weder ein rein kritischer, noch ein rein schöpferischer Geist lebte in ihm. Immer strebt er über das Polemische zu freier Gedankenentwickelung hinaus, aber immer zugleich bedarf er des Stachels der Kritik, um seinen ganzen Ideenreichthum zu entfalten. Die rein darstellenden Werke, die er bis dahin geplant hatte, waren liegen geblieben und die „Vorläuferinnen" an ihre Stelle getreten. Gerade in den Furchen seiner kritisch-polemischen Erstlinge, in den Fragmenten, in der Schrift gegen Lessing, und am üppigsten vielleicht in dem Wäldchen gegen Riedel sproßte eine alleredelste Gedankensaat empor.

Unvollendet wie die Odenabhandlung und die Geschichte der Dichtkunst blieb denn für jetzt auch eine andere, gleichzeitig mit den Kritischen Wäldern in Angriff genommene, nicht in erster Linie auf Kritik, geschweige denn auf persönlichen Streit, sondern durchaus auf die Ausführung einer großen positiven Anschauung gerichtete Arbeit. Ein noch originelleres Werk als die im Vierten Wäldchen skizzirte Theorie der Aesthetik waren die Grundlinien einer „Archäologie der Hebräer".

Ohne Zweifel, der erste Ansatzpunkt zu diesem Werke ist in der Fortsetzungslinie derjenigen Partie der Fragmente zu suchen, welche den deutsch-orientalischen Dichtern gewidmet war. Als Vorbedingung der Nachahmung der Orientalen hatte er da einen mit morgenländischer Philologie verbündeten Geschmack gefordert und vor Allem einen Uebersetzer gewünscht, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog wäre. Ihn selbst aber hatte aus mehr als Einem Grunde das geforderte Studium der orientalischen Poesie anziehen müssen. Obgleich im Hebräischen noch viel mehr als für das Studium der Klassiker Autodidakt[1]), — dies Studium lockte ihn als Theologen, es lockte ihn, sofern er sich mit der Ode, sofern er sich mit der allgemeinen Geschichte der Dichtkunst beschäftigte, sofern sein Blick in der großen Perspective einer „Geschichte des menschlichen Verstandes" von der Cultur der Griechen zu der Cultur des Morgenlandes zurückschweifte. Bei der Kritik der Winckelmannschen Kunstgeschichte am meisten war ihm Hamanns Rede von den „durch-

[1]) Nach dem schon in den Erinnerungen I, 92 (dann bei Sivers, Herder in Riga, S. 56) mitgetheilten Protokoll über sein erstes theologisches Examen „verbat er sich im Hebräischen das tentamen". Vgl. das Geständniß des Euthyphron in Geist d. ebr. Poesie I, 3.

löcherten Brunnen der Griechen" und von den „Wallfahrten nach den Morgenländern" lebendig geworden. Nicht bloß die Kunst, auch die Wissenschaften — so schrieb er in jener, oben (S. 228. 229) nur kurz von uns berührten Stelle des Wäldchens über Winckelmann — haben, weil meist in den Morgenländern entstanden, das morgenländische Gepräge. Den morgenländischen Ideen und ihrer Fortwirkung müsse daher nachgespürt werden. Im Geiste und in der Natur der Morgenländer sei ja auch das Gebäude unserer Theologie begründet, in ihrem Stil, nach ihrer Denkart seien unsere heiligen Bücher verfaßt, im Orient habe unsere Religion lange Zeitalter durchlebt u. s. w. Ueberall, mit Einem Worte, zwingen die Spuren morgenländischen Geschmackes und morgenländischer Art zu philosophiren den Geschichtschreiber der Wissenschaft, dem Einflusse dieses Geistes nachzugehen [1]).

Nur natürlich aber, daß Herder, wenn er nun selbst dieser Einsicht Folge gab, bis zu dem Punkte zurückging, wo der religiöse, der poetische und der wissenschaftliche Geist des Orients noch in ungetrennter Einheit und in ursprünglicher Reinheit sich darstellte, daß er, der überall den Ursprüngen nachzuforschen liebte, sich den ältesten Denkmälern orientalischer Weisheit, Religion und Dichtung, dem Anfang der Bibel, der Mosaischen Urkunde zuwandte. Weit freilich überschritt er damit die Grenzen des Abschnittes der Fragmente über die deutsch-orientalischen Dichter. Je tiefer er grub, je mehr er damit in das Gehege der Theologie hineingerieth, desto mehr trat ihm jene ältere Abhandlung in den Hintergrund; sie blieb bei der Umarbeitung der Fragmente liegen, und die Untersuchung über die Anfangscapitel der Bibel, über die Erzählung von den Patriarchen, über die Geschichte Mose wurde zu einer ganz neuen, selbständigen Arbeit.

Für diese Arbeit aber suchte er jetzt wieder bei dem Freunde Hülfe, dessen Urtheil ihm in den Anfängen seiner Schriftstellerei so wichtig gewesen war, von dem er sich seitdem zusehends emancipirt hatte, dessen Eingebungen jedoch, wenn es sich um biblische Fragen handelte, unmöglich übergangen werden durften. Herder wußte, daß Hamann im Anschlusse an die ersten Capitel der Genesis einen Aufsatz über die Anfänge der Menschengeschichte verfaßt hatte. Wiederholt ist in dem Briefwechsel der Freunde von diesem Aufsatze bald unter dem Titel „Reliquien", bald und öfter unter dem Titel „Origines" die Rede. „Origines," schreibt Hamann noch am 13. Januar 1773, „war ein kleiner Versuch, den ich nach den Sokratischen Denkwürdigkeiten schreiben wollte. — — In Riga habe ich einen halben Bogen über die Genesis aufgesetzt, den ich immer bedaure, verloren zu haben." Dasselbe Bedauern schon in dem Briefe vom 17. Januar 1769: „Ich weiß

[1]) Einen stärksten Ausdruck fand die Erwartung, tiefere Wahrheit als bei den Griechen in den Urkunden des Orients zu finden, in der erst nach dem Abschied von Riga entstandenen Ode, welche dem Werke über die hebräische Archäologie als Dedication an Michaelis (LW. II, 35) angehängt werden sollte. Das Gedicht in seiner ursprünglichen Fassung LW. II, 45 ff.

kaum ein lebendig Wort mehr von dem, was ich über diese Materie gedacht und imaginirt habe. Sie ist aber mein Lieblingsthema gewesen, von dem ich so voll war, daß ich übrig genug zu haben glaubte, ich weiß nicht, wie viele Jahre daran zu wenden." Nur ganz allgemeine Winke daher, mehr Warnungen als Winke, läßt er jetzt verlauten. Zu einer Geschichte der Schöpfung gehöre unstreitig Offenbarung, schreibt er, als Herder das erste Mal bei ihm angeklopft hatte, im Frühjahre 1768; und später wieder, im Januar 1769, warnt er, Moses Geschichte und Philosophie sei eine Urkunde, schwerer als Hesiod zu entziffern [1]).

Und so dienen uns die Antworten des Magus, da leider auch die anklopfenden Briefe Herders nicht erhalten sind, kaum zu etwas Anderem als zu einer chronologischen Bestimmung. Im Frühjahre 1768 zuerst, um dieselbe Zeit also, als ihn die neue Auflage der Fragmente beschäftigte, faßte Herder den Gedanken zu der neuen Schrift. Nicht vor Anfang des folgenden Jahres jedoch, erst nachdem die neue Fragmentenauflage theils vollendet, theils bei Seite gelegt war, erst neben und nach der Abfassung der Kritischen Wälder, ging er ernstlicher daran. Es war nächst dem Vierten Wäldchen seine letzte Arbeit in Riga, der erste freiere Erguß, mit dem er sich von der polemischen Schriftstellerei gegen Klotz und Genossen erholte. Im Umrisse wenigstens, in einer ersten Redaction war das „Werk über die hebräische Archäologie" bei seiner Abreise von Riga fertig; Hartknoch hatte es bereits gelesen und durfte erwarten, daß es, wie das Vierte Kritische Wäldchen, in Kurzem zur Herausgabe reif sein werde [2]).

In der einen wie in der anderen Erwartung freilich irrte er sich. Der auf einmal nur allzu bedächtig gewordene Autor sammelte und feilte an dem ästhetischen Wäldchen, bis dasselbe zuletzt zur „Plastik" zusammenschrumpfte, und er brütete über der hebräischen Archäologie, bis dieselbe zu einem viel umfangreicheren Werke unter dem Titel der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechtes" anschwoll. Die „Plastik", sofern sie den nahrhaftesten Kern jener Herderschen Theorie der Aesthetik enthielt, war in mancher Beziehung wirklich eine reifere Schrift; die „Aelteste Urkunde" vom Jahre 1774 und 1776, unter der Einwirkung ganz neuer Lebenserfahrungen und innerer Wandlungen, von einem wesentlich veränderten Standpunkt und nicht ohne fremdartige Absichten niedergeschrieben, war nicht sowohl reifer als unförmlicher, bunter, verworrener geworden. Der gesunde Keim des ursprünglichen Werkes entfaltete sich wuchernd

---

[1]) LB. I, 2, 320. 425; Hamanns Schr. V, 71. 72.

[2]) LB. II, 35. 45 ff. 68; vgl. III, 34. Für die fernere Beschäftigung Herders mit der Archäologie des Morgenlandes: LB. III, 85. 118. 200. 334. Weitere Bestätigung für obige Zeitbestimmung in dem Briefe an Heyne vom Februar 1772 (Düntzer C. II, 118): „Ich habe seit drei Jahren das Ding gewälzt", und ungefähr damit übereinstimmend die Angaben in dem Briefe an Hamann vom 1. August 1772 (Hamanns Schr. V, 72) und in dem an Nicolai vom November 1772 (Düntzer C. I, 341).

in ungesundem Wachsthum mit allerlei Nebentrieben, um zuletzt doch an der Ueberfülle der Säfte, die es an sich gezogen, zu ersticken. Die Aufgabe, diese Mißentwickelung zu verfolgen, wird uns nicht erspart bleiben: für jetzt haben wir es mit der erfreulicheren Aufgabe zu thun, das Werk, wie es in seiner ersten Anlage war, den gesunden, kräftigen Schößling kennen zu lernen, der sich aus dem Boden von Herders Rigaer Existenz, in der Mitte all' der großen und hellen Gedanken jener Tage, rasch und schlank erhob. In den Skizzen, Aufsätzen und Fragmenten, welche der Herausgeber des Lebensbildes als Nr. 23 bis 32 seiner Mittheilungen von Herders Rigaer Arbeiten zusammengestellt hat, dürfen wir im Wesentlichen die ältesten Materialien und die erste Niederschrift jener Archäologie der Hebräer zu besitzen sicher sein, zu deren baldiger Veröffentlichung Hartknoch den Freund ermunterte[1]). —

Gar ängstlich und ausführlich hatte der junge Theolog in dem älteren Versuch einer Geschichte der Dichtkunst sich die Freiheit erstritten, auch die Poesie der heiligen Bücher in den allgemeinen Plan seiner Geschichte hineinzuziehen, sie vom ästhetischen Gesichtspunkte „menschlich und analogisch mit anderen Völkern" zu betrachten. Im Gedränge zwischen der Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift und zwischen der Ueberzeugung, daß der Ursprung der Poesie als der „Muttersprache des Menschengeschlechtes" bei allen Völkern derselbe sei, hatte er sich mit der Unterscheidung von Inhalt und Form zu helfen gesucht. So gewiß der Inhalt der jüdischen Gedichte göttlich sei, so gewiß sei der poetische Vortrag aus der menschlichen Denk- und Empfindungsweise der jüdischen Nation entsprungen; nothwendig sogar habe Gott, bei der Mittheilung der Wahrheit, an diese sich anschließen und dieselbe frei gewähren lassen müssen. Eine wunderliche Auskunft, eine Unterscheidung von so gebrechlicher Feinheit, daß sie jeden Augenblick bald von der einen, bald von der anderen Seite durchbrochen zu werden in Gefahr ist! Das eine Mal soll sich mit dieser Annahme des menschlichen Ursprungs der poetischen Form selbst jene strengste Fassung der Theopneustie vertragen, wonach auch die einzelnen Worte der Bibel auf Offenbarung beruhen: das andere Mal entschlüpft dem Verfasser der Satz, das Poetische sei so wenig ein wesentliches Stück der Offenbarung, daß der Zweifler sogar auf den Irrweg gerathen könnte, auch der Inhalt selbst sei eine Folge einer feurigen Einbildungskraft[2]).

Und dennoch würde man gewiß dem Verfasser Unrecht thun, wenn man, im Hinblick etwa auf die schöne Auseinandersetzung in den Fragmenten über den untrennbaren Zusammenhang von Gedanken und Ausdruck, ihn selber für diesen Zweifler halten, oder in jener scholastischen Unterscheidung bloße heuchlerische Anbequemung an fremde theologische Vorurtheile finden wollte. Nicht

---

[1]) Vgl. die Vorrede zu LB. I, 3, S. XXVI ff., für deren Angaben Bestätigung oder Berichtigung von der Suphanschen Herderausgabe zu erwarten bleibt.

[2]) LB. I, 3, a, 115. 117. 123.

bloß mit der Theologie seiner Leser: ohne Zweifel auch mit seiner eignen Theologie hatte er als Geschichtschreiber der Poesie sich abzufinden. Genug nur, daß er für die rein menschliche Auffassung, für das Recht der poetischen und philologischen Auslegung der biblischen Poesie unter allen Umständen sich Raum zu schaffen und jeden Preis dafür zu zahlen entschlossen war. Sicherlich, er glaubte an die Göttlichkeit des biblischen Inhalts, aber zugleich stellte er sich mit vollem Zutrauen und voller Entschiedenheit auf das „Sofern" jener Unterscheidung. Als Geschichtschreiber der Poesie nimmt er unbedingt das Recht in Anspruch, durch theologische Bedenken nicht gekreuzt zu werden, die biblischen Geschichten einzig „in dem Gesichtspunkt einer sinnlichen alten Erzählung zu betrachten", die sich nach der bildlichen und poetischen Denkart ihrer Zeit richtete [1]). Er leugnet nicht die Offenbarung, aber er hält es zu seinem Zwecke für ebenso erlaubt, wie nothwendig, von ihr abzusehen. Bibel ist göttlich — so formulirt er seinen Standpunkt in einer gelegentlichen Aufzeichnung —, aber da doch ihre Worte für menschliche Seelen und also menschlich gedacht sind, so muß sie so auch ausgelegt werden, so darf „die Frage über die Theopneustie gar nicht in die Hermeneutik der Exegese kommen. Habe Gott geredet durch Mosen oder Moses: ich höre nichts als Moses; das Andere glaube ich [2])."

Die Wahrheit ist: Herder steht damit ganz auf dem Boden jener neuernden Theologie, die seit der Mitte des Jahrhunderts dem haltlosen und willkürlichen Experimentiren mit der Kirchenlehre ein Ende machte und deren Chorführer die Semler, Michaelis und Ernesti waren [3]). Erweicht war die alte Orthodoxie schon längst durch den Pietismus; sie war gleichzeitig nach den Begriffen und Beweisen der Wolffschen Philosophie zurechtgerückt; sie war endlich, unter dem Einflusse des englischen Deismus, durch den umstandslosen Menschenverstand entleert und verdünnt worden: da trat durch jene Neuerer eine bemerkenswerthe Wendung ein, eine Wendung, die, indem sie eine Stütze und Rettung der bedrängten Glaubenslehre zu werden versprach, den Grund derselben auf ein ganz anderes, der freiesten Prüfung widerstandslos offen stehendes Gebiet verlegte. Es erfolgte der Rückgang zu den Quellen, zu Exegese und Geschichte, wogegen die Philosophie fortan in die zweite Stelle rückte. Auf kritisch-exegetischer und historischer Basis hat sich die Dogmatik umzubilden und zu berichtigen. Es handelt sich in den Arbeiten der Michaelis und Ernesti um die mit allen Mitteln philologischer und historischer Gelehr-

---

[1]) LW. I, 3, a, 179.

[2]) In den unter der Ueberschrift „Bemerkungen über das Verfahren der Theologen bei Erklärung der Bibel" zusammengestellten Aufzeichnungen LW. I, 3, a, 363.

[3]) Für das Folgende ist Dorners Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, der vierte Band von Gaß' Geschichte der protestantischen Dogmatik und Frank, Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze (Th. 3 der Gesch. der prot. Theol.) benutzt. Auch Werner, Herder als Theologe, Cap. I, mag verglichen werden.

samkeit zu betreibende Interpretation des Alten und Neuen Testaments, gleich einer menschlichen Schrift. Nur durch einen dünnen Faden hängt diese neue Richtung mittelst des im Hintergrunde stehenbleibenden Offenbarungsbegriffes mit der bisherigen zusammen; noch ist man weit entfernt, die Consequenzen der neuen Grundsätze zu übersehen; noch wird, mehr oder weniger unbefangen, das Unbegreifliche respectirt, sofern es sich nur nicht vordrängt, oder, durch scholastische Kunst und philosophische Deutelei überspannt, zum Widerspruche reizt. Noch weiter aber geht Semler. Unmethodisch und tumultuarisch zwar, aber mit bewunderungswürdiger Energie bringt er das neue Princip zur Geltung, überträgt er die kritische Untersuchung von den Urkunden der christlichen Lehre auf die Geschichte der Kirche und der Dogmen und stützt sich gegen die Hinfälligkeit der sich wandelnden theologischen Lehrformeln auf den Werth des davon unabhängigen moralisch-religiösen Glaubens.

Aus dem Pietismus und der Orthodoxie hatten sich sowohl Semler wie Michaelis zu ihren freieren Anschauungen herausgearbeitet. Eine ähnliche Entwickelung hatte Herder genommen. Wenn ihm frühzeitig die Kirchenfrömmigkeit eines Trescho als Heuchelei verdächtig geworden, wenn er durch Kants Vorlesungen hinter die Nichtigkeit der philosophischen Formulardogmatik gekommen war, so hatte er sich doch noch lange durch Phantasie und Empfindung ein Verhältniß zu den dogmatischen Vorstellungen und Bildern bewahrt. Er hatte dem frommen Gefühl Klopstocks als eines Dichters das Wort geredet; er hatte selber nach dem Muster des frommen Sängers in seinen Oden und liturgischen Dichtungen einen poetischen Gebrauch von der christlichen Mythologie und von der pietistischen Ausdrucksweise gemacht [1]). Allein Hand in Hand mit der Läuterung seines Geschmacks war auch seine theologische Bildung vorgeschritten: — schon am Ende seiner Universitätszeit war er, Dank seinem gesunden Sinn und seinem historischen Blick, für die neue antidogmatische, für die kritisch freie Theologie entschieden. Sein theologischer Standpunkt deckte sich mit jener „menschlichen Philosophie", zu der er sich bekannte, und mit jener litteraturgeschichtlichen Betrachtungsweise, die den verschiedensten Erscheinungen menschlicher Denk- und Empfindungsweise durch Völker und Zeiten mit liebevollem Verständniß nachzugehen suchte, um so den Schlüssel zur „Geschichte des menschlichen Geistes" zu entdecken.

Den beredtesten und schlagendsten Beleg für diese Stellung, die sich der junge Theolog bereits am Anfang seiner Rigaer Periode gegeben hatte, finden wir in einem verschollenen Schriftchen, welches er noch vor den Fragmenten, Ostern 1766, ohne seinen Namen und ohne Angabe des Druckortes vom Stapel gelassen hatte. Veranlaßt war dasselbe durch das von dem gelehrten

---

[1]) „Das Marterlamm liebegebraten am Kreuz" und Aehnliches; vgl. auch in der Rede zum Andenken der Frau Zuckerbecker: „mit Kleidern, die das Blut des Lammes gefärbt" LB. I, 2, 175.

kurländischen Prediger G. F. Stender verfaßte Büchlein: „Schrift- und vernunftmäßige Erläuterung der Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit", das soeben, gleichfalls anonym, die Presse verlassen hatte. Das Büchlein lockte offenbar Herder, seinen eignen kritischen Standpunkt daran zu erproben. Vermuthlich war es anfangs nur auf eine Recension desselben für die Königsbergischen Zeitungen abgesehen. Eben damals jedoch hatte er sich mit den Zeitungen überworfen und vorläufig mit der Recension der Kantschen Träume eines Geistersehers von ihnen Abschied genommen. Vielleicht auch war ihm die theologische Recension zu ausführlich gerathen: genug, er faßte die wenigen Blätter, die in ihrer abkürzenden, sprunghaften Form noch die Spuren ihrer Entstehung und ursprünglichen Bestimmung an der Stirn tragen, unter dem Titel „Nachricht von einem neuen Erläuterer der heiligen Dreieinigkeit" zusammen und übergab sie dem allezeit drucklustigen Hartknoch zur Veröffentlichung [1]).

Die Stendersche Abhandlung war ein rechtes Muster jener willkürlichen Art der Schriftauslegung, die nichts als einen Einfall, eine Hypothese zur Unterlage hatte und ihre Unwissenschaftlichkeit mit der guten Absicht zudeckte, einen Beitrag zur Bekehrung des Unglaubens, der Heiden, Juden und Deisten zu liefern. Unter ausdrücklicher Berufung auf Michaelis, Semler und Ernesti setzt nun der Schüler der neuen kritischen Theologie dieser verkehrten diejenige Erklärung entgegen, die uns sage, was eine Bibelstelle „nach dem Sinn der heiligen Schriftsteller, nach ihrer Art des Ausdrucks, nach ihrer Zeit und der Verbindung, in der sie schrieben, wirklich bedeutete, und also auch uns bedeuten muß". Diesen neuen Weg, den die Theologie zur Zeit glücklich eingeschlagen habe, erklärt er für den einzig richtigen. „Wenn," heißt es, „ein Michaelis in der Geschichte der ebräischen, und ein Semler in der Geschichte der hellenistischen und Kirchen-Sprache gräbt; wenn Ernesti mit einem gestärkten philologischen Auge heilige und Profan-Scribenten, alte Wahrheiten und neue Hypothesen vergleicht und sie gegen einander abwägt: so ist dies die Methode, bei der Religion zu denken." Und an einzelnen Proben der Stenderschen Schriftdeutung weist er darauf das Willkürliche von dessen Verfahren nach, zeigt weiter, wie dessen Auffassung der Trinitätslehre weder neu noch überzeugend sei, wie es ihr an philosophischer Bestimmtheit fehle, und wie sie, trotz aller „orthodoxen Schminke", ganz und gar nicht mit der echten Kirchenlehre übereinstimme. Nicht eben besonders durchsichtig ist der Beschluß der kleinen Schrift. Derselbe unterscheidet die kirchliche, die historische, die philosophische Erklärungsart und fordert von der wissenschaftlichen Theologie die Verbindung aller drei. Vielmehr, bei dem Versuch der Unterscheidung fließen sie dem Verfasser bereits wieder zusammen. Die Hauptsache ist, daß

[1]) Abgedruckt jetzt in SWS. I, 28 ff., und dazu zu vgl. der Suphansche Aufsatz „Herders theologische Erstlingsschrift" in der Zeitschrift für deutsche Philologie VI, 165 ff.

er noch einmal die Ermittelung des Sinnes der biblischen Ausdrücke auf historisch-grammatischem Wege empfiehlt und daß er auch von der vergleichenden Religionsgeschichte, diesem so wichtigen Theil einer „Geschichte des menschlichen Verstandes“, einen Beitrag zum tieferen, philosophischen Verständniß der biblischen Lehre erwartet. — Die Uebereinstimmung dieses theologisch-exegetischen Programms mit dem ästhetisch-litteraturgeschichtlichen des Fragmentisten ist handgreiflich. Einen philologischen „Seher“, einen weltweisen Kenner des Geistes der Nationen forderte er für die Geschichte der Dichtkunst: ein historisch-philosophisches Genie mit einem „Auslegergeiste“ fordert er desgleichen für die Erläuterung der heiligen Schriften.

Ueberall aber, in den älteren, wie den gleichzeitigen Schriftstücken, derselbe Standpunkt. Schon die Zeitungsrecension über eine das Hohelied betreffende Schrift, vom Jahre 1765 (SWS. I, 89), verwirft die mystisch-erbauliche Auslegung des Verfassers und dringt auf eine einfach sachliche aus dem morgenländischen Geschmack heraus. An Damms Uebersetzung des Neuen Testaments vermißt eine andere Recension (SWS. I, 93) den „Auslegergeist“, die hermeneutischen Regeln, den kritischen Blick, „in die apostolischen Zeiten zu schauen, der Benson, Peirce, Michaelis und Semler so ausnimmt“. In demselben Sinne polemisirt der Aufsatz von Nutzbarmachung der Philosophie gleichermaaßen gegen das unzeitige Einführen philosophischer Wahrheiten in das Gebiet der Religion, gegen die alte Aristotelisch-dogmatische Methode, welche „nur eben zwei oder drei unserer Theologo-Philosophen mit furchtsamer Dreistigkeit auszurotten angefangen“, und gegen die neueste Crusiussche Modephilosophie, welche, umgekehrt, aus der Theologie Postulate in die ersten Gründe der Metaphysik bringe, und gerühmt wird statt dessen das von den Engländern und ein paar deutschen Theologen ausgegangene Bemühen, „über die biblischesten Wahrheiten einen philosophischen Geist auszubreiten“. Die kritisch-historische Betrachtung der Bibel endlich liegt dem ganzen Fragmentenabschnitt über die Nachahmung der Orientalen zu Grunde. Ohne Umstände redet da unser Kritiker mit Bezug auf die alttestamentlichen Engel und Cherubim von einer hebräischen Mythologie; die jüdische Religion mit ihrer durch und durch nationalen Färbung tritt in tiefen Schatten gegen die christliche, und unbefangen wird ausgesprochen, daß sich der größte Theil der Psalmen mit dem zeitlichen Zustande des jüdischen Volkes beschäftige und daher „meistens bloß durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas Geistliches bedeuten könne“.

Die liberalste Auffassung des Dogmatischen ist natürlich die unausbleibliche Folge dieses kritisch-historischen Standpunktes. Am klarsten würden wir darüber sehen, wenn die Denkschrift auf Heilmann zu Stande gekommen wäre. Mit Heilmann, mehr noch mit Spalding, dem Schüler der englischen Vermittelungstheologie, dem Uebersetzer Shaftesburys, dem beredten Prediger und Schriftsteller, der die echteste Frömmigkeit und das feinste moralische Gefühl

mit einem nüchternen, aller mystischen und speculativen Verstiegenheit abgeneigten Menschenverstande so glücklich zu vereinigen wußte — mit Spalding vor Allem berührte sich der damalige Herder. Er giebt seine eigne Denkweise kund, wenn er von dem Verfasser der „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum" rühmt, daß es demselben vielleicht gelingen werde, „in die Theologie ein Denken einzuführen, das ebenso wenig Deismus und Freigeisterei als nachgebetete Formel ist" [1]. Diese mittlere Stellung macht ihn jetzt, der unkritischen Unduldsamkeit eines Trinius und dem Zelotismus eines Trescho gegenüber, zum Schutzredner der Deisten und läßt ihn dann doch wieder der Dürftigkeit des deistischen Bekenntnisses aus demselben Grunde spotten, aus dem er für den schönen Ueberfluß der Sprache gegen die philosophischen Sprachverbesserer, aus dem er in allewege für das Sinnliche gegen das Abstracte, für das tiefere Recht der Poesie gegen die nackt verständige Prosa eintrat. In dieser mittleren Stellung glaubt er noch immer auf den Namen eines Orthodoxen Anspruch zu haben und will er doch auf der anderen Seite nichts Besseres sein als ein „wahrer Freidenker" [2]. Als einen solchen freidenkenden Orthodoxen zeigt ihn die Kritik des Klopstockschen Messias, wenn er doch rügt, daß der Dichter den Heiland viel zu wenig menschlich dargestellt, daß er Alles, wozu er die Teufel brauche, viel wirksamer aus der menschlichen Seele hätte ableiten können, und daß sich bei „Christi Leiden vor Gott" nichts Bestimmtes denken lasse [3]. Die Rigischen Predigten aber vollends — wenn es erlaubt ist, auf deren früher nur kurz von uns berührten theologischen Inhalt zurückzukommen — diese Predigten sind ganz durchdrungen von jener auf den Voraussetzungen der kritisch-historischen Bibelauffassung ruhenden, herzlich verständigen, die alte Orthodoxie und den Pietismus weit hinter sich lassenden Freidenkerei. Mit geflissentlicher Beiseitesetzung der geheimnißvollen Stücke des christlichen Lehrbegriffs, der Schöpfung aus Nichts, dem Weltende, der Dreieinigkeit, des Verdienstes Christi bei Gott u. s. w., wollen sie nichts als den „Katechismus der menschlichen Bestimmung und Glückseligkeit" einschärfen, — mitinbegriffen die Lehre von der Unsterblichkeit und unter beständiger Berufung auf das geoffenbarte Wort Gottes. „Gott," so lautet des jungen Predigers Glaubensbekenntniß, „gab

---

[1] Fragm. I, 153; vgl. andere Anführungen Spaldings Fragm. III, 33. 279. 310; Brief an Hamann LB. I, 2, 149; ferner den Auszug aus Spaldings Bestimmung des Menschen LB. I, 3, a, 353; auch ebendas. 363. Erst später — in einem weiter unten zu besprechenden handschriftlichen Briefe an Mendelssohn — polemisirt er gegen Spaldings Unsterblichkeitsbeweise.

[2] S. die Predigt über die Bibel SW. zur Theologie X, 251, die Recension über Trinius Erste Zugabe zu seinem Freidenker-Lexikon SWS. I, 96. 97, und dagegen wieder die Stellen über die Deisten LB. I, 3, a, 378 und 486.

[3] Fgm. II, 246. 253. 255. Ganz menschlich faßt die Geschichte Jesu der oben S. 151 Anm. 2 erwähnte eigne Entwurf einer Messiade.

uns unsere Pflichten, unsere Kenntnisse; er gab uns, da unsere Natur verfallen und elend war, eine Wiederkehr zur Glückseligkeit und seiner Gnade, durch die Erlösung Jesu; er gab uns eine hohe göttliche Mitwirkung, um wieder zu der ursprünglichen Hoheit unserer Natur und Glückseligkeit in dieser zu gelangen." Das sind vieldeutige Ausdrücke, in unbefangener Anlehnung an die dogmatische Sprache absichtlich so gewählt, um einzig den moralischen Sinn und Zweck der christlichen Heilslehren den Hörern ans Herz zu legen. Rein ethisch wird der Begriff der Erlösung, rein menschlich der Begriff der göttlichen Offenbarung gefaßt, so daß der schwache Heiligenschein, der daran sichtbar wird, immer sogleich wieder vor unseren Augen zerfließt. Das Gebet ist „ein Mittel zu unserer Besserung und Veredlung der Seele". Einzig durch unsere eignen Gedanken und durch moralische Ueberzeugung wirkt in uns der heilige Geist. „Unter der innigsten Aufsicht Gottes" zwar — aber durchaus abhängig von ihrer Zeit und Gegend dachten die heiligen Schriftsteller und sind eben hienach zu erklären. Abhängig von der Bildung seiner Zeit und seines Volkes war selbst Jesus, und innerhalb dieser Voraussetzungen daher „richtete er seine so einfache und moralische Religion auf". Ein Mensch war er, ein Freund und Bruder der Menschen, uns Allen ein Vorbild durch seinen „vortrefflichen Charakter". Mit dem Geiste dieser Predigten endlich — wenn es erlaubt ist, ein Weniges vorzugreifen — stimmt vollkommen der Plan zusammen, den Herder demnächst in seinem Reisejournal für den Religionsunterricht in der von ihm projectirten Idealschule entwarf. Immerhin soll danach der Katechismus Luthers die Unterlage bilden, allein erläutert soll er in der Weise werden, daß er „ein Schatz von Pflichten und Menschenkenntnissen" werde. Auf einer höheren Unterrichtsstufe handelt es sich um pragmatisch-historische Erklärung der biblischen Schriften und im Zusammenhange damit um Gewinnung einer Dogmatik, „die weder eine Sammlung biblischer Sprüche noch ein scholastisches System sei". Ist aber der Religionsunterricht auf dieser Stufe „voll Philologie eines Michaelis und Ernesti", so endet er mit einem System „voll Philosophie eines Reimarus", geläutert von unnützen Geheimnissen und Dunkelheiten, von allen Lehren, die, wie die von der Unnützlichkeit guter Werke, moralisch schädlich werden können. Die alte Dogmatik ist durch eine neue, der alte Katechismus durch einen „Katechismus der christlichen Menschheit für unsere Zeit" zu ersetzen [1]).

Man kann, ohne mit dem christlichen Bekenntniß zu brechen, kaum einen vorgeschritteneren Standpunkt einnehmen. Nur eine schmale, aber eine feste Grenzlinie trennte ihn von dem reinen Deismus. Ein starker religiöser Sinn, ein warmes, inniges Gefühl adelte den Moralismus, der den Kern dieses Glaubens bildete: eine für alles Menschliche aufgeschlossene Empfänglichkeit, eine ganz einzige Gabe poetischer Anschauung gab dem kritisch-historischen

[1]) LW. II, 200. 210. 216. 304.

Grundgedanken eine positive Wendung. Eine kleine Verschiebung der Elemente, aus denen dieser Standpunkt sich zusammensetzte, ein stärkeres Hervortreten des Gefühls- und Phantasiemoments, und Herder konnte sich selber im Lichte eines Ungläubigen erscheinen, er konnte, zurückblickend auf seine Rigaer Zeit, erklären, daß er „ein Libertin, ein religiöser Freigeist“ gewesen sei [1]).

In der Zeit dieser Befangenheit in mystischer Gläubigkeit, in seiner Bückeburger Periode wurde er aus einem Lobredner von Spalding und Michaelis zu einem Gegner beider. Damals geschah es, daß er dem Standpunkt seiner Rigaer Predigten in den „Provinzialblättern“ ein Dementi gab; damals, daß er seine kritisch freie Betrachtung des Alten Testaments in der „Aeltesten Urkunde“ verdunkelte. Als jener „religiöse Freigeist“ dagegen hat er die „Archäologie der Hebräer“ geschrieben. Wie die Predigten seine ehemalige rein ethische Auffassung der christlichen Glaubenslehre darlegen, so zeigen ihn die Stücke zur Archäologie auf der Höhe seiner kritisch-historischen Auffassung der Bibel. Verschwunden ist in diesen Stücken die ängstliche Unterscheidung von Form und Inhalt, der Versuch, sich mit der Offenbarungslehre der Theologen entschuldigend auseinanderzusetzen. Die poetische Betrachtung der ältesten Poesie der Hebräer tritt auf völlig gleiche Linie mit der der orphischen oder Hesiodischen Poesie. Von dieser poetischen Betrachtung wird die theologische vollständig verschlungen. Auch den Mosaischen Schriften gegenüber gilt einzig und allein der ästhetische, auch den Urkunden der jüdisch-christlichen Religion gegenüber der streng geschichtliche Gesichtspunkt. Denn Geschichte der Dichtkunst ist der eine, — Geschichte der Religion und Philosophie ein anderer Zweig der „Geschichte des menschlichen Geistes“.

Ungefähr ebenso alt, in der That, wie der „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst“ ist das Aufsatzfragment: „Ueber die verschiedenen Religionen“ [2]). Recht deutlich sieht man an demselben, wie dem an der Metaphysik und ihren Demonstrationen irre gewordenen Schüler Kants die geschichtliche Betrachtung in ähnlicher Weise zum Ersatz für die verloren gegangene dogmatistische Ueberzeugung und zur Ergänzung der praktisch-populären „Philosophie des Menschen und Bürgers“ wurde, wie seinem großen Lehrer allmählich dessen transscendentaler Kriticismus.

Alle im Wechsel der Systeme aufgetretenen philosophischen Satzungen nämlich, so entwickelt unser Fragment, sind nicht sowohl Wahrheiten oder Unwahrheiten, als vielmehr menschliche Meinungen, Producte der menschlichen Seele. Wichtiger, als den Irrthum zu widerlegen, ist es, seine Möglichkeit zu erklären: „denn er ist das wichtigste Phänomen, und um so viel wichtiger, da er in dem Geiste meiner Natur sich zutrug und dessen Entstehungsart ich

[1]) Brief an Merck in der ersten Wagnerschen Briefsammlung S. 35. 36.

[2]) Abgedruckt LB. I, 3, a, 376 ff. Der Beweis dafür, daß das Fragment so weit zurückreicht, liegt in der Rousseauschen Färbung desselben und in der Zusammenstimmung mit dem Aufsatz über Nutzbarmachung der Philosophie.

wissen muß." Der Weltweisheit fehlt noch eine solche „weise Geschichte der Meinungen", unserer natürlichen Theologie desgleichen eine Geschichte der Religionen. Statt mit den Deisten über eine größere oder geringere Summe angeblich völlig gewisser Wahrheiten speculativer Natur zu streiten, ist es ersprießlicher, das Feld des gemeinen Verstandes, der Volksvernunft, die auf diesem Boden gewachsenen religiösen Meinungen zu durchforschen. Denn die Religionen sind Erzeugnisse der Denkart der Nationen, sowohl nach ihrem metaphysischen, wie moralischen, wie Cultusbestandtheil, alle gleich menschlich und natürlich, alle in erster Linie „Phänomene der Natur". Am aufklärendsten werden die einfachsten und ältesten Religionen sein; sie am meisten „entblößen den Busen der Menschheit". Man wird an den Roman von den Lebensaltern der Sprache erinnert, wenn Herder weiter andeutet, wie in die zunächst rein physisch bedingte Religion auf einer zweiten Entwickelungsstufe ein politisches Element eindringt, wie auf einer dritten sich die Dichter der Religion bemächtigen, bis endlich der scientifische Systematiker darüber komme. Der Gedanke einer solchen Geschichte der Religionen aber ist ihm so wichtig, daß er sich gar zu gern selbst an diesem Seitenstück einer Geschichte der Dichtkunst versuchen möchte. Es ist ihm ein „heißer Wunsch, einst Phlegma und Feuer zu haben, sich an dieser Geschichte zu üben".

Wenigstens an Präludien dazu läßt er es nicht fehlen. Wie er zu der Geschichte der Dichtkunst den Grundstein mit der Odenabhandlung und der Abhandlung vom Ursprung des Liedes legte, so zu der Geschichte der Religionen mit Betrachtungen über den Ursprung der Religion. Und wie dort Hamann sein Führer gewesen war, so folgt er hier Hume [1]). Mit Hume ist er der Ansicht, daß die Furcht, nicht, wie Andre behauptet, die Dankbarkeit die Mutter der Religion gewesen, daß die älteste Religion in der abergläubischen Verehrung schadender und helfender Götter bestanden, deren Zorn zu besänftigen, deren Gunst zu gewinnen die Menschen durch Gebete, Opfer und Gebräuche sich hätten angelegen sein lassen [2]). Bei diesem ersten Stadium verweilend und vorzugsweise die Griechen ins Auge fassend, führt er in dem „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst" aus, daß jene Gebete nothwendig zu Gesängen geworden, so daß eben deshalb die ersten Producte der Dichtkunst festliche Gesänge an die Götter und Lieder zur Aussöhnung derselben, zur Reinigung des Landes, ὕμνοι und καϑαρμοὶ gewesen seien. In Betreff des jüdischen Volkes freilich glaubt er einigermaaßen eine Ausnahme statuiren zu müssen. Da nämlich bei diesem Volke „die natürliche Bedürfniß immer durch göttliche Unterweisung ausgefüllt wurde", so sei es möglich ge-

[1]) Vgl. das Fragment Von Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe LB. I, 3, a, 382 ff. Ein Auszug aus Humes Natürlicher Geschichte der Religion trägt das Datum 1.—3. August 1766 und ist abgedruckt LB. I, 3, a, 367 ff.

[2]) Versuch einer Geschichte der Dichtkunst LB. I, 3, a, 131 und Von Entstehung 2c. ebendas. 382 ff.

wesen, daß hier historische Lieder, Hirtenlieder, Dankpsalmen den Anfang gemacht hätten. Anders indeß und ohne die Annahme einer solchen Ausnahme weiß sich das spätere Aufsatzfragment „Von Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe" zu helfen. Den theologischen Gesichtspunkt einer höheren Unterweisung bei Seite lassend, setzt sich unser Geschichtsphilosoph hier sogleich bei einem schon fortgeschritteneren Stadium religiöser Entwickelung fest. Als die Menschen, so führt er hier aus, allmählich der Noth entkamen und über die Regungen abergläubischer Furcht sich erhoben, als sie, mit der Natur der Dinge etwas vertrauter, gleichsam den ersten Sabbath ihrer Gedanken, den ersten Ruhetag feierten: da ward eine ruhigere Frage an den Ursprung der Dinge natürlich, da kam man auf den Gedanken, eine Kosmogonie, eine Anthropogenesie, eine Philosophie über das Uebel und Gute der Welt, eine Genealogie und Geschichte seiner Stammältern, kurz, das zu haben, was man Origines, ursprüngliche Urkunden nennt, und so „folgte auf die erste rohe Religion, die fast in allen Sprachen von Furcht den Namen hat, eine Art von historisch-physischer Philosophie". Ihre erste Quelle war die Tradition. Mythisch wurde die Frage nach dem Ursprung der Dinge beantwortet. Durchaus national und local, natürlich, fielen diese uralten Sagen aus; sie kleideten sich in eine sinnliche, bildervolle Sprache; auch sie wurden eben wieder, wie jene ersten, von der Noth und Furcht erzeugten Gebete, zu Gedichten — zu Gedichten, die der Behaltbarkeit wegen eine mnemonisch-rhythmische Gestalt annahmen. Und es wäre nun, meint Herder, ein ganz unschätzbarer Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens und zur Geschichte der Menschheit, wenn man, wie Montesquieu einen Geist der Gesetze, so einen Geist dieser mythologischen Dichtungen, eine philosophische Geschichte dieses poetischen Weltalters lieferte.

Einen Anfang, ein allerwichtigstes Stück dazu zu liefern — das eben ist der Gedanke, auf dem die „Archäologie der Hebräer" ruht. Denn wenn jede Nation des Alterthums solche mythologische Nationalgesänge gehabt hat, so findet sich die merkwürdigste derartige Urkunde bei den Hebräern. Diese daher zu studiren, diese auszulegen, schickt Herder sich an. Zu diesem Unternehmen treffen seine Untersuchungen über die älteste Geschichte der Dichtkunst und über die älteste Geschichte der Religion in Einem gemeinsamen Punkte zusammen. Das theologische, das Offenbarungsvorurtheil, das ihn früher fortwährend gehemmt und geirrt hatte, tritt völlig in den Hintergrund. Ein religiöses Gedicht, vielmehr eine Reihe von Gedichten im religiösen Ton erblickt er in den ersten Capiteln des ersten Buches Mose. Es gilt ihm, unter Zurückweisung aller anderen, ungehörigen Gesichtspunkte, dieselben poetisch zu erklären; er will diese alten Erzeugnisse religiös-nationaler Dichtung nach ihrem ursprünglichen, eignen Geist und Sinn verstehen, sich in ähnlicher Weise in sie einsinnen, wie er that, wenn er eine Pindarische oder Horazische Ode, den Homer oder ein orphisches Bruchstück interpretirte, will sie lesen,

als ob er sie zum ersten Male läse, sie hören, als ob er sie neu hörte, mit völlig unbefangener Seele, völlig vorurtheilsfreiem Ohre.

In rascher Skizze überblickt er zunächst die ersten eilf Capitel der Genesis; ausführlich vertieft er sich in das Anfangscapitel, das „Lied von der Schöpfung der Dinge" [1]).

Und mit wie eiferartiger Beredsamkeit nun sucht er dem Stück die Seele abzugewinnen und uns in das volle Leben der Dichtung hineinzuversetzen! „Ich nehme," heißt es, „einen die Natur anschauenden Jüngling und führe ihn Jahrtausende zurück unter die uralten Morgenländer." Natursinn, poetische Anschauungskraft und Einbildsamkeit ruft er unermüdlich in sich und in den Lesern wach, für welche er schreibt — nicht schreibt, sondern spricht und winkt und zeigt. Immer wieder hören wir den Refrain: man muß ein Morgenländer werden, um dies und das sinnlich zu fühlen, man muß sich die poetische Naturlehre, die ganze Denkart des Morgenländers gegenwärtig halten! Das erste Mittel, sich mit der Dichtung ins Einvernehmen zu setzen, besteht darin, daß er den Text nach jener einst in den Fragmenten geforderten Weise, zugleich frei und zugleich treu, in sein geliebtes Deutsch überträgt, um sich dann daneben auch an eine noch freiere, im besten Sinn nachahmende dichterische Darstellung des Schöpfungshergangs zu wagen [2]). Mit der Uebersetzung aber geht die Erläuterung durch andere Bibelstellen Hand in Hand, die er in derselben Weise poetisch reproducirt, um uns so, durch die verwandten Naturschilderungen aus Hiob und den Psalmen, gleichsam ganz einzutauchen in das Element morgenländischer Vorstellungen. Indem er jedoch sachlich die Bibel durch die Bibel erläutert und uns dadurch festbannt in den fremdartigen Vorstellungskreis, so verschmäht er es zugleich nicht, den poetischen Geist der alten Erzählung durch Parallelen aus neueren Dichtern in helleres Licht zu setzen. Dem „poetischen Strome der Bilder folgend", zeigt er diese Bilder im Reflexe verwandter Bilder aus Ossian und Shakespeare, aus Klopstock, Haller und Kleist, die ihm sein Gedächtniß freiwillig in Menge zur Verfügung stellt. Das ist nicht jene, an Klotz gerügte äußerliche Parallelenmacherei, sondern ganz von selbst klingt der halbpoetische Ton dieser auslegenden und umschreibenden Besprechung in die entlehnten fremden Dichterworte hinüber, die zu der Melodie der eignen Rede gleichsam eine mehrstimmige Begleitung hinzufügen.

Gewiß, dieses Verfahren, das zuweilen ins Declamatorische, zuweilen ins Predigtartige hinübergeräth, hat auf die Länge etwas Ermüdendes. Wir ertragen es schwer, wenn fortwährend auf uns ein- und in uns hineingeredet wird; es will uns wie eine Zudringlichkeit erscheinen, wenn unserem Gefühl, das nur gestimmt, unserem Urtheil, das nur gerichtet zu werden verlangt,

---

1) LW. I, 3, a, 393 ff. und 416 ff.

2) S. das Gedicht „Ein Schöpfungslied" LW. I, 2, 398.

so gar nichts selbst überlassen wird. Auch liegt es in der Natur dieser Interpretationsweise, daß sie, je redseliger, desto weniger sich selbst genügt. Wie stark hatte Herder, Klotz gegenüber, die Schwierigkeit betont, den Homer in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können. In verstärktem Maaße empfindet er jetzt diese Schwierigkeit angesichts der hebräischen Dichtung. Einmal übers andere Mal unterbricht er sich mit dem Geständniß, wie schwer es sei, ein „Nationalstück in all' seinem Leben zu geben", es „mit der ganzen Seele des Orients zu lesen". „Meine Stimme," ruft er jetzt, „ist zu schwach, um einen heiligen Gesang wie diesen zu commentiren," und „wehe dem," heißt es dann wieder, „der sich das Stück will vorbuchstabiren lassen!" — und nichtsdestoweniger fährt er fort mit diesem Commentiren, diesem Vorempfinden und Vorbuchstabiren. Wir ermüden darüber, aber wir hüten uns, ihn zu tadeln. Denn wohlgemerkt, er zuerst schlug diese Saite an; er zuerst — ein Winckelmann der hebräischen Poesie — war der Entdecker, der Wiedererwecker dieses poetischen Geistes der Bibel, den die Wolke theologisch-dogmatischer Interpretation den Zeitgenossen so lange verhüllt hatte, an dem Jahrhunderte, weil „die Nerven durch den biblischen Ton gleichsam stumpf geworden", in gewohnheitsmäßiger Blindheit vorübergegangen waren.

Die scharfe und unbedingte Abweisung jeder fremdartigen, aus theologischer Befangenheit hervorgegangenen Interpretation bildet eben deshalb die Kehrseite der positiven Darlegungen des neuen Erklärers. Zurückgewiesen wird zuerst „das unselige Vorurtheil, in diesem sogenannten Moses einen, ja, den größten Naturkundigen zu finden". Dies Vorurtheil hat dazu geführt, daß jedes Zeitalter, jede Nation, jede Schule, jeder eigendenkende Kopf sein eignes System der Physik in ihm anzutreffen sich abmühte, — in diesem Stück, das doch „nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht ist, ganz auf den sinnlichen Anschein, auf durchaus falsche Meinungen der National- und Zeitvorstellungen aufgebaut!" Und ebenso verkehrt die dogmatische und mystische Erklärungsart. „Um aller Vernunft und Redlichkeit und Ehrliebe willen," — so ereifert sich unser Erklärer — „wie kann man ein poetisches Stück dieser Art, ein uraltes orientalisches National- und Popularstück je auf dogmatische Art behandeln?" Schlagend zeigt er das Geschmacklose, das Unvernünftige, das Schädliche dieser Mißauslegung. Das Geschmack- und Vernunftwidrige. Denn mit dieser dogmatischen Interpretation — so eifert er weiter — „werden alle Regeln der Vernunft, des Geschmacks und der Einbildung über den Haufen geworfen, die Grenzsteine der verschiedensten Seelenkräfte verrückt, das anschauende Gefühl des Menschen sowie seine Vernunft verstümmelt und alle Arten von Wissenschaft und Kenntniß zusammengeworfen. Dogmatik wird Poesie und Poesie — — wird einige Jahrhunderte nach Christi Geburt ein zerhackter dogmatischer Locus." Das Schadenbringende. Denn sie, diese dogmatische Interpretation ist's, „die von Kindheit auf den menschlichen Geist mit hohlen Begriffen erfüllt und den geweihten Anfang macht,

ihn dem Unsinn, wobei man was zu denken glaubt, zu übergeben. Sie ist's, die uns mit der theologischen Philosophie begabt hat, die in die wichtigsten Untersuchungen mit so vielem Schein und Schimmer jene Halbbegriffe einwebt, die man sonst nie in der Philosophie dulden würde. Sie endlich ist's, die dem wahren Naturforscher, der da kam, uns Wunder der Schöpfung Gottes zu entdecken, so oft Ketten und Dolche, oder wenigstens glühende Nachreden oder Verfolgungen schmiedete, wenn seine Physik nicht mit Moses übereinstimmte." Unvernünftig, geschmacklos, schadenbringend — voll Inconsequenz endlich und voll Unwahrhaftigkeit ist diese Auslegungsweise. Soll einmal — so heißt es in dieser Beziehung — dogmatisch interpretirt werden, so nehme man das Stück auch ganz wie es ist, so nehme man es auch durchaus dogmatisch! „Dann komme der Dogmatiker nicht mit optischen und anthropopathischen Ausflüchten, wo es ihm beliebt, wo er nicht anders durchkommen kann, und wieder mit eigenthümlichen, strengen dogmatischen Contorsionen, wo er glaubt durchkommen zu können" — und wie nun weiter bald mit eiferndem Ernst, bald mit bitterem Spott über diese Pseudointerpretation Gericht gehalten wird.

Ehre diesem schönen und verstandvollen Eifer! Schärfer hat selbst Lessing nicht gegen die Verwirrung der Grenzen von Philosophie und dogmatischen Vorurtheilen, gegen die neumodische Confusionstheologie, gegen die Ausflüchte und Halbheiten der Exegeten sich ausgesprochen, als es hier der jugendliche Herder thut. Er thut es, was mehr ist, indem er nicht bloß den Irrthum durch den Irrthum zersetzt, sondern kraft der Eigenschaft der Wahrheit, zugleich sich selbst und den Irrthum zu erleuchten; er thut es, weil er im Besitz des unzweifelhaft richtigen Schlüssels ist. Das volle Bewußtsein, der Erste zu sein, der wirklich Ernst mache mit dem von Anderen nur soeben hingeworfenen Wort, daß die ersten Capitel der Bibel Poesie seien, trägt und hebt ihn. Er ist durchdrungen davon, daß seine Erklärung, diese einzig dem „Genie des Stücks, der Sprache, der Nation, der Weltgegend" folgende Erklärung nur hingestellt zu werden brauche, um jedem Unparteiischen einzuleuchten. Und so vereinigt sich die Sicherheit der Ueberzeugung mit dem frohen Muth des Entdeckers, um ihn auf die Höhe eines freimüthig kühnen Bekenntnisses und reformatorischen Wahrheitseifers zu erheben. Ueber Bord wirft er die ehemaligen elenden Noth- und Bittabkommen mit dem theologischen Offenbarungsbegriff. Ausdrücklich vielmehr polemisirt er jetzt dagegen, daß Gott über Physik und Metaphysik in anderer Weise eine Offenbarung gebe, als durch die Kräfte, die er dem menschlichen Geist verlieh, selbständig immer tiefer in die Schöpfung einzudringen. „Bild der Gottheit, menschlicher Geist!" ruft er aus, „du bist mein Offenbarer über die Philosophie! Ihr Newtone, ihr Leibnitze, ihr seid Boten der Gottheit an das menschliche Geschlecht, die ich hören und prüfen und nachahmen soll in Forschung der Wege Gottes! — — Zwar bescheide ich mich, daß unsere Philosophie und Naturlehre nur immer noch ein Fachwerk untergeordneter Begriffe ist, und nie etwas Anderes werden kann: allein

das ist für uns auch Alles!" Und wie erzürnt er sich nun, wie wird er warm über die „unwissende Grausamkeit", die Fortschritte der Naturwissenschaft, ihre Entdeckungen oder Hypothesen nach dem angeblichen Kanon dieser Mosaischen Schöpfungsgeschichte „modeln, verstümmeln oder gar ermorden zu wollen"! „Wenn," schreibt er weiter, „eine solche Furie bloß aus dem Schlamme des Mißverstandes, des Unzusammenhangs und der exegetischen Unwissenheit geboren ist, so muß man vor sie treten und sie erwürgen!" Er ist seines Theils entschlossen dazu. Er fühlt mit Stolz, welche Pflicht darin liegt, daß wir in einem Jahrhundert des mündig gewordenen Verstandes und der Aufklärung leben —: „ich muß," erklärt er, „einen empfindlichen Freiheitsbrief für die menschliche Vernunft schreiben!"

Erst mit der vollen Darlegung aber des Sinnes unseres Schöpfungsliedes bekömmt dieser Freiheitsbrief sein Siegel. Wir haben bisher gesehen, wie der Erklärer dem Strome der Bilder folgte. Das Zweite ist, daß er einen bestimmten Plan in dem Ganzen nachweist. Dem Inhalt nach ein Lied über die Geschichte der Schöpfung, der Form nach ein Gedächtnißlied, dient es dem Zwecke der Anordnung und Einweihung des Sabbaths. Es ist ein Gesang über die Gewohnheit: sechs Tage sollst Du arbeiten, aber am siebenten ruhen.

Bei dem Beweise freilich für die einleuchtende Wahrheit dieses Satzes geht es nicht ohne einige gewagte Behauptungen, nicht ohne Fictionen ab, die die lebhafte Einbildung und die Combinationsfertigkeit des Erklärers zu Thatsachen stempelt. Die Grundlage bildet seine Theorie von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der ältesten Poesie, der uns hinreichend bekannte Satz, daß Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, oder, wie der Satz hier ausgedrückt wird, daß „Poesie im ganzen menschlichen Geschlechte lebt und daß alle lebendigen Affecte Poesie reden". Einzelne Ausbrüche von Bildern und Empfindungen, so entwickelt er weiter, wurden, sobald etwas Kunst, Anordnung und Bildung hinzukam, unter dem Hinzutreten der Musik zu wirklicher Poesie. Die nächstliegende Ordnung, Regel und Verbindung — hier ist der erste Sprung — war Parallelismus. Lowth hat diesen Parallelismus in der hebräischen Poesie nachgewiesen, ihn aber mit Unrecht aus dem antiphonischen Gesange von Chören im Tempel hergeleitet. Er ist, nach Herder, vielmehr dem Anfang der Poesie natürlich: alle alten einfältigen Poesien wilder Völker lieben diesen zweistimmigen Rhythmus. Es kömmt hinzu, daß die älteste Poesie für das Gedächtniß war, und diesem Zweck diente eben wieder jener symmetrische Parallelismus am besten. Und geleitet nun von der halbwahren, jedenfalls über das Maaß ihrer Berechtigung ausgedehnten Vorstellung dieses mnemonischen Parallelismus, erblickt sogleich das phantasievolle Auge des Auslegers nur allzuviel Parallelismus und Mnemonik in unserem Schöpfungsliede. Es geht ihm, wie es uns Allen geht, wenn die unwillkürliche Zeichnerin Phantasie die Umrisse der Wolken oder die Gruppen der

Sterne zu bedeutsamen Gestalten vollendet. Er findet, daß die sieben Tagewerke in der leichtesten Symmetrie geordnet und jedes Tagewerk mit einem Hauptbilde bezeichnet sei. Er findet, daß die drei mittleren Haupttage mit Licht, Sonne, Sabbath, den glänzenden heiligen Mittelpunkten der Schöpfung, sich genau auf einander beziehen, die übrigen vier unwichtigeren Tage parallelisch zwischen sie geordnet seien. Er getraut sich, die mnemonische Figur — ein Sechseck, das „vollkommenste Gezelt eines morgenländischen Liedes“ — hinzuzeichnen, auf der das ganze Lied ruhe. Dasselbe ist ihm, in der Structur des Ganzen wie der Theile, eine „mnemonische Hieroglyphe“ — die „lebendige Gedächtnißkunst selbst“! Eben hiemit bringt er dann endlich auch die Frage in Zusammenhang, ob Moses der Verfasser des Stücks sein könne. Um die Behauptung des vormosaischen Ursprungs stünde es natürlich schlecht, wenn derselbe einzig aus diesem mnemonisch-hieroglyphischen Charakter — im Gegensatz zu dem Dekalog, der keinen solchen Gedächtnißplan zeige! — bewiesen würde. Herder fügt indeß den Hinweis auf die in dem Namen Elohim sich verrathende Spur des Polytheismus und auf den ganzen Geist des Stücks, welches die spätere Bedeutung des Sabbaths, als Gedächtnißtages des Auszugs aus Aegypten, noch nicht kenne, hinzu. Mit bemerkenswerther Keckheit schließt er dann freilich seine Beweise mit der Versicherung, daß sich Spuren des Gebrauchs des Stücks in den Religionsideen anderer Völker, z. B. der Perser, lange vor Moses fänden.

Alles in Allem: eine Menge voreiliger Träume sehen wir schon jetzt an den richtigen Grundgedanken sich anheften. Am mißlichsten, abgesehen von der ungezügelten Neigung zu symmetrischen Constructionen, eben dies Wittern historischer Zusammenhänge, die Begierde, trotz des Dunkels, das ja damals viel dichter noch als heute über den Religionsvorstellungen des Orients lag, den Einfluß unserer Urkunde auf diese Vorstellungen zu entdecken oder vielmehr wirklich schon zu sehen. Die kühne und große Idee einer „Geschichte des menschlichen Verstandes“ reißt ihn fort und läßt ihn die Aussicht ergreifen, ob man nicht „in der Abstammung und Entfernung der Völker sogar in gewisser Weise den Weg finden könne, wie sich die Ideen dieser Urkunde verfinstert und verstümmelt haben“. Ein paar ganz lose Anhaltspunkte, und er kömmt auf den „Einfall“, daß das Lied der Schöpfung ein „Morgengesang der Magier in sieben Chören“ gewesen; er „hätte Lust“, das Lied von der Verführung (1. Mos. 3) für einen „Abendgesang der Magier“ zu halten[1]). Ein ander Mal wiederum spielt er mit dem Gedanken, daß das lange Leben der Urväter, von denen die erste Bildung des Menschengeschlechts ausgegangen, nothwendig gewesen sei, um diesen Bildungsanfängen eine tiefere Wurzel zu geben; er ist im Stande, sich einzureden, daß dieser wunderbare Umstand aus einem sorgenden, väterlichen Gedanken Gottes hervorgegangen; das Poetische

[1]) S. im Lebensbilde I, 3, a, 574 ff. und 578 ff. die Nummern 27 und 28.

dieser Vorstellung fesselt seinen kritischen Verstand, und so wird der poetische Ausleger alter religiöser Sagen und Lieder unversehens wieder zum Wundergläubigen. Möglich, daß der betreffende Aufsatz über Lebensart und langes Leben der Patriarchen [1]) nicht mehr der Rigaschen Zeit angehört; ebenso vielleicht die Andeutungen über den „Morgen-" und „Abendgesang": genug, daß wir in diesen Stücken im Voraus einen Blick auf die ersten Etappen des Weges thun, auf welchem aus der „Hebräischen Archäologie" die „Aelteste Urkunde" wurde. Das Streben, geschichtliche Zusammenhänge nachzuweisen, verführte zu ungeschichtlichen Phantasien, und die lebendige poetische Auffassung der Bibel schlug in Mysticismus um: das wuchernde Unkraut unhaltbarer Hypothesen erstickte je länger je mehr die durchaus gesunden Keime dieser neuen Bibelexegese.

Von dem Schöpfungsliede, diesem „ältesten Stück aus der Morgenröthe der Zeiten", diesem „Zeugniß der einfach ältesten, noch ganz praktischen Religion" geht diese für jetzt noch durchaus rationalistisch-poetische Exegese zu der Geschichte der Sündfluth (1. Mos. 6, 1—8) fort, um auch hier ein „orientalisches Nationalstück historischer Poesie" zu finden und die bornirte dogmatische Auslegung davon abzuwehren [2]). Ja, die ganze Geschichte Moses faßt er von diesem Gesichtspunkt aus ins Auge. Entsprechend der Skizze über die Lieder der Genesis, entwirft er eine Skizze über die Erzählung der folgenden Bücher Mose [3]). Daß auch diese Stücke nicht von Mose selbst herrühren, ist ihm gewiß. Er nimmt an, daß nur die Materialien dazu — Gesetze, Stiftungen und einzelne Aufsätze — Mosaisch, das Geschichtliche dagegen erst später aus Resten überlieferter Nationalerzählungen, analog den griechischen Sagen vom Argonautenzuge und von den Kämpfen vor Troja, componirt sei. So gilt ihm die Geschichte Mose als „die erste, älteste, einfachste Epopöe, die wir haben". Aus der Analogie mit den Homerischen Gedichten sucht er einzelne Züge, in mehrfachem Schwanken freilich zwischen mythisch-poetischer und rationalistisch-natürlicher Erklärung, zu erläutern, und aus der Vergleichung des ältesten mit allen anderen, alten wie modernen Epen kömmt ihm der Gedanke zu Abhandlungen über das Wesen der epischen Dichtung überhaupt. —

Mit seiner Theologie war auf solche Weise Herder, Dank seiner poetisch-geschichtlichen Anschauungsweise, an einer bedenklichen Grenze angelangt. Die Gänge, die er mit seinem Nachdenken gelegentlich auf dem Gebiete der Metaphysik wagte, drohten ihn noch viel weiter aus dem Hafen des Glaubens zu verschlagen. Nicht immer reichte die praktische, menschliche Philosophie, zu der er sich bekannte, nicht immer das Ausweichen auf den Boden geschichtlicher Betrachtung hin, seinen Skepticismus unschädlich zu machen. Dann und

[1]) Im Lebensbilde a. a. O. S. 581 ff. als Nr. 29 mitgetheilt.
[2]) S. ebendas. S. 587 ff., Nr. 30.
[3]) Ebendas. S. 611 ff., Nr. 31.

wann wenigstens verführte ihn die Grübelei, der er sich nicht entschlagen konnte, und seine Neigung zu verwegenen Analogien und glänzenden Hypothesen, in recht ketzerische, recht untheologische Gedanken.

Es ist nur ein hingeworfener Einfall, den er einmal aufzeichnet, wie alle klaren Ideen aus dunklen werden, so möchten auch wohl Gedanken aus Bewegung der Materie werden [1]). Er zieht mit diesem Einfall nur eine Consequenz aus den Grundbegriffen der Leibnitzischen Philosophie; der Einfall lenkt zurück in den Idealismus dieser Philosophie, wenn er in demselben Zusammenhang die endlichen Materien auf die Vorstellungen einfacher immaterieller Wesen — der Leibnitzischen Monaden — zurückführen will und in Folge dessen auch Bewegung, Kraft, Licht für Vorstellungen sehr dunkel denkender Monaden erklärt: — aber streift der Einfall nicht dennoch hart am Materialismus, oder, wenn doch Alles danach „im Grunde Eins“ sein soll, hart am Pantheismus vorbei? und war für diese Auffassung Platz innerhalb der Grenzen christlicher Theologie?

Dem Theologen, dem Prediger, dem Apostel der „Philosophie des Menschen“ war kein Satz angelegener als der, daß unsere ganze menschliche Bestimmung unvollkommen bleibe ohne die Unsterblichkeit der Seele. Allein auch diese Lehre gestaltete sich ihm, wenn er ihr auf Grund seines Leibnitzianismus, seines, unter dem Einfluß des englischen Sensualismus modificirten Leibnitzianismus nachdachte, in sehr eigenthümlicher, von dem christlichen Dogma sehr abweichender Weise um.

Mendelssohns Phädon war erschienen und hatte schnell eine zweite Auflage erlebt. Mit dem gespanntesten Interesse, „mit Herz und Seele“ hatte Herder ein Buch gelesen, welches die wichtige Wahrheit der Unsterblichkeit zu demonstrirter Gewißheit erhoben zu haben beanspruchte. Aber in der Verfassung des philosophischen Zweiflers, wie Abbt gethan haben würde, hatte er die „Platonische Schrift“ gelesen [2]). Mal nach Mal — gesteht er Nicolai am 10. Januar 1769 — habe er sich vorgenommen gehabt, an den Verfasser darüber zu schreiben. Er habe einen Hauptzweifel, über den er, wenn er ihn vielleicht in ein viertes Sokratisches Gespräch — eine Recension für die Allgemeine Deutsche Bibliothek — gekleidet, des Verfassers Orakelantwort haben möchte. Und als ihn nun Nicolai, auch im Namen seines Freundes, ermunterte, dies Vorhaben, am besten doch in der Form eines selbständigen Werkchens, auszuführen [3]), so ging Herder wirklich an die Auseinandersetzung seiner Zweifel: er faßte sie, statt in einem Gespräch oder einer Recension, in einem Privatbrief an den neuen Sokrates zusammen. Handschriftlich liegt

---

[1]) S. die unter Nr. 18 im Lebensbilde zusammengestellten Bemerkungen LB. I, 3, a, 365.

[2]) Vgl. Torso S. 6. 7.

[3]) An Herder 11. April 1769, LB. I, 2, 446.

dieser Brief, aus den letzten Wochen von Herders Rigaer Aufenthalt; gedruckt liegt Mendelssohns Antwort vom 2. Mai 1769, sowie der darauf erwidernde, aus Paris vom 1. December datirte Herdersche Brief vor: wir sind vollkommen in den Stand gesetzt, die Ansicht des philosophischen Zweiflers zu übersehen [1]).

Daß die menschliche Seele als denkende Substanz unzerstörbar ist, davon ist Herder mit dem Verfasser des Phädon überzeugt. Nur ein Phänomenon — so drückt er sich in Leibnitzens Terminologie aus — hört mit dem Tode auf; die denkende Substanz bleibt. Unmöglich aber, daß sie körperlos fortdauere. Hinfällig ist alle Argumentation aus dem Begriffe rein geistiger Vollkommenheit. Dies rein Geistige, welches ihm so anstößig an der Theorie der philosophischen Sprachverbesserer, an den dürftigen Begriffen der deistischen Metaphysik, an der bisherigen Behandlung der Aesthetik gewesen war, — auch hier will er es nicht gelten lassen. Eine von Sinnlichkeit befreite Seele ist eine Mißbildung; bloße Ausbildung von Seelenfähigkeiten kann so gewiß nicht unsere Bestimmung sein, als sie nicht Glückseligkeit ist. Als eine „vermischte Natur", als geistig-sinnliche Wesen sind wir geschaffen, und wenn daher unsere gegenwärtigen Anlagen uns Data sein sollen, unsere Zukunft zu errathen, so führen dieselben dahin, daß wir eben wieder vermischte Wesen sein werden, wie wir jetzt sind. „Alles bleibt in der Natur, was es ist: meine menschliche Substanz wird wieder ein menschliches Phänomenon, oder, wenn wir Platonisch reden wollen, meine Seele baut sich wieder einen Körper." Der Beweis, daß fortgehende Entwickelung unsere Bestimmung sei, beweist nichts dawider; denn jede Kraft entwickelt sich nur bis zu einer bestimmten Stufe und macht dann einer anderen Platz. Absicht der Natur kann nur sein, uns hier, uns als Menschen vollkommen zu machen, nicht aber, uns Vollkommenheiten zu erwerben, die bloß fürs Verlassen der Welt Vollkommenheiten wären. „Ich sehe," schreibt unser Briefsteller, „bei keinem Geschöpf und Menschen ein Aufsteigen: ich sehe ein Wechseln, einen Kreislauf, der sich verzehrt, der in sich selbst zurückfließt; bei Ihnen fließt der Strom bergan." Alles ist, was es ist. Alle Kreise in der Welt werden verrückt, die ganze Natur wird ein Chaos und Gott zu beständigen wunderthätigen Eingriffen

---

[1]) Der handschriftliche Brief Herders im Besitz der Weimarischen Bibliothek; der Mendelssohnsche zuerst in der Neuen Berliner Monatsschrift v. J. 1810 Bd. XXIV, S. 92 ff., dann in Mendelssohns Gesammelten Schriften V, 484 ff.; Herders Antwort auf denselben LB. II, 108 ff. Auf Nicolais Vorschlag (LB. I, 2, 449. 450, wiederholt LB. II, 49), den ersten Herderschen Brief zugleich mit der Antwort Mendelssohns in die neue (dritte) Auflage des Phädon aufzunehmen, antwortete Herder, dem die Antwort des Philosophen nicht Genüge that (an Hartknoch, 15. Aug. 1769 LB. II, 40), am 16. Aug. 1769 (LB. II, 54) ablehnend, da sein Brief „ohne weitere Antwort und Erklärung, durch den Mosesschen in unrechtes Licht komme", worauf denn Nicolai das Vorhaben aufgab (LB. II, 101).

genöthigt, wenn der Mensch ein Engel und der Engel ein Gott, das Thier ein Mensch, und der Stein ein Thier werden soll. Vollkommen für diese Welt ist Alles; vollkommen für die Zukunft — dieser Gedanke giebt einen „Roman der Ewigkeit", den Jeder natürlich anders dichten wird. Entwickelung — so führt Herder später, nachdem er Mendelssohns Erwiderung erhalten hatte, seinen Satz in noch abstracterer Form aus — Entwickelung ist lediglich Veränderung des Formellen, Accidentellen; einzig auf diesen bestimmten Zustand bezogen; dieser bestimmte Zustand hinweggenommen, bleibt nichts als das Substantielle, das pure Wesen unserer Seele. Fertigkeiten sind Relationen, nicht Realitäten: Alles bleibt in seinem Grundstoff, was es ist. Verhält es sich aber so — damit stehen wir bei dem Endergebniß der Herderschen Zweifel — so hat der Mensch vor den übrigen Geschöpfen nichts voraus; es giebt keine andere Unsterblichkeit für ihn als Palingenesie. Und es folgt der Nachweis, daß diese Annahme nicht untröstlich, daß sie für die Gesellschaft ersprießlicher sei als die gewöhnliche. Sie bewahrt vor Ausschweifungen des Zweifels wie vor dem Irrthum ausschweifender Pflichten. „Die fünf Acte sind in diesem Leben; was braucht's hinter der Decke, die noch kein Auge durchschaut, Aufschlüsse über das nehmen zu wollen, was schon an sich ein Ganzes ausmachen muß?" Nur daß man dies Ganze nicht nach einem abstracten Begriffe von Moralität messe! „Der Umfang der göttlichen Absichten ist mehr als moralisch", nach dem gewöhnlichen Sinn dieses Wortes. Die wahre Moralität, die Erziehung würde gewinnen, wenn es hieße: „Erziehe dich und Andere für dieses Leben! Sei mit deiner Natur, mit deinen Kräften, in jedem deiner Lebensalter, was du sein kannst und sollst! So und auf keine andere Art hast du gelebt und kannst dann sterben: du bist in den Händen Gottes!" Das wäre alsdann die Stimme der Menschheit und der Religion. Leider, daß wir von ihr, von der „echten Humanität", in unserem Zeitalter weit abgekommen sind!

Es ist nicht unser Interesse an gegenwärtiger Stelle, noch einmal zu constatiren, wie Herders allgemeine philosophische Haltung, auch in dieser Discussion über die Unsterblichkeitsfrage, nicht die des dogmatistischen Systematikers, sondern die des Wahrheitssuchers, wie sein Standpunkt, gleich der seines Lehrers Kant, der zetetische war. Es braucht nicht wiederholt gezeigt zu werden, wie er hier, ganz ähnlich wie in seiner Theorie vom Schönen, eine mittlere Stellung zwischen Materialismus und Spiritualismus einnimmt und wie seine Conjecturalphilosophie gleichsam einen doppelten Boden — neben dem Leibnitzischen den Baconisch-Lockeschen — hat. Es soll auch hier nicht vorweggenommen werden, wie ihn in späterer Zeit die hier zuerst entwickelten Fragen, Zweifel und Vermuthungen immer von Neuem beschäftigten, wie er in veränderter Stimmung das große Problem, Lavater gegenüber, wiederaufnahm, wie er in den Ideen zur Philosophie der Geschichte, in dem Aufsatz über Palingenesie, in den Gesprächen über Seelenwanderung und sonst von seinem gegenwärtigen

Bekenntniß sich bald weiter entfernte, bald wieder dicht an dasselbe heranrückte. Die Betrachtung vielmehr drängt sich an dieser Stelle uns auf, wie weit doch ein solches, wenn auch nur zweifelnd vorgetragenes Bekenntniß von dem Standpunkt des Predigers ablag, der die christliche Lehre von der Unsterblichkeit auf Grund des göttlichen Wortes seinen Zuhörern ans Herz zu legen ausdrücklich für seine Aufgabe erkannte. Das war die christliche, die biblische Lehre nicht. Er wußte, daß sie es nicht sei. Er spricht gegen Nicolai davon, daß unsere Religion, in die wir von Jugend an uns hineingewöhnt, seine Zweifel gegen die Unsterblichkeitslehre, Zweifel, die schon dem Alterthum geläufig gewesen, mehr betäube als widerlege. Er erklärt es gegen Mendelssohn für eine Schuld unseres von der echten Humanität abgekommenen Jahrhunderts, daß dasselbe bei der Lehre von der Palingenesie sich im Herzen bekümmert fühlen dürfte; „aber," so fügt er hinzu, „sollte man nicht lieber dies, als die anscheinende Wahrheit ändern?"

Der menschliche Katechismus unseres Philosophen, augenscheinlich, divergirte hier von dem christlichen Katechismus. Er divergirte davon, bei genauerer Betrachtung, noch an manchen anderen Punkten, und jene kritisch-historischen Ansichten über die biblischen Schriften, eng zusammenhängend mit dem großen Plan einer Geschichte der Religion und Dichtung und weiterhinauf mit dem größeren einer Geschichte des menschlichen Geistes — auch diese Ansichten wollten sich nur schlecht mit dem theologischen Credo reimen. Lange genug hatte hier eine doppelte Buchführung ausgeholfen. Ueberall bei seiner ästhetisch-litterarischen Schriftstellerei war er dem Theologischen möglichst aus dem Wege gegangen. In erster Linie, um sich vor dem Publicum, in zweiter, um sich vor sich selbst zu verstecken, hatte er allemal eingelenkt, wenn die litterarische Frage theologisch werden wollte; die Theologie, hieß es dann etwa, wolle er den Theologen überlassen; er sei nichts weiter als ein ehrlicher Laie, der so eben sein griechisches Testament verstehe; selbst das Schriftchen über die Dreieinigkeit wollte er „ohne heiliges Vorurtheil, weder in einem theologischen Amt, noch um dasselbe" geschrieben haben, und die Schrift über Heilmann lieber nicht schreiben als sich eine Stelle in Trinius' Ketzerlexikon oder in Treschos Ketzerbriefen verdienen [1]).

Auf die Dauer indeß war dieses Versteckspiel nicht durchzuführen. Zu viel hatte der Prediger mit dem Schriftsteller, der Schriftsteller mit dem Prediger gemein, als daß der eine den anderen nicht hätte drücken sollen. Seit er die Bibel ganz wie den Homer zu commentiren angefangen hatte, seit damit die kindische Unterscheidung zwischen einem geoffenbarten Bibelinhalt und einer rein menschlichen Form zusammengebrochen war, seit seine Philosophie immer bedenklicher sich von dem kirchlichen Dogma entfernte: seitdem fing er

[1]) Vgl. Fragm. III, 272. 279. 295. 300. 303; ferner SWS. I, 29; Torso S. 4, und endlich in dem „kritischen Wäldchen" über Winckelmanns Kunstgeschichte.

an — um seinen eignen Ausdruck zu brauchen — „Contrarietäten zwischen sich und seinen Aemtern" zu fühlen. Nicht, wenn er auf der Kanzel stand, wo über der Wärme seiner Empfindung die menschliche Philosophie immer wieder zusammenschmolz mit der christlichen Lehre von der Erlösung und wo ihn das Bewußtsein, „die besten Eindrücke zu machen", über alle Scrupel hinweghob: wohl aber wenn er von der Kanzel in die Gesellschaft trat oder in seine Studirstube zurückkehrte. Dann fand er und klagte er seinen Freunden, daß das Predigtamt, auch beim besten Willen, sich dagegen zu wehren, „Falten und Runzeln" schlage und daß „einem der werthe Kragen den Kopf verrücke" [1]). Der ganze schöne Aufsatz „Ueber die biblische Sabbathstiftung und die christliche Sonntagsfeier" [2]), der als Excurs zu dem Commentar über das Schöpfungs- und Sabbathslied entstand, ist in diesem Gefühle geschrieben — ein beredtes Zeugniß dafür, in welchem Grade die menschliche Philosophie sich aufbäumte gegen das geistliche Amt. Der Aufsatz sagt kaum etwas, was nicht schon früher in den mancherlei Stellen über den Beruf des Predigers gesagt worden wäre, aber er sagt es mit einem anderen Feuer, mit der Empfindung eines Mannes, der sich gegen die Gefahren dieses Berufes wehren möchte. Unverhüllt macht sich die rein menschliche Stimmung Luft gegen die Stimmung geistlicher Andacht, gegen die feierliche Haltung, gegen das „Kirchengefühl" des gewohnheitsmäßigen Gottesdienstes. Aus eigner Erfahrung offenbar klagt der Verfasser, wie die Seele des Predigers in Kurzem „ewige Sabbathsfalte" annehme. Aufs Beredteste bekämpft er die ganze Trennung des Sabbaths von der Welt des Lebens und Handelns, und als den besten, den einzig wahren Gottesdienst verkündet er den, der, frei von allem kirchlichen Gepränge und Gethue, Gott in der Natur findet und ihn in der Praxis hülfreicher Menschlichkeit bekennt.

Neben der Angst aber vor der Predigerfalte drückte ihn die Last seines anderen, seines Schulamts. Ein wie vortrefflicher Lehrer und Prediger er war: der Schriftsteller, der nach den idealsten Zielen strebende, in Gedankenweiten schweifende Mensch kam sich in den engen Niederungen des zwiefachen Berufs wie ein Gefangener vor. „Ich gefiel mir nicht," sagt er in seinem Reisejournal, „als Schullehrer, die Sphäre war mir zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt." Zu abhängig, wollen wir hinzusetzen — von einem Rector abhängig, den er für einen schaalen Kopf, für dumm, kriechend und eigensinnig erklärte, den er tief unter

---

1) Vgl. an Hamann LB. II, 59; an Nicolai LB. I, 2, 406 und II, 51; an Scheffner LB. I, 2, 291. 357; Reisejournal LB. II, 158. Auch mündlich scheinen Herder ähnliche Aeußerungen entschlüpft zu sein. In einem handschriftlichen Briefe von Hehn an Gadebusch, Riga, 18. Aug. 1769 heißt es über Herder: „Die einförmige Predigerfalte war ihm bei seinem Abschiede (von Riga) so verhaßt, daß er mit einem Contenu an der Seite sich bei Loder einfand."

2) LB. I, 3, a, 543 ff. als Nr. 26 mitgetheilt.

sich erblickte und dessen Eifersucht zu reizen er nichts unterlassen hatte. Er klagt frühzeitig über „das Unglück, unter einem Kerl wie Schlegel zu stehen", und leicht stellen wir uns vor, wie manchen Verdruß, wie viele „Contrarietäten" es auch in diesem Verhältniß gegeben haben wird [1]).

Wir haben andere Gründe des wachsenden Mißvergnügens schon an einer viel früheren Stelle (S. 79 ff.) berührt, — nur daß wir jetzt, nachdem wir die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes in ihrem ganzen Umfange und in der Fülle ihrer Motive kennen gelernt haben, das Mißvergnügen und die nothwendig wachsende Divergenz zwischen seiner Autorschaft und seiner amtlichen, seiner gesellschaftlichen und bürgerlichen Stellung voller begreifen. Es war ein Dienst unter zween Herren. Auf der einen Seite seine kirchliche Gemeinde und das Rigaer Publicum: auf der anderen Seite das große deutsche Publicum, zu dem er als Autor redete. Welch' eine Situation für einen ehrgeizig strebenden, seine Kraft fühlenden Menschen, berühmt zu sein nach außen, und in seinem nächsten Kreise gebunden zu sein durch drückende Pflichten und kleinliche Rücksichten! Die Welt so weit und lockend, und Riga so eng, so arm an Gelegenheiten und Hülfsmitteln! Die Klage, daß er in diesen „hyperboräischen" oder „sarmatischen" Gegenden vereinsame und geistig verarme, erscheint immer weniger als eine bloße Redensart. Das Beispiel Lessings zu alle dem, mit dem er als Schriftsteller zu wetteifern begonnen, steht lockend vor seinen Augen. „Was soll man," so schreibt er an Nicolai (LB. I, 2, 406 und 409), „wenn man in den Jahren der Bildung — und bewahre mich der Himmel, daß diese so bald bei mir vorbei sein sollten — sich selbst aller der bildenden Hülfsmittel beraubt sieht; ohne Weltton der Litteratur, guten Ton im Umgange, freundschaftliches Consortium in Studien, Bibliotheken, Kunstsäle — was soll man ohne alles dies bei den todten Büchern? Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens, oder gar in eine Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte." Und in demselben Briefe noch einmal: „Ich beneide Herrn Lessing in mehr als Einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst, und aus Lage in Lage, und immer noch

[1]) An Hamann LB. I, 2, 211. 212. Sonstige wegwerfende Aeußerungen über Schlegel LB. I, 2, 150; II, 39. („Besonders sind der Oberpfarrer und der Rector Schlegel Ihre Feinde," hatte Hartknoch 1. Juli 1769 an Herder nach Nantes geschrieben. Darauf Herder mit Bezug auf einen nach Riga gesandten Plan zur Verbesserung der Domschule: „Bloß dies ist meine Rache an Schlegel, den ich übrigens seiner dullness überlasse und bloß dadurch züchtigen werde, daß ich seine Schule übertreffe, und es gewissen Leuten zu fühlen gebe, daß ich mehr als Nichts bin.") 43. 76; Düntzer C. I, 323, II, 23, 194; Weimar. Jahrb. III, 1, 46 (an Raspe: „Gott Stupor hat seinen Kopf gebildet"). Ein elender Poet und abgeschmackter Dogmatiker, war übrigens Schlegel als Schulmann nicht ohne Verdienste. Auskunft über sein Leben und seine Schriften giebt Goldbeck in den litterar. Nachr. v. Preußen I, 590 und das Recke-Napiersky'sche Schriftstellerlexikon IV, 68 ff.

mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!" — —

Sehr zweifelhaft, nichtsdestoweniger, ob trotz aller dieser schwer empfundenen Unzuträglichkeiten Herder so bald zu dem Entschlusse gekommen wäre, dem Beispiele Lessings zu folgen — wenn Eins nicht gewesen wäre, wenn ihm nicht der Widerspruch zwischen dem Posten, auf den er sich als Schriftsteller, und dem, auf den ihn seine Rigaer Aemter gestellt hatten, durch eine specielle Verwickelung in schneidender Weise fühlbar gemacht worden wäre. Das, was dem Faß den Boden ausschlug, war — um wieder seine eigenen Worte zu brauchen — „die Situation, in die er sich mit dem Klotzischen Gesindel gesetzt sah" [1]).

Er wisse selbst nicht, lauten seine Worte weiter, durch welche erste Wege er sich in diese Situation gesetzt habe.

Schritt für Schritt haben wir unsererseits diese Wege bis zu der Erklärung in der Vossischen Zeitung und bis zu dem anonymen Auftreten gegen Klotz in den Kritischen Wäldern verfolgt [2]). In schwer begreiflicher Verblendung zog er das Netz, in dem er gefangen werden sollte, immer dichter über sich zusammen. Als Verfasser der Fragmente, als Verfasser des Torso war er verrathen und erkannt worden — und glaubte nun dennoch in den Kritischen Wäldern unerkannt bleiben zu können! Was sollte es wohl nützen, daß er das Erste und Zweite Wäldchen ohne Angabe des Verlagsorts in die Welt schickte? War es nicht ein geradezu kindisches Manöver, daß er den die neue Schrift ankündigenden Brief an Lessing (LB. I, 2, 415 ff.) mit einer Chiffre unterzeichnete und von einer fremden Hand schreiben ließ? Gesetzt auch, er hätte selber durchaus reinen Mund halten können: — waren nicht die angegriffenen Gegner im Besitz einer organisirten Spionage? war nicht das Buch auf jeder Seite sein eigner Verräther? Selbst im Gedränge der Mitarbeiter von Nicolais Bibliothek war er nicht unerkannt geblieben [3]): den Verfasser der Kritischen Wälder erkannte Jedermann auf den ersten Blick. Es war so, wie ihm Scheffner schrieb, indem er ihm auf den Kopf zusagte, daß kein Anderer das Buch verfaßt haben könne: „wenn die Malermanieren so gewiß zu unterscheiden wären, wie Ihr Stil von aller Anderen Stil, so würde über diese oft eitle Sache nicht so viel gestritten werden dürfen."

---

[1]) An Nicolai 5. Aug. 1769 LB. II, 50 ff. Außer diesem Briefe geben über die Motive seines Scheidens von Riga Auskunft und werden daher im Text benutzt: der wahrscheinlich nicht abgeschickte Brief an Hamann LB. II, 59 ff. und der Anfang des Reisejournals LB. II, 155.

[2]) S. oben S. 211 ff.

[3]) Als den Verfasser der Ugolinorecension bezeichnet ihn Flögel an Klotz 20. Juni 1770, Briefe deutscher Gel. an Klotz I, 158; „Herder ist Mitarbeiter an der Allg. Bibl.", heißt es in der Vierten Sammlung von Chr. H. Schmids Zusätzen zur Theorie der Poesie (1769) S. 160.

So erkannten ihn Scheffner, Nicolai, Hamann; so erkannten ihn, was schlimmer war, neben den Freunden die Gegner, und noch waren nicht zwei Monate ins Land gegangen, als alle Zeitungen, die einen lobend, die anderen schmähend, das neue Buch zugleich mit dem Namen des Verfassers ausposaunten [1]).

Die ganze Naivetät der Verblendung, mit welcher der Letztere sich in die Möglichkeit eines Incognito hineingeredet hatte, wird uns aus dem Schlusse des Zweiten und der Vorrede zum Dritten Wäldchen deutlich. Er hielt für möglich, was er für sein Recht hielt, und er hielt für recht, was ihm persönlich wünschenswerth schien. „Mein Name," schrieb er, „ist keine Sünde" — und warum also, das ist die gerade Folge dieses Satzes, warum ihn nicht nennen? warum sollte es irgend wem verwehrt sein, ihn zu „errathen oder zu weissagen"? Die gegenwärtige Schrift, hieß es weiter, ist eine bloße Streitschrift, bloß für eine Zeitverbindung, und in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war. Dieser aggressive, persönliche Charakter — das ist wieder die sich natürlich ergebende Folgerung — macht es dem Verfasser zur Ehrenpflicht, daß er sich nenne. Allein die Logik Herders, die Logik des seiner guten Absichten sich bewußten Egoismus ist eine andere. Aus den angeführten Gründen gerade darf und wird der Verfasser seinen Namen nie entdecken, wird er dies Buch „nie unter die Kinder seines Namens aufnehmen", was er nur mit sachlich erheblicheren Arbeiten thun wird, und glaubt er von dem Publicum fordern zu dürfen, daß es, seines Autorstolzes und seiner Bequemlichkeit wegen, sein Anonymitätsprivilegium respectire!

Die eigenliebige Naivetät dieser Logik verwickelte nun aber Herder in weitere Fehlgriffe, die nicht mehr bloß Irrthümer, sondern Unwürdigkeiten genannt werden müssen. Er hatte bei den Fragmenten den Fehler begangen, seine verrathene Autorschaft in mehr als einem Privatbriefe einzugestehen. Er wollte diesen Fehler nicht zum zweiten Male begehen. Es dünkte ihn das sicherste Mittel, allen Angriffen auf seine Person, allen gegen ihn namentlich

---

[1]) Scheffner an Herder LB. I, 2, 433. Nicolai an Lessing (18. Octbr. 1768) LB. I, 2, 365: er wisse zuverlässig, daß Herder der Verfasser der Kritischen Wälder sei, da er unter der Hand die Correctur des ersten Bogens gesehen; vgl. Nicolai an Herder 11. April 1769 (LB. I, 2, 443): „Ich selbst und alle meine Freunde haben Sie im Anfang für den Verfasser der Kritischen Wälder gehalten." Ferner Hamann an Herder 24. Jan. 1769 LB. I, 2, 422 und 9. April ebendas. S. 437. Meusel an Herder daselbst 448: „Noch ehe ich die vermaledeiten Wälder sah, sagte man ohne Bedenken oder Einschränkung: Herr Herder ist der Verfasser derselben" u. s. w. Gleich das erste am 2. Jan. 1769 ausgegebene Stück der Erfurtischen Gel.-Zeitg. verkündete, daß zwei kritische Wälder von Herrn Herder unter der Presse seien und recensirte dann am 23. Jan. das inzwischen erschienene Buch als ein Herdersches. Ebenso die Jenaer Gel.-Zeitgen. St. 17, die Neuen Hallischen St. 13 vom 13. Febr. und die Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit Bd. XII vom 28. Februar 1769.

gerichteten Erwiderungen der Gegenpartei die Spitze abzubrechen, wenn er sich hartnäckig aufs Leugnen legte. So thut er in ziemlich brüsker Weise gegen Meusel, der ihn der Kritischen Wälder wegen mit einem unliebsamen Briefe aufgesucht hatte; so thut er in ganz besonders systematischer und raffinirter Weise, mit fast erschreckender Meisterschaft, Komödie zu spielen und im treuherzigsten Tone Verstellung zu üben, gegen Nicolai[1]). Wie aber privatim, so öffentlich. In die Vossische, ebenso in die Gelehrten Erfurtischen Zeitungen, die beide die Kritischen Wälder auf Rechnung des Verfassers der Fragmente gesetzt hatten, schickte er die Erklärung, „daß er an diesem Buche keinen Theil habe und es in seiner Entfernung selbst noch nicht gesehen“[2]). Mit wunderlich vexatorischer Zweideutigkeit sollte denselben Protest der Schluß des Vierten Wäldchens wiederholen. Ihm, dem Verfasser der Wälder, heißt es da, thue es nichts, wenn die schreiende Unwissenheit, die zu entlarven sein Buch bestimmt gewesen, seinen Schatten anbelle. „Nur schade,“ fährt er fort, „daß damit der Name eines ganz anderen Schriftstellers gemißbraucht, und seine Person, sein Amt, sein Stand von Niederträchtigen niederträchtig mißhandelt wird! Womit kann ich's diesem Unschuldigen ersetzen, daß ich zu solchen Mißhandlungen unschuldiger Weise Gelegenheit gegeben?“

Nicht eher indeß wurde diese letztere Stelle geschrieben, als nachdem ihm wirklich die Kritischen Wälder Angriffe zugezogen hatten, welche die Bezeichnung als Niederträchtigkeiten und Mißhandlungen vollauf verdienten. Klotz nämlich hatte inzwischen seine Rache wegen der im Zweiten Wäldchen gegen ihn gerichteten Kritik genommen. Eine ebenso frivole und unanständige wie wohlberechnete und empfindliche Rache. Als ob die Herdersche Erklärung vom 24. December 1768 gegen die von Riedel in den Briefen über das Publicum begangene Indiscretion gar nicht existire, brachte die Klotzische Bibliothek im ersten Stück ihres Jahrgangs 1769 (S. 119 ff.) vorerst, statt einer Besprechung der Wälder, eine Recension der im Buchhandel noch gar nicht erschienenen Zweiten Auflage der Ersten Fragmentensammlung. Eine Wiederholung also des Riedelschen Streichs! Eine Schmähschrift nennt Hamann diese Recension, und Freund Scheffner war in Herders Seele ganz außer sich über dieselbe[3]). Mit Recht. Denn abgesehen von dem erneuten Spott über die Schreibart, über den „dictatorischen und unverschämten“ Ton des Fragmentisten, abgesehen von dem Vorwurf, daß er sich Lügen und Verdrehungen erlaubt habe, von dem versuchten Beweise, daß er „die Griechen nur vom Hörensagen kenne“, gipfelte das Pasquillantische in einer unwiedergebbaren schmutzigen Wendung, betreffend Herders Verhältniß zu Hamann.

---

[1]) Meusel an Herder LB. I, 2, 447 ff.; Herder an Nicolai ebendas. 412 und 425.

[2]) Vossische Zeitg. vom 21. und Erfurtische Gel.-Zeitg. vom 31. März 1769.

[3]) LB. I, 2, 428 und ebendas. 432. Auch Ch. H. Schmid in den Zusätzen zur Theorie der Poesie a. a. O. S. 160 spricht ungescheut von der zweiten Auflage der Fragmente als von einem erschienenen Werke.

Nur etwas Gleichmuth und etwas Klugheit, und es hätte jetzt in Herders Gewalt gestanden, den plumpen Angriff unschädlich zu machen und den gemeinen Mann, der den Bogen so stark überspannt hatte, zugleich lächerlich und unrechtlich erscheinen zu lassen. Schon vorher zur Hälfte entschlossen, die zweite Auflage nicht publici juris werden zu lassen, entschloß er sich jetzt definitiv dazu. Aus Kleinmuth und Verdruß jedoch und in rathloser Entrüstung [1]) entschloß er sich dazu und schoß daher auch seinerseits über das Ziel hinaus. Mit der Erklärung, daß Klotz eine Ehrlosigkeit begangen, indem er ein nicht erschienenes, ein aus der Druckerei gestohlenes Buch recensirt habe, mußte er Alle, die nicht Klotzianer waren, das ganze unparteiische Publicum auf seine Seite bringen. Er gab diese Erklärung — aber leider nicht diese allein. Nun rächte es sich, daß er selber mit falschen Karten gespielt hatte, nun trug die Unwahrheit, die er durch seine Verleugnung der Wälder sich zu Schulden kommen lassen, weiter. Er verband mit jener Erklärung in dem Avertissement, das er jetzt auf Nicolais Rath in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und gleichzeitig im Hamburger Correspondenten erscheinen ließ, die Beschwerde, daß die Klotzianer trotz seines öffentlichen Protestes fortführen, ihn für den Verfasser der Kritischen Wälder auszurufen und erneuerte zugleich ausdrücklich diesen Protest gegen die Autorschaft eines Buches, „mit dessen Ton," wie er zweizüngig hinzusetzte, „er eben so wenig zufrieden sei als Herr Klotz [2])."

Wir werden, um nicht mit unbilliger Härte über dies Verfahren zu urtheilen, uns auf den Standpunkt der damaligen litterarischen Moral zu versetzen haben. Die Anonymität war in Sachen der kritisch-litterarischen Publicistik damals ebenso durchgängig der Brauch, wie sie es heutzutage mit größerem Recht in der politischen Publicistik ist. Selbst Lessing trotz all' seiner freimüthigen Kampfeslust und seiner Wahrheitsliebe trug kein Bedenken, seine Mitarbeiterschaft an den Litteraturbriefen in sophistischer Weise abzuleugnen, und auch später noch treibt er das Versteckspiel in Sachen der Wolfenbüttler Fragmente mit einer Feinheit und einem Behagen, wie als ob es sich um die Durchführung einer dramatischen Intrigue handle. Die Methode, durch wechselnde Chiffern unter den einzelnen Recensionen die neugierigen Rather irrezuleiten, war beispielsweise in Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek in ein förmliches System gebracht, — und waren denn nicht die Fragmente und die Kritischen Wälder eben auch etwas wie ein litterarisch-kritisches

[1]) An Nicolai LB. I, 2, 425. Ueber die Unterdrückung der Auflage SWS. I, XXXI.

[2]) Das Avertissement, jetzt abgedruckt LB. I, 3, b, 196 ff., findet sich Allg. Deutsche Bibliothek IX, 2, 305 ff. und Hamburger Correspondent St. 80 vom 20. Mai 1769. Der Rath Nicolais (LB. I, 2, 444), die Erklärung auch in letzteres Blatt einzurücken, hatte freilich die Folge, daß in Stück 83 die Leser, damit sie sich ein Urtheil bilden könnten, auf die Klotzische Recension hingewiesen wurden, und daß in Stück 94 Gegenerklärungen von Klotz und Wittenberg (dem Redacteur des Correspondenten) erfolgten. Vgl. außerdem Hartknoch an Herder LB. II, 140 und über Klotzens und Wittenbergs verlogne Repliken ebendas. S. 29.

Journal? durfte Herder nicht meinen, daß er ein Recht habe, sich unter den Schutz der allgemeinen Sitte zu flüchten, — dieses Recht im Nothfall zu erzwingen? War denn Wind und Wetter gleich getheilt, wenn nur Er mit seinem Namen eintreten sollte, während im Lager der Gegner das Verstecken, das Verleugnen, das Rollentauschen sowie andererseits das Klatschen und Spioniren die Regel war? Und war nicht seine persönliche Lage eben die schonungsbedürftigste? Befand er sich nicht im Stande der Nothwehr? War es nicht entschuldbar, nicht erklärlich zum mindesten, wenn er, gereizt und geängstigt von den Angriffen der Gegner, den Kopf und mit dem Kopf zugleich das einfache Gefühl moralischer Würde, das Vermögen der Unterscheidung zwischen erlaubter Heimlichkeit und hartnäckiger Ableugnung der Wahrheit verlor?

Die Stimme des unbestochenen Gewissens vertrat Hamann, dessen treue Freundschaft sich jetzt bewährte. Mit einer rückhaltlosen Offenheit, wie sie kein Anderer sich erlaubt haben würde, sagte er dem jungen Heißsporn die Wahrheit. Schon am 17. Januar hatte er dem verdrossenen und gereizten Autor eine beherzigenswerthe Lehre gegeben: „von Seiten des Gewissens und der Leidenschaften betrachtet, ist die Autorschaft keine Kleinigkeit, und diese beiden Pole haben mehr auf sich als Witz und Gelehrsamkeit." Oeffentlich hatte er ihn dann in der Königsbergischen Recension der Wälder ermahnt, statt mit Klotz zu zanken, sich wie Winckelmann auf große und würdige Werke zu concentriren. Die eindringlichsten Vorhaltungen macht er ihm sodann nach der Lectüre der Klotzischen Schmähschrift. „Ich verdenke es Ihnen," schreibt er am 13. März, „daß Sie eine neue Ausgabe Ihrer Fragmente so frühe besorgt und mir ein Geheimniß aus der ganzen Geschichte gemacht, noch mehr aber und insbesondere den zweiten Theil Ihrer Kritischen Wälder. Daß Sie das erste Mal verrathen sind, war ein klein Unglück; das letzte aber scheint mir größer zu sein, und bei gegenwärtigen Umständen das Blindekuhspiel zu versuchen, kann Ihnen auf keine Weise beförderlich, aber desto nachtheiliger sein. Ich wünschte Ihnen wirklich ein wenig mehr wahre Liebe und wahren Ehrgeiz auf Ihre Talente. Letzterer allein würde Sie abgehalten haben, sich mit einem so kleinen Geist und offenbaren Marktschreier, wie Klotz ist, gemein zu machen und dem Publicum en détail Ihre Autor-Empfindlichkeit und eine mehr eitle als gründliche Rache zu verrathen, oder sich wenigstens den Verdacht davon zuzuziehen." Und endlich unterm 9. April, nachdem Herder seinen ersten Protest veröffentlicht hatte: „Ihre öffentliche Entsagung der Wälder hat alle Ihre Freunde geärgert" — — „Still schweigen, aus der Erfahrung lernen, ein ander Feld sich wählen, mit Treue und ohne Leidenschaft noch Heftigkeit, sondern mit Furcht und Zittern für die Unsterblichkeit — — ist der einzige logogryphische Rath, den ich Ihnen geben kann, wenn Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit und den Genuß Ihres Lebens lieben und allen Scheingütern und Projecten vorziehen."

Wir besitzen leider den Brief nicht, mit welchem Herder auf dies Hamannsche „Pastoralschreiben" erwiderte. Man ersieht nur, daß er überhaupt um diese Zeit gegen Hamann verstimmt war. Der Rath Nicolais galt ihm mehr als die Vorhaltungen dessen, den er einst den Schutzgeist seiner Autorschaft genannt hatte. Das Dritte Kritische Wäldchen wurde nicht zurückgezogen, der ersten Ableugnung folgte die zweite. Zu seiner Ehre dürfen wir nichtsdestoweniger annehmen, daß im Stillen und in den Momenten ruhiger Selbstprüfung sein Verstand und sein Gewissen jedem Worte des Freundes Recht gab. Je länger je mehr machte er die Erfahrung, daß das Unrecht, das er begangen, zugleich eine Thorheit war. Aus Gefälligkeit mochte Nicolai, zum Schein und mit spöttischer Miene mochte Meusel seinen Protesten Folge geben: in Wahrheit glaubte ihm Niemand[1]). Alles, was ihm am empfindlichsten war, wußte ihm die Bosheit der Klotzianer immer von Neuem wieder ins Gesicht zu werfen. Wenn er sich in der Vorrede zum Zweiten Wäldchen nur das Eine verbeten hatte, den Titel seines Buches nicht zu einem Gegenstande artiger Wortspiele zu machen, so war das nur ein Grund mehr, daß die Klotzischen Journale von den aus Livländischem Saamen nach deutschem Boden verpflanzten, oder, noch witziger, von „ausgehauenen" Wäldern redeten. Wenn er sich beklagte, daß man sein Amt, seinen Stand, seinen Aufenthalt beschimpfe, so war das übermüthige Schreibervolk erst recht dahinter her, jeden Ausdruck aufzustechen, der für einen Prediger unanständig schien, oder Anmerkungen zu machen wie die, daß der Verfasser der Kritischen Wälder in seinen Predigten ein Kriticus, in seiner Kritik ein Prediger zu schein scheine[2]). War es denn falsch, wenn sie, manche Blöße seines philologischen Wissens aufdeckend, ihn des Dilettantismus ziehen?[3]) Und wie vollends war gegen den Vorwurf der

---

[1]) So behandelt es z. B. noch die Recension aller drei Wälder in (Ch. H. Schmids) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770, S. 36 ff. als eine ausgemachte Sache, daß Herder, ungeachtet aller Proteste, der Verfasser sei.

[2]) Man sehe z. B. die Recension der K. W. im 10. St. der Klotzischen Bibliothek S. 334 ff., die in den Neuen Hallischen Gel.-Zeitungen 1769 St. 13 vom 13. Febr.; die mehrcitirten Schmidschen Zusätze ꝛc., die Recension dieser Zusätze im 11. Stück der Klotzischen Bibliothek S. 385 ff. und in demselben Stück, S. 443 ff., die Recension der durch die Antiquarischen Briefe und die Kritischen Wälder veranlaßten Schrift aus der Klotzischen Clique: „Litterarische Briefe an das Publicum, Erstes Paquet." Altenburg 1769. — Die erste eingehende und würdige Besprechung der Kritischen Wälder brachte wieder, und zwar abermals aus Garves Feder (Jördens II, 372) die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften IX, 1, 20 ff. und IX, 2, 250 ff.

[3]) Wie hämisch die Gegner sich auf diesen Punkt warfen, mag aus dem Briefe J. J. Harders, Pastors zu Sunzel in Livland, an Klotz (Briefe deutscher Gelehrter II, 58) erhellen. Wir erfahren aus diesem Briefe, daß Herder den Schreiber zu einer Uebersetzung von Burkes Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen des Schönen und Erhabenen veranlaßt, der er selbst einen Commentar hinzufügen wollte. (Vgl. LB. II, 140.) Weiter aber schreibt der würdige Mann in Bezug auf sein Herder zugesandtes Manuscript, er habe, da Herder dort zu Lande im Verdacht stehe, kein Griechisch zu verstehen, ihm durch geflissentlich falsche Uebersetzung der Homerischen Stellen in Burkes Schrift eine Schlinge stellen zu müssen geglaubt!

seltsamsten und auffälligsten Meinungsschwankung aufzukommen, — gegen den Vorwurf, daß er, der noch so eben Klotz als ein Muster von Gelehrsamkeit und Geschmack gepriesen, im Handumdrehen zu einem schonungslosen und leidenschaftlichen Angreifer geworden war?

Kurz und gut: wie sehr er im letzten Grunde seines wissenschaftlich-sittlichen Strebens, im Kern seiner Ansichten und Gesinnungen im Rechte war: er hatte sich durch die Hitze seines Vorgehens nach allen Seiten hin ins Unrecht gesetzt. Ins Unrecht gesetzt vor Allem gegen sein eigenes besseres Selbst. Es war eine abschüssige Bahn, auf der er sich befand. Unter der Devise der Philosophie der Menschheit und ihrer Geschichte war er, derselbe Mann, der eben jetzt angefangen hatte, dem Geheimniß der ältesten Poesie des Morgenlandes mit begeistertem Wahrheitseifer nachzuspüren, — zum Zänker, und um der Freiheit der Kritik willen zum eigenliebigen Rechthaber geworden. Seine höchsten geistigen Interessen waren in den Staub eines litterarischen Streites herabgerissen, den er mit so wenig Würde und Haltung zu führen verstand. Er hatte sich vor der Welt, er hatte sich noch mehr vor sich selbst bloßgegeben. Seine Ansichten, seine Schriftstellerei, seine litterarischen Fehden standen in grellem Gegensatze zu seinem geistlichen Amte, und in noch grellerem Gegensatze dazu stand das Bewußtsein, daß er sich nicht besser als durch gewundene und gehäufte Unwahrheiten zu helfen gewußt hatte.

Ein einziges Mittel gab es, dem Unbehagen dieser Situation ein Ende zu machen, eine einzige Form, das Incognito dennoch durchzusetzen, das ihm bisher, trotz Allem, jedesmal zu Schanden geworden war. Um den Blicken des Publicums und zugleich sich selbst zu entfliehen, blieb nur übrig, daß er sich wirklich unsichtbar machte, daß er als Schriftsteller schwieg und von dem Schauplatz seiner bisherigen Wirksamkeit verschwand. „Meine Situation,“ so erklärt er sich über den Schritt, den er jetzt, Allen unerwartet, that, gegen Nicolai, „contrastirte so sehr mit meinem Stande, und die Klotzianer suchten den Contrast noch um so mehr zu erhöhen, daß ich, der, wenn er nichts, so wenigstens ein inniges Gefühl hat, einer guten Sache nicht unwürdig zu werden — — daß ich nichts für besser fand, als mir mit Einem Male von Allem Luft zu schaffen, den Pöbel ausrasen zu lassen und mich in eine andere Situation zu werfen.“ Seine Absicht sei gewesen, sagt er anderswo, „sich selbst zu relegiren, um nach seinem Exil mit Ehren wieder erscheinen zu können,“ und wieder ein andermal verweist er diejenigen, die sein „Verschwinden und Ellipsiren“ nicht begreifen könnten, auf das Leben Descartes' [1]). Nicht unwahr, nur nicht die ganze Wahrheit war auch die Erklärung, die er über seinen plötzlichen Abschied von der Kanzel herab seiner Gemeinde gab, seine einzige Absicht sei, „die Welt seines Gottes von mehr Seiten kennen zu lernen, und von mehr Seiten seinem Stande brauchbar zu werden, als er

[1]) An Hartknoch LB. II, 12 und 82.

bisher Gelegenheit gehabt, es zu werden.“ Mit solchen Vorsätzen streckt er sich eben nach vorwärts, statt nach rückwärts, und weil es ihm in der That voller Ernst damit war, so durfte er nachmals das glücklich gelungene Vorhaben in demselben idealisirenden Lichte erblicken und seiner Braut erzählen, er sei gegangen, da ihm sein Genius unwiderstehlich zugerufen: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!“

Wie dem sei: der Entschluß, zu gehen, lag, ohne daß er ihn zu suchen brauchte, vor seinen Füßen; derselbe war durch die immer wiederkehrenden mißvergnügten Stimmungen während mehrerer Jahre so vorbereitet, daß er ihm jetzt nur wie eine reife Frucht zufiel. Gleich anfangs hatte er sich nur für drei Jahre zu dem Dienst an der Domschule verpflichtet und wiederholt in den Jahren 1766 und 1767, vor dem neuen, durch den Petersburger Ruf herbeigeführten Engagement, hören wir ihn an diesem Termine festhalten; dann wolle er reisen und statt der Ufer der Düna Deutschland zu seinem Aufenthalte wählen [1]). Ein Stoß müsse kommen, schreibt er an Hamann, der ihn hebe und fortschleudere, und ähnlich noch in den ersten Tagen des Jahres 1769 an Nicolai, als ihm dieser entfernte Aussichten auf eine Stellung in Berlin eröffnet hatte, er habe keine entschiedene Meinung über Gehen oder Bleiben und könne nur in stammelnder Sprache darüber reden: Winke, Vorfälle, Situationen müßten kommen, die allererst bei ihm selbst dies Stammeln berichtigten. Dergestalt hing dieser Mann von Umständen mehr als von einem klaren, die Zukunft frei bestimmenden Willen ab, und darin eben bestand jetzt und später der Glauben an sein Schicksal, an seinen Genius oder an die Entscheidung der Vorsehung. Der Entschluß, den er jetzt faßte, zu reisen, da es ihm, seinem eigenen Geständniß zufolge, an Muth und Kraft fehlte, in anderer Weise alle seine Mißsituationen zu zerstören, war sein eigener — aber derselbe war ihm wie durch unvermeidliche Nothwendigkeit aufgedrängt. Der Stoß, den er erwartet, die Winke, Vorfälle und Situationen, auf die er gerechnet, waren gekommen. „Ein großer Theil unserer Lebensbegebenheiten,“ schreibt er zu Anfang seines Reisetagebuchs, „hängt wirklich vom Wurf von Zufällen ab: so kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los; so ging ich auch auf Reisen.“

Einmal jedoch zum Reisen entschlossen, mußte er schnell und plötzlich ein Ende machen — „sonst,“ wie es in dem Briefe an Nicolai heißt — „wäre an meinem Orte nichts daraus geworden; so sehr waren auch jetzt wieder die Stricke fertig, um mich zu fesseln.“

In der That, die Situation glich in etwas der früheren, als die Rigenser ihm, aus Besorgniß, ihn zu verlieren, das Predigtamt an den vorstädtischen Kirchen übertragen hatten. Schon Anfang 1769 hatte er sich gegen Nicolai ge-

[1]) LB. I, 1, 319. I, 2, 212 und 232.

äußert, daß ihm die erste vacante andere Stelle nicht entgehen könne; überdem sei es von Seiten des Gouvernements im Werke, ihm bei dem längst erwarteten Tode des greisen Loder dessen Stelle als Prediger bei der Kronskirche und Rector der Ritterschule zu verleihen [1]). Diese Stricke also galt es zu durchschneiden; es galt, wie er stolz genug sagt, zu überraschen, zu frappiren, zu verwirren. Es gelang vollkommen, und er hatte nach so manchem Verdruß eine große Genugthuung. „Ich traf," erzählt er an Hamann, „den Punkt, da mich die Thränen und Wünsche Aller begleiteten, und man aus einer Sympathie für die Jugend, in die ich mich stellete, und in der man mich selbst bisher noch nicht gesehen hatte, mich mit Regungen beschenkte, die wenigstens uneigennütziger sind als Geschenke." Unmittelbar nach dem Osterexamen in der Domschule reichte er am 5. Mai 1769 bei dem Rathe von Riga das Gesuch um Entlassung von seinen Aemtern behufs einer längeren Reise ein. Es wurde, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, ihn zur Zurücknahme desselben zu bewegen, vier Tage später in den ehrenvollsten Ausdrücken bewilligt [2]). Er blieb standhaft, als nun auch der Regierungsrath von Campenhausen ihn durch Anerbieten und Versprechungen zu halten sich bemühte. Die betreffenden Verhandlungen, noch bis zur letzten Stunde fortgeführt [3]), hatten nur den Erfolg, daß er sich für eine etwaige Zurückkunft, die er ernstlich im Auge behielt und ausdrücklich zusagte, den Rücken deckte: — er verließ Riga, die schriftliche Designation zum Pastorat an St. Jacob und zum Rectorat der kaiserlichen Ritterschule in der Tasche [4]). Die günstigste Gelegenheit aber bot sich für die Reise; das Schiff, mit dem er abging, führte auch seinen Freund Gustav Berens an Bord. In solcher Begleitung mochte er zunächst nach Kopenhagen gelangen; der „Wurf des Zufalls" mochte dann weiter entscheiden, ob und wie er seine Pläne auf Deutschland, Frankreich, England, Italien in Ausführung brächte.

Rührend und herzlich war der Abschied, den er am 17. Mai von seiner Gemeinde nahm; im Uebrigen war es ein fast tumultuarischer Abschied. Die Freude, alle Rücksichten und alle Lasten von Aemtern, in die er allzu jung eingespannt worden war, von sich abschütteln, endlich einmal Freiheit in vollen Zügen schlürfen und eine neue Seite im Buche seines Lebens aufschlagen zu können, spricht sich sehr deutlich in dem burschikosen Tone eines wenige Tage vor der Abreise an seinen Freund Scheffner geschriebenen Briefes aus.

---

[1]) LB. I, 2, 413; vgl. Hamann an Herder 17. Januar 1769 ebendas. S. 418, wo offenbar von denselben Aussichten die Rede ist.

[2]) Zur Chronologie dieser letzten Rigaer Tage vgl. Reisejournal LB. II, 156 mit Brief an Scheffner I, 2, 486; die Resolution auf das Entlassungsgesuch LB. I, 2, 453 und Sivers, Herder in Riga, S. 55.

[3]) Erinnerungen I, 107 und die Erzählung Wilperts ebendas. S. 116.

[4]) Herder an Scheffner LB. I, 2, 487, und Hartknoch an Herder LB. II, 66: „Sie haben eine schriftliche Versicherung vom Gouvernement."

„Ich muß meine Meubles und Bücher verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen und ehrlich wegzukommen. Und so

Frei von Mantel und Kragen
will's Gott! übermorgen nach Kopenhagen!

Ohne Geld, ohne Unterstützung, unbesorgt, wie Apostel und Philosophen, so gehe ich in die Welt, um sie zu sehen, von mehr Seiten kennen zu lernen und nutzbarer zu werden." Ohne Geld und ohne Unterstützung, schreibt er, aber er kann nur meinen, ohne öffentliche Unterstützung; denn aus seiner Correspondenz ist zu ersehen, daß seine Rigaer Freunde ihn aufs Freigebigste für die Reise ausstatteten, und daß namentlich sein Verleger Hartknoch, der ihn in dem Plane der Abreise bestärkt hatte [1]), ihm in wahrhaft großartiger Weise seinen Beutel zur Verfügung stellte.

Die Freunde gaben ihm auch das Geleit an Bord seines Schiffes. Ein heiterer Frühlingstag — es war der 23. Mai 1769 — hatte die Fahrt die Düna abwärts und von da auf die Rhede hinaus begünstigt. Da brach plötzlich ein Unwetter mit heftigem Regenguß aus. Unter Donner und Blitz mußte man Abschied nehmen;

Sieh, Freund! da fliehn sie hin im Ungewitter,
die Freunde meiner Jugend — —

so der Anfang der Herderschen Ode: „Als ich von Livland zu Schiffe ging" [2]). Noch zwei Tage mußte er vor Anker liegen, und noch „vom Rande der See", vom 25. Mai (5. Juni) Nachmittags datirte er zwei Abschiedsbillets an Hartknoch und dessen Frau voll Scherz über die Zeichen und Wunder, mit denen der Himmel sein Scheiden bezeichnet habe. Sie bedeuteten ein Scheiden auf Nimmerwiederkehren. Niemals sollte Herder die baltischen Gestade wiedersehen, denen er jetzt so lebenslustig und hoffnungsvoll den Rücken wandte.

---

[1]) LB. III, 23. 35; Düntzer C. II, 82.
[2]) Abgedruckt LB. II, 5 ff.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Drittes Buch.

Reiseleben.

Erster Abschnitt.

Von Riga bis Paris.

Erst am Abend des 5. Juni 1769[1]) stach das Schiff in See, auf welchem sich Herder mit seinem „guten, vortrefflichen Reisegefährten" befand. Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt. Bei oft spiegelglatter See langte man erst am 17. vor Kopenhagen an und landete zwei Tage später in Helsingör.

Es war ursprünglich der Plan unseres Reisenden gewesen, in Kopenhagen oder Helsingör das Schiff zu verlassen, in der dänischen Hauptstadt den Sänger des Messias, dessen Freund Cramer, den Theologen Resewitz, den Dichter Gerstenberg persönlich kennen zu lernen und dann über Kiel und Hamburg nach Deutschland zu gehen. Er hatte es dabei auf eine lebendige Ergänzung seiner Arbeiten über die deutsche Litteratur und über die Urkunden des hebräischen Alterthums abgesehen. Er malte sich aus, wie er im Umgang und Gedankenaustausch mit jenen Männern „Funken schlagen werde zu einem neuen Geist der Litteratur, der vom dänischen Ende Deutschlands anfange und das Land erquicke". Fast jede zehn Meilen hinab von Kopenhagen — so schrieb er am 18. Juni vom Schiff aus, als ihm eben die dänische Insel Möen in Sicht kam, an Hartknoch — habe er „bestimmte Pflichten und Aussichten". Er meint Pflichten und Aussichten, die mit seinen bisherigen Beschäftigungen unmittelbar zusammenhingen und unmittelbar denselben zu gute gekommen wären. Allein hatte er denn deshalb von Amt und Arbeit so plötzlich sich losgemacht, um sogleich wieder durch vorgefaßte Pläne sich binden zu lassen? Sollte er sich nicht ganz einmal der Entscheidung des Moments überlassen und sich einzig vom Winde der Gelegenheit treiben lassen? Eine Nacht vor Helsingör entschied es. Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit gaben den Ausschlag. Von seinem Freunde Berens, den seine Geschäfte nach

[1]) Die Data von nun an durchweg nach neuem Stil. — Als Hauptquelle für gegenwärtigen Abschnitt dienen die im zweiten Bande des „Lebensbildes" zusammengestellten Materialien.

Frankreich riefen, ließ er sich bestimmen, auch ferner in dessen Gesellschaft zu bleiben: — „ohne es fast gewollt zu haben", wie durch einen „Wurf im Brete" fand auch er sich auf dem Wege nach Frankreich. Nach weiteren vier Wochen einer gleich ruhigen und langsamen Fahrt an den Küsten Jütlands, Hollands, Englands vorbei — am 21. Juni segelte man von Helsingör weiter, war den 3. Juli im Kanal und verließ denselben am 12. — stieg er am 15. mit seinem Begleiter in Painboeuf ans Land, um noch an demselben Tage von da landeinwärts nach Nantes zu fahren [1]).

Ein Geschäftsfreund von Berens, Herr Babut, empfing hier die Reisenden aufs Gastlichste, und namentlich die Frau des Hauses, eine höchst achtbare und liebenswürdige Dame, wußte dem jungen Gelehrten den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß er, immer von Neuem durch Studien und durch Gesellschaft gefesselt, hier eine mehrmonatliche Rast machte. Er fühlte, daß er allererst einer Sammlung, einer Zwischenstation zwischen Arbeit und Reise, einer ernstlichen Vorbereitung für die Weiterreise bedürfe. Dazu kam ihm hier, auch abgesehen von der ökonomischen Erleichterung durch das Zusammensein mit Berens, Alles günstig entgegen: die Liberalität der französischen Provinzialen, die bequemen Umgangssitten des Landes, die landschaftliche Anmuth der nächsten Umgebung, Bücher und Lectüre in hinreichender Menge. Nur für Deutschland wollte er sich unsichtbar gemacht haben; es beeinträchtigte daher sein Behagen nicht, daß es auch in Nantes bald genug auskam, wer er sei, — ein nicht mehr unberühmter Autor, der über die Litteratur seines Vaterlandes geschrieben habe. Sein Verräther war ein junger Kaufmann, Namens Koch, geworden, ein Schwede, der, in Hamburg erzogen, ein Liebhaber der deutschen Litteratur, den Verfasser der Fragmente und der Wälder aus den deutschen Journalen kannte. Der Umgang mit dem strebsamen, glücklich begabten jungen Manne, der sich ihm mit lernbegieriger Verehrung anschloß, war ein Reiz mehr für ihn; sein ganzer pädagogischer Enthusiasmus wurde rege, und auf manchem Morgenspaziergange in die schönen Wälder von Nantes, die er auch einsam so gern mit einem Buch in der Tasche aufsuchte und die ihn in die Zeit seiner Knabenträume zurückversetzten, mochte er mit ihm den Musen opfern, ihm bald diese, bald jene Lieblingsidee entwickeln.

Auch an näheren und ferneren Ausflügen ließ er es nicht fehlen; er spricht von Reisen in die Provinz und von einem Besuch in Angers, das ihn als Sitz einer académie des belles lettres anzog; genug, er hatte und nutzte die Gelegenheit, sich auf französischem Boden ganz nach Laune und Lust mit dem französischen Wesen vertraut zu machen. Die Sprache aus der

[1]) Die obigen Tagesangaben nach einer handschriftlichen Aufzeichnung auf einem Zettel. Die Erinnerungen I, 126 weichen unwesentlich ab. Nach dem Brief an Begrow, LB. II, 24, kam er am 16. Juli in Nantes an.

Nation und diese aus der Sprache verstehen zu lernen, da er bisher das Französische nur als Büchersprache gekannt und nur stümperhaft gesprochen, dies giebt er wiederholt als den eigentlichen Hauptzweck seines verlängerten Aufenthalts an. Er spricht und hört, er liest und schreibt Französisch; er freut sich der sich mehrenden Bekanntschaften — nur daß es uns doch vorkommen will, als ob er die Sache nicht allzu praktisch angefangen. So viel reicher sind seine Briefe an litterarischen als an anderen Notizen; so ganz vermißt man darin selbst den Schatten eines Bildes der bedeutenden und belebten Handelsstadt, deren fernes Getümmel ihn nur mehr in Träume, in Gedanken- und Schriftstellerträume wiegt, wenn er in den schönen Baumgängen vor ihren Thoren im Marmontel oder Thomas liest. Er ist und bleibt auch in Frankreich der Gelehrte, der Bücherverschlinger, der sich doch vor Allem heißhungrig und mit launisch wechselndem Appetit auf die Litteratur stürzt. „Von Voltaire," so schreibt er gegen das Ende seines Nanteser Aufenthalts an Hartknoch, „bis zu Fréron und von Fontenelle bis zu Montesquieu, und von d'Alembert bis zu Rousseau, unter Encyklopädisten und Journalisten — — unter Theaterstücken und Kunstwerken und politischen Schriften, und Allem, was Geist der Zeit ist, habe ich mich herumgeworfen und umhergewälzt."

Nicht als ob er über diesem Studium der französischen Sprache und Litteratur, Sitte und Denkart den Faden seiner bisherigen Studien und Schriftstellerarbeiten gänzlich abgebrochen hätte. Schon seine Verpflichtungen gegen Hartknoch hefteten ihn daran fest. Es heftete ihn sein eigenes Interesse daran fest. Ist er doch nicht einmal im Stande, seine Neugier in Betreff der weiteren Pasquille der Klotzianer und des Zeitungsgeschwätzes über seine Reise ganz zu unterdrücken, vernimmt er doch — wer will es ihm verdenken? — mit Genugthuung jede Nachricht, jedes Anzeichen, daß es mit dem Ansehen Klotzens auf die Neige gehe und daß dessen Anhang sich mindere. Es ergeht ihm damit ungefähr wie einem Menschen, den es immer wieder zu der schwindelnden Stelle zurückzieht, von der er soeben in vollem Entsetzen hinweggetreten ist. So war er von seinen kritischen Händeln hinweggetreten. Er versichert, daß es ihm in seiner nunmehrigen Entfernung gleich gelte, was Klotz und die Klotzische Sippe von ihm halte; einmal hinaus aus dem Staube des Kampfplatzes, in neuer, reiner und freier Luft athmend, wappnet er sich jetzt, wie er von Hause aus hätte thun sollen, mit dem stolzen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit und dem „Gefühl einer gewissen mehreren Würde", die er künftig sich und dem Publicum schuldig sei. Und so war ihm denn, wie wir bereits aus dem Schluß des Vierten Wäldchens wissen, „die Laufbahn seiner Arbeiten" klar genug vorgezeichnet. Er dachte zunächst mit der Vergangenheit ehrenvoll und so kurz wie möglich abzuschließen; auf alle Angriffe, die er erfahren, wollte er nicht mit gereizten Gegenerklärungen, sondern mit verbesserter Arbeit antworten, dann aber — der Vorsatz stimmte

genau mit dem Rathe Hamanns überein — sich zu ganz neuen, wichtigeren Gegenständen wenden, wozu ja mit dem Entwurfe der Archäologie des Morgenlandes in gewisser Weise schon ein Anfang gemacht war. „Mein erstes Werk," schreibt er in diesem Sinne wenige Wochen nach der Ankunft in Nantes an den befreundeten Verleger, „mein erstes Werk wird sein, durch eine neue und anständige Auflage meiner bisherigen Schriften mich über das Vorhergehende zu legitimiren; und das zweite, künftighin mich über alle elende kurze Zeitverbindungen hinweggesetzt, nichts zu schreiben als was der Summe dessen, was der menschliche Geist zu allen Zeiten gedacht, neue Gedanken hinzusetzet, zu denen ich, wie Sie zum Theil wissen, so manche Sphäre habe." Und er geht wirklich nach diesem Plane vor. Mit der Umarbeitung des gegen Riedel gerichteten Wäldchens beginnt er. Nur in Gedanken einstweilen, aber ununterbrochen beschäftigt er sich mit dem, was eine zweite Auflage aus den vorangegangenen Wäldern werde machen können. Wiederholt sagt er sich vor, wie er sich dazu rüsten wolle, wie namentlich der Aufenthalt in Holland, wohin er von Frankreich aus zu gehen gedachte, dazu dienen solle, den philologischen Partien mehr Gehalt zu geben und den Schwächen derselben nachzuhelfen. Auch an die Fragmente jedoch will er von Neuem Hand anlegen. Sie sollen nun doch noch fortgesetzt werden. Mit den Franzosen soll es — ganz gemäß dem ursprünglichen Plane — die Fortsetzung zu thun haben; eben dazu will er zuerst seine auf französischem Boden erlangte Kenntniß der Sprache und Nation verwerthen; er habe, schreibt er Ende August, zu diesem neuen Theil der Fragmente schon alle Sammlungen gemacht und glaube, daß er mit einer großen Anzahl von Bemerkungen Deutschland erstaunen machen werde. Was aber die Umarbeitung der älteren Theile anlangt, so durfte der Verleger ja wohl erwarten, daß dieselbe den schon gedruckten, aber in Verschluß gehaltenen neuen Text des ersten Theils nicht oder doch möglichst wenig berühren werde. Der Verfasser war anderer Meinung. Sein Plan, so erwidert er auf Hartknochs desfallsige Andeutungen, sei größer; er wolle sich darüber nächstens, vielleicht auch öffentlich, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften erklären; „denn," fügt er hinzu, „überhaupt haben sich viele Ideen und Vorurtheile meiner Autorschaft ganz geändert."

Der arme Hartknoch konnte mit alle dem unmöglich wissen, woran er war. Die Briefe Herders, völlig deutlich nur in den Stellen, welche immer neue Geldsendungen heischten, gaben ihm im Uebrigen lauter Räthsel zu rathen. Dicht neben dem Versprechen, das Manuscript des Vierten Wäldchens allernächstens zu schicken, ganz in der Nähe der unbestimmten Aeußerung über den „größeren Plan" mit den Fragmenten, fand sich noch eine andere, noch mysteriösere Andeutung: „Mit dem Uebrigen, woran ich arbeite, will ich Sie nicht zum Voraus divertiren, und das Publicum in Deutschland soll durchaus aufs Neue fragen: weß' ist das Bild und die Ueberschrift?" Und zum zweiten Mal:

„Bald sollen Sie etwas aus Deutschland her lesen, wo ich sehen werde, ob man mich erkennen wird oder nicht.“

Die Wahrheit ist — wenn es auch in diesen Briefen an Hartknoch nur zwischen den Zeilen zu lesen ist: — unversehens trat für Herder der Theil seines neuen Schriftstellerprogramms, der nach rückwärts wies, gegen den, der ganz andere Aufgaben als „hasardirte Kritiken und Modebeschäftigungen“ ins Auge faßte, zurück. Er war nicht mehr derselbe, der die Fragmente und die Kritischen Wälder geschrieben hatte. Er war seit der Abfahrt von Riga, er war noch mehr in Nantes ein Anderer geworden. Ein Anderer geworden, und doch, natürlich, im letzten Grunde seines Wesens derselbe geblieben. Vielmehr, um genauer zu reden, er befand sich in einem Umwandlungsprocesse, in einem Zustande der Gährung, der ihm fürs Erste weder das Alte zu vollenden noch das Neue anzufangen gestattete. Völlig druckfertig wurde nicht einmal das Vierte Wäldchen, und ebenso blieb jenes Neue, womit er überraschen wollte, in den allerersten Vorbereitungen stecken. Rückblick und Vorbereitung, Selbstgespräch und Selbstbetrachtung, ein Rechenschaftsbericht über die hunderterlei Gedanken, Ansichten und Pläne, die sich eben jetzt in seiner Seele kreuzten, — eine Schrift nicht fürs Publicum, sondern für sich, das war das Einzige, wozu er in seinem dermaligen Zustand fähig war und wozu dieser Zustand ihn naturgemäß drängte. Er hat Hartknoch in der angezogenen Briefstelle (LB. II, 81, vgl. 78) so eben seine Vielleserei geschildert und angedeutet, wie ihn die Masse der Werke, auf die er falle, von einem ins andere verwickle, ihn in eigne Pläne verflechte und diese Pläne wieder ausdehne. „Darum,“ fährt er fort, „wird mein Tagebuch auch so groß und es wird dies einmal ein sonderbares Ding sein, für mich und artikelweise für meine Freunde zu lesen.“

Ja wohl, ein sonderbares Ding und mit aller Sonderbarkeit das bedeutsamste, das aufklärendste Document für die innere Geschichte des Herderschen Geistes! Als ein Reisender, der nun täglich neue Dinge sieht und erlebt, schreibt er in der Muße seines Nanteser Aufenthalts, statt bloßer abgerissener Bemerkungen über Bücher, die er gelesen, statt Entwürfe und Aufsatzfragmente, wie sie bisher seine Studienhefte und seine Mappe füllten — was kann natürlicher sein? — eben ein Tagebuch[1]). Er ist damit im October, obgleich er bereits zwei enggeschriebene Hefte im größten Quartformat angefüllt hat, „noch immer auf dem Schiffe und lange noch nicht einmal im Sunde“: — einen wie genauen Bericht von seinen Erlebnissen sind wir da nicht berechtigt zu erwarten! Eitle Erwartung! Er kennt sich gut, wenn er an einer Stelle des Tagebuchs sagt, sein Geist sei nicht in der Lage zu bemerken, sondern eher zu betrachten

[1]) Dasselbe wurde vollständig zuerst LB. II, 153 ff. mitgetheilt; einen berichtigten Text giebt jetzt die Suphansche Herderausgabe in ihrem vierten Bande, S. 343 ff. Mit dem Obigen mag die Suphansche Einleitung, zu den Einzelheiten des Tagebuchs die Anmerkungen am Schluß des genannten Bandes verglichen werden.

und zu grübeln. Was nützt es, daß er sich zum Gegentheil zwingen will? Kaum hie und da ein kleiner Zug, eine Spur von Farbe, wodurch wir die trockene Erzählung, die wir oben von seiner Reise gegeben, ergänzen könnten. Er erinnert sich der himmlischen Nächte, die er vor Kopenhagen gehabt, der schönen Tage, da man an den Jagdschlössern des Königs und an seiner Flotte vorbeigezogen, der schönen Abende, da man des Königs Gesundheit im letzten guten Rheinwein getrunken. Er gedenkt seiner Reisegesellschaft von Painboeuf nach Nantes — aber nur um hinzuzufügen, daß es etwas Niedriges habe, von solchen Gesellschaften nach der Manier Teniers und Tristrams ein Gemälde nehmen zu wollen. Etwa noch von den um das Schiff spielenden Delphinen ist die Rede — der Schatten eines Steuermanns oder Matrosen, das Bild des ersten französischen Lootsen, „mit seinen hölzernen Schuhen und seinem großen weißen Hut“ huscht an uns vorüber — fürwahr, eine dürftigere Reisebeschreibung ist niemals geschrieben worden!

Allein ein Reisetagebuch ist ja nicht nothwendig eine Reisebeschreibung. „Unreif und also jastreich“ nennt er es in einem für Hamann bestimmten Briefe, oder nennt so vielmehr seine „Tristramschen Meinungen“, die er darin niedergelegt und die „den Mangel der Denkwürdigkeiten ausfüllen müssen.“ Wohl! und gerade dadurch wird es für den Biographen um so viel anziehender als die bunteste Geschichtserzählung irgend sein könnte. „Mit sich selbst“ hat er einmal ein älteres Studienheft überschrieben; das wäre für das Reisejournal der passendste Titel gewesen. Denn nur ganz lose knüpft dieses „Journal meiner Reise“ an die einzelnen Momente der Reise, an den Abschied von Riga, an die Seefahrt, an die Landung, an den Aufenthalt in Frankreich an, um in freien, ins Weite schweifenden Betrachtungen und Bemerkungen jenen chronologischen Faden immer wieder zu verlassen. Nimm die wenigen, nur mit ein paar Strichen angedeuteten Coulissen hinweg, die uns die Scene vergegenwärtigen, innerhalb deren dieser reichhaltige und bewegte Monolog sich abspielt, und die Wirkung bleibt noch immer dieselbe; nichts Wesentliches geht dir dabei verloren. Allein doch wieder: ohne den vorgegangenen Scenenwechsel wäre dieser Monolog niemals gehalten, wäre er jedenfalls so nicht gehalten worden. Es ist die Wirkung der neuen Situation, in der unser Freund sich befindet, daß sie die ganze Masse der Ideen, die in seiner Seele lagern, in ungehinderte Bewegung bringt, so daß sie jetzt eine aus der anderen hervorzuquellen, jetzt nebeneinander hinzufließen, jetzt über- und gegeneinander zu strudeln und zu strömen scheinen. Sein ganzes Inneres, seine Art zu denken, zu empfinden, zu wollen, bis dahin durch einen festen Pflichtenkreis, durch litterarische Aufgaben und Zwecke, durch die Rücksicht auf das Publicum, an das er sich wandte, in bestimmte Richtung getrieben, entfaltet sich hier ungebunden, nach dem Gesetz einer Ideenassociation, die nur zum kleinsten Theil durch die Anstöße der ihn umgebenden neuen Dinge, der an ihn herantretenden neuen Erfahrungen und Erlebnisse geleitet

wird. Vieles, ja das Meiste von diesen bunt durch einander geworfenen Cogitata et Visa ist dem aufmerksamen Leser seiner bisherigen gedruckten und ungedruckten Schriften nicht neu: aber jetzt zum ersten Mal, nachdem wir bisher nur immer wie auf einem beschränkten und verbauten Platze dazu aufgesehen, überblicken wir mit Eins das ganze Gebäude dieser Seele. Nicht in fester Gestalt natürlich, sondern so wie eine Seele, das zarte gefiederte Wesen, sich immer nur erblicken läßt, in schwankender Bewegung — als ein lebendiges Getriebe. Neben fertigen Gedanken nur erst halb fertige, neben ausgewachsenen nur erst keimende, neben solchen, die jeden Augenblick ans Licht treten könnten, andere, die wir uns fast scheuen zu belauschen, weil sie Gebet und Beichte, weil sie von der Art sind, daß sie die Seele nur kaum und nur schamhaft sich selbst gestand, nur im Getümmel der auf- und niedersteigenden, der sich jagenden und ablösenden Vorstellungen denken mußte, um sie wieder weg- und umzudenken. Alle die kräftigsten Wurzeln der Schriften, die Herder geschrieben, liegen hier bloß vor unseren Augen, aber wir sehen zugleich, wie sie sich unter der Erde ineinander verschlingen und wie sie mit anderen, mit den Wurzeln von Schriften und Arbeiten zusammenhängen, die erst künftig zu Tage kommen werden. Der Rückblick auf sich, das Meinen und Wünschen und Planen, die Farbe des Subjectiven, das Tagebuchartige fehlte ja in seinen Schriften niemals; immer einmal vergaß er im Fluß des Schreibens, in der Hitze der Begeisterung — man denke nur an den Torso und an die ersten noch unüberarbeiteten Niederschriften seiner Erstlingswerke — das Publicum. Umgekehrt jedoch war sein Geist so ideenreich, so voll von wissenschaftlichen Interessen, daß sein Tagebuch an vielen Stellen gerade so zur Ausführung von Bemerkungen, zu Darlegungen und Erörterungen übergeht wie als ob er für das Publicum schriebe: es enthält Partien, die mit geringen Veränderungen den Text zu neuen „Fragmenten" oder neuen „Kritischen Wäldern" hätten hergeben können. So tritt auch dies Tagebuch gewissermaßen in die Reihe der Werke Herders ein. Unreifer, unvollendeter, jugendlicher als irgend etwas, was er sonst Größeres geschrieben, ist es doch zugleich reicher und inhaltsvoller, um nicht zu sagen unausschöpfbarer und unübersehbarer als irgend ein anderes seiner Einzelwerke. Es spiegelt uns neben der unmittelbaren Gährung, in der sein Geist sich eben jetzt befand, den Zustand, der vorausgegangen und, wenn auch nur in unbestimmterem Halblichte, die Entwicklung, die er künftig nehmen wird. Alles, was er war, Alles, was er wurde, ja, Alles, was zu werden ihm versagt sein wird, läßt sich aus den wie Turbatverse durcheinandergeworfenen Sätzen dieser Hefte herauslesen. Im ungleichsten, sorglosesten Stil sind sie geschrieben, in auffallendem Gegensatz zu der klaren, festen, zierlich gedrängten, immer gleichen Handschrift, die nichts von der affectvollen Hast verräth, mit der sich die Worte wie die Gesichtspunkte, die Gedanken, die Vorsätze drängen. Entsprechend dem wechselnden Tempo der inneren Gedankenproduction und der verschiedengradigen

Wärme, mit der die eine und andere Idee ihn ergriffen hat, dehnt und verkürzt sich, senkt und hebt sich auch die Rede. Am meisten charakteristisch aber treten die Stellen hervor, in denen die Worte aufs Papier wie dichtes Flockengestöber auf die Erde zu fallen scheinen. Da läßt dann der ungeduldig umherfliegende, weithinschweifende Blick des vielbegehrlichen Mannes auch den Ausdruck nicht zur Ruhe, auch die Sätze nicht zum Punctum, sondern nur zum Frage- oder Ausrufungszeichen kommen, und Worte müssen die Stelle von Perioden vertreten. Jede Spur jenes ehemaligen Strebens, mit Bildern und Anspielungen auch einfache Gedanken zu maskiren, ist dem Bedürfniß, sich selbst klar zu werden, gewichen. Sichtbar wirkt außerdem die Umgebung des französischen Idioms, in das er sich einzugewöhnen beflissen war, auf seine Ausdrucksweise ein. Da zumal, wo er französische Geistesart charakterisirt, schleichen sich mehrfach französische Worte in den Text ein. Auch von dem Tagebuch gilt, was er von seinen Briefen sagt, sie seien „manchmal Kauderwelsch“ und könnten nicht wohl anders sein — „denn ich bin jetzt eben im Zeitpunkt des Gährens zweier Sprachen, da ich keine kann.“ —

Niemand natürlich, der Herder kennen lernen will, wird es sich erlassen dürfen, die merkwürdigen Blätter selbst zu lesen. Wer sie nur ein- oder nur zweimal las, dem wird etwa zu Muthe sein, wie wenn er eine in den Sturm gehängte Aeolsharfe in ahnungsvollen, ungeordneten und in einander verschwimmenden Accorden erklingen hörte. Wir versuchen es, die Töne deutlicher zu unterscheiden und die Accorde zu sammeln.

Wie gern zuerst theilen wir das Gefühl der Freiheit, in welchem die Seele des noch eben so hart bedrängten Mannes sich während der sechswöchentlichen Seereise ausweiten durfte! Zeitlebens hat Herder die Eindrücke dieser Fahrt in lebhafter Erinnerung behalten. Wiederholt während seiner italiänischen Reise, zwanzig Jahre später, in Ancona, in Neapel, in Venedig erinnert er sich daran zurück und preist den wohlthätigen Einfluß, den die Seeluft auf ihn ausgeübt; ja, noch in der Kalligone entwirft er aus diesen Jugenderinnerungen heraus eine warm empfundene Schilderung der wechselnden Meeresscenen [1]). Ganz frisches Zeugniß davon giebt eben das Tagebuch und die gleichzeitigen Briefblätter. Wie ein Betäubter, sagt er, sei er gereist; ohne Musen, Bücher und Gedanken habe er sich aufs Schiff gestürzt, wie wenn er in Bett und Schlaf sänke. Und nun fühlt er den ungeheuren Gegensatz; wie intensiv fühlt er ihn und sucht er sich selbst dies Gefühl zu verdeutlichen! Er versetzt sich zurück in die so jäh und plötzlich verlassene Rigaer Situation, in den Studirstuhl und an den Arbeitspult, auf Kanzel und Katheder, an die Seite der Nächsten, mit denen er umgegangen, in den weiteren Kreis von Freunden und Bewunderern, von Neidern und Gegnern. Und nun das Alles verlassen und verschwunden, er gleichsam herausgetreten

[1]) Düntzer, B., 68. 220. 394. Kalligone III, 23 ff.

aus der Welt, gleichsam frei flatternd in der Luft, „über einem Brete auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staate von Menschen — — mitten im Schauspiel einer ganz anderen, lebenden und webenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben und dann und wann nur auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend!" Nichts Andres, sagt er in dem Briefe an Hamann, habe er in dieser Situation während der ganzen langen stillen, sanften und recht poetischen Reise thun können, als träumen, — nur daß es bedeutsame und lehrreiche Träume gewesen seien.

Immer einmal verwandelten sich ihm solche Träume in die Form gedankenvoller Poesie. Neben jener Abschiedsode entstand während der Seereise die Ode „der Genius der Zukunft", das sinnreiche Gedicht, welches den Gedanken entwickelt, daß der Menschengeist, kraft der in ihm ruhenden Summe vergangener Lebenserfahrungen, in sich selbst, „in seines Meeres Zauberspiegel" die Zukunft zu lesen im Stande sei — ein Gedicht voll Pindarischer Anklänge, das, wie er selbst sagt, „in Meeresbildern wandelt". Andre jener zur See geträumten Träume hat er eben in den Aufzeichnungen seines Journals festgehalten und sie nun freilich, wie es mit erzählten Träumen zu gehen pflegt, mit anderen, neuen Bildern und Reflexionen durchwebt. Es sind physikalische, historische, psychologische, pädagogische und politische Träume.

Am meisten bloße Träume und am meisten den Ort verrathend, wo sie geträumt wurden, sind die physikalischen. Es sind Einfälle eines Mannes, der sich ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse dem Spiel seiner analogiensüchtigen Einbildungskraft überläßt. Schon als Kind hatte er von einer Wasserwelt geträumt; diese kindlichen Vorstellungen, ähnlich den Vorstellungen und Vermuthungen, die im Kindesalter der Naturwissenschaft, voll Sehnsucht, aus der Beschäftigung mit supranaturalen Dingen herauszugelangen, und doch noch befangen in ihrem geheimnißvollen Dämmerlichte, ein Roger Bacon oder sonst ein kühner Scholasticus wagen mochte, kehren ihm jetzt bestimmter und ausgeführter wieder. Wasser, sagt er sich, ist eine schwerere Luft, und, diesem Einfall nachgehend, ihn weiter ausmalend, stellt er sich vor, ob man nicht mit neuen Ferngläsern dies dichtere Medium werde überwinden und so die Pflanzen- und Thierwelt auf dem Grunde des Meeres werde erforschen können, ob nicht die Fische eigne Wassersinne haben und wie sie in Folge dessen ein ganz andres Gefühl ganz andrer Dinge als die Erdgeschöpfe haben dürften — und Aehnliches mehr.

Kaum minder abenteuerlich ist es, wenn er in den Horden ziehender Häringe die Geschichte wandernder nordischer Völker finden will, um sofort daran ebenso spielende historische Träume anzuknüpfen. Er unterhält sich mit der Phantasievorstellung, wie nach den bisherigen, von Asien ausgegangenen Völkerströmungen neue von America und Africa ausgehen dürften, und wie es unter dieser Voraussetzung möglich sein würde, den Zustand

der künftigen Litteratur und Weltgeschichte als ein historischer Newton zu weissagen. Aufs Erfinden und Weissagen, auf Fortschritt und Vermehrung des schon vorhandenen Wissens richtet sich immer das Verlangen so strebender Geister wie dieser einer ist, und aus ihren kühn vorgreifenden Träumen sind in der That, wenn ein besonnenes Denken dieselben erzog, sehr oft Entdeckungen und neue wissenschaftliche Gedanken geboren worden. Auch diesen scheinbar nur auf gut Glück wie von einem wagenden Spieler gethanen Gedankenwürfen liegt ja wirklich eine bedeutende und fruchtbare Idee und eine großartige wissenschaftliche Tendenz zu Grunde: die Idee der Analogie der Menschengeschichte mit der Natur, und die Tendenz, jene als ein großes Ganzes zu überschauen, dessen Sinn die allseitige, wechselnde, vielgestaltige Durchbildung unsres Geschlechtes sei, — die Conception einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt". „Welch ein Werk," ruft er aus, „über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Cultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! Asiatische Religion und Chronologie und Polizei und Philosophie! Aegyptische Kunst und Philosophie und Polizei! Phönizische Arithmetik und Sprache und Luxus! Griechisches Alles! Römisches Alles! Nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! Nordisch-asiatische Kreuzzieher, Wallfahrer, Ritter! Christliche, heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! Englische, holländische, deutsche Gestalt! — Chinesische, japanische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! Americanische Sitten u. s. w. — — Großes Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe! Bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!"

Nicht zufällig und plötzlich ziehen diese Gesichte durch die müßig ausgespannte Seele unseres Seefahrers: sie tauchen aus ihrem untersten Grunde, wachsen aus Keimen auf, die schon längst darin ausgestreut lagen und im Stillen zu treiben begonnen hatten. Längst hatte sich in dieser Seele der Naturalismus der Baconischen Philosophie mit dem Spiritualismus der deutschen, mit dem Interesse für das sittliche und intellectuelle Leben begegnet. Auf diesem Begegnungspunkte war die Idee der Palingenesie, waren die Grundgedanken seiner Theorie der Künste gewachsen. Hier hatten die Anwandlungen zum Skepticismus ihren Sitz — Anwandlungen, die sich an ein paar Stellen unsres Tagebuchs, da, wo dasselbe am meisten Gespräch des Verfassers mit sich selbst ist, bis auf den Begriff der Tugend erstrecken, und ihn bald, bei der Erinnerung an seine Rigaer Freundin, alle Entsagung gegen den Trieb der Natur und gegen das Bedürfniß nach Glückseligkeit mit Mißtrauen betrachten, bald Fragen aufwerfen lassen wie die, ob die Gesetze der Ehe wohl etwas Anderes seien als „untergeordnete Gesetze der Fortpflanzung des Universums". Immer endlich und vor Allem hatte ihm jener Gedanke einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt"

vorgeschwebt; ja, unter dem Namen einer „Geschichte des menschlichen Verstandes“ hatte derselbe den bald bestimmter, bald unbestimmter zum Vorschein kommenden Hintergrund aller seiner Betrachtungen über die Geschichte der Sprache, der Dichtung, der Litteratur, der Religion der Völker gebildet. Nur in neuem grellen Lichte und in erweiterten Dimensionen steht jetzt der alte Gedanke auf einmal vor ihm. Und wie derselbe nach rückwärts weist, so weist er andrerseits nach vorwärts. Jener universalgeschichtliche Plan, der jetzt wie ein Nebel an dem geistigen Blick unsres Freundes vorüberzieht, wird sich klären und formen; er wird sich später, sofern es sich um die Anfänge der Menschengeschichte handelt, in der „Aeltesten Urkunde“, weiterhin, in lichtvollerer Ausbildung, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ verwirklichen.

Weniger traumartig, weniger verwegen und unbestimmt sind andere Gedankenläufe psychologisch-ästhetischen Inhalts. Zu der Beantwortung der immer schon durchdachten Fragen über den psychologischen Ursprung von Religion und Mythologie, von Fabel und Fabelglauben entnimmt er nur aus der sinnlichen Anschauung, aus der persönlichen Erfahrung, welche das Leben auf dem Schiffe ihm zuführt, illustrirendes Material. So wird ihm die von ihm adoptirte Humesche Ansicht, daß die Furcht die Mutter der Religion sei, bestärkt. Er bringt es sich zu lebendiger Empfindung, wie das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit des von Todesgefahren umringten Seefahrers nothwendig zum Glauben an Götter und Zeichen, zum Gebet und zu frommen Observanzen führen müsse, und wie auf der See eine rege Einbildungskraft in zahlreichen natürlichen Erscheinungen den Stoff zu mythologischen Vorstellungen finde. Er führt weiter aus, wie natürlich der nach fremden Welten suchende Seefahrer fortwährend zum Abenteuer aufgelegt, auf das Neue, Seltsame, Wunderbare gestimmt sei. Er zeigt endlich, wie das geglaubte Abenteuerliche sich durch die Lust am Erzählen fortpflanze und befestige, und wirft so den Gedanken einer „genetischen Erklärung des Wunderbaren und Abenteuerlichen aus der menschlichen Natur“, den Gedanken einer „Logik für das Dichtungsvermögen“, die dann durch alle Zeiten, Völker und Gattungen zu verfolgen wäre, hin; ja, im Zusammenhang damit denkt er an eine, eben auch wieder aus der menschlichen Seele zu begründende, trotz Hume und Mendelssohn, trotz Bernoulli und Lambert noch immer wünschenswerthe „Theorie der Wahrscheinlichkeit“. Es ist der alte Gedanke einer engeren Verbindung der Logik mit der Psychologie. Genug, auch die Lieblingsthemata der Zeitphilosophie gewinnen für ihn ein neues Licht, wie er jetzt in der Lage ist, „ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophiren“.

Aber doch nicht diese philosophisch-ästhetischen, diese litteraturgeschichtlichen, geschichtsphilosophischen, überhaupt nicht die theoretischen Fragen stehen im Vordergrunde seiner Gedankenträume. Zwei unter einander wieder verbundene Mittelpunkte hatte seine bisherige Gedankenwelt gehabt. Sie hießen:

menschliche Philosophie, und Geschichte des menschlichen Geistes. In zwei Sphären hatte er sich während der ganzen Zeit des Rigaer Aufenthalts bewegt. Zu den Rigensern hatte er vom Standpunkte jener menschlichen Philosophie aus gesprochen und in diesem Sinne unter ihnen gewirkt, aber so, daß ihn dies nicht ausfüllte und befriedigte, so, daß er sich über diese enge Sphäre ehrgeizig hinaussehnte und sich weder als „treufleißiger Karrenzieher", noch mit der „Predigerfalte", noch als Gesellschafter, noch als Bürger gefiel. Mit viel größerer Genugthuung hatte er sich als Fragmentist und Kritiker in jenen bedeutenden Werken, die wir ausführlich zu analysiren eben deshalb genöthigt waren, und die sämmtlich als Beiträge zur Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet werden dürfen, an das große Auditorium aller Gebildeten in Deutschland gewandt. Dies wird jetzt anders. Verleidet war ihm ja jetzt diese Schriftstellerei durch das litterarische Aergerniß, das sie ihm bereitet hatte, und im Gegensatz dazu zeigte sich ihm gerade im Momente des Scheidens von seiner Gemeinde, seinen Aemtern, seinen bisherigen Mitbürgern, wie fest er doch hier Wurzel geschlagen, wie viel Anhänglichkeit daran in ihm lebte, wie viel Liebe und Achtung ihm folgte. Daher der Umschlag; daher nun das Verwünschen seiner kritischen Wälder und das Zurückwünschen in die zuvor oft lästig empfundene praktische Thätigkeit. Es ist merkwürdig, aber es ist so: so lange er in Riga gelebt, hatte er die höchsten Ziele seines Strebens anderswo gesucht; jetzt, von Riga entfernt, malt er sich nichts lieber aus, als wie er dereinst dort die erfolgreichste, eingreifendste, ehrenvollste Wirksamkeit ausüben werde. Erst jetzt wird er recht zum Rigenser, erst jetzt zu einem ganzen russischen Patrioten. Den nächsten, positiven Anstoß dazu gab ihm die Aussicht, daß er, zurückgekehrt, in einer neuen Stellung, nicht mehr als Untergebener eines von ihm mißachteten Directors, sondern als Leiter einer eignen Anstalt werde wirken dürfen. Es war das Neue, was ihn dabei reizte, aber vor Allem, wie er dies selbst als seine Natur bezeichnet, das Entferntere. So hatte er schon als Knabe in Gedankenentwürfen und in Plänen eines kindischen Ehrgeizes geschwelgt. So wiederholt sich in seinem ganzen späteren Leben die Erscheinung, daß die jedesmal gegenwärtige Situation ihn unbefriedigt läßt und ihn verlangend darüber hinausschauen macht. Er gehört nicht zu den glücklichen am Gegenwärtigen begnügten Naturen, aber der Stachel der Unzufriedenheit ist für ihn immer zugleich ein treibender Sporn zur Anspannung seiner edelsten Kräfte gewesen. Die unendlich anregende Macht seines Genius beruht auf der strebenden Unruhe desselben, und den Ruhm, ein Bahnbrecher und Zielzeiger wie Wenige gewesen zu sein, hat er persönlich mit den Schmerzen der Reue und der Sehnsucht, den Schmerzen enttäuschter Erwartungen und leidenschaftlicher Ansprüche bezahlt.

Nicht etwa bloß, daß er die persönlichen Beziehungen, die ihn an Riga knüpfen, eifrig festzuhalten bemüht ist — daß er gleich von Helsingör aus ein großes Pack von Briefen an seine Rigaer Freunde und Gönner abschickt,

nicht bloß, daß er geradezu ausspricht, daß er „die Freunde, die uns lebend kennen", als sein eigentliches Publicum ansehe, deren Beifall ihm wichtiger sei, als der der Recensenten; nicht das bloß, sondern er schickt mit jenen Briefen zugleich an seine Freunde im Senat (an den Rathsherren und den Secretär Berens) den Anfang eines „mit allem Feuer und Freiheit geschriebenen" Planes zur Verbesserung der Domschule, und „Gesichtspunkte und Rücksichten, die man nehmen müßte, um aus seiner ehemaligen Stelle das zu machen, was sie eigentlich sein sollte". Ja, mit einem reuigen Rückblick auf sein ganzes Rigaer Leben beginnt er das Tagebuch und stellt sich vor, wie er sich auf sein dortiges Schulamt hätte beschränken sollen, um weder Prediger noch Schriftsteller zu werden, wie er, „statt ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften zu werden, die er nicht gesehen habe und nicht verstehe," jene beschränkte praktische Stellung zu gründlicher, echter, wohlgeordneter und nicht vorgreifender Selbstbildung hätte nutzen sollen, um auf diese Weise seine Jugend jugendlich zu genießen. Es sind das Trugbilder seiner Phantasie; denn alle diese Vorstellungen einer anders gearteten Bildung verrathen alsbald wieder so viel Unersättlichkeit und schweifen so weit wieder ins Unbestimmte, daß man sich sagt, er würde, zum zweiten Mal in die vorige Situation gebracht, ungefähr denselben Gebrauch von seinem genialen Ueberfluß gemacht haben, wie das erste Mal. Trugbilder jedoch oder nicht: sie sind jedenfalls ein Zeugniß, wie stark er sich gerade nach der erfolgten Trennung zu dem Boden zurückgezogen fühlte, von dem er sich so oft hinweggewünscht hatte. Und mehr noch als diese Reuegedanken bezeugen das die Zukunftspläne, die er schmiedet. Was er als Lehrer an der Domschule nicht geleistet, nicht hat leisten können, das will er ganz gewiß als künftiger Leiter der Ritterschule leisten. Er meditirt alsbald für diese eine vollständige Reform; er entwirft in voller Ausführung das *Ideal einer Schule* und füllt damit mehrere Bogen seines Tagebuchs. Nur den allgemeinen Rahmen für diese *pädagogischen Träume* giebt der bestehende Charakter der Ritterschule her: innerhalb dieses Rahmens überläßt er sich vollkommen frei dem Zuge seiner Gedanken und seiner Lust an Projecten. In concentrirter Fassung und in radicaler Zuspitzung treten in diesem Schulideal jene Grundüberzeugungen des Pädagogen Herder auf, wie er sie unter dem Einfluß der Rigaer Atmosphäre, aber mindestens ebenso sehr unter dem Einfluß seiner realistischen Neigungen, im Anschluß an die Gedanken Abbts und Millers sich gebildet und wie er sie schon in der dritten Fragmentensammlung öffentlich ausgesprochen hatte.

Die Herdersche Schule ist demnach in jedem Sinne eine *Realschule*. Realistisch soll in erster Linie der Lehrstoff; durchaus realistisch soll die Lehrmethode sein. Die Polemik Bacons gegen die hohlen Abstractionen, die Wort- und Streitweisheit der scholastischen Philosophie, scheint aufs Pädagogische übertragen zu sein. Denn „Sachen statt Worte, lebendige Anschauung

statt todter Begriffe" das ist das immer wiederkehrende Stichwort, das Grundprincip dieses Schulplans. Der Unterricht in den Realien macht demzufolge den Kern, den Hauptstock des Unterrichts aus, wodurch man „für die Menschheit und fürs ganze Leben" gebildet wird: der Sprachunterricht geht nebenher und lehnt sich an den Realunterricht als ein Secundäres an.

Dreistufig soll sich der Unterricht in den Realien aufbauen, und zwar bildet den Leitfaden für diesen Stufenfortschritt wieder der psychologische Gesichtspunkt. Jene drei Stufen nämlich entsprechen dem Kindes-, Knaben- und Jünglingsalter, indem in dem ersten Alter Sinn und Gefühl, in dem zweiten die Einbildungskraft, in dem dritten Verstand und Vernunft als die vorwiegenden Geisteskräfte angesehen werden. In gewisser Weise jedoch ist dies Nacheinander zugleich ein Nebeneinander. Die Seelenkräfte — das gilt unsrem Pädagogen als „das Kunststück aller Erziehung und der Glückseligkeit des Menschen auf sein ganzes Leben" — sind von Jugend auf gleichmäßig auszubilden, proportionirlich zu erweitern, und dies sofort soll dadurch erreicht werden, daß auf jeder Stufe der Lehrstoff sich in drei Gruppen gliedert. Auf der untersten Stufe anschauliche Naturgeschichte, lebendig erzählte Geschichte und innig eingeprägte, allgemein menschlich gefaßte Katechismuslehre. Nach der Analogie dieser Dreitheilung, deren Fächer als Natur, Geschichte und Abstraction von Herder bezeichnet werden, gestaltet sich dann auch der Unterricht auf der zweiten und dritten Stufe. Auf der zweiten hat sich derselbe schon mehr dem Wissenschaftlichen zu nähern; aus der Naturgeschichte wird Naturlehre, und zur Physik, aber eng mit ihr verbunden, tritt die Mathematik hinzu; die Geschichte erhebt sich zur Völkergeschichte; der Religionsunterricht endlich geht zu pragmatisch-geschichtlicher Erklärung der religiösen Vorstellungen und der biblischen Schriften fort, während er zugleich fortfährt, Humanitätslehre zu sein. Und nun vollendet die dritte Stufe den Uebergang von der Erfahrung zum Raisonnement. Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik bekömmt einen wissenschaftlich erklärenden, systematischen Charakter; Geschichte und Geographie wird politisch und pragmatisch betrieben; die Religions- und Humanitätslehre erhebt sich zur Philosophie — einer Philosophie aber, die durchaus als „das Resultat aller Erfahrungswissenschaften" erscheinen, auf der Seelenlehre sich aufbauen muß, in solcher Weise aber auch Aesthetik, Ethik, Politik und Theologie umfassen soll, um den zur Akademie abgehenden Schüler zuletzt mit einer Studienanweisung zu entlassen, die zugleich Encyklopädie sei.

Den Sprachunterricht betreffend, so würden wir, wenn wir uns auch nicht so mancher früheren Aeußerungen erinnerten, errathen, wie sich derselbe unserem realistischen und dabei auf allgemein menschliche Bildung ausgehenden Pädagogen gestalten muß. Seine erste Forderung ist, daß „die Sprache nicht aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache" gelernt werde, und hiervon wieder ist die nächste Consequenz, daß die Grundlage des Sprachunterrichts die Muttersprache bilde. Es folgt weiter, daß diese anfänglich,

auf der ersten Stufe, nicht besonders, sondern mit und an den übrigen Unterrichtsgegenständen gelernt und geübt werde. Später verselbständigt sich zwar der deutsche Unterricht zu besonderen Stunden, bleibt aber doch in beständiger Beziehung zu dem Realunterricht. Denn an dem wissenschaftlichen Stoff hat der Schüler erst sprechen, dann schreiben, hat er Syntax und Rhetorik, hat er den beschreibenden wie den erzählenden, den bewegenden wie den philosophischen, den praktischen und Geschäftsstil, kurz jede Art des Vortrags zu lernen.

Zunächst nach dem begonnenen Unterricht in der Muttersprache setzt das Französische ein, denn es sei, sagt Herder, die leichteste und geordnetste, die in Europa allgemeinste und unentbehrlichste, endlich „nach unsrer Denkart" die gebildetste Sprache; deshalb müsse sie „nach unsrer Welt" selbst der lateinischen vorangehen. „Ich will," fügt er hinzu, „daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein könne." In einer untersten Klasse beginnt der Unterricht mit einer „Plapperstunde". Die zweite französische Klasse spricht und schreibt, und es gilt, Geschmack für die Schönheiten und Wendungen der Sprache dem Schüler aus den besten französischen Autoren anzuüben. In einer dritten Klasse werden diese Lese- und Stilübungen bis ins Gebiet der Kritik und Philosophie fortgesetzt, und nun zugleich die philosophische Grammatik dieser an sich schon philosophischen Sprache studirt.

Erst hinter der französischen, noch besser nachdem auch die italiänische Sprache vorangegangen, tritt nun die lateinische auf. Zwar nicht mit Sprechen, aber doch mit „lebendigem Lesen" soll auch hier angefangen werden. Eine zweite Klasse bildet den Stil des Lehrlings an der Lectüre der römischen Historiker und Redner; eine dritte soll noch tiefer in den Genius des Römischen einführen, indem zu den übrigen Autoren noch die Poeten hinzutreten.

Man erkennt ja wohl in diesen Forderungen, in dem Dringen auf „lebendige Verständlichkeit" statt des „Schattenwerks weniger reiner Worte und Phrasen" den Schulredner und den Fragmentisten Herder wieder; nicht ganz so gut stimmt es mit den Ausführungen der Fragmente und der Wälder, daß das Griechische erst so spät, erst nach dem Lateinischen, auftritt, ja, daß er über die Behandlung dieser Sprache noch nicht mit sich im Reinen zu sein erklärt — außer daß er auch hier sogleich mit der Lectüre der Autoren begonnen wissen will. In dem immer schon von uns bemerkten Schwanken zwischen moderner und antiker Denkweise, zwischen praktischem Realismus und historischem Idealismus trägt es hier der erstere davon. In der Geschichte des Geistes „nach unserer Zeit, Welt, Sitten und Sprache" geht der Poesie die Prosa voran — die Lectüre der griechischen Poeten soll daher, trotzdem, daß dieselben historisch früher auftraten, auf die der Prosaiker erst folgen. Den Unterricht im Hebräischen aber endlich will er auf einen engsten Kreis beschränkt, erst ganz spät und daher grammatisch getrieben wissen.

Mit dem Einen Fuße nun stellt sich dies, in den angegebenen Grund-

zügen verlaufende Schulideal wie ein morgen oder übermorgen auszuführendes, ganz auf den Boden der wirklichen, der Rigaer Verhältnisse. Hin und wieder geht der Entwurf ins größte Détail ein. Nicht nur, daß sich Herder für Fachlehrer und, im Zusammenhange damit, für die Einrichtung entscheidet, daß die Schüler in verschiedenen Fächern in verschiedenen Klassen sollen sitzen können: — bis auf die Zahl der Lehrer, bis auf die Eintheilung der Stunden, die über die Arbeiten der Schüler einzuführende Controle und andere Einzelheiten macht er die Schule auf dem Papiere fertig. Und dennoch, trotz der bis zur Tabelle schon vollendeten Uebersicht über den Schulplan — es verhält sich damit nicht anders, wie mit den scheinbar so genauen, bei der Durchführung doch niemals genau innegehaltenen Dispositionen zu Herders schriftstellerischen Arbeiten. Die Gabe des ordnenden Schematisirens steht offenbar mit der Fülle der allgemeinen Gedanken nicht im Gleichgewicht. Wie gern man von diesem Manne in dem Geiste, den sein ganzer Schulplan athmet, selber unterrichtet sein möchte — ob dieser Plan, so ordentlich unordentlich, so bestimmt in vielen Einzelheiten, so übervoll, so unbestimmt in anderen, wie er ist, von irgend wem ins Leben geführt, ob sein Urheber selbst das dazu nöthige praktische organisatorische Talent besitzen würde, darüber steigen uns gerechte Bedenken auf. Viel zu großartig für den engen Bauplatz ist das Gebäude gedacht. Aber auch Widersprüche sehen wir, die sich zu Unmöglichkeiten steigern dürften. Steht nicht der hochfliegende, an dem Studium der Griechen und Römer und der Geschichte der Menschheit genährte Idealismus des Mannes in Widerspruch zu dem Realismus, den er so vorzugsweise vertreten möchte und zu dem ihm in seiner eignen Bildung doch so sehr die Vorbedingungen fehlen? Wir stutzen und lächeln, wenn wir ihn gelegentlich von seinen hohen Zielen zu äußerlichen Klugheitsrücksichten heruntersinken sehen, zu Anbequemungen an das, was solch eine Schule dem Livländischen Adel empfehlen könnte — wie wenn er die mit innerlichen Gründen motivirte Bevorzugung des Französischen in demselben Athem für ein Mittel erklärt, wodurch die Schule „brilliren" müsse. Aber mehr noch! Geradezu grundsätzlich wird eine andre, viel weiter gehende Anbequemung ausgesprochen, und hart stößt diese gegen die sonstigen Grundmotive unsres Pädagogen an. Es ist gegen den Schluß des Tagebuchs, wo er die Idee der von ihm beabsichtigten pädagogischen Reform unter die Formel bringt, daß es sich darum handle, „die Jugend der menschlichen Seele in Erziehung wiederherzustellen", denn unsre Zeit, leider, sei alt, unser Jahrhundert ein Jahrhundert der Erfahrungen, der Polizei, der Politik, der Bequemlichkeit, nicht dazu angethan, der Seele frühzeitig starke und große Bilder und Auftritte einzuprägen und auf diese Weise ihr Originalität zu geben — was denn darauf hinweise, die Erziehung durchaus auf das Anschauliche und Concrete zu stellen. Gerade im Gegensatz hiezu betont er bei der detaillirenden Ausführung seines Schulideals nichts so stark als die Forderung, die jungen Leute für das Zeitalter

zu bilden, wie es ist. Ein für allemal ist es sein Vorsatz, „sich seinem Zeitalter zu bequemen“, und durchaus will er daher auch seine Schule in dies Zeitalter einpassen. Wiederholt charakterisirt er dasselbe als eine Zeit, „wo nichts als der Commerz-, Finanzen- und Bildungsgeist herrscht“, als ein ökonomisch-realistisches Zeitalter. Selbstverständlich muß er an diese einmal gegebenen Zeitbestimmungen anknüpfen — aber er geht weiter. Auf der einen Seite will er durch Erziehung die Schranken des Zeitgeistes durchbrechen, ihn umändern: auf der anderen Seite giebt er mit berechnender Beflissenheit seiner Schule eben den Stempel der aufklärerischen, praktisch-ökonomischen Nützlichkeit. Diese Schule möchte gern „Originalgenies“ erziehen, und doch verfolgt sie gleichzeitig den Zweck, ihre Zöglinge mit eben dem utilistischen Geiste zu erfüllen, der nun einmal ringsum herrscht.

Diese Widersprüche zurechtzurücken wäre nun freilich keine ganz verzweifelte Sache. Finden sich etwa in Platons Republik nicht ganz ähnliche Widersprüche? Hat nicht das realistische Grundprincip, wenn es von einem geistvollen Manne, einem Bacon zum Beispiel, proclamirt wird, an sich diese Zweideutigkeit und Zweiseitigkeit, je nachdem es mehr theoretisch oder mehr praktisch gefaßt wird? Aber die rechte Erklärung der Widersprüch eergiebt sich doch einzig, wenn wir sie in die Seele unsres Projectenmachers zurückverfolgen. In dieser Seele liegt der ideale Drang nach Verbesserung der Welt und der Durst nach Ehre und Erfolg dicht neben einander. Eins fließt ins Andre, und darum zunächst wirkt die Rücksicht auf den Zeitgeist, wie er ist, trübend auf das Bild des Zeitgeistes ein, wie er durch die beabsichtigte Erziehung erst geschaffen werden soll. Aber auch abgesehen davon: diese Seele ist über ihr eignes Bildungswerk noch im Unklaren. Wenn jenes Schulproject seiner Veranlassung nach durch Rücksichten auf den in Riga vorhandenen Bildungsboden bedingt ist, so ist andrerseits sein Inhalt vor Allem der Ausdruck der in dem Geiste seines Urhebers gegen einander kämpfenden, durch einander gährenden Tendenzen. Ueberall geht er von der Reflexion auf sich aus und lenkt wieder dahin zurück. An sich selbst empfindet er die Fehler der gewöhnlichen, bisherigen Bildungsweise, die er eben deshalb für Andre vermieden wissen will. Immerfort wiederholt sich die Klage, daß er selber so nicht gebildet worden. Er klagt, wie sehr er in Beziehung auf Naturwissenschaften versäumt worden, klagt über die Art, wie er Latein und Französisch gelernt, gesteht sich ein, wie viel ihm selbst zu einer anschaulichen Kenntniß der antiken Welt noch fehle. Seine eigne Seele möchte er verjüngen und dem Geheimniß beikommen, sie jung zu erhalten. Sachen statt Worte! ruft er in erster Linie sich selbst zu. Mit dem ökonomisch-politischen, dem utilistisch-praktischen Geiste möchte er vor Allem sich selbst durchdringen. Genug, in jenem Schulplan krystallisirt nur in scharf bestimmten Formen sein eignes Bildungsideal, wie es sich ihm eben jetzt, in dieser Zeit der Gährung und des Mißbehagens an den Beschäftigungen, an denen er sich zuletzt über-

nommen, vor Augen stellt. So meint Jemand, der nur eben zu viel Süßigkeiten genossen hat, daß ihm nichts zuträglicher sein werde, als wenn er nur recht derbe und scharfe Speisen zu sich nähme. Von solcher Art ungefähr ist die geistige Diät, die Herder jetzt auf einmal sich selbst verordnet und die er auch Andern als die heilsamste vorschreibt. Ein richtiger Instinkt liegt dabei zu Grunde, aber nur natürlich, daß er in seinem Verlangen nach nahrhafter auch die grobe, ungebildete Kost nicht verschmäht, daß ihm Realismus und Utilismus unklar, ja widerspruchsvoll durcheinander laufen, und daß er in der Beurtheilung dessen, was seine eigne geistige Constitution vertragen und verdauen könne, fehl geht.

Zwar es hat gute Wege, daß dieser realistische Tik, der auf einmal so stark gegen alle Beschäftigung mit dem Abstracten reagirt, den Idealismus, der ihm so tief in der Natur lag, ganz sollte unterkriegen können. Die Zeit wird kommen, wo er freier von Ehrgeiz oder doch mit gereinigterem Ehrgeiz alle die Zugeständnisse, die er gegenwärtig dem aufklärerischen Nützlichkeitsgeiste des Jahrhunderts macht, zurücknehmen, wo er, wieder mit übertreibender Einseitigkeit, gerade deshalb dagegen losschlagen wird, weil er selbst zuvor mehr als billig davon eingenommen gewesen. Schon jetzt aber huldigt er diesem Geiste doch nur im Namen jener „menschlichen Philosophie", zu der er sich immer, auch während er an reichbesetzter litterarisch-ästhetischer Tafel schwelgte, bekannt hatte. Das Bindeglied zwischen seinem ursprünglichen Idealismus und dem auf einmal so heftig ausgebrochenen Hunger nach dem Realistischen — das zweite Stichwort seines Schul- und Bildungsideals ist der Gedanke echter, voller Menschlichkeit als des letzten Ziels aller gesunden Bildung.

Verbinden nämlich soll sich mit aller sonstigen Fach- und Sachbildung, ja dieser das Maaß bestimmen und ihr die rechte Bedeutung geben: die Bildung zur Humanität. In das Schulproject verschlingt sich das Project eines „Katechismus der Menschheit"; in dieses Letztere löst sich dasjenige auf, was bis dahin die Seele von Herders Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger gewesen war; dasselbe stellt zugleich einen Zusammenhang zwischen den beiden Aemtern, dem Schul- und Predigtamt her, welche er ja beide auch nach seiner Zurückkunft nach Riga bekleiden würde. Er ist voll von der Idee eines „Buches zur menschlichen und christlichen Bildung", eines „Katechismus der christlichen Menschheit für unsre Zeit". Er denkt sich darunter ein populäres Bildungsbuch, eine Religions- und Pflichtenlehre, die, an das Christliche sich anschließend, den ganzen Inhalt menschlicher Beziehungen umfaßte und in allen diesen Beziehungen auf das ideale Ziel rein entwickelter Menschlichkeit lehrend, mahnend, erhebend und erwärmend hinzeigte. Von dem, was der einzelne Mensch nach Leib und Seele ist und demgemäß aus sich zu machen habe, soll es ausgehen; von da soll es zu einer gesellschaftlichen Bildungslehre, zuerst im Allgemeinen, sodann in Beziehung auf das Ver-

hältniß der Stände und auf das staatliche Leben, weiter in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft und was sonst das Leben schmückt und bereichert, fortschreiten, um endlich, alle auch so noch bleibenden Lücken ergänzend, mit religiöser Unterweisung und Erhebung abzuschließen. Durchaus schwebt dem Verfasser dabei die Absicht vor, den Inhalt der christlichen Lehre und nicht minder den christlichen Cultus zu humanisiren und dem Standpunkt der heutigen Zeit anzupassen. Kenntniß der menschlichen Seele bildet daher die Grundlage, Kenntniß des Geistes der Zeit ist eine zweite Vorbedingung zum Zustandekommen dieses Humanitätskatechismus [1]).

Und wird nicht zu beiderlei Kenntniß wiederum erfahrungsmäßiges Studium, praktische Menschenkenntniß, ein unerläßliches Erforderniß sein? Auch diese Forderung hält sich der Verfasser unsres Tagebuchs vor, und das Project eines Katechismus der Menschheit hängt daher zusammen, es fließt über in ein abermals andres Project. Wenn ihn die Reise erst zum Menschenkenner gemacht haben werde, will er fortfahren, sich „beständig auf einer Art von Reise unter Menschen zu erhalten". Er will sich ein Journal der Menschenkenntnisse halten, die ihm theils der Verkehr des täglichen Lebens, theils seine Lectüre zuführen soll. Und sofort wird ihm dies wieder zu einem Buch, zu einer populären Zeitschrift, einem „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit". In einer neuen Gestalt, offenbar, der alte Gedanke einer im edleren Stil zu haltenden moralischen Wochenschrift. Bildung im besten Sinne des Wortes wäre der Zweck. Und dem entsprechend der Inhalt, wie er ihn alsbald programmartig skizzirt [2]). Aus allen Schriften und Wissenschaften und Künsten hätte die Zeitschrift nur das zu entnehmen, „was für die Menschheit unmittelbar ist, sie aufklären hilft", und ausgeschlossen wäre daher einestheils alles Polemische, anderntheils alles eigentlich Gelehrtenmäßige. Es ist ein Project, welches viele Jahre später in den Humanitätsbriefen und in andrer Weise in der Adrastea zur Verwirklichung gelangen sollte.

Wie weit jedoch und wie allgemein gehalten diese Pläne zu realistischer und zugleich ideal-menschlicher Bildung erscheinen: immer wieder ziehen sie sich zugleich ins Engere zusammen und gewinnen eine concretere, eine unmittelbar praktische Gestalt durch die Vorstellung des Schauplatzes, auf welchem unserem Planmacher demnächst zu wirken bestimmt sein wird. Auf eine „livländische Vaterlandsschule" ist es mit jenem Schulplan abgesehen. Unser

[1]) Die Hauptstelle über den Katechismus der Menschheit S. 191, vgl. 202. 210. 217. 219. 304. (SWS. IV, 368. 376. 381. 385. 387. 442.) Schon in Riga scheint übrigens die Idee und das Wort aus Herders Munde verlautet zu sein. „Und noch wahrscheinlicher ist es mir," schreibt Heyn an Gadebusch 18. August 1769, „daß bei seiner Ankunft [der Rückkehr Herders nach Riga] der Katechismus der Menschlichkeit gewiß vergessen ist." S. Suphan, Anm. zu SWS. IV, 368.

[2]) S. die Skizze LB. II, 490. 491, wo jedoch in der Schlußzeile zwischen Jacobi und Gatterer der Name Kästner im Druck weggelassen ist. Im Reisejournal S. 188 ff. (SWS. IV, 367 ff.)

Pädagog will, wie er sich ausdrückt, „den menschlich wilden Emil Rousseaus zum Nationalkinde Livlands machen"; die Schule soll so viel wie möglich Provinzial- und Nationalfarbe bekommen. Dem Zwecke der Bildung Livlands will er sich ebenso in seinem Berufe als Geistlicher widmen; Livland zunächst soll unter seiner Hand und durch seine Bemühungen zur „Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion" werden. „Denn," so schreibt er, „Livland ist eine Provinz, den Fremden gegeben. Viele Fremden haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden, genossen; mir, auch einem Fremden, ist's zu einem höhern Zwecke gegeben, — es zu bilden!"

Ein würdiger Zweck gewiß! In all' seiner Würde und nach seinem ganzen Umfang stellt sich derselbe alsbald seinem Sanguinismus dar. Die Sendung, Livland zu bilden, erscheint ihm als die Sendung eines Reformators, und das Vorbild einer solchen, nicht bloß pädagogischen, nicht bloß religiösen und seelsorgerischen, sondern allseitig bildenden Wirksamkeit sind ihm die großen Reformatoren Deutschlands und der Schweiz, ja, die Weisen und Gesetzgeber des Alterthums. Er streckt sich hoch empor; sein Herz lodert in der edelsten Begeisterung zu diesen erhabenen Zielen auf. „Ich arbeite," so schreibt er an den Freund, vor dessen neidlos theilnehmendem Herzen, vor dessen Vertrauen und verehrendem Glauben er auch aus dem Uebermaaß seines Selbstgefühls und der Vermessenheit seines Ehrgeizes kein Geheimniß macht, — „ich arbeite fürs Lyceum so wesentlich und für die Menschheit so würdig, daß, wenn meine Plane und Absichten einmal eine würdige Stelle finden, wo es auch sei, sie nicht verkannt werden können. Warum sollte die Zeit der Lykurge und Solone, der Calvine und Zwinglius, dieser Schöpfer von kleinen glücklichen Republiken, vorbei sein, und warum sollte es nicht ein mögliches Datum zu einem Etablissement geben, das für die Menschheit, für Welt und Nachwelt, Pflanzschule, Bildung, Muster sein könnte? Ich habe nichts auf der Welt, was ich sehe daß Andre haben: keine Ader für die Bequemlichkeit, wenige für die Wollust, nichts für den Geiz. Was bleibt mir übrig als Wirksamkeit und Verdienst? Dazu brenne ich und kriche durch die Welt, und mein Herz schlägt mir in den Gedanken der Einsamkeit und in würdigen Anschlägen [1])." Aus dem Selbstgespräch in dem Reisetagebuch klingen diese Worte in den Brief an den Freund hinüber; denn ganz ähnlich ermuntert er sich dort zu dem Unternehmen, „eine Republik für die Jugend" zu schaffen und ruft sich zu: „ich gehe durch die Welt; was hab' ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache!" Eine Republik für die Jugend, sagt er hier, aber die Wahrheit ist: die Einrichtung seiner Schule soll ihm nur als der Eine Anfangs- und Stützpunkt für weitergreifende Reformen dienen; er verbindet mit dem Gedanken, „der Genius Livlands"

---

[1]) An Hartknoch, LB. II, 75.

zu werden, noch ganz andere — er verbindet damit auch nicht bloß allgemein humanitäre Bildungspläne, wie es nach dem Bisherigen scheinen könnte, sondern ganz bestimmt auch politische Pläne.

Recht unreife Gedanken und Einfälle freilich sind die Bemerkungen, die er beim Vorüberfahren an den verschiedenen Länderküsten über diese Länder gemacht haben will; „politische Seeträume" nennt er sie selber. Wie wenig Blick, beispielsweise, hat er, der geborene Preuße, für die Größe des großen Preußenkönigs, die ihm eine wesentlich negative zu sein scheint! wie sehr wird ihm dieselbe durch die ihm antipathische Vorliebe des Königs für französische Philosophie und Litteratur verdeckt! wie thöricht muß uns die Analogie mit dem Pyrrhus und die darauf gebaute Weissagung vorkommen, daß die preußischen Staaten erst glücklich sein würden, wenn sie zertheilt würden! Zu dem, was er über den Charakter der Holländer und über das unvermeidliche Schicksal eines ganz und gar auf dem Handelsgeist beruhenden Staates philosophirt, war er einigermaaßen besser vorbereitet: er hatte im Kattegat das Buch sur le commerce de la Hollande gelesen[1]); über England hat er nichts der Rede Werthes zu sagen — aber aus eigner Erfahrung und Anschauung spricht er über den politischen Zustand von Riga. Schon auf dem Schiffe hatte er eine auf seine Rigaer Reformpläne bezügliche Unterredung mit Berens gehabt[2]). Er entwirft ein ziemlich dunkles Bild von den dortigen politischen Zuständen. Die Verfassung der Stadt, wie sie gegenwärtig ist, erscheint ihm als ein Zwitterding, eine Scheinrepublik, in der weder rechte Freiheit noch ordentliche Dienstbarkeit herrsche — ein Krieg Aller gegen Alle, ein ungeregelter Antagonismus, namentlich zwischen den städtischen und den Kronbeamten. Unmöglich, daß es so bleibe. Er selbst wird bei seiner Rückkehr nicht mehr ein städtischer, sondern ein Kronbeamter sein. So wird er zwischen den beiden sich reibenden Autoritäten und Gewalten zum Vermittler werden können, er hat den Kopf voll einzelner politischer Reformgedanken, alle dahin abzielend, die Freiheiten der Stadt dadurch sicher zu stellen, daß die Unterordnung unter die Krone fester angezogen werde. Mit Hülfe seiner Freunde und seiner Connexionen bei der Stadt wie beim Gouvernement hofft er diesen Ideen Eingang zu verschaffen, diese Reformen zu verwirklichen![3]) „Vielleicht" — so überstürzen sich in dem gleichsam immer lauter, rascher, heftiger werdenden Selbstgespräch des Tagebuchs seine Hoffnungen, Wünsche und Vorsätze — „vielleicht bekomme ich einmal ein Wort ans Ohr der Kaiserin! — — dazu will ich meine Gabe zum Phlegma und zur Hitze aus-

[1]) Nach einer handschriftlichen Notiz Herders; vgl. im Reisejournal S. 254 und SWS. IV, 409 mit der zugehörigen Anmerkung.

[2]) Gustav Berens an Herder, Bourdeaux 16. December 1769. LB. II, 133.

[3]) Die Schwierigkeiten, in Livland zu reformiren, hob er zwei Jahre später stark hervor in einer Recension der Allg. Deutsch. Bibl. XVII, 609 über die Schrift: „An das liv- und esthländische Publicum".

bilden, mir erst Anrede und Gabe des kalten deutlichen Vorschlags geben, den nur spät ein Enthusiasmus unterstütze — — o hätte ich doch keine kritischen Wälder geschrieben! — — Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen! Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!" —

Ein Wort ans Ohr der Kaiserin! Dieser Gedanke sofort bemächtigt sich seiner Seele — und unversehens verwandelt sich der Plan, die Rigaer Ritterakademie und die Rigaer Stadtverfassung zu reformiren, in den kühneren, das ganze russische Reich in neue Bahnen der Bildung hinüberzuleiten. Nicht jetzt zum ersten Mal stellt sich ihm diese Idee dar. Schon in Riga hat er seinem Freunde Begrow davon gesprochen, und ihm giebt er daher auch jetzt brieflich von der Absicht, mit einer politischen Arbeit hervorzutreten, eine vertrautere Mittheilung, während er gegen Hartknoch nur jene räthselhafte Andeutung von einem Werke macht, mit dem er die Welt überraschen werde[1]). Die erste Anregung dazu war ihm damals durch die Katharineische Gesetzgebung gekommen. Jetzt, d. h. gegen das Ende seines Nanteser Aufenthalts, fängt er von Neuem Feuer bei den Nachrichten von den Siegen der Russen über die Türken. Der Gedanke der Kaiserin, ein neues, umfassendes Gesetzbuch nach dem Riß der Vernunft, im Sinne der herrschenden französischen Aufklärungsphilosophie, für ihr ganzes großes Reich herzustellen, ein Gesetzbuch, das aus den Berathungen gewählter Vertreter aller Provinzen des Reichs hervorgehen sollte: wie hätte dieser Gedanke nicht den ganzen Enthusiasmus des Patrioten, des Apostels der Philosophie der Menschheit wachrufen sollen? Die Augen von ganz Europa richteten sich auf die bunt gemischte Versammlung, die im August 1767 in Moskau zu tagen begonnen hatte, und immer noch, auch nachdem der Vorhang vor dem öffentlichen Schauspiel gefallen und die Abfassung des Gesetzbuchs einer engeren Commission übertragen worden war, blieb die allgemeine Erwartung auf den Erfolg des Gesetzgebungswerks gespannt. Augenfälligere und lärmendere Begebenheiten indeß hatten inzwischen die Aufmerksamkeit der Menschen noch stärker an sich gezogen und der Regierung der Kaiserin eine neue Glorie verliehen, die ihren Ehrgeiz viel mehr und unmittelbarer befriedigte. Schon im October 1768 hatte die Pforte an Rußland den Krieg erklärt, und bald entschied sich in dem Feldzug des Jahres 1769, der schlechten Leitung ungeachtet, das Glück für die russischen Waffen. Nach der Vernichtung eines Theiles der türkischen Hauptarmee bei Chotschim war im September diese Festung ohne Schwertschlag in die Hände der Russen gefallen, die sich nun leicht zu Herren in der Moldau und Wallachei machten. Ebenso günstig gestalteten sich die Dinge auf dem asiatischen Kriegsschauplatz, wo die Generale Tottleben und Medem im Namen ihrer Kaiserin die Huldigung der Völkerstämme in Armenien, Gerusien, Tscherkassien empfingen.

---

[1]) Vgl. oben S. 316, 317. Der merkwürdige Brief an Begrow: LB. II, 84 ff.

Eine russische Flotte endlich steuerte aus dem Baltischen Meere dem Mittelmeer zu, um den längst schon heimlich aufgewiegelten Griechen das Signal zur Empörung zu geben und den Kampf gegen die osmanische Seemacht aufzunehmen. Solche Erfolge und solche Kühnheit hoben das Selbstgefühl und den Patriotismus der Russen auf den Gipfel. Auch der Patriotismus Herders flammte hoch auf und spiegelte ihm schwärmerische Visionen vor. Die Verwegenheit der russischen Pläne fand in seinem ideologischen Sanguinismus, in seiner erregten Einbildungskraft ein Echo, und an die Barbarei einer eroberungssüchtigen, in der Wahl der Mittel absolut scrupellosen Politik knüpfte er Hoffnungen der Humanität. War doch in der That auch in dem Geiste Katharinas mit dem gewissenlosesten Ehrgeiz und der rücksichtslosesten Herrscherlaune der Philanthropismus der Philosophie zusammen gespannt; standen doch auch die Voltaire und Diderot mit Katharina in Verkehr und verkündeten laut den Ruhm der philosophischen Kaiserin. Ein größerer Enthusiast als Beide, überdies ein russischer Unterthan, möchte Herder sich einen Einfluß auf die Entwürfe der Kaiserin, einen Antheil an ihrem Ruhm erringen. Anknüpfend an die glorreichen Aussichten, in denen Rußland eben jetzt stand, will er in einer politischen Denkschrift Katharina und ihr Geschäft in all' dem Lichte zeigen, in dem er es erblickte. Mit der feurigen Feder Rousseaus, mit dem glänzenden Geiste Montesquieus — deutsch, oder wenn es sein muß, französisch — will er dies Werk schreiben. Vielleicht, daß ihm das Glück Voltaires zu Theil wird, vielleicht, daß es ihr durch Orlow, ihren Günstling, als von einem ungenannten Reisenden kommend, in die Hand gespielt werden kann! Von dem Gesetzgebungswerk der Kaiserin will er ausgehen; dasselbe soll ihm zur Einfassung gleichsam eines andern, bedeutenderen Bildes werden. Nicht das System, aber die Methode Montesquieus soll ihm als Vorbild dienen. Wenn dieser, den ja die Kaiserin selbst in ihrer Instruction für die Gesetzgebungscommission angeführt hatte, einen Geist der Gesetze geschrieben, so will er vom Geist der Gesetze mit besonderer Beziehung auf Rußland schreiben; er will Montesquieu anwenden; statt einer Metaphysik der Gesetzgebung eine Metaphysik der Bildung, ein Werk, das etwa den Titel führen würde: „Ueber die Cultur eines Volks und insonderheit Rußlands". Einestheils durch kritische Bemerkungen über die Schwächen des Katharineischen Gesetzgebungswerks, anderntheils durch kritische Bemerkungen über das Montesquieusche Werk sucht er sich den Gedanken seiner eignen Schrift zu verdeutlichen. Er macht dem französischen Philosophen den Vorwurf, daß er seine allgemeinen Begriffe und Grundsätze von zu wenig Datis zu voreilig abstrahirt habe. Derselbe sei nicht empirisch genug und zweitens nicht historisch genug verfahren, er habe zu wenig das Sichwandeln, die Entwickelung der Nationen, ihrer Sitten und Gesetze ins Auge gefaßt. Wichtiger, als auf die Gesetze, sei es, auf die lebendigen Sitten und Gewohnheiten achten, und am aufklärendsten daher sei das Studium wilder und halbwilder

Nationen, die gesittet zu werden erst anfangen; aus den lebendigen Trieben, der Natur der Völker haben sich die Gesetze, aus dem Unbewußten das Bewußte — man hört ganz deutlich wieder den Schüler der Leibnitzischen Philosophie — zu entwickeln, um selbst nichts Anderes als die Natur des Volkes zu sein und mit dieser sich zu erhalten. Und er führt die Irrthümer der kaiserlichen Gesetzgeberin auf die Irrthümer des französischen Philosophen zurück. Verleitet durch die Formeln des Letzteren habe Katharina ihren Staat, dessen Wesen doch so sichtlich zur Despotie neige, als eine Monarchie gefaßt und demgemäß, eine treue Schülerin Montesquieus, Alles auf die Triebfeder der Ehre gründen wollen, während doch in der Natur des Russen vielmehr sklavische Furcht und Neigung zu despotischer Willkür liege. Auch sie überschätze Werth und Wirkung der Gesetzgebung statt alles Gewicht auf die Bildung der Sitten zu legen u. s. w.

Mannigfache Vorarbeiten zu dem beabsichtigten politischen Werke finden sich in den Papieren Herders[1]). Allein indem wir so scheinbar dem Werden, so sehen wir zugleich der Auflösung des Werkes zu. „Ueber die Cultur eines Volkes und insonderheit Rußlands" — schon in diesem Titel verräth sich die schwankende Natur des Plans. Von der Beziehung auf Rußland geht er aus, die Beziehung auf Rußland bleibt fortwährend in Sicht, allein sie dient ihm doch wieder nur als Unterlage und zur Veranschaulichung eines allgemeineren Gedankens. Die Sache ist die, daß sich ihm eben Rußland als ein vorzugsweise geeignetes Object für den Versuch nationaler Bildung überhaupt darstellt, daß gerade dieses Reich ebenso bildungsfähig wie bildungsbedürftig ist, und daß hier bereits durch den so hoch von ihm bewunderten Peter den Großen, neuerdings durch Katharina das große nationalpädagogische Experiment in Angriff genommen war. In größerer Anwendung kehrt da der Gesichtspunkt seiner Pädagogik: Verjüngung der menschlichen Seele, wieder. Seine Idee von Völkererziehung stimmt zusammen mit seiner Idee der Einzelerziehung, und beide wieder stimmen zusammen mit seinen Anschauungen von dem Altern der Sprachen und der Dichtungskraft, mit seiner Forderung, daß auch die Poesie die Wege der Nachahmung verlassen und sich durch die Achtsamkeit auf ursprüngliche Nationalpoesie verjüngen und originalisiren müsse. So erscheint ihm in dem alternden Europa Rußland als ein noch jugendkräftiges Land

[1]) Hierher gehören die LB. II, 350—356 (und jetzt SWS. IV, 464—468) abgedruckten „Gedanken bei Lesung Montesquieus" sammt einem ungedruckten, neunzehn enggeschriebene Quartseiten füllenden Auszug aus dem Esprit des lois, ferner die LB. II, 478—485 sub 7, e abgedruckten Aufzeichnungen „Ueber die Bildung der Völker", die aber nach Ausweis der Handschrift nach den Schlußworten „was die russische Nation werden kann" mit den Worten „und werden wird. Lob dieses Nationalgefühls" sich in das LB. II, 337—349 sub 1 Abgedruckte fortsetzen. Die richtige Verbindung ist hergestellt in dem Abdruck SWS. IV, 469 ff. Endlich die LB. II, 485—489 sub 7, f abgedruckte Skizze zu einer Abhandlung über die Bildung der Völker.

und die Aufgabe zieht ihn an, wie die Kräfte einer jugendlichen, halbwilden Nation gereift, wie dieselbe zu einem „Originalvolk" gemacht werden könne. „Die Ukraine" — so phantasirt er unter Anderm — „wird ein neues Griechenland werden: der schöne Himmel dieses Volks, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land u. s. w. werden einmal aufwachen: aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nation werden: ihre Grenzen werden sich bis zum schwarzen Meer hin erstrecken und von da hinaus durch die Welt!" Durch die Welt! So wachsen ihm unversehens seine Projecte und Träume über den Kopf. Der Reformator Rigas träumt sich alsbald einen Reformator Rußlands, der pädagogische wird zum politischen Reformator, der politische Reformator einer Stadt zum politischen Reformator eines großen Reichs, zum „Gesetzgeber für Fürsten und Könige." Wie Riesenschatten fliegen seine Phantasien von der engen Wirkungssphäre in Livland über ganz Rußland und von da weiter über den Erdkreis; der Geist einer neuen Cultur, der im Osten erstehen wird, „wird über Europa gehen, das im Schlafe liegt und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen!" Es ist, als ob man den stolzen russischen Eroberungsgeist, den Geist Katharinas, in diesen auf geistige Eroberungen ausgehenden Combinationen unsres ideologischen Politikers sich widerspiegeln sähe.

Vielmehr, das ist nicht mehr Politik: das ist Geschichtsphilosophie! Die Denkschrift für Katharina, die allernächstens fertig sein, in Holland oder England geschrieben werden sollte, verwandelt sich in den Plan eines „großen Werks", das die Arbeit seines ganzen Lebens sein werde, und verläuft wieder in jene geschichtsphilosophischen Träume, welche wir an einer andern Stelle des Tagebuchs kennen lernten und welche auf ein Werk „über die Cultur aller Räume, Zeiten, Völker, Kräfte, Mischungen, Gestalten," auf eine „Universalgeschichte der Bildung der Welt" abzielten. Ein großes, ein unerschöpfliches Werk! Denn wie in einen Ocean strömen in dasselbe alle möglichen andern Untersuchungen zusammen. „Da liegt," so sagt unser Tagebuch, „Geschichte, Erziehung, Psychologie, Litteratur, Alterthum, Philosophie, Politik, Sprache, Gesetzgebung, schöne Wissenschaften, Eintritt in die Welt, Gewohnheiten, Künste, Moden, Namen, — Alles darin!" Es ist die Gleichung zwischen den beiden Hauptideen Herders: menschliche Philosophie und Geschichte des menschlichen Geistes, und diese Gleichung wieder ist die vollständigste Formel für den ganzen Geist des Mannes. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" — wir dürfen es wiederholen — wird dereinst diese Formel entwickelt vor uns stehen.

Zwar, wie gesagt, alle diese Ideen laufen für jetzt noch in die praktische Spitze pädagogisch-politischer Wirksamkeit aus. Wiederholt betont er seinen Freunden gegenüber die „Veränderung seiner gelehrten Denkart." Ausdrücklich stellt er das „große Werk" seinen bisherigen Werken gegenüber, durch die er „die Kenner beleidigt habe;" er spricht davon, daß ihn ein guter Dämon im

Bilde der Nacht davon abgebracht und auf dies neue „große Werk“ hingelenkt habe. Allein die Wahrheit ist: sein Thätigkeits- und Ideendrang, sein Ehrgeiz mißversteht sich selbst. Wie oft er sich auch zuruft, daß er sich von dem Geiste der Schriftstellerei entwöhnen, daß er sich „zur Bildung der lebendigen Welt einweihen,“ daß er sich zwingen wolle, „Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen zu sehen, den Geist der Gesetzgebung, des Handels, der Polizei zu gewinnen“ — immer wieder blickt doch durch diese praktischen Projecte und Vorsätze der ideologische Theoretiker durch. Sicherlich, dieser Mann wird kein Politiker werden; es wird ihm niemals gelingen, auf den Zustand der Welt anders als durch Wort und Schrift, durch litterarisches Wirken, durch die Aussaat begeisternder Ideen mittelbar und von ferne einzuwirken. Unwillkürlich wird ihm ja jede Idee zum Titel einer Schrift, die geschrieben werden muß, die er selbst schreiben will. Sein Kopf ist trotz des Verdrusses, daß er ein „Repositorium voll Papiere und Bücher“ geworden, voll von einer ganzen Bibliothek von künftigen Werken. Neben dem „großen Werk,“ neben dem Katechismus der Menschheit, und dem Jahrbuch der deutschen Litteratur zum Behuf des Studiums der Menschheit ist die Rede von einer Dogmatik, einer Homiletik, einer Kirchengeschichte, einem Leben Jesu, einer Bibelübersetzung, einer besondern Schrift über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen. Zwar hat das Alles eine gewisse Beziehung auf jene pädagogisch-politischen Projecte — aber wir werden uns nicht wundern, wenn auch nach dem Zerfallen dieser letzteren die den Kern derselben bildenden idealen Grundmotive sich erhalten und jenen ehrgeizigen Traum einer unmittelbaren praktischen Wirksamkeit überleben werden.

Nein, sicherlich nicht ein Politiker — ein Schriftsteller wird dieser Mann sein und bleiben. Noch in andrer Weise verräth uns das sein Tagebuch. Bei Weitem die reifsten Gedanken nämlich, die dasselbe entwickelt, sind diejenigen, die, das politische und national-pädagogische Gebiet nur streifend, zu dem Inhalt der Litteraturfragmente zurücklenken. Ganz vortrefflich ist Alles, was zur Charakteristik der Franzosen und der französischen Litteratur gesagt wird. Und da steht denn auch mit einem Male statt des russischen wieder der deutsche Patriot vor uns. Wieder, wie in den ursprünglichen Fragmenten schlägt hier, unbeschadet jenes Enthusiasmus für das allgemein Menschliche, für „Auferweckung der Menschheit,“ für Herstellung einer neuen jugendlichen Cultur, im Zusammenhang vielmehr mit diesen idealen Träumen, seine Deutschheit durch. In Frankreich gerade regt sich stärker als je zuvor die deutsche Natur des Mannes. „Jetzt,“ schreibt er in dem für Hamann bestimmten Briefe, „bin ich in Nantes, wo ich französische Sprache, Sitten und Denkart kennen lerne, — kennen, aber nicht annehmen lerne, denn ich entferne mich immer mehr, je näher ich sie sehe.“ Der Patriotismus für Deutschland, bekennt er in einem anderen, bereits aus Paris datirten Briefe (an Nicolai), verstärke sich in ihm nach dem Verhältniß der

Oerter und Zeiten, statt daß er sich bei anderen Expatriirten schwäche; nur deshalb wandle er in der Fremde umher, um sich einst besser und ganzer seinem Vaterlande wiedergeben zu können. Wiederholt spottet er in seinen Briefen der jungen Herren, die von ihren Reisen nach Paris als französirte Gecken zurückkommen, und ausdrücklich als eine Lection für diese Bewunderer Frankreichs, deren er in Riga mehr als Einen kennen gelernt hatte, war der für uns leider verlorene Brief eingerichtet, den er über Franzosen, französische Zustände und französischen Geschmack an Pastor Gerike in Riga geschrieben hatte (LB. II, 39). Er dürfte, schreibt er an Hartknoch, wie ein Exulant nach Stimmen aus seinem Vaterlande; französiren habe er noch nicht gelernt — wohl aber Sammlungen genug zu einem anderen Theil der Fragmente gemacht. Die Summe dieser Sammlungen — Materialien also zur Fortsetzung der Fragmente — finden wir im Tagebuch; und ihnen folglich müssen wir noch zuletzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Hauptgesichtspunkt nun, unter dem der französische Geist dem genialen Betrachter jetzt erscheint, steht eben wieder in Zusammenhang mit dem von der Jugend und Veraltung menschlicher Seelen. Die Franzosen erscheinen ihm als eine gealterte Nation, die im Begriff ist, an ihrer übertriebenen Verfeinerung, ihrer zum Selbstzweck gewordenen Aufklärung zu Grunde zu gehen, wie im Alterthum die Griechen. Die Epoche der französischen Litteratur ist vorüber; die große Ernte ist gethan, man wohnt nur noch auf den Ruinen; die berühmte Encyklopädie und ähnliche Sammelwerke zeigen, daß die Productivität im Abnehmen ist. Aber selbst mit der Originalität der Epoche Ludwigs steht es mißlich. Unzweifelhaft haben die Franzosen Vieles von den Italiänern und Spaniern bekommen, die viel mehr Erfindsamkeit, mehr wahre Natur und Genie besitzen; was sie selbst hinzugethan, ist am Ende nur „das Ding, das wir Geschmack nennen." Ihre kältere Denkart, ihre philosophischere, zur Abstraction gebildete Sprache befähigte sie dazu, das zu Feurige der Spanier und Italiäner zu mildern — allein mit dem Abenteuerlichen und zu Derben ging zugleich das wahrhaft Zärtliche, das Rührende, das gründlich Komische verloren; mit der Annäherung an die kältere gesunde Vernunft ging leider auch die Erkältung der Phantasie und des Affects Hand in Hand. Auch in der Litteratur der Franzosen machte sich jenes Princip der Ehre geltend, durch welches Montesquieu das Wesen der Monarchie, das heißt der französischen Monarchie, charakterisirt hat. Dies Princip, der Geist der monarchischen Sitten, der Hofgeist herrscht in der französischen Sprache. „Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung: das ist das Gepräge der französischen Sprache wie ihrer Sitten." Er sucht dies sofort an den einzelnen Litteraturzweigen, insbesondere der Philosophie und der Geschichte, und an den einzelnen Autoren nachzuweisen. So namentlich an Voltaire und Rousseau. Nicht so sehr um Wahr-

heit ist es diesen beiden zu thun als um das „Unterscheidende", um dadurch sich selbst ins Licht zu stellen. „Voltaire ist eitel und frech auf sich, der andere stolz und hochmüthig auf sich; — jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und verficht sich bloß durch Witz; dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie." Und in den verschiedensten Wendungen weiß er nun diese Coquetterie des französischen Stils darzustellen, die das Gegentheil der Einfachheit, das Gegentheil „der Sprache des Sturms der Wahrheit und Empfindung" sei. Wie dem Deutschen, so contrastirt er das Französische dem Griechischen, das ebenso wenig von diesen „Wendungen des bloßen Wohlstands", diesen „galanten Verschiebungen" gewußt habe — woher denn der jämmerliche Unterschied der griechischen und der französischen Tragödie mit ihrem „Stelzenausdruck" stamme. Er verfolgt weiter diesen Geist des Wohlstands in den ganzen Charakter und die Denkart der Franzosen hinein und sucht die Entstehung desselben aus dem angeborenen Genius, dem mittelalterlichen Feudalgeist, dem Einfluß des italiänischen und spanischen Geistes, dem Hofgeschmack Ludwigs zu erklären. Nirgends ist Herder so voll glücklicher, geistreicher Wendungen, so voll epigrammatischer Pointen wie in dieser Charakteristik des französischen Wesens. Das macht: dasselbe ist seiner deutschen Natur nicht sympathisch, allein indem er es studiren und fassen und darstellen will, so wird er selbst von ihm angesteckt und von ihm bezaubert. Er charakterisirt es einigermaßen in der Weise wie ein Franzose charakterisiren würde; er wird, Dank seiner geistigen Biegsamkeit, mit den Franzosen zum Franzosen. Nicht bloß, daß er „in der Gährung zweier Sprachen" von domestiquer Litteratur, von honneur und honnêteté, von gaieté und politesse u. s. w. spricht, nicht bloß, daß er in französische Constructionen und Redensarten verfällt — sondern man höre z. B., wie er die Unzulänglichkeit der französischen Philosophie aus der Beschaffenheit der französischen Sprache ableitet. Diese Sprache, führt er aus, erschwere durch den Reichthum ihrer Abstractionen ein tieferes Eingehen auf die sachliche Wahrheit: „die Philosophie der französischen Sprache hindert die Philosophie der Gedanken." Es ist freilich, sagt er weiter, eine philosophische Sprache — „nur Franzosen müßten sie nicht für Franzosen schreiben!" Das ist ohne Zweifel ein geistreiches Wort, aber ebenso gewiß auch nur so „beinahe wahr" wie er den Franzosen bezüglich ihres Philosophirens Schuld giebt; noch indem er tadelt, ist er gezwungen, den Getadelten unwillkürlich den Hof zu machen.

Zu allen anderen Widersprüchen also ein neuer! Derselbe Mann, der sich mit dem größten Eifer auf die Erlernung der französischen Sprache wirft und für seine Schule dieser Sprache den Vorrang vor dem Lateinischen und Griechischen eingeräumt wissen will, fühlt sich doch zugleich von ihrer Oberflächlichkeit, ihrer Altverständigkeit und gesellschaftlichen Verbildung abgestoßen, so daß er nun doch wieder für den gelehrten Verkehr dem Latein den Vorzug giebt. Und wiederum: derselbe Mann, der über das Ganze der französischen

Litteratur ungefähr wie Klopstock oder wie Lessing urtheilt, steht doch zugleich unter dem Zauberbanne des Geistes und der Formenreize eben der Schriftsteller, deren Schwächen er so hart und so treffend charakterisirt. Es ist ein ähnlicher, ja, in der Wurzel derselbe Widerspruch wie der zwischen seinem Eingehen auf die ökonomisch-praktische Aufklärungsbildung und seiner Tendenz, dieselbe zu durchbrechen. Es ist ein Widerspruch, der uns doch nur die Beweglichkeit und Lebendigkeit, den Reichthum und die Vielseitigkeit seines Wesens veranschaulicht. Die Parteilichkeit, die aus Beschränktheit herrührt, findet sich nun einmal so wenig bei ihm wie die andere, die aus der Festigkeit abgeschlossener Charakterbildung hervorgeht. Wie sehr er daher im Ganzen und Großen die Stimme Lessings gegen die Abhängigkeit unserer von der französischen Litteratur wird verstärken helfen: immer doch wird er sich zugleich ein offenes Auge auch für die glänzenden Seiten des französischen Geistes bewahren und gerade durch den Wechsel der Gesichtspunkte in das durch Lessings Tapferkeit und Entschiedenheit frei gewordene Urtheil ein höheres Maß von Gerechtigkeit zurückführen.

Es hängt mit dieser Beweglichkeit zusammen, daß er von jeder Beschäftigung mit einem einzelnen Litteraturgebiet oder einem einzelnen Autor, auch wenn sie mit Abneigung und schneidendem Tadel enden sollte, mehr oder weniger Gewinn für seine eigene Bildung davonzutragen versteht. So hatte er von Montaigne, Voltaire, Diderot gelernt und fuhr fort von ihnen zu lernen. So kritisirt er die Thomas, Clément, Marmontel, und weiß doch die Reize ihres Stils zu schmecken und ist bedacht, sie ihnen abzulauschen. Wir haben sein hartes Urtheil über Rousseau gehört, und doch — wie ganz war er von diesem Autor einst hingenommen gewesen, und wie unvertilgbar bewahrte er ihm etwas von der Neigung, die einst Schwärmerei gewesen war! Es ist viel zu viel gesagt, wenn ein geistvoller Litterarhistoriker neuerlich, unter Zurückweisung der Annahme eines maßgebenden Einflusses Hamanns, in Rousseau den eigentlichen Lehrer und Leiter von Herders Jugendbildung hat finden wollen [1]). Irren wir nicht, so ist das zu weit Gehende dieser Behauptung auf die Verwechselung zurückzuführen, daß auch dasjenige als bildender Einfluß in Anspruch genommen wird, was nur ursprüngliche Verwandtschaft, nur Aehnlichkeit der Empfindungs-, Denk- und Wirkungsweise beider Männer ist, oder gar nur dem genius epidemicus der ganzen Zeit angehört. Aufs Bestimmteste läßt sich aus den Documenten nachweisen, daß die Lectüre Rousseaus auf den achtzehnjährigen Herder am Anfange seiner Studienzeit begeisternd, ja verführerisch begeisternd einwirkte; [2]) aber ebenso

[1]) Hettner, Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III, 3, a. in dem Abschnitt über Herder.

[2]) Die Zeugnisse, welche Hettner dafür beibringt, lassen sich noch erheblich vermehren. Ganz unmittelbar durch die Lectüre des Emil ist das Gedicht „der Säugling" W. I, 1, 241

bestimmt lassen die Documente darüber keinen Zweifel, daß der Jüngling sehr früh, daß er schon in den ersten Rigaer Jahren von dieser einseitigen Rousseau-begeisterung zurückkam [1]). Hume insbesondere lehrte ihn, daß der Rousseausche Naturzustand eine Chimäre, und der Mensch von Hause aus zu gesellschaftlicher Bildung bestimmt sei. Die tiefe Empfindung für das Naturwüchsige und Ursprüngliche konnte ihm die Lectüre Rousseaus nicht eindringlicher bestärken als der lebendige Unterricht Hamanns, und den so früh bei ihm ausgebildeten Sinn für geschichtliche Entwickelung hatte er sich von dorther gewiß nicht geholt. Mit Rousseau zusammentreffend in dem großen Gedanken des rein Menschlichen und der daraus folgenden Forderung menschlicher Erziehung, ihm ähnlich in der Reizbarkeit, in Macht und Schwung des alle Dämme überströmenden Gefühls, ging er doch frühzeitig weit von ihm ab und weit über ihn hinaus. Er verstand es nicht, wie der Bürger von Genf, „der zerfließenden Seele Fülle“ zum Princip einer fanatisch folgerichtigen, eintönig ausgeführten Doctrin und dann wieder zum Motiv einer ebenso eintönigen, lang ausgesponnenen Dichtung zu machen. Dafür aber wird ihm sein reiches und hochgesteigertes Empfindungsleben zu einem Schlüssel, der ihm Natur und Geschichte, Sinn und Seele alles Menschlichen, die Eigenart von Völkern und Individuen, von Sprache und Dichtung, von Religion und Sitte erschließt, — zu einem Resonanzboden zugleich, der das Alles vieltönig, bald bestimmter, bald unbestimmter, widerhallt. Nicht etwa nur angewandt, sondern umge-

---

eingegeben, dessen Beziehung die Erinnerungen I, 33 ganz verkehrt deuten. Rousseaus Gedanken übersetzt und Rousseau verherrlicht das oben S. 33 erwähnte Gedicht „über den Menschen“, woraus Suphan SWS. I, 547 eine bezeichnende Stelle mitgetheilt hat. In einem anderen Gedicht sieht „Rousseau voll Gottgefühl“ auf der Menschen Ameisenspiel herab; es „schwindelt“ den Dichter, „ihm nachzusehen.“ Unter einer Reihe von Prosaplänen in einem der Excerptenhefte aus der Studienzeit findet sich auch der: „Die Erfindung des Mein und Dein“, mit dem Zusatz, daß dieselbe nach Rousseau dargestellt werden solle. Nach einer Notiz über seine Zeiteintheilung in einem der ersten Königsberger Semester, die Suphan in dem Aufsatz über Herders theologische Erstlingsschrift (Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. VI, S. 174, Anm. 1) mitgetheilt hat (wo die „Bibliothek“ jedoch von der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu verstehen sein wird), begann und schloß er seinen Tag mit Rousseaulectüre. Die Spuren derselben zeigt ein durch mehrere Quartblätter verlaufender Auszug aus dem Emil und eine übersetzte Stelle aus der Heloise (gegen den Selbstmord), die sich der begeisterte Leser als „ein Exempel der erschütternden Beredtsamkeit des Rousseau“ aufzeichnet — anderer gelegentlicher Erwähnungen des Lieblingsautors zu geschweigen. Von den ältesten Arbeiten Herders zeigt den Rousseauschen Einfluß am stärksten der Aufsatz über die Nutzbarmachung der Philosophie fürs Volk LB. I, 3, a 207 ff.; siehe besonders S. 223; wie indeß schon hier Rousseau durch Kant corrigirt wird, ist oben S. 49 nachgewiesen worden.

[1]) An Scheffner 31. October 1767 LB. I, 2, 290: „Mein philosophisches Lehrgedicht an Kant war das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens.“ An Kant ebendas. S. 297: „Hume konnte ich, da ich noch mit Rousseau schwärmte, weniger leiden; allein von der Zeit an“ u. s. w.

wandt, unendlich vertieft und berichtigt und ebendeshalb nur kaum noch wiederzuerkennen, begegnet uns der Grundgedanke des Franzosen bei dem Deutschen wieder. Und daher nun die Stellung, welche Herder seit der Mitte der Sechziger dem Verfasser des Emil gegenüber einnimmt. Die Größe des Mannes ist ihm nach wie vor über allen Zweifel erhaben. Seiner hinreißenden Beredtsamkeit, dem ihm so zusagenden Ausdruck des Schmelzes und des Sturmes der Empfindung widersteht er nicht, so oft er namentlich zu der Nouvelle Héloise zurückkehrt. Mit dem Menschen kann er sich nicht entbrechen trotz all' seiner Schwächen zu sympathisiren und den „alten Schulknaben“ gegen alle „weltkundigen Schurken“ zu vertheidigen. Für die ersten Grundsätze der Erziehung, sofern sich diese treu an die ursprüngliche Natur des Menschen anzuschließen, nichts zu übereilen, nichts zu erzwingen habe, bleibt ihm Rousseau im Emil ein großer Lehrer; aber scharf schneidet er hier gegen ihn ab: bezüglich der Erziehung für die Gesellschaft „kann Rousseau kein Lehrer sein.“ Mit Rousseau hält er es gegenüber denjenigen, die von der Aufklärung als einem letzten, in alle Ewigkeit fort zu erstrebenden Zweck reden; aber ebenso thöricht dünkt ihn das Zurückstreben in Zeiten, „die nicht mehr sind und nicht gewesen sind.“ Die Gegenwart will er sich nicht verläumden und nicht verleiden lassen; die menschenfeindliche Sentimentalität, die sich entwickelt, wenn man solchen „Romanbildern“ nachhängt, will er bekämpft wissen. Alles in Allem: auch was groß und gut und schön an Rousseau ist — der Deutsche kann es nicht brauchen, eben wegen jener durchgehenden französischen Ehr- und Auszeichnungssucht. Das ist es, so faßt er noch einmal die Charakteristik des Lieblingsautors seiner jüngeren Jahre zusammen, das ist es, „was ihn verdirbt und verführt, was ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung; Alles neu, frappant, wunderbar: so wird das an sich Schöne übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf Wahrheit zu sein.“ Ihn zu berichtigen ist oft mühsamer als daß es das lohnt, was man dabei gewinnt, und so wird er „durch seinen Geist unbrauchbar oder schädlich, bei aller seiner Größe.“

Auch der spätere Herder ist sich in diesem, Lob und Tadel so sicher vertheilenden Urtheil über Rousseau stets gleich geblieben, wenn er auch, je nach dem jedesmaligen Anlaß, bald die eine, bald die andere Seite stärker und etwa auch mit rhetorischem Nachdruck hervorhebt[1]). In der That, mit keinem

---

[1]) Die heftigsten Ausfälle gegen Rousseau, der ihm nun zusammen mit Voltaire, Diderot, Helvetius, Hume unter die Kategorie der Philosophen und Aufklärer, der „Weisen des Jahrhunderts“ fällt, finden sich, wie wir im folgenden Buche sehen werden, in den Schriften der Bückeburger Periode, nur daß sich auch so noch die alte Anhänglichkeit an den Lehrer reiner Menschheit und die Wärme für den Redner und Dichter nicht verleugnet (vgl. z. B. in dem Briefwechsel mit seiner Braut, Düntzer A, III, 21. 48. 106. Erinnerungen I, 208 (zu A, III, 95), in der Aeltesten Urkunde Thl. 4, S. 71.) Schon in der Schrift über den Ursprung der Sprache jedoch findet sich durchgehends Polemik gegen Rousseau. Lob

der bedeutenden Schriftsteller, denen er für seine Bildung verschuldet ist, ist er so früh aufs Reine gekommen. Daß er aber gerade jetzt die Grenze so scharf zu bezeichnen versteht, die seine von den Rousseauschen Ideen scheidet, das hat in der Wendung seinen Grund, die er gerade jetzt so bestimmt zur praktischen Politik hin nimmt, in der Anwendung und Fortführung seiner Gedanken über Einzelerziehung zur Völkererziehung.

In demselben Maaße ebendeshalb, in dem er von Rousseau hinwegtritt, stellt er sich unter den Einfluß eines anderen großen Franzosen. Keiner unter allen französischen Autoren steht dermalen so hoch in Gunst bei ihm wie Montesquieu.

Längst hatte er Montesquieu verehrt und gepriesen. Dem Verfasser der Abhandlung über den Geschmack verdankte er manche Bemerkung für seine ästhetischen Untersuchungen [1]). Von dem Verfasser der Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und des Geistes der Gesetze hatte Winckelmann, und von beiden hatte Herder entscheidende Anregungen in der Richtung auf die Philosophie der Geschichte empfangen. Wenn er frühzeitig der Geschichte der Religionen nachzugehen sich vorsetzte, so sagte er sich, daß ihm für das Verständniß der einschlagenden politischen Bezüge Montesquieu, Hume und Beaumelle den Weg weisen müßten, und wenn er zur Grundlegung jenes umfassenden Unternehmens zunächst den ursprünglichen Religionsbegriffen nachforschen wollte, so stellte sich ihm diese Aufgabe unter der Formel dar, aus der Barbarei „einen Geist urkundlicher Traditionen und mythologischer Gesänge" zu sammeln, wie Montesquieu „für die bürgerliche Gesetzgebung, freilich tausendmal nützlicher, einen Geist der Gesetze sammelte" [2]). Eben das Nützlichere war es, was jetzt auch ihn vor dem Geheimnißvolleren lockte. Erziehung für die Gesellschaft, Bildung der Völker — ein solches Werk, für das Rousseau nicht ausreicht, fordert offenbar einen „zweiten Montesquieu" [3]). Den „Großen", den „Unvergleichlichen" nennt er ihn. Wir hörten oben bereits, wie richtig er auch die Mängel des Unvergleichlichen hervorzuheben verstand, um sie selbst zu vermeiden, aber andererseits findet er — und auch darin wird er ja wohl Recht behalten —, daß Montesquieu am wenigsten die allgemeinen Fehler der französischen Schriftsteller theile, am meisten sich ihrer im Kampf mit dem Genius der französischen Sprache zu erwehren gesucht habe. Zwar verunziere der Esprit der Franzosen auch ihn, zwar sei auch er nicht frei vom faux brillant und noch weniger vom falsch

---

und Tadel wechseln dann oder fassen sich zu einem sehr billigen Gesammturtheil zusammen in den Schriften der Weimarischen Periode; Letzteres namentlich im 28. der Theologischen Briefe (SWS. X, 306) vgl. außerdem Humanitätsbr. I, 14; II, 58; III, 156 u. f. f.

[1]) Fragm. III, 76. Viertes K. W. LB. I, 3, b, 445. (SWS. IV, 149.)

[2]) Ueber die verschiedenen Religionen LB. I, 3, a, 380 und Von Entstehung und Fortpflanzung x. ebendas. S. 391.

[3]) Skizze zu einer Abhandlung über die Bildung der Völker LB. II, 488.

Philosophischen, aber edler doch und simpler als alle seine Landsleute, ja stellenweise, in seinen Briefen z. B., spreche er — das höchste Lob in Herders Munde — wie ein Winckelmann [1]). Genug, an den Geist Montesquieus hängt sich Herder in diesem Zeitpunkt, trotz aller herben Kritik des französischen Wesens im Allgemeinen, mehr als an irgend einen Zweiten an. Montesquieus Größe und Montesquieus Tropäen lassen ihn nicht schlafen. Er wird nicht müde von ihm zu lernen, eben weil er ihn übertreffen will. Nach psychologischem Schema, ähnlich wie Montesquieu die Regierungsarten geschildert, will er in der beabsichtigten Abhandlung über die Jugend und Veraltung der Seele die Lebensalter schildern und daraus ein „System des menschlichen Lebens" gestalten [2]). In Montesquieus beiden Hauptschriften vorzugsweise will er seine Vorstudien machen für seine Pläne der Umbildung Livlands, für die Geschichte des menschlichen Geschlechts, die ihm in schwankenden Umrissen vor Augen schwebt [3]). Die Umrisse fangen an Gestalt zu gewinnen — ein philosophisch-historisches Werk über die Bildung der Völker, ein politisches Memoire darüber mit besonderer Beziehung auf Rußland und an die Adresse der Kaiserin Katharina soll geschrieben werden. Da vollends heftet er sich an die Spuren Montesquieus. Nach Montesquieu will er denken und wenigstens sprechen; zwar nicht sein System, aber seine Methode zu der seinigen machen [4]). In diesen Gedanken, diesem Vorhaben hat er die letzten Wochen in Nantes verbracht. Er reist von Nantes nach Paris ab, und Montesquieu, nur Montesquieu soll unterwegs seine Lectüre sein [5]). — —

Ueberschlagen wir die Fülle der Studien und Pläne, der Arbeiten und Gedanken, in denen wir den Schreiber dieser Tagebuchsconfessionen gleichsam wühlen sehen, so können wir es wohl verstehen, daß er, ärgerlich über die Verwunderung seiner Rigaer Freunde, was ihn in Nantes so lange festhalte, an Hartknoch kurz vor seinem Aufbruch schrieb: „Lasset uns, mein lieber Hartknoch, so aus der Welt gehen wie ich aus Nantes; so ists nicht unnütz und nicht ohne Achtung." Zufällige Umstände hatten wohl auch zur Verlängerung des Aufenthalts mitgewirkt. Gleich anfangs hatte er sich wieder einmal einer Operation an seinem Auge unterworfen, von deren Erfolg wir nichts erfahren. Noch zuletzt war er durch Unpäßlichkeit festgehalten worden. Ungeduldig setzte er sich endlich auch darüber hinweg. Am 4. November warf er sich in den Postwagen und kam am 8. in der Hauptstadt an.

Es ist leider nicht viel, was wir über seinen Pariser Aufenthalt erfahren.

---

[1]) Vgl. im Reisejournal namentlich 213. 259. 264. 267. 282. 284. 305. (SWS. IV, 382. 412. 415. 418. 427. 429. 443).

[2]) Reisejournal 317 (SWS. IV, 450).

[3]) Ebendas. 195. 208 (SWS. IV, 371. 380.)

[4]) 244. 247 (SWS. IV, 403. 404.)

[5]) An Begrow, LB. II, 88.

Keine Frage, er hatte auch deshalb mit dem Aufbruch dahin so lange gezaudert, weil er mit seiner scheuen deutschen Gelehrtennatur kein rechtes Herz fassen konnte, sich in den Strudel der großen Stadt zu werfen, „wo Alles mit Luxus, Eitelkeit und französischem Nichts verbrämt ist". Unerläßlich freilich, hatte er sich gesagt, die französische Oper und Komödie, die französische Declamation, Musik und Tanzkunst am Mittelpunkte ihres Glanzes zu schmecken und zu genießen, unter der Anleitung des wackeren Landsmanns Wille Kupferstecher-, Maler-, Bildhauerkunst zu studiren, die französischen Gelehrten wenigstens weit kennen zu lernen, um ein Bild zu bekommen, wie sie aussehen, leben, so sich ausdrücken, bei sich und in Gesellschaft sind; — nur, wird nicht der Landsmann zu sehr nur Künstler sein? wird es ihm selbst möglich sein, sich unter den Fremden verständlich zu machen, sich mitzutheilen, irgend wem ein Interesse an sich einzuflößen? werden die berühmten Männer nicht gewiß „in einen Hefen französischer Welt und Anstands und Besuchs eingehüllt sein?" — So ging er mit ebensoviel Vorsätzen wie Voreingenommenheit; so konnte es zwar nicht fehlen, daß er sich mit seinem raschen Blick Mancherlei erbeutete, aber doch auch kaum gelingen, daß er bis auf den Grund sähe. Er verließ Paris mit demselben ungünstigen Vorurtheil, mit dem er es betreten hatte[1]). Seinen Gewinn überschlagend, freute er sich der Erfahrungen und Begriffe, die er dort gesammelt, aber der Gesammteindruck war ihm kein erfreulicher oder gar erhebender. „Alles was Gout und Pracht ist in Künsten und Anstalten", so faßt er diesen Eindruck (LB. II, 123) zusammen, „ist in Paris im Mittelpunkt: sowie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde." Unlustiger noch und verstimmter klingt sein erster Brief von dort[2]). Wie oft er sich auch im Tagebuch einen Spiegel vorgehalten, sich darüber Vorwürfe gemacht, daß er bei einem Neuen lebhaft aufwalle und es dann doch an Ausdauer und nachhaltigem Ernst fehlen lasse, mehr koste und versuche als er verdauen könne, wie sehr er sich zu mehrerer Ordnung und Sammlung, zu größerer Vertiefung und Gründlichkeit ermahnt hatte — auch diese Vorwürfe und Vorsätze waren eben Aufwallungen einer edlen Seele, die ihre Schwächen lebhafter erkannte, als sie ihrer Herr zu werden die Kraft hatte. Die Lebhaftigkeit des Aufwallens, die erste Energie des Zugreifens wird wohl noch lange und bis auf einen gewissen Grad immer bei ihm die Geduld des erschöpfenden Wirkens und die Zähigkeit des Festhaltens ersetzen müssen. Das zerstreuende Paris ist es jedenfalls am wenigsten, wo er Sammlung

[1]) Mit Billigkeit und ohne Uebertreibung spricht sich über diesen Punkt ein Franzose, Joret, in seinem verdienstlichen Buche Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIII. siècle (Paris 1875) S. 291 aus.

[2]) An Hartknoch LB. II, 89; ebenso muß er sich gegen Berens geäußert haben: Berens an Herder, ebendas., S. 92.

lernen wird. Wenige Wochen sollen dem ungeduldigen Manne genügen, das Louvre und Palais royal und Gallerien und Lustschlösser zu „durchtraben.“ Er möchte so rasch, so hastig sehen und erleben wie er zu lesen gewohnt war, und dann findet er obenein, daß sich in der weitläufigen Stadt bei ungünstiger Jahreszeit „vieles besser lesen als suchen und größer lesen als sehen lasse.“ Zu Berichten, wie er sagt, wenig aufgelegt, giebt er auch am Schlusse seines Pariser Aufenthalts dem Freunde in Riga nur eine summarische Rechenschaft von seinem Treiben. Wir sehen daraus, daß er sein Programm innehielt. Wirklich war Wille, der berühmte Kupferstecher, ein geborener Hesse, den aber ein mehr als zwanzigjähriger Aufenthalt ganz zum Pariser gemacht hatte und an den er vielleicht von Riga aus durch Budberg, vielleicht durch Weiße in Leipzig, empfohlen war, sein Hauptanhalt. Er hatte an ihm einen vortrefflichen Cicerone für das, was Paris in künstlerischer Beziehung bot. Nichts davon — aber überhaupt nichts Sehens- und Merkwürdiges wurde versäumt. „Ich habe versucht“, schreibt er, „Bücher und Menschen, Declamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publicum zu studiren.“ Herder im Verkehr und Gespräch mit den Pariser litterarischen Größen — welch’ ein anziehendes Bild, wenn es sich zeichnen ließe! Grimm leider entging ihm, ebenso Buffon und Marmontel; sie waren von Paris abwesend auf dem Lande. Aber er lernte die Häupter der Encyklopädie, Diderot und d’Alembert, er lernte Thomas, d’Arnaud, Duclos, Barthélémy, de Guignes, Daubenton, Garnier kennen, Männer also der verschiedensten Fächer und des verschiedensten Verdienstes. Halb mit Verdruß, halb mit Beschämung mußte er erfahren, daß man in diesen Kreisen von dem Zustande der deutschen Litteratur, trotz des Journal étranger, nur ganz obenhin unterrichtet sei, daß man allenfalls einen Geßner schätzte, dagegen Klopstock ungenießbar fand. Er seinerseits war doch besser auf die französischen Litteratoren vorbereitet. Wie mußte ihn Thomas interessiren, dessen éloges er in Nantes so eifrig, mit so directer Beziehung auf sich gelesen, dessen declamatorische Schwächen, dessen „doch immer süße, bildende Fehler“ er so richtig gewürdigt, so lernbegierig studirt hatte! Wie wichtig mußte ihm, der mit Klotz über den Münzengeschmack gestritten, ein Kenner wie Barthélémy sein, wie manchen Berührungspunkt hatte er durch seinen „Orientalism“ mit de Guignes und dessen Untersuchungen über den Zusammenhang der chinesischen mit der ägyptischen Cultur! Aus Garniers Homme de lettres hatte er sich manche Stelle ausgeschrieben, und wie gut hätte er sich bei den ernsten religiös-moralischen Ansichten des Mannes mit ihm verständigen können! Vollends aber mit Diderot! Was that es, daß er auch ihn mit der deutschen Philosophie nur wenig vertraut fand? Der „beste Philosoph in Frankreich“ war er ihm darum nicht weniger. War es nicht allein schon den Aufenthalt in Paris werth, den Zauber der Unterhaltung des Mannes zu erfahren, den er das eine Mal einen modernen Platon, das andere Mal, trotz der Einwürfe gegen dessen dramaturgische

Neuerungsvorschläge, den Terenz unseres Jahrhunderts genannt, dessen Ehrengedächtniß Richardsons er als eine Schrift „voll Feuer, voll Seele, voll Sentiments, voll Leben" gepriesen hatte" [1])? In einem französisch geführten Gespräch war ja Herder natürlich im Nachtheil, aber an sich war seine Beredtsamkeit der des Franzosen durchaus verwandt. Sie waren einander in noch anderen Stücken verwandt. Die Universalität Diderots, sein reflectirender Entdeckungseifer stellen ihn Herder nahe. Der Eine wie der Andere für die strenge Philosophie durch das poetische Element in ihrer Natur, für die Poesie durch die Hast bald des Gedankens, bald der Empfindung verdorben. Beide auf das Natürliche und Sittliche hingerichtet, beide im Kampfe mit der Abstraction, der Regel, dem System — Eklektiker beide, und beide zwischen Skepsis und Enthusiasmus schwankend [2]). Für seine ästhetischen Untersuchungen war Herder im Vierten kritischen Wäldchen ganz in die Bahn hineingerathen, die Diderot in seiner Lettre sur les aveugles und der anderen sur les sourds et les muets eingeschlagen hatte. Ausdrücklich wollte er ihm jetzt, wo er in Paris auf diese Fragen zurückkam, darin nachphilosophiren, ähnlich wie er in politischen Dingen Montesquieu nachphilosophiren wollte — „nach seiner Methode, aber nicht nach seinem System". Er berührte sich endlich durchaus mit ihm in der Ansicht von der moralisch-bildenden Bedeutung des Theaters und setzte sich vor, in dieser Beziehung „Diderots Stimme zu verstärken" — wie er denn noch so viel später, in den Humanitätsbriefen (III, 147), Diderots Stimme über diesen Punkt reden ließ, um die seinige zu verstärken. An den Artikeln der Encyklopädie hatte er in Nantes wenigstens genascht, hatte den Diderotschen Prospect und den berühmten Discours préliminaire von d'Alembert gelesen. Ein Zeugniß von dem Eindruck, den d'Alemberts persönliche Erscheinung jetzt auf ihn machte, besitzen wir in einer wenige Jahre später geschriebenen Recension. „Treu aus der Erinnerung," wie er selbst sagt, zeichnet er da das Bild des Mannes [3]). Er fand, daß die Person des berühmten Mathematikers durchaus seinem litterarischen und menschlichen Charakter glich; er sah an ihm „den ruhigen, stillen, fleißigen, dabei feinen, dienstfertigen, verbindlichen, im Stillen unabläſſigen, im Stillen und bei übrigens demüthiger Miene vornehmen und ausgezeichneten Mann", sah „in einem Augenblick der Leidenschaft auch den Stolz des Gelehrten, noch mit

---

[1]) Vgl. Fragmente I, 80. 102. 130. Zweites Stück des Torso, SWS. II, 315 (vgl. oben, S. 170); Königsberger Zeitung 1767. St. 66 (SWS. IV, 225).

[2]) Mit Recht hat auf diese Verwandtschaft auch Rosenkranz in seinem Buche über Diderot (II, 398) hingewiesen.

[3]) Recension der Lavaterschen Physiognomik, Lemgoer Auserlesene Bibliothek X, 348. 349. Fehlt in den SW. und wird später im VIII. Bande der Suphanschen Ausgabe zu suchen sein. Wegen der Lectüre der Encyklopädie s. LB. II, 57. 62. 80.

zurückziehender Bescheidenheit" — freilich — und da bekommen wir etwas auch von dem Eindruck zu hören, den Diderot und d'Arnaud auf ihn machten — „freilich keine Diderotsche Originalität, keine d'Arnaudsche Düsterheit, die auf seinem Gesicht so unbeschreiblich gemalt ist als in einem seiner grausamen, grausvollen Märchen."

Die Saamenkörner, fügt Herder seinem kurzen Bericht über sein Pariser Treiben hinzu, seien „verscharrt bis auf einen Frühling der Zukunft". Er ließ es dennoch neben allem Aufsuchen von Menschen und Sehenswürdigkeiten am „Studiren und Verdauen" nicht fehlen, und etwas wenigstens von dem, was er ein andermal als sein „Eingespinnst" bezeichnet, ist uns vergönnt zu sehen. Einmal in dem der Zeit des Pariser Aufenthalts angehörenden Schlußtheil des Reisejournals, und sodann in einer Reihe einzelner Notizen, die gleichzeitig nebenher aufs Papier geworfen wurden. Wir sehen daraus, daß er einestheils fortfuhr, den Faden der im Vierten Wäldchen angesponnenen Betrachtungen über die Natur der Künste, insbesondere über die Natur der bildenden Kunst weiter zu spinnen, und daß andererseits seine ästhetischen Beobachtungen und Reflexionen unter den Einfluß jener pädagogisch-politischen Pläne geriethen, die ihn gegen das Ende des Nanteser Aufenthalts so überwiegend in Anspruch genommen hatten.

Im Garten zu Versailles war es, wo er jenem Gedanken vom Unterschiede der Plastik und der Malerei als der Kunst fürs Gefühl und der Kunst fürs Auge weiter nachhing, diesem Gedanken, der ihm so sehr Hauptgedanke war, daß er ihm später vor den anderen im Vierten Wäldchen damit verbundenen in seiner „Plastik" eine weitere Ausführung gab. Er verfolgt jetzt, durch die reicheren Anschauungen, die Paris ihm bot, dazu angeregt, jenen Unterschied, er verfolgt das, was für die Eigenthümlichkeit der Sculptur als der fürs Gefühl bestimmten Kunst, sich ergiebt, in ein mehreres Détail. Aber während er diesen sensualistischen Gesichtspunkt — ein Ultra des Gefühls — im Hunger gleichsam nach Realität, bis zu den paradoxesten Consequenzen, mit Einfällen à la Diderot experimentirend, ausbildet, so verbindet er damit jetzt einen neuen, idealistischen. Die Statue, außerdem daß sie unser äußeres Gefühl wohlthuend anspricht, muß auch, vielmehr sie muß, eben um so zu wirken, der Ausdruck eines Geistigen sein; — „es muß ein Geist in diesem Fühlbaren wohnen, der zu unsrem Geiste spreche." So kömmt er, in beachtenswerthem Fortschritt über das im Vierten Wäldchen Entwickelte, auf die Symbolik der schönen Gestalt. Sein Sensualismus läuft wieder zurück in die Wolf-Baumgartensche Metaphysik: das plastisch Schöne ist ein „fühlbarer Begriff der Vollkommenheit", der Begriff des Schönen im Gefühl grenzt ans Wahre und Gute, und sympathetisch fühlen wir in der schönen plastischen Gestalt die Zweckmäßigkeit, die Gesundheit, die Vollkommenheit des menschlichen Gliederbaues. Und er unternimmt es, von diesem Gesichtspunkt aus — der ihm dann später in Italien zu neuem Leben erwachte, — Stirn, Auge,

Nase, Mund, Stellung des Körpers nach ihrem Ausdruck, ihrer redenden Bedeutung einzeln durchzugehen.

Mit diesen Gedanken nun sah er Statuen und Gemälde, aber diese Gedanken begleiteten ihn auch vor die Schaubühne [1]). Bei häufigem Besuch des Theaters sah und bewunderte er eine Dumenil und Arnould, einen Molé und Lecain. Hier offenbar, wofür Paris ja Mittelpunkt und hohe Schule war, hat er seine lebhaftesten Eindrücke empfangen — nur daß er auch hier zu absichts- und vorurtheilsvoll sah und hörte, zu vorgreifend reflectirte, um unbefangen zu genießen. Seine ästhetischen Reflexionen über die Oper und das Ballet laufen im Wesentlichen auf das hinaus, was uns bereits aus dem Vierten Wäldchen bekannt ist; neu und charakteristisch für seine lyrische Natur ist nur die Kritik, die er an der Oper überhaupt übt. Sie muß nach ihm vereinfacht und ausschließlich auf die Empfindung gegründet werden; er will, daß die Handlung in ihr nicht durch Worte, sondern nur durch Pantomime dargestellt, die Momente der Empfindung durch lyrische Musik, durch Lieder zum Ausdruck gebracht werden. Seine dramaturgischen Einsichten, wie wir von früher her wissen [2]), waren nicht sehr tief und nicht sehr eigenthümlich. Ergriffen von der Poesie der Shakespeareschen Stücke, erfüllt von dem Gedanken, daß es die Aufgabe des Dramas sei, „merkwürdige Scenen der Menschheit wie in verkürzter Aussicht uns näher und gedrängter ans Auge zu bringen" und von hier aus der Forderung Diderots, daß das Theater Standescharaktere zu zeichnen habe, die andere entgegenstellend: vielmehr menschliche Charaktere, beeinflußt endlich von der Polemik, die Lessing in der Dramaturgie gegen die gallische Zopftragödie gerichtet hatte, diente ihm die Anschauung des französischen Theaters hauptsächlich nur dazu, die Fehler desselben schärfer zu erkennen und daran die Nation zu studiren. An der französischen Oper in erster Linie vermißt er das Menschliche und Einfache. Das Wunderbare, meint er, ist an die Stelle getreten. Wunderbarer Stoff, wunderbare Musik, wunderbare Decorationen. Auch die Oper bringt ihm das Princip der französischen Nation, die Ehre, zur Anschauung. Ebenso aber die Tragödie. Nur in einzelnen hervorragenden Momenten der Darstellung der großen Schauspieler findet er sich wirklich menschlich ergriffen. Im Uebrigen sieht er statt des Menschlichen, das sich vielgestaltig je nach den dargestellten Zeiten und Nationen schattiren müßte, immer nur französische Nation. Er findet Pracht und Pomp fürs Auge, aber wenig für die Seele; über der Rücksicht auf das Anständige geht die Kraft der Natur, der Leidenschaft, der

[1]) LB. II, 377; auch die im LB. II, 427 ff. unter der Ueberschrift „Bemerkungen über das französische Theater" mitgetheilten Aufzeichnungen schließen sich im Manuscript unter der Ueberschrift „Schöne Künste, — in Paris geschrieben den 2. December" unmittelbar an die sub 4, 6 „Ueber die schöne Kunst des Gefühls" S. 379—385 mitgetheilte Studie an. (Nur jene Theaterbemerkungen sind SWS. IV, 479 ff. wieder abgedruckt.)

[2]) S. oben S. 166 ff.

Empfindung verloren. Er stimmt, ohne Lessing zu nennen, mit dem Hamburgischen Dramaturgen vollkommen überein, wenn er in Voltaires Zaire statt der Liebe nur die französische Liebe, nur Galanterie findet, wenn er, an Shakespeares Hamlet erinnernd, nichts Frostigeres kennt, als den Schatten in Voltaires Semiramis. Er kömmt zu dem Schluß, daß die Tragödie überhaupt nicht für Frankreich, nicht für Monarchien wie die französische und nicht für die alle Leidenschaft in Phrasen auflösende französische Sprache sei[1]).

Reichhaltiger als über die Tragödie sind die Bemerkungen Herders über die Komödie. Aber nicht sowohl der ästhetische als der psychologisch-moralische Gesichtspunkt hat sie ihm dictirt. Seine dramaturgischen Betrachtungen überhaupt werden vom Aesthetischen beständig abgelenkt durch die Rücksicht auf seine national-pädagogischen Pläne und münden ganz in dieselben ein. Unter den Mitteln, ein Volk und also zunächst das russische Volk zu bilden, nimmt das Theater für ihn eine der hervorragendsten Stellen ein, und hier wieder ist es die dem Volksleben näher stehende Komödie und die den Menschen unmittelbar bei der Empfindung ergreifende Oper, von denen er sich am meisten verspricht, deren Gedeihen er überdies in dem Staate, den er in erster Linie vor Augen hat, für am ehesten möglich hält. Tragödie ist nicht nur für Frankreich nicht; Tragödie wird auch in Rußland am schwersten aufkeimen. Viel bedeutender und lebendiger war ja wirklich in Frankreich die Komödie, und Herder, obgleich er an ihr nicht minder allerlei auszusetzen fand, erfuhr doch ihre Wirkung; mit der Komödie am meisten hatte man neuerdings experimentirt, und an sie hatte Diderot seine dramaturgischen Reformversuche angeknüpft. Die „honnette Komödie" daher, die zwischen der Tragödie und dem burlesken Lustspiel mitten inne stehe, „mit allen Scenen der Menschheit, der Stände, der Laster, der Charaktere, der Lebensalter, und das mit allem Feierlichen bekleidet" — sie, und etwa das bürgerliche Trauerspiel, möchte er gepflegt wissen; es beschäftigt ihn, einzelne Lust- und Trauerspielcharaktere durchzugehen, anzudeuten, wie sie sich nach den Nationen verschieden gestalten würden und wie es die Aufgabe des Dichters wäre, in Shakespeares Weise das Werden eines solchen Charakters naturwahr und ergreifend zur Anschauung zu bringen. Mit jener ausschließlich durch Mimik und liedartige Musik wirkenden Oper, der „Oper der Menschheit" zusammen meint er in dieser honnetten Komödie ein Bildungsmittel zu besitzen, wirksamer sogar als die Kirche. „Wird," so ruft er, von diesen Gedanken ergriffen, aus, „wird eine Zeit kommen, da man Klöster und Kanzeln zerstören wird und das Theater säubern und zu aller Illusion bringen? — — o könnte ich dazu etwas beitragen! Ich will wenigstens Diderots Stimme verstärken!"

Länger als auf einen Monat hatte Herder gleich anfangs seinen Auf-

[1]) Vgl. schon die Bemerkungen im Reisejournal S. 285. 286. (SWS. IV, 430.)

enthalt in Paris nicht berechnet. Es war in Aussicht genommen worden, daß Gustav Berens, der ungefähr gleichzeitig mit ihm Nantes verlassen hatte und in Geschäften nach Bourdeaux gegangen war, ihn von Paris abholen und ihn von da nach Holland begleiten solle. Er mochte dann weiter von dort zunächst nach England hinübersegeln, von England erst nach Kopenhagen und nach Deutschland gehen. So wenigstens machte ihm Berens, als es aus dem Abholen nichts wurde, den Reiseplan zurecht, während ihm selber noch ganz andere Phantasiepläne — ein Abstecher nach Portugal und Spanien und von da nach Italien — gelegentlich durch den Kopf gingen. Hätte er nur, der eben jetzt erfuhr, wie theuer das Pariser Pflaster war und der daher ängstlich und dringend an Hartknoch einen Hülferuf nach dem andern entsandte — hätte er nur Fortunats Säckel oder eine unentgeltliche Reisegelegenheit gehabt!

Wider Erwarten sollte sich ihm eine solche Gelegenheit eröffnen. Gegen Ende November erhielt er durch Nicolai die Nachricht, daß der Prediger Resewitz in Kopenhagen ihm den Vorschlag zu thun habe, mit einem deutschen Prinzen auf Reisen zu gehen. Der Antrag war ihm seit lange zugedacht; er würde denselben schon im Sommer in Kopenhagen erhalten haben, wenn er damals nicht sein Reiseziel geändert hätte und so den um ihn Werbenden aus dem Gesichte gekommen wäre. Ein Resewitzscher Brief mit jenem Antrag fand ihn endlich Anfang December in Paris[1]). Der Fürstbischof Friedrich August von Lübeck wollte seinen damals sechszehnjährigen einzigen Sohn, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, (geboren den 3. Januar 1754), der sich zur Zeit mit seinem Hofmeister, Herrn von Cappelmann, auf der Universität zu Kiel aufhielt, von Ostern des nächsten Jahres an, drei Jahre auf Reisen gehen lassen. Wir wissen nicht, wer die Aufmerksamkeit des hohen Herrn auf Herder gelenkt hatte. Genug, er wünschte, daß dieser den Prinzen als Informator und Reiseprediger begleiten möchte. Die Bedingungen waren annehmlich: — neben freier Station und dreihundert Thalern Gehalt stellten sie nach Verlauf der drei Reisejahre eine gute Predigerstelle oder eine Kieler Professur mit dem schon jetzt zu verleihenden Professortitel in Aussicht. Es war nicht in Herders Natur, schnell schlüssig zu werden, und diesmal war die Unschlüssigkeit durch die Lage der Dinge gerechtfertigt. In Riga waren ihm, für eine unbestimmte Zukunft freilich, aber doch feste Zusagen gemacht. Sollte er sich diese Aussichten verschlagen? konnte er seine herzliche Anhänglichkeit an Riga mit Eins wegwerfen? all' die weitgreifenden enthusiastischen Pläne für seine dortige Wirksamkeit ohne Weiteres fallen lassen? Und doch wiederum: reisen, viel und weit reisen, in Gesellschaft reisen, mit Bequemlichkeit und so, daß ihm Alles offen stände, nicht auf fremder Leute Beutel, sondern auf eigne Kosten, — das war ja sein nächster und sehnlichster

[1]) Der Brief vom 11. November (LB. II, 116 ff.) war über Nantes gegangen.

Wunsch. In dieser Klemme, gedrängt sich zu erklären, half er sich mit einer Antwort, deren Forderungen und Gegenvorschläge ein genau formulirter Ausdruck seiner widersprechenden Wünsche waren. Er forderte zugleich mehr und weniger. Größere finanzielle Vortheile und vor Allem größere Freiheit hinsichtlich der Dauer des Engagements, dagegen keinen Titel, keine feste Anstellungszusicherung nach Wiederauflösung des Verhältnisses. Ob diese Gegenvorschläge genehmigt werden würden, mußte er in der That zweifeln. Allein wider Vermuthen kam man ihm von beiden Seiten entgegen. Campenhausen, an den er sich gleichzeitig in einem Brief um Auskunft über die Rigaer Aspecten und um Rath gewandt hatte, ließ ihn durch Hartknoch bedeuten — was freilich in dem erst später eintreffenden Schreiben etwas vorsichtiger, oder, wie Herder fand, diplomatischer ausgedrückt wurde — daß er den Ruf annehmen möge, um so ohne Kosten die Welt zu sehen und sich noch mehr zu bilden, und daß ihm die Rigaer Stelle aufgehoben bleiben solle [1]). Der Lübecker Hof andererseits genehmigte alle seine Gegenvorschläge mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß er ihm an Erfüllung seiner Rigaer Verpflichtungen nicht hinderlich sein, ihn vielmehr, wann er den in Ansehung des Prinzen zu übernehmenden Pflichten Genüge geleistet, mit Empfehlungsschreiben nach Petersburg unterstützen wolle [2]).

Es zeichnet ganz den weichen, fein fühlenden, aber zugleich anspruchsvollen und weiblich reizbaren Mann, wie er die so herbeigeführte Entscheidung aufnahm. Man könnte erwarten: mit Zuversicht und Befriedigung. Vielmehr mit Beklommenheit und nicht ohne ein Unbehagen, das er alsbald nicht umhin kann, an den Freunden auszulassen. Es war eben doch etwas von der unseligen Rousseauschen Natur in ihm. Man kann sich keinen herzlicheren und liebenswürdigeren Ton denken als den, der in den wenigen Briefen herrscht, die wir von Gustav Berens an Herder besitzen. Dieselbe hülfreiche Gefälligkeit, die nachgiebigste, mit der eignen Person bescheiden zurücktretende Antheilnahme in den Briefen von Hartknoch. Das Alles wird von Herder als selbstverständlich hingenommen; verwöhnt durch die Hingebung und Bewunderung der Freunde, läßt er sich in seinen Stimmungen rücksichtslos gehen, und wenigstens eine der Formen, in denen er ihnen zeigt, daß auch er sie liebe, sind freundschaftliche Scheltworte, Anfahrungen und Vorwürfe, untermischt freilich mit guten Worten, mit Abbitten und reuigen Entschuldigungen. Mehr an ihn als an sich dachten die Freunde, wenn sie ihm jetzt zu dem Eutiner Ruf aufrichtig Glück wünschten; zugleich doch ließen sie das Bedauern einfließen, daß sie dabei verlören, und verhehlten die Besorgniß nicht, daß die Aussichten Rigas, ihn zu besitzen, dadurch gefährdet

[1]) Hartknoch an Herder, LB. II, 142.

[2]) Die Entschließung des Fürstbischofs vom 11. Januar 1770, LB. II, 146 und der Brief von Resewitz vom 20. Januar das. S. 147.

oder doch hinausgeschoben seien. Seine Empfindung war, daß sie das Letztere ihm nicht stark genug ausdrückten. Er fand, daß er mehr an dem Rigaer Zirkel hänge als dieser an ihm; in der unbilligsten Weise beklagte er sich über die Gleichgültigkeit seiner dortigen Freunde, ja, er hielt gegen Hartknoch, den er wahrlich besser hätte kennen sollen, die Andeutung nicht zurück, daß derselbe vor Allem froh sei, ihm nun keine weiteren Geldopfer bringen zu dürfen. Genug, so leichten Herzens er von Riga abgereist war, so schwer fand er sich in die neue Wendung seines Schicksals, so ernst ging er seiner nunmehrigen Bestimmung entgegen. In diesen Moment am liebsten möchte man die Entstehung des Gedichts verlegen, in welchem er so melancholisch über seines Lebens „verworrene Schattenfabel" reflectirt, um sich zuletzt mit stolzer Fassung über die Räthsel seines Schicksals zu erheben [1]) — wie als ob der Genius in ihm Herr würde über die Verstimmung des reizbaren Menschen. Betrachtungen wenigstens wie die, welche die schöne Ode anstellt, gingen ihm sicher auch jetzt durch die Seele. Es war ihm, als ob er von der Geburt her bestimmt sei, einsam auf verschlungenen Wegen zu wandeln — durch immer andere, immer abreißende Scenen, entgegen der Weisung seines leitenden Dämon, entgegen den Hoffnungen, die er angesponnen, von dunklen Schicksalsmächten geführt; so sei es bisher gewesen; sei es denn auch in Zukunft so! Die Resignation selbst wird zum Triumph; seine Lebenswege

— — — werden sein
wie sie waren! des Frommen Gang,
der den kriechenden Gleis unter dem Fuß vertrat,
nicht für Götter und Tempel log!
nicht für Purpur und Gold heuchelt' und ungestüm
nur der Wahrheit, und ungestüm,
Biedermenschheit, nur dir! würdige Tugend, dir
sich im Leben ermattet hat! — —
Matter Wandrer, wohlan! wie die verworrne
Schattenfabel auch enden mag! — —

---

[1]) „Mein Schicksal", LB. III, 16; SW. zur Litt. III, 112.

Zweiter Abschnitt.

Von Paris nach Eutin; von Eutin nach Straßburg.

In der letzten Hälfte des December hatte Herder Paris verlassen. Zu Weihnachten, erzählen die „Erinnerungen“ (I, 132), war er in Brüssel, sah da und in Antwerpen alles Sehenswürdige der niederländischen Kunst [1]). Auf einem Schiffe ging er von Antwerpen nach Amsterdam ab. „Das Gefühl der Nacht ist noch in mir,“ so heißt es in dem Aufsatz über Ossian und die Lieder alter Völker [2]), „da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte.“ Die Worte beziehen sich auf diese Ueberfahrt. Durch einen heftigen Sturm nämlich war das Schiff unweit vom Haag auf eine Sandbank an der holländischen Küste gerathen. Die ganze Nacht saß hier das lecke Schiff fest, in beständiger Gefahr, zu sinken. Erst des Morgens kamen die rettenden Boote von der Küste, und vom Lande aus sahen nun die Geretteten das Schiff untergehen. Am 20. Januar konnte er melden, daß er glücklich im Haag angekommen sei [3]), und ging nun über Leyden nach Amsterdam.

Es ist vergeblich, diesen dürftigen Bericht erweitern zu wollen. Keine Tagebuchsaufzeichnung, keine gleichzeitige oder spätere Aeußerung Herders verräth uns, ob und wie der kurze Aufenthalt in Holland seiner Bildung zu gute gekommen. Er hatte so stark darauf gerechnet gehabt. Hier hatte er an die Ausarbeitung des politischen Werkes über die Bildung der Völker gehen, hier sich in der Kenntniß des Griechischen und Lateinischen vervollkommnen wollen, um dadurch den Mängeln der Kritischen Wälder aufzuhelfen. Der Eutiner Antrag hatte ihm das Concept verrückt; vollends als er in

[1]) Ueber einen ihm in Brüssel im Theater gewordenen Eindruck: an seine Braut, Düntzer A, III, 111.

[2]) Von deutscher Art und Kunst, S. 20 — wo übrigens die Farben aus der Erinnerung an die frühere und die neue Seereise gemischt sind. Ein Anklang an diese Stelle auch Aelteste Urkunde I, 24.

[3]) Fraser an Herder, LB. II, 141.

Amsterdam die Entscheidung des Fürstbischofs erhielt — wie mußten da alle jene Pläne zurücktreten! Von dem politischen Werk ist mit keiner Sylbe wieder die Rede — nur in ganz verwandelter Gestalt begegnen uns später einige von den politisch-pädagogischen Gedanken des zweiten Montesquieu in der Preisschrift „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften" und in der „Adrastea"[1]), während übrigens nur der geschichtsphilosophische Kern jenes alten Planes sich in seiner Seele weiter entwickelte. Am nachhaltigsten beschäftigten ihn ohne Zweifel seit Paris jene ästhetischen Reflexionen, die er denn an der Betrachtung der Kunstschätze Hollands immer von Neuem erproben mochte. Zu gründlicheren philologischen Studien dagegen hatte er schwerlich Zeit und Sammlung. Die Universität Leyden, wo unter Andern der große Ruhnken lehrte, hätte ihm wohl dazu dienen können, nicht bloß einiges „Krams der Gelehrsamkeit", sondern auch jenes strengen und ernsten Geistes klassischer Studien sich zu bemächtigen, den er nach der Lectüre von Ruhnkens berühmtem Elogium an Hemsterhuys bewunderte[2]) — allein dazu hätten Wochen, nicht Tage gehört, und wenn allerdings an einzelnen Arbeiten der siebziger Jahre eine strengere Methode sichtbar wird, so ist daran die flüchtige persönliche Bekanntschaft mit den holländischen Gelehrten gewiß unschuldig[3]).

Noch einen anderen Mann aber traf er in Leyden, der ihm später vielleicht gerade deshalb unbequem werden sollte, weil die erste Begegnung zu warm gewesen und weil sie bei jenem enthusiastische Erwartungen erregt hatte. Mit dem Erbprinzen Ludwig von Darmstadt hielt sich damals als dessen Hofmeister der Elsasser Franz Michael Leuchsenring auf[4]). Herder freute sich vor Allem, in dem nur um Weniges jüngeren Mann einen Landsmann zu finden, mit dem ein herzlicher Austausch möglich war, wie er ihn in dem „menschheitverhungerten" Frankreich so lange hatte entbehren müssen. Leuchsenring war ein vielseitig unterrichteter, elegant gebildeter, welt- und redegewandter Mann, einer von denen, deren Geschmack auf den feinsten Duft von Geist und Bildung geht und die, weil es ihnen an einem reellen Lebenszweck fehlt, an irgend einer ausgesuchten Seltsamkeit, einer Grille, einem eingebildeten Zweck, als ob es eine ernste Angelegenheit wäre, hängen bleiben. Bei einer kurzen Begegnung können solche Menschen liebenswürdig, anziehend, vielleicht gar bedeutend scheinen. So ging es Herder mit

---

[1]) Vgl. Vom Einfluß 2c. S. 53 über die Zukunft der Länder am Schwarzen Meer mit der Stelle im Reisejournal LB. II, 242 (SWS. IV, 402). Außerdem die Aeußerung über diese Preisschrift in dem Briefe an Gleim, Düntzer C, I, 103; auch Adrastea III, 1, S. 75 ff.

[2]) Frankf. Gel. Anzeigen, 1772, St. 87, Recension von Harles, De vitis philologorum. Eine Beziehung zu Valckenaer erscheint in der Recens. A. D. B. XVII, 2, 466.

[3]) Suphan, Einleitung zu Bd. III der SWS., S. xv.

[4]) Noch immer der beste Aufsatz über ihn ist der von Varnhagen im 4. Bande der Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften.

Leuchsenring. Ganz unbemerkt zwar blieb ihm die Schwäche desselben nicht, aber weich wie er selbst war, hatte er doch Theilnahme und Verständniß für die „feinen, empfindunghauchenden Poren“ des seltsamen Schwärmers. Ein großer Liebling Beider war Sterne, und ein wie guter Dolmetscher zweier Seelen ist nicht ein gemeinschaftlicher Lieblingsautor! Eine schöne Stelle, ein rührendes Blatt, zu guter Stunde zusammen gelesen, wobei dem Einen wie dem Andern das Auge naß wird, das mochte immerhin in jenen Tagen, in denen die eben erst wieder aufbrechende Macht der Poesie sich den Menschen als Rührung ankündigte, zum Pfand der Freundschaft werden. Was that es, daß die Begeisterung Herders sich von einem reichen Schatz großer Ideen nährte, während die des Andern nur das Strohfeuer oberflächlicher Enthusiasterei, die Empfindung des Einen tief und ernst und von einem starken Verstande eingedämmt, die des Andern flach, tändelnd und geziert war: man hatte nicht Zeit, sich gründlicher kennen und unterscheiden zu lernen, und Leuchsenring jedenfalls trennte sich von Herder mit der Ueberzeugung, einen Busenfreund gewonnen zu haben, einen, der in die Gemeinde der Heiligen, in den „Orden der Empfindsamkeit“ gehöre, den zu stiften er sich eben damals in den Kopf gesetzt hatte [1]).

Im Februar war Herder in Amsterdam. „Die Affaire mit dem Prinzen ist arrangirt,“ schrieb er von hier aus an Hartknoch, „und ich versuche mein Schicksal“ [2]). Durch Friesland ging die Reise über Hamburg nach Holstein, und noch einmal wurde in Hamburg eine längere Station gemacht. Lebte doch in Hamburg ein Mann, der für Herder mehr sein mußte als alle französischen und holländischen Gelehrten zusammen. Lessing stand soeben auf dem Sprunge, Hamburg zu verlassen, um seine Wolfenbüttler Bibliothekarstelle anzutreten; ein Glück für Herder, eine Genugthuung für Lessing selbst, daß sich seine Abreise verzögert hatte. „Ich würde es bedauert haben,“ schreibt der Letztere den 3. März an Ebert [3]), „wenn ich jetzt schon weg wäre. Denn rathen Sie, wer vor einigen Tagen hier ankam? Herder. — — Es hat mir nothwendig sehr angenehm sein müssen, diesen Mann von Person kennen zu lernen; und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wohl mit ihm zufrieden bin.“ Vierzehn vergnügte Tage, schreibt Herder an Hartknoch (LB. III, 26), habe er mit Lessing gehabt und wacker mit ihm umhergeschwärmt. Mit erleichtertem Herzen hatte er vor ihn treten

---

[1]) Ueber die Begegnung Herders mit Leuchsenring in Leyden s. Herder an Caroline Flachsland, Düntzer A, III, 32; Caroline an Herder, ebendaselbst 26; Herder an Caroline, LB. III, 222; an Merck 325. 326; Lavater an Herder, Düntzer A, II, 29; Herder an Lavater, ebendaselbst 62; über Leuchsenring in Leyden: Jacobi, Auserlesene Briefe, II, 401 (an Garve).

[2]) LB. II, 149, vgl. III, 28.

[3]) Der Brief ist bei Lachmann (XII, 243) falsch vom 3. Februar datirt, s. die Redlichsche Ausgabe der Lessingbriefe.

können. Die Besorgniß, er könne durch seine dreiste Kritik den Verfasser des Laokoon beleidigt haben, auch dieser könne sich zu all' seinen übrigen Gegnern gesellen und ihn demüthigen [1]), war unbegründet gewesen. Er wußte das, seit ihm unterwegs, neben dem zweiten Bande der Antiquarischen Briefe, Lessings schöne Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet", zu Gesicht gekommen war [2]). Nur eine Kleinigkeit war es, über die sich der große Kritiker hier gegen einen Einwurf Herders vertheidigte: er begleitete die Vertheidigung mit der Bemerkung, daß er diesem Gelehrten wichtigere Erinnerungen zu danken habe. Wog das Eine Wort nicht reichlich sämmtliche Angriffe aller Recensenten der Klotzischen Gilde, auch die neuesten Ausfälle in Klotzens lectiones Venusinae auf? [3]) Man muß sich all' das Unbehagen, all' die quälende Aufregung vergegenwärtigen, die das reizbare litterarische Gewissen und die Empfindlichkeit des so vielfach Geschmähten beim besten Willen nicht abzuschütteln im Stande war, um den Eindruck zu würdigen, den Lessings ehrenvolle Aeußerung auf ihn machen mußte. Noch sechszehn Jahre später ist ihm dieser Eindruck in frischem Gedächtniß. Die Lessingsche Abhandlung, so bekennt er in der Zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter vom Jahre 1786 (S. XI. XII), erfreute ihn nicht bloß durch ihren anregenden Inhalt, der demnächst eigne Gedanken in ihm wecken, eigne Untersuchungen veranlassen sollte, sondern vor Allem darum, „weil darin seiner auf eine so edle Weise gedacht war, daß ihm die Schrift für den Charakter des Verfassers eben die Hochachtung gab, die er für die Gaben seines Geistes längst gehabt hatte." Er sagt an eben dieser Stelle, daß von jenen archäologischen Fragen, um die sich die Schrift über die antiken Abbildungen des Todes drehte, damals nicht die Rede gewesen sei. Daß man sich mit manchem Wort in der freundschaftlichen Unterhaltung das Herz über Klotz und Genossen wird erleichtert haben, dürfen wir mit Sicherheit annehmen: der Gedanke an diese Gegner mußte für Herder aufhören beunruhigend zu sein, seit er sich mit Lessing die Hand geschüttelt hatte. Zur Verhandlung ästhetischer Fragen gab unter Anderm die Burkesche Schrift über das Erhabene und Schöne Anlaß. Beide Männer hatten dieselbe übersetzen und commentiren wollen; Herder hatte dann den Pastor Harder zu Sunzel zur Uebersetzung angeregt und sich selbst nur den Commentar vorbehalten; neuerdings hatte sich Hartknoch mit Garve wegen der Verdeutschung des Buchs in Verbindung gesetzt, und Herder konnte jetzt den Rigaer Verleger über die Besorgniß einer Lessingschen Concurrenz beruhigen, ihm aber zugleich einige Erinnerungen Lessings zum

---

[1]) Reisejournal LB. II, 349 (SWS. IV, 478); an Hartknoch, ebendas. 40; an Nicolai, 55.

[2]) Vermuthlich doch befand sie sich mit bei der Nicolaischen Büchersendung, die er (LB. II, 152) in Amsterdam erhielt. Schon den 4. November 1769 hatte ihm Nicolai (ebendas. S. 100) von dem Erscheinen der Schrift Meldung gethan.

[3]) Herder an Hartknoch 29. April 1770, LB. III, 26.

Gebrauch für den neu gewonnenen Uebersetzer mittheilen [1]). Auf ästhetische Fragen mußte man auf Anlaß der Dramaturgie gerathen. Ueber das französische Theater dachten ja beide Männer so einstimmig. Wird nicht Herder den Eindruck, den ihm dasselbe in Paris gemacht, unter dem vollen Beifall des dramaturgischen Kritikers beredt und lebendig vor diesem entwickelt haben? Sollen wir sie uns nicht vorstellen dürfen, wie sie, nach einem zusammen zugebrachten Hamburger Theaterabend, auf Shakespeare zu sprechen kamen und nicht annehmen dürfen, daß die Erinnerung an die dabei ausgetauschten Ideen nachklang, als Herder demnächst seinen Aufsatz über Shakespeare schrieb? Daß die Rede auf die Poetik des Aristoteles fiel, wissen wir bestimmt; denn aus Lessings damaligen mündlichen Aeußerungen glaubte Herder entnehmen zu dürfen, daß derselbe an einem Commentar zu jenem „Codex der ganzen griechischen Dramaturgie" arbeite [2]). Aber nicht bloß die ästhetischen, auch die theologischen Fragen wurden erörtert. Schon damals befand sich das Manuscript der Reimarusschen „Apologie", aus welchem der Wolfenbüttler Bibliothekar nachmals die Fragmente eines Ungenannten zum Aergerniß aller Starr- und Kleingläubigen veröffentlichte, in Lessings Händen und beschäftigte seinen Geist aufs Lebhafteste. Herder selbst sagt uns, wie er ihn über Dinge

---

[1]) Zu den von Danzel über das Lessingsche Vorhaben, I, 352. 353 angeführten Stellen ist hinzuzufügen: Nicolai an Lessing vom 23. Juni 1770 (Lachmann, XIII, 226) und Weiße an Herder vom 30. December 1768 (LB. I, 3, b, 527); Herders Mittheilung an Hartknoch ist nur aus des Letzteren Brief vom 23. Juni 1770 (LB. III, 34) ersichtlich. Ueber die Harder'sche Uebersetzung sind wir durch Harders Brief an Klotz vom 25. September 1770 (Briefe deutscher Gelehrten an Klotz II, 58) unterrichtet. Daß Herder über die Sache mit dem namensverwandten livländischen Pastor verhandelte, erhellt aus Hartknochs Brief an Herder vom 14. November 1769, LB. II, 140. Aus eben dieser Briefstelle geht hervor, daß sich Hartknoch wegen einer anderweitigen Uebersetzung des Buchs an Weiße wandte, und daß es wahrscheinlich Weiße war, der ihm Garve empfahl. Die Garvesche Uebersetzung (nach der sich Herder, Febr. 1772, Düntzer C, II, 23, erkundigt) erschien, und zwar ohne Abhandlungen, erst 1773 (vgl. darüber Hartknoch an Herder, Düntzer C, II, 39. 40). Das Interesse Herders an der Burkeschen Schrift ist außer durch den Brief an Kant (LB. I, 2, 299) auch noch durch die Stelle im Vierten K. W. LB. I, 3, b, 374 und durch den Auszug bezeugt, den er sich aus dem Aufsatz der Hamburger Neuen Zeitung 1769, St. 24, machte. Der mir handschriftlich vorliegende Auszug hat freilich die Ueberschrift „Bemerkungen über Burkes Definition von der Schönheit" erst von dem Herausgeber des Lebensbildes erhalten, der ihn LB. II, 416 ff., als ob es ein Aufsatz Herders wäre, mittheilt. Der zu Grunde liegende Aufsatz der Hamburger Neuen Zeitung, von dem das Stück im LB. theils Abschrift, theils Auszug ist, rührt nach einer mir von Redlich gütig gemachten Mittheilung von Gerstenberg her und geht in Nr. 24 von Riedels Briefen über das Publicum aus, verläuft dann in Nr. 25—27, unter der Ueberschrift „Anmerkungen V über die Schönheit", als Excurs, um in Nr. 27 zu Riedel zurückzukehren und in Nr. 28 u. 29 zum Schluß zu gelangen. — Die Garvesche Uebersetzung des Burke citirt Herder in dem Schriftchen Vom Erkennen und Empfinden S. 28 und Kalligone III, 12.

[2]) Vgl. den Aufsatz Gotth. Ephr. Lessing, in den Zerstr. Bll. II, 402.

dieser Art habe reden hören und wie sich ihm dabei der reine Wahrheitseifer des Mannes im vollsten Lichte gezeigt habe[1]). Die mannigfachsten Anregungen also nahm er aus diesem kurz bemessenen persönlichen Verkehr mit sich, aber vor Allem doch einen unverlöschlichen Eindruck von Lessings Gesammtcharakter, von seiner ganzen Art zu sein und zu denken. Ein Zeugniß dieses tiefen Eindrucks ist nicht nur jenes schöne Denkmal auf Lessing, das er 1781 dem Gestorbenen errichtete, — ist beinahe jede Zeile, in der er fortan von Lessing dem Menschen oder dem Schriftsteller zu reden Anlaß fand. Auf seine persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter beruft er sich bei dem warmen Lobe, welches er mehrere Monate später, seiner Braut gegenüber, der „Minna von Barnhelm" spendet, und ebenso betont er in einem Briefe an Hamann, daß er zwar in keiner Verbindung mit Lessing stehe, ihn aber „als Mann" kenne[2]). Zu einem Lebenden hinaufzusehen, der ihm persönlich sich vor Augen stellte, lag nicht in Herders Natur. Zu diesem Manne hat er hinaufgesehen. Von Lessing hat er fortan nie anders als mit Hochachtung und Unterordnung geredet. Die Funken des Lessingschen Geistes, die in den seinigen hinübergesprungen waren, hat er nie wieder verlöschen lassen. Die Begegnung in Hamburg ist einer jener Momente, an die sich langdauernde seelische Wirkungen und Bewegungen im Reiche der Geister knüpfen.

Mit Lessing verkehren hieß mit dem ganzen gebildeten Hamburg in Beziehung treten. Wenn es noch weiterer Einführung bedurft hätte, so würde dem jungen Gelehrten die Freimaurerei dazu behülflich gewesen sein. Hamburg durfte ihm wie ein zweites Riga erscheinen, nur daß in dem flotten gesellschaftlichen Treiben der Alsterstadt die geistigen Interessen und die litterarischen Elemente eine hervorragendere Rolle spielten, als in der Stadt an der Düna, nur daß hier die deutsche Bildung bereits zu selbständiger Entwicklung gelangt war, nicht sowohl durchsetzt von französischem als vielmehr beeinflußt von englischem Geiste. Den gefälligsten Freund fand Herder an dem wackeren Bode, dem Freunde Lessings, dem heiteren, unternehmungslustigen Manne, der mit der ganzen Rührigkeit des Geschäftsmannes als Buchhändler wie als Uebersetzer sich an der Förderung der Litteratur und der Aufklärung, ähnlich wie Nicolai, betheiligte. Durch Lessing wie durch Bode erschloß sich für Herder auch das Reimarussche Haus, das in dem berühmten Arzte und dessen Schwester Elise seinem philosophischen Namen und Ansehn treu geblieben war. In eben diesen Kreis von Menschen gehörte ferner der geistreiche, freisinnige Pastor Alberti, in dessen Familie Herder vergnügte Stunden zubrachte. Hauptpastor Götze hielt diesen seinen Collegen für einen Erzketzer und hatte damals bereits gegen dessen Neuerungen öffentlich Krieg geführt. Herder versäumte nicht, auch dem gelehrten Hauptpastor einen Besuch

---

1) Ebendas. S. 407.

2) LB. III, 155; Hamanns Schriften V, 74.

zu machen, denn wenigstens in Sachen Klotzens stand derselbe auf der Seite der Antiquarischen Briefe und der Kritischen Wälder [1]). Hochwichtig mußte ihm von einer andern Seite her die Bekanntschaft Basedows sein, der damals Professor in Altona war. Seine eignen pädagogischen Reformideen schienen ja in dem Kopfe des nordalbingischen Bernhard Gestalt gewonnen zu haben. Vielmehr, wie verzerrt traten ihm diese Ideen hier entgegen, und wie wenig konnte er sich von einem Manne angezogen finden, der „keine Musik hören kann"! „Es sei," so charakterisirt er ihn später, „ein anderer Damm, ein ehrlicher verwirrter Kopf, der Stunden hat, wo er nicht weiß, ob der Himmel blau ist." Einen „blinden Herostrat" nennt er ein andermal den Herausgeber des Elementarwerks, und eben auf seine persönliche Bekanntschaft mit ihm beruft er sich, wenn er in Bezug auf das 1774 errichtete Philanthropin erklärt, daß er dem Pontifex maximus zu Dessau keine Kälber zu erziehen geben möchte, geschweige Menschen [2]).

Aber da war, gleichfalls befreundet mit allen Genannten, noch ein anderer Mann. Mit schwärmerischer Liebe wandte sich Herdern Matthias Claudius zu. Der Dreißigjährige war eben damals vor Kurzem von der Redaction der Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten zurückgetreten und befand sich ohne Verdienst und Beschäftigung in Hamburg [3]). Er empfand diese Nothlage wohl um so drückender, da er schon jetzt, wie es scheint, sich mit der Liebe zu seiner Rebecka trug. „Herr Herder," so schreibt er in einem undatirten Briefchen an Gerstenberg [4]), „ist hier seit acht Tagen und reist heute von hier nach Kiel — —. Sie können denken, wie ich gehorcht habe, wenn er von Hamann erzählte, auch habe ich gehorcht, wenn er sonst etwas sprach. Er ist sehr lebhaft. Ich bringe überhaupt seit Monaten meine Zeit mit Horchen zu; zum Sprechen habe ich nicht Lust, der leidige Amor hat sein Werk in mir." Etwas von dieser verliebten Stimmung ging auf das

---

[1]) Hartknoch an Herder, 6. Juli 1770, LB. III, 82: „Der Oberpastor [von Essen] erzählte mir, daß Götze ihm geschrieben hätte, daß Sie ihn besucht hätten ꝛc." „Ihrem Freund Alberti und Ihrem Freund Götze" schreibt Claudius 1771 an Herder, Düntzer A, I, 366. Ueber Alberti berichtet Claudius auch LB. III, 226 und Bode, Düntzer C, III, 283, an Herder. Ein Denkmal des in Hamburg angeknüpften Verhältnisses zu Bode sind die Düntzer C, III, 282 ff. mitgetheilten Briefe, welche die Anführung anderer Belegstellen um so mehr überflüssig machen, da von diesem Verhältniß noch im Folgenden die Rede sein wird. Dem in Weimar 1793 gestorbenen alten Freunde widmete Herder einen Nachruf in den Humanitätsbriefen, 4. Sammlung, S. 148 ff. Vgl. übrigens noch Erinnerungen I, 133.

[2]) An Lavater, Düntzer A, II, 103; an Hartknoch C, II, 57; an Hamann, Ham. Schr. V, 184. Die angeführten Aeußerungen fallen freilich in die Bückeburger Zeit; günstiger über Basedows Bestrebungen lauten die Worte an Merck, Straßburg, October 1770, daß vermuthlich in Folge der Entlassung Bernstorfs „Klopstock, Basedow und viele andere gute Sachen" wegschleichen dürften.

[3]) Herbst, Matthias Claudius. Erstes Buch, IV. Abschnitt. (4. Aufl. S. 64 ff.)

[4]) Mittheilung von Redlich in Hamburg.

Verhältniß zu dem neuen Freunde über. Denn dem Abgereisten sendet er alsbald ein zärtliches Billet nach [1]), und noch ein halbes Jahr später schließt er einen anderen Brief an Herder mit den an die Freundschaft Davids und Jonathans anklingenden Worten: „Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen" [2]). Von Hamann hatte ihm Herder erzählt, von dem dieser zu den „Leuten" sonst nicht zu reden pflegte. Das macht: hier war er dem begeistertsten Verständniß des Hamannschen Wesens begegnet, und von Claudius erzählt er daher wiederum Hamann gleich in dem ersten Briefe, den er nach jahrelangem Verstummen 1772 wieder an seinen „alten, lieben Sokrates" richtete [3]). Die Worte, mit denen er es thut, erinnern an die, welche Hamann einst über den jungen Herder gebraucht. Den edelsten Jüngling nennt er ihn, castus, probus, ingenuus facie et animo — einen besseren Alcibiades als er selber sei und der für seinen Hamann schon einmal nach Curland habe Schlittschuh laufen wollen. In der That, recht wie sein alter ego mochte ihm der gute Claudius vorkommen. Wäre er nicht Herder gewesen, er hätte wohl Claudius sein mögen. Jetzt und viele Jahre hindurch wird er nicht müde, das innige Gefühl, die jungfräuliche Reinheit, das reiche und doch einfältige Gemüth des neuen Freundes zu rühmen, dessen Wesen ihm um so wohlthuender war, weil es in völliger Anspruchslosigkeit jede Anreizung zum Streit oder Wetteifer ausschloß. Von Claudius erzählte er hinfort immer zuerst den Menschen, die er liebgewann und denen er den gleichen Sinn für eine so lautere und liebenswürdige Natur zutraute. Als er demnächst in Darmstadt nun auch ein Mädchen und in Merck einen neuen Freund gefunden hatte, da floß er über von dem Lobe des „kleinen, guten, äußerst natürlichen Jünglings". Gegen Merck nennt er ihn das größte Genie, das er in Hamburg gefunden, — „einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, was wie Steinkohlen glüht — still, stark und dampfigt". Er wünscht — vier Jahre später — daß Gleim mit Claudius bei ihm zusammenträfe, und da wieder heißt er ihm „ein Knabe der Unschuld, voll Mondlicht und Liliendust der Unsterblichkeit in seiner Seele" [4]). Es ist die zarte Sittlichkeit, die reine Religiosität, es ist vor Allem der poetische Hauch der Natürlichkeit, was ihn an diesem Manne bezauberte. Er liebte ihn aus demselben Grunde und auf dieselbe Art, wie er die Musik und die Einsamkeit, wie er den Ton und Geist der Naturpoesie liebte. Eben über diese Dinge, über den Ursprung der Sprache und über die Poesie als die „Muttersprache des menschlichen Geschlechts" wird damals Herder mit ihm gesprochen, wird dieser dem beredten Lehrer zugehorcht haben [5]). Ja, die

1) 25. März 1770, LB. III, 20.
2) LB. III, 226.
3) Ham. Schr. V, 10.
4) An Caroline Flachsland A, III, 114; an Merck LB. III, 202; an Gleim C, I, 37.
5) Vgl. Claudius an Herder A, I, 364, Z. 1 v. o.

Lieder des Wandsbecker Boten, die Herder demnächst für seine Braut abschrieb, diese fliegenden Blätter, „fast nur Reihen, ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so gerührt werden", dienten ohne Zweifel dem Freunde des Volks- und Naturgesanges als erläuternde Parallelen [1]). Daß es ihm vergönnt sein möchte, mit diesem „reinsten Menschen, den er je gekannt", zusammenzuleben, war vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an sein sehnlichster Wunsch. Es ahne ihn, daß sie einst ihre Hütten neben einander aufschlagen würden, so hatte er ihm zugeraunt „in Segeberg, wo der Kalkberg ist", auf einer Partie also, so werden wir uns vorstellen müssen, die sie eines Tages gemeinschaftlich nach dem Holsteinischen machten. Manches Jahr hindurch ließ ihn diese Hoffnung nicht los; sie verflocht sich ihm fortwährend mit seinen eignen Lebensplänen, wie sie sich andererseits mit der Sorge, dem armen Jungen und seinem Weibchen ein Unterkommen zu schaffen, verband. Der Traum erfüllte sich nicht. Die Hütte, die Herder eine kurze Zeit lang dem Freunde verschaffen konnte, stand nicht neben der seinigen; nur brieflich pflog man Verkehr mit einander; nur besuchsweise sah man sich wieder — Claudius fuhr nichts desto weniger fort, auch den „brummigen" Herder zu lieben, und bis ans Ende trug es auch in diesem die alte Liebe zu dem treuen Manne über die je länger je mehr sich einfindenden Verschiedenheiten der Ansichten davon. Zunächst, als bald nach ihrer wiederholten Begegnung in Hamburg, Claudius für den nun in Scene gesetzten Wandsbecker Boten den Andern um Hülfe gebeten hatte, durften sich doch die kleinen Beiträge des Letzteren ununterscheidbar zwischen die des guten Asmus mischen, und bezeichnender noch für den Zusammenklang ihrer Seelen, für wesentliche Punkte wenigstens ihrer Uebereinstimmung ist es, daß die Herdersche Volksliedersammlung vom Jahre 1779 das Claudiussche Abendlied als ein Musterlied unter die namenlosen, von allerwärts gesammelten, aufnahm, daß er noch später des Boten Auslassung über Musik dem zweiten Theile des Buchs vom Geist der ebräischen Poesie einschaltete.

Herder hatte so viel in Hamburg gefunden, daß er es nicht verließ ohne den Vorsatz, möglichst bald wiederzukehren. Schon im folgenden Monat ist der Vorsatz ausgeführt worden, und was wir soeben von dem Verkehr mit Lessing, Claudius und deren Freunden erzählt haben, wird auf beide Anwesenheiten zu vertheilen sein [2]). Als er es das erste Mal, etwa am 10. März

---

[1]) An Caroline Flachsland A, III, 125; an Merck bei Wagner II, 35.

[2]) Die zweite Anwesenheit in Hamburg ist durch den Brief vom 29. April an Hartknoch LB. III, 24 bezeugt, der, wie er mir im Original vorliegt, von Herders Hand die Unterschrift Hamburg, den 29. April trägt. Schwierigkeiten bleiben auch so; denn die „vierzehn vergnügten Tage mit Lessing" mit Düntzer (Einl. zu dessen Ausgabe der Herderschen Gedichte, S. LI) ausschließlich auf diesen zweiten Aufenthalt zu beziehen, scheint sich dadurch zu verbieten, daß Lessing in der ersten Hälfte des April (an Ebert, 15. April) krank war und sich doch schon vor Ende des Monats auf seinem neuen Posten in Wolfenbüttel befand.

verließ, eilte er nach Kiel, um dort den Prinzen zu treffen, dessen Reisebegleiter er werden sollte. Unmittelbar danach wird er sich dann mit diesem an den Eutiner Hof begeben haben, und hier, in dem kleinen Städtchen, dessen Hauptschmuck das fürstliche Schloß mit seinem baumreichen, etwas verschnörkelten Garten und dem einladenden See war, — hier werden wir uns Herder während der nächsten Monate heimisch zu denken haben. Von hier wurde dann Hamburg zum zweiten Male besucht; öfter noch wird die nahe Universitätsstadt aufgesucht worden sein; der anmuthige Weg dorthin über Plön und Kloster Preetz, so wie mancher andere Ausflug wird ihm die ganze Gegend bekannt gemacht haben. Kiel lebte später in Herders Erinnerung in einem freundlicheren Andenken als die kleine, dorfartige Residenz. Er spottet, als es sich im Jahre 1800 um die Versetzung seines Schweizer Freundes J. G. Müller nach Holstein handelte, des Echos auf den Inseln des Eutiner Hofsees: an Kiel denkt er bei eben diesem Anlaß „als an einen seiner Jugend- d. i. Thorheitorte" mit Vergnügen. „Jetzt," schreibt er, „liegt mir Kiel in schönem Lichte, auch des zwanglosen, vermischten Umgangs, der schönen Gegend und Nachbarschaft wegen. — — Die Holsteinische Landschaft ist eine wahre Wouwermannsche, das schönste Grün voll weidender Heerden und Pferde, mit Seen wie beäuget, mit lebendigen Hecken durchflochten, das Meer nicht fern u. s. w." [1]). Uebereinstimmend damit berichten die „Erinnerungen", wie lieb ihm, der nicht leben mochte, wo es keinen Wald gab, der von Riga her ein Freund der See war, „das schöne, grüne Holstein" zeitlebens geblieben und wie er sich oft wohl dorthin zurückgewünscht. Sie betonen namentlich, wie er in dem liberalen Umgang mit dem gebildeten Adel des Landes sich gefallen habe und selbst zum Holsteiner geworden sei. Damals wird er die Bekanntschaft des jüngeren Grafen Bernstorff gemacht haben, von dem, nach der Begegnung Eines Tages auf dem Lande, sich ihm das wohlthuendste, noch nach einem Menschenalter unvergessene Bild in die Seele prägte [2]). Eine herzliche Freundschaft aber schloß er mit dem ihm ungefähr gleichalterigen Friedrich v. Hahn, der damals, bereits verheirathet, in Neuhaus lebte und viel in Kiel verkehrte. Neben Mathematik, Naturkunde und Astronomie — der Wissenschaft, in der er sich später einen so hohen Ruf erwarb, — beschäftigten den jungen unabhängigen Edelmann philosophische Studien. Begeistert für Menschenwohl, ein Liebhaber der Musik und der Malerei, auch selbst Zeichner, berührte er sich mit Herder in mehr als einem Punkte. Ihm theilte dieser damals den Anfang seiner Ausarbeitung über die Plastik mit, und schöne Stunden, die sich wenige

---

[1]) An J. G. Müller (August 1800) bei Gelzer, Protestantische Monatsblätter XIV, 293; im Obigen nach der Handschrift ergänzt.

[2]) Recension von Hegewisch' Rede zum Andenken A. P. v. Bernstorffs in den Erf. Gel. Nachrichten, 1798, St. 40 (SW. zur Philos. XV, 413).

Jahre später in Pyrmont erneuten, werden schon damals die Beiden in philosophischem Gespräch verlebt haben. Es war Hahn vergönnt, nachmals dem Freunde auch thätige Hülfe in der edelsten Weise zukommen zu lassen: Herder aber hat dem Verfasser der Gedanken über die Sonne, über den Nebelfleck im Orion und mancher anderen astronomischen Abhandlung, dem Manne, der „den Prunk der Höfe verachtete", noch im Jahre 1802 in der Adrastea ein poetisches Denkmal gesetzt[1]).

Ueber seine Stellung am Eutiner Hofe berichtet Herder zuerst unterm 29. April an Hartknoch. „Sie kennen sonst meine Mißlichkeit; allein noch bis jetzt bin ich in meiner Situation so wohl eingepaßt, daß es eine große Wette gelten könnte, ob ich was ändern wollte, Prinzen, Gesellschafter, Begleiter — nur nicht mich; — da wäre viel noch für mich selbst zu ändern. Ich genieße, gottlob, bisher die ganze Gnade und die außerordentlichste Unterscheidung des Hofes — bei den Größten versteht sichs, und die kleine Heerde, zumal an kleinen Höfen, folgt und — bückt sich noch dreimal tiefer. So etwas als meine Predigten hat man noch nicht gehört, und freilich bis auf meine Manschetten auch nicht gesehen; daß das wieder Neider gebe, ist die natürlichste Folge des Weltbaues, der aus Attraction und Resistenz zusammengesetzt ist." Nie hat er dieses Zeugniß der Zufriedenheit widerrufen. Auch nachdem er die Stellung aufgegeben, rühmt er wiederholt, daß er „von allen Seiten mit einem Beifall und Zutrauen aufgenommen worden, die über seine Erwartung gegangen", daß er „Alles gekonnt", daß „Alles ihn gefeiert, geliebt, ihm gehuldigt habe"[2]). Er eroberte sich offenbar durch den Zauber seiner Persönlichkeit die volle Gunst des Hofes und die vertrauende Liebe des jungen Prinzen, dem es wohl that, nachdem er bisher von Hofleuten und Pedanten erzogen worden war[3]), in dem neuen Erzieher einen Menschen zu

---

[1]) S. das Gedicht: „Orion. An den Erblandmarschall von Hahn" im 2. Stück des 3. Bandes der Adrastea, S. 268. Ueber Hahn giebt Auskunft die biographische Skizze von Lisch: „Friedrich Hahn, der erste Graf seines Geschlechts", in Lisch, Geschichte und Urkunden des Geschlechts Hahn, Bd. IV, Schwerin 1856, S. 255 ff., wieder abgedruckt in Jahrb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Jahrg. XXI, S. 81 ff. — Das Bild des Zusammenlebens beider Männer würde sich noch etwas anders stellen, wenn man den „Agathon", von welchem Herder an Caroline, Erinnerungen I, 224 schreibt, auf Hahn denken dürfte.

[2]) An Nicolai, 6. Mai 1771, C, I, 317; an Caroline, Januar 1772, A, III, 172; an dieselbe, Erinnerungen I, 213. Auch unter den Hofbediensteten zählte er schwärmerische Verehrer. Von dem Musikdirector in Eutin heißt es in einer ungedruckten Stelle des Erinnerungen I, 213 ff. (Nr. 11) mitgetheilten Briefes: „Ein alter Mann, der sich für mich mit der ganzen Welt geprügelt hätte". Einen anderen, jüngeren Freund, Namens Bach, macht uns ein von diesem an Herder gerichteter, handschriftlich vorliegender Brief vom 8. April 1796 bekannt. Bach giebt dem von Eutin mit dem Prinzen abreisenden Herder bis Hastendorf das Geleit; noch beim Scheiden mahnt ihn Herder, zu heirathen, und er hat der Mahnung Folge gegeben.

[3]) S. den Erziehungsbericht des Herrn Coriarius, LB. III, 37 ff.

finden. Ein Mann von Herders blühender Lebendigkeit, frisch von der Reise kommend, ein bezaubernder Lehrer, ein hinreißender Kanzelredner, ein meisterhafter Vorleser, der in die Langeweile des Hofes Unterhaltung und in jede Unterhaltung Geist zu bringen wußte, war an dem kleinen Hofe ein Phänomen. Wieder sah er sich, wie in Riga, geliebt und verzogen und genoß eine Zeit lang in vollen Zügen Auszeichnungen, die ihm neu und für seinen Ehrgeiz, seine Neigung zu einer gehobenen Existenz verlockend waren. Das fürstliche Paar verdiente seine Hochachtung, den gutmüthigen, lenksamen Prinzen gewann er aufrichtig lieb, zu dessen heiterer und geistreicher Schwester hatte er das beste Verhältniß. Was that es, daß er auch hier, wie in Riga, bei der officiellen Orthodoxie Anstoß erregte? Die Rolle, die dort Oberprediger Essen und Genossen gespielt hatten, übernahm hier der Eutiner Hofprediger und Superintendent Wolf. Diesem natürlich war der freisinnige Mann, dessen christlicher Katechismus der Katechismus der Humanität war, der mit ganz neuen Zungen und sogar mit einer ganz neuen Etikette predigte, ein „Socinianer". Er erhob diese Beschuldigung insbesondere gegen die bei Gelegenheit der Confirmation und des ersten Abendmahlsganges des Prinzen gehaltenen Predigten Herders, aber Herder hatte die Genugthuung, daß die Anklage wirkungslos zu Boden fiel. Er hatte Muße, zur Noth auch Bücher genug, seine Lieblingsarbeiten — das Capitel von der Plastik aus dem Vierten kritischen Wäldchen — wieder vorzunehmen, und zu alledem lag die Aussicht auf die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches vor ihm. Er sollte Italien sehen, auf das er sich vorzubereiten schon in Paris angefangen hatte [1]).

Aber war es so sicher, daß ihm der Wunsch in Erfüllung gehen würde? Wenn er schärfer zusah, so fing sich allmählich doch die heitere Fläche des Bildes zu trüben an. In Eutin war ihm Alles günstig: aber würde sein Einfluß auf den Prinzen ebenso unbeschränkt, würde seine ganze Stellung ebenso frei auf der Reise bleiben? Die Anlagen des Prinzen waren nicht glücklich; er zeigte neben manchen Talenten einen bedenklichen Hang zur Grübelei, die ihn, wenn er sie gegen sich selbst richtete, unzufrieden mit sich, ängstlich und trübsinnig machten; eine schwache, passive und unentschlossene Natur, war er nur geneigt, sich leiten, noch geneigter, sich moralischen und religiösen Scrupeln zu überlassen. Ein solcher Geist wollte vorsichtig, nach einem festen und folgerichtigen Plane behandelt werden. Hier aber sah Herder seinen Einfluß durch den des Hofmeisters gekreuzt. Ueberzeugt, daß in der Behandlung des jungen Mannes Fehler begangen wurden, ja, daß der ganze Reiseplan unzweckmäßig entworfen sei, fand er sich doch außer Stande, eine Aenderung durchzusetzen. Er verschwieg seine Bedenken nicht, er theilte namentlich der Freundin der Fürstin, ihrer Hofdame, Fräulein

---

[1]) Reisejournal, LB. II, 310. (SWS. 445). Ein Auszug aus der Voyage d'un Français en Italie 1765. 66 à Venise 1769 findet sich in den Herderschen Papieren.

Duhamel offenherzig seine Bemerkungen mit[1]). Vielleicht hätte er nach den üblen Ahnungen, die er über den Verlauf der Reise faßte, entschiedener durchgreifen oder es schon jetzt auf einen Bruch sollen ankommen lassen. Er begnügte sich, leise vorzubauen. Er bat sich die Erlaubniß aus, auch während der Reise um seinen Abschied bitten zu dürfen, „sobald er sähe, daß seine Gegenwart nicht mehr von entschieden nützlicher Einwirkung auf den Prinzen sein würde." Man gewährte ihm, was sich verständiger Weise nicht versagen ließ.

Am 15. Juli hielt Herder die Abschiedspredigt in Eutin, und zwei Tage später reiste Prinz Peter Friedrich Wilhelm, wie in den Hamburger Zeitungen zu lesen war, „in Begleitung des Geheimen Raths v. Cappelmann, Herrn Herders und einer ansehnlichen Suite" von Eutin nach Straßburg ab. Vom 19. bis 22. verweilte die Gesellschaft in Hamburg[2]). Noch einmal hatte Claudius die Freude, seinen Herder zu sehen und das neugeknüpfte Freundschaftsband mit dem „sympathetischen Jüngling" zu befestigen. „Er ist," schrieb er den 27. Juli an Schönborn, „ein Mann für mich, bei aller seiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt" [3]). Auf dem weiteren Wege mußten die Höfe von Hannover und Cassel begrüßt werden; zum Glück gab es hier wie dort auch andere Dinge und Menschen, welche die Schaulust und Wißbegier unsres Reisenden mehr als das Hofleben anzogen. Für den mit der Plastik Beschäftigten war der Besuch der Walmodenschen Kunstsammlung in Hannover und des Kunsthauses in Cassel von Wichtigkeit. Der Inspector der Casselschen Sammlungen war Professor Raspe. Der eitle, aber hofmännisch gewandte Gelehrte, der leider später seine litterarischen Verdienste durch ein gemeines Verbrechen vergessen machte, stand damals nahe der Höhe seines Ansehns. Ein ausgebreitetes Sprach- und Litteraturwissen, ansehnliche naturwissenschaftliche und antiquarische Kenntnisse, Betheiligung an der tagesüblichen Schöngeisterei, zahlreiche persönliche Beziehungen hoben den Ruf des Mannes und ließen die Bekanntschaft mit ihm ausgiebig und wünschenswerth erscheinen. Für Herder insbesondere war er nicht bloß als Litterator, als kundiger Führer und Aufzeiger der ihm vertrauten Kunstsachen, sondern vor Allem als derjenige wichtig, der mit zuerst in Deutschland auf Ossian aufmerksam gemacht und schon 1765 und 1766 in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Bericht von den Percyschen Reliques of ancient English poetry gegeben hatte, noch wichtiger vielleicht, weil er mit Lessing und dem Verfasser der Kritischen Wälder gegen Klotz bei Gelegenheit der Klotzischen Schrift über Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine Front gemacht hatte. Wie Manches gab es da für den vom deutschen Litteraturwesen einigermaßen verschlagenen Herder nachzuholen, wie Manches in der Bibliothek des neuen Freundes zu besehen und an-

---

[1]) Vgl. außer der Erzählung in den Erinnerungen: An Caroline, LB. III, 146.

[2]) Mittheilung von Redlich, nach St. 115 u. 116 der Hamb. Neuen Zeitung v. d. J.

[3]) Herbst, M. Claudius, 4. Aufl. S. 83; 3. Aufl. S. 108 u. dazu die Anm. S. 581.

zumerken, der Bekanntschaft mit den Collegen desselben am Carolinum, den „beaux esprits des glänzenden Cassel" zu geschweigen [1]). Auch in Göttingen, über das der Weg nach Cassel geführt hatte, wurden persönliche Beziehungen angeknüpft; von da datirt die erste Bekanntschaft mit dem rührigen Boie, die dieser dann eifrig zu pflegen und für seinen Musenalmanach jahrelang auszubeuten verstand [2]).

Ueber Hanau gelangte man, nachdem die Reise bereits vier Wochen gedauert, etwa am 13. August nach Darmstadt. Die Mutter des Prinzen war eine Verwandte des Darmstädtischen Fürstenhauses, von mütterlicher Seite eine Enkelin des Landgrafen Ernst Ludwig zu Hessen-Darmstadt [3]). Hier daher sollte ein längerer Aufenthalt genommen werden. Es war ein für Herders Zukunft hochbedeutsamer Aufenthalt. „Er habe hier," schrieb er bald danach an Hartknoch (LB. III, 85), „einen Mann gefunden, desgleichen es in einem Lande vielleicht nur drei, und ein Frauenzimmer, desgleichen es vielleicht in ganz Deutschland nur drei giebt." Mit Johann Heinrich Merck schließt er hier eine Freundschaft, deren Wurzeln in ihm selbst tiefer als in dem Andern lagen und die daher nach den ersten reichlichen Blüthen erst krankte, dann schnell verging. Durch Merck wird er mit Caroline Flachsland zusammengeführt, und in ihr gewinnt er eine Lebensgefährtin, die beste und treueste, die für ihn passendste, die seiner würdigste, die er finden konnte.

In der natürlichsten und anmuthigsten Weise entwickelte sich die Liebe in den beiden jungen Herzen [4]).

Mit Kriegsrath Merck war der Ankömmling durch die Erzieherin der jungen Prinzessinnen, Fräulein Ravanel bekannt gemacht worden. Durch diesen kam er in das Haus des Geheimen Rath Hesse, der eine Flachsland zur Frau hatte. Die Schwester der Frau war die damals zwanzigjährige Marie Caroline. Seit mehreren Jahren schon lebte sie, eine Waise, in dem Hause des Schwagers in etwas bedrückter Abhängigkeit, in einem Zwange, der ihrem gefühlvollen Herzen bei mancher Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit

[1]) Ueber Raspe ist zu vergleichen Weimar. Jahrbuch I, 1, S. 1 ff. (wo S. 4, statt Neue Bibl. d. schön. W. Bd. 4, Bd. 1 u. 2 zu setzen ist). Die damalige Berührung zwischen Herder und Raspe erhellt aus den daselbst S. 41 ff. mitgetheilten Herderschen Briefen (namentlich S. 42 u. 51), zu denen mir die Raspeschen Antworten handschriftlich vorliegen. Aus den beiden angeführten Briefstellen, von denen die letztere in der Zeitangabe freilich nicht genau ist, geht auch hervor, daß die Bekanntschaft nicht erst, wie in dem Vorwort S. 8 bemerkt wird, durch Höpfner vermittelt wurde.

[2]) „Auch den großen Herder hab' ich hier kennen lernen," schreibt den 29. October 1770 Boie an Knebel (Knebels litt. Nachlaß, II, 85). Es kann nur vom Sommer, nicht (nach Weinhold, Boie, S. 179) vom Herbst die Rede sein.

[3]) S. Hoffmeister, Historisch-genealog. Handbuch. 3. Aufl. S. 62 ff.

[4]) Es ist in die folgende Darstellung nichts aufgenommen, was sich nicht belegen ließe. Die Quellen fließen jedoch hier in den Erinnerungen und dem Briefwechsel so reichlich, daß einzelne Anführungen überflüssig erscheinen.

des herrschsüchtigen Hausherrn manche Thräne gekostet hatte. Sie war es im elterlichen Hause anders gewohnt gewesen. Die jüngste Tochter des Württembergischen Amtsschaffners Flachsland in Reichenweier, hatte sie den Vater schon in ihrem fünften Lebensjahre verloren und war mit sieben Geschwistern von einer Mutter, die sich ganz dem Wohl ihrer Kinder aufopferte, „fast aus nichts“ erzogen worden. In ähnlich bescheidenen Verhältnissen und unter einem ähnlichen Druck war der Mann aufgewachsen, der jetzt in ihren Kreis trat. Man fand in ihm den geistvollsten und liebenswürdigsten Gesellschafter und beeilte sich, ihm und sich selbst gute Stunden zu machen. Bald im Hause und in kleinen Gesellschaften, bald auf Partien und Spaziergängen in die nahen Wälder um Darmstadt genoß man sich. In froher und in gehobener Stimmung, im Wechsel von Spiel und Ernst entwickelte sich ein Treiben, das die beiden für einander bestimmten Herzen aufschloß und sich erkennen ließ. Herder theilte von seinem Besten mit. Er las der Gesellschaft aus Klopstock, aus Kleist, aus den Minnesängern vor; da antwortete seinem Gefühl das Gefühl des Mädchens. Es vereinte sich ihm ganz, nachdem sie ihn hatte predigen hören. So war ihm noch nie, von so unschuldigen Lippen, aus so treuen Augen, so warm noch nie gedankt worden. Er hatte mit der ihm eigenen Zartheit und Empfindsamkeit schon manchem weiblichen Herzen Vertrauen abgewonnen, hatte sorglos freundschaftliche Verhältnisse, ein sehr nahes zu seiner Rigaer Freundin [1]) gepflogen, aber in den meisten Fällen doch nur die Stelle des Berathers und Seelsorgers eingenommen, ohne je den Gedanken zu fassen, sich fürs Leben zu fesseln. Liebesgeschichten aus seinen früheren Jahren sind nicht zu berichten, und was von seinen jugendlichen Reimereien ins Erotische schlägt, ist kalte, oft geschmacklose Schulübung, wovon etwa nur der Abscheu vor dem „gelehrten Frauenzimmer“ auf Wahrheit beruht. Das Geständniß zärtlicher Anhänglichkeit und hochachtungsvoller Theilnahme an dem Schicksal jener Rigaer Freundin brauchte ihn nicht erröthen zu machen, und mit voller Wahrheit konnte er der neuen Freundin versichern, daß der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, „der einzige und ganz der erste in seiner Art sei.“ Liebe, die reinste, unschuldigste, auf hohen, vielleicht auf zu hohen Wogen der Empfindung gehende Liebe hatte ihn jetzt zum ersten Male ergriffen, war ihm von dem kindlichsten Herzen, das ihm voll und frei entgegenwallte, in einer glücklichen Stunde unversehens, ihm selbst überraschend, aufgedrängt worden. Man hatte ihm prophezeit, daß er sich ein Mädchen einst erpredigen werde. Die Prophezeiung war jetzt in Erfüllung gegangen. In ihrer Munterkeit und Lebhaftigkeit, in ihrer häuslichen Geschäftigkeit hatte ihm, der für das Aeußere nur wenig Blick hatte, das schlanke, blonde Mädchen mit der kleinen Stirn, den offnen blauen Augen, mit ihrem „Elsasser Sprachschall“, ihrem Clavierspiel und ihren Liedern gefallen. Ihre bedrückte Lage,

---

[1]) S. oben S. 77.

die er theilnahmsvoll ahnete, ihre nicht verhehlte warme Liebe zu ihren Geschwistern, hatten ihn aufmerksamer gemacht, und so war es allmählich zu einer halben, stammelnden gegenseitigen Aussprache der Empfindungen gekommen. Die Abschiedsstunde drängte zu deutlicherer Erklärung. Da schrieb er am frühen Morgen seines Geburtstages jenen Brief, welcher ihr die Geschichte seiner Neigung erzählt, und was er für sie empfinde, in ein männliches Geständniß zusammenfaßt. Es sind nicht die abgerissenen Laute der Leidenschaft; es sind Worte eines Mannes, welcher gewohnt ist, sich über seine Gefühle ernste Rechenschaft abzulegen, welcher weiß, daß er liebt und welcher mit dem besten Theil seiner Seele sich der gleichgestimmten Seele im Namen „der Unschuld, der Empfindsamkeit und der Tugend" dahingiebt. Wie ein süßer und zugleich heiliger Freundschaftsbund wird diese Liebe geschlossen — nur mit dem Wunsch, mit der nur angedeuteten Hoffnung, daß es ein Bund fürs Leben werden möge. So nimmt, so erwidert auch sie, anspruchslos in aller Seligkeit ihrer verehrenden Liebe, das Geständniß des Mannes, den sie wie Meta ihren Klopstock lieben, dem sie sich wie ihrem Schutzengel anvertrauen möchte. Am Abend jenes Tages, zu dessen Feier man sich bei Fräulein Ravanel im Schlosse zusammengefunden hatte, da hatte sie die beglückenden Zeilen aus seiner Hand empfangen; nur unzulänglich hatte man sich, nachdem ihm ihre Antwort geworden, am folgenden Tage sprechen und einen flüchtigen Abschied nehmen können; wieder hatte Herder am Morgen des 27., dem zur Abreise bestimmten Morgen, zum Papier seine Zuflucht genommen, um noch einmal seinen Gedanken und Empfindungen Luft zu machen. Er schrieb: „und sollten wir uns auch nie in der Welt einander mehr sehen — —", aber er schrieb weiter: „Und ach, die Zeiten werden sich entwickeln, Alles wird sich für uns aufheitern, das sagt mir nicht bloß mein Wunsch, sondern meine ganze süßeste Ahnung, die ganze Vorempfindung meines Herzens" — und er bat um ihre Briefe, versprach, daß er selbst — wenn auch vielleicht nur im kalten Tone des Wohlstandes — an sie schreiben werde: — es war, nach Allem, ein Blatt, das noch immer Alles in der Schwebe ließ; die beiden Menschen schienen sich trennen zu sollen, wie sich Geister trennen mögen oder wie wenn ihr beredtestes wechselseitiges Liebesbekenntniß doch nur ein lebhafter, schon am Mittag wieder verblichener Traum gewesen wäre.

Da war es einer von Mercks freundschaftlichen Schelmenstreichen, daß es noch in der letzten Viertelstunde zu einem Auftritt kam, wie er bis dahin den Liebenden nicht zu Theil geworden war. In Mercks Wohnung und auf Mercks Veranstaltung mußte der Abschiednehmende das schöne Kind treffen, um sie zum ersten Male allein zu sprechen. Aug' in Auge wiederholten sie sich nun, was Jeder in dem Andern gefunden. Es war ein Abschied unter Thränen und Lächeln. Nur mit Mühe riß sich Herder aus den ungestümen Umarmungen des Mädchens los, und so sehr waren ihm diese kostbaren Momente

zur Ewigkeit geworden, daß er, nachdem man schon einen Boten ausgeschickt, der harrenden Reisegesellschaft beinahe zu spät gekommen wäre. Wenige Minuten danach, und der vorbeirasselnde Wagen, aus dem er der Geliebten noch einen Kuß zuwinken konnte, entführte ihn aus der Stadt, die er mit so ganz andern Eindrücken, ja, ein anderer Mensch und mit der Anweisung auf ganz andere Lebensloose verließ, als er sie betreten hatte.

Merck war der Mitwisser, der Vermittler seiner Liebe gewesen. Das rückte ihn natürlich für Herder in ein besonders strahlendes Licht, das vor Allem begründete seinen Anspruch auf dauernde Freundschaft und Dankbarkeit. Auch war diese Vermittlerrolle mit Herders Abreise aus Darmstadt nicht zu Ende: nun erst wurde sie bedeutend, schwierig und vielverantwortlich. Das geheime Herzensbündniß, das ja nichts weniger als eine förmliche Verlobung war, mußte in dieser Heimlichkeit erhalten und geschützt werden. Durch Merck gingen die Briefe der Liebenden. Der Vertraute Beider, hatte er die kleine Einsame im Hessischen Hause zu trösten und zu berathen, konnte er dem entfernten Liebhaber gar nicht genug von seinem Mädchen erzählen. Fast alle Briefe Herders an Merck zeigen uns das Verhältniß von dieser Seite. „Fühlen Sie," schreibt er ihm bald anfangs, noch ganz voll von dem, was ihm Merck von der verliebten Schwärmerei der kleinen Empfindsamen nach dem Leben vorgemalt hat, „fühlen Sie, Freund, den glücklichen Platz, auf dem Sie stehen werden, der Dolmetscher zwischen zwei Herzen sein zu können, die sich nur durch Sie verstehen und beide ihre geheimsten Empfindungen in Ihren Busen gießen! Fühlen Sie das Glück und werden Sie seiner werth!" Mit recht heiklen Aufträgen beschwert er weiterhin den „Dolmetscher", aber er bewahrt ihm dafür auch eine lange Strecke Zeit die treueste Erkenntlichkeit. „Da Ihr Bild," schreibt er ihm, nachdem er ihn inzwischen wieder gesehen, „fast nur der Revers von meiner Freundin ist und ich fast an keine Situation denken kann, wo Sie nicht auch mit und oft in so beträchtlichen Ehrenposten mit wären: so werden auch Ihre Briefe immer als Revers empfangen, aufbewahrt und in das Bündlein der Lebendigen mit versiegelt." Zu allem Guten, um dessentwillen er ihn liebt, ja, wie er wiederholt sagt, ihn vergöttert, rechnet er immer den Platz, auf dem er stehe, den Vermittler- und Vertrautenplatz hinzu, und wieder an dies Verdienst des Freundes erinnert er sich und seine Braut, um es gegen kleine Verstimmungen des Verhältnisses, wie sie der späteren Erkaltung desselben vorausgingen, mit vollem Nachdruck in die Wagschale zu werfen. So in den stärksten Ausdrücken noch im März 1772, so — nachdem der Mißklänge schon mehr geworden — noch im December dieses Jahres an Caroline: „Ich werde ewige Achtung und Freundschaft für ihn behalten, denn mein Herz betrachtet ihn noch immer als den Mittler und Zwischenfreund unserer ersten Blicke und Wünsche, und er ist im Grunde ein edler Mann."

Wenn wir neben Herders Briefen auch die Briefe Mercks an diesen

besäßen, die leider doch aus dem Bündlein der Lebendigen sich verloren zu haben scheinen — würden wir dann besser die ganze Natur und Geschichte dieser Freundschaft, besser das eigenste Wesen des merkwürdigen Mannes zu erkennen im Stande sein, der eine so bedeutungsvolle Rolle in dem Leben Herders wie in dem des jungen Goethe gespielt hat?

Die äußeren Umrisse von Mercks Leben sind im Ganzen und Großen bekannt [1]). Von einem Aufenthalt in der französischen Schweiz, wohin er nach den Universitätsjahren einen jungen Edelmann begleitet hat, bringt er ein liebenswürdiges junges Weib nach seiner Vaterstadt Darmstadt mit und wird hier, sechsundzwanzigjährig, als Secretär bei der Geheimkanzelei, demnächst, 1768, als Kriegskassirer mit dem Titel eines Kriegsraths angestellt. Er ist nicht glücklich, weder in seinem Hause noch in seinem amtlichen Dienst. Ein universell gebildeter Mann, greift er sehr früh schon als Uebersetzer, weiterhin mit eigenen lehrhaft darstellenden poetischen Productionen, vor Allem als unermüdlicher kritischer Schriftsteller in unsre Litteratur ein. Talent und Neigung macht ihn zu einem emsigen Zeichner, zum kunstverständigen Sammler und Kunsthändler. Von einer Liebhaberei wirft sich der Vielgeschäftige, Unruhige in die andere. Naturwissenschaftliche Forschungen und Sammlungen beschäftigen ihn während des letzten Jahrzehnts seines Lebens, daneben jedoch locken den Erwerbs- und Versuchslustigen industrielle Unternehmungen der mannichfachsten Art. Als gewandter, weltkluger Hofmann den hohen Herrschaften nahestehend, ein geistreicher Gesellschafter, der in Darmstadt einen Kreis bedeutender und gebildeter Menschen um sich zu vereinen und zusammenzuhalten versteht, hat er zugleich nach allen Seiten hin Beziehungen zu den Stimmführern der zeitgenössischen Litteratur. Nichtsdestoweniger bringt es dieser thätige und kluge Geist nirgends zu einem großen und durchschlagenden Erfolge. Zu geistreich, um ein pünktlicher Beamter zu sein, zu sehr Geschäftsmann, um es auf irgend einem Gebiete geistigen Strebens zu einem Abschluß bringen zu können, bleibt er trotz aller Liebhabereien unbefriedigt. Ein Allerweltsfreund und Allerweltsvermittler, hat er zuletzt in aller Welt kaum einen Freund, dem er sich ganz vertrauen, keinen, der ihm bis ans Ende Vertrauen schenken möchte. Er scheint verurtheilt, anzuziehen, um wieder abzustoßen; in der Mitte so vieler Menschen, die ihn geliebt, verehrt, denen er sich hülfreich und nützlich erwiesen, steht er je länger je mehr vereinsamt. Mißtrauisch gegen Andere, mißtrauischer gegen sich selbst, ein kranker, gebrochener Mann, von Verlusten aller Art heimgesucht, macht er endlich, im Jahre 1791, in bitterem Ueberdruß seinem Leben selbst ein Ende.

Es ist nicht eben schwer, den Schriftsteller Merck zu würdigen, wie ihn

---

[1]) Zu den Notizen vor Band I der Wagnerschen Briefsammlung hat weder das „Denkmal" von Ad. Stahr (1840), noch die Compilation von Zimmermann (J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit, 1871) etwas Erhebliches hinzugebracht.

unter Andern, nur vielleicht in etwas zu wohlwollender Weise, Gervinus gewürdigt hat. Ausgerüstet mit einem unvergleichlich nüchternen Verstande, mit einer durchschauenden Scharfsichtigkeit und der Gabe, dem treffenden Urtheil den treffenden Ausdruck anzupassen, hätte er sich zu einem musterhaften Kritiker oder zum glänzenden Satiriker ausbilden können, wenn ihn ein volleres Pathos, ein auf bestimmtere Ziele gerichteter Wille oder ein unbefangeneres, mächtigeres Gefühl beherrscht hätte. Die Mittelmäßigkeit verachtend, ist er selbst in der Mittelmäßigkeit hängen geblieben. Das Genie mit sicherem Blicke herauserkennend aus der Umgebung der Geistlosigkeit einerseits und der Geziertheit oder Ueberspanntheit andrerseits, hat er doch selbst nicht den Muth der Genialität und nicht das Herz der Größe gehabt. Sein guter Verstand und sein feiner Geschmack hat ihn das Beste als das Beste erkennen, aber dann wieder auch an dem Besten mäkeln, das Schwache und Schlechte um seiner relativen Verdienste willen entschuldigen lassen. Es hat ihm an dem Ernst der Einseitigkeit und an dem frohen Vertrauen zu der siegreichen Macht des Edlen, an Begeisterung und Glauben gefehlt. Alles Talent der Beobachtung, alle Welt- und Menschenkenntniß, aller Sinn für das Lächerliche hebt seine poetischen Versuche, seine novellistisch-satirischen Genrebilder nicht über das Maaß des gemein Vernünftigen und Richtigen, in der Form nicht über eine gewisse Steifheit hinaus. Seine Kritiken wiederum frappiren durch die Wahrheiten, die sie sagen und doch nicht so zusammenhängend und fortgesetzt sagen, daß sie sich zu einer durchgreifenden Wirkung sammeln könnten. Dem Verstande des Mannes steht immer wieder der Verstand, dem Scharfsinn die hausbackne Nüchternheit im Wege, da er an keiner hingebenden Liebe und an keinem leidenschaftlichen Haß eine Stütze findet. Daher mischt sich mit satirischer Schärfe und gallichter Bitterkeit schwächliche Gutmüthigkeit und beschönigende Duldsamkeit. An einzelnen Stellen wohl erinnert ein bissiges Witzwort an Swift oder ein schalkhaftes an Addison, manches körnige an Lessing oder noch mehr an Möser — aber die Mischung von dem Allen erreicht Keinen und ist Keinem von diesen zu vergleichen. Ein Vermittler, ein Eklektiker ist dieser vielgeschäftige Mann auch als allzeit fertiger Kritiker, und so hat er am längsten mit Wieland Geschäfte machen, mit Goethe und Herder nur in seiner besseren, frischeren Zeit zusammenstimmen und ihnen imponiren können. Er erscheint jetzt wie ein grundgescheuter Biedermann, der aber plötzlich — man weiß nicht recht, wie und warum — eine zweideutige Wendung nimmt, jetzt wie ein Hofmann, dem ebenso unerwartet, zur Zeit oder Unzeit, eine verletzende Wahrheit, ein schneidender Sarkasmus aus dem Munde fällt.

Daß der Charakter Mercks, auch nach Goethes wunderbarer Schilderung, nicht ganz aufgeklärt erscheint, ist allgemein zugestanden [1]). Merck war eben

[1]) Vgl. die einsichtigen Bemerkungen v. Loepers zu der bekannten Stelle im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit.

dies moralisch-psychologische Räthsel, welches die Schilderung in Dichtung und Wahrheit nicht sowohl lösen als vielmehr nur in die reinlichste Formel bringen wollte. Kein Zug darin, der nicht durch die Rolle, welche Merck in dem Verhältniß zu Herder und dessen Braut gespielt hat und durch die wechselnden Aeußerungen Beider über ihn die vollste Bestätigung fände. Begreiflich, daß in dem Goetheschen Bilde die Schatten überwiegen; denn es wurde gemalt, als Mercks Leben längst abgeschlossen war und der Dichter alle Eindrücke, die ihm von dem bedeutenden Manne geworden waren, in eine Summe zusammenziehen durfte. In Herders, der Zeit der Bekanntschaft selbst angehörenden Aeußerungen ist anfangs Alles Licht; aber bald genug fliegen die Schatten, dieselben Schatten, erst leicht und dann rasch sich verdunkelnd, auch über das Bild, das er sich von dem Manne gemacht hatte. Merck ist für Herder ein edler, ein gutherziger Mann, den er bittet, mit seinem guten Charakter ihn zu tragen und zu heben. Immer sieht er auch die Trefflichkeiten des Freundes durch das Medium der Dankbarkeit, wenn er in überschwenglichen Worten seine ganze Denkart, seinen Ausdruck, „so ganz Bild und Empfindung im Umriß“ rühmt, wenn er von dem „weichen Feuer“ spricht, „von welchem seine ganze Natur und sein Herz zusammengeweht sei.“ Und wiederum, wenn Caroline, die in der Nähe die Unebenheiten dieser Natur, ihre Schwächen und Unfreundlichkeiten eher gewahrte, bald einmal ein hartes Wort von seinem Geiz, öfter von seinem häuslichen Betragen gegen seine Frau einfließen läßt, wenn sie sein launisches, ungleichmäßiges Benehmen, seine „Falschheiten“ und „Indiscretionen“ erwähnt, wenn sie erzählt, wie er „oft etwas Saures dreinzumischen wisse“, oder gefühlt haben will, daß „er doch nicht so ganz in dem Vergnügen der Seele schwimme“ — auch dann immer weiß Herder das zu überhören und zu entschuldigen. Er hält sich daran, daß derselbe „im Grunde ein edler Mann“ sei. Wie wehe es ihm selbst that, daß Merck sehr bald zurückhaltender gegen ihn wurde und nicht im Stande war, auf seine enthusiastischen Freundschaftsäußerungen mit derselben Lebhaftigkeit zu erwidern — dennoch läßt er ihn nicht los, er bittet nur, „den Hinterhalt verborgener Tücke und Argwohns zu verschwören“ und freut sich über jedes Zeichen, daß es dem Freunde gelinge, „den Keim von Sauerteig, den Sie über Alles und fast allein zu fürchten haben, Trägheit und Versunkenheit“ zu überwinden. Aufs Kräftigste vertheidigt er ihn gegen Leuchsenrings und Carolinens Anschuldigungen. „Mich dünkt,“ schreibt er im Frühjahr 1772, „als ob ich in seine Seele sähe! Wissenschaft, Verstand, Politik ist's wahrhaftig nicht, was ich an ihm schätze; er hat gewiß Charakter selbst in Dämmerung, selbst auf Abwegen der Verblendung.“ Man sieht, nur die Gewichte sind etwas anders vertheilt in der Schilderung Goethes und in der Ansicht, die Herder von Merck gefaßt hatte. Denn von dem Augenblick an, als er nun selbst Beweise von der Indiscretion Mercks in Händen zu haben glaubte — seit dem Jahre 1773, ändert sich seine Rede über ihn auf einmal völlig; aufs Bitterste beklagt er

sich nun gegen Andere über ihn; der Mann ist sein „Verräther" geworden, er hat ihm Streiche gespielt, so arg, nach seiner Meinung, daß er Lavater, als dieser im Juni 1774 nach Darmstadt kam, aufs Ernstlichste vor ihm warnte [1]). Nicht ohne Einfluß auf sein Urtheil mochte es dabei für ihn sein, daß Hamann, der Mercks Bekanntschaft im Herbst 1773 bei dessen Rückreise von Petersburg machte, sich aufs Aeußerste von der „Meerkatze", wie er ihn nennt, abgestoßen gefühlt und dessen gegen Herder kein Hehl hatte [2]). Als dann Merck 1774 das Schwerste erlebte, was einen Mann treffen kann, so bedurfte es doch erst des Wiedersehens beider Männer im Sommer 1775 in Darmstadt, um Herders hartes Urtheil über das Benehmen des Unglücklichen bei jenem Ereigniß in Mitleid zu verwandeln [3]). Durch Natur und Schicksal war sicherlich Merck vor Allem ein „mitleidswürdiger Mann". Alles Grillige und Bittere, alles Tückische, Hämische, Mephistophelische kam offenbar daher, daß ihm in seiner eigenen Haut niemals wohl war. „Er verschwärzt, vergrößert sich Alles — er ist unglücklich", hatte Herder an seine Braut schon im Mai 1772 geschrieben, in Beziehung auf den Mißklang, der längst zwischen den beiden Ehegatten waltete. Das allein, das Mitleidswürdige, ist der Zug, den wir

[1]) A, II, 109. Die stärkste Stelle ist die im Druck ausgefallene in dem Brief an Hamann vom Mai 1774 (Hamanns Schr. V, 73, nach Z. 8 v. u.): „Was Ihnen Merck (so heißt der Darmstädter malae notae), das ist er mir in tausendfachem Maß und meinem Weibe noch mehr als das gewesen. Heuchler, heimlicher Betrüger, Lästerer, Verhetzer, würde vielleicht noch zu wenig sein, wenn er genannt werden sollte: ich will ihn aber nicht nennen, und auch Sie müssen ihn vergessen und ja nicht mit ihm anbinden. Ueber Ihren Brief, den er mir zugeschickt, hat er eine kahle Antwort und soll, wo's angeht, keine Zeile mehr von meiner Hand sehen. Nicht bloß, daß er Geheimnisse einer Sache, wo ich ihn in der Blindheit meines Zutrauens festen Freund nannte, verschwatzt: verleumdet, verschwärzt hat er sie, und aufs Aergste tausendfach spitzfindig verunstaltet. Der dritte Mensch auf Erden, den ich wünschte nicht gesehen zu haben — doch auch der Wunsch ist thöricht! Die höllische Katze mußte mir ohne und wider sein Wissen und Willen zu einer Sache behülflich sein, wo ich recht Finger Gottes sehe — es ist mein Weib. Und eben die und mich in ihr hat er mit Feuerstrichen beleidigt. — Er, keines Menschen Freund, jetzt ein großer Freund des Hrn. Fr. Nicolai! Jetzt ist er in der Schweiz, sein gutes Weib zur neuen Qual nach Deutschland zu stehlen. — Gehabe er sich wohl."

[2]) Hamann, Schr. V, 44. 62. 83. 133.

[3]) Herder an Lavater A, II, 141. Genügende Auskunft über das Ereigniß giebt Herder an Zimmermann, October 1774, bei Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 323. Die Stelle bezieht sich auf Zimmermanns Brief vom 14. October (Düntzer A, II, 341 ff.), der in einer im Druck weggelassenen Stelle der ihm aus der Schweiz zugegangenen Nachrichten Erwähnung thut, wonach Merck, nach der Schweiz gekommen, um seine Frau abzuholen, deren Untreue entdeckt hatte. Wir wissen jetzt, was das „Ungeheure" war, was Merck zu einem so zerstreuten Zuhörer machte, als ihm Goethe den Werther vorlas. Auch fällt jetzt Licht auf die Merckschen Briefe an Nicolai, Wagner, III, 99 u. 102. Ob nicht auch Goethes Satyros, den Scherer neuerdings so seltsam zu deuten gesucht, auf jenes Ereigniß zurückweise, scheint der Erwägung nicht unwerth.

ungern in Goethes Portrait vermissen. Was dem Geiste des begabten Mannes auch sonst fehlen mochte — die positive Freude an den Menschen und Dingen, die Fähigkeit, sich unbefangen hinzugeben —: er war vor Allem ein unglücklicher und ein kranker Mann, und weil er unglücklich und krank war, darum wurde ihm sein heller, großer Verstand zur Hölle, zur Versuchung, sich und Andern zu schaden, schlechter zu scheinen als er war und die Schwächen seiner Natur über deren ursprüngliche Güte und Tüchtigkeit Herr werden zu lassen.

Kehren wir jedoch zurück zu der Zeit der ersten Begegnung Herders und Mercks in Darmstadt, so würden wir diesem Verhältniß doch nur sehr unvollkommen gerecht werden, wenn wir vergäßen, daß dasselbe, außer in dem Lichte, das es von der Liebe zu derjenigen borgte, welche die Dritte im Bunde war, auch in seinem eigenen Lichte leuchtete. Für Herders geistige Bedürfnisse, für die Förderung seines Ideenlebens, für sein ganzes Wesen war die Bekanntschaft mit Merck von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Merck ist der dritte bedeutende Mensch, mit dem er sich auf der Reise befreundete. Wenn er zu dem so viel älteren Lessing wie ein bewundernder, nacheifernder Jünger mit dem Bewußtsein eines bleibenden Abstandes in die Höhe geblickt, wenn er in Claudius einen Genossen gefunden hatte, mit dem er noch einmal eine Jünglingsfreundschaft voll schwärmerischer wechselseitiger Hingebung hatte schließen können, so nannte er selbst die mit Merck geschlossene Freundschaft eine „männliche Freundschaft zweier starken heroischen Herzen." Diesem ordnete er sich nicht unter, zu diesem stand er auch nicht wie David zu Jonathan — mit diesem schüttelte er wie ein Gleicher mit einem Gleichen, wie ein Mann mit einem Manne, sich die Hand. In der Geistesart Mercks schien sich etwas von dem Zauber der Lessingschen und etwas von der Liebenswürdigkeit der Claudiusschen Persönlichkeit zu vereinen; denn durch sein Wissen und seine imponirende Urtheilskraft konnte der Darmstädter an jenen erinnern, während die Umstände, unter denen Herder ihn kennen lernte, ihn als einen so guten, so theilnehmenden, so empfindsamen, ja, so poetisch gestimmten Mann erscheinen lassen konnten, wie diesen. Merck that es Herdern in aller Weise an; er, der Geist und Genialität wie Wenige zu erkennen wußte, kam dem ganzen Streben und Wesen Herders mit vollem Verständniß entgegen. Wenn dieser sich nach Jahr und Tag bei den ersten Anzeichen der zurückweichenden Kühle des Freundes mit innigem Gefühl der ersten stummen Blicke erinnert, mit denen man sich angesehen, wenn er von ihrer „ersten Liebe und Wirkung und Sinn auf einander" redet, wenn er andringend lange bemüht ist, das Verhältniß auf dieser Höhe der ersten Wärme und Offenheit zu erhalten, so weist diese Zähigkeit des Festhaltens auf den Reichthum der Beziehungen, durch die man in den kurzen Tagen des Beisammenseins sich werth geworden war. Auch Herder fand in Merck, wie ein Jahr später Goethe, einen Menschen, „in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln

und Gedanken bestimmen". Ihm zuerst konnte er ohne Ausnahme von Allem reden, wovon er das Herz und von Allem, wovon er den Kopf voll hatte. Er war sicher, für Alles Interesse und ein klarstellendes Urtheil zu finden. Könnte man sich vorstellen, daß sie zu einem Genossenschaftsgeschäft zusammengetreten wären, zu welchem Herder die Ideen, der Andere den ordnenden Verstand hergegeben hätte: es wäre daraus eine Reihe der fruchtbarsten litterarischen Arbeiten und Unternehmungen hervorgegangen. Man begegnete sich, wo man sich kaum zu begegnen geglaubt hätte, wie man oft mitten unter neuen Menschen und in der Fremde durch ungeahnte persönliche Zusammenhänge überrascht wird. Herder hatte in der Königsberger Zeitung Auszüge aus Shaws Reisen gegeben [1]): es stellte sich heraus, daß die „fließende Uebersetzung", die er gelobt hatte, von Merck herrührte. An diesem Manne, der sich mit Vorliebe mit Völker- und Geschichtskunde beschäftigt hatte, fand Herder einen willigen Hörer, wenn er ihm Andeutungen über seinen großen universalhistorischen Plan oder über seine Ansicht von der mosaischen Schöpfungsgeschichte machte. Vor ihm durfte er über alte und neue Litteratur sich ergehen und war sicher, nicht nur auf Manches, was ihm entgangen war, aufmerksam gemacht zu werden, sondern auch die schätzbarsten Bemerkungen und Winke einzutauschen. Mit Merck ließ sich philosophiren, mit Merck, dem geschmackvollen Kenner, der selbst Zeichner war, von der Plastik reden; er hatte dabei so viel Respect vor dem Manne bekommen, daß es ihm feststand, würde die kleine Schrift fertig, so müßte Merck das Manuscript zu sehen bekommen, ehe der Setzer den ersten Buchstaben rege. Brieflich sofort, wie zuerst mündlich, theilt er ihm, wie er ehedem mit Hamann gethan, wie er so lange mit Niemand hatte thun können, von den Früchten seiner Lectüre mit und bittet um Gegengaben, er erhält ihn auf dem Laufenden über seine Arbeiten und sendet ihm schließlich die entstandenen Aufsätze zu. Wie auf Mercks Briefe antwortet er auf dessen Verse. Mercks Fabeln scheinen ihn zum Wetteifer, in einer andern Manier Fabeln zu dichten, angeregt zu haben [2]). Für Merck zuerst öffnet er seine Gedichtmappe, die er bisher geheim gehalten und unterwirft seine älteren und neueren Versuche seiner einsichtsvollen Kritik. Er hat vor dem Manne, der einstweilen einziger Mitwisser seiner Liebe, sein Stellvertreter bei seiner Freundin ist, überhaupt kein Geheimniß. Er will sich diesem Freunde gegenüber, dessen Bild ihm unzertrennlich mit einem noch theureren zusammenfließt, schlechterdings keinen Zwang anthun. Seine Briefe wollen und sollen treue Boten seines Herzens sein wie es sich gerade befindet. „Sehen Sie," schreibt er ihm bald anfangs von Straß-

---

[1]) 1765, St. 80 u. 88, SWS. I, 81 ff.

[2]) LB. III, 324, Herders Urtheil über Mercks Fabeln. Schlosser an Merck, Wagner I, 51, Erwähnung der Herderschen Fabeln. Das Herdersche Fabelheft bei Wagner III, 27 ff.

burg, „jedesmal in meine Papiere, wie in das Glas, das Momus dem Menschen unter die linke Brustwarze wünschte — — und lieben Sie mich wie ich bin.“ Was thue es, fährt er fort, daß man sich nur erst wie tastend erkannt, noch kein Ganzes des Anblicks von einander habe? „Laßt uns, Freunde, uns zusammendrängen und uns nach Herzenslust idealisiren; das jagt Funken durch Seel' und Herz! Wir elektrisiren uns an einander zur Wirksamkeit, und in der Folge auch immer zum Glücke. Das ist die Inspiration, die wunderbare Schöpfungskraft in Belebung der Seelen, wie der elektrische Funke es vielleicht in Blut und Sonne ist.“ Das war ein Sturm der Empfindung, in dem jedenfalls eine Natur wie die Mercks nur eine kurze Zeit, vielleicht sich selbst täuschend, fortgerissen werden konnte, ein Schwung, dem der arme Nüchterne unmöglich dauernd sich nachschwingen konnte. Es kam hinzu, daß Herder neben all' diesem Schwunge eine andere Seite hatte, mit der er sich nur zu nahe mit jenem berührte. Derselbe Sauerteig, vor dem er den Freund warnte, lag auch in seiner Natur. Auch der Begeisterte hatte ein gut Theil der Bissigkeit, welche dem Nüchternen vorgeworfen wurde. Aus allen Gründen mußte es zu Reibungen, zur Enttäuschung, zur Verstimmung und endlich zur Entfremdung kommen. —

Die Briefe an Merck und an Caroline werden von nun an unsre Hauptquelle für die inneren und äußeren Erlebnisse unseres Reisenden. Er meldet, wie er, voll von den letzten Darmstädter Eindrücken, „betäubt und im Taumel“, „still, stumm, sprachlos und beinahe gedankenlos“ die Bergstraße dahin gefahren und wie seine Gedanken sich immer wieder unruhig zu der Geliebten zurückgewendet haben. Lassen wir dies Geplauder des Verliebten und die sonstigen Geständnisse, die er seiner „lieben Psyche“, seiner „schlanken muntren Griechin“ über die Verfassung seines Innern macht, einstweilen bei Seite, so hebt sich nur der Aufenthalt in Karlsruhe bemerkenswerth hervor. Ueber Mannheim, wo er in dem Modellhaus der Antiken neue Erläuterungen zu seiner Plastik träumte, und über Heidelberg gelangte man am Abend des 29. August dorthin, wo des Hofes wegen abermals eine achttägige Station gemacht wurde.

Es war der Mühe werth, die Bekanntschaft des Badischen Fürstenpaares zu machen. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, schon in seinem achtzehnten Jahre, als Herder noch ein zweijähriges Kind war, zur Regierung gekommen, hatte sein damals noch ganz winziges Ländchen mit der angestrengtesten Fürsorge für das materielle und geistige Wohl seiner Unterthanen zu einem Musterstaate zu machen gesucht. Er faßte seine Regentenpflichten in der ernstesten Weise; Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit waren die Seele seines väterlichen Regiments, und während er dabei den neuen physiokratischen Grundsätzen huldigte, so war er zugleich aufrichtigen Sinnes allen höheren Culturinteressen zugewandt. Sein Liberalismus paarte sich mit echter

Frömmigkeit, und an dem Aufschwung der deutschen Litteratur erfreute er sich nicht zum wenigsten deshalb, weil er in ihr ein Vehikel patriotischer Gesinnung, ein Mittel zur Hebung des deutschen Gemeingeistes erblickte. Viele Jahre später setzte er sich mit Herder zur Verwirklichung der Idee eines national-deutschen wissenschaftlichen Instituts in Verbindung: die erste Anknüpfung aber erfolgte jetzt. Der Markgraf, sagte Klopstock, den jener als „den Dichter der Religion und des Vaterlandes" im Jahre 1774 nach Karlsruhe geladen und eine Zeitlang daselbst als Gast beherbergt hatte, sei ein Mann, mit dem man etwas sprechen könne. So fand ihn jetzt, im Sommer 1770, auch Herder. Er erzählt, wie der hohe Herr ihn recht beflissen ausgezeichnet, wie er ihn in der Hofgesellschaft wiederholt aufgesucht und das Gespräch auf die großen Fragen der Förderung von Menschenwohl und Freiheit gelenkt habe. Er sei, fügt er hinzu, der erste Fürst, den er ganz ohne Fürstenmiene kenne, der beste Fürst, sagt er ein andermal, der vielleicht in Deutschland lebe. Von Tag zu Tage mehr mit Gunstbezeugungen überhäuft, erinnert er sich dankbar noch ein halbes Jahr später in einem Briefe an Hofrath Ring — eine seiner Karlsruher Bekanntschaften — der Gnade des „vortrefflichen Fürsten", des „so guten Herrn" [1]). Eine bedeutende Frau voll ausnehmender Talente und Kenntnisse war auch die Markgräfin. Gelehrsamkeit bei Damen indeß war nie Herders Geschmack, und zu höfischen Gegencomplimenten und Schmeicheleien fand er sich wohl jetzt weniger als je aufgelegt — er glaubte zu bemerken, daß dies denn auch bei der hohen Frau eine gewisse Kälte hervorgebracht habe. Was er durch Mangel an Galanterie bei ihr verschuldet hatte, würde er vielleicht wieder haben gut machen können — auch sie voraussichtlich würde er erobert haben, wenn der Wunsch des Markgrafen, ihn predigen zu hören, hätte in Erfüllung gehen können. Zu beiderseitigem Bedauern machte es die Kürze der Zeit unmöglich. Früher als Herder anfangs geglaubt, brach die Reisegesellschaft auf; schon am Abend des 4. September scheint man in Straßburg eingetroffen zu sein.

---

[1]) Nr. 3 der von Erich Schmidt „Im neuen Reich" 1879 Nr. 26 mitgetheilten Briefe Herders an Ring.

Dritter Abschnitt.

Straßburg.

Noch einmal durchblättern wir die ersten Liebes- und Freundschaftsbriefe, welche Herder nach Darmstadt richtete. Müßten sie nicht in jeder Zeile Glück und Befriedigung athmen? Dürfte man nicht erwarten, daß der Sonnenschein einer ersten reinen Liebe ihm das Herz ganz mit Jubel füllen und ihm die Aussicht, in der nächsten Zeit, wie er so lange gewünscht, auf den Boden Italiens versetzt zu werden, in doppeltem Glanze werde erscheinen lassen?

Ein peinlicher Mißklang mischt sich statt dessen in die Aufwallungen und Entzückungen seiner Seele. Er schreibt unmittelbar nach der Ankunft in Straßburg an Ring [1]), daß er in Karlsruhe in einer Gesinnung und Gemüthslage gewesen, eher dazu geeignet, Freunde von sich abzuschrecken als sich welche zu machen. Obgleich keineswegs unempfänglich für die Aufmerksamkeiten, die ihm dort von Seiten des Hofes und der Hofgesellschaft waren erwiesen worden, gesteht er doch der Geliebten, daß ihm die ganze Welt mit allen ihren Höflichkeiten zur Last gewesen und daß er sich nur in den Stunden einsamer Zurückgezogenheit wohl gefühlt habe, und wenn er die Pläne andeutet, die ihm für ein künftiges Zusammenleben mit der Auserwählten vorschweben, so fügt er hinzu, daß seine düstere Einbildungskraft diese Träume nie endige als mit einer Thräne der innigsten Melancholie.

Tief lag dies Düstere im Grunde seines Wesens; immer standen die Wolken am Horizont seines Empfindens bereit, um auch den sonnigsten Himmel in einen bedeckten zu verwandeln. Diesmal indeß war wirklich sein Himmel so sonnig nicht. Wer in das Ganze seiner Situation eingeweiht war, der mußte ihm zugeben, daß er verstimmt und beunruhigt zu sein einige Ursache habe. Hart stieß sich diese Situation mit dem soeben angeknüpften Liebesverhältniß.

---

[1]) Nr. 2 der in der vorigen Anmerkung angezogenen Briefe.

Die sechs Wochen der Reise mit dem Prinzen und dessen Gefolge hatten vollauf ausgereicht, die üblen Ahnungen, mit denen er sie angetreten hatte, zu bestätigen. Die Stellung, die er gegen den adligen Reiseführer sich in Eutin zu erringen nicht im Stande gewesen war, mußte er, wie er einmal war, gleich unfähig zu entschlossenem Durchgreifen wie zu klugem Diplomatisiren, unterwegs und nachträglich zu erlangen erst recht verzweifeln. Wie viel oder wenig wahr daran war, daß die Hauptkrankheit, an der seine Mitgefährten laborirten, der Neid über die ihm am Eutiner Hofe von den hohen Herrschaften in so unverhältnißmäßigem Grade zugewandten Bevorzugungen sei, und daß sie, nun selber die Herren, ihn dies entgelten ließen: die bloße Einbildung, daß es so sei, mußte ihm alle Unbefangenheit in der Haltung zu dem leitenden Hofmann rauben, dem er, er wußte nicht, ob beigeordnet oder untergeordnet war. Ja, wenn er allein mit dem Prinzen gewesen wäre! Nun jedoch fand er sich einen Sklaven höfischer Etikette, fremden Dispositionen unterworfen, von Menschen abhängig, zu denen er kein freies, offenes Verhältniß hatte [1]) — er fand Alles bestätigt, was er voraus besorgt, und doppelt bestätigt, weil er es voraus besorgt hatte. Wie anders hatte er reisen wollen! Statt mit dem Prinzen zu reisen, reiste dieser mit ihm. Schon jetzt war es ihm unerträglich, „angeschlossen zu sein und von Hofe zu Hofe fortgeschleppt zu werden". Mit jedem Tage ward es ihm klarer, daß er in solcher Stellung und auf solche Weise seinen Zweck völlig verfehlen, daß er „auf Reisen nicht reisen werde".

Aber nicht bloß durch trübe Vorahnungen, auch durch seitlich gewandte Blicke war er innerlich der Bestimmung, die ihn jetzt fesselte, fast in dem Momente untreu geworden, in dem er sich ihr unterzog. Ein Mittel, eine Versuchung wenigstens, sich zu befreien, trug er bereits in der Tasche, als er in den prinzlichen Reisewagen stieg.

Noch in Eutin, ganz kurz vor der Abreise, war ihm — ganz ungerechnet die fortdauernde Aussicht einer Rückkehr nach Riga — ein neuer, ungemein andringlicher Antrag zu einer ganz anderen, in manchem Betracht höchst lockenden Stellung gekommen. Herders Lebensschicksal erwuchs ihm aus seiner früheren Schriftstellerei. Keinen eifrigeren Leser hatte die kleine Schrift über Thomas Abbt gleich bei ihrem Erscheinen gefunden als den Fürsten, in dessen Dienst Abbt während des letzten Jahres seines Lebens gestanden hatte. Sie hatte denselben mit Hochachtung vor dem Geiste ihres Verfassers erfüllt, und als jetzt der bisherige Bückeburger Consistorialrath und Oberpfarrer Knefel gestorben war, so glaubte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe die erledigte Stelle keinem Würdigeren übertragen zu können, als dem Manne, der seinen unvergeßlichen Abbt so fein geehrt hatte, und in dem er eben

---

[1]) Wie ungünstig er über Herrn v. Cappelmann urtheilte, zeigt der Schluß des Briefes an Caroline A, III, 446.

deshalb einen Ersatz für diesen zu finden hoffte [1]). Die Briefe, welche Herder suchten, gingen zuerst nach Riga. So kam es, daß ein vom 1. Februar 1770 datirtes Schreiben ihm erst im Juli zugestellt wurde. Der Werbende — Rentkammerrath und Polizeidirector Westfeld, selber ein Leser und Bewunderer der Herderschen Schriften — hatte nichts gespart, um das Verlangen des Grafen in den stärksten Ausdrücken kund zu geben und die Verhältnisse, die den Gerufenen in Bückeburg erwarteten, von der günstigsten Seite darzustellen. Ein zweites Schreiben mit demselben Antrag erreichte Herder in Darmstadt. Er befand sich im Besitz dieses zweiten Schreibens, als sich das Verhältniß zu Caroline Flachsland anspann. Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß bereits die Rücksicht auf dies Verhältniß mit dem Unbehagen über die „entstellte Situation" beim Prinzen zusammenwirkte, ihn dem Antrag geneigt zu stimmen. Am 24. August erklärte er sich in einem Schreiben an den Grafen zur Annahme der Bückeburger Stelle bereit — vorausgesetzt, daß der Eutinsche Hof ihn entlassen würde, mit dem Vorbehalt außerdem, daß er zunächst den Prinzen noch nach Straßburg begleiten dürfe und daß ihm später, wenn auch erst in Jahren — wie zum Ersatz dessen, was er jetzt aufopfere — die Erlaubniß zu einer Reise nach Italien nicht verweigert würde [2]).

Glücklich war damit die Formel gefunden, die allen seinen Interessen Rechnung trug! Eine Zauberformel, ihn innerlich zu beruhigen, war es doch nicht. Er hatte sich, unsicher mit welchem Erfolge, eine Ausflucht eröffnet. Er hatte es heimlich, hinter dem Rücken seiner Eutiner Herrschaft gethan. Aeußerlich bestand sein Verhältniß zu dem Prinzen fort, während er es doch seinerseits durch das Eingehen auf den Bückeburger Ruf bereits gebrochen hatte. Es war dadurch schiefer, unerträglicher als zuvor geworden. Und dazu nun die Aufregung, in die ihn die romantische Schlußscene des Darmstädter Aufenthaltes geworfen hatte. Kein Wunder, daß sein Kopf „voll Wellen des Meeres" ist, daß er sich wie eine Insel, wie ein Einsiedler vorkömmt, den Niemand verstehen und der selbst keinen Menschen ausstehen könne, daß er in dem Wagen des Prinzen, an dessen Gesellschaft gekettet, melancholisch und krank spricht oder gar in finsterem peinlichen Schweigen vor sich hinbrütet — hier und unter allen Zerstreuungen in Karlsruhe froh, wenn er in der Einsamkeit, im Walde oder des Nachts auf seinem Zimmer seine Gedanken sammeln, seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Zweifeln und seinem Schwermuth frei nachhängen kann. Wenn er wenigstens erst Antwort aus Bückeburg hätte! Auch in Straßburg mußte er noch manchen Tag harren, ehe sie eintraf, und in all' dieser Zeit steigerte sich mit seiner

---

[1]) So nach den Westfeldschen Briefen, LB. III, 45 u. 49. Westfelds eigene Erzählung, Erinnerungen II, 18 ff. ist ungenau.

[2]) Der Inhalt des Herderschen Schreibens ergiebt sich aus der Westfeldschen Antwort vom 31. August, LB. III, 119; vgl. Herder an Hamann, 24. August 1776, in Hamanns Schr. V, 182.

Ungeduld sein Unbehagen. Er befinde sich, schreibt er, auf der Tortur; er nennt seine Situation eine faulende, morsche, die ebenso allen Absichten des Eutiner Hofes wie seiner eigenen Bestimmung zuwider laufe; er klagt über „Busenstiche und Trakasserien", über „zahlreiche feine Kränkungen, die wie Gift wirken". Er muß heraus, er muß ein Ende machen, das ist ihm völlig klar. Aber da peinigen den empfindlichen Mann wieder andere, moralische Scrupel. Wird er dabei nicht formell im Unrecht sein? Wird er sich nicht der Gefahr aussetzen, für brüsque, unzubefriedigend, stolz, unruhig, undankbar angesehen zu werden? Das Peinigendste für eine so zart besaitete Natur ist ein für alle Mal das Entschlußfassen. Am liebsten hätte er über das, was er thun müsse, ein Orakel gehört, und am meisten beruhigte ihn der Gedanke, daß noch bisher „alle Revolutionen in seinem Leben schnelle Fortstöße" gewesen seien. „Ich hoffe," schreibt er den 12. September an Merck, nachdem er ein auf seine Stellung bezügliches Gespräch mit dem Prinzen gehabt und dadurch die Sache nur schwieriger gemacht hatte, „ich hoffe, daß Umstände entscheiden werden; diesen Kindern der Vorsehung habe ich mich auf Scheidewegen meines Lebens immer so überlassen, mit Andacht, wie ein redlicher Augur dem Fluge des Vogels."

Es geschah doch nur, was kaum ausbleiben konnte, und wozu er selbst die Fäden angelegt hatte. Denn da waren sie endlich, die so oft auf der Post erfragten, die so sehnlich erwarteten Depeschen aus Bückeburg! Man hatte dort an Herders Bedingungen keinen Anstoß genommen und ohne Weiteres zugegriffen. Der Graf Wilhelm sah als ausgemacht an, daß Herder sobald wie möglich nach Bückeburg aufbrechen werde, er sprach in einem eigenhändigen Briefe seine Befriedigung darüber und sein Verlangen nach ihm aus und ließ unmittelbar darauf eine in aller Form ausgefertigte Vocation an ihn erfolgen[1]). Unter diesem Druck mußte Herders Unschlüssigkeit ein Ende nehmen. Am 16. September antwortete er mit einem Aufschub erbittenden Briefe nach Bückeburg, am Abend des 20. kündigte er dem Prinzen mit weinenden Augen seine Trennung an, der, von der Nachricht tief ergriffen, doch selbst keinen andern Rath wußte. Gleichzeitig machte er seinen Entschluß Herrn von Cappelmann bekannt: „Ich glaubte zwar nicht, daß ich von der mir in meinem Accord von Sr. Durchlaucht dem Bischofe gnädigst und uneingeschränkt zugestandenen Freiheit so bald würde Gebrauch zu machen haben; ich habe es indessen und thue es mit dieser schriftlichen Erklärung an Ew. Hochwohlgeboren, so wie ichs nächstens nach Eutin thun werde. Man hat sich geirrt, man hat zu meiner Stelle einen Candidaten der Theologie haben wollen, der zugleich Hofmeister wäre. Ich bins nicht; man ist hier aber in Gegenden, wo man zehn solche Geschäfte statt eines haben kann. Hier kann mans haben; in Italien wäre ich gebunden und der Prinz bei

[1]) Die Actenstücke in LB. III, 119 ff.

einer solchen Situation verlegen. So viel Verbindlichkeiten ich gegen den Eutinschen Hof habe, so denkt er zu edel, als von mir eine Aufopferung der besten Jahre zu einer Reise zu verlangen, die für mich keine Reise ist und zu Situationen, wo ich nicht weiß, was ich sein soll. Ich habe nie um meine gegenwärtige Stelle gesucht; ich habe aber auch nie geglaubt, mit ihr in Umstände zu kommen, wo ich, wie z. E. heut zum Mittagsbrod, ohne Tischtuch und Bedienten, mir selbst unten das Salz erbetteln müßte. Eine nichtswürdige Null oder ein Gespött der Leute zu sein, habe ich weder Lust noch Bedürfniß. Und das ist ein Fall aus mehreren. Das Ende dieses Monats, hoffe ich also, wird das Ende meiner jetzigen Geschäfte sein, und um vor dem Publicum den Anschein eines Bruches zu vermeiden, nehme ich das Primariat in der Grafschaft Schaumburg-Lippe an, dem ich sonst die Reise nach Italien gern vorgezogen hätte, selbst auf meine eigenen Kosten" [1]). Es blieb übrig, daß er vom Eutiner Hofe seinen Abschied erbat. Der Prinz hatte gehofft, daß sich derselbe noch auf Monate oder Wochen werde hinausschieben lassen: allein Anfang October war Alles in Ordnung; die Entlassung war ihm ertheilt „vom Bischof," so schreibt er an Merck, „mit vieler Hochachtung und Höflichkeit; von der Herzogin mit Empfindlichkeit und von beiden mit Befremdung." „Und so," fügt er hinzu, „ist wieder ein Traum zu Ende! Unser Leben ist wie eine Nachtwache."

Die lange peinliche Unsicherheit seiner Situation und die daraus hervorgegangene Stimmung hatte jedoch mittlerweile auch auf sein Verhältniß zu der Darmstädter Freundin zurückgewirkt. Gerade in den Tagen, während deren er den erbetenen Abschied von Eutin erwartete, sollte er eine beherzigenswerthe Lehre empfangen und einen die Tiefen seines Gemüthes aufregenden Sturm — einen Sturm aus heiterem Himmel erleben.

All' die Zeit der Unruhe hindurch war der briefliche Verkehr nach Darmstadt, der Gedanke an sein „himmlisches liebes Mädchen" sein einziger Trost gewesen. Ihr Bild war ihm wie ein Leitstern in der Irre seines Weges, ihre Worte warfen nach Tagen der Dunkelheit Licht in seine Seele und dünkten ihn wie Stimmen eines Engels. Der Brief, den er diesmal empfing, enthielt die Aufkündigung des Briefwechsels — es war ein Abschiedsbrief in herben, wehe thuenden Wendungen.

Was in dem Herzen des armen Kindes vorgegangen war, um ihr diesen Brief einzugeben, ist zu verstehen so schwer nicht. Daß nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen ein Mann wie Herder in den Augen des Geheimen Raths Hesse als ein excentrischer Mensch, als ein unruhiger Geist, auf dessen Charakter kein Verlaß sei, erscheinen mochte, als ein Mann, mit dem es gewagt sei, sich näher einzulassen, war das Natürlichste von der Welt. Mancher

[1]) Nach einer Abschrift von Rings Hand aus dessen Nachlaß von Erich Schmidt a. a. O. als Nr. 4 mitgetheilt.

Hauch des Mißtrauens und des Argwohns wurde in Carolinens Nähe auf den so rasch vorübergegangenen Fremdling geblasen. Ahnete man ihr Geheimniß oder nicht — genug, er wurde ihr als unbeständiger Freund, Mann und Ehemann abgemalt. In den Briefen Herders, wenn sie sie darauf hin las oder wiederlas, war so Vieles, was diese Ansicht zu bestätigen schien. Denn neben Aeußerungen der innigsten Zärtlichkeit, der empfindsamsten Liebe, die nur ein treues und tiefes Gemüth geschrieben haben konnte, fanden sich so viele Spuren einer fast fieberhaften Unruhe, einer launenhaften Unsicherheit und Unentschlossenheit, daß wieder Alles in Frage gestellt, daß der Zweifel gerechtfertigt schien, ob dieser Mann einer vollen und nachhaltigen Hingebung fähig sei. Es war, er schrieb es selbst, nicht leicht, aus diesen Briefen klug zu werden. Vor Allem aber: hatte eine dauernde Liebe überhaupt Platz in dem Leben dieses unstäten und hochfliegenden Geistes? War ihm diese Liebe nicht doch vielleicht ein bloßes Spiel, das morgen oder übermorgen durch neue Eindrücke über den Haufen geworfen werden mochte? Es gab Stellen in diesen Briefen, die in ihrer rückhaltlosen Vertraulichkeit wie die glühendsten Küsse haften und der Lesenden die Röthe holder Scham auf die Wangen treiben mußten. Es gab dicht daneben andere, in denen der zärtliche Liebhaber sich wieder wie absichtlich in die Ferne rückte und sich in einen rein Platonischen Liebhaber verwandelte. Sie hatte sich ihm ganz, auf seinen Schooß, in seine Arme und auf seinen Mund verlobt; er wiederholt das Bild dieser süßen Momente und träumt die Erneuerung solcher Seligkeit — eine Zeile weiter, und er scheint zu erwachen, sich gewaltsam aus ihrer Umarmung loszureißen: „Lassen Sie Sich, allerliebste Freundin, meine Bekanntschaft nie zum Hindernisse eines Glückes sein, — — kann sie Ihnen auch nur einige Augenblicke dienen, Sie aufzumuntern — —.“ Sollte sie bei solchen Wendungen nicht stocken und traurig den Kopf schütteln? War es zu verwundern, daß dieses Auf und Ab, dieses Andringen und wieder Zurückhalten, ja Abwehren das arme Kind verwirrte und ängstigte, daß ihr ein banges Wort „von Verlassen“ entschlüpfte? Und konnte es sie wirklich beruhigen, wenn er erwiderte: „Sie thun meinem Herzen unendlich Unrecht, wenn Sie gewisse Worte meines Briefes wie Verneinungen auslegen, da sie doch nichts als die Sprache der aufrichtigen, bescheidenen, blöden Freundschaft sind — — Um meiner eigenen Ruhe willen behalten meine Ausdrücke noch immer die vorige bescheidene Unbestimmtheit!“ Konnte diese Sorge für *seine* Ruhe auch ihr klopfendes Herz zur Ruhe bereden? Lassen wir auf alle Fälle der edlen Meinung des Mannes Gerechtigkeit widerfahren! Es war seine ehrenhafte Absicht, sich nicht bindend zu erklären, ehe sein Schicksal sich nicht völlig entschieden und ihn in den Stand gesetzt hätte, sein Wort auch einzulösen. Und dennoch hatte er gründlich Unrecht. Denn thatsächlich hatte er längst jene „bescheidene Unbestimmtheit“ überschritten. Er hatte so viel Zärtlichkeit und Liebkosungen empfangen und erwidert, daß ihm die Wahl gar

nicht mehr freistand, das Wort der feierlichen Verlobung auszusprechen oder nicht auszusprechen. Die Geliebte hatte sich ihm in ihrem Herzen völlig hingegeben. Durch alle Bande von Pflicht, Ehre und Gewissen war er gehalten, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinen und daher dies sein Schicksal dergestalt in die Hand zu nehmen, daß ihm eine Verbindung mit ihr möglich würde. Ueberspannung war es, wenn er sich einredete, es sei Tugend und Selbstaufopferung und Achtung vor der Würde der Geliebten, das bindende Wort zurückzuhalten, und Befangenheit im Eignen war es, wenn er über dieser „Phantasie männlicher Tugend" die natürlich einfachen Gefühle des liebenden Weibes außer Rücksicht ließ. Ihre Aengstlichkeiten zu beseitigen schlug er endlich ein Mittel ein, das doch auch mehr von Selbstliebe als von Liebe eingegeben war. Statt aller andern Antwort auf die Unruhen, Fragen und Zweifel der Geliebten schrieb er ihr den 22. September jenen schon so oft von uns benutzten Brief mit Scenen aus seinem Leben, jenen stolzen, eigenliebigen Brief mit dem Refrain, den er dem schiefen, durch Carolinens Schwager von ihm entworfenen Gemälde entgegensetzte, daß er von Kindheit an in allen bisherigen Lagen seines Lebens „Charakter gezeigt", und mit der Schlußwendung, daß er auch mit der Liebe nicht im Stande sein könne, nur zu spielen. Nicht für jeden Leser vielleicht ist die Beweisführung des Briefes überzeuglich; — ein höchst melancholisches Postscriptum vollends, voll trüber Betrachtung, wie bei ihm die Vereitelung seiner Hoffnungen eigentlich die Regel sei, mit dem Seufzer: „ach, denken Sie nicht, Mademoiselle, daß ich ein Mann sei, Jemandes Glück in der Welt zu machen!" — dies Postscriptum vollends ist ganz dazu angethan, die beste Wirkung des Vorangegangenen wieder auszulöschen.

Caroline aber stand, als dieser Brief voller Bekenntnisse in ihre Hand kam, unter dem Eindruck des letztvergangenen, nur zwei Tage früher geschriebenen, und dieser — hatte ihre Eigenliebe, ihre weibliche Empfindlichkeit beleidigt. Herder hatte ihr da, auf Anlaß einiger Bemerkungen, die sie über ihre Lectüre gemacht, eine kleine Vorlesung über Minna von Barnhelm, über Klopstock und Geßner gehalten; es war in diesen halb neckenden, halb belehrenden Bemerkungen ein klein wenig von der Manier, die er in viel höherem Maße, in viel stärkeren Dosen gegen seine Freunde zu brauchen pflegte. Allein eine wie romantische Figur der Lehrer ist, der zum Liebhaber wird, der Liebhaber, der sich einfallen läßt, zum Schulmeister zu werden, mag sich vorsehen! Diese höchst weisen, ja ganz unausstehlich klugen Belehrungen und Zurechtweisungen waren dem Mädchen, welches sich harmlos in ihren Urtheilen hatte gehen lassen, durch den Sinn gefahren. Sollte ihr Gefühl nicht, aller Kritik zum Trotz, Recht haben? oder sollte sie nicht ihren eignen Geschmack haben dürfen? Auf die Besorgniß wegen des Wankelmuths ihres Geliebten trug sich der Verdruß über seine schulmeisterlichen Glossen auf, — ihr Stolz regte sich, — das Bild des Freundes trat ihr auf einmal in einen

tiefen Schatten, — sie entschließt sich in einer trüben Stunde, dem Manne zu entsagen, der ihrer spotten kann, für den sie wohl zu unbedeutend, zu thöricht ist, gegen den sie aber ihr Selbst und das Recht, ihr Gefühl für sich zu haben, wahren will. In gereiztem Ton erwidert sie seine „Verweise“; mit verletzender Kälte, ja, mit Spott wünscht sie, daß es ihm gut gehen und „er nicht so sehr von seinem unruhigen Schicksal hin und her geweht werden möge“; sie bittet ihn, „damit ihn der Briefwechsel nicht wieder gereue“, fortan nicht mehr an sie zu schreiben; auch ihr schaudere etwas vor einem langjährigen Briefwechsel; da doch keine Aussicht auf ein Wiedersehen sei, so möge aller Zwang ein Ende haben!

Also in der That ein Absage- und Aufkündigungsbrief in aller Form!

Wir verdanken demselben ein paar der schönsten Ergüsse aus Herders Feder. Die Briefe, die er in Erwiderung dieses „erschrecklichen, sonderbaren, unbegreiflichen“ an die Geliebte schrieb, und eine und die andere Predigt von ihm muß man lesen, wenn man die echtesten Proben seiner Beredsamkeit kennen lernen will. Nun bricht mit seinem ganzen Liebesbedürfniß seine ganze Liebensfähigkeit durch. Mit unwiderstehlichem Feuer, mit strömendem Gefühl, mit dringenden, leidenschaftlichen Betheuerungen wirbt er um sie von Neuem, beseitigt die Mißverständnisse, legt ihr seine ganze reiche Seele zu Füßen, während sich zugleich der Schmerz, die Erschütterung in den wahrsten und ergreifendsten Tönen Luft macht. Es konnte die Wirkung nicht verfehlen. Caroline hatte bereut, noch ehe sie diese beschwörenden Worte las. Man verständigte sich bald, und nur noch ein ungefährliches Nachspiel war es, wenn Herder nun auch der Eifersucht der Geliebten die nöthigen Aufklärungen über sein Verhältniß zu Madame Busch geben mußte. Die vorübergehende Irrung hatte nur den Erfolg, daß man sich von beiden Seiten voller kennen gelernt hatte und Einer des Andern sicherer geworden war. „Mit allen Schwüren des Herzens“ versicherte er sie von Neuem „seiner ewigen Freundschaft“, und sie wußte jetzt, daß sie sich daran genügen lassen dürfe. Die Schwüre sind treu gehalten worden, aber, wie dieser erste Sturm es voraussehen ließ: noch oft ist die Oberfläche dieser tiefen Liebe durch Verstimmungen und Mißverständnisse gekräuselt worden.

Nur wenige Tage nachdem Herder seinen zürnenden „Läufling“ wiedergefunden und jubelnd die Bedingungen „ewigen Friedens“ mit ihr ausgewechselt hatte, kam nun der erbetene Abschied aus Eutin, und diese Entscheidung rückte also die Aussicht, daß man sich in Darmstadt wiedersähe, so wie den Gedanken einer dauernden Verbindung näher. Am 16. October schrieb Herder definitiv annehmend nach Bückeburg.

Allein, ehe er sich der Geliebten wieder zeigen und ehe er sein neues Amt in Bückeburg antreten würde, wollte er zuvor in Straßburg die günstige Gelegenheit benutzen, sein krankes Auge operiren zu lassen. Die Idee dazu war ihm in Karlsruhe eingegeben worden, und vom ersten Eintritt in Straß-

burg an hatte er ernstlich daran gedacht [1]). Noch andere Gedanken freilich, wie er seinen Aufenthalt in Straßburg und seine wiedergewonnene Freiheit am besten nutzen könne, versuchten ihn. Er wäre gern noch nach der Schweiz gegangen, um ein paar Schweizerrepubliken, die Mittelpunkte der dortigen litterarischen Bewegung, Zürich oder Basel, zu sehen; er überlegte auch, ob es dem entlassenen Kabinetsprediger, dem künftigen Consistorialrath nicht auf alle Fälle ein Relief geben würde, wenn er sich in Straßburg den Doctor der Theologie erwürbe [2]), aber nach Allem schien es ihm doch nützlicher und wichtiger, allererst „so gesund und ganz zu werden wie möglich", um mit aufgeheitertem Auge vor sein holdes Mädchen treten zu können.

Es handelte sich, um die Augenfistel zu beseitigen, darum, der Feuchtigkeit des Thränensäckchens ihren natürlichen Abfluß durch die Nase zu verschaffen, wozu es eines Einschnittes in das Thränensäckchen und einer Durchbohrung des Nasenknochens bedurfte. Schon wiederholt, noch zuletzt in Holstein, hatte er sich zu der Operation angeschickt, ohne daß es wirklich dazu gekommen wäre [3]). Mit den besten Hoffnungen, voll Zuversicht auf die Kunst des berühmten Operateurs Lobstein ging er jetzt an das Unternehmen; versicherte ihn doch der Professor des glücklichen Ausgangs in höchstens drei Wochen! Der Erfolg, leider, strafte diese Hoffnungen und Voraussagungen Lügen — die Kur wurde zu einer neuen, zur schmerzlichsten Geduldprobe für den Aermsten. Er hatte, nach der Trennung vom Prinzen, ein eignes Quartier bezogen [4]). Mitte October begann die Kur. Ein erstes Mal brach das Instrument. Auch die wiederholten Operationen schafften dem Uebel keine Hülfe. Es ist der Humor der Verzweiflung, womit der Patient am 21. November an seinen alten Rigaer Freund Begrow über das sich so wider Erwarten in die Länge ziehende Abenteuer berichtet. „Ehe ich nun Straßburg verließ,"

[1]) An Ring (Nr. 3), undatirt, am Ende des Straßburger Aufenthalts: „Der unseligste Einfall meines Lebens, der mir in Karlsruhe eingegeben ward". Von Ring erbittet er sich gleich am 5. September den Namen des Straßburger Augenarztes, von dem ihm Rings Schwager, Kammerrath Wielandt in Karlsruhe, gesprochen hatte. Vgl. von demselben Datum an Hartknoch, und vom 9. an Caroline.

[2]) Der Gedanke, sich den Dr. der Theologie zu verschaffen, muß Herder auch in Bückeburg noch beschäftigt haben. Er scheint seine Eutiner und Kieler Beziehungen zu diesem Behuf ins Auge gefaßt zu haben. Zwei Stellen aus (ungedruckten) Briefen des Prinzen Peter führen auf diese Vermuthung. Am 11. Februar 1773 schreibt derselbe aus Eutin: „Ich habe Ihren Brief bekommen und schon Ihre Sache, worum Sie mich gebeten, eingeleitet, ohne Ihnen zu nennen. Ihr Brief ist verbrannt." Und den 27. Januar 1775 aus Darmstadt: „Ohne Ihnen zu nennen, habe ich wegen der Sache Ihres Schwagers nach Eutin geschrieben. Ich wünsche, daß ich diesesmal glücklicher sein möge als wie mit Ihrer Doctorwürde, worauf ich doch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe."

[3]) Von sieben Versuchen spricht er an Caroline, LB. III, 213.

[4]) Ueber die Uebersiedelung aus dem Gasthof zum Geist in das vier Häuser davon entfernte Logis des Prinzen und von da in ein eignes siehe LB. III, 109 u. 213.

so schreibt er nach kurzer Erwähnung seiner sonstigen Umstände, „sann ich auf eine Narrheit, damit ich diesen Ort bezeichnen könnte. Zwo stellten sich mir dar: ob ich mir zum Spaß einen theologischen Doctorhut sollte aufsetzen oder meine Nase durchbohren lassen — wie man sagt, der Thränenfistel wegen. Der Nasengang bekam vor dem Narrenhut den Vorzug, weil mir dieser gleich von meinem weisen Schädel entnommen würde, jener aber in der schnuppigen Nase bliebe, und ich setzte mich also hin und ließ, ohngeachtet der Medicus versicherte, daß ich sehr sicher meine Nase, wie sie jetzt wäre, ins Grab nehmen könne, — demohngeachtet ließ ich bohren. Der Schurke bohrte hart und versicherte hintennach, daß meine Nase so hart, dick und nicht wie andere menschliche Nasen gebaut wäre; ich sah alle Nasen, die um mich standen, und mußte es ihm glauben. So trug ich nun acht Tage, wie der St. Paulus seinen Pfahl im Fleisch und der St. Elephant seinen Ring, eine Bleistange in der Nase, wurde noch vierzehn Tage durch den neuen Kanal gespritzt, daß ich also glaubte, dies neue Loch sei so gewiß ein gutes und sicheres Loch, als ein Loch in der Welt, aber hintennach findet sich's, daß demohngeachtet der Thränensack seine Schleuse nicht in diesen Kloak lassen will, und da stehen die Ochsen am Berge. Da sondirt und zerrt und zwickt und reißt man den armen Thränensack, versichert, daß der Schurke nicht an seiner Stelle liege, wie andere honette Thränensäcke, daß er aus seiner Lage gedrückt sei u. s. w. — und da sitze ich also noch unter Schmerz und Ungeduld, so klug als ich war." Erst als Herder einen zweiten Arzt, Busch, den erfahrensten Chirurgen von Straßburg, hinzunahm, schien sich eine neue Aussicht auf Gelingen der Operation zu eröffnen [1]). Trügerische Aussicht auch das! Trotz aller Versuche wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden, der regelmäßige Abfluß sich nicht herstellen. Rathlos nach allem Hin- und Herberathen, sah man sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehen zu lassen. „Aus drei Wochen," schreibt Herder im Frühjahr 1771 nach beendigter Kur an Ring, „sind nicht bloß zweimal drei Monate, sondern aus Einem Schnitt und Einer Nasenbohrung sind wohl zwanzig Schnitte und zweihundert Sondirungen u. s. w. geworden und endlich nach allen Schmerzen, Kosten, Unruhen, Verdrießlichkeiten ist mein Auge ärger als es war." Ganz ähnlich lautet Bericht und Klage in einem gleichzeitigen Briefe an die, vor der er sich so anders, mit „aufgeheitertem Auge", zeigen zu können gehofft hatte!

Daß Herder unter solchen Umständen von Straßburg wenig hatte, sagt sich von selbst. Entgegengesetzteres muß es nicht geben als die Schilderungen, welche Goethe noch in Dichtung und Wahrheit von der Münsterstadt und

[1]) Den ausführlichsten Bericht enthält der Brief an Merck, LB. III, 328 ff., durch den er den Rath des Darmstädter Leibmedicus Leuchsenring, des Bruders von Franz Leuchsenring, einholt.

ihrer Umgebung entworfen hat, und die Urtheile, welche Herdern darüber in seinen Straßburger Briefen entfallen. Nur natürlich. Jener lehrte hier zum vollen Gefühl seiner Kräfte, zum bewußten Genuß seiner wiederhergestellten Gesundheit zurück; in ausgebreiteter Geselligkeit fand er sich mit jedem Athemzuge gefördert, weiter entwickelt; innerlich wie äußerlich einer wichtigen Epoche seines Lebens, einem ersten Abschluß seiner Bildung entgegen getrieben; ihm war wie dem Fisch im Wasser, und so verklärte sich vor seinem Blick auch der Schauplatz seiner Erlebnisse. Dieser hatte in Eutin gute Zeit gehabt und in Darmstadt einen Augenblick höchster Seligkeit genossen, um jetzt in den fatalsten Zustand, aus einer unangenehmen Lage in die andere und nun gar, unwissend, was seiner in dem neuen, mit halbem Herzen ergriffenen Verhältniß warte, unter die Hände unbarmherziger Aerzte zu gerathen; verstimmt, wie nie, theilte er seine Verstimmung, wie immer, den Dingen mit und sah die Stadt, wo ihm das Alles widerfuhr, im trübsten Lichte. „Straßburg," schreibt er bald anfangs, „ist der elendeste, wüsteste, unangenehmste Ort, den ich, behutsam und bedächtig gesprochen, in meinem Leben gefunden. Ich will an Menschen nicht denken: hier ist einmal kein Wald, kein Ort, wo man mit seinem Buche und Genius einmal im Schatten liege." So fährt er fort, auf den „öden, französisch-deutschen Ort" zu schelten, und noch ausfälliger wird er, der freilich die Dinge etwas anders ansah als ein angehender Student, gegen die Universität. Für Alle, die Mediciner ausgenommen, sei Straßburg ein „Lumpenloch"; so „lumpicht und verrostet und mit alten deutschen Handwerksfontangen à la Française aufgestutzt", daß es hier unmöglich sei, ein vernünftiges Buch zu schreiben. Ein Recht zu allen diesen Urtheilen hatte er kaum. Von den Gelehrten der Universität scheint er dem einzigen Oberlin näher getreten zu sein, dessen unterrichtende Freundschaft und Gefälligkeit, dessen vielseitigen wissenschaftlichen Eifer er noch lange nachher zu rühmen und zu nutzen weiß [1]). Er hatte übrigens kaum in der allerersten Zeit Muth und Lust, sich einigermaaßen in Straßburg umzusehen und sich mit den dortigen Berühmtheiten bekannt zu machen. Acht Tage ist er schon dort, und noch hat er — so ganz nimmt ihn die Lösung des Verhältnisses zum Prinzen in Beschlag — Keinen gesehen und Keinen besucht. Noch Ende September schreibt er, daß er aus seiner Kammer fast nicht herauskomme. Und nun wieder kam das unfreiwillige Gefängniß während der Zeit seiner Augenkur, deren verdrießliche Verlängerung ihn immer menschenscheuer machte. „Ich habe," heißt es im

---

[1]) In Abschrift liegen mir sechs Briefe Herders an Oberlin (Mittheilung von Erich Schmidt) vor, von denen einer ein undatirtes Billet aus der Straßburger Zeit, mit der Bitte um Hyde de rel. vett. Pers. ist, während die andern vom 6. Mai 1773 bis 31. December 1781 reichen. Oberlins Antworten liegen mir im Original in Herders Nachlaß vor.

December, „die äußersten Unhöflichkeiten gemacht, um Umgang zu vermeiden"; und im Januar: „ich riegle, so viel sich thun läßt, die Thür vor Allem zu, weil mir Alles meine Stube noch wüster macht".

Zwei oder drei Leute nichtsdestoweniger gab es, die ungehinderten Zutritt zu ihm hatten, die er fast täglich sah, und die wieder kamen, mochte er sie nun mit guter oder mit übler Laune behandelt haben. Die Deutsch-Russen besonders hatten einen Zug nach Straßburg, und diese durften sich bei Herder wie bei einem Landsmann einführen. So scheint es mit dem Esthländer von Reutern der Fall gewesen zu sein, einem unbedeutenden jungen Menschen, dessen Besuche nur Langeweile in die Krankenstube brachten [1]). Erfreulicher war ihm die Gesellschaft eines andern Deutsch-Russen, eines geborenen Brandenburgers, Daniel Pegelow, der seine Stellung als Stabschirurgus in Schlüsselburg verlassen hatte, um zunächst in Straßburg unter Lobstein noch einen Cursus der Chirurgie durchzumachen und sich den medicinischen Doctor zu verdienen. Ein Vetter von Herders Freund Begrow, war er jenem schon von Riga aus angekündigt und kam eben recht, nachdem die Augenkur bereits ihren Anfang genommen hatte. Der „brave, gute Junge", ein wohlbeleibter, behaglicher Bursch, der mit seinen guten wie schwachen Seiten sich als ein Abbild seines Rigaer Vetters darstellte — wie als wenn Beide „in Einer Milchform gegossen wären" — nahm sich Herders aufs Treulichste an. Er verschaffte ihm, Wand an Wand mit seiner eignen Wohnung, ein anderes Quartier und bewährte sich nun als guten Nachbar. Des Tages über ein fleißiger Collegienbesucher, war er des Abends in der Krankenstube eine wohlthuende Erscheinung. Mit Philosophie durfte man ihm nicht kommen, aber eine Bowle Bischof leeren zu helfen oder beim L'Hombre den dritten Mann abzugeben, ließ er sich allezeit bereit finden [2]).

Mit Pegelow indeß theilte sich noch ein anderer Straßburger Studiosus, seines Zeichens ein Jurist, in allen Stücken so ziemlich das Gegentheil von jenem, in die Rolle des Krankenbesuchers. So behaglich bequem der Russe, so stürmisch lebhaft der Deutsche — ein Frankfurter Kind, der damals einundzwanzigjährige Johann Wolfgang Goethe. Es ist immer nur zufällig, wenn Herder Thatsachen in seinen Briefen berichtet; nur über Dinge, die sein persönliches Wohl und Wehe unmittelbar berührten oder seinen Geist

---

[1]) An Caroline A, III, 72 und 264. Ueber seine Person, Loeper in Anm. 217 zu Goethes Dichtung und Wahrheit.

[2]) Vgl. über ihn, außer Goethes Bericht, Löper in Anm. 353 zu Dichtung und Wahrheit und die Mittheilung von Erich Schmidt: „Goethe und O—ferul" (Im Neuen Reich, 1877, Nr. 47), wonach im Straßburger Universitäts-Album unterm 13. November 1770 eingetragen ist: Daniel Pegelow Brandenburgensis in exercitu Russico stipendia faciens ut chirurgus primarius in legione pedestri Schlüsselburgensi, au Louvre. Wenn Herder (nach Brief an Begrow, LB. 268) eben dorthin sich umquartierte, so bleibt zweifelhaft, ob dies derselbe Wohnungswechsel war, den er schon an Caroline S. 213 meldet.

in irgend einer Richtung lebhaft in Beschlag nahmen, läßt er sich in dem brieflichen Gespräch mit Merck und mit seiner Braut aus. Viel zu sehr ist er in dieser Zeit mit sich selbst beschäftigt, als daß ihm der äußerlich noch so flatterhafte Jüngling hätte besonders wichtig erscheinen, als daß er den noch verhüllten poetischen Genius desselben hätte erkennen sollen. In allen seinen Straßburger Briefen erwähnt Herder des lernbegierigen jungen Mannes, obgleich derselbe während der ganzen Zeit der unglücklichen Augenkur so ziemlich jeden Morgen und jeden Abend sich einstellte, ja zuweilen ganze Tage nicht von ihm wich, mit keiner Sylbe ausdrücklich. Erst später, nachdem Caroline Anfang März 1772 Goethe in Darmstadt kennen gelernt hat und voll Lobes über ihn ist, da zum ersten Mal spricht sich auch Herder über ihn und über das Zusammenleben in Straßburg aus[1]). „Goethe," schreibt er nun, „ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können". Das ist ein Urtheil, nicht halb so lobend wie das, welches er einst über jenen jungen Schweden gefällt hatte, der ihm in Nantes durch sein solides Wesen imponirt hatte, ein Urtheil, das den Jüngeren durchaus nur als den Jüngeren nimmt, und das ausgesprochen wurde, wohlgemerkt, nachdem Goethe fortgefahren hatte, sich brieflich in all' seiner Liebenswürdigkeit ihm hinzugeben und sich ihm zu offenbaren.

Ueberwältigend geradezu war der Eindruck, welchen Herder auf den Jüngling machte. Während jener mit vornehmem Wohlwollen auf den „guten Jungen" herabsah, den ihm der Zufall in seinen Weg warf, so blickte dieser mit staunender Verehrung zu dem seltenen Manne auf, mit dem zusammenzutreffen für ihn ein Ereigniß, das „bedeutendste Ereigniß" seines Straßburger Aufenthaltes war. Es prägte sich ihm eben deshalb mit allen Hauptumständen und allen Folgen fest in die Seele, und Goethe daher verdanken wir ein so treues Bild von dem damaligen Herder, daß nichts darüber geht. Man hat wohl gesagt, daß Goethe, als er dies Bild in Dichtung und Wahrheit zeichnete, die Farben verdunkelt habe, weil inzwischen sein Enthusiasmus für den ehemaligen Mentor einer kühleren, verstimmteren Auffassung Platz gemacht habe. Allein nur die Erzählung, wie jede gute Erzählung es sein soll, ist kühl: sie giebt von dem damaligen Enthusiasmus das unverhohlenste Zeugniß, und wenn sie gleichzeitig von den unbehaglichen Eindrücken redet, die jenen Enthusiasmus auf eine harte Probe stellten, so ist es eben diese gemischte Empfindung, die durch Goethes eigne Briefe aus jener Zeit die vollste und eine wahrhaft überraschende Bestätigung erhält.

Aufs Anmuthigste erzählt uns Goethe seine erste Begegnung mit dem

[1]) A, III, 205; Erinnerungen I, 219.

berühmten Manne, dessen Ankunft in Straßburg nicht sobald ruchbar geworden war, als in dem Kreise, welchem der junge Frankfurter angehörte, ein allgemeines Verlangen rege ward, sich ihm zu nähern. Von Mehreren wissen wir, daß sie damals Herders persönliche Bekanntschaft machten; so der würdige Actuar Salzmann, der junge Lerse, jener Elberfelder Chirurg, welchen Jung Stilling unter dem Namen Troost aufführt, und vor Allem der Letztere selbst. Aus Jungs eignem, durch Goethe bestätigtem Bericht wissen wir, wie hingenommen jener von der Genialität Herders war; dieser habe ihm „einen Umriß von Allem in Einem" gemacht und ihm „einen Stoß zu ewiger Bewegung mitgetheilt" [1]). Den Vermittler auch für dieses Verhältniß konnte aber am besten Goethe abgeben; denn diesem zuerst war es ganz unvermuthet mit der Annäherung an den berühmten Ankömmling geglückt. Es war, dürfen wir annehmen, gegen Ende September, um die Zeit, als Herder die drückendsten Sorgen, die ihn anfangs in Straßburg ungesellig und unzugänglich gemacht hatten, hinter sich hatte [2]). Die Absicht, einen Fremden aufzusuchen, führt Goethe in den Gasthof zum Geist; da findet er gleich unten an der Treppe einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, in einer Tracht, die den Geistlichen ankündigte. Schon in Hamburg war bemerkt worden, daß Herder en abbé gekleidet gehe [3]). Die Goethesche Schilderung stimmt ganz damit überein. „Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer, seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte." Goethe zweifelt nicht, wen er vor sich habe, und erhält, nachdem er sich vorgestellt hat, von dem Fremden, dem die Offenheit des Jünglings zu gefallen scheint, leicht die Erlaubniß, ihn wiederholt zu sehen. „Er hatte," sagt der Erzähler weiter, „etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen

---

[1]) Jung Stillings Wanderschaft, S. 173. Von einem Briefe Jungs an Herder nach des Letzteren Fortgang von Straßburg wissen wir aus Goethes erstem Schreiben an Herder (Düntzer A, I, 25). Von zwei, in Herders Nachlaß handschriftlich vorliegenden, späteren Briefen Jungs (Lautern, 7. Mai 1780 u. Heidelberg, 23. Januar 1787) weist nur der Letztere auf die Straßburger Berührung zurück. An Kant und Herder sandte Jung 1787 seine anonymen „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit," (vgl. Hamann an Hartknoch und an Scheffner, Hamanns Schr. VII, 352 u. 355; Jung an Kant 1. März 1789, Altpreuß. Monatsschr. XV, 253). „Schon in Straßburg," so schreibt er bei Uebersendung der Schrift, „werden Sie meinen Drang nach einer fruchtbaren Philosophie bemerkt haben. Ich habe seit der Zeit gedacht" u. s. w.

[2]) Aehnlich Loeper, Anm. 351 zu D. u. W.

[3]) LB. III, 33. Vgl. über diese Tracht die von Loeper a. a. O. angeführten Stellen.

Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte."

Die so günstig eingeleitete Bekanntschaft hatte zum Verkehre geführt, und die theilnehmende Weise, mit welcher Herder auf den Zustand des Jünglings einging, erschloß ihm dessen ganzes Vertrauen. Nun jedoch — bei aller bezaubernden Liebenswürdigkeit — wie ungemüthlich, wie abstoßend zeigte sich doch wieder derselbe Mann zu anderen Zeiten! Noch alle Freunde Herders, die ihm so nahe standen, daß er sich ihnen gegenüber gehen lassen konnte, hatten diesen „abstoßenden Pol seines Wesens", diese launische „Ausfahrenheit", diese so leicht in Spott- und Scheltworte, in Neckereien und Vorwürfe übergehende Reizbarkeit erfahren. Sie tritt uns in seinen Briefen, namentlich an Hartknoch, nur zu oft entgegen und erscheint, schwarz auf weiß, keineswegs liebenswürdiger als sie im persönlichen Verkehr gewesen sein wird. Einen Hauch davon hatte ja selbst Caroline Flachsland verspürt, und ihr Herz hatte sich schmerzlich davor zusammengezogen. Nur natürlich aber, daß Goethe dieses Anziehen und Abstoßen mehr als ein Anderer erfuhr, denn der junge, bisher noch von Jedermann verzogene Heißsporn gab ohne Zweifel in Aeußerungen und Betragen dem älteren, reiferen Manne gar mancherlei Blößen. Der Vergleich mit einem Spatzen oder Specht war nicht fein, aber wie Herder jenen sah, immer aufgelegt, „närrisch Zeug zu machen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfalle sehr laut zu krähen", so verstehen wir das Wort. Nicht anders führt uns Jung Stilling seinen Freund bei dem Besuche in Elberfeld vom Jahre 1774 vor, wie er da um den Tisch hertanzt und Gesichter macht und sich so ausgelassen gebehrdet, daß die Elberfelder meinen, der Mensch müsse nicht recht klug sein. Einen so kindlich übermüthigen Menschen denke man sich nun dem Aelteren gegenübergestellt, dem Manne, dem seine Knabenzeit vergällt worden war, der nicht Zeit gehabt hatte, kindisch zu sein, der, mit Arbeit überladen, im Lehr- und Seelsorgeramte schon als Jüngling Falte des Ernstes und der Weisheit hatte annehmen müssen: der Jüngere konnte dem Necken und Hofmeistern des Aelteren unmöglich entgehen. Wenn jener von seiner Siegelsammlung und ähnlichen Liebhabereien wie von wichtigen Dingen erzählte, so wurde er ausgelacht. Das eine Mal bekam er für die schönen Einbände, in denen er die unbenutzten Klassiker bei sich aufgepflanzt hatte, ein andermal für den unreifen Kunstenthusiasmus, mit dem er für die Gemälde von Domenico Feti schwärmte, und so noch über Manches, was Herder für Thorheit oder Kinderei ansah, ein bald heiteres, bald bitteres Epigramm zu hören [1]). Den „guten Jungen" ganz kennen zu lernen, war das nun freilich der Weg nicht. Ein wenig doch schüchterte er ihn dadurch

[1]) Bilder, auch biblische Bilder von Domenico Feti — freilich nicht die in dem Epigramme berührten Parabelbilder der Dresdener Gallerie — konnte Herder in Paris gesehen haben; s. Waagen, Kunstwerke und Künstler in Paris, S. 512 u. 771.

ein und machte ihn mit seinen Bekenntnissen vorsichtiger und zurückhaltender. Von dem schon im Herbste angeknüpften Verhältnisse zu Friederike Brion hat Herder sicherlich nichts erfahren. Auch die in Frankfurt begonnenen, in Straßburg fortgesetzten mystisch-kabbalistischen Chemie-Studien wurden dem streng urtheilenden Manne weislich verschwiegen. Auch mit dem Besten aber, was der Jüngling in sich trug, kam er nicht zu Worte oder hielt er geflissentlich an sich. Hätte er, wie er glaubt, die „Mitschuldigen" ihm mitgetheilt, so wäre er damit schwerlich einer Lection entgangen. Von den sachte heraufrückenden Gestalten des Götz und Faust konnte und mochte er noch mit keinem Dritten reden, und so verbarg sich der glänzende goldene Schatz in der Tiefe vor dem Auge des nur die bunte Oberfläche erblickenden Freundes.

Noch Eins kam hinzu, das Urtheil Herders über den jugendlichen Goethe kritischer und schärfer zu stimmen als sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Seit der Abreise von Riga befand er sich in einem Umbildungsprocesse, der eben jetzt in Straßburg in Folge der jüngsten Erlebnisse und Verwickelungen, unter den Prüfungen der Krankheit und Einsamkeit in ein neues Stadium eintrat. Bewußt oder unbewußt trat ihm in dem jungen Flattergeist ein Stück seiner eigenen Gestalt entgegen, die er abzustreifen entschlossen war. Die Stellen in seinem Reisetagebuche sind uns in guter Erinnerung, in denen er sich die gräuliche Unordnung seiner Natur zum Vorwurfe macht und den Entschluß in sich zu befestigen sucht, die Oberflächlichkeit seines Lesens und Studirens abzulegen, alle einbildsame Voreiligkeit und Schwäche, alles Unreelle seiner Natur zu bekämpfen. Er durfte glauben, seit der Rückkehr aus Paris einige Fortschritte in diesem Streben gemacht zu haben. Von dem fortdauernden ernsten Kampf mit sich und von dem Ergebnisse dieses sein ganzes späteres Leben bis ans Ende erfüllenden Kampfes geben jetzt, statt des abgebrochenen Tagebuches, die Briefe an seine Vertrautesten und an seine Halbverlobte reichliches Zeugniß. Um dieselbe Zeit, wo er Goethe „leicht und spatzenmäßig" nennt, gesteht er von sich selbst, daß er vordem „nichts als Schaum, Eitelkeit, Sprung und Laune" gewesen, voll „unendlicher Flüchtigkeit, Leichtsinn und Feuer der Jugend, gesammt Coquetterie." Vordem sei er so gewesen. Denn schon in Straßburg glaubt er gegen seine Rigaer Freunde rühmen zu dürfen, daß, wie viel oder wenig ihm seine Reise auch sonst eingetragen, er doch „männlicher, reifer, entwickelter, welterfahrener, brittischer und vielleicht dreimal wärmer, statt leicht, französisch und unbeständig" geworden, daß er jetzt reifer und gründlicher studire und sich einbilde, an Geist und Körper nervigter zu werden. In Riga sei er wie ein Fleisch im Salze gewesen; „es schmeckt, es ist aber nicht saftiges, gutes, natürliches, gesundes Fleisch. Meinen Charakter zu bilden, ist mein Werk auf der Reise — —" [1]). Und immer wieder, zwischen solchem Rühmen, weiß

[1]) LB. III, 84. 93. 139. 264. 270 (A, III, 112. 113; C, II, 21; Wagner I, 36).

er, daß die meiste Arbeit noch zu thun ist. Der Geliebten wenigstens, deren Bild seinen Muth und seine Entschlüsse belebten, darf er es nicht verhehlen: „Meine eigenen Mängel und Fehler, an denen ich selbst Schuld bin, könnten mich bis zur Tollheit melancholisch machen, wenn nicht mein zweiter Gedanke immer der wäre: hole nach!"

Einen unbedingt erfreulichen, harmonischen Eindruck kann dieser Mann, der selbst von den „gräulichen Dissonanzen" redet, in die seine Aeußerungen zuweilen ausklingen möchten, auch auf den günstigst gestimmten Betrachter nimmermehr machen: aber die ernst sittliche Natur, die rastlos in ihm waltet, wird auch der abgeneigteste zu achten sich nicht entbrechen können. Eine moralische Natur und eine pädagogische war er. Mit seinem „Enthusiasmus, junge Geister zu finden, die bildbar sind", hatte der Mann, der so scharf seine eigenen Fehler fühlte und mit ihnen rang, jedes denkbare Recht, dem bildbarsten und erziehungsbedürftigsten Geiste, der ihm noch je begegnet war, dieselben Vorwürfe zu machen, die er einst selber, nicht ohne Empfindlichkeit, von Hamann bekommen hatte. Er that es keineswegs immer in wohlthuender, ruhig gütiger Weise. Sein kritischer Genius hatte nun einmal immer den Dämon des „Widersprechungsgeistes" sich zur Seite. Derselbe mochte dem beschränkten, sanften, treuherzig empfänglichen Jung gegenüber zurückgedrängt werden: die lebhafte Vordringlichkeit, die vorschnelle Keckheit Goethes forderte ihn heraus. Der Darstellung in des Letzteren Selbstbiographie läßt sich nichts abdingen, nichts seinem Zeugniß des unendlich Einnehmenden und Geistreichen in Herders Gesprächen, aber auch nichts der Bemerkung, daß er dessen „widersprechenden, bitteren und bissigen Humor" überwiegend gefunden. Hat er es doch dem verehrten Manne unmittelbar nach der Straßburger Zeit brieflich gestanden, daß es ein wenig „Hundereminiscenz" sei, womit er sich an das Straßburger Zusammensein erinnere, und daß gewisse Striemen ihn noch immer juckten „wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters" [1]). Und wie viel nun endlich — auch das hat Goethe nicht verschwiegen — wie viel von jenem zunehmend immer bitterer werdenden Humor ist nicht auf Rechnung des immer unbehaglicher werdenden Zustandes des hingehaltenen, gequälten, durch körperliche Leiden und Schmerzen gereizten Mannes zu stellen! Da rühmt denn nun der zuverlässige Zeuge vor Allem die große Standhaftigkeit und Geduld, mit welcher der Patient all' die schmerzhaften Vornahmen, die im Gefolge der Operation waren, ertragen habe, und er bezeugt weiter, wie dann wieder, nach dem Mißlingen der Kur, seine melancholische, ja grimmige Resignation etwas wahrhaft Erhabenes gehabt habe, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen gemacht habe. So viel gewann Herder seiner Natur ab; der Rest natürlich war Ungeduld und Mißmuth und wechselnde Laune, —

[1]) A, I, 36.

um so verzeihlicher, da er sich immer mehr zur lästigsten Unthätigkeit und Langeweile durch seine Aerzte verurtheilt sah. Das Alles ist von Goethe bezeugt, und das Alles bestätigen die Straßburger Briefe. Anfangs voll Zuversicht, voll heldenmüthigen Humors, verlaufen sie zuletzt in dumpfe, von einzelnen schweren Seufzern unterbrochene Resignation, schlagen sie zwischendurch alle Töne vom gehobensten bis zum gedämpftesten an. Es ist anfangs so schlimm nicht gemeint, wenn er sich einen Augenpatienten nennt, der „mit gesunden Gliedern und versauertem Herzen dasitze"; es sind zunächst nur einzelne Mißlaute, wenn er die „Wolke der Wüste" entschuldigt, die sein Brief vielleicht mitbekomme — allmählich jedoch wird die Wolke dichter; auch in den Briefen an die Geliebte will es ihm nicht mehr gelingen, den Hoffnungsgedanken Raum zu schaffen vor den bösen Ahnungen seiner ermattenden Seele, die ganz „eine Höhle dunkler Träume" geworden ist. Nun vergleicht er sich mit dem kranken, aus seinem Schlafe erwachenden Lear; nun wehrt er dem Grame seines Mädchens mit dem bitteren Worte, er habe keinen Gram, nur Galle nöthig; nun kündigt er seinen Lieben in Darmstadt an, daß er ihnen „nur die Trümmer seiner selbst" zurückbringen werde, und seufzt: „hätte ich doch nicht gedacht, daß auch die Stimme verginge, wenn keine Lust und Luft zu singen da ist!" Wir sehen es diesen späteren Briefen an, daß es so ist, wie er zuletzt selbst sagt: auch wo sie scherzen, scherzen sie mit gezwungener Miene, sie sind nur geschrieben, um nicht durch Schweigen zu beunruhigen und werden daher mit allerlei „Grimassen und Gaukeleien" angefüllt. Und hier einmal werden wir dem Mädchen böse, das, durch den kalten, künstlichen Ton dieser Briefe verstimmt. noch zweimal zu guter Letzt sich aufs Schmollen verlegt. Ganz sicher. sie wird es ihm abgebeten haben, sie wird in Mitgefühl zerflossen sein, wenn sie die Antwort las: „Bin ich denn so unglücklich, daß Niemand, keine freundschaftliche Seele, meinen Zustand auch nur sofern fühlt, um, ohne daß ich schreie und wimmere, es glauben zu können, einem solchen Menschen muß es da sehr wehe thun?" und weiter: „Vielleicht werden Sie, wenn Sie die Narben meines Schmerzes mehr in meinem ganzen Wesen als am unglücklichen Auge sehen, alsdann die Barmherzigkeit haben, ohne daß ich Trauerlieder anstimme, was ich nicht kann und will, mich zu bedauern." Von dem Mitgefühl aber, zu dem uns diese Worte herausfordern, ist die Achtung unzertrennlich, die uns die Fassung des Mannes einflößt. Immer kehrt in diesen Straßburger Briefen der tröstende Gedanke wieder: „wer weiß, wozu das gut ist!" und die auf die Frage antwortende Zuversicht: „in der Höhle der Einsamkeit werden Seelen geprägt und Charaktere bewährt."

Es konnte nicht ausbleiben: auch Goethe erfuhr in erster Linie eine moralische Einwirkung durch den Verkehr mit Herder. Unmittelbarer als auf irgend einen anderen Theil seines Lebens paßt auf diesen das Motto seiner Selbstbiographie: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Daß Herder, mehr ohne Zweifel als es gerechtfertigt war, den Einundzwanzigjährigen als ein Kind und als einen Schulknaben behandelte, das hat diesen zum Manne gemacht. Daß er ihn öfter und grausamer tadelte als billig war, das hat diesen, wie er es voll anerkennt, zu heilsamer Selbsterkenntniß und zur Anstrengung seiner besten Kräfte geführt. „Ich war," sagt der köstliche Mann, nachdem er von der kritiklosen Ueberschätzung des Unbedeutenden und der Selbstberauschung gesprochen, wie sie in dem Gleimschen Kreise herrschte, — „ich war in meinem Kreise so ziemlich auf dem Wege, in ein ebensolches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen." „Und so hatte ich von Glück zu sagen," fährt er fort, „daß durch die unerwartete Bekanntschaft mit Herder Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war". Zugleich gedemüthigt und gespornt, zugleich geduckt und gehoben wurde der angehende Dichter. Hier fand er einen Mann vor sich, gegen dessen Superiorität keine Einwendung erhoben werden konnte. Sein Schelten und Tadeln mußte ertragen werden, denn seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten wirkten wie ein Bann, dem man sich nicht entziehen konnte. Getheilt zwischen Neigung und Verehrung für den Mann und zwischen dem Mißbehagen, das er in ihm erweckte, befand sich Goethe in einem Zwiespalt, wie er ihn nie zuvor empfunden hatte. Dem fruchtbarsten, der sich denken läßt. Alles das sagt er uns selbst in Dichtung und Wahrheit und sagt es uns so deutlich, daß wir uns völlig in seinen Zustand zu versetzen im Stande sind. Wir erfahren nichts Anderes, sondern sind nur in der Lage einen unmittelbaren Einblick in jene zwiespältige Stimmung zu thun, wenn wir lesen, wie er sich darüber mit der liebenswürdigsten Offenheit demnächst gegen den Urheber so vielen Mißbehagens aussprach, der schriftlich, in Briefen voll Nieswurz, fortfuhr, seinen jungen Freund zu behandeln wie er ihn vorher mündlich behandelt hatte. Man möchte sagen: Sokrates und Alkibiades — wenn die Belehrung dieses Sokrates methodischer und der Geist dieses Alkibiades nicht so viel edler und tüchtiger gewesen wäre als der des Atheners. Er fühlt die Streiche scharf, die er erleiden muß — allein es thut nichts, er weiß dann doch wieder „seinen Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung zu streicheln." Er krümmt sich unter der Geißel des Herderschen Spottes, aber er verehrt darum doch in dem scharfen Kritiker sein Orakel, seinen Meister, ja die Sonne, um die er sich gern als treuer Planet herumbewegen will. All' die Vorwürfe und die Spitzen, die er hat hinnehmen müssen, haften in seinem Gedächtniß und wurmen ihn, aber wie er sich dagegen sträubt, so machen sie ihn doch nachdenklich; so leicht läßt er sich nicht abschütteln; durchdrungen wie er von dem Werthe des Mannes ist, fährt er fort, sich ihm demüthig und doch selbst-

bewußt in die Arme zu werfen. „Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm darüber werden!" [1]) Man mag sich immerfort streiten, ob dies Verhältniß ehrenvoller für Goethe oder für Herder ist; die Entscheidung darüber fällt schwer: unzweifelhaft ist, dieses Zusammentreffen der Beiden bezeichnet einen der fruchtbarsten Momente der aufsteigenden Litteratur, ja die eigentliche Geburtsstunde der neuen über Klopstock und Wieland hinausweisenden deutschen Poesie. „Was die Fülle dieser wenigen Wochen anlangt" — heißt es in Dichtung und Wahrheit mit Bezug auf die erste, fruchtbarste Zeit des Zusammenseins — „kann ich wohl sagen, daß Alles, was Herder nachher allmählich ausführte, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was ich bisher gedacht und gelernt hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen und zu erweitern."

Manches Einzelne, Geringeres und Wichtigeres aus den Herderschen Mittheilungen hebt Goethe hervor. Wir können den Versuch machen, es zu ergänzen und so zugleich mit der Einwirkung auf Goethe uns den Thätigkeits- und Gedankenkreis Herders während der Straßburger Zeit vergegenwärtigen.

Eifrig hatte er in Eutin an der Plastik gearbeitet; noch vor Italien, wohin ihn ja die Reise mit dem Prinzen führen sollte, hoffte er mit dem Büchlein fertig zu werden. Bis in den dritten Abschnitt, der sich anschickt, die Bedeutung der plastischen Formen an dem lebendigen menschlichen Körper zu studiren, war er gelangt: da „brach die Reise" [2]). Aber die Ideen des Buches ließen ihn nicht los; sie begleiten ihn nach Darmstadt, nach Mannheim, nach Straßburg und von da wieder zurück nach Bückeburg [3]). Jener Eine Hauptsatz der Plastik, im Gesichte sei Traum, nur im Gefühle Wahrheit, wer mit tausend Augen ausgerüstet ohne Gefühl, ohne tastende Hand sei, bleibe zeitlebens in Platons Höhle — dieser Satz wurde in jeder Weise von ihm gewandt und angewandt. Wie Merck, so bekam ihn Goethe zu hören, und es hatte daher den Sinn eines Vorwurfes, wenn diesem immer wieder gesagt wurde, es sei bei ihm „Alles nur so Blick." „Jetzt versteh' ichs," schrieb viele Monate später Goethe, „thue die Augen zu und tappe" [4]).

Aber weiter zu schreiben an dem Werkchen war Herder in Straßburg unmöglich. Straßburg, von wo sich doch Goethe die lebendige Anschauung deutscher Baukunst holte, schien jenem ganz und gar kein Ort, um zu „plastiken" [5]).

---

[1]) A, I, 28. 36.

[2]) An Hartknoch, LB. III, 26 oben, beziehe ich auf die Plastik; vgl. Hartknoch an Herder, ebendas. S. 34. Für die Beschäftigung mit der Plastik in Eutin ferner: LB. III, 84 (vgl. 81); Prinz Peter an Herder C, III, 281; Herder an v. Hahn bei Lisch a. a. O. S. 94; LB. III, 44, die Notiz über die Benutzung der Bibliothek auf dem Schlosse.

[3]) LB. III, 64. 65. 116; A, III, 90.

[4]) A, I, 40, vgl. Plastik S. 11. u. 14.

[5]) An Hartknoch, LB. III, 84.

Eine andere Arbeit, die länger geruht, von der er aber doch auch mit Merck geredet hatte, mochte eher mit den Hülfsmitteln, welche die Straßburger Bibliothek bot, ein Stück weiter gefördert werden, — die hebräische Archäologie. Da sitzt er von Mitte September bis in den November hinein unter einem Haufen von Büchern und spinnt Hypothesen über jenes Schöpfungslied, dessen hieroglyphischen Werth und dessen vormosaischen Ursprung er schon vordem erkannt hat. Ein Einfall setzt ihn in Feuer und Flamme, er glaubt entdeckt zu haben, glaubt handgreiflich nachweisen zu können, daß dieses Stück in einer viel älteren als der hebräischen, in der orientalischen Ursprache schon den Aegyptern bekannt gewesen, und daß diese daraus ihre ganze Glaubens- und Götterlehre geschöpft haben. Er jagt diesem und „hundert neuen Gedanken" nach — er wirft sich, uneingedenk seiner eigenen Warnung, daß es mit dem bloßen Blick, mit dem Herumspazieren und Dreingucken nicht gethan sei, „ganz gräulich unter Juden und Arabern, Aegyptern und Aethiopiern, Syrern und Samaritanern umher", und findet sich mitten in diesen Untersuchungen durch die Antwort aus Eutin gestört, und muß sich nun doch wieder sagen, daß er nichts Rechtes ertappt habe, daß er Schatten und Gespenstern nachlaufe, zu weit weg, als daß sie sich greifen ließen [1]). Wie dem sei: auch hiervon wird Manches für Goethe abgefallen sein, dessen kritische Forsch- und Neugier sich längst schon auf die mosaische Urkunde, überhaupt auf die Bibel geworfen hatte. Wir erfahren nicht, ob er sich etwa durch Herder zu der demnächstigen Publication der „Zwo biblischen Fragen" ermuntert fand, oder ob diese sinnreichen Ketzereien zu denen gehörten, die er vor dem gefürchteten Meister auszukramen Bedenken trug. Immerhin wird er auch hier seine Gedanken „an ein Höheres anzuknüpfen" Gelegenheit gefunden haben. In das Innere jener unfertigen und dämmerigen Untersuchungen hat Herder den Jüngling wohl kaum eingeweiht, aber über den Geist der hebräischen Dichtkunst hat er ihm das Licht gegeben, das ihm selbst darüber aufgegangen war, und die ältesten Urkunden hat er ihn als Poesie verstehen gelehrt, — das Beste also von jener „Archäologie des Orients" hat er ihm ohne Zweifel mitgetheilt.

Als diese Archäologie nun aber ins Stocken gerieth, da gelang es Herder trotz aller Quälerei noch einmal, auf seinem Krankenstuhle, sich zu einer anderen Arbeit zu concentriren. Ein alter Vorsatz wurde ausgeführt. Nichts Erwünschteres konnte ihm, der sein Nachdenken so frühzeitig der Sprache zugewendet hatte, kommen, als die Aufgabe der Berliner Akademie: En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont ils en

[1]) Kurz nachdem er 5. September, LB. III, 85, an Hartknoch geschrieben, daß er in seiner gegenwärtigen Situation an die Archäologie nicht denken könne, fesselt ihn dennoch die Arbeit. Er schreibt darüber an Merck, ebendas. S. 118. 200 ff. 334; an Caroline, 236; an Hartknoch, 264; an Ring, kurz vor dem Aufbruche aus Straßburg; vgl. das oben angeführte Billet an Oberlin.

état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?[1]) Auf den Innendeckel eines seiner Rigaer Excerptenhefte hatte er sich die Aufgabe und den von der Akademie festgesetzten Einlieferungstermin notirt. Schon aus Nantes schreibt er an Hartknoch, daß er sie nächstes Jahr zu bearbeiten gedenke. „Eine vortreffliche, große und wahrhaftig philosophische Frage," setzt er hinzu, „die recht für mich gegeben zu sein scheint"[2]). Der Ablieferungstermin, der 1. Januar 1771, stand unmittelbar vor der Thür. Da, in wenig Wochen, schreibt er die schöne Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Vielleicht nicht ganz wörtlich ist es zu nehmen, wenn er, in der Unzufriedenheit mit der, Anfang 1772 gedruckt vor ihm liegenden, in der Absicht, die Mängel der Arbeit zu entschuldigen, an Nicolai schreibt, daß sie „flüchtig, in Eile, in den letzten Tagen des Decembers" verfaßt worden. Auch sie vielmehr, wie die im Nachlasse enthaltenen Entwürfe zeigen, wurde nicht Ein Mal nur geschrieben, sondern zu wiederholten Malen umgegossen. Gerade die Beschaffenheit dieser verschiedenen Niederschriften ist indeß ein Beweis für die Kürze der Entstehungszeit. Offenbar rasch hintereinander sind sie hingeworfen. Denn der Inhalt erfährt bei der mehrmaligen Redaction kaum eine Aenderung. Die ganze Masse der Gedanken ist schon in der ersten da; nur die Ordnung und Gliederung ändert sich, und der Hauptvorzug der Schlußredaction besteht, außer in der übersichtlicheren Eintheilung, in der größeren Concentration, in der markirteren Hervorhebung der Hauptpunkte, in der verkürzenden Prägnanz der Darstellung, was doch nicht ausschließt, daß hier nach anderen Seiten hin die Fülle der Rede von Neuem überquillt und insbesondere die polemischen Partien geflissentlich ausgeführt werden[3]). Trotz des mehrfachen Umarbeitens war die Schrift noch vor Weihnachten fertig und wurde anonym, mit einem Zettel begleitet, an Formey, den Secretär der Akademie, abgeschickt[4]). Wie rasch Herders Feder lief, wenn er der Materie Herr war, wissen wir von den Kritischen Wäldern her. Die Materie von der Sprache war ihm durchaus geläufig. Daß er die philosophischen Aussichten, die sich bei dem Thema öffnen, „für sich selbst schon lange vorher, ehe er diese Abhandlung schrieb, verfolgt habe", sagt er an einer Stelle einer der älteren Redactionen

---

[1]) Sie war im Jahre 1769 von der Akademie in weiterem Verfolg der 1759 gekrönten Preisschrift von Michaelis über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen &c. gestellt worden. Nouvelles mémoires de l'Académie, Année 1770, S. 28.

[2]) Auch im Reisejournal LB. II, 248 (SWS. IV, 405) erwähnt er der Aufgabe mit Beifall.

[3]) Es gehört nicht zu unserem Zwecke, wird vielmehr Sache des kritischen Herausgebers sein, genauer auf das Verhältniß der einzelnen Niederschriften einzugehen und etwa einzelne Partien der älteren, so weit sie Goldkörner mit sich führen, die in der letzten, gedruckten untergesunken sind, zur Mittheilung zu bringen.

[4]) An Hamann, Schr. V, 8.

ausdrücklich. Der Ueberzeugung, daß die Sprache nicht von Gott oder einem Philosophen erfunden worden, hatte er bereits in der ersten Sammlung der Fragmente (I, 99) Ausdruck gegeben; die Süßmilchsche Schrift, welche die Göttlichkeit der Sprache zu beweisen suchte, hatte er sogleich bei ihrem Erscheinen gelesen. „Da Süßmilch," schreibt er bereits am 31. October 1767 an Scheffner, „sich in die Sprachenhypothese neuerlich gemischt und es mit Rousseau gegen Moses (Mendelssohn) aufgenommen: so hätte ich wohl Lust, auch einmal ein paar Worte öffentlich zu sagen" [1]). Beiträge zu einer philosophischen Sprachkunst habe er einigermaaßen in Bereitschaft — was Lambert, Abbt u. s. w. über das Thema geschrieben, sei ihm bekannt. Die Aufgabe der Akademie kam ihm also wie gerufen, sie gab ihm nur Gelegenheit, die Gedanken, die sich längst in seinem Kopfe gesammelt hatten, zu formen, zu ordnen, aufzuzeichnen. Sie hing in der Wurzel mit dem so früh schon von ihm behandelten Thema vom Ursprunge der Poesie zusammen, und ein Theil der Argumente, mit denen er längst in dem Entwurf einer Geschichte der Dichtkunst (LB. I, 3, a. 117 ff.) den göttlichen Ursprung der Poesie bestritten hatte, brauchte nur angewandt zu werden, um ebenso gegen den göttlichen Ursprung der Sprache zu gelten. Die Aufgabe, sofern sie an dem Punkte vorbeiführte, der das Verhältniß der übrigen Sinne zu dem Sinne des Gehörs betrifft, hing zusammen mit den Untersuchungen über die Natur der Sinne, welche er im Vierten Kritischen Wäldchen und in der Plastik geführt hatte. Sie hing nicht minder zusammen mit seinen Studien über die Bildung der Völker, und manche für dieses Werk aus Reisebeschreibungen gesammelte Notizen über die Sprache wilder Völker konnten als Materialien für die Sprachabhandlung verwerthet werden. Sie hing endlich zusammen mit jenen Reflexionen, die er, laut des Zeugnisses seines Reisejournals, auf Anlaß seiner eigenen Bemühungen um das Verstehen und Erlernen der französischen Sprache in Frankreich über den Unterschied grammatischer und lebendiger Sprachkenntniß angestellt hatte. Eine Aufgabe, wie gemacht für ihn, der mit Recht in jenem Journal von sich rühmen durfte: „kein Mensch hat mehr Anlage zur Philosophie der Sprache als ich!" Eine philosophisch-historische Aufgabe! Eine psychologische Aufgabe! Eine Aufgabe, welche genau auf den Punkt traf, der die Wißbegier Herders von je am meisten gereizt hatte — „den Ursprung dessen, was da ist, zu erkennen, insonderheit den Ursprung menschlicher Werke und Erfindungen" —, welche nur nach eben der Methode gelöst werden konnte, die er, als es sich um den Ursprung der Dichtkunst handelte, bezeichnet hatte: „wo sich der Anfang der Dinge nicht historisch erfahren läßt, da müssen philosophische Schlüsse und

---

[1]) Man könnte danach versucht sein, die Recension in der A. D. B. X, 173 ff. über die Süßmilchsche Schrift auf Herder zurückzuführen; ihre äußere wie innere Beschaffenheit jedoch widerlegt diese Annahme.

wahrscheinliche Muthmaaßungen zu Hülfe genommen werden." Eben hier war das durchaus der Fall, und eben hiefür kam ihm die sinnige Biegsamkeit, die combinatorische Lebendigkeit, die genial eindringende Anschauungs- und Empfindungskraft seiner Seele aufs Glücklichste zu Statten. Einen größeren Dienst hätte die Akademie der Wissenschaft und der Litteratur gar nicht leisten können. Sie nöthigte mit ihrer Frage den über der Fülle seiner Ideen sich ins Weite und Unabsehliche verlierenden Geist Herders, sich ins Enge und Bestimmte zusammenzuziehen, sie zwang den, der über so vielen schriftstellerischen Plänen zu keiner Entscheidung gelangen, der zu keinem die nöthige Geduld in sich finden konnte, zu einem festen schriftstellerischen Pensum. Gerade recht!, daß ihm die Zeit aufs Knappste bemessen war! Es war wichtiger, daß die Arbeit fertig, als daß sie so gelehrt, so daten- und citatenreich wie möglich würde. Man sieht es ihr an, daß sie mit beschränkten litterarischen Hülfsmitteln zumeist aus bereitliegenden Lesefrüchten und Gedächtnißschätzen zu Stande gekommen ist. Trotz der mehreren Niederschriften ist sie wie in Ungeduld hingewühlt, die zu Ende eilende Hast namentlich im zweiten, weniger vorbereiteten Theile, je weiter gegen den Schluß desto mehr fühlbar, das Ganze eines der erstaunlichsten Zeugnisse von der Genialität des Verfassers!

Zwei Ansichten vorzugsweise standen sich in Beziehung auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache gegenüber: die theologisch orthodoxe und die aufklärerisch rationalistische. Die erstere behauptete, daß die Sprache den Menschen nicht aus ihrer eignen Befähigung und Anlage gekommen, sondern ihnen durch göttlichen Unterricht vermittelt sein müsse. Die andere dachte sich die Sprache, wie irgend eine Institution sonst, durch ausdrückliche Festsetzung, durch willkürliches Uebereinkommen der Menschen entstanden. Beide Ansichten, offenbar, waren gleich äußerlich und ließen das eigentliche Problem gleich ungelöst. Beide setzten im Grunde die Sprachfähigkeit, ja, die Sprache selbst schon voraus. Der göttliche Ursprung konnte niemals den Uebergang von Gott zu Mensch erklären, wenn nicht Sprache und Vernunft in dem Letzteren stillschweigend schon angenommen wurde. Die Entstehung durch gesellschaftliches Einverständniß drehte sich desgleichen im Kreise und war wiederum nicht ohne schon vorhandene Sprache vorstellig zu machen. Gegen beide Ansichten daher machte Herder mit Recht Front, und namentlich die Gedankenlosigkeit der Sprachentstehung durch unmittelbare göttliche Offenbarung deckte er in ausführlicher, durch die ganze Schrift sich hindurchziehender Polemik gegen den neuesten Vertreter dieser Hypothese, gegen Süßmilch, auf. Aber auch in einer dritten Hypothese, welche die Sache ein wenig gar zu leicht und natürlich vorstellte, konnte er nur kurzsichtigen Irrthum erkennen. Nach der sensualistischen Theorie des französischen Materialismus, nach Condillac, war die Sprache ein natürliches Product unserer empfindenden Maschine. Diese empfindende Maschine tönt, und dieser Ton, von anderen gleichartigen Wesen sympathetisch erwidert, bildet sich von selbst zur Sprache weiter: die Sprache ist nichts als

Entwickelung des Schreies der Empfindung — ihr Ursprung nicht bloß nicht übermenschlich, sondern untermenschlich, nicht göttlich, sondern thierisch. Dem gegenüber, unter gleichzeitiger Abweisung auch der Neben- und Hülfshypothesen, die in der Einrichtung der Sprachwerkzeuge oder in der Neigung der Nachahmung der Naturschälle das Hauptwort des Räthsels zu finden meinten, gegenüber, desgleichen, dem unsicher hin und her schwankenden, eklektisch pragmatisirenden Naturalismus Rousseaus — dem Allen gegenüber setzt Herder auseinander, wie die menschliche Sprache in unserer geistigen Natur, wie sie gerade in demjenigen wurzle, was den Menschen specifisch vom Thiere unterscheide. Auf diesem durchgreifenden Artunterschiede des Menschen vom Thiere liegt das Hauptgewicht seiner ganzen Abhandlung. Damit scheidet er sich gleich sehr von Condillac, der die Thiere zu Menschen, wie von Rousseau, der die Menschen zu Thieren gemacht habe. Von hier aus will er nicht etwa eine neue, wahrscheinlichere Hypothese — wie die Akademie gefordert — aufstellen, sondern „wie die festeste philosophische Wahrheit" die Nothwendigkeit der Sprachentstehung erweisen. Wie wir ihn überall, auch in seiner Aesthetik, zwischen dem Naturalismus der französisch-englischen und dem Rationalismus der deutschen Philosophie getheilt fanden, so auch hier. Mit jener giebt er eine natürliche Erklärung, aber mit dieser sucht er das Princip der Erklärung in der Vernunft. Anderwärts bleibt er dabei in einer dualistischen, eklektischen Denkweise hängen. Diesmal trägt ihn die Natur des Problems über solche Halbheit oder solchen Widerstreit hinaus. Die Sprache ist in der That ein Natürlich-Geistiges. Wie die Sache, so die Erklärung, und hier eben deshalb ist es Herder, wie kaum jemals wieder, gelungen, den springenden Punkt zu treffen, hier, wie sonst in wissenschaftlichen Dingen nirgends, hat er nicht bloß einzelne Materialien herbeigeschafft, sondern einen tragenden Grund zum weiteren Bau gelegt.

Den Thieren, so entwickelt er, ist ein gewisser Grad der Wechselverständigung, also eine Art thierischer Sprache unmittelbar natürlich: es ist einfach das Resultat ihres lebendigen Mechanismus, ihres Instinktes. Mit dem Menschen dagegen ändert sich die Scene völlig. Von Natur und durch Instinkt hat der Mensch gar keine Sprache — denn gewisse tönende Empfindungslaute, die er mit den Thieren gemein hat, sind noch gar nicht menschliche Sprache. Mensch ist er dadurch, daß bei ihm, dessen Sphäre die ganze weite Welt ist, an die Stelle des Instinktes, zu dem sich die Vorstellungskräfte der Thiere, wegen ihrer Beschränktheit auf einen engen Wirkungskreis, zusammenziehen, die freie Besinnung, der Verstand oder die Vernunft tritt. Wohlgemerkt: nicht eine einzelne geistige Kraft neben anderen Kräften, sondern die gesammte Einrichtung aller menschlichen Kräfte, der Charakter der Menschheit als solcher, der durchgehende, vom sinnlichsten Empfinden bis zum deutlichsten Denken durchgehende Zug des menschlichen Wesens soll damit bezeichnet sein. Vermöge dieser seiner „Besonnenheit" — das ist der Ausdruck,

welcher Herder am bezeichnendsten scheint — ist der Mensch im Stande, auf den Bildern der Außenwelt absichtlich zu verweilen und einzelne Merkmale abzusondern, durch die er sich die Gegenstände „zum Anerkenntniß" bringt. Durch diese im Gedächtniß aufbewahrten Merkmale werden ihm die Dinge zu etwas in seiner Seele fest Bezeichnetem. „Das erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele, und mit ihm ist die Sprache erfunden." Jedes solches Merkmal für die Dinge ist ein innerliches Merkwort und die ganze menschliche Sprache eine Sammlung solcher Merkworte. Der Eindruck z. B., den etwa ein Schaf auf den Menschen macht, zieht sich zusammen in ein besonders frappantes Merkmal; es mag das Blöken des Schafes gewesen sein, was sich von allen anderen Eigenschaften des Beschauens und Betastens am eindrucksvollsten losriß, und daran daher erkennt er es nun ein für alle Mal wieder: das Schaf ist für ihn das Blökende; so existirt es fortan in seiner Seele als ein Name, ein Wort. Dergestalt hätte Sprache, kraft der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, entstehen müssen, auch wenn der Mensch einsam, außer aller Gesellschaft gewesen wäre. Auch ungesprochen würde es Sprache gegeben haben. „Sie war," sagt Herder, „Einverständniß der menschlichen Seele mit sich selbst, und ein so nothwendiges Einverständniß als der Mensch Mensch war."

Und er zeigt nun weiter, wie die Natur selbst dem Menschen zu Hülfe kam, um dieses Erhaschen von Merkmalen gerade an den Laut zu knüpfen und so die innere Sprache zur äußerlichen, tönenden zu machen. Er zeigt, wie sich die Objectenwelt am eindrucksvollsten eben dem Gehöre kundgiebt und wie daher das erste Wörterbuch aus den Lauten der Welt gesammelt wurde. Die tönende Welt aber erscheint dem sinnlichen Menschen als lebend und handelnd; er personificirt die Natur; was ursprünglich Verbum war, wird Nomen, und das Nomen wieder wird geschlechtlich unterschieden: in die Anfänge der Sprache zeigen sich die Anfänge von Mythologie und Poesie verwoben. Unser Erklärer kömmt auf sein altes Lieblingsthema, auf den Zusammenhang von Sprache und Poesie; er wiederholt und er ergänzt zugleich die Auseinandersetzungen seiner Fragmente. Die erste Sprache, meint er, war nichts Anderes als eine Sammlung von Elementen der Poesie, ein „Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopöe von den Handlungen und Reden aller Wesen ist, — eine beständige Fabeldichtung mit Leidenschaft und Interesse" — sie war und blieb noch lange eine Art Gesang, woraus dann allmählich die älteste Poesie und Musik sich herausbildete.

Noch Eins bleibt sofort unserem Spracherklärer zu erklären übrig. Nämlich: nicht alle Gegenstände tönen ja. Woher nun dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? was hat die Farbe oder das Runde mit dem Namen gemein, der aus ihnen so natürlich entstehe wie der Name Blöken aus dem blökenden Schafe? wie hängt Gesicht und

Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? Die Antwort Herders ist sinnreich und überzeugend. Zuletzt fließen die verschiedenen Sinne doch in Eins zusammen, und bei dem unentwickelten Menschen am meisten; allen Sinnen liegt Gefühl zu Grunde, dem Gefühle ist es unmittelbar natürlich, sich im Laute zu äußern; sobald daher dieses Gefühl, durch welches einzelnen Sinnes Vermittelung es auch sei, zum „Deutlichen eines Merkmales" erhöht ist, so ist das Wort zur äußeren Sprache da. Ebenso fein wie anschaulich weist Herder nach, wie das Gehör in jeder Beziehung ein mittlerer Sinn ist, der sich eben deshalb am besten zum Uebersetzer für alle übrigen, zum Universalorgan der Verständigung für gefühlte und verdeutlichte Vorstellungen eigne. Als zum Beispiel. Das Gehör läßt die zu dunkeln Merkmale des Tastsinnes, ebenso die zu feinen Merkmale des Gesichtssinnes liegen — es ergreift die mittleren, die Durchschnittsmerkmale, und darauf gerade kömmt es an. Der Tastsinn ist zu sinnlich überwältigend, der Gesichtssinn zu kalt und gleichgültig — auch in dieser Hinsicht hält der Gehörssinn die Mitte und eignet sich also auch dadurch zum „Sprachsinn". Der Tastsinn wirkt zu momentan und der Gesichtssinn stellt uns Alles auf einmal auf einer unermeßlichen Tafel als ein Nebeneinander dar: das Gehör dagegen zählt uns einen Ton nach dem andern in die Seele, es ist der faßlichste, weil im Elemente des Successiven wirkende Sinn.

Den aus dem geistigen Charakter und der sinnlichen Organisation des Menschen geführten Beweis für die Nothwendigkeit des menschlichen Ursprungs der Sprache unterstützt endlich ein Blick auf die wirkliche Beschaffenheit der Sprache. Vor Allem die älteren, ursprünglicheren Sprachen, verglichen mit den jüngeren, entwickelteren, müssen als Zeugen dienen. An Beispielen wird die Energie jener älteren Sprachen, durch Gehör und Gefühl die Gegenstände zu charakterisiren, durch kühne Metaphern die Empfindung eines durch die Empfindung eines anderen Sinnes auszudrücken, nachgewiesen. Es wird gezeigt, wie natürlich damit der Ueberfluß an Synonymen zusammenhängt. Es wird als unzweifelhaft ausgesprochen, daß abstracte Begriffe von keiner Sprache anders als auf der Grundlage sinnlicher Eindrücke, so wie sinnliche Eindrücke nicht anders als auf der Grundlage von Ton und Gefühl zur Bezeichnung gebracht werden, und endlich der Satz entwickelt, daß, je ursprünglicher eine Sprache, desto weniger Grammatik in ihr sei.

Die Akademie hatte jedoch ihre Frage auch dahin gerichtet, durch welche Mittel die Menschen, sich selbst überlassen, zur Erfindung der Sprache hätten gelangen können. Dieser zweiten Frage will der zweite Theil der Herderschen Abhandlung Genüge thun. Allein die Fassung, die unter seinen Händen das ganze Problem erhalten hatte, machte ihm die genaue Beantwortung dieser zweiten Frage unmöglich, indem sie sie überflüssig machte. Von Erfindung der Sprache konnte im Grunde für denjenigen nicht die Rede sein, dem die Sprache ein nothwendiges Erzeugniß, ein unausbleiblicher Ausfluß der mensch-

lichen Natur war. Auch von Mitteln der Erfindung also konnte für ihn nicht die Rede sein. Er mußte die Frage ein wenig biegen und der veränderten Frage auch die Antwort anpassen. Ist die Sprache mit der Existenz des Menschen, mit seiner Organisation und seiner Stellung im Universum unmittelbar gegeben, so kann es sich höchstens noch um die fortschreitende Entwickelung der Sprache und um die diese Entwickelung begünstigenden äußeren Umstände handeln. Und dies in der That bildet das Thema des zweiten Theiles unserer Abhandlung.

Entwickelung der Sprache, so zeigt er zuerst, ist durch eben die Natur des Menschen nothwendig bedingt, die den Grund der Entstehung der Sprache enthält. Kraft seiner Besonnenheit ist der Mensch ein in beständigem Fortschreiten begriffenes Geschöpf. Wenn doch der erste Moment der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden konnte, so werden alle Momente, alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten; indem er denkend, d. h. im besonnenen Gebrauche seiner gesammten Seelenkräfte, sich stetig fortbildet, so bildet er eben damit zugleich seine Sprache fort.

Entwickelung der Sprache, so zeigt er zweitens, ist dadurch bedingt, daß der Mensch ein gesellschaftliches Geschöpf, und daß daher die Entwickelung des Einzelnen gebunden ist an die Entwickelung des ganzen Geschlechts. Durch Unterricht und Erziehung wächst der Einzelne in die Denkart einer Familie, eines Stammes hinein. Familiendenkart wird Familiensprache, und durch Lehren und Lernen wird sie reicher und methodischer.

Entwickelung der Sprache, das ist ihm ein drittes „Naturgesetz", wird durch die nothwendig erfolgende Trennung des Menschengeschlechts in unterschiedene Nationen herbeigeführt. Der Mensch ist dazu geartet und bestimmt, überall auf der Erde zu wohnen. Unter dem Einflusse verschiedenen Klimas und verschiedener Lebensweise entstehen Eigenheiten der Aussprache, Eigenheiten des inneren Sprachcharakters; verschiedene Nationen, verschiedene Sprachen; — „die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde."

Entwickelung der Sprache, damit schließt er, findet endlich im höchsten Sinne auf Grund der nach einem höheren Plane vor sich gehenden einheitlichen Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts statt. Herders Sprachphilosophie, auf seiner Philosophie vom Menschen beruhend, läuft aus in eine Philosophie der Geschichte. Kein Gedanke und keine Handlung des Individuums, die nicht auf die ganze Gattung und auf den Fortschritt der ganzen Gattung wirkten. Eine von Einem Punkte — dem ersten Menschenpaare — beginnende Kette der Bildung und eben damit Eine sich in vielen Nationalsprachen besondernde Menschensprache; alle Sprachen Ein progressives Ganzes, und die Sprache also von diesem Gesichtspunkte aus „Eine Schatzkammer

menschlicher Gedanken, wo Jeder auf seine Art etwas beitrug, Eine Summe der Wirksamkeit aller menschlichen Seelen!" —

Auf nur wenig mehr als zweihundert Seiten welch' ein außerordentlicher Reichthum von Gedanken! Es war eine Saat, welche ebenso ihre Früchte tragen sollte, wie die neuen Gesichtspunkte, welche der Verfasser auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik in die Welt geworfen hatte. Die Herdersche Abhandlung über den Ursprung der Sprache, indem sie die einseitigen älteren Hypothesen für immer beseitigte, legte den Grund zu einer echten Philosophie der Sprache. Als später Wilhelm v. Humboldt die Probleme, welche in der Natur der Sprache liegen, in der eingehendsten Weise von Neuem erörterte, da stand er doch mit dieser Erörterung durchaus auf den-Schultern Herders. Er wiederholt den Herderschen Grundgedanken. Auch ihm ist der Mensch „ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend", auch ihm die Sprache „die natürliche Entwickelung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage", das „Werk des Vernunftinstinktes", wobei auch ihm dieser Vernunftinstinkt nicht eine einzelne Seelenkraft, sondern die in einer bestimmten Richtung wirkende Totalität der Menschennatur ist. Er wiederholt desgleichen den abschließenden, geschichtsphilosophischen Gedanken Herders. Seine berühmte Einleitung in die Kawisprache trägt die Ueberschrift: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts", und als die höchste Aufgabe der allgemeinen Sprachkunde bezeichnet er es, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit der Sprachen einheitlich zu überschauen „und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwickelung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen, sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen". Er wiederholt die Gedanken Herders — er vertieft, er verfeinert, er bestimmt, er klärt sie, er denkt das von jenem gleichsam athemlos Gedachte mit ruhig verweilender Umsicht zum zweiten Male nach und durch. Gestützt auf die scharfsinnige Analyse, welche mittlerweile Kant von der menschlichen Erkenntnißweise, und auf die glänzende Darstellung, welche Schiller von dem Gesammtgehalt des menschlichen Wesens gegeben hatte, konnte er bis zu den tiefer liegenden Elementen und Hergängen der Sprachschöpfung zurückdringen und überdies die von Herder zumeist auf der Grundlage Leibnitzischer Ideen errichtete neue Wissenschaft der Sprachphilosophie mit der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Denkweise unseres Jahrhunderts vermitteln. Vor Allem endlich stand ihm ein unendlich reicherer Schatz von sprachlichen Einzelkenntnissen zu Gebote, als seinem auf die elementarste Kenntniß namentlich des Hebräischen und auf dürftige Angaben von Missionären und Reisebeschreibern angewiesenen Vorgänger. Ein weiterer Fortschritt ist seitdem durch den immer wachsenden Ueberblick und die fortgesetzte Durchforschung des Kosmos der Sprachen, so wie andererseits durch

die Aufmerksamkeit auf die physiologischen Bedingungen der Spracherzeugung gewonnen — allein nur um so ehrenvoller für Herder, daß er bereits ohne diese empirischen Unterlagen, in Kraft seiner genialen Intuition und lebendigen Combinationsgabe die wesentlichen Elemente der Erklärung sicher und richtig zu ergreifen im Stande war.

Goethe erzählt, daß ihm Herder das Manuscript seiner Abhandlung heftweise mitgetheilt, und daß er dieselbe „mit großem Vergnügen und zu seiner besonderen Kräftigung" gelesen habe. Er fügt bescheiden, aber ohne Zweifel wahrheitsgetreu hinzu, daß ihm die ganze Frage fern gelegen, daß er ihre eigentliche Bedeutung kaum zu würdigen gewußt und weder im Wissen noch im Denken hoch genug gestanden habe, um über die gegebene Antwort ein Urtheil zu begründen. Die besondere Kräftigung, die er durch die Lectüre erfuhr, begreift sich nichtsdestoweniger vollkommen. Er hat nachweislich die Fragmente zur neueren deutschen Litteratur erst nach dem Straßburger Aufenthalt, er hatte sicherlich bisher auch die Kritischen Wälder noch nicht gelesen [1]). Die Abhandlung über den Ursprung der Sprache war das Erste, was er von Herder las — aber in dieser Abhandlung war der ganze Herder. „Ich ward," so faßt Goethe den Hauptgewinn seines Verkehrs mit Herder zusammen, „ich ward mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem anderen Sinne bekannt als bisher;" die hebräische Dichtkunst, die Volkspoesie, die ältesten Urkunden als Poesie gaben das Zeugniß, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." Das lehrte Herder den begierig aufhorchenden Jüngling in täglichen Gesprächen. Aber dieselbe Ansicht redete aus dem Manuscripte über den Ursprung der Sprache. Hier war ja von der Sprache dasselbe gelehrt, wie von der Poesie: auch sie sei nicht etwas Ausgeklügeltes, sondern eine „Welt- und Völkergabe!" Da war der Satz, daß Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts sei, bis zu den Anfängen aller menschlichen Rede zurückgeleitet und in diesen Anfängen zugleich die Anfänge der Poesie und Mythologie nachgewiesen. Da war auf wenig Seiten zusammengedrängt, was die Fragmente redseliger entwickelt hatten, daß „die erste Menschensprache Gesang gewesen", und daß die besten Stücke der alten Poesie „Reste dieser sprachsingenden Zeiten" seien, daß es eine Aufeinanderfolge von Sprachaltern gebe, und daß sich die Sprache fortschreitend mit dem Auftreten von Dicht-, Geschichts- und Redekunst formire. Da war Art und Bedeutung der Sprache fortwährend an der in ihrem Schooße entspringenden Poesie veranschaulicht, die Entstehung von Familien- und Stammessprachen z. B.

[1]) Goethe an Herder, Anfang Juli 1772, A, I, 40: „Seit vierzehn Tagen les' ich Eure ‚Fragmente' zum ersten Male". Die von Loeper (Anm. 354 zu D. u. W.) für die frühere Lectüre der Wälder aus Goethes Schreiben an Oeser vom 14. Februar 1769 angeführte Stelle ist nicht beweisend; sie klingt vielmehr ganz, als ob der Briefsteller nur die spöttischen Recensionen der Klotzianer gelesen hätte.

durch den Hinweis erläutert, wie „fast in allen kleinen Nationen aller Welttheile, so wenig gebildet sie auch sein mögen, Lieder von ihren Vätern, Gesänge von den Thaten ihrer Vorfahren" ihren ganzen Sprach- und Bildungsschatz enthalten. Damit war das große Thema von dem Werthe der Volkslieder und der Poesie „der Wilden" berührt; die besten Beispiele für das Verfahren der sprachbildenden Kraft, alle Eindrücke aller Sinne in Gefühl, alles Gefühl in Laute umzusetzen, entnahm die Abhandlung dem Gebiete der hebräischen Poesie; auf den poetischen Charakter der ältesten Urkunden verwies sie bei Gelegenheit der mosaischen Erzählung, wie Gott die Thiere dem Menschen zugeführt, daß er sähe, wie er sie nennete, und wiederum bei Gelegenheit der anderen, jenes „poetischen Fragments zur Archäologie der Völkergeschichte", welches von dem Thurmbau und von der Trennung der Völker und Sprachen berichtet. Die ganze Schrift ruhte von Anfang bis zu Ende auf der großen Wahrheit, daß alles Poetische, die sprachlichen Elemente der Dichtung so gut wie die Dichtung selbst, nicht das Werk einer vereinzelten, sondern der einheitlich zusammenwirkenden Kräfte des menschlichen Geistes, nicht das Werk der Reflexion, sondern des unreflectirten, lebendigen Naturdranges sei. Sie verkündete diese Wahrheit im Kampfe gegen die cruden Vorstellungen Süßmilchs von äußerlich vorgenommenen Verbesserungen der ursprünglich geoffenbarten Sprache ganz ausdrücklich und ganz allgemein. „Es ist für mich unbegreiflich" — diese Sätze bekam der junge Goethe zu lesen — „wie unser Jahrhundert so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen sich verlieren kann, ohne auch nicht ein Mal das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur erkennen zu wollen. Aus den größesten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoße der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unserer Lehrkerker; aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen nicht die lebendige Welt ihrer Gedanken." Das war hier gegen Süßmilch, wie es ähnlich in den Kritischen Wäldern gegen Klotz gesagt worden war. Und weiter, wie der Verfasser dort von dem Ausleger des Homer und Horaz gefordert hatte, daß er sich allererst in alle Umstände, in Sprache, Ton, Geist und Denkart jener Dichter hineinversetzen müsse, so fordert er hier von dem Sprachausleger und Etymologen, daß er nicht anders als im reinsten Einverständnisse mit dem ursprünglichen sprachschaffenden Gefühle über die origines irgend einer Sprache urtheilen dürfe. Auch hier, wie dort, stellt er dem von oben her vernünftelnden den geschichtlichen Standpunkt gegenüber, vergegenwärtigt er alle die Schwierigkeiten, die es habe, mit biegsamer Seele sich in fernliegende Umstände und Bedürfnisse, in den vielleicht rohen Witz, in die kühne Phantasie, in das „Nationalgefühl fremder Zeiten" hinein-

zusinnen; — er schildert alle diese Schwierigkeiten, aber er bricht nichtsdestoweniger den Stab über den Philosophen, der, statt in die lebendige Werkstätte der Sprache einzudringen, „sich nicht einen Schritt auch aus allem Zufälligen unseres Zeitalters hinauswagen wollte.“ Endlich, zu dem Allen die durch die ganze Abhandlung freigebig ausgestreuten psychologisch-ästhetischen Einzelbemerkungen, die an das Thema der Plastik streifenden Erörterungen über die Energie und den Zusammenhang der Sinne, die Abweisung der beschränkten und rohen Vorstellungen des französischen Sensualismus, die durchgehende Polemik gegen die Paradoxien und Inconsequenzen Rousseaus, die Rousseausche Beredsamkeit, mit der einerseits zwar die Macht der unverkünstelten Natur gepriesen, andererseits jedoch das Recht des Humanismus gegen die Herabwürdigung des Menschen zum Thiere verfochten, die historische Bestimmung des menschlichen Geschlechts zu unendlich wachsender Vervollkommnung verkündigt wird: — fürwahr, in dem kleinen Werkchen fand sich fast Alles wieder, was des Verfassers frühere Schriften ausführlicher erörtert hatten, es fand sich Einiges darin, was künftig ausführlicher entwickelt werden mochte, die ganze Arbeit war ein Zeugniß der mächtigen Bewegung in dem Geiste ihres Urhebers, des gewaltigen „eingehüllten Strebens“, das in dem späteren Wirken und Leisten des Mannes immer voller zur Entfaltung gelangen sollte.

Nun jedoch kam zur Lectüre dieser Schrift das um so viel anregendere und noch vielseitiger belehrende lebendige Wort! Durch die unendliche Mittheilsamkeit des Lehrers fand sich der Jünger „täglich, ja stündlich zu neuen Ansichten befördert“; es war „kein Tag, der nicht aufs Fruchtbarste lehrreich für ihn gewesen wäre“. Wie mußten sich die großen Gesichtspunkte der Sprachabhandlung in der mündlichen Darlegung noch ganz anders dem empfänglichen Hörer einprägen, und wie leicht gingen sie ihm ein, da sie seiner individuellen Sinnesart so gemäß waren, ihm nur das Streben seines eigenen schöpferischen Genius zu deuten und aufzuschließen schienen! Wie fruchtbar zeigten sie sich in der Anwendung auf das Einzelne, und wie viel dieses Einzelnen, wie viel neue Schätze litterarischen Wissens thaten sich dabei vor seinen Blicken auf! Weder in Leipzig noch vollends in Frankfurt hatte er über die nächstliegenden Erscheinungen der deutschen Litteratur sich hinausgewagt: durch Herder wurde er nun auf einmal „mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien“. Jetzt erst bekam er den Anstoß, sich mit Herders eigenen Erstlingsschriften bekannt zu machen; als er im Sommer 1772, in Wetzlar, zum ersten Male über die Herderschen Fragmente geräth, da ist ihm diese Lectüre wie eine Erneuerung des einstigen Umgangs mit dem Verfasser, wie eine Auffrischung von dessen lebendiger Unterweisung; das, was er da über die Griechen liest, meint er selbst schon empfunden zu haben, das Capitel über den innigen Zusammenhang von Gedanken und Ausdruck genießt er so innig,

daß es „wie eine Göttererscheinung über ihn herabsteigt“. Herder macht ihn in Straßburg zuerst mit den Schriften des Mannes bekannt, dem er selber mehr als irgend einem Andern Befruchtung und Anregung verdankte; er belustigt sich dabei mehr über die Verlegenheit, welche die sibyllinischen Blätter des Magus dem jungen Adepten bereiten, als daß er ihm Aufschlüsse über das Räthsel dieses Geistes gäbe, — aber gleichviel: die Funken zündeten darum nicht weniger; durch Herders Vermittlung wirkt fortan Hamann auch auf Goethe; er fühlt sich, ohne zu wissen, wie und warum, von diesen wundersamen Offenbarungen angezogen, ja, so stark haben ihn die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ gepackt, daß er in Frankfurt — der Götz von Berlichingen war eben beendet — sich mit einer dramatischen Verherrlichung des athenienſischen Weisen trägt, in dem er mit Hamann „die Eroberungswuth aller Lügen und Laster, besonders derer, die keine scheinen wollen“ — ein Seitenstück gewissermaaßen zu dem Ritter mit der eisernen Hand erblickt [1]).

Aber nicht bloß zu einer breiteren Kenntniß, sondern vor Allem zu einer richtigeren, einer strengeren und vornehmeren Schätzung der zeitgenössischen Litteratur verhilft Herder dem jungen Enthusiasten. Mit scharfer, oft schnöder und bitterer Kritik zerriß er ihm, um wieder Goethes Worte zu brauchen, den Vorhang, der diesem bis dahin die Armuth der deutschen Litteratur bedeckte, so daß „an dem vaterländischen Himmel nur wenige bedeutende Sterne blieben, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte“. Ueber Gellert, den „großen Frauenzimmerdichter“, (SWS. I, 44), urtheilt Herder in einem seiner Straßburger Briefe an Merck mit der äußersten Geringschätzung, über Witthof, den pedantischen Nachahmer Hallers, fällt er in einem anderen ein kaum minder ungünstiges Gesammturtheil [2]). Aehnliche und schärfere Urtheile wird Goethe aus seinem Munde gehört und dichterischen Werth dadurch nach einem höheren Maaßstabe schätzen gelernt haben.

Und über die zeitgenössische Litteratur andererseits wird er auf die vergangene, über die vaterländische auf die ausländische hinausgewiesen. Herder, ohne Zweifel, hat ihn ermuntert, wenn er jetzt zuerst ernstlicher den Homer las, da denn der Lehrer seine Freude an dem Schüler hatte, der dem treuherzigen alten Sänger so treuherzig zuzuhören verstand, und vor dessen Phantasie die Homerischen Helden „so schön, groß und frei watende Störche wurden [3])“. Auf Herder ist es zurückzuführen, wenn wir Goethe, dem das Griechenthum früher in Wielands Musarion erschienen war, an der Quelle schöpfen, wenn wir ihn, in der nächsten Zeit nach Straßburg, Xenophon und Platon lesen, dann zu Theokrit und Anakreon übergehen und endlich ganz

---

[1]) Goethe an Herder A, I, 35.

[2]) LB. III, 118; 111 ff.

[3]) Herder an Merck, Wagner I, 44. Ganz Herderisch klingt das Goethesche Recept zur Homerlectüre, an Frau Laroche im Jungen Goethe III, 43. 44.

hingenommen von der Herrlichkeit Pindars finden. Einer von Herders Lieblingsautoren unter den neueren war Swift; auf keinen Ausländer — den einzigen Sterne ausgenommen — finden sich in seinen Rigaer Schriften so zahlreiche Anspielungen, wie auf den „ehrwürdigen Satyr", wie er ihn in den Fragmenten nennt[1]). Mit Uebertreibung vielleicht und um aufs Glimpflichste den von ihm und Merck in noch anderem Sinne auf Herder gemünzten Beinamen „der Dechant" zu rechtfertigen[2]), behauptet Goethe, daß Swift „unter allen Schriftstellern und Menschen" von jenem am meisten geehrt worden sei: — mit Nachdruck jedenfalls ist er von ihm auf den großen Satiriker hingewiesen worden. Hoch in Gunst stand bei Herder ferner Oliver Goldsmith. Zum dritten oder vierten Male liest er in Straßburg den Landprediger von Wakefield und empfiehlt ihn seiner lieben Darmstädterin als „eins der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existiren", als ein Buch „menschlicher Gesichter, Launen und Charaktere, menschlicher Herzen und Herzenssprüche"[3]). Wir sind heute nicht so geneigt, wie Herder, die groben Fehler, welche das Buch als Roman hat, um seines idyllisch-humoristischen Gehaltes wegen zu übersehen, und dieser Gehalt selbst erscheint uns keineswegs so rein und sittlich wie Goethes poetisch verschönernde Charakteristik ihn darstellt. Wir lesen die Anfangsscenen mit Behagen, aber wir legen das Ganze enttäuscht aus der Hand. Gleichwohl ist noch heute das Buch von allen englischen Büchern des vorigen Jahrhunderts in Deutschland das bekannteste und populärste und wird sein Ansehen noch für manche folgende Generation behaupten. Werth und Ansehen des Buches haftet für uns Deutsche an dem, was es für Herder und Goethe war. Bei der Nennung seines Titels steht uns das Bild vor Augen, wie es Herder seinen beiden Gesellschaftern in seiner Krankenstube vorliest und wie er abwechselnd bald die unfeinen Bemerkungen des dicken Mediciners zurückweist, bald dem überströmenden Gefühle des jüngeren Zuhörers einen Dämpfer aufsetzt, bald beide über die kindliche Kurzsichtigkeit ihres Urtheils abkanzelt. Der Name des Doctor Primrose und seiner Tochter Sophie aber ruft uns unfehlbar die Gestalten des Pfarrers Brion und Friederikens und mit ihnen die ganze Sesenheimer Idylle, alle Scenen jener rührenden Liebesgeschichte in die Seele, welche Goethe mit so ausgesuchter Kunst mit der Vorlesung der Goldsmithschen Erzählung in Zusammenhang zu bringen gewußt hat.

Die englische Litteratur war es, deren bedeutendste Erscheinungen Herder

---

[1]) Vgl. z. B. SWS. I, 35; Fragmente I, 45. 161; KW. I, 126; II, 198; III, Vorrede; außerdem LB. I, 2, 67; I, 3, a, 47. 192; I, 3, b, 347. 442. 492. 508. 509. (SWS. IV, 87. 147. 179. 190.) Reisejournal, LB. II, 313. (SWS. IV, 447.)

[2]) Goethe an Herder A, I, 45; derselbe an Merck, Wagner I, 55.

[3]) LB. III, 276. 279. 280. 363; vgl. KW. II, 134. Er las das Buch in Weißes Uebersetzung; vgl. Weiße an Herder, 30. December 1768, LB. III, b, 526. Auch später kömmt er auf das Buch zurück, A, III, 39; Zerstr. Bll. IV, 137.

seinem jungen Freunde in solcher Weise nahe brachte; in das Gebiet der englischen Litteratur zumeist gehörten die „Hülfsmittel und neueren Schriften“, die er, Goethes Bericht zufolge, nach Straßburg mitbrachte. Wie er von sich rühmt, daß er anfange, „brittischer“ — statt leicht, französisch und unbeständig — zu werden, so meldet er zugleich (LB. III, 264), daß er sich mehr auf die englische Litteratur lege, die viele Schätze habe, und englische Schriften sind es fast ausschließlich, über die er in Auszügen und kurzen Bemerkungen sich in ähnlicher Weise jetzt gegen Merck ausläßt, wie er früher von seiner jedesmaligen Lectüre Hamann Mittheilungen gemacht hatte [1]). Die Wahrheit ist: die englische Litteratur hatte nicht nur zufällig und für den Augenblick die französische in seinem Interesse verdrängt, sondern er hatte, seit er in Nantes und Paris nichts als Französisch gelesen, sich an der französischen Litteratur dergestalt übernommen, daß er fürs Erste nur deren Schattenseiten sah. Sein vorjähriger Aufenthalt in Frankreich hatte ihm, wie wir aus seinem Tagebuche und seinen Reisenotizen sahen, das französische Wesen, die französische Sprache, Litteratur und Philosophie geradezu verhaßt gemacht. Je stärker ihn das Alles früher angezogen hatte, um so entschiedener fühlte er sich jetzt davon abgestoßen: er war in Frankreich seiner deutschen Natur inne geworden, er hatte eine ausgesprochene antifranzösische Denkweise von da mitgebracht, und dieselbe begleitete ihn jetzt nach Frankreich zurück, um sich in dem deutsch-französischen Straßburg zu befestigen und zu verstärken.

Jedermann nun weiß, daß dieselbe Wendung, vielmehr aber eine noch viel durchgreifendere Umkehr von der Hingebung an französischen Geist und französische Formen zu dem national Deutschen während der Straßburger Zeit sich in Goethe vollzog. Nur allzustark war der junge Dichter durch seinen bisherigen Bildungsgang auf französische Sprache, Art und Kunst hingewiesen gewesen. Während der Besetzung seiner Vaterstadt durch französische Truppen hatte der Knabe die fremde Sprache wie eine zweite Muttersprache gelernt; vor der Bühne des französischen Theaters und in den Kirchen der reformirten Prediger hatte er diese Sprachstudien fortgesetzt. Er war bald zu dem kecken Versuche fortgegangen, selber für jene Bühne zu dichten, wobei sein kleiner Freund Derones ihn in die ganze dramaturgische Litanei des siècle de Louis XIV. einweihte. Der Leipziger Studiosus spottet dann zwar der Perücke des alten Gottsched, aber die französische Perücke weiß er noch so wenig abzuschütteln, daß er ein französisches Trauerspiel beginnt, ein Corneillesches Lustspiel übersetzt und noch in der „Laune des Verliebten“ und den „Mitschuldigen“ dem Alexandriner und dem sonstigen französischen Theatertypus huldigt. In Straßburg erst, obgleich die Neigung zum Französischen ihn dorthin gezogen, erst in dem „Elsaßischen Halbfrankreich“ kam der Umschwung. Ohne Zweifel, er kam unter dem Einflusse der ganzen

---

[1]) LB. III, 321 ff. 324. 340.

Localität und durch das Zusammenwirken zahlreicher Antriebe. Die Darstellung, die sich darüber in Dichtung und Wahrheit findet, ist so überzeugend wie möglich. Es liest sich wie etwas, was uns selbst ebenso begegnen könnte, wie den jungen Mann das beständige Zupfen und Mäkeln an seinem etwas bunt zusammengewürfelten französischen Idiom verdroß, und wie er am Ende mit so manchem anderen Landsmanne den Entschluß faßte, „die französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen". Sehr glaublich und sehr verständlich, wie jene ganze Straßburger Tischgenossenschaft mit Sokrates-Salzmann an der Spitze sich mit Unbehagen von den französischen Staatszuständen und deren unheilverkündenden Mißbräuchen abwandte und dagegen mit Stolz auf den großen König im Norden als auf den Polarstern der zeitgenössischen Geschichte blickte. Wir fühlen es den jungen Leuten vollkommen nach, wie sie, französischem Zwange gegenüber, sich etwas auf deutsche Derbheit und Natürlichkeit zu gute thaten — auf die Gefahr hin, daß gelegentlich „Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit" bei ihren Gelagen sich zum Besuche einstellte. Zum mindesten von tiefer dichterischer, von sinnbildlicher Wahrheit ist die Geschichte, wie der Jüngling den leidenschaftlichen Küssen und Verwünschungen jener Französin entflieht, um sich lieblicher demnächst von der Anmuth, der Jugend und Unschuld eines deutschen Mädchens gefesselt zu fühlen, ja, rührender muß ihn nie das Gefühl des Gegensatzes zur Fremde beschlichen haben, als in jenen peinlichen Tagen nahe vor dem Abschiede, damals, als er die Geliebte in ihrer schlichten deutschen Tracht und Schicklichkeit inmitten der modischen französischen Gesellschaft von Straßburg „frei wie der Vogel auf den Zweigen" sich bewegen sah. Eine große Lücke hat die Goethesche Darstellung dennoch. In der schärfsten und bewußtesten Weise zeichnet er den Gegensatz zwischen seiner und seiner Genossen damaligen Empfindungsweise und dem Geiste, der sie aus der Welt der französischen Bildung angeweht habe. Deshalb vor Allem, so sagt er, sei man leidenschaftlich antifranzösisch geworden, weil man leidenschaftlich jung gewesen; deshalb vor Allem habe man sich von der französischen Litteratur abgewandt, weil sie „an sich selbst und nicht am wenigsten durch ihren Vertreter Voltaire bejahrt und vornehm" erschienen sei. Er verschweigt, daß ihm dieses Bewußtsein nicht von ihm selbst, sondern von Niemand sonst als von Herder gekommen. Daß die französische Litteratur „bejahrt und vornehm", daß sie, wie es weiter heißt, von dem Geiste gesellschaftlichen Anstandes und gesellschaftlicher Auszeichnung beherrscht sei, daß die Ernte längst schon eingebracht, und daß daher den größten Talenten des achtzehnten Jahrhunderts nur eine Nachlese übrig geblieben, daß die Dichtung der Franzosen kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich sei — das Alles ist deutlich der Nachhall der Ansichten, welche Herder sich gebildet hatte und welche er ohne Zweifel gegen seinen jungen Freund jetzt noch beredter und

leidenschaftlicher entwickelte als er für sich selbst auf den Blättern seines Reisejournals gethan hatte. Gerade auch in Herders Straßburger Briefen finden sich einige der heftigsten und einige der wegwerfendsten Aeußerungen über die Landsleute Voltaires. Er berichtet unter Anderem an Merck über den zweiten Theil von Delisle de Sales 1770 anonym erschienenem Buche De la philosophie de la nature [1]) und findet darin „auf dem Erdboden nichts als eine stumpfe Psychologie, lang, ekel und einförmig". So urtheilte er über ein französisches Werk, das dem Materialismus Opposition machte und lobte sich dagegen den auf ästhetischen Anschauungen ruhenden optimistischen Pantheismus des Engländers Shaftesbury. Sein Urtheil über das berüchtigte Système de la nature wird noch härter gelautet haben — wir dürfen annehmen, daß es auf eben das hinauslief, was Goethe als die Meinung seiner Freunde vorträgt, indem er von dem gespenstigen Eindrucke spricht, den diese hohlen Abstractionen, diese „triste, atheistische" Philosophie auf die dem Cultus der lebendigen Natur ergebene Jugend gemacht habe.

Nicht von Philosophie ebendeshalb, sondern am meisten jedenfalls von Poesie und immer wieder von Poesie war zwischen Herder und Goethe die Rede.

Poetische Uebungen hatten von der Zeit an, da er der Amanuensis des dichtlustigen Trescho war, alles Sinnen und Lernen Herders begleitet. Seine Studienhefte waren immer zugleich Dichtungshefte gewesen. Halb aus dem Drange seines nach Ausdruck ringenden reichen Innenlebens heraus, halb aus jugendlichem Nachahmungstriebe hat er unermüdlich Strophen gebaut, Verse gefeilt, Reime gesucht. Den Pope und Haller, den Creuz und Witthof dichtete er schwerfällige Lehrgedichte nach. Mit Bildern und Wendungen, die er zumeist den Psalmen und Propheten entnahm, versuchte er sich in religiösen und politischen Dithyramben. Er wetteiferte mit Pindar und Horaz, mit Klopstock und Ramler. Er traute sich zu, zeigen zu können, wie eine Cantate beschaffen sein müsse. Daneben jedoch war er frühzeitig der Schüler Lessings und Kleists, Hagedorns und Gleims geworden. Wie diese und wie Uz und Weiße dichtete er Lieder und Erzählungen, Idyllen und Sinngedichte, oder tändelte, Prosa und Verse mischend, dem so hoch von ihm gepriesenen Gerstenberg nach. Keine Dichtart von der dramatischen bis zur epigrammatischen, die in seinen Brouillons nicht vertreten, kein Ton, vom schwülstig Erhabenen bis zum cynisch Niedrigen, der nicht gelegentlich angeschlagen worden wäre.

Nur Weniges von diesen Jugend- und Schülerübungen war durch den Druck veröffentlicht worden, und auch dieses Wenige — die beiden in die Fragmente aufgenommenen Stücke ausgenommen — in solcher Weise, daß

[1]) Amsterdam, 3 voll. 12mo, später öfter aufgelegt und erweitert. Eine siebente Auflage in 10 Bänden noch 1804; eine deutsche Uebersetzung in 6 Bänden, Berlin 1787.

es für unveröffentlicht gelten konnte [1]). Hatte der junge Mann jemals die Absicht gehabt, mit einer Sammlung seiner gelungensten Stücke vor die Oeffentlichkeit zu treten [2]), so hatte er sie jedenfalls wieder fallen lassen. Zeitig genug war er sich über das Maaß seiner dichterischen Begabung klar geworden; er unterlag in dieser Beziehung keiner Täuschung der Eitelkeit und wußte Werth und Unwerth seiner Poesien mit demselben richtigen Gefühle zu beurtheilen, das ihn fremden Leistungen gegenüber leitete. „Ich bin kein Dichter," schreibt er an Caroline Flachsland, wie zur Entschuldigung einiger poetischen Zeilen, die ihm die Erinnerung an die romantischen Stunden in Darmstadt entlockt, — „ich habe nicht leichte Empfindung genug, sie auf Reimen an den Fingern abzuzählen" [3]). „Schmierpoesien" und „Gassenhauer" betitelt er einige der poetischen Improvisationen, die er von Straßburg nach Darmstadt hin mittheilte [4]), und „Spielwerke von Versen", die er meist „der Sprache und Wendung wegen" gemacht habe, nennt er die kleinen Stücke, die ihm in den nächsten Jahren Boie als anonyme Beiträge zum Göttinger Musenalmanach aus seinem vorhandenen Vorrath abpreßte [5]). Wie in berichtigender Ergänzung dieser Urtheile betont er ein ander Mal, daß sich Alles in seinen Gedichten „auf den engsten Kreis einer Situation, eines Zustandes, einer Empfindungslage" beziehe, — aber auch aus diesem Grunde wehrt er, daß man mehr darin suche oder mehr daraus mache [6]). Mit mehr Selbstgefühl, aber immer doch bescheiden, spricht er von seinen Oden, demjenigen Theile seiner Dichtungen, der ohne Frage auf diesen Namen den meisten Anspruch hatte. „Auch ich," schreibt er an Merck, der an der Bilderstellung in diesen Stücken Anstoß genommen hatte, „auch ich selbst bin sehr oft nicht damit zufrieden; was kann ich aber dafür, daß das, was in mir dichtet, eine Mischung von Philosophie und Empfindung ist, die beide am Bilde hangen und die Ode so gern zum Ganzen eines Bildes machen." Und weiter sogleich, in Erwiderung eines Compliments, das ihm Merck gemacht hatte: „Sie thun mir viel Ehre an, die Dämmerung mit

---

[1]) Eine Anzahl Epigramme in Nr. 97 der Königsberger Zeitung von 1765; die Erzählung, „Der Vater ein Mörder des Sohnes", in Nr. 75 desselben Jahrgangs; siehe meinen Aufsatz über Herder und die Königsberger Zeitung, „Im neuen Reiche" 1874, I, 611 ff.

[2]) Darauf deutet ein zwiefaches Verzeichniß seiner älteren Gedichte am Schlusse eines seiner Königsberg-Rigaschen Excerptenbücher. Das erste derselben führt 24 Gedichte dem Titel nach auf, will eine Zueignung „An meine Schöne" voranstellen und mit einer „Zugabe von Sinngedichten" schließen.

[3]) LB. III, 219. 220; und schon 1767 an Gleim: „Wenn ich ein Dichter wäre", LB. I, 2, 234.

[4]) LB. III, 280. 367.

[5]) A, III, 208 und an Boie bei Weinhold, S. 160.

[6]) A, III, 202; vgl. das. 269, wo er mit einem seiner Gedichte gegen Goethes „Wanderer" bescheiden zurücktritt.

etwas Klopstockischem zu vergleichen. An Guß der Empfindung, wenn sie bloß Empfindung ist, ist Klopstock weit über mir, aber von seinen Oden bleibt auch nichts als Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele! Nachhall der Glocke! Ich glaube, meine läßt hier und da was Kläreres, — Funke, Sentenz, Bild, Maxime zurück, wie Sie das nennen wollen" [1]). Alle diese Urtheile, richtig summirt und richtig vertheilt, ersparen uns fast ein eigenes Urtheil. Wir werden namentlich die zuletzt mitgetheilte Selbstkritik bereitwillig unterschreiben. Unausgesprochen enthält sie das Eingeständniß, daß es Herder so wenig wie Klopstock gelang, in den dichterischen Ausdruck den Vollgehalt des bewegten Innern zu legen und Empfindung und Anschauung in Einem gemeinschaftlichen Punkte zu treffen.

Wie viel oder wenig Herder indeß nach seiner eigenen Meinung vom echten Dichter in sich hatte: Alles, was an Streben und Bedürfniß nach Poesie in ihm schlummerte, war durch das Stück Liebesleben, das ihm so unerwartet aufgegangen war, in Bewegung gesetzt worden. Wie er sich in der Betäubung, in der er von Darmstadt abgereist war, unterwegs den „Kerl mit der Davidsharfe" kommen läßt, um ihm betäubt zuzuhören, so wühlt er in Karlsruhe unter den „Büchern von Empfindung" und liest mit andächtigem Entzücken, als wären sie just für ihn gedichtet, wie oft er sie auch sonst schon gelesen, die schönsten von Jacobis und Gerstenbergs Liedern und ist glücklich, als er auf einige, ihm noch unbekannte, ganz in Gefühl aufgehende Klopstocksche Stücke stößt. Das Andenken an die Geliebte mischt sich so sehr in Alles, was er liest, denkt und empfindet, daß er selbst am liebsten ein Dichter nach der Weise jener provençalischen wäre, „die nichts als Liebe sangen". Um nur überhaupt lesen zu können, greift er nach Sachen, die seine Seele „auf die beziehen kann, von der sie ganz erfüllt ist". Wielands Agathon und Rousseaus Neue Heloise nennt er unter den Büchern, deren Gesellschaft ihm jetzt die angenehmste sein würde. Unter Dichtern, schreibt er in der ersten Zeit seines Straßburger Aufenthalts an Merck, jage ihn der Durst und die Ermattung seiner Seele vorzugsweise umher; es sei ihm eine Wohlthat, sich durch die Wunden und Klagen der Helden und Heldinnen der griechischen Tragiker zu betäuben. Wie bezeichnend ist doch das Alles für die Empfindungsweise Herders und für sein Verhältniß zur Poesie! Ueberall verlangt er das Echo seiner eigenen Stimmungen in den verwandten Stimmen der Dichtung zu vernehmen. Die Bewegung, die sein Inneres ergriffen hat, steigert nicht sowohl seine dichterische Kraft als seine dichterische Empfänglichkeit. Dem ernsten Manne, dem schwere Gedanken das neugeschenkte Glück verkümmern, ist die Gabe des befreienden Liedes versagt. Während der Jüngling, den er jetzt kennen lernte, mit unbedachtsamer Fröhlichkeit Lieder von unnachahmlicher Anmuth und Innigkeit, Lieder, wie sie seit Jahrhunderten

[1]) LB. III, 333.

kein Deutscher gesungen, wie Blüthen des Lenzes dem goldenen Kinde in den Schooß streut, das er sich im Spiele gewonnen hat, — während dessen borgt er, auch er ein Liebender, für den Ausdruck seiner soviel treueren Liebe die feierlicheren Töne von der hochgespannten Leier Klopstocks, die heiteren von Wieland und Jacobi oder gar von dem Plauderer in Gerstenbergs Hypochondristen![1]) Und so beginnt mit dem ersten Augenblicke der Entfernung von der Geliebten ein Austausch von Gedichten, ein Mittheilen und Zuschicken, ein Bezeichnen und Empfehlen poetischer Stücke aller Art, — bis, je länger je mehr, diese Beilagen zur Hauptsache werden und den immer matter, immer verstimmter und gezwungener klingenden Briefen des armen Kranken einigen Inhalt und einige Frische geben müssen. Mit Klopstockschen Oden beginnt er, von Klopstock kömmt er auf Ossian, auf die Lieder in Shakespeares Stücken, auf altenglische Balladen und allerhand Proben der Volkspoesie. Dabei wird der Abschreiber zum Uebersetzer, erst der Uebersetzer zum Dichter. Von Merck um seine älteren Poesien befragt, sucht er dieselben aus seinen Papieren zusammen und läßt sie nach Darmstadt wandern; nur zwischendurch wirft er neben Uebersetzungen und Nachahmungen auch wohl ein neues Gelegenheitsstück aufs Papier — einen Seufzer über sein „mattes, dämmerndes Auge“ — eine poetische Antwort auf ein Merckisches Gedicht — eine Ode auf die von der Landgräfin von Hessen-Darmstadt veranstaltete, als Manuscript gedruckte Sammlung Klopstockscher Oden, mit deren Zusendung ihn Merck überrascht hatte. Es sind das Alles Versuche, sich die düstere Krankenstube zu erheitern, Zerstreuungen, die ihm namentlich in der zweiten Hälfte seiner Straßburger Einsamkeit die bei Seite gelegte wissenschaftliche Thätigkeit ersetzen müssen.

Ganz außer Zusammenhang mit dieser standen sie doch keineswegs, und verloren waren die der Unterhaltung mit allerlei Schätzen der Dichtung gewidmeten Stunden mit nichten. In ihnen vielmehr rückt ein Keim zu weiterer Entwickelung fort, der schon lange der günstigen Umstände harrte, der dann noch manches Jahr bald gefördert, bald zurückgehalten werden sollte, dessen Frucht endlich jene Sammlung von Volksliedern war, die 1778 und 1779 ans Licht trat. Alt war der Mahnruf Herders, man möge sich nach „alten Nationalliedern“ umthun; älter noch der Gedanke einer „Geschichte des lyrischen Gesanges“, und bis in die Königsberger Universitätszeit reichte sein Suchen und Zusammentragen von Materialien dafür zurück[2]). Die

---

[1]) LB. III, 70. „Aus dem Liebesarchiv meines Neffen“; in dem Dodsleyschen Nachdruck des Hypochondristen, 2. Aufl. im 12. Stück; in der 2. Aufl. Bremen und Schleswig im 6. Stück. Ist von Gerstenberg selbst. Vgl. auch LB. III, 151, mit Bezug auf den Brief im Hypochondristen (Dodsley, S. 111, in der andern Ausg. S. 75).

[2]) S. oben S. 151; Volksl. II, 314. Theils auf Hamanns, theils auf Herders Einfluß wird es zurückzuführen sein, daß Rector Lindner in seinem übrigens geistlosen „Lehrbuch der schönen Wissenschaften“, dessen erster Theil (1767) mehrfach auf die damals noch nicht erschienenen Litteraturfragmente Rücksicht nimmt (S. 27. 34. 35), nachdrücklich

besten und echtesten Liederschätze in einer für sich bestehenden Sammlung zum Genuß und zur Nacheiferung zusammenzustellen — dieser Gedanke drängt sich zum ersten Male jetzt in den Vordergrund und kreuzt und mischt sich mit jenen älteren. „Ich habe den närrischen Einfall gehabt," schreibt Herder von Karlsruhe aus an Caroline (LB. III, 78. 94. 128), „mir eine kleine Sammlung der wenigen deutschen Stücke zu machen, die mir der wahre Ausdruck der Empfindung und der ganzen Seele scheinen," und in dieses sein „Gesangbuch" will er unter Anderem eine Anzahl Gerstenbergscher Gedichte aufnehmen, für dieses Gesangbuch soll ihm Caroline Abschriften einzelner Klopstockscher Oden liefern.

Nicht dieses, wohl aber ein anderes, ähnliches Gesangbuch kam wirklich zu Stande.

In Folge jener von Merck gegebenen Anregung nämlich macht Herder es sich „zur Wochenbuße", je ein Stück von den reifsten seiner eigenen älteren Gedichte aus seinen Papieren auszuschreiben und ins Reine zu bringen; die wenigen jetzt neu entstandenen, desgleichen die jetzt oder früher aus Ossian, Shakespeare, den Percyschen Reliques und anderen Quellen übersetzten oder bearbeiteten Stücke werden hinzugefügt, und so entsteht eine bunte Sammlung, durch keine andere Einheit zusammengehalten als durch die subjective des persönlichen Antheils und Geschmacks. Der Hand Carolinens verdanken wir die zusammenstellende Abschrift dieser Sachen. Im Frühjahre 1771 hat sie in ein Octavheft von Postpapier mit silberpapiernem Umschlage die an Merck und sie von Straßburg aus geschickten Poesien des Freundes mit der saubersten Schrift eingetragen. Neben demjenigen, was der Ausdruck von Herders eigener lebendiger Empfindung gewesen, finden sich in diesem silbernen Buche — so nennen wir das Heft — andere, dieser Empfindung verwandte Stücke, die er durch freie Nachbildung sich angeeignet hat, und diese anderen, unter denen auch Claudius' launiges Gedicht, „Es ritten drei Reuter zum Thor hinaus", einen Platz erhält, gehören durchaus in die Klasse der Natur- und Volkspoesie [1]). Unbeabsichtigt legt diese Sammlung gleichsam das Bekenntniß

und verhältnißmäßig ausführlich unter Zusammenstellung einer Reihe von Proben auf die alten Lieder hinweist („Die erste Poesie ward eine redende Musik und die ersten Gedichte waren Lieder rc." Th. II, S. 45 u. 61).

[1]) Im Ganzen enthält das „silberne Buch" 74 Nummern. Daß dasselbe identisch ist mit der Gedichte-Abschrift, von der Caroline den 14. Juni 1771 (A, III, 66; vgl. 72. 76) an ihren Herder berichtet, ist mir nicht zweifelhaft. Der beste Beweis liegt in der Uebereinstimmung des Inhalts mit den Gedichtsendungen Herders aus Straßburg, soweit wir dieselben aus der Straßburger Correspondenz im 3. Bande des Lebensbildes controliren können. Daß noch Einzelnes aus der allernächsten Zeit nach Straßburg angefügt worden, ist nicht ausgeschlossen. Uebrigens hat Herder später noch zahlreiche Correcturen mit eigener Hand in die Handschrift Carolinens eingetragen. — Von einem Gesangbuche ähnlicher Art wird weiter unten unter dem Namen des Buches der Gräfin aus der Bückeburger Zeit die Rede sein.

ihres eigentlichen Urhebers ab: zur Volkspoesie müsse er selbst, müsse die ganze dermalige Kunstpoesie zurücklenken, mit ihrem Geiste sich durchdringen, um wirklich Poesie zu sein. In natürlichem Fortschritte wurde dann später aus diesem Straßburger Strauß von Gedichten jene Mustersammlung von Volksliedern, in der nun höchstens noch das eine oder andere volksliedartige eigene Stück, oder ein ebensolches Lied von Freund Claudius oder Goethe, mitunterlaufen mochte.

Bruchstücke gleichsam eines Commentars zu diesem Straßburger Gesangbuche können wir aus den Briefen sammeln, mit denen Herder die Uebersendung der einzelnen Stücke nach Darmstadt begleitete. Sein Sammlerinteresse tritt uns deutlich entgegen, wenn er zu der Mittheilung der Yorckschen „Idylle aus den Plainen von Languedoc" an Caroline hinzufügt, er könne ihr „aus seinem Kram" noch gar manche andere mittheilen, „arabische von Eseltreibern, italiänische von Fischern, amerikanische aus der Schneejagd, item lappländische, grönländische und lettische". Ganz besonders aber lassen uns die Briefe erkennen, warum das Gesangbuch etwas so ganz Anderes wurde als eine Anthologie aus zeitgenössischen Dichtern. Nicht jetzt zuerst, aber jetzt stärker und entschiedener als noch je zuvor, fühlte er sich von dem Unsicheren und Gemachten, dem Reflectirten und Ueberbildeten in der Poesie des Tages zu den kräftigeren Lauten der naiven älteren, überhaupt der volksthümlichen Poesie zurückgewiesen. Vor diesem Maaßstabe scheint ihm jetzt selbst Klopstock nicht bestehen zu können. Zwar schon in den Fragmenten, in dem Gespräche zwischen dem Rabbi und dem Christen hatte er an dem Messias den rechten epischen Geist, das Handelnde und das rein Menschliche vermißt, aber viel stärker doch drückt er sich jetzt aus. „Ich lese," schreibt er, „Klopstocks Messias wieder, fühle all' sein feines Empfindsame; finde aber, daß Alles, was Charakter, handelndes menschliches Geschöpf, wirksame Menschheit sein soll, bei ihm von Engeln zu Teufeln das unausstehlichste Ding ist." Ja, auch über die Oden des verehrten Dichters — obgleich er so erpicht darauf ist, daß er „nach allen Seiten von Hamburg nach Zürich schreibt, um seine kleinsten Stücke zu bekommen" — ertheilt er seinem Mädchen eine Lection, welche die enthusiastische Klopstockianerin übel genug aufnahm. Den Ehren des Dichters unbeschadet, hat er doch „Tausenderlei daran auszusetzen". „Daß Sie," schreibt er, „Klopstock und Geßner nachempfinden können, ist hold und schön, aber — — immer auch ein bischen holde Schwachheit, die ich so gut als Sie mit Süßigkeit und Anmuth empfinde, die aber — kurz, die schon immer Liebe unseres Jahrhunderts ist. Aber die Liebe in den alten schottischen Bardenliedern! — nur in ihnen ist sie die ganze Zartheit und Süßigkeit und Anmuth und Adel und Stärke und die feine Reinigkeit der Sitten, die uns ganz einnimmt, uns aber doch nie zu etwas mehr als Menschen macht." In demselben Sinne entscheidet er sich für Ossians Rinathoma gegen Gerstenbergs Ariadne, setzt er die Kleistsche Nachahmung des Liebesliedes

eines Lappländers tief herab gegen das Original. „Wundern Sie Sich nicht," so belehrt er die Darmstädter Freundin, „daß ein Lappländischer Jüngling, der keine Buchstaben und Schule und fast keinen Gott kennt, besser singt als der Major Kleist! Denn jener sang das Lied eben aus dem Fluge, da er mit seinen Rennthieren über den Schnee hinschlüpfte und ihm die Zeit lang ward, den Orrasee zu sehen, wo sein Mädchen wohnte: Kleist aber ahmte es aus dem Buche nach." In ganz besonders bezeichnender Weise äußert er sich auf Anlaß der alten Lieder in Shakespeares Stücken gegen Merck. Wann er je an die britische Küste komme, so wolle er gewiß nach Wales und Schottland und auf die westlichen Inseln. „Da will ich," fährt er fort, „die celtischen Lieder des Volkes in ihrer ganzen Sprache und Ton des Landherzens wild singen hören, die jetzt in Hexametern und griechischen Sylbenmaaßen so sind wie eine aufgemalte behalsamte Papierblume gegen jene lebendige, schöne, blühende Tochter der Erde, die auf den wilden Gebirgen duftet." Und so entfernt ihm (er hatte es schon längst in Nicolais Bibliothek ausgesprochen) die Denische Ossianübersetzung von dem Tone des vermeintlichen alten Barden zu sein schien, so barbarisch modern kam ihm die Wielandsche Shakespeareübersetzung, namentlich bei allen lyrischen Stellen, vor. Eben an solchen mißrathenen Uebersetzungen scheint ihm der ganze Unterschied zeitgenössischer Poeterei und ursprünglicher echter Poesie zu vollem Bewußtsein gekommen zu sein, und eben hier, im Nachfühlen und treuen Wiedergeben des Echten war der Punkt, wo er seinerseits selbst den Klopstock und Gerstenberg und wie sie sonst hießen, einen Vorsprung abzugewinnen hoffen durfte. Der Wielandsche Shakespeare und der wahre Shakespeare, wie Zweierlei war doch das! Und überhaupt Shakespeare — wie ganz unvergleichbar doch mit aller zeitgenössischen Theaterdichtung, mit der zumal, deren Unpoesie ihm in Paris so klar und so zuwider geworden war! Längst war ihm der große Brite ans Herz gewachsen. Jetzt geht eine erneute Vertiefung in seine Werke Hand in Hand mit der Vertiefung in die Poesie alter Volkslieder und Balladen. Auf Shakespeare, und zwar zunächst auf „das einzige Trauerspiel in der Welt, was über die Liebe existirt" macht er, im Gegensatze zu Weißens Romeo und Juliette, seine Braut aufmerksam, weiterhin verweist er sie auf Othello, Hamlet, den Sommernachtstraum; er erbietet sich, „ihr Schulmeister über Shakespeare" zu werden und füllt wirklich mehrere seiner Briefe mit Fragen und Belehrungen über Romeo und Hamlet. Gegen Merck spricht er von seiner „Phrenesie für Shakespeare"; jedes seiner Stücke, schreibt er an Caroline, sei eine ganze Philosophie über die Leidenschaft, von der es handle. „Wie sehr Shakespeare mein Steckenpferd ist," fügt er hinzu, „wird Ihnen vielleicht Merck gesagt haben, ich habe ihn nicht gelesen, sondern studirt, wie ich das Wort recht unterstreiche." — —

Ohne Zweifel nun, was in solcher Weise, abgerissen und gelegentlich, in den Briefen zur Sprache gebracht wurde, das wurde beredter, eindringlicher,

ausführlicher im Gespräche mit Goethe entwickelt. Die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Zeugen dafür die Volkslieder, Ossian, Shakespeare. Shakespeare insbesondere das poetische Gegenstück zu dem Anstandsdrama der Franzosen — jedes seiner Stücke eine ganze Philosophie über irgend eine menschliche Leidenschaft. Das waren die Themata, auf die das Gespräch, wie viel es auch sonst noch berühren mochte, immer wieder zurückfiel. Wie Merck und Caroline, so bekam auch Herders täglicher Gesellschafter Proben aus dessen Gesangbuch, übersetzte Romanzen und Shakespearelieder, zu hören oder zu lesen [1]). Herder forderte ihn und seine Freunde auf, die Ueberlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen. Und nicht vergeblich. Es war für den sanges- und lebensfrohen jungen Poeten eine rechte Lust, auf seinen Streifereien durch den Elsaß „aus den Kehlen der ältesten Mütterchen" solche Lieder sammt ihren Melodien aufzuhaschen, und zur größten Genugthuung gereichte es ihm, die Ausbeute seinem lieben Meister demnächst zu übersenden [2]). Von lettischen Liedern konnte Herder aus eigener näherer Kenntniß reden. Von ihm wurde dem Lernbegierigen Stenders lettische Grammatik genannt, aus der er selbst in Riga Lettisch zu lernen angefangen hatte. Natürlich auch auf die altnordische Poesie kam die Rede. Daß Herder ihm den Resenius (Edda Islandorum) in die Hände gegeben und ihn mit den nordischen Heldensagen bekannter gemacht, sagt uns Goethe in Dichtung und Wahrheit, und manche andere in seinen Ephemerides [3]) flüchtig aufgezeichnete, in dieselbe Klasse gehörige Büchertitel hat er doch wohl aus dem Munde dessen gehört, der die Malletsche Geschichte Dänemarks schon vor Jahren in der Königsbergischen Zeitung recensirt hatte. Und nun Ossian. Schon in Straßburg, wissen wir, übersetzte Goethe aus Ossian; in Frankfurt fuhr er damit fort; der Werther bewahrt die Spuren dieser Ossianverkündigung. Herder eben hatte ihn in die Begeisterung für diese Erscheinung und in den Dienst der darauf bezüglichen Studien hineingezogen. Mit Herder und für Herder beschäftige er sich mit diesen Dingen, so schreibt von Frankfurt aus, im September 1771, der Jünger an den Meister, indem er ihm nach Bückeburg hin Mittheilungen aus der von Macpherson veröffentlichten Probe der angeblichen Urschrift der Temora macht und daran — ganz in Herders Sinn — Bemerkungen über die Verschiedenheit des Tons in Ossian und in den Percyschen Balladen knüpft. Endlich Shakespeare. Durch Dodds beauties of Shakespeare hatte Goethe diesen schon früh, in Leipzig, kennen gelernt; die Bekanntschaft hatte Epoche bei ihm gemacht; Alles in dem Buche hatte ihn einzeln und gewaltig getroffen.

---

[1]) Goethe declamirt und singt davon später den Darmstädtern Einzelnes vor: Düntzer A, III, 196 u. 226, Erinnerungen I, 219 (zu A, III, 205).

[2]) Nr. 3 der Goethebriefe bei Düntzer A, I, 29 nebst der Beilage S. 153 ff.

[3]) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 63 ff., besonders S. 121 ff.

Auch die Wielandsche Uebersetzung hatte er bereits — nicht gelesen, sondern verschlungen, und nun war er zum höchsten Enthusiasmus fortgerissen, zu einem Gefühl erhoben worden, wie als ob „etwas Höheres über ihm schwebe", wie als ob „einem Blindgeborenen eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt". So bekennt Goethe selbst, und seine Darstellung in Dichtung und Wahrheit läßt es unklar, wie weit diese Begeisterung durch Herder bestätigt, bestärkt und erleuchtet worden. Bestärkt wurde sie gewiß: es müssen Momente gehobener Stimmung gewesen sein, wenn Herder — so sind die eigenen Worte desselben — seinen jungen Freund „mehr als einmal vor Shakespeares heiligem Bilde umarmte". Aber auch erleuchtet wurde die Begeisterung des Jünglings. Er wird mehr solche Katechisationen haben bestehen müssen wie die, welche Caroline über Roméo und Julie zu bestehen hatte. Wenn er etwa von dem Doddschen Buche zu Herder so redete wie in Dichtung und Wahrheit, so hat es dieser sicher an reichlichem Spott nicht fehlen lassen über dergleichen „florilegia voll dürrer Blumen, von müssigen, schwachen, krüppelhaften Händen gesammelt", in denen man „nichts minder als den ganzen Shakespeare sehe" [1]. Wenn er gar der Wielandschen Uebersetzung in ähnlicher Weise das Wort redete, wie er es in der Selbstbiographie thut — wie wird es da dem Uebersetzer und wie dem Lobredner ergangen sein! Eben den ganzen und den unverfälschten Shakespeare hat ohne Zweifel erst Herder den jungen Enthusiasten kennen gelehrt; erst Herder hat ihm gezeigt, wie Shakespeare wirklich übersetzt werden müsse; erst Herder hat ihn über das eigenthümliche Wesen, über den eigensten Werth der Shakespeareschen Stücke, über den litteraturgeschichtlichen Zusammenhang aufgeklärt, aus dem heraus dieselben allein zu verstehen und zu würdigen seien. Wer unmittelbar erfahren wolle, was damals in der jugendlichen Straßburger Gesellschaft über den großen Briten gedacht, gesprochen, verhandelt worden, der möge, sagt Goethe, den Aufsatz Herders über Shakespeare in dem Hefte „Von deutscher Art und Kunst" und Lenzens Anmerkungen übers Theater lesen. Er hätte, wären sie damals schon gedruckt gewesen, seine eigenen Frankfurter und die Lersesche Straßburger Shakespearerede noch dazu nennen können. Wer heute das Alles überblickt, dem kann es nicht einen Augenblick zweifelhaft bleiben, daß, was in diesen Improvisationen, in der Goetheschen insbesondere, außer an Begeisterung für Shakespeare, an Einsicht zu Tage tritt, auf Niemand sonst als auf Herder zurückzuführen ist.

Der genannte Herdersche Shakespeareaufsatz enthält die Summe und Quintessenz dessen, was Goethe in Straßburg über dies große Thema aus seinem Munde hörte. Diesem Aufsatz voran aber steht in dem bezeichneten Hefte ein anderer: „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker".

---

[1]) Worte aus der ältesten und einer zweitältesten Redaction von Herders Shakespeareaufsatz.

In ihm desgleichen haben wir Summe und Quintessenz dessen, was damals über das Thema: Volkspoesie und Kunstpoesie über Herders Lippen ging. Nur einzelne Brocken, nur Echosylben waren es, was wir über diese großen Gesprächsthemata in den Straßburger Briefen Herders erlauschten. Der Wunsch, unmittelbare Zeugen seiner beredten Mittheilungen in der Straßburger Krankenstube sein zu können, ist kein ganz leerer und hoffnungsloser. Mehr als die Hälfte von Allem, was damals zur Sprache kam, ist eben in jenen beiden Aufsätzen zusammenhängend und doch zugleich so vorgetragen, daß wir noch die frei bewegte Rede darin nachzittern fühlen. „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter", so ist der Titel des Heftes [1]), das mit diesen Aufsätzen eröffnet; — auch dieser Titel erinnert uns an den in Straßburg zu voller Entscheidung gelangten Gegensatz gegen alles französische Wesen. Ja, geradezu zu einem Denkmal seines Straßburger Verkehrs mit Goethe, der sich mittlerweile durch seinen Götz so glänzend ausgewiesen hatte, hat Herder das kleine Heft gestempelt. Dem „Jungen im Küraß, der zu früh mitwollte", ertheilt er nun gleichsam den Ritterschlag. Neben den beiden eigenen und einem Möserschen Aufsatze über deutsche Geschichte gönnt er einem durch den Straßburger Münster veranlaßten Goetheschen Schriftchen „Von deutscher Baukunst" einen Platz in den Fliegenden Blättern, und im Angesichte des Publicums, wie früher in der einsamen Klause zu Straßburg, umarmt er am Schlusse des Shakespeareaufsatzes den Freund, der den kühnen Traum habe, „Shakespeares Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen."

So spielen freilich spätere Beziehungen in das Heft „Von deutscher Art und Kunst" hinein. Nicht vor dem Juli 1771 — in Bückeburg — sind die beiden Herderschen Aufsätze geschrieben, der über Ossian hat noch später eine Nachschrift, der über Shakespeare noch im Jahre 1772 Veränderungen und Zusätze erhalten; zur Ausgabe ist das ganze Heft erst im Frühjahr 1773 gelangt. Unrichtig ist es, wenn Herder, nach dem Erscheinen des Heftes, die Abfassung der Aufsätze oder doch die des erstgenannten in die Zeit seiner Reise verlegt, oder wenn er im Januar 1773 an Hartknoch schreibt, er habe den Ossianaufsatz während seines Hamburger Aufenthalts an Bode zum Druck gegeben. Richtig ist nur soviel, daß der Inhalt beider Aufsätze im Kopfe des Verfassers längst fertig war, daß die Gedanken dazu auf der Reise und nicht am wenigsten in Straßburg reiften, bis sie dann in den ersten freien und ungestörten Stunden in Bückeburg zu Papiere gebracht wurden [2]).

---

[1]) Hamburg, 1773, bei Bode, 182 Seiten 8° des schlechtesten Papiers und fehlerhaftesten Drucks. Im Mai 1773 schickt Herder die „Rhapsodie", woran er „geringen Theil habe und noch geringern gehabt zu haben wünschte", an Raspe, Weimar. Jahrbuch, III, 50. Bode hatte ihm die ersten Exemplare am 19. Mai zugeschickt (Düntzer C, III, 285).

[2]) Ganz bestimmt geht das aus dem Bückeburger Briefe vom Sommer 1771 an

Und Bode allerdings hatte den äußerlichen Anlaß, zunächst zu der Ossianabhandlung, gegeben. Es handelte sich für den unternehmenden Mann, der seit Kurzem zum Buchhändler geworden war, um die Wiederaufnahme der früher in anderem Verlage erschienenen und schon mit der Dritten Sammlung

---

Caroline Flachsland (Düntzer A, III, 81) hervor: „Ich habe ein paar Tage etwas über Shakespeare gearbeitet, aber es ist nicht mit dem Geiste und dem Leben, als ichs anfangs zu denken glaubte. Jetzt will ich etwas über die Lieder der alten Völker schreiben, das soll mir mehr gelingen." Mit dieser Briefstelle stimmt, daß Goethe in den vor dem 14. October geschriebenen Briefen an Herder, Nr. 3 u. 4 (Düntzer A, I, S. 30, 31 Anm. u. 32), von beiden Aufsätzen in einer Weise spricht, welche zeigt, daß ihm Herder eben jetzt von seiner Arbeit daran Mittheilung gemacht hatte; stimmt der Dank Bodes vom 17. September 1771 (Düntzer C, III, 283) für die Ossianabhandlung, die er jetzt erst, und zwar zunächst ohne die Shakespeareabhandlung, erhalten hatte, — ein Dank, den er am 26. October (aus welchem Briefe Düntzer A, I, 365 Anm. nur eine Stelle mittheilt) mit der Bitte um Mehreres wiederholt; stimmt endlich die Notiz Herders an Hartknoch vom Februar 1772 (Düntzer C, II, 22), bisher habe er in Bückeburg nichts geschrieben als Weniges im 16. Bande der A. D. B. und eine „Skaldenabhandlung in den Merkwürdigkeiten". Diesen Stellen gegenüber können die Aeußerungen gegen Nicolai vom 11. März 1773 (Düntzer C, I, 346) — „im Fluge oder unter ewigen Absätzen der Reise geschrieben u. s. w." —, gegen Hamann vom 21. Juli 1773 (Hamanns Schr. V, 58) — „alt, auf der Reise geschrieben" —, endlich gegen Hartknoch vom Januar 1773 (Düntzer A, I, 45 Anm.): — „An Bode, der mir viel Gefälligkeiten erzeigt hat, hatte ich, da ich in Hamburg war, einen Aufsatz von ein paar Bogen über alte Lieder gegeben, die in den Gerstenbergischen Briefen erscheinen sollen u. s. w." — diese Aeußerungen können nur als (beabsichtigte oder unbeabsichtigte) Ungenauigkeiten gefaßt werden. Die letztere Aeußerung wird, außer durch den angezogenen Dankbrief Bodes, zum Ueberfluß durch einen mir handschriftlich vorliegenden Brief des Hamburger Verlegers vom 21. Mai 1770 widerlegt, aus dessen dringender Bitte um ein paar Artikel für die Merkwürdigkeiten hervorgeht, daß Herder bei seinem vorangegangenen Aufenthalte in Hamburg dergleichen zwar versprochen, aber nicht schon gegeben hatte. Der Suphanschen Annahme, daß die Briefe über Ossian „schon auf der Seereise von Riga nach Nantes oder bald danach", daß sie „größtentheils schon 1769 geschrieben seien", („Röslein auf der Haide" in Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte V, 88 und „Zur Textkritik von Herders Volksliedern" in der Zacherschen Zeitschr. für deutsche Philologie III, 462 Anm. 1) kann ich daher nicht zustimmen. Die in die Darstellung eingeflochtenen Reiseeindrücke sind offenbar mit sehr freier Phantasie behandelte Erinnerungen und gehen überdies mehr auf das Schiffbruchabenteuer zu Anfang 1770. Bei der Abfassung der Ossianbriefe kannte Herder bereits den 2. u. 3. Band der Denisschen Uebersetzung, es finden sich darin noch so manche andere auf die erste Bückeburger Zeit weisende und zwar so stark in die ganze Darstellung eingreifende Beziehungen, daß eine frühere Abfassung des Aufsatzes jeden Halt verliert. Nach dem aus Bodes Briefen geführten Nachweis, daß derselbe erst im September 1771 die Ossianbriefe erhalten, müßte auch die Anmerkung der Nachschrift (Von deutscher Art und Kunst S. 114): „Die vorigen Flicke vom Aufsatze waren Jahre vorher dem Verfasser entkommen", für Maske genommen werden, wenn nicht wahrscheinlich auch hier nur ein Druckfehler für „im Jahre vorher" vorläge. Ich möchte, mit Rücksicht auf Bodes Brief vom 19. Mai 1773, (Düntzer C, III, 285) annehmen, daß die Nachschrift 1772, erst nachdem Ossian und Shakespeare gesetzt waren, von Herder nachgeliefert wurde.

1767 ins Stocken gerathenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ [1]). Dringend bat er Herder um Beiträge für die Fortsetzung der Zeitschrift, und Herder ließ sich leicht zu einem Versprechen bewegen. Nicht allein, weil er Bode für manche ihm in Hamburg erwiesene Gefälligkeit verpflichtet war, sondern gewiß auch, weil er sich gern in die Gesellschaft dieser Briefsteller begab. Gleich die ersten beiden Sammlungen der Schleswigschen Briefe — sie waren 1766 erschienen, als er eben mit seinen ersten beiden Fragmentensammlungen hervorgetreten war — hatten in hohem Grade seine Aufmerksamkeit erregt. Hier waren ja neue Litteraturbriefe und die doch einen ganz anderen Standpunkt als die Berliner vertraten. Sie waren das Werk der deutschen Schriftsteller in Dänemark, unter denen Gerstenberg in ähnlicher Weise tonangebend hervortrat wie Lessing in dem Berliner Kreise. Mit freimüthiger Kritik nahmen sie Stellung zu den drei Hauptparteien der deutschen Litteratur; neben bedingter Anerkennung von Gottscheds Verdiensten um unsere Sprache, ließen sie sich mit parodischer Laune über die Geschmacklosigkeit der Schweizer vernehmen; sie lobten Abbt, sie lobten und tadelten den großen Gedichteverbesserer Ramler und hielten den Litteraturbriefen eine Leichenrede, in der sie sich einzelner Opfer der Berliner Kritik, ganz besonders, natürlich, des „Nordischen Aufsehers“ annahmen. Die richtende Kritik indeß war überhaupt nicht ihr Hauptabsehen; sie dachten darüber wie der hoch von ihnen auf den Schild gehobene Hamann, der die Selbstherrlichkeit des Genies gegenüber der Kritik verkündet hatte, und betonten aufs Stärkste den Unterschied des dichterischen Genies von dem bloßen schönen Geiste, indem sie — nicht sehr geschickt freilich und nicht sehr klar — das Wesen des ersteren mittelst des Begriffs der Eingebung und der Illusion festzusetzen versuchten. Weder die Schweizerische noch die Baumgartensche Schulästhetik war nach ihrem Geschmacke; sollte ja kritisirt werden, so mußte es mit Laune und freiem Humor geschehen; es war ihr beständiges Bestreben, das Geschäft des Recensirens durch allerlei Einkleidungen auf Eine Linie mit der freien Darstellung zu erheben. Nicht bloß die Neuheiten der deutschen, sondern die Merkwürdigkeiten aller Litteratur wollten sie besprechen. Sie zogen ihren Kreis in der That weit genug; an die Besprechung Spensers knüpften sie den Preis Ariosts und kräftig verkündeten sie den Werth des Don Quixote. Den stärksten Zug indeß hatten sie zur englischen und zur nordischen Poesie. In mehrfachen Berichten über das schönwissenschaftliche Streben in Kopenhagen, in der parteiischen Verherrlichung Klopstocks, vor Allem in dem wiederholten Hinweis auf die Mythologie der Edda, auf die „runische Poesie“, auf

[1]) Der erste Verleger war J. F. Hansen in Schleswig. Mit ihm hat Bode schon 1768 über Ankauf des Vorraths der „Merkwürdigkeiten“ verhandelt, und im Frühjahre 1769 war das Geschäft in Richtigkeit. Mit der Firma: Hamburg und Bremen bei J. H. Cramer, die auf dem Titel der 1770 erschienenen Fortsetzung der Merkwürdigkeiten steht, war Bode in engster Verbindung. (Nach einer Mittheilung von Redlich.)

die altdänischen Liederschätze, verrieth sich ihr localer Standpunkt. Begreiflich, daß der Dichter des „Ugolino“ sich ausführlich über die Werke und das Genie Shakespeares vernehmen ließ und daß der Sänger des „Gedichtes eines Skalden“ gegen diejenigen eiferte, die „dem nordischen Himmelsstrich die Fähigkeit, dichterische Köpfe zu bilden, ordentlich abdemonstriren wollen“, — daß er bei Gelegenheit Ossians und der Percyschen Reliques auf die Kiämpe-Viiser, die Ueberbleibsel dänischer Nationalpoesie hinwies.

Alles in Allem, so stand Herder diesen Schleswigschen Litteraturbriefen innerlich näher als den Berlinischen. Im Torso zwar hatte er sich einiger krittelnden Bemerkungen über ihren Stil und ihre Manieren nicht enthalten können; schon vorher jedoch hatte er in dem Anhange seiner Dritten Fragmentensammlung „von einigen Streitigkeiten der Litteraturbriefe“ mit ihnen gegen die Letzteren Chorus gemacht; wiederholt dann hatte er auf sie in der beabsichtigten Fortsetzung des Torso Bezug genommen, hatte ihnen das treffende Lob ertheilt, daß sie zu einer Zeit, da Alles unter der Kritik zu erliegen drohe, darauf ausgingen, „feine Schönheiten der verschiedenen Genies unterscheidend zu zeichnen“, und hatte sie endlich öffentlich im Ersten Kritischen Wäldchen „eine der besten kritischen Schriften unserer Zeit“ genannt [1]. Der Kreis, aus dem diese Zeitschrift hervorgegangen, sollte das erste Ziel seiner Reise sein: er hatte in Kopenhagen Gerstenberg aufsuchen, mit ihm die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur lesen und dann selber dort über die Skalden schreiben wollen [2]. Woraus damals nichts geworden, das mochte er jetzt auf Bodes Bitte thun. Viel besser als zum Mitarbeiter an Nicolais Bibliothek paßte er zum Mitarbeiter an den Merkwürdigkeiten, und vollauf war er dazu gerüstet. Sowohl zu dem Inhalte des achten Briefes über Ossian, Percy und die Kiämpe-Viiser, wie zu dem vierzehnten bis achtzehnten, den über Shakespeare handelnden Briefen, hatte er so Vielerlei auf dem Herzen. Ein Seitenstück zu jenem bildet der „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“: auf diese bezieht sich der Aufsatz über Shakespeare.

Daß in der That auch der Shakespeareaufsatz von Hause aus für die Merkwürdigkeiten bestimmt war, obgleich Goethe sich ihn für den 14. October erbat, um daraus einen „Theil der Liturgie“ für die Frankfurter Shakespearefeier zu machen, geht deutlich aus Herders Papieren hervor. Außer der gedruckten Abhandlung nämlich liegen zwei ältere Entwürfe vor, und der

[1]) Herder an Scheffner, 23. September (4. October) 1766, LB. I, 2, 196; Torso, S. 36 (SWS. II, 277) mit Bezug auf den 13. und den 20. Brief in den „Merkwürdigkeiten“; Torsofortsetzung SWS. II, 322, mit Bezug auf den 12. Brief; Torsofortsetzung SWS. II, 352; K. W. I, 34 (SWS. III, 25). Noch später (Volkslieder I, 322 und „Zeugnisse“ I, 11) verweist er auf die Merkwürdigkeiten und nennt sie (Humbriefe VII, 67) „eine Sammlung Briefe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient als sie erlangt.“

[2]) Reisejournal, LB. II, 293. (SWS. IV, 434.)

älteste derselben hat die Form eines Sendschreibens an den Verfasser des Versuches über Shakespeares Werke und Genie. Bei aller sonstigen Zustimmung spricht der Briefsteller sein Befremden über die dort vorgetragene, dem Polonius entnommene Classification der Shakespeareschen Stücke in tragedy, history, comedy u. s. w. aus. Er formulirt statt dessen das Gerstenbergsche Wort, daß Shakespeares Sphäre „der Mensch, die Welt, Alles" sei, zu dem Satze, daß das einzige diesen Stücken Gemeinsame darin bestehe, nicht Drama im Sinne der Griechen, sondern Geschichte zu sein. Daraus erklärten sich alle Eigenheiten des Dichters, die also nichts weniger als Fehler, sondern in seiner Idee und zu seinem Zwecke nothwendig seien. „Davon," so schließt der Briefsteller, „nächstens! Jetzt muß ich Anderes als über Shakespeare commentiren."

Waren nun diese Blätter, was ja möglich wäre, schon früher oder gleichfalls erst in Bückeburg niedergeschrieben, — genug, ein zweiter, um Vieles umfangreicherer Entwurf nimmt, unter Beseitigung der Form eines Schreibens an Gerstenberg, ganz denselben Ausgangspunkt, führt aber die positive Behauptung über den wahren Charakter der Shakespeareschen Stücke ein gut Theil weiter. Diesmal wird (und das kann erst im Sommer 1771 geschrieben sein [1]) der Satz, daß diese Stücke „dramatische Geschichte", „Geschichte der Welt, der Natur, der Menschheit" seien, in polemischer Wendung gegen Warburton und den von Eschenburg übersetzten Versuch eines Engländers über Shakespeares Genie und Schriften näher bestimmt; es wird auf den Proceß der dramatischen Poetisirung der Geschichte näher eingegangen u. s. w. Und nun, nachdem der Verfasser mit all' diesen erläuternden Excursen da wieder angelangt ist, wo die erste Redaction abbrach, — nun nimmt er sich wirklich die Zeit, den Gegensatz der Shakespeareschen Stücke gegen das Drama der Griechen und von diesem Gesichtspunkte aus die angeblichen Verstöße des Dichters gegen die dramatischen Regeln, gegen die drei Einheiten, als in der Eigenart jener Stücke nothwendig begründete Tugenden nachzuweisen. Noch Eins bliebe übrig. Zu entwickeln nämlich, wie der Dichter nichtsdestoweniger das Gewirr seiner Auftritte und Gestalten in der Seele des Zuschauers einheitlich zu verknüpfen verstehe. Wieder jedoch bricht er ab, um sich diese weitere Auseinandersetzung „auf ein ander Mal" zu versparen, zufrieden, wenn er mit dem Bisherigen wenigstens „den Gesichtspunkt festgestellt hätte, in dem Shakespeare allein gelesen werden kann."

Nur nothgedrungen — so wird man annehmen müssen — kam es endlich zu einer dritten und letzten Redaction. Eine erste Fortsetzung nämlich der

[1]) Wegen der Beziehung auf die erst 1771 erschienene Eschenburgsche Uebersetzung des „Versuchs über Shakespeares Genie". Die Recension dieser Novität schickt er den 7. September 1771 an Nicolai (Düntzer C, I, 322). Sie steht A. D. B. XVII, 1, 207 ff. und wird in der Suphanschen Ausgabe im 5. Bande wiederabgedruckt werden.

„Merkwürdigkeiten“ war 1770 erschienen [1]) — ohne einen Herderschen Beitrag. Für ein zweites Stück Fortsetzung hatte nun Herder, sein altes Versprechen gegen Bode einzulösen, den Ossianaufsatz geschickt, den ihm selbst nicht genügenden über Shakespeare zurückbehaltend. Da theilt ihm Bode mit, daß jenes zweite Stück der Fortsetzung — es hatte Ostern 1772 erscheinen sollen [2]) — überhaupt nicht zu Stande gekommen, daß er aber den eingeschickten Aufsatz trotzdem habe drucken lassen. Was thun? „Damit das nackte Ding nicht so jämmerlich erscheine“, sah sich Herder genöthigt, fremde Zusätze hinzuzuliefern [3]). Fremde und eigene. Die fremden waren der Goethesche Aufsatz, begleitet von einem aus dem Italiänischen übersetzten „Versuch über die gothische Baukunst“ und der Möserſche; die eigenen eine Nachschrift zu der Ossianabhandlung — und der von Neuem überarbeitete Shakespeareaufsatz. In dieser, der gedruckt vorliegenden Ueberarbeitung, bildet nun die Beziehung auf die Gerstenbergsche Classification der Shakespeareschen Stücke nicht mehr den Ausgangspunkt, sondern tritt nur ganz spät und nebenher auf, und als Epilog dient nun jene verkündigende Anrede an den Verfasser des Götz, den Herder mittlerweile, Anfang 1772, gelesen hatte [4]). Aber nicht nur Eingang und Schlußrede ist in dieser dritten Redaction neu, sondern der ganze Bau der Abhandlung ist ein anderer geworden. Man könnte erwarten, es werde nunmehr die zuvor vertagte Frage über die Kunst der einheitlichen Composition bei Shakespeare erledigt worden sein. Es ist leider nicht so. Umgekehrt vielmehr sind einige bedeutsame Ausführungen der zweiten Redaction gestrichen. Fragment und Skizze ist der Aufsatz auch in dieser letzten Form geblieben: aber immerhin eine in sich abgerundete Skizze ist er geworden. Was bloß Anknüpfung oder Excurs war, tritt zurück; in scharfer Bestimmtheit wird die Absicht vorweg ausgesprochen, den Gesichtspunkt für die Beurtheilung Shakespeares zu verändern, und in geordnetem, methodischem Fortschritte, von der Gegenüberstellung des griechischen und des Shakespeareschen Dramas aus, wird diese Absicht mit den von der früheren Form her bereit liegenden, großentheils wörtlich wiederbenutzten Materialien ausgeführt.

---

[1]) „Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur. Der Fortsetzung erstes Stück“. Hamburg und Bremen. Bei J. H. Cramer, 1770 (152 Seiten). „Haben Sie schon,“ schreibt Bode an Herder, 20. Juli 1771, „die Fortsetzung über Merkwürdigkeiten der Litteratur gesehen? Das Stück nämlich, worin was von Ihnen stehen könnte. Wollen Sie nicht, wie Sie so gütig versprochen haben, zur Fortsetzung Beitrag geben?“ — Unmittelbar nach dieser Erinnerung (Düntzer C, III, 282) scheint Herder beide Aufsätze in Angriff genommen zu haben (Düntzer A, III, 81).

[2]) Boie an Knebel, 2. März 1772, in Knebels Litt. Nachlaß II, 118.

[3]) An Hartknoch. Die Düntzer A, I, 45, Anm. 2 mitgetheilte Briefstelle bildet im Manuscripte den bei Düntzer C, II, 38 weggelassenen Schluß des Briefes v. Januar 1773.

[4]) Goethe an Herder, Nr. 5 u. 6 (Düntzer A, I, 34 u. 42); Herder an Caroline Flachsland, Mai 1772 (Düntzer A, III, 251) und Juli 1772 (ebendas. S. 302).

Es gilt, jenen Gesichtspunkt und den ganzen Gedankengehalt des Aufsatzes näher ins Auge zu fassen.

Wiederholt tritt, schon in der vorletzten Form, neben der Beziehung auf Gerstenberg die Berufung auf Lessing ein. Zwischen die Ausführungen des Einen und des Andern stellt sich der Herdersche Aufsatz recht eigentlich in die Mitte. Beide ergänzt und beide berichtigt er. Er hat, um es vorweg zu sagen, das Verständniß Shakespeares über den Standpunkt Beider ein gutes Stück hinausgeführt. Er ist von epochemachender Bedeutung für die Auffassung Shakespeares wie für die Würdigung litteraturgeschichtlicher Erscheinungen überhaupt.

Gerstenberg war es, der zuerst, nachdem Lessing in den Litteraturbriefen nur im Allgemeinen auf die Bedeutung Shakespeares hingewiesen und dessen Stücke, statt der von Gottsched gepriesenen französischen, den Deutschen als Vorbilder empfohlen hatte, tiefer auf die Eigenart des großen britischen Dramatikers einging. Die Wielandsche Uebersetzung Shakespeares, in der er eine gröbliche Mißhandlung und Verstümmelung des Dichters erblickt, giebt ihm den äußeren Anlaß dazu. Es ist nach Gerstenberg ein falscher Gesichtspunkt, wenn man Shakespeare nach dem Maaßstabe des griechischen Dramas beurtheilt. Abgesehen von dem Zusammenhange des Letzteren mit dem öffentlichen Cultus, war der Hauptzweck desselben Erregung der Leidenschaften oder des Lachens. Die Stücke des Engländers leisten das zwar auch, aber in erster Linie sind sie „lebendige Gemälde der sittlichen Natur", die weder ein Ganzes ausmachen, noch unmittelbar auf jenen Hauptzweck des griechischen Dramas ausgehen. Wie kämen auch gerade die so eigenartigen Engländer dazu, griechische Virtuosen unter sich zu haben! „Charakterstücke", nicht „tragische Fabeln" sind Lear, Macbeth, Hamlet u. s. w. Und an einer vergleichenden Gegenüberstellung von Shakespeares Othello und der französirenden, dem Othello nachgebildeten Youngschen Tragödie, „die Rache", entwickelt alsbald der Briefsteller seinen Satz weiter. Nicht die Wirkung auf die Zuschauer, nicht die Erregung von Schrecken und Mitleid, sondern die Entwickelung der Natur der Eifersucht selbst, in ihren feinsten Nüancen, ihrer verborgensten Mechanik, und zwar in individualisirender Darstellung, sei das Absehen des Dichters des Othello, eines Dichters, dessen Genialität gerade darin bestehe, daß er mit dem Talente für das Leidenschaftliche jedes andere Talent in gleichgewogener Mischung vereinige. Mit Worten, die uns gegen die Unbefangenheit des Kunstrichters mißtrauisch machen könnten, bekennt Gerstenberg, wie sehr er dieses „Lieblingsgenie der mütterlichen Natur bewundere, liebe, mit Entzücken liebe". Gegen den Vorwurf eines „fehlerhaften Geschmacks" weiß er nichtsdestoweniger seinen Liebling nur entschuldigend zu vertheidigen. Statt der Behauptung, daß es Shakespeare eben einzig um die bis ins Kleinste treffende Wiedergabe der Natur eines jeden Gegenstandes zu thun gewesen, alle die Stärke zu geben, deren sie fähig ist, begnügt er

sich, bezüglich der Anklage auf Kostümverletzung, Schwulst und Geziertheit im Ausdrucke u. s. w., für mildernde Umstände zu plaidiren und zieht sich schließlich auf sein eigenes subjectives Gefühl zurück, demzufolge er an jener zwanglosen Natur, welcher Shakespeare folge, „weit mehr Vergnügen finde als an einer sogenannten schönen Natur, die, aus Furcht, ausschweifend oder arm zu erscheinen, in goldenen Fesseln daher schreite". In keiner Weise eben ist der Lobredner Shakespeares im Stande, den richtigen Gesichtspunkt, den er in der Gegenüberstellung des griechischen und des Shakespeareschen Dramas aufgestellt, festzuhalten, zu voller Klarheit zu erheben und ohne Verwirrung durchzuführen. Unversehens schiebt sich ihm das französische an die Stelle des griechischen Theaters, und so kömmt es, daß er, enthusiastisch wie er von der Größe Shakespeares ergriffen ist, sich doch andererseits keineswegs von einer recht beschränkten Auffassung des herrschenden dramatischen Regelncodex frei zu machen weiß. Denn nun sucht er doch wieder nachzuweisen, daß es dem Dichter an „dramatischer Kunst", wo sie erfordert werde, keineswegs gefehlt habe, und hebt, ohne es zu wollen, sein früheres Lob theilweise wieder auf, indem er an der Composition der „Irrungen" und der „Lustigen Weiber" rühmt, daß sich in ihnen der Dichter dem Drama der Alten wenigstens genähert habe. Mit Recht erklärt er schließlich die Gattung der Shakespeareschen Historien für die „roheste Gattung der dramatischen Kunst", aber das hindert ihn nicht, gerade von ihnen zu behaupten, daß sie ein „gewisses Ganze" bildeten, „das Anfang, Mittel und Ende, Verhältniß, Absichten, contrastirte Charaktere und contrastirte Gruppen habe" [1]).

Um Vieles einseitiger, aber zugleich unendlich klarer, consequenter und daher in der Wirkung durchschlagender war die Stellung, welche demnächst Lessing in der Dramaturgie zu Shakespeare einnahm, und in der Hauptsache bereits in den Litteraturbriefen eingenommen hatte. Nur in einzelnen Fingerzeigen, einzelnen unvergeßlichen Worten über das eine und andere Shakespearesche Stück huldigt er dem Genius des großen Briten. Er verehrt diesen Genius wie ihn nur irgend der Briefsteller in den Schleswigschen Briefen verehren konnte. Er stellt ihn, wie dieser, in Gegensatz zu dem Geiste des französischen Theaters, so zwar, daß die Wagschaale der Franzosen immer da am höchsten in die Luft schnellt, wo er den Namen Shakespeares in die andere Schaale wirft. Auch ihm ist, zum Beispiel, Romeo und Julie ein „lebendiges Gemälde" aller kleinsten, geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unser Herz einstehle, und Othello ein ebensolches Gemälde der Eifersucht. Den

[1]) Man muß den Gerstenbergschen Aufsatz in den Merkwürdigkeiten selbst (Zweite Sammlung, Brief 14—18) aufsuchen. Noch in der Bartschschen Bearbeitung des Kobersteinschen Werks III, 422 wird anachronistisch unter Anführung von Stellen, die sich erst in der zweiten Redaction des Aufsatzes in Band III von Gerstenbergs Vermischten Schriften vom Jahre 1816 finden, eine ironische Beziehung Lessings auf Gerstenbergs Urtheil über Aristoteles behauptet.

schiefen Gegensatz aber, um den sich die Gerstenbergschen Auseinandersetzungen drehen, als ob solche lebende Gemälde der menschlichen Natur etwas ganz Eigenes für sich, und Erregung der tragischen Leidenschaften, Wirkung auf die Seele des Zuschauers, etwas Anderes sei, — diesen Gegensatz aufzustellen, davor bewahrte ihn die Klarheit seines Denkens. Gerstenberg war zu dieser Gegenüberstellung gekommen, weil ihm nur die schlechte Art vorschwebte, in welcher die französische und französirende Tragödie, unbekümmert um Naturwahrheit, Alles auf die Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers, auf Effect und Sensation berechnete — als ob diese französische und die griechische Tragödie ein und dasselbe Ding wären! Daß diese beiden nicht nur nicht zusammenfielen, sondern im innersten Wesen verschieden seien, das vielmehr war das Erste, was Lessing in das hellste Licht stellte. Und um so entschiedener hinwiederum behauptete er, daß Shakespeare den wahren Zweck der Tragödie — durch was immer für Mittel, auf wie eigenen Wegen immer — ganz ebenso erreiche, wie Sophokles oder Euripides. So sehr war ihm, dem orthodoxen Verehrer der Aristotelischen Poetik, dieser Zweck, die Erregung und die Reinigung von Furcht und Mitleid, die Hauptsache, daß er im Hinblick hierauf Sophokles und Shakespeare allzu unbedingt auf eine und dieselbe Linie rückte, unangesehen die sonstigen Verschiedenheiten im Baue der Stücke des Einen und des Andern. Es fällt ihm nicht ein, den kleinlichen Versuch zu machen, die Unregelmäßigkeiten der Shakespeareschen Stücke vertheidigend abschwächen zu wollen. Genug, daß sie ihm das Nebensächliche sind, das „Mechanische" im Vergleiche mit dem Hauptzwecke der Tragödie. Ein praktischer Führer zum Besseren, ein echter Reformator, bekämpft er nur die heuchlerische Scheinregelmäßigkeit der Corneille und Voltaire und wehrt auf der anderen Seite dem Wahne, als ob in der Regellosigkeit als solcher das Geheimniß der dramatischen Wirkung und das Kennzeichen der Genialität zu suchen sei.

Herder, wie gesagt, stellt sich zwischen Gerstenberg und Lessing in die Mitte. Er steht im Ganzen mit seinem immer so stark vom Gefühle geleiteten Urtheile näher zu jenem als zu diesem. In den Gerstenbergschen Briefen ist ihm, wie es in den älteren Entwürfen des Aufsatzes heißt, Shakespeare „mehr erschienen" als in so Manchem, was dessen Landsleute, die Engländer, über ihn geschrieben. Ein Mann, sagt er, werde darin sichtbar, der „unverdorben von der Kritik der Regeln und unverwahrlost von den Vorbildern der Alten, die ganze weite Natur von Charakteren, Leidenschaften, Anlagen, Dichtungen und Spracharten in ihm fühlen konnte und Alles dies in Shakespeares Zeitalter, Volk und Idiom sich zu erfühlen strebte." Wie Gerstenberg geht auch er in erster Linie darauf aus, Shakespeare zu zeigen wie er ist, ihn zu fühlen und zu erklären; die praktische Absicht des Dramaturgen, unserer eigenen dramatischen Poesie die Wege zu weisen, tritt höchstens von ferne als Wunsch und unbestimmte Hoffnung auf. Ganz wie Gerstenberg will er

„den Gesichtspunkt“ verändern, aus dem Shakespeare zu betrachten und zu beurtheilen sei, und der Gesichtspunkt, den er geltend macht, ist im Großen und Ganzen gar kein anderer als der Gerstenbergsche. Die älteren beiden Redactionen unseres Aufsatzes haben dessen kein Hehl; erst die gedruckte läßt den Vorgänger in Schatten treten und betont mit höherem Selbstgefühl die Neuheit der zu entwickelnden Ansicht. Nicht ohne ein gewisses Recht. Denn erst Herder giebt durch den ausgeführteren Nachweis der verschiedenen Entstehung des griechischen und des englischen Dramas der Behauptung von der Verschiedenheit beider eine feste historische Grundlage. Erst Herder führt den Gesichtspunkt, den er so für die Beurtheilung Shakespeares gewinnt, consequent, energisch und ohne die Gerstenbergsche Verwirrung durch. Erst er entsagt in Folge dessen allem bloßen Vertheidigen und Entschuldigen Shakespeares und leitet wirklich alle Eigenheiten des Dichters aus dem eigenthümlichen Charakter seiner Schöpfungen ab. Erst er endlich stellt auf Grund seiner historischen Betrachtungsweise, von der Ueberzeugung aus, daß auch die Bühne in fortwährender Entwickelung gewesen, das von Gerstenberg unentschieden gelassene Verhältniß des griechischen zum französischen Drama klar, und ist eben deshalb im Stande, auch wieder den Punkt aufzuzeigen, wo das griechische mit dem germanischen Drama sich begegnet. Und für diese Punkte ist Lessing sein Lehrer gewesen. Wäre sein Einverständniß mit Lessing nicht schon durch die Berufung auf denselben in dem gedruckten Texte unseres Aufsatzes bewiesen, so könnte der Text der vorletzten Redaction zeugen, in welcher ausdrücklich des Dramaturgen „vortreffliche“ Erklärung der Aristotelischen Furcht- und Mitleidstheorie citirt wird. Bewiese nicht schon die verurtheilende Charakteristik des französischen Theaters im Reisejournal, wie durchaus er sich in dieser Beziehung an Lessing anlehnte, so läge weiterer Beweis in der mit unserem Aufsatze ungefähr gleichzeitig entstandenen Recension des von Eschenburg übersetzten Shakespeare-Essays in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek vor[1], wo der Recensent über Voltaire und dessen Beurtheilung Shakespeares genau in dem spottenden Tone Lessings redet und dem Hamburgischen Dramaturgen das Lob ertheilt, daß er seinen Tadel Corneilles „bis zur bestimmtesten Philosophie erhoben habe“. So ergänzt Herder mit seiner Anerkennung der Aristotelischen Theorie und seiner scharfen Scheidung zwischen dieser und dem pseudoaristotelischen Codex in der That Gerstenberg durch Lessing — nur daß er mit dem Nachweis, wie die Shakespeareschen Stücke, als ein ganz neues, eigenes Genus von Drama, der Aristotelischen Gesetzgebung doch nur mit Vorbehalt unterworfen werden könnten, über Lessing hinaus und gewissermaaßen zu Gerstenberg zurückgeht. Ueber Beide vielmehr geht er hinaus, am entschiedensten dadurch hinaus, daß er, was am wenigsten in Lessings Wege gelegen hatte und wozu dieser kaum

[1]) S. oben S. 429, Anmerkung.

recht den Sinn hatte — die ganze Betrachtung durchaus auf den Boden der Geschichte stellt.

Mit der schärfsten Bestimmtheit — man nehme den Aufsatz zur Hand — wird gleich anfangs dieser Weg historisch-genetischer Betrachtung eingeschlagen. Es ist die Uebertragung des unserm Verfasser überall eigenen, für alle Sprach- und Litteraturerscheinungen so nachdrücklich schon in den „Fragmenten" und den „Kritischen Wäldern" geltend gemachten Verfahrens auf das specielle Gebiet des Dramas. Sophokles' Drama und Shakespeares Drama, so entwickelt er, sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Das aber sind sie, weil sie einen gänzlich verschiedenen Ursprung haben. Die griechische Tragödie — das Lustspiel wird ganz bei Seite gelassen — ist aus dem gottesdienstlichen Chorgesang, dem Dithyrambus, hervorgegangen, und hieraus erklärt sich ihre ganze Eigenthümlichkeit. Die Einheit der Fabel, die Einheit des Ortes und der Zeit — alle diese Dinge waren den Alten durch die Natur der Sache gegeben; unrichtig insbesondere — diese Bemerkung geht offenbar auch gegen Lessing —, zu behaupten, daß die Alten die Fabel simplificirt hätten, da sie vielmehr sie zu vervielfältigen bedacht sein mußten, um aus Chorgesang Drama zu machen. Was jedoch damals Natur der Sache war, ist es heute nicht mehr, und wenn man nun trotzdem ganz äußerlich in der Manier des alten Dramas blieb, so mußte wohl am Ende jenes leblose Nachbild, jene „Puppe des griechischen Theaters" entstehen, welche in gleißnerischer Vollendung, ein Meisterwerk conventionellen Geschmackes, bei den Franzosen, bei Corneille, Racine, Voltaire sich findet. Wie anders nun aber, wenn ein anderes modernes Volk, statt nachzuäffen, sich lieber selbst sein Drama nach seiner Natur, nach seinen Sitten, Meinungen, Traditionen und Liebhabereien, wenn auch aus Fastnachts- und Marionettenspiel — eben wie die Griechen das ihrige aus dem Chor — erfand! So haben die Engländer gethan. Aus dem entgegengesetztesten Stoffe, in der verschiedensten Bearbeitung gelang es der genialen Kraft Shakespeares, eben die Wirkung, die der antiken Tragödie eigen ist, Furcht und Mitleid, hervorzubringen, ein vollkommenes dramatisches Ganze, so gut wie in ihrer Weise die griechischen Tragiker, hinzustellen. Bei aller Verschiedenheit daher — der Ausdruck klingt an Young an [1]) — ist „Shakespeare des Sophokles Bruder". Wenn dieser Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so jener nordische Menschen. Die Natur, die echte Menschennatur ist des Einen wie des Andern „Stoff, Thema und Lehrmeisterin". Den eigensten Charakter freilich Shakespeares erkennt man nur, wenn man vor Allem jene Verschiedenheit sich klar macht. Ausführlich setzt sie Herder auseinander. Shakespeare fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter wie ihn die griechischen Dramatiker vor sich hatten: er

[1]) „Shakespeare ist nicht der Abkömmling der Alten, sondern ihr Bruder", Young, Gedanken über die Originalwerke, S. 67 der Uebersetzung, 2. Aufl.

schuf ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten u. s. w. zu einem Ganzen. Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung, sondern Geschichte von allerlei Art, und aus diesem so verschiedenartigen Zeuge bildete er ein Wunderganzes, das nun nicht sowohl die Einheit einer Handlung als vielmehr die einer Begebenheit, eines großen Ereignisses zeigt. Der Charakter aller seiner Stücke daher besteht darin, daß sie Geschichte der Menschheit in dramatischer Form spiegeln. Mit Göttergriff, mehr Schöpfer als Dichter, hat Shakespeare immer eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zusammenzufassen verstanden, und nur natürlich, daß es da zur Wahrheit der dargestellten Begebenheiten gehörte, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, damit sie mit zur Täuschung beitrügen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Ortes und Einer Zeit bearbeitete: Shakespeare konnte ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenschicksal „durch alle die Oerter und Zeiten wälzte", wo sie eben geschehen. Und wie vortrefflich er das verstanden, wie er jeden einzelnen Auftritt, jede Theilbegebenheit in ihre lebendige Sphäre, in ihren Ort und ihre Zeit versetzt und so die höchste Naturwahrheit, die höchste Illusion erreicht habe, das wird sofort von Herder an Macbeth, Hamlet, Othello mit nachfühlendem Verständniß gezeigt; in der geistvollsten Weise wird ausgeführt, wie das Maaß von Raum und Zeit im Innern der Seele liege, und wie es daher das Recht des wahren Dichters sei, dies ideale Zeitmaaß an die Stelle des äußerlichen zu setzen.

Die Wärme, mit welcher hier für Shakespeare als den modernen Dramatiker schlechtweg eingetreten, die Beredsamkeit, mit der seine wunderbare Dichtergröße gepriesen, die hingebende Empfindung, mit der uns einige der ergreifendsten Momente seiner Stücke gedeutet werden — wie hätte das nicht packen und zünden, wie hätte es nicht dem Dichter neue Anhänger werben und die Nacheiferung wecken sollen?

Aller Anerkennung des Verdienstes der Herderschen Abhandlung hat indeß ein neuerer, vorzugsweise kunstverständiger Litterarhistoriker die Behauptung hinzugefügt, daß dieselbe an einer bedenklichen Schwäche kranke. Uneingedenk der Lessingschen Lehre, daß das Drama nicht dialogisirte Geschichte sei, habe sich Herder durch die aus Shakespeares Jugendzeit stammenden Stücke aus der englischen Geschichte verleiten lassen, das Wesen der dramatischen Handlung wieder mit dem Wesen der epischen Begebenheit, die Einheit der Handlung mit der Einheit der Person zu vermischen [1]).

Dem Tadel wird in dieser Fassung schwerlich zuzustimmen sein. Er läßt sich dem Texte der gedruckten Abhandlung gegenüber nicht aufrecht erhalten;

[1]) Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur, Drittes Buch, Erste Abth., in dem Capitel über Herder.

er wird noch mehr hinfällig, wenn wir die älteren Entwürfe zu derselben mitberücksichtigen.

Es sind zuerst nichts weniger als die englischen Historien, welche Herder in erster Linie vorschweben. Auf Lear und Othello, auf Macbeth und Hamlet beruft er sich da, wo er seine Ansicht verdeutlichen will und nur ganz nebenher, ganz kurz, auch auf die Richards und Heinrichs. „Historie," so sagt er allerdings am Schlusse des Aufsatzes, sei jedes Shakespearesche Stück, „Helden- und Staatsaction zur Illusion mittlerer Zeiten"; daß uns jedoch der Name „Historie" nicht irre führe, dafür ist — wenn nicht durch den Zusatz: „oder ein völliges, Größe habendes Ereigniß einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals" — durch den ganzen übrigen Aufsatz gesorgt. Denn gerade auf die volle dramatische Geschlossenheit, auf die Einheitlichkeit legt er da überall den Accent. Das gerade ist ihm das Bewunderungswürdige an dem großen Briten, daß er, unter so ganz anderen Verhältnissen, gegenüber so ganz anderen Stoffen, den Forderungen des Aristoteles auf Herstellung eines einheitlichen dramatischen Bildes, abzweckend auf die Erregung von Furcht und Mitleid, um nichts weniger genügt habe als die Meister der athenienfischen Bühne. Es ist wahr, er setzt dem Begriffe der Handlung, als dem, der das Wesen des griechischen Dramas ausdrücke, den der Begebenheit, des événement entgegen, allein in keinem anderen Sinne als um mit jenem Worte die Einfachheit, mit diesem das Vielfache, Verwickelte, Disparate der dramatisirten Stoffe zu bezeichnen. Jedes Shakespearesche Stück ist ihm — darauf kömmt er immer wieder zurück — ein dramatischer Mikrokosmus, ein einzelnes „Weltall", das von Einer Seele zusammengehalten werde. Am allerentferntesten ist er davon, an die Stelle der Einheit der Handlung die Einheit der Person setzen zu wollen; gerade im Gegentheil hebt er hervor, wie in der einheitlichen Darstellung der Geschichte einer Leidenschaft die verschiedensten Charaktere, eben wie in dem großen Ganzen der Weltgeschichte, zusammenwirken. Das zeigt er am Othello; darum gerade will er den Lear wahrhaftig ein Drama genannt wissen, weil hier die verschiedensten Umstände, Triebfedern, Charaktere, Situationen zu einem „Vater- und Kinder-, Königs- und Narren- und Bettler- und Elendsganzen" zusammengeordnet seien. Eine Tragödie, hatte Lessing gesagt, sei keine dialogirte Geschichte und wollte damit nur einschärfen, daß, wenn auch immerhin der Dichter seinen Stoff aus der Geschichte entnähme, er doch eine viel andere Aufgabe habe als möglichst gewissenhaft bei den überlieferten Thatsachen zu bleiben und dieselben etwa nur in Wechselreden umzusetzen. Und Herder wäre anderer Ansicht? Nicht das ja gilt ihm als das Charakteristische an Shakespeare, daß derselbe Geschichtsdramen gedichtet, sondern dies, daß seine Dramen voll des Geistes der Geschichte im höchsten Sinne des Wortes seien. Nicht einen epischen, sondern einen geschichtsphilosophischen Charakter vindicirt er ihnen, wenn er in ihnen doch „dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee

Gottes" erblickt. Er bricht leider seine Abhandlung gerade da ab, wo „eben das Herz der Untersuchung anfinge", da, wo er nun zu zeigen gehabt hätte, „durch welche Kunst und Schöpferweise Shakespeare eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch einem lebendigen Ganzen habe dichten können, was für Gesetze unserer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in jedem seiner Schritte und Kunstgriffe liegen". In etwas wenigstens wird diese Lücke durch die der gedruckten Abhandlung nächst vorangehende Niederschrift ergänzt. Hier in der That hatte er sich einigermaaßen an jene wichtigen Fragen herangewagt. Ausdrücklich wird da der „fette Warburton" darüber zurechtgewiesen, daß er Shakespeare wegen seiner historischen Verstöße „beschulmeistert" habe, eben als ob es auf historische Richtigkeit, auf das Was und nicht vielmehr auf das Wie der Behandlung ankäme, auf die Untersuchung, so heißt es wörtlich, „wie tief Shakespeare Alles auf Charakter und Denkart zurückführt, wie helle er in die Seele gesehen und Seelen gemalt, Umstände und Gegenumstände zusammen- und gegen einander gewogen, daß der getäuschte Leser gleichsam das Gesetz der Fatalität empfindet, nach so vorherbestimmten Ursachen auf den Erfolg schwören möchte, daß er so geschehen müßte. Shakespeare zeigt ihm gleichsam das Buch der Vorsehung, und die entzückte prophetische Seele, über den Zusammenhang der Begebenheiten hinausgesetzt, wird gedrungen, diesen als den einzigen zu erkennen — welche Gewalt könnte, wenn die Ursachen bleiben, den Erfolg hindern! — Ist dies nicht Gebrauch der Geschichte und Novelle genug?" Zurechtgewiesen wird da ebenso der Verfasser des mehrerwähnten englischen Essays, und ausdrücklich als ein Irrthum bezeichnet, daß er meine, Shakespeare habe die englischen Historien „als bloße Geschichten aufs Theater gebracht, als Begebenheiten, bei denen es der Nation um Wahrheit zu thun wäre". So vollständig steht Herder bezüglich der Verurtheilung aller bloß „dialogirten Geschichte" auf dem Lessingschen Standpunkte, daß er jedes wiederholende Wort darüber für „Unrath" erklärt. Geschichte, aber dramatische Geschichte, so faßt er positiv seine Meinung zusammen, habe Shakespeare aufs Theater gebracht, und sofort nimmt er einen recht ernstlichen Anlauf, diesen Begriff und also „die Gesetze der historischen, philosophischen, dramatischen Kunst" zu entwickeln. Er zeigt, wie zu jedem Versuche, irgend ein Ereigniß aus seinen Ursachen zu erklären, von selbst eine Art dramatischer Vorstellung in der Seele erforderlich sei, indem man dabei unwesentliche Umstände wegzulassen, die wirklich thätigen Triebfedern sich wirksam vorzustellen und zu einem Ganzen der Succession zu bilden genöthigt sei. Mit dem Auge des Verstandes thue das der „Virtuose der Geschichte", mit dem Auge der Einbildung der dramatische Dichter. Vergangene Geschichte solchergestalt von innen heraus, als das unausbleibliche Resultat der wirkenden Kräfte, darzustellen und folglich historische Illusion zu erzeugen, gelinge uns am ehesten bei der Geschichte unseres eigenen Lebens, weil wir uns da am ehesten über Alles Red' und

Antwort geben zu können glauben. Dem analog nun sei die Leistung des Dramatikers, nur viel schwieriger noch. Denn hier handle es sich darum, „aus der Geschichte Dialog zu machen, zum Dialog Charaktere, aus vollen Charakteren Handlung, aus dieser dramatische Vorstellung zu machen". Alles das indeß habe das Genie Shakespeares wirklich geleistet, und ein Geschichtschreiber daher, der ihn recht zu nutzen verstehe, werde ihm manchen Kunstgriff ablernen, werde auf die herrlichsten „Erfindungsformeln" kommen, wie Situationen anzulegen, Charaktere zu schaffen und durchzuführen, Menschen wirkend zu machen seien. So sei die Kunst, so das Gesetz des großen englischen Dramatikers; ganz nebensächlich dagegen — so schließt der betreffende Abschnitt —, „ob er manchmal Begebenheiten auf die Bühne gebracht, die mehr in die Geschichte als auf die Bühne gehören, ob er sich dem gothischen Geschmacke seiner Zeit oft zu sehr überlassen, Geräusch und ritterliches Getümmel dahin zu bringen" — — genug, „er ist ein Maler der Geschichte zur höchsten theatralischen Illusion."

Sagen diese Sätze etwas Anderes aus als das, was Aristoteles meinte, wenn er die Tragödie für philosophischer erklärte als die Geschichte? Wäre hier wirklich das Wesentliche des dramatischen Stils verkannt und mit dem des epischen verwirrt? Daß es die Aufgabe der echten Tragödie sei, der Shakespeareschen so gut wie der griechischen, eine Fabel des menschlichen Schicksals mittelst menschlicher Charaktere zur Reinigung der Leidenschaften darzustellen, das hat Herder bestimmter als hier dreißig Jahre später in der Adrastea [1]) ausgeführt. Auch dort unterscheidet er die griechischen Tragiker als „Dichter ihres Heldencyklus" von dem englischen als dem „Dichter des Weltcyklus" — nur daß er dort den Schicksalsbegriff und die reinigende Wirkung der Tragödie, hier den verschiedenen Umfang der behandelten Stoffe zum Mittelpunkte der Auseinandersetzung macht. Nicht einen Widerspruch, sondern nur einen Fortschritt und eine Ergänzung enthalten die späteren gegen die früheren Auslassungen.

Denn vermissen freilich muß man an der „Rhapsodie" der „Fliegenden Blätter" mehr als Eins. Immer doch fehlt uns das letzte Wort, worin denn nun eigentlich dies Dramatisiren der Geschichte bestanden habe, welche Mittel der Dichter angewandt, um solche Einheit und solche Wirkung hervorzubringen. Auch Herder leistet doch nur sehr unvollkommen, was er als Recensent in der Allgemeinen Bibliothek von dem englischen Essayisten fordert: die Schönheiten Shakespeares nicht bloß zu zeigen, wie sie daliegen, sondern wie sie geworden. Die Wahrheit ist: nicht ein falsches dramatisches Compositionsgesetz giebt er, sondern er giebt gar keines. Es ist nicht zufällig, daß er eben da abbricht, wo „das Herz der Untersuchung" anfinge, ja, daß er selbst die Gedanken zurückhält, die er darüber versucht hatte. Er ist eben nichts weniger als

[1]) Bd. II, St. 2 (4. St.) S. 286 ff., besonders 312.

Dramaturg. Wohl gelingt ihm jetzt in großen Zügen eine historische Construction des „nordischen" im Unterschiede von dem antiken und dem französischen Drama. Wohl hat er sich einige der wesentlichen Eigenheiten Shakespearescher Dichtung so innig zum Bewußtsein gebracht, daß er sie glücklich zu formuliren, überzeugend zu schildern vermag: aber immer noch verdeckt ihm der große Dichter den großen Dramatiker. Er vertieft sich in die Wunder wirkende Genialität desselben; er bewundert, in wie hohem Grade es demselben gelungen sei, „Illusion" hervorzubringen, eine „lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit" vor uns hinzuzaubern. Zu sehr in der That bewundert er ihn, um ihn zu zergliedern, um ihm seine schöpferischen Meistergriffe, seine künstlerische Weisheit, seine Compositionsgeheimnisse, seine dramatische Technik abzulauschen. Auch da aber, wo er ihm nachschleicht und in die Werkstätte seines Schaffens eindringt, da thut er es mit hingenommenem Gefühle, um nur immer von Neuem den Eindruck, die Stimmung zu entwickeln, die der Dichter durch die Wechselbeziehung der Ereignisse und Situationen auf die jedesmaligen Orts- und Zeitverhältnisse zu erwecken verstanden. Eben wie Gerstenberg sind auch ihm die Shakespeareschen Stücke lebende, bewegte Gemälde, deren Licht und Schatten, Ton und Farbe er vortrefflich wiederzugeben weiß. Nicht mit epischen Compositionen hat er sie verwechselt, sondern fast wie lyrische Gedichte sieht er sie an. Die lyrischen Motive in ihnen nachzuempfinden, ist seine Hauptstärke. „Hätte ich doch Worte dazu", ruft er aus, wie als ob es sich um das Ganze einer Ode handelte, „um die einzelne Hauptempfindung, die jedes Stück beherrscht und wie eine Weltseele durchströmt, zu bemerken!" Noch Eins wirkte zu dieser Auffassung mit. Die französischen Dramen hatte er auf dem französischen Theater aufführen sehen, die Shakespeareschen kannte er nur vom Lesen. In Folge dessen kann er an die Bühne nicht denken, ohne sich die Förmlichkeit, den steifen Pomp, den declamatorischen Anstand des französischen Theaters vorzustellen. Jenes „Brettergerüst", auf dem „eine Reihe verbundener artiger Gespräche" sich abspielt, läßt ihn den Werth der scenischen Repräsentation überhaupt unterschätzen. „Mir ist," sagt er, „wenn ich Shakespeare lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden." Lesend glaubt er dessen Stücke besser verstehen zu können, als wenn sie ihm durch das Spiel eines Garrick vorgeführt würden. Er irrt. Denn auf dem Theater eben sind diese „theatralischen Bilder" entstanden, deren jedes eine „innig beseelte Welt" ist, und so vollständig war Shakespeare der Meister der „Illusion", weil er zugleich Dichter und zugleich Schauspieler, weil er der Lehrling der Bühne war. Wenn Goethe in seinem Götz es versäumte, die einzelnen Begebenheiten noch durch eine andere als die bloße Personalunion zu verknüpfen, so hatte er die Lehren Herders mißverstanden: wenn es geschah, weil er die Geschichte des Ritters mit der eisernen Hand dramatisirte, ohne an die Bühne zu denken, so fällt dafür die Schuld ohne Zweifel auf den Straßburger Lehrer zurück.

Mit der Achtsamkeit Herders auf das lyrische Moment in Shakespeare hängt es nun aber zusammen, daß er mit Vorliebe sich der Reproduction der in dessen Stücke eingestreuten Lieder zuwandte. So trat ihm Shakespeare in eine allernächste Beziehung zu der Balladen- und Volksliederdichtung, wie er umgekehrt an dieser wieder das Handelnde, Lebendige, Dramatische betonte. Ganz natürlich fand der Shakespeareaufsatz seinen Platz neben den Briefen „über Ossian und die Lieder alter Völker".

Ueber Ossian! Seltsam, fürwahr, daß diese poetische Maske für Herders Auseinandersetzungen über den Geist und Werth alter Volkspoesie den Ausgangspunkt bilden mußte. Es ist heute Jedermann bekannt, daß jene Lieder des Sohnes Fingals, der im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt gelebt haben sollte, weder so alt, noch überhaupt echte Volksdichtung, sondern vielmehr eine mit Talent und Geschick in Scene gesetzte Mystification, ein Fabricat des Schotten Macpherson sind. Gleichviel indeß; obgleich Herder unter derselben Täuschung stand wie damals beinahe Jedermann in Deutschland: der nachgemachte Schlüssel that in der Hand des sinnigen und begeisterten Dolmetschers dieselben Dienste, wie sie ein echter gethan haben würde. Das war doch nur zur Hälfte eine Täuschung, wenn Herder in dem Macphersonschen Ossian ähnliche Klänge der Natur und des Herzens zu vernehmen glaubte wie die, die ihn in Homer und Hiob, in Shakespeare und in zahlreichen Stücken des Volksgesanges entzückten. Was that es, daß Macpherson ein Fälscher war — der Fälscher, der dem, wenn auch eintönigen Ausdruck schwungvoller Empfindungen und charakteristischer Stimmungen durch die Benutzung alter irischer Lieder und schottländischer Sagen und Verse den Schein des Alterthümlichen anzutäuschen verstand, war noch immer ein echterer Dichter als die kalten Versmacher, die ihren regelkundigen Nachahmungen der klassischen Muster vergebens den frischen Glanz der Natur und die Wärme des Lebens anzukünsteln versucht hatten. Bloße Stimmungspoesie war diese Ossiansche Bardendichtung, die in ihr herrschende Stimmung eine modern-sentimentale. Gleichviel auch das; vielmehr nur um so geeigneter, einer Musik gleich, den vertrockneten Sinn für echte, empfindunggeborene Poesie allererst zu lösen und zu wecken. Diesen Dienst leistete Ossian dem ganzen damaligen Geschlechte; diese Rolle spielt er auch in der Herderschen Abhandlung. Er bildet gleichsam nur das Präludium und wiederum nur den Hintergrund für eine Reihe anderer viel weniger zweideutiger poetischer Erscheinungen. Mit den Tönen dieses Dichters „voll Hoheit, Unschuld, Einfalt, Thätigkeit und Seligkeit des menschlichen Lebens", wie Herder ihn preist, gelang es ihm, den Zeitgenossen das Ohr zu öffnen für das wahrhaft Einfache, für die ungekünstelten Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes.

Noch ein Menschenalter später, in dem Horenaufsatze über Homer und Ossian, und noch am Ende seines Lebens, in der Adrastea vom Jahre 1803 spricht Herder von dem süßen Staunen, welches in den Jahren 1761 bis

1765 die Erscheinung Ossians auch ihm erregt habe[1]). Das erste Bekanntwerden Ossians in Deutschland durch die beiden in Hamburg 1764 erschienenen Prosaübersetzungen einzelner Ossianscher Stücke fiel in den Schluß von Herders Königsberger Studienzeit, in die Zeit, da eine Geschichte des lyrischen Gesanges unter seinen Projecten obenan stand. Auf Ossian berief er sich alsbald in den Litteraturfragmenten gegen diejenigen, die keine anderen Muster als die der Griechen und Römer gelten lassen wollten; Ossian nannte er neben Homer und Shakespeare, wenn er die höchsten poetischen Genies nennen wollte[2]); mit Ossian stritt er in den Kritischen Wäldern ebensowohl gegen Lessings allzu scharf betonten Gräcismus wie gegen Klotzens gedankenlose Homerverherrlichung[3]); viel zu fest saß ihm der Glaube an seinen geliebten Ossian, als daß ihn die von irischer Seite alsbald gegen das Alter und die Echtheit der Macphersonschen Publicationen erhobenen Zweifel darin hätten irre machen können[4]). Im Jahre 1768 erschien dann der erste Band der Denisschen Uebersetzung Ossians, und nun zuerst ließ er sich eingehender in einer Recension der Nicolaischen Bibliothek über den neu entdeckten Sänger der Vorzeit aus[5]). Mit vollem Rechte tadelt er, daß der Uebersetzer mit seinen Hexametern den nordischen Barden homerisirt habe und empfiehlt ihm statt dessen das Studium des Strophen- und Versbaues der Skalden und die Anwendung des Klopstockschen freien Silbenmaaßes. Probeweise überträgt er selbst einige Ossiansche Stücke in dies Metrum, und nicht zufällig ist es, daß wir einer dieser Uebersetzungsproben in der Abhandlung über das Mosaische Lied von der Schöpfung begegnen[6]): seine Eingenommenheit für die Ossiansche Weise ging eben Hand in Hand mit seiner Liebe für die althebräische Dichtung.

Auf die Recension vom Jahre 1769 greift nun der Aufsatz vom Jahre 1771 zurück. Jetzt befand sich auch der zweite und dritte Band der Denisschen Uebersetzung in den Händen unseres Kritikers, desgleichen der englische Text und die von Macpherson veröffentlichte Probe des gälischen, angeblichen Urtextes[7]). Die Reise mit ihren Seeeindrücken und „Dämmerungsgeschichten" hatte seinen Sinn, seine Begeisterung für Ossian nur noch gesteigert; in Nantes hatte er zuerst einen ausführlicheren Auszug aus Blairs Abhand-

---

[1]) Horen, Jahrg. 1795, Bd. 4, St. 10, S. 87; Adrastea V, 2, 340 ff.

[2]) Fragm. III, 135, 146. Recension von Dusch, Briefe zur Bildung des Geschmacks in der A. D. B. VII, 2, S. 149 (LB. I, 3, b, 66 u. SWS. IV, 284).

[3]) K. W. I, 38 ff., 226. 228; II, 18.

[4]) Recension der Hamburgischen Unterhaltungen in der Königsberger Zeitung 1767, St. 98 vom 7. December (SWS. IV, 231.); vgl. die späteren Aeußerungen in den Horen und der Adrastea a. a. O.

[5]) A. D. B. X, 1, 63 ff.; abgedruckt LB. I, 3, b, 119 ff. Jetzt SWS. IV, 320 ff.

[6]) LB. I, 3, a, 441.

[7]) Denis' zwei Bände hatte ihm Nicolai 1770 nach Amsterdam geschickt (LB. II, 152.) Außerdem zu vergl.: Goethe an Herder (Nr. 4); Herder an Merck bei Wagner I, 27. 28.

lungen über Ossian gelesen[1]) — in der unfreiwilligen Straßburger Muße endlich hatte er von Neuem das eine und andere Stück übersetzt, hatte sich an den elegischen Tönen dieser und anderer verwandter Lieder geletzt; wie nie zuvor war er in der ersten Zeit seines Bückeburger Aufenthalts, in seiner einsamen „celtischen Hütte" für Ossian gestimmt[2]), so recht in der Laune und Verfassung, alles das aufs Papier zu werfen, was ihm nun schon so lange über dies ganze Thema auf dem Herzen lag.

Abermals also knüpft er an die verfehlte Uebersetzung Ossians durch den Barden an der Donau an. Weiter ausgeführt hat er demnächst diese Kritik in einer die frühere fortsetzenden Recension für die Nicolaische Bibliothek[3]). Hier, in dem „Auszug aus einem Briefwechsel" ist es ihm — ganz analog wie in dem Shakespeareaufsatze — in erster Linie darum zu thun, für die Beurtheilung Ossians einen neuen, nach seiner Ueberzeugung den allein richtigen Gesichtspunkt aufzustellen. Ossian ist nichts weniger als ein „Epopöist"; seine Gedichte sind vielmehr „Lieder, Lieder des Volks, Lieder eines ungebildeten, sinnlichen Volks". Und sofort wendet sich, nach der Aufstellung dieses Gesichtspunktes, die Abhandlung zur Charakteristik dieser ganzen Gattung von Poesie. Auf Ossian lenkt die Rede nur insofern wiederholt zurück, als sich eben auch in seinen Gedichten die eigenthümlichen Züge solcher Poesie aufzeigen lassen.

Nicht gerade in sehr übersichtlicher und geordneter Weise verläuft die Charakteristik. Sie schlingt sich, wie es die Sache mit sich brachte, um eine Anzahl von erläuternden und beweisenden Beispielen, von allerlei Proben fremder und einheimischer Volkspoesie. Wie als ob die Abhandlung das Lebendige und Sprunghafte, das Ungekünstelte und Improvisirte der Dichtung, von der sie redet, nachahmen wollte, bricht sie immer ab, um doch den Faden immer wieder aufzugreifen und kehrt solchergestalt refrainartig zu gewissen Hauptsätzen zurück. Mag Herder immerhin den einen oder anderen der kleinen Abschnitte — er fingirt, daß es Briefe seien und mag dabei an Merck gedacht haben — zweimal geschrieben haben, wie das ja seine gewöhnliche Weise war: das Ganze hat keinenfalls, wie der viel geordnetere Shakespeareaufsatz, eine mehrmalige Umarbeitung erfahren. Es ist, wie er selbst sagt, das „hingeworfenste Stück". Ganz recht auch, wenn er in der „Nachschrift" sich dagegen verwahrt, als könne oder wolle dies sorglose „Geschwätz" Muster sein, wie dergleichen Dinge zu sagen seien. Ganz recht! nur daß keine

---

[1]) LB. II, 36 u. 62 (an ersterer Stelle ist natürlich ersische statt persische zu lesen); früher kannte er Blair nur nach einem Auszuge unvollkommen; s. die Recension der Hamburger Unterhaltungen.

[2]) Vgl. die Briefe an Caroline, z. B. Düntzer A, III, 51, 53, 96, 125, 128.

[3]) Daselbst XVII, 2, 437 ff. Neuabgedruckt wird sie im 5. Bande der SWS. zu suchen sein.

Kunst und Sorgfalt eine Form hätte ausfindig machen können, die eindringlicher und für die Wirkung günstiger gewesen wäre.

Deshalb, so behauptet der Briefsteller, ist Denis mit all' seinem Sprach- und Versgeschick ein so schlechter Uebersetzer Ossians, weil er den Ton seines Originals schlechterdings verfehlt hat. Schlimmeres kann einem Volksliede nicht widerfahren. Denn durchaus haftet in solchen Liedern der Ausdruck der inneren Empfindung und des Sinnes an dem Aeußeren, Sinnlichen, an „Form, Klang, Ton, Melodie". Schon Blair hatte zu beweisen versucht, daß die alten Celten nicht schlechtweg ein barbarisches Volk gewesen — mit Gründen jedoch, die nur verriethen, wie sehr er selbst von der Cultur beleckt sei. Viel treffender zeigt Herder, wie wenig Poesie und Uncultur Gegensätze seien. In Hamanns Sinne spricht er davon, wie er Aehnliches ja schon sonst, wie er es z. B. in Beziehung auf uralte religiöse Dichtungen bei Gelegenheit des Mosaischen Schöpfungsliedes ausgeführt hatte. Ein „wildes" Volk ist ihm ein lebendiges, freiwirkendes Volk. Je wilder also, sagt er, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, die Lieder eines Volkes sein; vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, Sylben, Buchstaben, vom Gange der Melodie hänge die wunderthätige Kraft und das Fortleben dieser Lieder durch Jahrhunderte ab. Er beruft sich zum Beweis dieser Sätze — wie anderwärts auf den Parallelismus der Hebräer — so hier auf die so ausgebildete skaldische Rhythmik, die doch nur durch das unmittelbare Gefühl des Ohres bestimmt, nur „Laute eines lebenden Gesanges, Wecker des Taktes und der Erinnerung" sei. Er beruft sich auf die Aehnlichkeit der Ossianschen mit den Liedern der nordamerikanischen Wilden, bei deren Vortrag eben auch Alles auf „lebende Bewegung, Melodie, Zeichensprache und Pantomime" ankomme. Er ruft — um sich als Ausleger des Ossianschen Liedergeistes zu legitimiren — die stimmungsvollen Eindrücke zu Hülfe, die er auf seiner Seefahrt gehabt, die Erfahrung, die er noch früher in Livland, unter Letten und Esthen, mit den Resten solches alten, wilden Gesanges, Rhythmus und Tanzes gemacht habe. Beispiele — ein paar peruanische, ein paar lappländische Stücke, nach Wort, Klang und Rhythmus in möglichst treuer Nachbildung wiedergegeben — müssen das Uebrige thun.

Von Ton und Rhythmus, derjenigen Seite der Sache, die dem musikalisch angelegten, feinhörigen Beurtheiler am nächsten lag, kömmt er weiter auf das Dramatische und Handlungsvolle in den alten Liedern. Sie sind, wie er nicht müde wird zu sagen, voller „Sprünge und Würfe", und wie er auch dies durch die verschiedensten Beispiele zu belegen sucht, so geht er andererseits darauf aus, es psychologisch zu erklären. Es ist begründet in der Natur der jugendlichen, noch ungeschwächten, durch Schattenbegriffe und Abstractionen noch unzerstreuten Einbildungskraft. Alle Gesänge solcher wilden Völker

weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt. Die Theile dieser Welt malt die Seele so sinnlich, so unvermittelt ab, wie sie draußen sind und geschehen. Und hier nun setzt er den Gegensatz ins Licht, der zwischen jener jugendlichen und unserer heutigen, zwischen Naturpoesie und Poesie der Kunst oder vielmehr der Künstelei bestehe. Von Neuem formulirt er, aber schärfer und eindringlicher, was, von anderen Aeußerungen abgesehen, schon in den Fragmenten ausgesprochen worden war. Die Dichter der alten Zeit waren es, welche die einer jugendkräftigen Seele und noch heute unverdorbenen Naturkindern eigene Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, Wohlklang und Schönheit zu paaren wußten. So waren „Homers Rhapsodien und Ossians Lieder gleichsam Impromptus“ — bis allmählich jene Gabe schwächer wurde, und bis endlich „die Kunst kam und die Natur auslöschte“. Nun ward Alles „Falschheit, Schwäche und Künstelei“. „Die Dichtkunst, die die stürmendste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die ungewisseste, lahmste, wankendste; die Gedichte sein oft corrigirte Knaben- und Schulexercitien“.

„Von deutscher Art und Kunst“ war der Titel der „Fliegenden Blätter“, die diesen Aufsatz brachten. Zu unseren vaterländischen Volksliedern geht denn auch der Aufsatz fort und nimmt damit eine praktische Wendung. Ein altes Liebeslied, eine altdeutsche Fabel, ein „Kinderlied“ — (kein anderes als das Lied vom Röslein auf der Haiden) — dienen als Proben und unterstützen die — übrigens schon von Raspe bei der ersten Anzeige der Reliques in der Weißeschen Bibliothek ausgesprochene — Aufforderung, dem Beispiele zu folgen, das Percy in England gegeben. Auch bei uns giebt es genug solcher „Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder“. Auf „Straßen und Gassen und Fischmärkten, im ungelehrten Rundgesange des Landvolks“ — in allen Provinzen Deutschlands, wer ists, der sie sammle?

Nicht etwa nur sammle, damit sie doch gesammelt seien! Ganz zum Schlusse seines Aufsatzes klagt Herder über den niedrigen und pöbelhaften Stil, zu dem man neuerdings in Deutschland die ursprünglich so edle und feierliche Dichtart der Romanze heruntergebracht habe. Ganz ein anderer Gebrauch könnte von dieser Dichtart gemacht werden. Sie vor Allem könnte dazu dienen, unsere Lyrik „etwas zu einfältigen“, sie „an einfachere Gegenstände und edlere Behandlung derselben zu gewöhnen, kurz, uns von so manchem drückenden Schmuck zu befreien, der uns jetzt fast Gesetz geworden“. „Irre ich nicht“ — so schließt die Abhandlung — „oder ists wahr, daß die schönsten lyrischen Stücke, die wir schon jetzt haben und längst gehabt haben, schon mit diesem männlichen, starken, festen deutschen Ton übereinkommen oder sich ihm nähern? — Was wäre nicht also von der Aufweckung mehrerer solcher zu hoffen!“

Da haben wir denn wieder die Continuität, die für Herder, wie uns der Briefwechsel mit seiner Braut bewies, zwischen den alten Liedern und

[illegible]

[illegible] Es muß hinzugefügt werden, daß das kein Schaden war. Die wirkliche Befreiung von der „Neuernpoesie" konnte nur ein mächtiges poetisches Genie, wie es unserer Nation in Goethe geschenkt ward, vollbringen. Den Weg dahin konnte der Kunstrichter gerade nur dadurch zeigen, daß er, das Alte und Neue vermittelnd, an das vorhandene Beste anknüpfte und mit liebevoller Begeisterung schon die hoffnungsreichen Keime einer neuen Poesie für die Erfüllung nahm — nach dem Worte, daß man das gebrochene Rohr nicht zerknicken und den glimmenden Docht nicht auslöschen soll.

Sehr merkwürdig in dieser Beziehung, wie er neben der radicalsten Verkündigung des poetischen Naturevangeliums, neben der härtesten Verurtheilung des grübelnden und künstelnden Zeitgeistes sich doch „nach der Lage unserer gegenwärtigen Dichtkunst" einen Standpunkt der Beurtheilung zurechtmacht, der ihm gestattet, auch die Zeitgenossen als Antheilhaber an dem unvergänglichen Erbe, an der allgemeinen Welt- und Völkergabe der Poesie zu betrachten. Als das Kennzeichen des echten Gedichts nämlich gilt ihm Festigkeit und Wahrheit, Lebhaftigkeit und Sicherheit. Durch diese Eigenschaften verräth es sich als ein Impromptu. Nur daß es verschiedene Arten des Genies giebt. Die Einen strömen nur aus, was sie schnell und wirksam empfunden haben, und von dieser Art ist der Genius Klopstocks, Gleims, Jacobis. Die Anderen — und damit gewinnt er Raum für die ihm selbst so nahe liegende lehrhafte Dichtung —, die Milton, Haller, Kleist, Lessing werfen im Feuer der glücklichen Stunde hin, was sie vor dieser Stunde

lange, stark und lebendig gedacht haben — „sie sannen lange, ohne zu schreiben: sprachen sie aber, so wards und stands". Eine dritte Klasse endlich verbindet Beides. Ramler, Wieland und Gerstenberg gehören in diese Klasse, und in gewisser Weise verfahre jeder glückliche Kopf so.

Dürfen wir annehmen, in dieser Aufzählung die Liste derjenigen zeitgenössischen Dichter zu haben, die unser Kritiker nicht zu den bloß vorüberfahrenden Sternschnuppen, nicht zu den „eilfertigen Dichterlingen" und auch nicht zu den lahmen Schul- und Letternpoeten zählte: so stand ihm doch Einer unbedingt obenan in der Reihe, so daß demselben die Andern alle erst in weitem Abstande folgten.

Wie es der eine große Irrthum unseres Aufsatzes ist, in den modernen Macphersonschen Poesien echte alte Volkslieder, ein Seitenstück zum Homer, zu sehen, so ist es ein zweiter, ein Irrthum freilich, dem jede Entschuldigung zur Seite steht, daß er die dichterische Unmittelbarkeit und überhaupt den Dichterwerth Klopstocks um Vieles zu hoch veranschlagt. Von jenem Irrthum geht der Aufsatz aus, in diesen mündet er; beide aber fließen zuletzt aus derselben Quelle, aus der Befangenheit des Verfassers in dem, was die musikalische Energie der Poesie ist, in dem überschwänglich Innerlichen, in den am wenigsten plastisch gestaltbaren Empfindungen der Wehmuth und Sehnsucht.

Ueberall in der That erscheint in unserem Aufsatze Klopstock im Hintergrunde der Scene. In seiner Hermannsschlacht findet der Kritiker den echten Bardenton, in allen seinen neueren Stücken eben das dramatisch-Dialogische, eben den Wurf der Gedanken, den er an den Liedern wilder Völker hervorhebt. Um dieser lebhaften Sprünge, Würfe und Wendungen halber lobt er die Klopstockschen neben den Lutherschen Kirchenliedern. Nicht unbedingt zwar lobt er sie; nicht immer seien sie wirkliche Lieder des Volkes; zu oft besängen sie so feine Nüancen, ja, Mittelnüancen von Empfindungen, daß sie einen sehr sympathetischen, zu gewissen Vorstellungen sehr zugebildeten Sänger verlangten: trotz alledem jedoch findet er die kühnsten dieser Lieder eindringlicher und behaltbarer als die landläufigen, trocken dogmatisirenden, „wo ja keine Zwischenpartikel und Zwischengedanke ausgelassen ist".

Am ausführlichsten urtheilte Herder demnächst über Klopstock als Lyriker in der Recension von dessen Oden, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek [1]). Nimmt man alle sonstigen gelegentlichen und privaten Aeußerungen des Kritikers über den großen Odendichter hinzu, so wird man sagen müssen, daß ihm keine der Schwächen desselben ganz entging. Zu geistig, zu fein, zu sehr bloß „Nachhall der Glocke" — man erinnert sich dieser Aeußerungen. Halb und halb wenigstens giebt daneben die Recension den Lessingschen Vor-

---

[1]) Daselbst 1773, Bd. XIX, 1, S. 109 ff., SW. zur Litt. XX, 305 ff. Wird künftig im 5. Bande der Suphanschen Ausgabe zu suchen sein. Herder sandte die Recension an Nicolai den 23. November 1772 (Düntzer C, I, 340).

wurf zu, daß einige der Klopstockschen Stücke bloße „Tiraden der Phantasie", und fügt hinzu, daß andere nur „Abhandlungen über sehr unodenmäßige Gegenstände" seien. Der Recensent giebt zu verstehen, daß er über den Gebrauch der altdeutschen Mythologie und über die Tapferkeiten Hermanns, des Cheruskers, anderer Meinung sei als der Dichter und spricht anderwärts[1] von dem „Phantom von Vaterland", das sich derselbe zurechtgemacht habe. Ebenso eingehend wie treffend urtheilt die Recension über die Klopstockische Metrik. Einen competenteren Beurtheiler kann man sich nicht denken. Er, der sich seiner Meisterschaft rühmen durfte, einem andächtigen Zuhörerkreise so eine Klopstockische Ode „vorzulärmen und vorzulispeln"[2]) — er erhebt nichtsdestoweniger Bedenken gegen das zu Künstliche, zu Gothische so mancher von dem Dichter frei erfundenen Sylbenmaaße. Wie sehr er Ohr und Zunge zu diesen Gedichten gewöhnt habe, wie sehr er alles musikalische Leben in der Sprache fühle — er langt doch bei dem unzweifelhaft richtigen Satze an, daß hier, wo es bloß auf sinnliches Verhältniß ankomme, keine neuen Erfindungen ins Unendliche möglich seien, und daß schließlich doch auch die neu erfundenen Sylbenmaaße zu den einfacheren griechischen wieder zurückweisen. Das etwa sind die Ausstellungen, welche der Kritiker an der Klopstockschen Lyrik zu machen hat — allein wie bescheiden, wie nebenher bringt er sie vor! wie durchaus werden sie übertönt von dem vollsten, strömendsten, begeistertsten Lobe! Wie entschieden betont er die Originalität des Dichters und lehnt es ab, an seine Schöpfungen das „Regelnlineal der Ode" anzulegen; wie nachdrücklich begegnet er allen Bedenken mit der Anerkennung des souverainen Dichterrechtes, in der Wahl der Gegenstände so wie in der Art der Behandlung einzig der Eingebung seiner Phantasie zu folgen; wie unbedingt fordert er von jedem Leser Klopstocks, daß er ihm von vornherein eine sympathetische Stimmung entgegenbringen müsse; wie stark drückt er seine eigene Sympathie mit dem „Naturgeist" aus, der in diesen Gedichten aus einem ganzen vollen Herzen, einer ungetheilt sich hinopfernden schönen Seele rede, und wie feinfühlend endlich weiß er anzudeuten, daß jedes der Klopstockschen Lieder einen durchaus eignen Geist, Farbe, Ton und Duft bis auf die kleinsten Züge des Versmaaßes und der dem Versmaaß mit Meisterschaft angepaßten Sprache habe!

Allein viel unbedingter und lauter noch hatte Herder schon vor dieser Recension in einer Nachschrift zu dem Ossianaufsatze das Lob des großen Lyrikers gesungen. Die erste, von Klopstock selbst veranstaltete Sammlung der Oden hatte ihn, wie er sie zuerst in die Hand bekam, geradezu in einen Rausch sympathetischen Entzückens versetzt. Da wurden ihm einen Augenblick selbst Ossian und die Volkslieder in Schatten geworfen, und da ließ er einen

[1]) An Caroline, bei Düntzer A, III, 141; vgl. an Merck, bei Wagner I, 26; an Boie, bei Weinhold, S. 169.

[2]) An Caroline A, III, 142.

Augenblick nur seinen Enthusiasmus zu Worte kommen. Er hatte in dem Aufsatze selbst nur hingewinkt auf einzelne dem Geiste der echten Naturlyrik sich nähernde poetische Erscheinungen der Gegenwart und nur Anregungen und Hoffnungen für die Zukunft ausgedrückt — nur hingewinkt, wenn auch stark und wiederholt, selbst auf Klopstock. Jetzt packt und überrascht ihn die Fülle der vorliegenden Sammlung. Er ändert seine Stellung. Die lyrische Natur, die ihm nur eben noch so von fernher zu tönen geschienen, echte, deutsche Lyrik — hier ist sie! All' seinen kritischen „Wahn- und Ahndungsglauben" sieht er nun auf einmal durch diese Erscheinung übertroffen. Hier hat das Genie geleistet, was keine Kritik je herbeiführen könnte. Hier sind Klänge voll Harmonie aus der vollen, blühenden Jugend der Welt, Klänge des Herzens, unabhängig von dem Regelncodex und von fremdem Vorbild, nicht künstlich angelegte, subjectlose Gemälde — kein Rembrandt, sondern Guido, Correggio oder Raphael — und wie der volltönende, in Ausrufen sich erschöpfende Panegyricus weiter lautet, der dann zuletzt noch, mit einem kritischen Seitenblicke auf die Ramlersche Cantatendichtung, die Hoffnung einer Rückwirkung auch auf die Musik, einer wechselseitigen Hebung und Vollendung beider Künste ausspricht.

Am Schlusse des Shakespeareaufsatzes der Götz des jugendlichen Goethe als hoffnungsreicher Anfang und Versuch eines neuen deutschen Dramas: in der Nachschrift zu dem Volksliederaufsatze die Oden des Meisters Klopstock als der schon erreichte Gipfel echter deutscher Lyrik!

Bescheiden, wie es dem Strebenden zukömmt, nahm der Verfasser des Götz den „Segenswunsch" des Freundes hin, der ihm überdies, hinter dem Rücken des Publicums, seine Meinung über die Fehler des Stückes, wie und wo „Shakespeare ihn verdorben habe", nicht vorenthalten hatte. Mit einem Selbstgefühle, welches aufgehört hatte, belehrbar zu sein, ließ sich der Messiasdichter den ihm zugeworfenen vollen Kranz gefallen, voll huldreicher Herablassung gegen den Kritiker, der „durch eigne starke Empfindung" Kritiker sei, und zugleich mit dem Ausdrucke der Verwunderung, daß derselbe nicht auch die Hermannsschlacht für ein dramatisches Muster anerkennen wolle[1]).

Gewiß, der Kranz war in vieler Hinsicht wohlverdient; fürs Erste gab es in der That noch keinen Würdigeren zu kränzen, und wenn das gespendete Lob zu unbedingt war, wenn keineswegs auf die Klopstockschen Oden Alles, am wenigsten die klare Sinnlichkeit und Bildlichkeit Anwendung finden konnte, die der Aufsatz aus der Beschaffenheit der „Lieder alter Völker" als Erfordernisse der echten Lyrik abstrahirt hatte, so hinderte ja nichts, daß die Herder-

[1]) Goethe an Herder (Nr. 7 u. 6); Klopstock an Herder, vom 5. Mai 1773, bei Düntzer A, I, 202 (bei Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, S. 249). Nicht, wie Düntzer will, auf die Recension der Oden in der A. D. B., sondern auf die Blätter von Deutscher Art und Kunst ist der Klopstockbrief die Antwort.

schen Gesichtspunkte noch hinaus über das von dem Altmeister Geleistete zielzeigend und anregend auf die jüngere Generation wirkten. Sie wirkten durchaus so. Erst der Herdersche Aufsatz war es, der dem mit den Percyschen Reliques schon früher vertraut gewordenen Bürger zu bestimmteren Vorstellungen über die Natur des volksmäßigen episch-lyrischen Gesanges verhalf und zusammen mit dem Goetheschen Götz seinen Ehrgeiz wie seine Begeisterung zu dem Wärmegrade steigerte, auf dem ihm der glückliche Wurf seiner Lenore gelingen mochte. Nicht zwar hervorgerufen, wohl aber aufgemuntert, gerichtet und geläutert wurde die Bürgersche Balladendichtung durch die Blätter von Deutscher Art und Kunst, und als er es unternahm, in dem „Herzensausguß über Volkspoesie" über sein Streben Rechenschaft abzulegen, da trug er nur in seiner eigenen Sprache zum zweiten Male dieselben Sätze vor, die drei Jahre früher der Herdersche Aufsatz verkündet hatte [1]). Noch einige Jahre weiter, und dieser Aufsatz hätte eine zweite Nachschrift bekommen sollen. Einen zweiten und schöneren Kranz hätte dieselbe dem Dichter des Götz, als dem echtesten Liederdichter, dem Vollender des lyrischen Gesanges, zuwerfen müssen. In der Goetheschen Lyrik war mehr als Ossian und Klopstock, und hier erst strömte unter dem wunderthätigen Hufschlag des Flügelrosses von Genie der siebenfache Quell. Ja, schon damals, als der Jüngling auf seinen Streifereien im Elsaß Volkslieder für seinen verehrten Meister sammelte, entflossen ihm selber Lieder, so volksthümlich, so natürlich, so einfach innig, so frei vom Herzen weggehoben, von so ungesuchtem Wohllaute, wie Herder sie allerwärts suchte, wie er sie ahnte oder hoffte und wie er sie in verzeihlicher Täuschung bei Klopstock gefunden zu haben meinte. Dem Verfasser des Briefwechsels von Liedern alter Völker war nur vergönnt, die ergiebige Ader des Volksgesanges aufzudecken, die rinnenden Quellen zu zeigen, sie bloßzulegen und hie und da aus ihnen einen erquickenden Trunk zu schöpfen: tiefer beugte sich der Andere zu diesen Quellen nieder, in vollen Zügen trank er aus ihnen Gesundheit, Kraft und Schönheit und wurde so, ein geborener Dichter, nicht bloß zum Dolmetscher, sondern zum schöpferischen Erneuerer des echten Liedergeistes.

---

[1]) Bürger an Boie, 18. Juni 1773; Boie an Bürger, 28. Juni; Bürger an Boie, 8. Juli 1773, bei Strodtmann, Briefe von und an Bürger I, 122. 128. 130. Bürgers „Herzensausguß", aus dem Deutschen Museum 1776, bei Bohtz, S. 319 ff. Von Herders günstigem Urtheile über Bürger in dem Aufsatze „Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst" wird später zu reden sein.

Viertes Buch.

Das Bückeburger Exil.

Erster Abschnitt.

Zwei Jahre Einsamkeit.

Herder war bereits mitten in seiner Augenoperation, als er von Bückeburg aus Antwort auf seinen die Annahme der dortigen Stelle und seine demnächstige Ueberkunft bestimmt zusagenden Brief vom 16. October 1770 zugleich mit dem erbetenen Reisegelde erhielt [1]). Er hatte dann leider am 15. Januar 1771 melden müssen, daß ihm der Zustand seines Auges noch immer nicht zu kommen gestatte. Jede Rücksicht, auch auf seine finanzielle Nothlage, wurde ihm von dem Bückeburger Hofe in zuvorkommender Weise geschenkt; erst als der sehnlichst Erwartete, nachdem er sich Ende Februar von Neuem angemeldet, in weiteren sieben Wochen nichts von sich hören ließ, verrieth ein etwas dringenderes Schreiben Westfelds eine sehr verzeihliche Unruhe [2]).

Man würde in Bückeburg noch unruhiger gewesen sein, wenn man gewußt hätte, daß der Berufene inzwischen mit anderen Aussichten wenigstens zu spielen sich gestattete.

Einen Antrag zwar, der ihm Mitte März von Darmstadt gekommen war, eine theologische Professur in Gießen anzunehmen, die ihn zum Collegen des famosen Bahrdt gemacht haben würde, hatte er „aus vielen Gründen" sofort zurückgewiesen. Er schwärmte nicht für das Universitätsleben. Die Vorbedingung der Annahme wäre die Erwerbung des theologischen Doctorgrades gewesen. Seinem reizbaren Ehrgefühle war der Antrag wie das Anbieten eines Almosens vorgekommen [3]).

---

[1]) Brief von Westfeld und vom Grafen Wilhelm, beide v. 30. Octbr., LB. III, 253 ff.

[2]) Westfelds Briefe vom 10. Februar, 7. März und 13. April 1771, a. a. O. S. 334. 359. 375.

[3]) Hesse an Herder, 9. März 1771, LB. III, 351; Herder an Caroline, ebendaselbst S. 355; Nr. 3 der Briefe an Ring, aus der letzten Straßburger Zeit; an Hartknoch, August 1771, in einer im Druck bei Düntzer (C, II, 18) weggelassenen Stelle. Diese Gießener Berufung ist auch in dem Briefe an Brandes, vom 5. Januar 1776 (Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. VIII, Heft I, S. 85) gemeint; es sei ihm, sagt Herder, „der Ruf als zweiter Professor der Theologie, als Prediger und Superintendent" angetragen worden.

Schon Monate zuvor jedoch waren seine Blicke von Neuem nach der Gegend gelenkt worden, wohin ihn seine Erinnerungen und Wünsche noch immer vorzugsweise zogen. Etwa Mitte November hatte er durch Hartknoch die Nachricht von dem Tode des General-Superintendenten in Riga mit der hinzugefügten Bemerkung bekommen, daß, wenn er in Riga wäre, gewiß kein Anderer die Stelle erhalten würde. Nur vor wenig Wochen hatte er die Sache mit Bückeburg fest gemacht; die Mahnung des Freundes, „vor der Hand kein anderes Engagement anzunehmen", kam zu spät. Zu früh, so mußte er sich andererseits sagen, sei jener hohe geistliche Platz, die livländische Bischofswürde, erledigt, als daß er bei seiner Jugend, seinem noch so wenig befestigten gelehrten Rufe sich darauf Rechnung machen könne. Und doch, eben diese Stelle hatte er sich in Gedanken immer „zum letzten Ziele seiner Pilgrimschaft in den Hütten Livlands" gemacht; bekam er sie jetzt nicht, wurde sie, wie wahrscheinlich, durch einen Mann besetzt, unter dem zu dienen er wider seine Ehre halten mußte, so war ihm damit auch das Rectorat am Lyceum, auf das man ihn immer vertröstet hatte, verschlossen. Was also thun? Die Nachricht schlug ihn nieder und versetzte ihn zugleich in lebhafte Erregung. Krank und gebunden wie er war, von entgegengesetzten Wünschen hin- und hergezogen, konnte er sich nicht entschließen, der ihm von ferne gezeigten Lockung und allen sonstigen livländischen Aussichten kurzer Hand zu entsagen. Mit bezeichnender Unsicherheit, ohne rechten Glauben an den Erfolg, schlug er ein diplomatisches Verfahren ein, das den doppelten Fehler hatte, weder recht ehrlich noch recht wirksam zu sein. Während er, in der Absicht, einen Druck auf die maaßgebenden Kreise zu üben, seinen Rigaer Freunden die Weisung ertheilte, von seinem Rufe nach Bückeburg möglichst viel Aufhebens zu machen, aber nicht zu sagen, daß er ihn schon angenommen habe, richtete er in gleichem Sinne und wie als ob er von dem Tode des General-Superintendenten nichts wisse, eigene Briefe an das Gouvernement, „so unschuldig, als ob sie ein Kind geschrieben hätte". Und that so, obgleich er gesteht: „ich glaube nicht, daß was daraus wird — und die Wahrheit zu sagen: ich wäre auch unglücklich, wenn ichs würde!" That so — darin allein liegt einige Rechtfertigung des Verfahrens — weil, wenn ihm jene Generalsuperintendentur entginge, ihm dadurch die Aussicht nach Livland ganz und überhaupt verschlossen würde.

Es sollte ihm erspart bleiben, seinem dem Bückeburger Hofe gegebenen Worte untreu zu werden. Statt der Superintendentur, für die man in der That schwerlich an ihn denken konnte, bot ihm Regierungsrath Campenhausen unterm 21. April, nachdem endlich die Emeritirung des alten Loder erfolgt war, eben nur das Rectorat des Lyceums nebst dem damit verbundenen Diakonat an der Kronskirche und dem Assessorat im kaiserlichen Oberconsistorium an. Er befand sich indeß, als dieses Schreiben ihn in Straßburg suchte, bereits auf der Reise nach Bückeburg. Auf die Bedingungen,

an die er darauf die Annahme des Rufes knüpfte, konnte man, wie er sich ohne Zweifel selbst sagte, nicht eingehen; das Rectorat wurde nunmehr durch den Pastor Harder, den Uebersetzer der pseudonymen Philosophie der Geschichte von Bazin und der Burkeschen Untersuchung über das Erhabene und Schöne, besetzt. Die Stelle, die für unseren Freund bei seiner Abreise von Riga hatte aufgehoben werden sollen, war ihm damit versperrt, und so war er nun erst von Livland so gut wie unwiderruflich geschieden [1]).

Straßburg zu verlassen war er endlich Anfangs April im Stande gewesen. Er hatte durch Karlsruhe nur durchfliegen wollen. Die Einladung des Markgrafen jedoch scheint ihn anders bestimmt zu haben; dem Wunsche desselben, ihn predigen zu hören, konnte er sich diesmal nicht versagen; was that es, daß seine orthodoxen Collegen sich hinter ihm her über seine Predigt in Harnisch warfen? [2])

Er eilte nach Darmstadt.

Wie oft hatte er sich aus seiner Straßburger „Tod- und Moderhöhle“ dorthin gesehnt! Dort, in der Darmstädter Gesellschaft, hoffte er „etwas Gesundheit und Geist“ wiederzubekommen; er machte sich die schönsten Gedanken und Bilder des Wiedersehens; er spiegelte sich die süßeste, romantischeste Zeit vor — eine schönere, beruhigtere Wiederholung des freien Umganges mit der Geliebten, die ihm durch ihre Briefe nun schon soviel vertrauter geworden, mit Merck und den andern Freunden, die ihm eben durch sie soviel näher gerückt waren. Es kam Alles ganz anders! So rasch den Druck der Straßburger Stimmung von sich abzuschütteln, wollte ihm selber nicht gelingen. Beschwerten Herzens kam er in eine maulende Gesellschaft, die — wie kam es nur? — gezwungen und verschlossen, keine unbefangene Vertraulichkeit aufkommen ließ. Der Spielverderber war kein Anderer als Leuchsenring. Herder schildert uns den süßlichen Patron, sein Benehmen und die ganze Situation in den Briefen, in denen er voll Verdruß auf dies verkümmerte Zusammensein zurückblickt, [3]) in so überzeugender Weise, daß wir nur das

---

[1]) Die obige Darstellung nach Hartknoch an Herder vom 9. (20.) October 1770, LB. III, 256; Herder an Hartknoch und Begrow vom 21. November 1770, ebendaselbst S. 259 ff. u. 265 ff. (vgl. an Caroline, S. 274); Campenhausen an Herder, 21. April 1771, bei Düntzer C, II, 16 und die Correspondenz zwischen Herder und Hartknoch, ebendaselbst S. 16—19 u. S. 24. An Caroline schreibt Herder, 11. Mai 1771: „Nach Livland habe ich wieder einen Ruf gehabt, aber ich schreibe ihn ab, da gewisse zarte Bande wegfallen, die mich sonst daran knüpften“ (Düntzer A, III, 52). Ueber Harder, den Hartknoch „ebenso dumm und eigenliebig wie Schlegel und noch ein paar Grade boshafter“ nennt, vgl. oben S. 306, Anm. 3 und Suphan, Die Rigischen Beiträge ꝛc., Zeitschrift für deutsche Philologie, IV, 49 ff.

[2]) Erinnerungen I, 162; Ring, Herders Leben, S. 194; Lavater an Herder, bei Düntzer A, II, 121.

[3]) Die ganze folgende Darstellung bis zum Schlusse des gegenwärtigen Abschnitts schöpft am meisten aus dem den 3. Band der Sammlung „Aus Herders Nachlaß“ (A, III)

Eine nicht recht begreifen, weshalb man den Störenfried nicht kurzer Hand vor die Thür gesetzt. Von der Leydener Begegnung her trug Leuchsenring ein Bild von Herder im Kopfe, „ein Empfindungsbild, mit lauter Milchfarben gemalt", dem nun freilich der ernste, zuweilen scharfe, ja abstoßende wirkliche Herder sehr wenig entsprach. Für Leuchsenring war das Trödeln mit den Herrlichkeiten des Herzens, echten wie unechten, Lebenszweck, Beruf und Geschäft: er konnte den Mann nicht fassen, der, überall auf das Bedeutende, das Gehaltvolle, das Reelle gerichtet, zum bloßen Spielen mit Empfindungen keine Zeit hatte. Empfindsamkeit war ihm Tugend, Enthusiasterei Religion. Wer diese Gesinnung nicht theilte, wer von dem Heiligencultus mit Briefen und Bändern und Andenken der schönen Seelen nichts wissen wollte, der verging sich in seinen Augen an dem Edelsten, was es gebe, der war ihm ein gefühlloser Barbar, den man es merken lassen mußte, daß er der Liebe der Besten, der Freundschaft eines Leuchsenring nicht würdig sei. Auch diese Orthodoxie, ja diese erst recht, war unduldsam und hochmüthig. Recht kindisch benahm sich „Magister Tityrus". Der „bleiche, stumme Mann", statt sich zu entfernen oder zu erklären, trug sein unzufriedenes Gesicht in der Gesellschaft umher, nur beiläufig ließ er hie und da ein Wort, zumal in das Ohr der Weiblein, etwa gar gegen Caroline, über den Charakter des Gastes fallen — und war von Neuem stumm, und brachte so den ganzen Kreis in den Ton des Mißtrauens und Unbehagens.

Wären sie nicht Alle ein wenig krank gewesen an der Krankheit, die bei Leuchsenring nur den höchsten Grad erreicht hatte, so wäre es ja wohl zur Aussprache gekommen, und dem Störenfried hätte man die Wege gewiesen, die nachmals in Goethes Fastnachtsspiel der Würzkrämer den Pater Brey führte. Die Empfindsamkeit, der Idealismus der Zärtlichkeit und Weichherzigkeit lag nun einmal in der Luft; wer unter den Gebildeten nicht ganz nüchtern und geistlos war, der entrichtete der herrschenden, mit Grübelei gepaarten Gefühlsüberschwänglichkeit unweigerlich seinen Tribut, dem wurden die Augen naß über Yoriks Erzählung vom Pater Lorenzo oder von der unglücklichen Maria, der hätte sich geschämt, wenn er nicht mit Klopstock über Cidli geweint, nicht über Jacobis zärtliche Lieder in Entzücken gerathen wäre. Auch Caroline war auf diesen Ton gestimmt, so sehr, daß sie sich z. B. von der „unnatürlichen" und „undelicaten" Sprache in Lessings Minna beleidigt fand. Auch Herders feinnerviges Empfinden schlug oft in Empfindlichkeit und Empfindsamkeit um. Zu ernst und männlich, um Geschmack zu finden an

füllenden Briefwechsel Herders mit seiner Braut, vom April 1771 bis April 1773. Derselbe muß jedoch ergänzt werden durch die in den Erinnerungen I, 202 ff. mitgetheilten Stellen Herderscher Briefe. Außerdem liegen mir einige ungedruckt gebliebene Briefe der Beiden, im Ganzen wenig erheblich, in einer Abschrift vor, die wiederum kein unversehrtes Ganzes mehr bildet und nur einzelne Briefe vollständig enthält.

den „überschwemmt zärtlichen und ekeln Briefen Gleims und Jacobis", konnte ihn doch der leichteste Anschlag eines echten Gefühls in schwermüthige Mitleidenschaft versetzen. Wie bitter er sich über Leuchsenrings unleidliche, intolerante Denkart beklagt, die „Jeden verachte, der nicht mit Jacobi schnäble", wie erbarmungslos er im Vollgefühle seiner höheren Zwecke über den „herumweidenden müssigen Schäfer" spottet, der auf empfindsame Abenteuer bei schönen Magellonen und Klosterjungfern ausgehe, mit Briefen und Bändern krame und hundert Mädchen und Knabenmännerchen und lieben Leutchen die Hände drücke: — hatte er nicht im ersten Gefühlserguß dem blassen Jüngling selber ein Recht auf sich gegeben? war nicht sein ganzes Verhältniß zu Caroline so zartgewoben, an so wunderlich sich kreuzende Fäden der Schwärmerei und der Empfindung, der Hingebung und der Ueberlegung geknüpft, daß auch ein Unbefangener es seltsam finden und über den Charakter des Mannes, dessen tiefer, reiner Grund ihm verborgen war, bedenklich werden konnte?

Es ist ein ganz anderer, ein entgegengesetzter Maaßstab als der des empfindsamen Leuchsenring, den wir an dies Verhältniß legen. Ein kluger Mann wie Merck, der redlichste Freund, hätte Herder füglich den Rath geben können, das Verhältniß eben jetzt zu völliger Entscheidung, zu offener und öffentlicher Erklärung zu bringen. Er dürfe nicht anders denn als Bräutigam abreisen, um dann so bald als es die Umstände irgend erlaubten, die Braut nach seiner neuen Heimstätte nachzuholen. Gewiß würde der gewissenhafte Mann dem Rathgeber geantwortet haben, daß das unmöglich sei. Er war augenblicklich nicht in der Lage, einen eigenen Hausstand gründen zu können. Caroline war arm und konnte ihm nichts zubringen. Er selbst war der Schuldner aller seiner Freunde. Auf anderer Leute Beutel war er gereist. Um die Kosten seiner Cur und seines Aufenthalts in Straßburg zu bestreiten, hatte er Vorschüsse von seinem neuen Herrn bezogen, hatte Goethe noch zuletzt eine Summe Geldes für ihn erborgen müssen. Er ging einem ihm noch völlig unbekannten Zustande entgegen, er wußte nicht, ob er nicht vielleicht auch in Bückeburg nur wie der Vogel auf dem Dache sein werde; er war so gewohnt, mit Hoffnungen und Projecten zu spielen, daß der Gedanke, sich sofort durch häusliche Festsetzung an den neuen Ort zu binden, in seiner Seele noch nicht recht Raum finden wollte. Alle diese Schwierigkeiten und Einwendungen indeß wären nicht unbesieglich gewesen. Wäre der treu meinende Rathgeber zugleich ein weit voraussehender Mann gewesen, so hätte er ihm füglich vorstellen können, daß er bei seinen mangelhaften wirthschaftlichen Talenten auch nach Jahren in seinen äußeren Verhältnissen nicht weiter sein werde als jetzt, hätte ihm prophezeien können, daß er selber dereinst seine Bedenklichkeiten und sein Zaudern bereuen werde.

Jeder jedoch ist seines Glückes Schmied. Zu der Einsicht, daß er am besten gethan haben würde, sogar noch vor seiner Augencur, die Geliebte zu

ergreifen und mit sich fortzureißen, auch wenn er sich „auf Leihen, Betteln, Stehlen" hätte verlassen müssen — zu dieser Einsicht konnte eben Herder nur kommen, nachdem er die Erfahrung der Mißlichkeiten eines langen Getrenntseins gemacht hatte. Daß ihm die endliche Verbindung mit der Geliebten zum reichsten Segen würde, dazu war in der That noch eine Läuterung seines Wesens, eine durch manche innere Erlebnisse und Prüfungen hindurchgehende Entwickelung des Verhältnisses der Beiden erforderlich.

Der erste Rückschlag des unbehaglichen Zustandes, in dem man in Darmstadt sich zwischen Lauschern und Flüsterern gesehen, genossen und doch nur halb genossen hatte, bestand darin, daß der blöde Liebhaber sich nun erst recht in einen möglichst geistigen und hoch gefaßten Gesichtspunkt, in eine Stimmung zurückschüchtern ließ, die zwar nicht Leuchsenringsche Empfindsamkeit, wohl aber eine Art erhabener, moralischer Empfindsamkeit war. Sein erster Brief an die Geliebte, nachdem man in Thränen von einander geschieden, ist ganz und gar nicht im Stile eines rechtschaffenen Liebesbriefes, man könnte eher sagen, im Tone eines Klopstockschen Gedichts geschrieben. Man müsse den Schicksalsfaden leise laufen lassen, wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen. Wie empfindlich, wenn man in einer Lebensbeziehung, „die nicht so leicht zu trennen wäre wie der Darmstädter Zirkel", ähnliche Enttäuschungen erführe wie bei dem jüngsten Zusammensein! Wie sicher und untrüglich dagegen „die schönere Art von Theilnehmung und Umgang, die wir uns so heilig versprochen: die Nahheit und Freundschaft unserer Geister und Herzen!" Dadurch werde die Freundin ihm eine Muse, ein Schutzengel werden, um ihn zu dem zu erheben, was er sonst, durch sich selbst, nicht geworden wäre! „Unsere Briefe sollen die Geschichte unseres Herzens, unserer Gedanken und unseres Bestimmungskreises enthalten", und das wird dann „eine süßere Gesellschaft sein als wenn wir bei einander wären!" — Platonischer, so scheint es, kann man nicht lieben, und die arme Psyche, natürlich, — sie war bald nach dem Abschiede recht ernstlich erkrankt — stimmte sich ohne Mühe auf denselben Ton. Eine gelehrige Schülerin wetteifert sie mit dem Geliebten in erhabener Empfindsamkeit. Es ist ihr die höchste Glückseligkeit, daß er ihr „Engel" sein will, und auch sie findet, daß es süß sei, in der Entfernung zu lieben, daß es die Seele „zu einer Höhe und Stärke erhebe, die man vielleicht nicht in beständigem Umgange fühlt".

Von unterwegs, aus Frankfurt a. M., hatte Herder jenen ersten, einen zweiten Brief am 23. April aus Cassel geschrieben. Er sprach dort in Goethes elterlichem Hause vor und hörte aus dem Munde der Schwester das begeisterte Lob seines jungen Freundes[1]; er war hier, so sehr hingen alle seine Gedanken nach Darmstadt zurück, trotz eines eintägigen Aufenthalts nicht in der Laune, seine Casseler Bekanntschaften aufzusuchen — auch auf

[1]) Goethe an Herder. Nr. 4 (A, I, 33).

der Reise ist ihm ein Buch wohlthuender als der Verkehr mit Menschen. So kömmt er endlich, am 28. spät gegen Abend, von Westfeld eingeholt, in Bückeburg an. Der gute Westfeld, der die Berufung so eifrig betrieben hatte, machte große Augen, als er zuerst des Herrn Consistorialraths ansichtig wurde — in einem himmelblauen mit Golde besetzten Kleide, einer weißen Weste und einem weißen Hute —: was würden die Bückeburger zu einer so modischen, ungeistlichen Erscheinung sagen! Es sollte aber noch schlimmer kommen: auch für Herder sollten die ersten Eindrücke verdrießliche sein. Sogleich glaubte Westfeld schuldiger Maaßen den Angekommenen dem Grafen anmelden zu müssen. Der Graf stellt das Verlangen, daß der eben aus dem Wagen Gestiegene sich ihm vorstelle. Unmöglich ging das ohne die Hülfe des Barbiers und Friseurs, und Barbier und Friseur konnten in dem kleinen Neste in so später Stunde nur nach längerem Suchen zur Stelle geschafft werden. Es war 9 Uhr geworden, als sich Herder endlich nach vollendeter Toilette in seinem Anzuge als französischer Abbé dem voll Ungeduld ihn erwartenden Herrn präsentiren konnte. Der Graf hielt wenig auf eine gepuderte Perrücke und einen seidenen Mantel, sehr viel auf militärisch pünktlichen Gehorsam. Es gab also einen sehr kalten Empfang; die erste Begegnung der beiden Männer war nicht dazu angethan, ein gegenseitiges günstiges Vorurtheil zu erwecken, ja, wie die Beiden so einander gegenüber gestellt waren, der jugendlich bewegliche, zartgebaute, zierliche gegen den älteren, würdevoll steifen, dabei hageren und hochgewachsenen Mann, da mochte wohl den Einen wie den Andern ein Gefühl der Enttäuschung und die Sorge beschleichen, daß sie schwerlich für einander gemacht seien [1]).

Es war ein ebenso sonderbarer wie bedeutender Mann, dieser Graf Wilhelm zur Lippe. Als der jüngere der beiden Söhne seines Vaters 1724 in London geboren, hatte er ursprünglich keine Aussicht auf die Regierungsnachfolge gehabt. Am Hofe seines Vaters war für den Knaben, der bis zu seinem siebenten Jahre in England und nach englischer Weise erzogen worden, um so weniger ein Platz, da ihm sein Vater, nach dem Tode der ersten Gemahlin, eine Stiefmutter gegeben hatte. Der militärischen Laufbahn bestimmt, war er, eilfjährig, seiner Ausbildung wegen, nach Genf, später, zur Fortsetzung seiner kriegswissenschaftlichen Studien, nach Leyden und Montpellier geschickt worden und dann in London als Fähndrich in die königliche Leibgarde eingetreten. Da hatte auf einmal der Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert. Auf den Wunsch des Vaters kehrte er jetzt, um „das Regieren zu lernen", nach Bückeburg zurück. Allein die gespannten Verhältnisse des kleinen, ärmlichen und prachtsüchtigen Hofes, an welchem es eine schlaue Maitresse über eine ungeliebte, frömmelnde Gemahlin

---

[1]) Erinnerungen I, 179, in etwas ergänzt aus dem handschriftlich vorliegenden, in den Erinnerungen II, 6 ff. mit einigen Auslassungen abgedruckten Aufsatz von Westfeld.

davongetragen hatte[1]), um die Landeseinkünfte rücksichtslos zu verschwenden, machten für den jungen Grafen den Aufenthalt peinlich, ja unerträglich. Nachdem er in Begleitung seines Vaters, der damals General in holländischen Diensten war, 1743 bei Dettingen seine erste Schlacht mitgemacht, verbrachte er daher die nächsten Jahre theils in anderem Kriegsdienste als Freiwilliger im kaiserlichen Heere, theils und zumeist auf Reisen in die Schweiz und Deutschland, nach Italien und England. Es waren wilde Jahre. Denn wenn er zwar, in Italien zumal, sich ernstlich mit Musik und Malerei beschäftigte, so vergeudete er übrigens den schönsten Heldenmuth und einen ungemessenen Ehrgeiz in thörichten Abenteuern, in seltsamen Wetten und Wagnissen nach englischem Geschmack. Sein starker Körper trotzte den waghalsigsten Unternehmungen, sein reicher Geist dem Strudel der Zerstreuungen und der Leere der Langenweile. Nach zweijähriger Abwesenheit rief den jungen Tollkopf eine väterliche Mahnung nach Hause zurück. Er fand den Vater krank, und bald nachher, im Jahre 1748, sah sich durch dessen Tod der Vierundzwanzigjährige an die Regierung gebracht. Sofort ging er an eine rücksichtslose Veränderung der bestehenden Zustände, die er, auch soweit sie zweckmäßig geordnet waren, nur mit dem Maaße des Hasses maaß, den er so lange gegen das am meisten in die Augen Fallende empfunden hatte. Mit bilderstürmerischem Ungestüm suchte er der bisherigen verderblichen Wirthschaft am Hofe ein Ende zu machen. Alle vorhandene Pracht wurde nicht sowohl abgestellt als vielmehr mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergerissen und die Trümmer wie zur Erinnerung liegen gelassen, Gärten wurden verwüstet, Meubel und Geräthe verschenkt, verkauft, vernichtet. In ähnlicher Weise räumte er unter der Beamten- und Dienerschaft auf: dem Einen Gedanken, der Verbesserung des Kriegswesens, wurde alles Andere untergeordnet. Aber es schien ihm, daß er selbst noch der Schule und einer gründlicheren Vorbereitung dazu bedürfe. Also neue mehrjährige Reisen, die mit einem Besuche am Hofe des großen Friedrich begannen und schlossen, Reisen nach Italien, nach Ungarn bis an die Grenze der Türkei, hauptsächlich in der Absicht, die militärischen Einrichtungen der verschiedenen europäischen Länder zu studiren. Mit Anschauungen und Erfahrungen aller Art bereichert, kehrte er endlich, im Jahre 1753, in seine Residenz zurück. Das entschlossene und gefaßte Wesen, welches auch dem jungen Abenteurer bei allem Leichtsinn und aller Wildheit nie gefehlt hatte, gewann jetzt bei dem Manne das Uebergewicht; im „Strom der Welt" war der zuverlässigste und gründlichste Charakter gereift. So ging er mit planvollem Eifer an die Ausführung seines großen Werks. Das kleine Land soll zu einem zweiten Sparta werden. Durch keine Landstände in der Durchführung seiner Pläne aufgehalten, führt er in voller Strenge die allgemeine Wehrpflicht unter seinen Unterthanen

[1]) Herders sehr ungünstige Schilderung der alten Gräfin: Düntzer A, III, 473 ff.

ein, und schafft so eine auserlesene kleine Armee, die er unablässig im Waffendienste übt. Und bald sollte dieselbe ihre Probe bestehen. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen, und in manchem Gefechte gegen die Franzosen bewährten nun die unter englischen Oberbefehl gestellten Lippischen Truppen ihre Mannszucht und Kriegstüchtigkeit. Mit glücklicherem Erfolge freilich erst, seit im Jahre 1758 der Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen bestellt worden war. Auch Graf Wilhelm selbst aber, mit der Leitung der gesammten Artillerie betraut, fand jetzt mehr als Eine Gelegenheit, die glänzendsten Beweise seiner Tapferkeit und seines Feldherrngeschicks zu geben. Erzwangen ihm indeß seine militärischen Leistungen und Verdienste die höchste Anerkennung, so wurde er zugleich durch sein überlegenes Urtheil und seine rücksichtslose Geradheit den Oberen sowohl wie den Kameraden unbequem, während manche Seltsamkeit in seinem Erscheinen und Benehmen ihren Spott erregte. Unter solchen Verhältnissen, die endlich zum Bruche führen mußten, war es ein Glück, daß eine unverhoffte Wendung der Dinge ihm auf einmal einen anderen und höheren Beruf zuwies.

In der vorgeblichen Absicht, Portugal seiner Abhängigkeit von England zu entreißen, in Wahrheit, um sich für seine auf deutschem Boden erlittenen Niederlagen zu entschädigen, trieb der französische Hof Spanien zum Kriege gegen Portugal und unterstützte es bei dem geplanten Eroberungszuge mit ansehnlichen Hülfstruppen. Dem schlecht gerüsteten Lande mußte Hülfe geschafft werden. Die englische Regierung schickte Truppen, und der Graf zur Lippe wurde erlesen, über die vereinte englische und portugiesische Armee den Oberbefehl zu führen. Im Frühjahr 1762 schiffte er sich über England nach Portugal ein. Die denkbar schwierigste Aufgabe wartete seiner, und er löste dieselbe in der denkbar vollkommensten Weise. Da war, bei dem tiefen Verfall des portugiesischen Kriegswesens, Alles erst zu schaffen, und doch mußten die vorgefundenen Mittel, wie elend sie waren, benutzt werden, um der ersten Gefahr des feindlichen Angriffs zu begegnen. Graf Wilhelm hatte den Kampf mit einer Uebermacht aufzunehmen und zugleich, mitten im Drange der Umstände, ein Fremder, gegen eingewurzelte Schäden, gegen nationale Eifersucht und Vorurtheile, eine Reformation an Haupt und Gliedern zu bewerkstelligen. Durch die anfänglichen Fehlschläge nicht entmuthigt, wußte seine Feldherrngeschicklichkeit und seine Ausdauer Beides zu leisten. Mit dem Abschlusse der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England am 3. November 1762 war alle Gefahr für Portugal beseitigt. Muthlos und zerrüttet zog sich das spanische Heer zurück, während das portugiesische an Zucht, mehr noch an Selbstvertrauen gewonnen hatte. Und in Lissabon setzte nun der Graf, nach erfolgtem förmlichen Friedensschluß, sein großes Reorganisationswerk fort. Endlich durfte er dasselbe in den Grundlagen für befestigt halten; er legte die Weiterführung in die Hände des Marquis von Pombal; von Ruhm und

reicher Anerkennung begleitet, verließ er den Schauplatz so erfolgreicher Thätigkeit und langte im November 1763 in Bückeburg an. Er kam ein Anderer als er gegangen war. Nicht vergebens hatte er die staatsmännische Wirksamkeit des Marquis von Pombal kennen lernen. Nur zu sehr hatte sein kleines Land die Unbilden des Krieges erfahren: auch die Segnungen des Friedens sollten demselben jetzt zu gute kommen. Seine Unterthanen sollten erfahren, daß der tapferste Mann auch der menschlichste sei. Alle seine Regentenpflichten erfaßte er jetzt mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Energie. Die Verbesserung der Landescultur, die Förderung der Gewerbe, vor Allem des Ackerbaues, wurde ihm zur angelegensten Sorge. Das Regentenideal des achtzehnten Jahrhunderts, die Alleinherrschaft im Sinne der Aufklärung und des Gemeinwohls — wie Friedrich II. im Großen, so suchte er es im Kleinen zu realisiren. Seine Lieblingsleidenschaft blieb dabei freilich nach wie vor das Kriegswesen, aber die vollkommenste Kriegsbereitschaft erschien ihm nur als das sicherste Mittel, dem Kriege zu begegnen. Was uns heute wie eine Spielerei vorkommen mag, hatte doch damals in dem kleinstaatlich zerrissenen Deutschland seine volle Berechtigung. In einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, dem sogenannten Steinhuder Meer, errichtete er auf einer künstlich gebildeten Insel seine Festung Wilhelmstein, das vollendetste Modell der Befestigungskunst, ein Muster, so meinte er, welches jeder deutsche Fürst, groß oder klein, jeder in seinem Gebiete unter Benutzung der geeignetsten Oertlichkeiten nur nachzuahmen habe, um dadurch ganz Deutschland zu einem für jeden äußeren Feind unangreifbaren Lande zu machen. Hier, in Wilhelmstein gründete er eine Kriegs- und Ingenieurschule, unter deren Zöglingen sich, gerade in den Jahren von Herders Aufenthalt in Bückeburg, der junge Scharnhorst befand, der Mann, der in einer folgenden Generation durch seine Wirksamkeit Zeugniß ablegen sollte für den in den militärischen Anstalten des Grafen lebenden Geist. Denn mittelbar wie unmittelbar griff dieser selbst in die Unterweisung der jungen Leute ein. In einem eigenen Werke über die Kunst des Vertheidigungskrieges legte er den Ertrag seiner militärischen Erfahrungen und seines Nachdenkens nieder, und kein Geringerer als Gneisenau ist es, der ihm bezeugt hat, wie hier bereits alle die Ideen entwickelt seien, die nachmals in dem System der preußischen Volksbewaffnung vom Jahre 1813 im größten Maaßstab zur Verwirklichung gelangten und die Befreiung Deutschlands von Napoleon ermöglichten. Und dabei war es nicht bloß ein beschönigendes Vorgeben, wenn dieser Mann erklärte, daß die Veredlung des Kriegshandwerks den Zwecken der Humanität diene. Es fehlte ihm keineswegs an Sinn und Empfänglichkeit für die höheren Bedürfnisse des geistigen Lebens. Nicht sowohl das Glänzende als das Gediegene zog ihn dabei an. Sein bedeutendes, von der Mittheilung seiner reichen Erfahrungen belebtes Gespräch, richtete sich mit Vorliebe, außer auf militärische, auf politische und historische Gegen-

stände, auf Kunst und Philosophie. Ganze Stellen aus Shakespeare wußte er auswendig; zuweilen versuchte er sich selbst in französischen Versen. Eifrig pflegte er an seinem kleinen Hofe die Musik; selbst ein geübter Zeichner, hatte er die größte Freude an Gemälden und besaß eine auserlesene Sammlung. Sein litterarischer 'Geschmack ging, wie die ganze Richtung seines Geistes, auf das Ernste, Große, Heroische. So war er geneigt, den Alten, zumal den Römern, den Vorzug vor den Neueren zu geben und liebte unter ihren Autoren Cäsar, Sallust und Tacitus. Gern überließ er sich skeptischen Betrachtungen über die Erfolglosigkeit aller menschlichen Einrichtungen und wurde doch warm über den Gedanken von Freiheit und Heldentugend, von Vorsehung und Unsterblichkeit. In den Wahlspruch probité et droiture, in ein Wort wie dévouement à la mort legte er sein bestes Gefühl, wie er denn auch sonst das Gedrungene im Ausdruck bis zum Gesuchten liebte. Eine gewisse steife Würde haftete auch seiner äußeren Erscheinung an. Der Spott der Spanier mochte ihn mit Don Quixote vergleichen; wer ihm näher kam, dem verwandelte sich der Eindruck des Auffälligen oder Lächerlichen sehr bald in den des Gebietenden, der des Gebietenden in den des Gewinnenden. So schildern ihn übereinstimmend Zimmermann und Mendelssohn. Des Letzteren Schilderung bestätigt auch Herder, nur daß er dem Philosophen die Antithese: „die feinste griechische Seele in einem rauhen westfälischen Körper" nicht gelten läßt. „Eine edlere Bildung von Körper," sagt Herder, „zumal den Obertheilen nach, ist mir nie leicht erschienen. Ein schönes Oval des Kopfes, helle, angenehm funkelnde Augen, eine feine geistige Nase, ein männliches Kinn, eine treffliche, freie, gewölbte Brust geboten Jedem, der auf Körper und nicht auf Kleid und Anzug sah, Hochachtung, sowie schwächeren Gemüthern eine Art von Staunen und Ehrfurcht. Die Arme trug er edel und fast romantisch, sowie er etwas Romantisches in seiner ganzen Denkart und Lebensweise hatte. Setzen Sie dazu, daß er an Körper sowie an Geist der Größeste seines Landes war und in den letzten Jahren das Größeste nur immer im Besten, im Mildesten suchte: so mußten diese Eigenschaften gewiß dazu beitragen, auch das mindeste Rauhe und Westfälische von seinem Anblick zu entfernen." Nur ein Kriegsmann, fügt er hinzu, könne sein Leben schreiben. Er war ihm, Alles in Allem, „wie ein Held des Alterthums" [1]).

Wie dieser philosophische Held sich zu Thomas Abbt, dem Verfasser der

[1]) Daß die Besprechung der Mendelssohnschen Schriften, im „Augustſtück des Teutschen Merkur" von 1782, mit der obigen Schilderung (S. 185), sowie die ganze Rubrik „Litterarischer Briefwechsel" (das. S. 169 ff.), von Herder herrührt, leidet keinen Zweifel. Man findet diese sowie die Stellen von Mendelssohn und Zimmermann benutzt von Varnhagen, dessen Biographie des Grafen Wilhelm in den Biographischen Denkmalen I, 1 ff. überhaupt das einschlagende litterarische Material so vollständig wie geschickt verarbeitet hat. Dem obigen Text liegt überall die Varnhagensche Arbeit zu Grunde.

Schrift vom Tode fürs Vaterland und vom Verdienst, dem Uebersetzer des Tacitus, hingezogen fühlte, begreift sich. Nur fünf Vierteljahre hatte er den talentvollen jungen Schriftsteller in Bückeburg besessen, aber derselbe war während dieser Zeit sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang gewesen. Mit Klugheit hatte sich Abbt in die Eigenheiten des Grafen, mit strebsamer Gewandtheit in die ihm zugedachte praktische Rolle gefunden. Der Philosoph hatte so viel Sinn für das thätige und geschäftliche Leben, der Fürst soviel Sinn für die Ideen des Philosophen, daß bei wechselseitiger Achtung einer den anderen förderte und hob. Wer kann sagen, wozu sich Abbt in dieser Schule gebildet haben würde: der Graf jedenfalls verdankte dem neuen Freunde die edelsten Anregungen und so manche Erweiterung seines Gesichtskreises, wie er denn unter Anderem durch ihn zuerst Interesse für die heimische Litteratur gewann. Auch auf die Angelegenheiten des Landes würde Abbt bei längerem Leben mehr und mehr Einfluß gewonnen haben, wenn er anders in dem immerhin schwierigen Verhältniß der Hingebung an den Höhergestellten ausgedauert hätte. Abbts Tod hatte Beiden diese Probe erspart. Ueber den frühen Verlust des Mannes war der Graf lange Zeit untröstlich gewesen. In Herder eben glaubte er nun Ersatz für diesen Verlust zu finden — und doch, wie grundverschieden war Abbt und Herder, wie grundverschieden Herder und der Graf! Es war halb und halb ein Irrthum, ein unschuldiger Irrthum gewesen, wenn Herder in der Schrift auf Abbt sich zu diesem in das Verhältniß eines Geistesgenossen gesetzt hatte. Es war ein anderer, empfindlicherer Irrthum — die Folge jenes ersten —, daß er der Nachfolger Abbts sein könne.

Die Kühle des ersten Empfanges zwar war bald von beiden Seiten verwunden. Der Graf, der den größten Respect vor aller geistigen Begabung hatte, war ganz Achtung und Aufmerksamkeit für Herder. Mit Stolz und Freude nahm er an der Auszeichnung Theil, die Herder gleich in der ersten Zeit seines Bückeburger Aufenthalts durch die Krönung seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache Seitens der Berliner Akademie erhielt. Er las die Abhandlung wiederholt und theilte dem Verfasser schriftlich Bemerkungen darüber mit, die mehr als bloß Complimente enthielten [1]). Es schmeichelte ihm, daß es überall bekannt werden müsse, daß auch Friedrich der Große, der Verehrer Voltaires, es erfahren würde, welch einen Mann er in seinen Diensten

[1]) Siehe den Brief des Grafen vom 22. Februar 1772 in den Erinnerungen I, 265 ff. Wie wichtig die Sache den Bückeburgern erschien, erhellt daraus, daß im Schaumburg-Lippeschen Kalender für das Jahr 1776 in der „Chronik einiger Merkwürdigkeiten, die in der Grafschaft Schaumburg-Lippe seit dem Jahre 1748 vorgefallen sind“ unter dem Jahr 1772 zu lesen ist: „1772 hatte Bückeburg die besondere Ehre, daß zwei seiner Einwohner die Preise von denen beiden berühmtesten Akademien der Wissenschaften in Deutschland erhielten; nämlich der Consistorialrath Herder — — und der Kammerrath Westfeld von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, wegen einer Abhandlung über die Frohndienste“.

habe. Mehr als einmal sprach er es in der Folge aus, er wundre sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse, ja, er erkannte und gestand, daß Herder mehr, viel mehr sei als Abbt. Wirkliche Zuneigung, wie zu diesem, konnte er sich trotzdem nicht abgewinnen, und ein rechtes Herz zu dem Grafen konnte sich auch Herder nicht fassen. Wunderbarer Anblick, wie die beiden genialen Menschen, in einem abgelegenen Winkel Deutschlands dicht neben einander gestellt, sich nur scheu berühren und Einer an dem Andern hinaufsieht! Den großen Eigenschaften seines Herrn ließ auch Herder von Anfang an volle Gerechtigkeit widerfahren. Er rühmt den edlen Charakter des Fürsten, dessen Mißtöne nur daher kämen, daß er für das Land, das er zu regieren habe, zu groß sei. Er gesteht sich, wenn er nach Menschen umblickt, die ihm wirklich etwas sein könnten, daß der, der ihn noch am ehesten verstehe und in vielen Stücken mit ihm übereinstimmend denke, Niemand anders als der Landesherr sei. Allein, so fügt er hinzu, zu wie vielen Stunden könne der Landesherr Mensch sein! immer doch bleibe er zu sehr Fürst und sei zu verwöhnt. Das hatte den Vorgänger Herders nicht geirrt. Er war dem Grafen eben dadurch vertraut geworden, daß er ihm gehuldigt und sich seinen Schwächen, Neigungen, Liebhabereien, im Hinblick auf die edlen Seiten desselben und auf das zu erreichende Gute, anbequemt hatte. Diese Talente des Hofmannes, des Politikers besaß sein stolzerer und auch seinerseits durch die Huldigungen Anderer verwöhnter Nachfolger nicht. Es lag entfernt nicht in seiner Neigung, eine Rolle wie Abbt zu spielen. Dieser hatte im Schlosse gewohnt und an der gräflichen Tafel gespeist. Herder hütete sich wohl, sich einen ähnlichen Zwang aufzuerlegen und die Eifersucht derer, die bei Hofe gelten wollten, zu reizen. Er hatte noch weniger Neigung, obgleich es ihn nur einen Wink gekostet hätte, sich in die weltlichen Geschäfte zu mischen; Abbt, so meinte er, so hörte er flüstern, habe darüber seine Zeit, seine Ruhe, sein Genie eingebüßt, und dies Beispiel schien ihm wenig verlockend. Nicht weniger, in der That, als Alles stand entgegen, daß aus Achtung Freundschaft, aus Entfernung Vertrauen würde. Alter und Stand, Charakter und Geistesart war dagegen. Unser Freund war zwanzig Jahre jünger als sein neuer Herr, er war geboren worden, als dieser schon seine erste Schlacht hinter sich hatte; ein Werdender stand er einem Fertigen gegenüber. Auf eignen Wegen, dem inneren Drange folgend, hatten Beide sich zu dem gemacht, was sie waren. Im bewegtesten Weltverkehre hatte sich der Eine, in der Studirstube der Andere gebildet. Eigensinnig waren sie Beide; der Eine besaß den Eigensinn des Hochgeborenen, ans Befehlen gewöhnten Fürsten, der Andere den Eigensinn des reizbaren Gelehrten. Der Herr ein streng analytischer Denker, ein mathematisch-philosophischer Kopf: der Diener ein ungeduldiger Enthusiast, fast mehr Dichter als Denker; ein Held der Eine, ein weicher Gefühlsmensch der Andere. Jenem soldatische Zucht und Ordnung das Erste, dieser auch auf wissenschaftlichem Gebiete ohne strenge Ordnung und Methode. Schon dem

Jüngling Herder war der militärische Despotismus in seinem preußischen Vaterlande verhaßt gewesen, — und nun sah er sich am Hofe eines Fürsten, der in seinem Lande den preußischen Militarismus noch weit überbot! Ebensowenig Sinn aber wie Herder für den Stand und Charakter des Soldaten, ebensowenig hatte der Graf für den Stand und Charakter des Geistlichen. Ihm wäre es gerade recht gewesen, wenn der neue Oberprediger sein geistliches Amt als Nebensache und litterarische Arbeiten als die Hauptsache behandelt hätte. Selbst reformirt, während sein Land lutherisch war, hatte er seinen eignen Hofprediger, Namens Catel. Nicht aus Bedürfniß, sondern aus Gnade läßt er den hochwürdigen Herrn Consistorialrath alle Monate einmal des Sonntags in der Hofequipage während des Sommers nach seinem Landsitz zum Baum hinauskutschiren, damit er vor ihm in seinem Zimmer predige, und bittet ihn gar noch um Abschrift der gehaltenen Predigt — „als welche Ehre mir", so höhnt Herder, „dann allemal die glänzendste Herrlichkeit meiner Seele gewährt". Herder war ein so guter Vorleser! Er las so gern, wenn er einen verstehenden, mitempfindenden Zuhörerkreis um sich hatte, oder wenn er sich frei über das Gelesene ergehen, wenn er belehrend oder auch scheltend seine Glossen dazu machen durfte. Nun aber vor einem besonders dazu gebetenen Auditorium predigen oder vorlesen zu müssen, sich darüber loben zu lassen — wie bitter wird er, wenn er seiner Braut davon vorerzählt, und wie bald ließ er merken, daß er sich durch solche Höflichkeit nur mäßig geehrt fühle! Wie strömte es ihm vom Munde, wie sprudelnd beredt war er gegenüber gleichgesinnten Freunden, im Verkehr mit bildsamen Jüngern, wie Goethe in Straßburg, gewesen! Wie ganz anders ist die Situation, wie so gar nicht fühlt er sich an seinem Platze, wenn er hier, nach der Predigt auf dem Schlosse, stundenlang mit dem Herrn auf einerlei Gängen in Garten und Hain promeniren muß, nicht um sich über seine Lieblingsideen warm phantasirend zu ergießen, sondern um — so schreibt er an seine Braut — von „lauter Speculation und Metaphysik" zu sprechen oder mit Nicken und Verbeugungen zu den trockenen und skeptischen Auseinandersetzungen des durchlauchtigen Philosophen zu schweigen, der so sehr sich selbst sprechen höre, der, was man ihm erwidere, auf alte Lieblingssätze reducire, vor dessen Philosophie er erliege; oder wenn er, zum Concert nach Hofe befohlen, sich die musikalische Andacht verderben lassen muß, um eine lange Predigt des Grafen über die Eitelkeit aller menschlichen Bemühungen anzuhören! Herder faßt Alles zusammen, wenn er noch im August 1772 schreibt: „Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe: unkenntlich, entfernt, nicht für einander" [1]).

[1]) Hauptstellen über das Verhältniß zum Grafen sind in dem Briefwechsel mit Caroline: Düntzer A, III, 56. 58. 323—324; Erinnerungen I, 203 ff. 206. 215. 216. 218. 226. Außerdem in dem Briefwechsel mit Hartknoch: Düntzer C, II, 28. 74.

Derjenige, auf den Herder sich, außer auf den Grafen, zunächst angewiesen sah, war eben der, welcher seine Berufung vermittelt hatte, der Kammerrath und Polizeidirector Westfeld. In Westfelds Familie wurde er gastlich aufgenommen; in dessen sehr behaglich eingerichtetem Hause wohnte er in den ersten Wochen, bis seine Amtswohnung meublirt und hergerichtet war; zwei Jahre lang hat er an dessen Tisch gegessen[1]). Es war ein unterrichteter Mann voll wissenschaftlichen Strebens. Durch seine Göttinger Universitätsstudien und durch seine amtliche Stellung war er auf nationalökonomische und Verwaltungsfragen hingeführt worden, die er auch historisch zu erforschen suchte; für eine Abhandlung über die Frohndienste krönte ihn im Jahre 1773 die Göttinger Societät der Wissenschaften; in der gründlichsten Weise hatte er sich mit der Geschichte des deutschen Leibeigenthums beschäftigt[2]). Auch den schönen Wissenschaften war er nicht fremd geblieben, und auch für sich hatte er sich daher von dem neuen Ankömmling Manches versprochen[3]). Zu einem wirklich vertrauten Verhältniß kam es trotzdem zwischen den beiden Männern nicht. Je mehr Westfeld sich für die Berufung Herders verantwortlich fühlte, um so weniger konnte er es verbergen, daß ihm der Berufene weder zu dem Grafen noch überhaupt in die Bückeburger Verhältnisse so zu passen schien, wie er gehofft hatte. Bei aller Zuvorkommenheit und freundschaftlichen Aufmerksamkeit, die er seinem Gaste entgegenbrachte, verstand er es daher doch nicht, ihm seine neue Existenz behaglich zu machen. Zu verschieden war doch auch das Temperament und der Charakter beider Männer; in dem Umgange mit dem gemessenen, vorsichtigen, fein überlegenden Manne vermißte Herder die offene Vertraulichkeit und Ungezwungenheit, die frei sich gebende Herzlichkeit, die ihm Bedürfniß war[4]). Ja, statt daß Westfeld ihm das Einleben in

---

[1]) Den Einzug in die eigne Wohnung meldet er den 25. Mai 1771; das Westfeldsche Haus, dem seinigen benachbart (A, III, 461), nennt er noch im März 1773 das Haus, in welchem er esse und trinke und leibe und lebe (ebendas. S. 473). Ueber Westfelds Einrichtung: Lichtenberg an Dieterich, Vermischte Schriften VII, 106.

[2]) Vgl. Herder an Heyne C, II, 162 über Westfeld und dessen Mißlage in Bückeburg. Herder bemüht sich in dem Briefe, ihn für eine Stellung an der Universität zu empfehlen. An Nicolai schreibt er den 7. September 1771 (C, I, 323): „Herr Kammerrath Westfeld, ein Mann von wirklich vielen und vielerlei Kenntnissen, hat jetzt mehr Muße; vielleicht würde er also wieder zu Ihrer Bibliothek gehen, wenn Sie ihn anspannen. Er ist hier mein einziger Umgang."

[3]) Westfeld an Herder, 19. August 1768 (LB. I, 2, 361 ff.).

[4]) Das Verhältniß läßt sich unter Anderem aus einem handschriftlich erhaltenen Briefe Westfelds an Herder, vom 4. September 1775, erkennen. Im Jahre 1774 hatte Westfeld eine Anstellung in Hannover gefunden. Im letzten Acte der Verhandlungen über Herders Berufung nach Göttingen (s. unten, im Schlußabschnitt dieses Buches) spielte nun Westfeld den Vermittler. Nach allen zuredenden Auseinandersetzungen schreibt er: „Es ist mein Herz, das so spricht, und nicht Vorsatz, Sie zu überreden. Ich bin der Mann nicht, der überreden kann, am wenigsten unternehmen wird, Sie zu überreden. — — Wollen Sie

die neuen Verhältnisse hätte erleichtern sollen, machte er ihm dasselbe nur schwerer. Die Bückeburger Gesellschaft war in der That sehr viel dürftiger als irgend eine, unter der Herder bisher gelebt hatte, auch die Eutiner nicht ausgenommen. Kleinstaatliche Beamte von engem Horizont und Militärs, die für nichts als ihr Metier Sinn hatten. Es gehörte Lust und sehr viel guter Wille dazu, unter dieser Gesellschaft die besseren oder leidlicheren Elemente herauszufinden. Westfeld, dessen frühere Briefe die Bückeburger Stelle so lockend geschildert hatten, that das Seinige, um Herdern diese Lust und diesen guten Willen zu benehmen. Er hatte eine Zeitlang dem Grafen näher gestanden, war aber neuerdings mit demselben gespannt. So gehörten er und seine Frau zu den Mißvergnügten in Bückeburg. In ihren Schilderungen und Erzählungen gewann weder der Graf noch die Zustände des Landes unter des Grafen Regierung. Ihre Anschauungen erkennt man aus Herders Urtheilen, namentlich während der ersten Zeit seines Aufenthalts hindurch. Nicht stark genug kann er sich über die Schurken von Aventuriers, von denen das Land voll sei, über die kriechende und garstige Kleinheit des Beamtenthums, über das Fehlen eines Mittelstandes, über den Despotismus der Verfassung, über den Eigennutz der Günstlinge ausdrücken, die eifersüchtig ihre Stellung auch gegen ihn, daß er nicht ein zweiter Abbt würde, zu vertheidigen entschlossen seien. Seine persönlichen Erfahrungen schienen zu bestätigen, was er hörte. Er klagt, nach den ersten Besuchen, daß er, außer dem Westfeldschen Hause, keinen Menschen getroffen habe, mit dem er zum zweiten Male zu sprechen wünsche. „Wüste Köpfe und Steine, aus denen auch kaum mit Stahl ein Funken zu erschlagen ist! Weiber ohne Reize und Lectüre, ohne Bildung und Bildsamkeit;" — ein völliger Mangel „von Seelen, die er auch nur Viertelstunden anzuschauen wünschte." Endlich, nach länger als einem Jahre, scheint er etwas mehr Unbefangenheit und Billigkeit gewonnen zu haben; er mißt nun auch sich ein wenig die Schuld bei, daß er, durch die ersten Eindrücke beleidigt, sich vielleicht entfernter gemacht habe als er sollte, um das versteckte Gute kennen zu lernen, und daß er, ohne Talent, auf anderem als gesellschaftlichem Wege es kennen zu lernen, von dem „großen Haufen guter Leute" zu abgesondert sei. Ebendeshalb indeß blieb im Ganzen Alles beim Alten, und immer wieder daher, von Brief zu Brief, dieselbe Klage. Wirklich anschließen mag er sich auch im Westfeldschen Hause nur an die Kinder. Er habe, heißt es übrigens, Keinen, „zu dem er reden, dem er sein Herz ausschütten, bei dem er auch nur sein könne, wie er wolle." Selbst die Nächsten, mit denen er umgehen müsse, verkennen ihn; er müsse, um nicht gemißbraucht zu werden, vor ihnen, was Herz und Seele ist, verschlossen

---

mir nicht antworten, so werde ich darum nicht böse, bin es nie geworden, wenn ich gehört habe, mit welcher Kälte Sie meiner gedacht haben. Nichts auf der Welt kann meine Achtung gegen Sie vermindern." Vgl. auch den Brief v. 19. Septbr. 1774, Erinner. I, 239.

halten. Als ganzer Mensch betrachtet, habe er Niemanden, für den er da sei. Zum ersten Male in seinem Leben mache er die Erfahrung, die niederschlagende Erfahrung, daß die Menschen durch den Verkehr, den er mit ihnen pflege, nicht einmal besser würden.

So blieb ihm denn fürs Erste nur, von der Kanzel her mit den Menschen zu reden, zu denen sich auf andere Weise kein näheres Verhältniß ergeben wollte. Er war Oberprediger und hatte allsonntäglich, abwechselnd Vormittags und Nachmittags, zu predigen. Allein er war Prediger ohne Gemeinde, indem die meisten Beichtkinder während der langen Vacanz sich an den zweiten Prediger der Kirche, Pastor Duve [1]), gewöhnt hatten. Sowohl seine äußere Erscheinung wie seine Predigtweise verhinderten, daß er rasch hätte Wurzel fassen können. Die Bückeburger machten große Augen, als sie zuerst den kleinen schmächtigen Mann mit dem hohen Toupé und dem seidenen Mantel, dessen Ende er in die Tasche steckte, an der Seite seines ehrwürdigen Collegen durch die Kirche [2]) schreiten sahen, und er selbst fand, daß er im Verhältniß zu seinen Aemtern und zu dem Bückeburger Ton eine wunderliche, ja lächerliche Figur mache. Und so wenig Pastorales seine „federleichte Person", wie er selbst fand, so wenig hatten seine Predigten. Es waren „Empfindungen eines vollen Herzens, ohne allen Predigtwust und Zwang", ja, wie gleich die Antrittspredigt vom 5. Mai [3]), voll von Ausfällen gegen den todten Formel- und Bekenntnißglauben, gegen die „träge, gedankenlose Maschinen-Andacht". Auch hier wollte er, wie er seinen Zuhörern vorweg ankündigte, ein „Lehrer der Menschheit" im echten Geiste der Religion Jesu, ein Führer zu menschlicher Tugend und Glückseligkeit sein — ein Lehrer nicht bloß der Tugend, sondern auch des „besseren Geschmacks". Damit hatte er die Herzen der aufgeklärten Rigenser gewonnen, damit hatte er am Hofe zu Eutin, in Darmstadt und Karlsruhe sich Beifall erworben. Für die Bückeburger war diese Predigtweise zu hoch, in der Form zu schlicht, im Inhalt zu ungewohnt, zu geistig, zu schwer. „Mein Feuer," so sagte er sich selbst, „ist zu subtil, diesen Klumpen Wald zu zünden." Bei der orthodoxen Geistlichkeit des kleinen Landes war schon vor seiner Ankunft das Urtheil fertig gewesen, daß er ein Ketzer sei, der nicht Christus sondern Belial predige, und wenn der gemeine Mann in dieses Urtheil nicht einstimmte, so galt er doch auch für diesen vielmehr für einen Gelehrten oder gar für einen vornehmen Hofmann als für einen richtigen, erbaulichen Geistlichen. Hielt er doch so gar nichts — wie er sich offen darüber noch in seiner Abschieds-

---

[1]) Derselbe war zugleich Garnisonsprediger (A, III, 68). Der Geistliche der kleinen katholischen Gemeinde in Bückeburg war Pastor Kirchhof.

[2]) Die im Jahre 1615 erbaute Stadtkirche trägt nicht mit Unrecht die Inschrift: Exemplum religionis non structurae.

[3]) Sie ist abgedruckt SW. zur Theol. VIII, 5 ff.

predigt ausspricht[1]) — von jenen „löblichen Hausbesuchungen“, welche Art der Seelsorge nicht sein Beruf sei und wozu er seine Zeit zu kostbar fand. Ganz von unten allein konnte und mußte er anfangen; seine Kinderlehre erst mußte seinen Predigten vorarbeiten. Nicht früher als nach der ersten Confirmation, Ostern 1772, fühlte er, daß er einigen Boden gewinne. „Es ist,“ schreibt er da, „die erste Grundlage zu meiner Gemeinde, und unbeschreiblich, wie mich die Kinder liebten und mir anhingen: das giebt doch wenigstens süße Viertelstunden.“

Nicht besser stand es mit seinen übrigen Aemtern. Wie Prediger ohne Gemeinde, so sei er Patron der Schulen ohne Schulen, Consistorialrath ohne Consistorium. Die wenigen Consistorialgeschäfte in den Händen zweier juristischer Räthe[2]), die das Mechanische der Geschäfte auch ohne ihn in gewohntem Schlendrian verrichten mochten. Da sollte er nun „zwischen Dummköpfen sitzen, unter denen er immer der ärgere werde“, sollte mit einer ihm ganz unnatürlichen Gravität Klagen anhören, Tabellen lesen, und was der „heiligen, ennüyanten Amtssachen“ mehr waren. Und doch nichts Reelles wirken und ausrichten! Schon viel, wenn ihm gelang, den alten Jacobischen Katechismus abzuschaffen; — das verfallene Gymnasium[3]), die schlechten Schulen des Landes zu heben, daran war bei dem Mangel an Geld nicht zu denken, und ebensowenig daran, die Kirchenverfassung, ein Aergerniß in seinen Augen, zu reinigen und zu verbessern[4]).

Genug, in allen Stücken ein greller Contrast zwischen dem äußerlich Glänzenden seiner Stellung und dem innerlich Unbefriedigenden derselben, zwischen seinen Träumen von Wirksamkeit und dem undankbaren Boden, auf den er versetzt war. Er kann nicht umhin, das Aeußere der Stelle zu rühmen. Es ist eine ruhige, einträgliche, angesehene Stelle. Er ist „der glücklichste Bediente in ganz Bückeburg“. Dem Herrn am nächsten stehend, fühlt er sich als einen „unabhängigen Prälaten“; von allen Seiten wird ihm Hochachtung oder doch Respect gezollt, und dennoch — das ist der immer wiederkehrende Refrain seiner vertrauten Mittheilungen — ohne Zweck und Wesen, ohne Wirksamkeit auf Menschen und ohne Genuß von Menschen. Es ist der erste Eindruck, bald nach seiner Ankunft, den er wiedergiebt, wenn er schreibt, er stehe vor der Thür eines Amtes, das ihm so angemessen sei,

---

[1]) Erinnerungen II, 164.

[2]) Justizrath Schmid und Justizrath Knesel.

[3]) Die dreiklassige lateinische Schule stand unter dem alten Rector Daniel Anton Rauschenbusch, auf dessen Absterben der Graf Herders Reformwünsche vergebens vertröstete; derselbe starb erst 1782; in der dritten Klasse unterrichtete ein steinalter Cantor, Johann Wege, so viel Knaben als in seine Wohnung zur Information zu kommen Lust hatten. So berichtet Burchard im Osterprogramm des Bückeburger Gymnasiums von 1862.

[4]) Außer den im Text benutzten Aeußerungen in den Briefen an Caroline: an Merck, September 1771, bei Wagner II, 38 u. October 1772, bei Wagner I, 35.

als wenn er Schulze im Dorfe werden sollte, oder wenn er fortfährt: „ich bin verwöhnt; ich komme von Reisen, Zerstreuungen und dem wilden Hofleben, so daß mir die Mauern einer kleinen Stadt natürlich von allen Seiten auf den Hals fallen müssen", oder wenn es bald danach heißt, er schicke sich in seine Situation, „wie das Storchnest auf den Altar". Alle späteren Aeußerungen jedoch, bald mehr klagend, bald mehr resignirend, bestätigen und deuten nur diese ersten. Wie wenn er Bückeburg sein Pathmos und sich selbst einen Exulanten nennt, sich mit Swift in Irland vergleicht, oder davon spricht, daß er modere und von dem Schauplatz der Welt in eine Grube getreten sei, daß er eben dem Schönsten, was er sich gedacht, so gerade entgegen sei, daß er sich unter einer Wolke finde — „lebendig todt" (so heißt es in einem Briefe an Gleim), „Lazarus im Grabe, Prometheus am Felsen, Theseus auf dem traurigen Stein" [1]). Es ist ja wohl nicht schwer, ihm das Alles nachzuempfinden. Wenn er die Scenen seines früheren Lebens, das Glück seiner Rigaer Existenz zusammt all' den größeren Aussichten, die sich daran geknüpft, all' den Luftschlössern, die er auf der Reise sich gebaut hatte, überdachte: wie schaal mußte ihm diese unbedeutende, verborgene, so ganz unromantische Stellung in der kleinen, öden deutschen Residenzstadt vorkommen! Dieser schwärmende, träumende, von Projecten des Ehrgeizes gährende Kopf — nun auf einmal, nachdem er kaum seinem Straßburger Gefängniß entkommen, zum Stillesitzen, zu unfruchtbarer Alltags- und Amtsarbeit in einem westfälischen Neste von nur zweitausend Einwohnern verurtheilt — der Verfasser jenes Reisetagebuches von Nantes hinter Kirchenbüchern und Consistorialacten! Was Wunder, wenn er sich wie verzaubert vorkam — die Welt um ihn, er selbst verändert und sich selbst unkenntlich! Es ist die Summe seiner Litaneien: er sei durch einen „dummen Schritt" auf die „scheußlichste Art" an diesen Ort verirrt, der nichts für ihn, an dem für ihn nichts zu thun sei; noch nie in seinem Leben sei er so betrogen worden als in den meisten Erwartungen, die er von diesem Orte gehegt!

In solchem Mißmuth ist es einzig die Natur und der Reiz der Bückeburger Gegend, woran seine Seele sich letzt. In gesellschaftlicher und amtlicher Beziehung unbefriedigt, lebt er daneben ein anderes romantisches Leben „als Einsiedler, Philosoph und Schäfer". Er hatte von dieser Seite nichts zu vermissen. Fast am Ende der Stadt, zwischen Gärten, lag das noch neue geräumige Haus, das er einsam zu bewohnen hatte, vor dem Hause ein kleiner Garten, den die Wallhöhe abschloß [2]). Es war sein Erstes,

[1]) Düntzer C, I, 25. Von ähnlichen Aeußerungen, die den zahlreichen gegen Caroline parallel laufen, hebe ich hervor: an Hartknoch C, II, 27. 31. 32; an Therese Heyne, ebendas. S. 129. 139; an Mercks Frau, Wagner III, 24; endlich das offene Geständniß in der Abschiedspredigt 1776 an seine Bückeburger Gemeinde, Erinnerungen II, 165. 166.

[2]) Jetzt führt vor dem Hause eine Straße, die 1871 zur Erinnerung an die vor einem Jahrhunderte erfolgte Ankunft Herders zur „Herderstraße" umgetaufte Wallstraße vorbei.

sich in dem Garten ein paar Lauben und Rasenbänke herzurichten. Von der Höhe des Walles, an den unmittelbar der Wald grenzte, hatte er die schönste Aussicht auf die Bückeberge und das Wesergebirge; nur wenige Schritte, und vor seinem Blicke lag auf der einen Seite der köstlich bewaldete Harl mit Wiesen und Gärten an dessen Fuße, auf der anderen Seite das gräfliche Schloß, das sich im stillen Wasser spiegelt. Da liegt er denn oft vom frühesten Morgen bis in den Abend, ja in die Nacht hinein, und lauscht dem Gesange der Nachtigallen; der Ertrag des Gartens, Rosen und Erdbeeren, sind sein Labsal. Oder er durchstreift ohne Steg und Zweck die waldigen Höhen, seinen Klopstock oder Geßner oder Ossian oder die Percyschen Lieder, oder einen Brief von der Geliebten in der Tasche. In den Spitzen der Wälder säuseln ihm die Töne Ossians lieblicher; unter Buchen und Eichen, an einem Wasserfall gelagert, erinnern ihn die Feldblumen an die Kränze windende Ophelia, die ganze Gegend an die Romantik des Ardennenwaldes in „Wie es Euch gefällt". So schaut er, „Nachtstille und Nachtfreude in der Seele", Sonnenuntergang und Mondaufgang, so genießt er — mit volleren Zügen als je — Frühling, Sommer und Herbst, immer begleitet von dem Bilde der Geliebten und immer poetische Träume, süße Hoffnungen, wehmüthige Erinnerungen und Betrachtungen in der auf- und abwogenden Seele bewegend. Auch zu weiteren Ausflügen lockt ihn die herrliche Gegend. Keine größere Lust kennt er, als zu Pferde in wildem Ritt nach den benachbarten Ortschaften zu reiten und seine Gedanken umherschweifen zu lassen. Allen Unmuth schüttelt er ab, aller Lebensmuth und Schwung in seiner Seele wacht wieder auf, wenn er über Berg und Thal, durch Wald und Wiesen, herüber und hinüber den sechs Meilen langen Weg zwischen Bückeburg und Lemgo zurücklegt, und alle Stimmungen von Morgen, Mittag und Abend klingen ihm dabei zu einer andächtigen Psalmenmelodie zusammen. Nur wenige Stunden von Bückeburg liegt Pyrmont. Im Juli seines zweiten Bückeburger Jahres nimmt er dort, mehr „der Abwechselung und Gesellschaft" als des Brunnens wegen, einen nachher öfters wiederholten Aufenthalt[1]). Auch da indeß sind es nicht die Spieltische und nicht „die bunten Alleepuppen", sondern die Natur, die seine Stimmung, während er in Muße alte Jugendstudien wieder vornimmt, zu frohem Behagen hebt. Seine Worte athmen die Erfrischung, die ihm hier zu Theil geworden. Die Gegend scheint ihm „die schönste, kühnste, deutscheste, romantischeste Gegend der Welt", und wie ihm die Rosen, die jeden Morgen seinen Gesundheitsbecher kränzen, das Bild seines geliebten Mädchens vor die Seele zaubern, so erinnern ihn die vom Mond beschienenen „Hermannswälder", — der Schauplatz der Varusschlacht — diese „kühnen Forsten, Eichen und Buchen und Würfe des

[1]) Schon im ersten Jahre hatte er mit Westfeld dorthin zu gehen gedacht; an Raspe, 31. Mai 1771, Weim. Jahrb. III, 42.

Erdballs", an das Klopstocksche Ideal altdeutscher Größe und Tapferkeit — nicht ohne den Seufzer freilich, daß die Menschen, die jetzt hier wohnen, der schönen deutschen Natur so unähnlich seien.

Es ist zum ersten Mal, daß wir so eingehende Naturschilderungen von Herder hören, daß seine Freude an der Natur so laut wird. Selbst sein Fleiß geräth darüber ins Stocken. Ueberhaupt aber will ihm die Wiederaufnahme seiner zuletzt in Eutin, und noch in der ersten Zeit in Straßburg betriebenen litterarischen Arbeiten in der ungewohnten neuen Lage, in der zwischen Unmuth und Zerstreutheit schwankenden Verfassung seiner Seele schlecht gelingen. Eifrig und gern setzt er nur seine dortige „Spielbeschäftigung" fort. Von Raspe hatte er sich wenige Wochen nach seiner Ankunft in Bückeburg aus dessen Bibliothek die Percyschen Reliques geliehen, um sie erst nach Jahresfrist zurückzusenden[1]). Mit unaussprechlichem Vergnügen wandelt er unter den alten Balladen und fühlt sich dadurch in die Zeiten seiner Jugend zurückgezogen. Die englischen Lieder begleiten ihn auf seinen Spaziergängen. Ganz oder stückweise, wie man eine gehörte Melodie nachspielt, im Kampf mit unserer „so disciplinirten Sprache", wirft er sie übersetzend aufs Papier, und es erhöht seine Freude, daß er es zugleich für seine Freundin thut[2]). Zugleich doch reiht sich an den Genuß dieser Beschäftigung ein Höheres, ein psychologisch-historisches Interesse an. „So nichtswürdig", schreibt er, „alle Aufhorchung dieser Kindertöne lasse, so hoffe ich doch aus Allem für mich etwas Großes zu erbeuten, wenn ich nur immer Unverrücktheit der Seele hätte". So fällt ihm das Studium der Balladen unter Einen Gesichtspunkt mit dem Studium und der Uebersetzung des „ältesten Buches des Morgenlandes", des Hiob, und in verwandtem Sinn und Streben fährt er fort, seine Sammlung übersetzter Stellen aus Shakespeare zu vermehren. Das Alles ist noch Nachklang von Straßburg. Um Volkslieder und Ossian und Shakespeare dreht sich ja fürs Erste auch der Briefwechsel mit Goethe, und eben darauf bezogen sich, gleichsam von selbst entstanden, die uns bereits bekannten beiden Aufsätze für Bode[3]).

Nachklang von Straßburg war desgleichen — nur daß es in Garten und Wald besser gelang als in der Krankenstube — das freie Austönen eigener Empfindung neben dem bloßen Uebersetzen. Obgleich er die Geliebte nicht singen kann, wie er möchte — ganz lassen kann er es darum doch nicht. Während unter dem Siegel „heiliger Verschwiegenheit seines Namens" Boie in Gottes Namen einen Theil seiner älteren poetischen Exercitien im Musenalmanach abdrucken mag, so wirft er jetzt mehr als Eine Improvisation an

---

[1]) An Raspe 31. Mai 1771 und 25. August 1772, Weimar. Jahrb. III, 46. 47. Raspe schickt ihm das Buch 4. August 1771 (Düntzer C, III, 286).

[2]) Außer den Stellen der Briefe an Caroline (A, III, 95; Erinnerungen I, 219 u. f.): an Merck, Wagner II, 30. 36.

[3]) S. oben S. 425 ff.

die Geliebte, — auf Anlaß etwa eines Traums oder wenn sie ihm ihr Bild geschickt hat — poetische „Reverien" und Reflexionen hin. Es sind Briefe in Vers- und Reimform, nicht immer glücklichere Wiederholungen der prosaischen, oft, gleich diesen, Verräther seines Unbehagens, seines von innerer Harmonie weit entfernten Gemüthszustandes. Ja, am besten glückt es ihm mit der Poesie, wenn er, gereizt, etwas Swiftsche Galle, aufwallende Laune, Unmuth oder Eifersucht als Würze einmischt. Wir werden von dem Treiben Goethes in Darmstadt noch später zu reden haben. Seit Anfang März 1772 ein öfterer Gast daselbst, hatte derselbe unter anderen Liedern, die sich auf den Darmstädter Zirkel bezogen, auch einen „Felsweihegesang" an Psyche gerichtet, in welchem er von dem Fels herab, den er sich zugeeignet, theilnehmend auf das des abwesenden Geliebten sehnsüchtig gedenkende Mädchen herabblickt. Das Gedicht war gar nicht in Herders Sinne. Wie konnte der Uebermüthige sich beikommen lassen, seine Psyche eine so traurige Figur spielen zu lassen, fast als wäre ein Vorwurf gegen den Abwesenden beabsichtigt! Sogleich also erfolgt ein „Impromptü von Antwort" — eine verstimmte Abweisung des „irren Götzenpriesters", der ungeweiht den Fels besungen, aber zugleich ein schwungvoll beredter Zuspruch an die Geliebte voll Bildern des kommenden Frühlings, der ihnen beiden „das Knöspchen Hoffnungsrose" bringen werde. Das war wirklich einmal mit Goethe um die Wette gesungen, und was unartig daran war, damit wußte dieser schon fertig zu werden; „es soll Euch", erwiederte er, „künftig in dem Recht, Eurem Mädchen melancholische Stunden zu machen, kein Eingriff geschehen". Auch Herder ließ sich zu einem begütigenden Wort an den „guten edlen Jungen" herbei — und demnächst neckte und zog man sich von Neuem auf. Von einem muthwilligen Gefecht in Knüttelversen, das Goethe und Merck — es war zu Anfang des nächsten Jahres — eröffnet hatten, ist uns leider nur die Herdersche Replik erhalten. In der „Bilderfabel für Goethe" ist zwar diesmal mehr Galle als Poesie, und Goethe hatte alle Ursache, das Stück übelzunehmen: das Stück ist nichtsdestoweniger für die mit Eifersucht gemischte stolze Ueberlegenheit, mit welcher Herder den kecken jungen Poeten in seine Schranken wies, ist nicht minder dafür charakteristisch, wie er noch in die persönlichste Empfindung des Unwillens und des Aergers, noch in den Ton der Invective poetische Lebendigkeit hineinzuverlegen verstand. Die „Bilderfabel" ist eine wehethuende Neckerei, ein Nieswurzbrief in Versen, in welchem neben dem Ingrimm über seinen augenblicklich unerfreulichen Zustand die Zuversicht laut wird, daß er sich in neuem Jugendmuth erheben werde. Goethe ist ihm der bunte Specht, er selbst der Falk, der fürs Erste im Fluge gelähmt sei, aber bald sich emporschwingen werde zur Beschämung des lärmenden, übermüthig daher stolzirenden Spechtes[1]).

[1]) Den Felsweihegesang theilte Wagner I, 115 mit. Das Weitere erhellt aus A,

Noch eine bedeutendere Dichtung aber entsprang aus der Beschäftigung mit Shakespeare und aus der Vertiefung in den halb dramatischen, halb lyrisch-musikalischen Geist der volksthümlichen Balladenpoesie. In Shakespeares Julius Cäsar hatte ihn die Figur des Brutus ergriffen. „Einen der edelsten Sterblichen, — edel in Allem" hatte er in ihm gefunden; „in meinem Herzen", schreibt er an Caroline, „ist sein Bild sehr tief". Und mit dem Charakter war es das Schicksal des edlen Römers, was ihn, der sich ja selbst jetzt so gelähmt, so verschlagen von seinen hochstrebenden Plänen fand, zu Mitgefühl, zu ernsten Betrachtungen stimmte. Der Erfolg des reinsten Wollens ist nicht in unserer, sondern in des Schicksals Hand, — das fing an, seine „Lieblingsphilosophie" zu werden, aus der er schmerzlichen Trost für seine eigene Lage schöpfte, und die ihm Licht über den Gang aller Geschichte zu geben versprach. Es drängte ihn, den ganzen Inhalt des Shakespeareschen Stückes auf die Eine Wahrheit, auf diese „Hauptempfindung" zu beziehen und so die Quintessenz des Stückes auf einen lyrischen Ausdruck zu bringen. Lehrhaft, wie ein dramatischer Fabeldichter, wollte er darstellen, „daß fast nichts in der Welt recht gut sei, Alles von außen Farbe erhalte, die beste That auf dem Rade des Schicksals liege"; aus treuer, starker Empfindung, wie ein lyrischer Dichter, wollte er sich dahinein versetzen, „wie es denn wohl einem Brutus sein müsse, wenn sich das Rad umkehrt, und er sieht, es ist gut, von hinnen zu gehen"[1]). Ein lehrhaft-lyrisches Drama also, ein bloßer Auszug aus Shakespeare, lose aneinandergereihte Situationen, die Situationen nur Unterlage und Einrahmung stark und lebhaft, knapp und hin und wieder ergreifend ausgedrückter Empfindungen. Die Schwächen der seinsollenden Klopstockschen Dramen hatte Herder nie verkannt; das undramatisch Verschwommene, die „milchgebildeten und gleichsam in die Knie sinkenden Charaktere" in dem unglücklichen „David" wußte er treffend zu rügen;[2]) durch Zusammendrängen und Abbreviren wenigstens verstand er es, seinem Brutus, Cassius und Cäsar etwas von dem Mark der Shakespeareschen Figuren zu erhalten — aber doch, wie viel näher steht auch sein „Brutus" den Klopstockschen Gebilden als denen des großen Briten! Wie anders — wie viel lebensvoller, plastischer würde ein Goethesches Drama Julius Cäsar, würde der geplante Mahomet und selbst Sokrates geworden sein, und wie anders, in manchem Betracht nur allzu Shakespearisch, gerieth diesem sein Götz! Von dem ganz Untheatralischen nicht zu reden, so kam in diesem

---

III, 239. 252. 263 ff. (die Antwort auf die Felsweihe 265 ff.); Goethes Replik A, I. 42. Die „Bilderfabel" A, I, 46. ff. mit Düntzers Anmerkung dazu.

[1]) Erinnerungen I, 221 und 222; womit Düntzer A, III, 258 zu verbinden. Die übrigen auf den Brutus bezüglichen Stellen der Correspondenz mit Caroline: Erinnerungen I, 207. 233—34 und A, III, 274. 409. 410.

[2]) Recension des David in der Allg. deutschen Bibliothek XX, 1, S. 3 ff, die erst SWS. V wieder abgedruckt erscheinen wird.

Brutus bei dem harten Zusammenstoß des Dramatischen und Lyrischen in Wahrheit Beides zu kurz; es entstand eine bloße Skizze, die, rein poetisch betrachtet, uns unbefriedigt läßt. Allein ein rein poetisches Werk zu schaffen war auch des Verfassers Meinung mit nichten. Mit dem stofflichen Interesse vielmehr wirkte ein formales bei der Entstehung des kleinen Stückes zusammen. An Joh. Christoph Friedrich Bach, einem der Söhne des großen Johann Sebastian, besaß der Graf zu Lippe einen vortrefflichen Concertmeister, der als Componist und Dirigent die Musikinteressen des Hofes in der würdigsten Weise vertrat.[1]) Es war eine Aufforderung mehr für Herder, sich auf praktische Experimente über das Verhältniß von Musik und Poesie einzulassen, wie er deren schon in Riga angestellt hatte; wie eine neue Poesie, so schwebte ihm eine neue Musik und ein Ideal der Verbindung beider Künste vor, eine Gattung von Poesie, die, wie er sich in dem Nachwort zum Ossianaufsatz ausdrückt, „die wahre Mittelgattung zwischen Gemälde und Musik" sei, und eine Gattung von Musik, „die über die Poesie nicht herrsche." So dichtete er seinen Brutus als ein „Drama zur Musik", nur „Fachwerk und Netz", das erst von dem Tondichter seine Ausfüllung erwartete. Das Gedicht, so erklärte er sich näher darüber, „soll nur sein, was die Unterschrift am Gemälde oder an der Bildsäule ist, Erklärung, Leitung des Stroms der Musik durch zwischengestreute Worte". Daher „das Abgebrochene, dem Lesen nach Einzelne und Wüste; es soll nicht gelesen, es soll gehört werden; die Worte sollen nur den rührenden Körper der Musik beleben, und diese soll sprechen, handeln, rühren, fortsprechen, nur dem Geiste und dem Umriß des Dichters folgen". Einen „Commentar in musikalischen Hieroglyphen" zu dem, was in Plutarchs Leben des Brutus und in Shakespeares Julius Cäsar stehe, nannte er das Stück. Nannte es so und erklärte sich so darüber gegen keinen Geringeren als Gluck. Er war auf diesen durch einen Mann hingewiesen worden, der gern die Gelegenheit benutzte, nach dem Tode Klotzens mit einem so gefährlichen Gegner wie Herder seinen Frieden zu machen und alte „Mißverständnisse" zu beseitigen. Von Erfurt mit dem Titel eines kaiserlichen Raths als Professor nach Wien an die dortige Kunstakademie berufen, war Riedel mit Gluck in nahe Beziehung getreten; er wohnte, als der Componist im October 1773 nach Paris gegangen war, um die Aufführung seiner Iphigenie zu betreiben, in dessen Hause und verwaltete die Angelegenheiten des Abwesenden. Als Protestant in seiner Lehrthätigkeit behindert, suchte er offenbar andere Fäden anzuspinnen. Am 28. Juli 1773 schrieb er an den Verfasser der Kritischen Wälder. In der Schrift „Von deutscher Art und Kunst" sei er auf den Wunsch gestoßen, daß doch Klopstocks Dichtungen einen geistvollen deutschen Musiker wecken möchten. In Deutschlands Hauptstadt,

[1]) Die Nachrichten über ihn sind sehr dürftig; man sehe Bitter, Carl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder II, 131 ff.

in Wien, gebe es einen solchen Musiker in dem Ritter Gluck; ganz von Klopstocks Geist durchdrungen, habe derselbe eine Menge von dessen Oden, sogar die ganze Hermannsschlacht componirt; Klopstock habe von mehreren dieser Compositionen bereits Mittheilung erhalten, er sei bereit, auch ihm Einzelnes von diesen Noten zugehen zu lassen. Wirklich trat darauf Herder, indem er sich zugleich als Subscribent zu Riedels Ausgabe der Winckelmannschen Kunstgeschichte meldete, mit diesem in Verbindung; am 5. November 1774 aber sandte er dem großen Componisten selbst seinen Brutus — vielleicht, daß ein guter Geist ihn, der wie kein Anderer der rechte Mann dazu sei, wecke, wenigstens einzelne Scenen und Stellen daraus in Musik zu setzen![1]) Fortwährend nämlich, seit er, im Juli 1771, sich zuerst in das Thema vertieft hatte, war ihm dasselbe gegenwärtig geblieben. Im Mai 1772 hatte er den ersten Entwurf des Stückes an sein Mädchen geschickt: bei späterer Umarbeitung hatte er die Figur der Porcia hineingebracht. Recht eigentlich „für sich" hatte er ursprünglich das Ganze geschrieben; in dem Sinn für die heroische Tugend des Römers jedoch begegnete er sich mit dem Geschmack des Grafen; — auch für diesen war es geschrieben, und so war es eine feine Aufmerksamkeit, daß er demselben zu seinem Geburtstag, den 9. Januar 1774, die Handschrift dedicirte. Das Geschenk fand die beste Aufnahme. „Mit dem lebhaftesten Vergnügen," schrieb ihm der Graf, „habe ich das mit römischem Gefühl, Shakespeares Geist und deutscher Stärke des Ausdrucks gefaßte Singspiel Brutus empfangen." Ja, der Graf ging alsbald daran, Einzelnes daraus ins Französische zu übersetzen und nachbessernd von Neuem zu übersetzen.[2]) Auf seine Veranlassung wurde das Original, nachdem es in Bachs Composition in Bückeburg aufgeführt worden, zum Druck gebracht. Gewiß der beste Beweis, wie sehr sich Herder selbst mit der Dichtung ein Genüge gethan, daß er sie so gern noch durch eines größeren Meisters Kunst verewigt gesehen hätte[3]). Noch mehr als einmal indeß versuchte er sich in

[1]) Der Brief an Gluck ist in der Steyermärkischen Zeitschrift, 10. Heft, Gratz 1830 veröffentlicht. Riedels Briefe an Herder, der zweite mit dem Datum 26. November 1773, liegen mir handschriftlich vor. Er verweist in Letzterem Herder wegen Copien der wenigen aufgeschriebenen Gluckschen Compositionen an Klopstock oder Boie; denn „Gluck componirt Alles im Kopfe — und er schreibt die Noten nicht eher als im höchsten Nothfalle. Von der Hermannsschlacht hat er keine Zeile geschrieben".

[2]) Die Gräfin an Herder, Erinnerungen II, 106. vgl. Erinnerungen I, 260, 267. 268. Ein Rest der Uebersetzung, wenige Verse der Schlußscene, sowie ein nachträglicher Aenderungsvorschlag liegen mir handschriftlich vor.

[3]) Aus den handschriftlich vorliegenden Briefen der Gräfin an Herders Frau ergiebt sich, daß die Composition am 27. Februar zuerst aufgeführt wurde. „Bach," schreibt die Gräfin, „ist sehr glücklich gewesen; besonders die zweite Scene des dritten Actes scheint er ganz gefühlt zu haben — — Donnerstag soll es abermals aufgeführt werden für Sie und Herrn Herder ꝛc." Am 7. März meldet sie des Grafen verbindlichsten Dank an Herder für eine neu übersandte vortreffliche Scene; „das vorige Alles, so fürtrefflich und schön es sei, würde allerdings durch diesen treuen Zug der Geschichte neue Schönheit und Wahrheit er-

diesen musikalisch-poetischen Hieroglyphen. Er lieferte der Bachschen Composition ein paar geistliche Cantaten — im Jahre 1772 die Auferweckung des Lazarus und, zu Weihnachten desselben Jahres, die Kindheit Christi. Es waren Geschenke an die Gräfin, religiöse Dichtungen, während der spätere „Philoktet" nach Inhalt und Behandlung wieder mehr als ein Seitenstück zum Brutus erscheint [1]).

Während aber Herder die unzufriedenen Geister, die sich in ihm regten, in solcher Weise durch allerlei Musenspiel zu beschwichtigen wußte, so suchte er andererseits seinen Fleiß durch eine ähnlich leichte litterarische Arbeit, man möchte sagen mechanisch wieder in Gang zu setzen. Noch von Riga her war er Nicolais Schuldner in Sachen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Von Nantes aus hatte er sich bei diesem der bestellten Recensionen wegen entschuldigt, hatte ihn gebeten, auf ihn eine Zeitlang nicht zu rechnen, für Anderes, das eine Verzögerung ertrage, wie Klopstocks Messias und die Fortsetzung von Denis' Ossian, ihm Frist zu gewähren [2]). Kaum nun war er, nach so vielerlei Reiseabenteuern, in Bückeburg wieder zum Sitzen gekommen, als er, am 6. Mai 1771, sich bei Nicolai wieder meldete. Er nennt sich zwar „einen reisenden Idioten der deutschen Litteratur" und ein andermal „einen völligen Ignoranten unserer neuen Heldenthaten": welch besseres Mittel aber, sich mit dem Laufenden wieder vertraut zu machen, konnte es geben als die Recensionsthätigkeit? Mit Freuden ging Nicolai darauf ein, und so schickt denn Herder, zum ersten Mal am 7. September 1771, zum letzten Mal am 14. August 1773, aufgetragene und nicht aufgetragene Recensionen [3]). Er habe,

---

halten; das Erste indeß sei schon der Presse übersandt". Dann am 21. März: „Hier sende noch ein paar Exemplare des Brutus — es ist Alles, was noch anbieten kann, und thut mir leid, daß es so wenige sind." Man sieht, der Graf behandelte das Manuscript als sein Eigenthum und ließ es von sich aus drucken. Dieser erste Druck, sehr selten geworden, führt den Titel: „Brutus. Ein Drama zur Musik. In Musik gesetzt von dem Concertmeister Bach zu Bückeburg. 1774". Der Text in den SW. zur Litt. VI, 204 ff. zeigt vielfache Aenderungen, die mit dem des ersten Drucks zu vergleichen die Suphansche Ausgabe Gelegenheit geben wird.

[1]) Vgl. A, III, 251 und 445; ebendaselbst 408. 416. 464; Erinnerungen II, 83. 95. Einer Aufführung des Lazarus gedenkt die Gräfin 29. November 1773 an Caroline (handschriftl.). Den Philoktet finde ich erst in einem Briefe der Gräfin an Caroline v. 27. December 1774 erwähnt und halte daher die Angabe Erinnerungen I, 197, wonach er im Jahre 1772 entstanden wäre, für irrig; mit dem „Frembling auf Golgatha" endlich griff Herder auf einen schon in Königsberg (s. oben S. 64) bearbeiteten Stoff zurück. Erst Ostern 1776 wurde dieses Stück in Bückeburg aufgeführt, nach einem Briefe der Gräfin vom 9. April d. J. Abgedruckt sind alle diese Stücke, zu denen noch „Michaels Sieg" und die „Pfingstcantate" kömmt (1773), theils Erinnerungen II, 144 ff., theils SW. zur Litt. IV, 182 ff. und VI, 193 ff. Die Cantaten stehen zusammen in Düntzers Ausgabe der Gedichte S. 514 ff.

[2]) LB. II, 53 ff.; für das Folgende die Düntzer C, I, 317 ff. abgedruckte Correspondenz.

[3]) Theils auf Grund des Briefwechsels mit Nicolai, theils nach der Stelle an Hartknoch C, II, 37 unten (wo jedoch L statt C zu lesen ist), theils endlich aus zusammentreffenden äußeren und inneren Gründen vindicire ich für Herder, außer den, SW. zur Litt.

schreibt er an Hartknoch, damit nur alte, verjährte Schulden nachholen wollen. Gleichzeitig war es ihm doch darum zu thun, mit der Berliner Litteraturschule Fühlung und in einer so einflußreichen Recensiranstalt die Hand zu behalten. Zu den Gefälligkeiten, für die er Nicolai verpflichtet war, konnten neue kommen; hatte er doch ernstlich eine Reise nach Berlin, zunächst um sich Rath wegen seines noch immer kranken Auges zu holen, im Sinne. Gemeinschaftlich mit Nicolai war er von der Klotzischen Schule geschmäht worden — schon die Sorge, daß ihm seine Preisschrift neue Angriffe zuziehen könne, ließ ihn Nicolais Beistand anrufen. Er erbietet sich selbst zu theologischen Recensionen, und als Nicolai auf dieses Erbieten schweigt, so wirft er sich wenigstens mit vollem Eifer auf das Fach der schönen Wissenschaften, das ja von Riga her seine alte Domäne war. Seltsames Schauspiel! Noch zwei ganze Jahre verträgt sich der genialste der Recensenten mit dem nüchternsten der Herausgeber in einer Bundesgenossenschaft, die trotz aller Unzusammengehörigkeit dem einen wie dem anderen wünschenswerth und vortheilhaft erscheint. Wie verächtlich hatte doch Herder schon längst von Nicolais Briefen als von „Wiederkauungen eines gelehrten Handwerkers" gesprochen: wie beifällig äußert er sich nichtsdestoweniger über dessen Ratzeberger, wie höflich, wie unterordnend, wie unmaaßgeblich drückt er sich auch bei abweichender Ansicht aus! Ganz waren sich offenbar beide Theile über die Differenz ihrer Anschauungen noch nicht klar, aber fast, scheint es, Nicolai früher als Herder. Es gab ja, in der That, noch Punkte der Uebereinstimmung genug. Man stand zusammen gegen die Klotzische und gegen die Gottsched-Gellertsche Schule; auch über Sulzers „Moralitätssucht" und über die Unbestimmtheit so manches Artikels in der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" war man gleicher Meinung. Wenn Herder die Ramlersche Bearbeitung des Batteux der Schlegelschen vorzog und sich Mendelssohns gegen die unfruchtbaren Einwendungen Schlegels annahm, oder wenn er die Jacobischen Süßigkeiten rügte, die Riegleb in seinen Vorlesungen über Horaz ausgegossen, oder wenn er Shakespeare gegen den Theatergeschmack Voltaires und der Franzosen, und zugleich das Uebersetzergeschick Eschenburgs rühmte: wie gern gab Nicolai

---

XX, 411 sub Nr. 10 (A. D. B. XVII, 2, 437 ff.) und sub Nr. 11 bis Nr. 22 verzeichneten Recensionen, noch die über die Schrift „An das Lief- und Esthländische Publicum", A. D. B. XVII, 2, 609, und die über Lindners kurzen Inbegriff der Aesthetik, A. D. B. XX, 1, 212 ff. Herders Chiffre ist L, F und Ds. Unsicherer bin ich in Beziehung der Anzeige von „Ueber die moralische Schönheit 2c.", A. D. B. XIX, 1, 261 ff., welche Suphan geneigt ist, auf Herder zurückzuführen. Handschriftlich finde ich noch die C, I, 326 als „verworfen", d. h. verlegt bezeichnete Recension der Cramerschen Ode „Luther"; desgl. eine sehr lobende von Thunmanns „Untersuchungen über die alte Geschichte der nordischen Völker". Daß die angeführten die Liste erschöpfen, bestätigen die erhaltenen Nicolaischen Rechnungen über das Abgedruckte. Band VIII der SWS. verspricht den Abdruck aller Recensionen der A. D. B. aus diesen Jahren zu bringen. In den SW. ist nur die von Klopstocks Oden (zur Litt. XIII, 271 ff.) abgedruckt. Vgl. übrigens SWS. IV, Vorrede S. VI ff.

solchen Urtheilen eine Unterkunft in seiner Bibliothek, wie ganz vollends mußte eine Recension nach seinem Sinne sein, wie die über seines Freundes Lessing Vermischte Schriften! Wieder einmal ergänzt in dieser Recension Herder, ähnlich wie in den Bemerkungen über Lessings Fabeltheorie und wie in dem Kritischen Wäldchen über den Laokoon, den bis zur Spitzfindigkeit scharfsinnigen Kritiker. Es handelt sich um die Theorie des Epigramms. Der Recensent wünscht, daß die objective Begriffsbestimmung dieser Dichtungsgattung durch die Entwickelung ihrer subjectiven ästhetischen Wirkungen und vor Allem durch einen Blick auf ihre Entstehung und Geschichte vervollständigt würde; er will neben dem Martialischen Epigramm auch das malende, wie es die Griechen liebten, als eine, noch mannichfacher Stufen fähige Mittelgattung, anerkannt wissen — genug, er deutet hier bereits an, was der spätere Aufsatz in der Ersten und Zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter in aller Ausführlichkeit entwickelte [1]). Auf Lessings eigenem Grund und Boden stritten diese Bemerkungen gegen ihn; so fein wußten sie ihn zu loben, und so bescheiden verglich sich der Recensent mit der armen Feldmaus, die eigentlich sich nur eingefunden habe um den Reichthum ihrer städtischen Freundin zu bewundern und anzupreisen! Lessing also entzweite die Beiden gewiß nicht. Erst in der Beurtheilung Klopstocks zeigte sich die Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes, die rationalistische Nüchternheit des Berliners, die sich ebenso gegen den Schwung der lyrischen Empfindung wie gegen die unphilosophischen Vorstellungen des frommen Odendichters sträubte. Indeß in der Verurtheilung des hohlen und albernen Bardenwesens, das sich in Klopstocks und Ossians Gefolge breit machte, kam man halb und halb wieder zusammen. Gar diplomatisch verhandelten die Beiden über diese Dinge. Ausführlich legt Herder dem Chef der großen Recensiranstalt den Plan seiner Klopstockrecension vor, nimmt dessen Gegenäußerungen entgegen, und sucht sie, ohne seiner Ueberzeugung in der Hauptsache etwas zu vergeben, zu berücksichtigen. Und Nicolai wiederum ist bescheiden oder doch klug genug, in Dingen, von denen er eingesteht, daß er sie so wenig begreife wie die Infinitesimalrechnung, einem Manne das Wort zu lassen, der sich so sichtlich darauf versteht, der, was ihm selber nicht gegeben ist, die überschwänglichen Empfindungen eines Klopstock nachzuempfinden im Stande ist. Er hat, was diesen Dichter anbetrifft, sein Privaturtheil für sich — aber als Herausgeber der Bibliothek hat er Rücksicht auf die öffentliche Meinung zu nehmen; — was thut es, daß sein Urtheil, sein Geschmack in vielen Stücken von dem des Recensenten himmelweit verschieden ist? — den Geist dieses Recensenten, den Gewinn, den dieser Mitarbeiter der Bibliothek bringt, weiß er nichtsdestoweniger zu schätzen, und nicht erst Merck brauchte ihm zu sagen, daß ihm derselbe Ehre mache und daß sein Anhang Legion sei. „Die

[1]) Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm. Zerstr. Blätter I, 99 ff. und (zweiter Theil der Abhandlung) II, 103 ff. Auf die Recension in der A. D. B. hat zuerst Guhrauer (Lessing II, 2, 29) wieder hingewiesen.

Flügel," dachte Bauer Hans, „kann man ja binden oder stutzen". In der That, in Einem Punkte kann er sich nicht enthalten, immer und immer den Meister zu spielen: ganz unerträglich ist ihm der Herdersche Stil, so incorrect, so voll von Verstößen gegen die Logik und Grammatik, so sonderbar in Wendungen, so anstößig durch die Kühnheit der Gleichniße und Metaphern! Gerade in dieser Beziehung jedoch ist und bleibt Herder von der äußersten Nachgiebigkeit. Er wehrt sich wohl gegen den Vorwurf der Dunkelheit, da er sich bei seinen Recensionen „eben recht aufs Geschwätz lege, um verständlich zu werden" — aber nach wie vor ist es ihm so ausschließlich um die Sache zu thun, daß er dem krittelnden Herausgeber zum Aendern und Weglassen die vollste Freiheit einräumt. „Kein Mensch ist in der Welt, dem eine Aenderung an einem Wort, Ausdruck, Metapher, Perioden weniger am Herzen säße als mir." Er kenne Nicolais und Moses' Sorgsamkeit im Stil und ihr Gefühl von Richtigkeit des Ausdrucks; er lerne gern. Er hatte als Anfänger an seinem Stil gekünstelt, er hat später an seinem Stil gebildet: er ist in der gegenwärtigen Periode so gleichgültig gegen die Form, daß er einzig, je nach Stimmung, Drang und Anlaß seine Gedanken auszuschütten bedacht ist — bald redselig, bald gedrängt, bald schwungvoll, bald alltäglich; er denkt nicht an Stil, da er an so viel Anderes, am meisten an sich selbst zu denken hat und läßt sich daher, wenn es nicht gar zu arg kömmt, gern gefallen, daß man ihn vor dem Publicum etwas zurechtputzt. „Glauben Sie mir, liebster Freund, das Sonderbare bei mir ist weniger gesucht als unwillkürlich angenommen, labes aspersae, nicht illecebrae conquisitae — und wie sehr bin ich da jedem Freunde verbunden, der mir einen Flecken zeigt!"

Der Briefwechsel bleibt nun zwar nicht ganz in diesem Tone; der Zwang von Herders Seite wird allmählich sichtbarer; man sieht, er weiß nur nicht recht sich loszumachen. Zum Bruch daher kam es doch erst in Folge von Herders sonstiger Schriftstellerei, welche Nicolai wachsam verfolgte. Und zwar wurde die erste Verstimmung durch die Entdeckung herbeigeführt, daß Herder noch in einer anderen Zeitschrift Recensionen veröffentlichte, die der Allgemeinen Deutschen Bibliothek Concurrenz machte. Es waren die Frankfurter Gelehrten Anzeigen; Herders Thätigkeit dafür aber ergab sich aus seiner Verbindung mit Merck.

Eine Frankfurter Gelehrte Zeitung existirte schon seit dem Jahre 1736. Mit dem Jahre 1772 jedoch war dieselbe in den Besitz des Hofrath Deinet übergegangen [1]). Bisher in Quart erschienen, zog sie sich jetzt in Octav zusammen, um auch innerlich ein ganz anderes Blatt zu werden. Durch Merck dazu angeregt, übernahm Joh. G. Schlosser, der Verfasser des Katechismus für das Landvolk, der Freund Goethes, die Redaction. Beide gesellten sich

[1]) Schwarzkopf, Ueber Zeitungen in Frankfurt a. M. 1802, S. 27. Erst 1790 ging die Zeitung gänzlich ein.

Höpfner und etliche von dessen Collegen in Gießen, den Darmstädter Rector Wenck und Andere, vor Allem den jungen Goethe zu, und durch Merck und Goethe wurde sofort auch Herder um Beiträge angegangen. Um Mercks willen, der ihm als der eigentliche Leiter des Unternehmens galt, ließ sich Herder bereit finden. Es war ihm eben recht, einen Ort zu haben, wo er sich ganz ohne Zwang und nicht bloß, wie in der Bibliothek, über schönwissenschaftliche Dinge auslassen könne. Die Recensionen, die er in rascher Folge von April bis October 1772 einsandte, verbreiten sich über historische, theologische, pädagogische, philologische und philosophische Schriften [1]). Und wie viel lieber vertraute er sich Merck als Nicolai an. „Sokrates-Addison" nennt er ihn. Goethe in seinen Beiträgen sei meistens „ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen", er selbst, wenn er denn einmal komme, „der irländische Dechant mit der Peitsche". „Ueber die", fährt er fort, „hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt; insonderheit auszustreichen. Ich rede oft als wenn kein Mensch deutsch verstände: und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Aergerniß und Zwist" [2]). Allein das Harte und Eckige in so einer hingeworfenen Herderschen Recension rund zu machen, das ging wohl über Absicht und Vermögen Mercks, und was den ganzen Ton anlangt, so war es in dem Blatte eben darauf abgesehen, „das Handwerk ein bischen freier und mit mehr Eifer" zu treiben [3]). Die Herderschen Recensionen gelangten also vermuthlich wie sie waren zum Abdruck, ja, sie wurden in ihrer von oben herabfahrenden, scharf fegenden und Staub aufwerfenden Manier Vorbilder auch für die Goethes, der ohnehin in dem Materiellen seiner Urtheile auf Schritt und Tritt merken ließ, daß Herders Unterricht bei ihm angeschlagen hatte und daß er voll war von dessen Ideen. Hatte Herder freilich gehofft, in den Frankfurter Anzeigen unerkannt sein Wesen treiben zu können, so hatte er geirrt. Wenn er alsbald von seinen Beiträgen mit der äußersten Geringschätzung spricht, wenn er sie „ohne Zweck und fast ohne Willen" geschrieben haben will, „ohne Ruf zu dem Amte" [4]) — so spricht sich darin zumeist der Aerger über das abermals mißlungene Incognito aus. Auch wenn Schlosser nicht geplaudert hätte — man erkannte, wie Caroline sich ausdrückt, den Adler an seinen Adlersfittigen.

---

[1]) Das Verzeichniß dieser in die SW. nicht aufgenommenen und daher erst im 8. Bde der SWS. aufzusuchenden Recensionen findet sich SW. zur Litt. XX, 413. Zu den neun daselbst aufgezählten wird jedoch noch hinzuzufügen sein die über Michaelis' Mosaisches Recht in Nr. 34 vom 28. April 1772. Die Absicht, Hartley, Vom Menschen, zu recensiren (an Merck, Wagner I, 41) hat er nicht ausgeführt.

[2]) An Merck, October 1772, bei Wagner I, 37.

[3]) (Goethes) Nachrede zu Jahrgang 1772 (abgedruckt im Jungen Goethe II, 480).

[4]) An Lavater, A, II, 81; an Caroline, Erinnerungen I, 232.

Das heißt, man erkannte ihn hie und da und schrieb nun, wie es zu gehen pflegt, auch von den verwandt anklingenden Recensionen Goethes und Anderer Allerlei auf seine Rechnung. Von Heyne und Kästner, von Raspe und Claudius, von Lavater, von Hartknoch und, was ihn am meisten verdroß, von Nicolai mußte er Bemerkungen darüber lesen, und in Jena hatte man gar drucken lassen, er habe sich selbst — in der Recension der Schrift vom Ursprung der Sprache — einen unserer größten Köpfe genannt! Mit so Manchem, namentlich mit einigen, nach seinem Urtheil ganz elenden „Gassentrompetern" von Schlosser war er nichts weniger als einverstanden; es schien ihm unausstehlich, was für Zeug auf seine Rechnung geschrieben werde, und so wird er denn nicht müde, überallhin zu erklären, wie gering sein Antheil sei — nur etwa sieben, schreibt er das eine Mal, vielleicht im ganzen Jahrgang nicht zehn Recensionen, schreibt er ein anderes Mal. „Es thut mir leid", heißt es gegen Heyne, „daß ich über die Frankfurter Zeitung so bezüchtigt werde; ich bin unschuldig und will es werden". Es war sein ernster Vorsatz. Auch gegen seine Darmstädter Freundin spricht er ihn aus: „Ich will für alle Kritik und Tummelei in dieser Welt begraben sein und lieber in eigenen guten Werken leben als im Urtheil über Andere" [1]). Und wenigstens der Frankfurter Zeitung Valet zu sagen, wurde ihm leicht gemacht. Der rücksichtslose Ton der Zeitschrift, das „unbedingte Bestreben", wie Goethe sagt, „alle Beschränkungen zu durchbrechen", hatte das Publicum auffäßig gemacht und dem Verleger Unannehmlichkeiten zugezogen. Schon das aus Goethes Feder geflossene Nachwort zu dem Jahrgang 1772 kündigte an, daß mit Ende des Jahres diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen würden. Der Geist der Anzeigen wurde ein so auffällig anderer, daß z. B. im August 1773 (Nr. 64) Herders Blätter von deutscher Art und Kunst von einem Recensenten besprochen wurden, der sich über die unpatriotischen Ausfälle des Ossianaufsatzes auf Gellert, Weiße, Löwen und Schiebler beschwerte. Niemand konnte länger Herder im Verdacht der Mitarbeiterschaft haben: dem Jahrgang 1772 hatten seine nicht zahlreichen Recensionen sammt dem zahlreicheren Gefolge der Goetheschen in ähnlicher Weise den Stempel aufgedrückt wie die Lessingschen ehedem den Litteraturbriefen. Es war so, wie Jemand in Hamburg gesagt hatte: man hatte den Eindruck, daß er der Küster wäre und das ganze Chor nachsänge [2]).

---

[1]) Die Stellen, auf die im Obigen Bezug genommen, finden sich in den Briefen an Hartknoch C, II, 37 (vgl. 38 Anm.); an Nicolai C, I, 342 (vgl. 339); an Raspe, Weim. Jahrb. III, 48 (in Erwiederung auf Raspes Brief vom 8. Sept. 1772); an Heyne C, II, 138. 143 (vgl. 141) und 159; an Hamann, Januar 1774 im Bremer Sonntagsbl. 1859 Nr. 42; an Caroline, Erinnerungen I, 232 (vgl. A, III 229, 389 und 407); an Merck, Wagner I, 41.

[2]) Claudius an Herder A, I, 373.

Mit dem Bewußtsein, daß es nur Mußebeschäftigung, nur Spiel und Ergötzen sei, hatte Herder — für sich zumeist und für die Geliebte — gedichtet; mit halbem Herzen, wie Einer, der es nicht lassen kann, sich aber doch immer wieder sagt, daß es jetzt „weder sein Beruf noch seine Neigung sei, dictator figundae clavis· in der anarchischen Republik des deutschen Musenwesens zu werden", hatte er recensirt. In der That: viel lieber hätte er „in eigenen guten Werken gelebt" — wenn es nur in seinem zerstreuten unbehaglichen Zustande gegangen wäre! Er wollte ja eigentlich ganz Anderes. Was ihm am meisten am Herzen lag, war die Vollendung der Plastik und die Schrift über die Mosaische Urkunde, die hebräische Archäologie. Beides, dazu der Shakespeare, liege noch, klagt er im Juli 1771; er könne jetzt gar nichts zusammenhängend arbeiten. Wie ihn nun doch Bode zu Ossian und Shakespeare trieb, hörten wir, — aber zu „plastiken" war Bückeburg noch weniger der Ort als Straßburg. Wohl ist im August 1771 die Rede davon, daß er allernächstens nach Hannover reiten wolle, um sich, da er in Bückeburg nichts habe, an der Walmodenschen Sammlung „wenigstens Ton der Seele zu geben"; im Winter 1771 auf 1772 finden wir ihn wirklich — auf der Durchreise nach Göttingen — in aufmerksamem und grübelndem Betrachten jener Sammlung, und Anfang des folgenden Jahres erbittet er sich von Raspe aus Cassel einen Abguß des Laokoonkopfes, geheimnißvoll andeutend, zu wie wichtigem Gebrauch er ihn haben wolle [1]); auch mit Heyne in Göttingen hat er über die Plastik gesprochen — geschrieben jedoch wird kein Buchstabe daran und nur gegen den guten Hartknoch, der in der bescheidensten Weise an seine verwaisten und halbvollendeten Verlagsartikel erinnert, wird gelegentlich in vertröstenden Wendungen neben den Fragmenten auch des Vierten Wäldchens und der Plastik gedacht [2]).

Näher liegt ihm, ernstlicher beschäftigt ihn das Werk über die Mosaische Urkunde. Ihretwegen wird jene Göttinger Reise unternommen. Schon im November 1771 hatte er, um die Bibliothek dafür auszunutzen, dorthin gewollt [3]). Anfang Februar 1772 wurde der Plan in Ausführung gebracht, und von Stunde an mußte Heyne, dem der Entwurf der Arbeit mitgetheilt wurde, mit Rath und That, vor Allem mit Büchersendungen herhalten. Kurz vor der Reise hatte er an Caroline geschrieben: „Für Arbeiten ans Publicum fehlt es mir an Aufschwung oder vielmehr Trieb. Ich schleppe mich eine Zeitlang in Arbeit hin, daß ich liegen bleiben möchte, oft um nur berauscht zu werden und dann — bleibe ich liegen". Viel zuversichtlicher nach der Reise mit Bezug auf das, was er in und seit Göttingen für das Werk gethan: „Ich sammle, zur Geschichte und Philosophie der Menschheit so beträchtlich und merkwürdig

---

[1]) An Raspe 25. August 1772, Weimar. Jahrb. III, 45. 46 und der folgende Brief an Raspe, ebendas. S. 47.

[2]) An Heyne C, II, 120 und 127 unten; an Hartknoch C, II, 22. 42.

[3]) An Boie 9. Nov. 1771 bei Weinhold, S. 181 Anm. 2.

(obgleich nicht fleißig und angestrengt genug), daß noch immer was werden wird — —. Lazarus schläft, aber er modert nicht." Spätere briefliche Aeußerungen aus dem Sommer 1772 an Caroline, an Hartknoch und an Hamann sprechen ähnlich von dieser vorbereitenden Arbeit, die ihm doch selbst nicht recht als Arbeit gilt; er sei zwar arbeitsam, aber Alles gehe langsam und mit Mühe; erzwingen lasse sich von seinem Genius nichts; er könne jetzt nichts arbeiten und möge nicht; Alles falle ihm aus den Händen und nichts wolle so recht aus dem Herzen gehen, wie ers jetzt allein im Sinne habe, dem Publicum zu geben, aber in ihm, im Herzen arbeite desto mehr. Er arbeite, lese und sammle zu seinem großen Bilde von der Urkunde mit einer Treue, deren er erst jetzt fähig geworden, aber noch fehle ihm „Gurt und Ruf Gottes" [1]). Der Zustand ist völlig verständlich, und verständlich auch die scheinbaren Widersprüche in diesen Aeußerungen. Zum ersten Mal hat er ein Werk in die Hand genommen, das die umständlichsten gelehrten Vorarbeiten erforderte. Die Idee dieses Werkes ist die allergrößte — eine Enthüllung der ältesten Menschengeschichte. Er stellt für dieses Werk an sich selbst die höchsten Anforderungen. Die Urtheile, die Angriffe, die er mit seinen früheren, mehr oder weniger improvisirten, rasch aus der Feder geworfenen kritischen Schriften sich zugezogen, liegen ihm noch in den Gliedern. Er wünscht, daß er „vor seinem dreißigsten Jahr keine Sylbe geschrieben hätte" [2]). Um keinen Preis jedenfalls möchte er neues Aergerniß geben, möchte vielmehr das früher gegebene vergessen machen, als ein ganz neuer, unbekannter Autor vor dem Publicum erscheinen. Aber doch: wie sauer wird ihm die Erfüllung dieser Vorsätze! Angesichts der Massen gelehrten Materials, die er zu bewältigen hat, wird er unmuthig und ungeduldig; sein Genius fühlt sich gelähmt und gefesselt, sein Ehrgeiz, sich zu zeigen, liegt mit seinem Ehrgeiz, sich neu, groß, glänzend zu zeigen, sein Arbeits- mit seinem Schriftstellereifer, mit der Schuld gegen den harrenden Verleger im Streite! So viel gearbeitet und doch nichts zu Stande gebracht! „Können Sie denken," schreibt er in diesem Sinne im November 1772 an Caroline, „daß ich in allen zwei Jahren nichts gearbeitet, müßig gesessen, daß ich mich todt schämen möchte?" — Und dem gegenüber dann wieder die Hoffnung, daß es anders werden würde, wenn er erst mit der Geliebten vereinigt sein würde, und als die Hoffnung dann näher und näher rückte, ein neuer Vorsatz, „aus Noth und Freundschaft" — Freundschaft für Hartknoch — noch recht zu „autorisiren", ehe er sie zu sich hole.

Die Reise nach Göttingen im Februar 1772 bezeichnet doch nicht bloß den Anfang treu und mühsam fortgesetzter Studien für das große archäologische Werk, sondern einen Gewinn für sein vielbedürftiges, durch die Bücke-

---

[1]) An Caroline, Erinnerungen I, 220; und A, III, 124; an Hartknoch C, II, 18. 29. 30. 31. 32; an Hamann, Ham. Sch. V, 12.

[2]) An Hartknoch C, II, 21 unten.

burger Umgangsverhältnisse so unbefriedigtes Gemüth. Kaum zurückgekehrt, berichtet er darüber an die Geliebte[1]): „Der Zustand meiner Seele machte mir die Reise nach Göttingen nothwendig, und wenn ich je eine glücklich und vergnügt zurückgelegt habe, ist's diese. Nicht nützlich an Gelehrsamkeit: denn ob ich gleich mit zu einem großen und wichtigen Plane hinreiste und zu ihm auch Nächte zu Hülfe nahm, so sind doch sieben Tage voller Störung nichts — aber ich fand statt dieses einen Freund und eine Freundin. Sei's, daß meine Seele dazu gestimmt und vorbereitet war — aber die Seelen, die ich gefunden, haben mir eine Erhöhung, einen Druck, eine Ermunterung gegeben — es ist Hofrath Heyne und seine Frau." Und es folgt die begeistertste Schilderung des „vortrefflichen Paares", eine Schilderung, wie sie im Schwung und Rausch der ersten Liebe der Jüngling von der Geliebten entwerfen mag, die ihm Gegenliebe mit Blick und Wort zugestanden hat. Wir fühlen uns in die Zeit hineinversetzt, in der, so will es uns vorkommen, die Menschen seelischer, innerlicher waren, in der sie jedenfalls ungeschämter ihr innerstes Empfinden einander aufschlossen und sich dadurch elektrisirten, — in die Zeit, in der Klopstock für dies Empfindungsleben mit all' seiner Unkörperlichkeit und Unbestimmtheit eine neue Sprache geschaffen hatte. Wir sehen den Mann aufs Deutlichste vor uns, dessen Seele dem leisesten Druck, dem Hauch einer ihm verwandten Empfindung mit vollen Schwingungen antwortete, der zumal für jede Regung feiner Sittlichkeit den reizbarsten und empfänglichsten Sinn hatte, der bei jeder von daher kommenden Berührung aufwallte und nur allzu geneigt war, aus den erfahrenen Eindrücken sich Trugvorstellungen bald der lichtesten bald der trübsten Art zusammenzuweben. Er hat eine Entzündbarkeit, eine Liebes- und Freundschaftsfähigkeit, um die wir ihn beneiden müßten, wenn sie nicht mit ebenso großer Verletzbarkeit gepaart wäre. Ja, gerade während dieser Jahre des Ueberganges zum reifen Mannesalter schließt er eine Reihe von Freundschaften, die noch ganz die enthusiastische Farbe früherer Jugendfreundschaften an sich tragen. Wie warm umfaßt er Claudius, wie lebhaft hat er sich Merck in die Arme geworfen, und wie schwärmerisch gestaltet sich demnächst das Verhältniß zu Lavater, zu Zimmermann! So jetzt das Verhältniß zu Heyne und dessen Frau. Er

---

[1]) Erinnerungen I, 216 ff. Nr. 15 (zu A, III, 185). Im Uebrigen für den Aufenthalt in Göttingen und das Verhältniß zu dem Heyneschen Ehepaar die Correspondenz C, II, 118 ff. Außerdem Boie an Knebel in Knebels Nachlaß II, 118: „Jeden Abend sind Herr Heyne, er und ich bei einander gewesen". Von anderen Göttinger Bekanntschaften ist wenig die Rede, obgleich er es an Besuchen nicht fehlen ließ. Nur an Kästner und Dieze bestellt er in den Briefen an Heyne Grüße. Von einem Besuche, den ihm Ende August 1772 Lichtenberg in Bückeburg machte, schreibt er an Caroline A, III, 336; er nennt ihn eine „allerfreulichste Seele"; derselbe habe ihm wieder „einige Strahlen munteren Umgangs in die Seele gegossen". Lichtenberg selbst erzählt von dem Besuch ausführlicher an Dieterich den 7. September 1772 (Lichtenbergs Verm. Schriften VII, 104 ff.)

hatte in Heyne längst den Gelehrten, den feinen Kenner der Alten geehrt. Er fand in den Schriften dieses Mannes so viel von seinem eigenen Geist, von jenem Gefühl für das Alterthum, jenem Hineinsetzen in Zeiten und Völker, dessen Mangel er Klotz zum Vorwurf gemacht. Der Simplicität und Größe, der Sorgsamkeit und sanften Stille, die er z. B. in Heynes Einleitung in das Studium des Alterthums zu finden glaubte, hatte er „entgegengewallt", noch ehe er den Menschen kannte. Er glaubte jetzt den Menschen einstimmig mit dem Gelehrten, ja, den Menschen noch liebenswürdiger, noch achtungswerther als den Gelehrten zu finden — „die edelste, feinste, wohlklingendste Seele, die man nie in einem lateinischen Manne suchen und auch vielleicht in Jahrhunderten nicht finden wird" — einen Todfeind aller Ränke, ein Muster von Zartsinn, Sanftheit, Bescheidenheit und der nur „den Nebel von Menschengleichgültigkeit", der um ihn liege, zerstreuen müßte. Am letzten Abend in Göttingen hatte Heyne ihm die Geschichte seiner gedrückten, entsagungsvollen Jugend erzählt — eine so sonderbare und ergreifende Geschichte, so tröstend und aufmunternd für den, der in seiner jetzigen „Wüste" gleichfalls auf Fassung und Entsagung und Ausdauer angewiesen war. „Mein lieber, süßer, gefundener Freund!" redet der Zurückgekehrte seinen Heyne an, noch ganz voll von dem Bilde des Mannes, das ihn auf der Rückreise begleitet und ihm neues Gefühl von Gesundheit und Existenz in die Seele gegossen hat. Ein doppeltes Bild vielmehr hat ihn begleitet. Mit derselben Innigkeit wendet er sich an Therese Heyne, mit derselben Ueberschwänglichkeit schildert er sie und das ganze Heynesche Haus seiner Caroline. Sie ist ihm „das stark-innigst empfindende Weib und die beste Mutter" — nicht schön, mit einer Miene träumerischen Schweigens: „aber wenn sie spricht, wenn sich ihr Auge erhebt, wenn sie mit Fülle der Seele aus dem Herzen spricht — ich habe Klopstocks Oden mit ihr gelesen: wir haben unsere Exemplare gewechselt: sie hat nur wenige Worte dazu gesprochen — aber nie glaube ich, daß über Klopstock tiefer und enthusiastischer gesprochen werden kann". Eine in Empfindung und melancholischer Schwärmerei ganz aufgelöste Seele, ein Wesen, dem das Leben zu schwer würde, wenn es sich nicht in erhabenen Einbildungen, in Träumen und Entzückungen berauschte, tritt uns in Theresens Briefen an Herder entgegen. Wir begreifen, daß er sie zur Vertrauten seiner Liebe zu seiner „Fanny" machen konnte. Neben der Geliebten hat er in dieser schüchternen schönen Seele noch eine Liebhaberin gewonnen. Ihre offenherzigen Bekenntnisse und Ergießungen verrathen uns, wie bezaubernd er in seinen gehobensten Momenten, wie unwiderstehlich für schmachtende Frauenherzen er sein konnte. Der Pinsel, mit dem sie sein Portrait malt, ist ein sehr weicher Pinsel, aber er malt es ohne Falsch und mit dem reinen Sinn der Liebe. Manche, auch verdienstvolle Männer hatte sie kennen gelernt, aber auch die Tugend der Tüchtigsten war ihr mit einer gewissen Rauhigkeit verbunden erschienen. „Aber nun erschien mir mein Herder, und mir war, als öffnete sich

ein Theil des Himmels, und ein Geist von höherer Art, in einen schönen biegsamen Körper gewebt, durchdrang mein ganzes Wesen. Wie wallte Ihnen mein ganzes Herz entgegen! Hier fand ich Verdienst, Tugend, zarte Menschenliebe, feine Sitten, reizende und mit erhabenem Anstande begleitete Männlichkeit, und nun endlich sah ich einen Liebenswürdigen!" Und Klopstocks Dichtung, Herders Vorlesen wird zum Leiter der wechselseitigen Sympathie: — „Sie verstanden meine Thränen, indem Ihre schmelzende Stimme — die süße durchdringende Stimme — die harmonischen Worte Klopstocks in mein ganzes Wesen senkte!"

So war er wohl wieder reicher um einen Freund und eine Freundin geworden — aber es war Freundschaft und Liebe aus der Entfernung! Ebenso war die zu seinem Claudius. Wie ging es ihm durchs Herz, als ihm dieser am 20. September 1771 mittheilte, daß er auf Freiersfüßen gehe und deshalb bei ihm anklopfte, ob er ihm nicht in seiner Nähe, im Bückeburgischen, eine kleine Stätte, welche es auch sei, auf dem Lande bereiten könne. „Der arme Mensch weiß nicht," so läßt Herder sich darüber gegen sein Mädchen aus, „daß ich selber noch kaum eine Stätte habe und daß ich noch aus einer geliehenen Tasse Kaffee trinke. Ich hab' ihm voll Rührung geschrieben, daß er mich Winters noch einmal allein besuchen soll; und auf den künftigen Frühling, da Alles blüht und knospet und wandert, weissage ich ihm auch einen Ort der Liebe: denn so lange muß sich in aller Welt Alles entwickeln." Zwei Paare so neben einander — ein Ardennenwald wie in Shakespeares „Wie es euch gefällt": es war eine Phantasie, die doch selbst dem poetischen Asmus etwas zu romantisch vorkam, sintemal man ja „noch nicht in Elysium oder im himmlischen Jerusalem sei." Indeß, wenn auch nicht auf Unkosten des Andern, — auf eigne Hand richtete sich Asmus so romantisch wie möglich ein. Seit Neujahr 1771 redigirte er, von Bode dazu geworben, den „Wandsbecker Boten". Er hatte mit Bode zusammen gleich anfangs auch Herder um Beiträge dafür angegangen [1]), und dieser warf denn auch gelegentlich die eine und andere poetische Kleinigkeit, alte und neue Epigramme und Uebersetzungen, auch wohl einmal eine Recension in den „Gelehrten Artikel" oder in den „Poetischen Winkel" des kleinen Blattes [2]). Ein sehr einträglicher Posten jedoch war dieser Redactionsposten keineswegs; es haperte gewaltig mit dem Absatze der Zeitung, und nur mühsam

---

[1]) Claudius an Herder, LB. III, 225; Bode an Herder C, III, 282. Von Beiden werden dann die Bitten öfter wiederholt.

[2]) Von Poesien im Wandsbecker Boten hat Redlich („Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Boten gesammelt und ihren Verfassern zugewiesen", Hamburg 1871) folgende bestimmt Herder zugewiesen: 1) Jahrgang 1771, Nr. 168: Ein Liedchen zur Laute; Nr. 173: Der gute Mann und der tolle Hund (Beides aus dem Landprediger von Wakefield; Nr. 195: Adler und Wurm; 2) Jahrgang 1773, Nr. 16: Johannes; 3) Jahrgang 1774, Nr. 21: Bilder (14 Nummern), Nr. 22: Fortsetzung der Bilder

fristete dieselbe ihre Existenz. Für Claudius' anderes Project, seine „bonmots" aus den „Addreß-Comptoir-Nachrichten" und dem „Boten" zusammendrucken zu lassen, fehlte es fürs Erste an einem Verleger, und auch Herder wußte zu einem, der auch bezahlte, nicht Rath zu schaffen. Was kümmerte das unsern bis über die Ohren verliebten Poeten! Am 15. März 1772 hatte er ohne viele Umstände sein „einfältiges ungekünsteltes Bauermädchen" geheirathet — der „nackte, arme, dürftige Claudius", wie Herder nach dem Empfange der Nachricht mit verwundernder Theilnahme ausruft. Wer da helfen könnte! „O Gott!" seufzt er, „es war mit mein Zweck, daß ich ihn hier haben wollte, wäre er nur Geistlicher!" [1]). Die Noth des guten Jungen aber ging ihm fortwährend durch den Kopf. Im October 1772 schreibt er für seinen „guten lieben Claudius" einen „Bettelbrief" an Carolinens Schwager, Geheimrath Hesse, nach Darmstadt. Es handelte sich um eine

---

10 Nummern), Nr. 24: Schluß der Bilder (3 Nummern); Nr. 43: Parallele; Nr. 53: Frage; Nr. 191: An seine Freunde (Hor. III, 2); Nr. 193: An Kalliope (Hor. III, 4); Nr. 201: An Bachus (Hor. II, 19); Nr. 202: An den Weinkrug (Hor. III, 21); Nr. 206: Bilder (2 Nummern); 4) Jahrgang 1775, Nr. 8: Bilder (3 Nummern); Nr. 11: Bilder (1 Nummer); Nr. 20: Bilder (2 Nummern); Nr. 31: Bilder (7 Nummern); Nr. 44: An Delius (Hor. II, 3); Nr. 45: An die Republik (Hor. I, 14); Nr. 46: An die Blandusische Quelle (Hor. II, 13) und ebendaselbst: An Neobule (Hor. III, 12); Nr. 49: An Rom (Hor. IV, 4); Nr. 60: An sich (Hor. I, 4); Nr. 74: An Diana und Apollo (Hor. I, 21). — Zweifelhaft in Betreff des Herderschen Ursprungs ist Redlich bei Jahrgang 1771, Nr. 205: Aristoteles' Skolie zum Preise der Tugend; Nr. 207: Jugend und Alter; Jahrgang 1772, Nr. 76: Quod summum formae decus etc.; Nr. 77: Sic dixit: illi autem etc.; Jahrgang 1773, Nr. 3: Maria; Jahrgang 1774, Nr. 65: An den Maler. Alle diese, außerdem die (von Goethe für Herder aus dem Elsaß mitgebrachten) Balladen vom Herrn von Falkenstein, vom verkleideten Grafen und vom braun Annel, bezeichnet Claudius in einem mir vorliegenden Briefe vom 24. März 1804 an Herders Wittwe nebst einer Anzahl anderer Beiträge als von Herder herrührend, und, hierauf gestützt vermuthlich, hat Düntzer (s. den Nachweis bei Redlich) dieselben gleichfalls für Herder in Anspruch genommen. Claudius fügt seinem Verzeichniß hinzu: „Diese Stücke konnten, wie gesagt, von Herder sein und sind, bis höchstens auf Ein oder Zwei, gewiß von ihm, aber ich kann es nicht mehr durch Brief und Siegel beweisen." Obgleich nun das Claudiussche Verzeichniß notorisch unvollständig und ebenso notorisch in Beziehung auf drei Beiträge, Jahrgang 1772, Nr. 83. 95 u. 149 (die nach Redlich theils von Stockhausen, theils von Friedrich Schmit herrühren) irrig ist, so entscheide ich mich doch aus inneren Gründen übereinstimmend mit Düntzer. — Von Recensionen gehört Herder unzweifelhaft die über Ch. H. Schmidts Biographie der Dichter, im Jahrgang 1771, Nr. 185 u. 186 (wiederabgedruckt im Weimar. Sonntagsblatt, 1857, Nr. 43), die durch den erwähnten Claudiusschen Brief und Goethe an Herder A, I, 36 beglaubigt ist; möglicher Weise gehört Herdern auch die unbedeutende Recension über Walther, Die Weissagungen des Propheten Jesaias, im Jahrgang 1775, Nr. 30. Sie trägt die Chiffre O und ist gefolgt von einer Notiz: „Lemgo. Der Herr Dr. Goethe wird das merkwürdige, jüngst erschienene Buch: Du théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique, unter seiner Aufsicht übersetzt, mit Anmerkungen und Beiträgen begleitet, auf Ostern 1775 in der Meyerschen Buchhandlung herausgeben".

[1]) An Hamann, Schriften V, 11.

Professur der schönen Wissenschaften in Gießen; aber Hesse antwortete[1]), daß der Platz durch Schmidt, den Anthologisten, bereits besetzt sei, — und ebenso vergeblich war ein anderer Versuch, den Freund in Curland bei der eben in der Gründung begriffenen neuen Universität in Mitau anzubringen[2]). Noch ein paar Jahre vergingen, ehe Herder wirklich einen Versorger für den so versorgungsbedürftigen und doch so schlecht zu irgend einem Amte passenden Mann ausfindig machen konnte.

Machte ihm so der eine der neuen Freunde, den er übrigens, wie es nun einmal seine Art war, nicht bloß liebte, sondern auch neckte, recht schwere Sorge, so hatte er auch mit den alten Freunden — und diese mit ihm ihre Noth. Dem treuen Hartknoch hatte er seit Monaten auf wiederholte Briefe nicht geantwortet. Offenbar, gerade diesem gegenüber, dem er so stark verpflichtet war, dem er so viel versprochen hatte und den zu befriedigen er einstweilen so wenig in der Lage war, wurde es ihm schwer, mit Mittheilungen und Bekenntnissen herauszugehen. Auch als er endlich im August 1771, auf die Nachricht von dem Tode des Mannes seiner alten Freundin, Madame Busch, und zugleich um sich wegen der Campenhausenschen Anträge zu entscheiden, zur Feder griff, klang sein Brief unbestimmt, verlegen, sonderbar[3]); er finde noch nicht für gut, sein Stillschweigen zu brechen und müsse es sich gefallen lassen, wenn die Rigaer Freunde aus ihm nicht klug würden; er spricht ein andermal geradezu von dem „Plan" eines Stillschweigens, einer Vergessenheit, in die er sich zu hüllen für nöthig gefunden! Die so einfach, wahr und treu sich aussprechende Empfindlichkeit des zurückgesetzten Freundes, der jetzt obenein zu melden hatte, daß er die Mutter seiner noch unerzogenen Kinder durch den Tod verloren habe, brach indeß das Eis. Jeder folgende Brief Herders wird wieder herzlicher, theilnehmender und mittheilender; nach einigen Vorwürfen herüber und hinüber stellt sich das alte Vertrauen wieder her, und Hartknoch konnte nun wohl erkennen, wo seinen alten Herder der Schuh drücke. Er erfuhr nun — gerade ein Jahr war Herder schon in Bückeburg — daß derselbe wirklich in einer recht ungemüthlichen Krisis sich befunden habe und noch befinde, daß unter Anderem die Liebe ihn an diesen Platz verschlagen habe, wo er nun mit Verdruß allein lebe, daß er sich in dem Platz betrogen habe und daher noch nicht wage, die Geliebte heimzuholen: — „Sehen Sie da, was Ihnen Alles erklären muß! Mein Stillschweigen! Veränderung! Aufopferung Livlands! Versündigung an meinen Freunden! meine ganze Verwandlung ꝛc. Habe ich an Euch gesündigt, so vergebt mir! ich habe genug dafür gelitten."

Mehr bedurfte es nicht. Der brave Hartknoch, obgleich es ihm an Sorge

[1]) 5. December 1772, handschriftlich.

[2]) A, III, 380.

[3]) Bei Düntzer C, II, 17. Zum Folgenden die folgenden Nummern der Correspondenz mit Hartknoch.

im eignen Hause nicht fehlte, hatte bald alle Zurücksetzung vergessen; was er von sich aus thun konnte, den Freund zu beruhigen und ihm zu helfen, das that er redlich. Er läßt es sich gefallen, daß ihn Herder wegen der langversprochenen und in Stocken gerathenen Schriften ganz ins Unbestimmte vertröstet und ihm über das große Werk, das er jetzt so ernstlich vorbereitete, nur allgemeine Andeutungen macht; er liefert ihm an Büchern, was irgend in seinen Kräften steht und bewährt sich in Uebersendung von des Freundes Habseligkeiten von Riga nach Bückeburg als den sorgfältigsten, ja als einen so übergewissenhaften Commissionär, daß der Empfänger nicht weiß, ob er über all diesen Kram, der ihm die Rigaer Zeiten so lebendig in Erinnerung bringt, weinen oder spotten, danken oder zanken soll.

Er hatte dem treuen Manne bald noch für wesentlichere Liebesdienste zu danken.

Von Leipzig aus, wo er zur Ostermesse 1772 eingetroffen war, schickte Hartknoch ihm das 26. Stück der diesjährigen Königsberger Zeitung, enthaltend eine Hamannsche Recension von „Herrn Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache“.

Wie viel Noth hatte dem Verfasser nicht schon diese Abhandlung und die ihm auf Grund derselben von der Akademie widerfahrene Ehre gemacht! Im Begriff, eine neue Periode seiner Schriftstellerei und seines Lebens zu beginnen, sah er sich mit dieser Schrift in seine frühere Periode zurückversetzt und fürchtete von ihr neue Beunruhigung. „Der Preis der Akademie,“ so schrieb er[1]), während Alles ihn beglückwünschte, „hat mich wahrhaftig, ich weiß nicht wie wenig gerührt. — Vielmehr fürchte ich wieder auch bei dem Dinge vielen Widerspruch, Fragen und Streitschriften. Es ist voll neuer Sätze, wirft ganze Wissenschaften von Lieblingsideen über den Haufen, und da es schon, nach den Zeitungen, die 29. Schrift gewesen, die gewetteifert, so muß es viel Neider geben —: die Aussicht ist mir unangenehm, weil ich mein Streitgewehr so ziemlich verscharrt habe und haben wollte.“ Namenlosigkeit oder Namenverleugnung war hier unmöglich. Aber vielleicht war durch Zusätze manchem Einwurfe vorzubauen; er bat die Akademie um Erlaubniß dazu, erhielt sie, — und verzichtete dann doch darauf, weil ihm Stimmung und Muße dazu fehlte; ganz recht war es ihm, daß die Akademie selbst in den gegen Süßmilch gerichteten Stellen — es handelte sich um ein ehemaliges Mitglied der Akademie — einige mäßigende Aenderungen angebracht hatte[2]). Besorgt und ungeduldig sah er nun dem Erscheinen der Schrift entgegen, und

---

[1]) An Caroline, Erinnerungen I, 206.

[2]) Herder an Formey, 28. August 1771, handschriftlich; vgl. den um dieselbe Zeit geschriebenen Brief an Hartknoch C, II, 18: „Einiges hat die Akademie mit meiner Einwilligung schon geändert; das sind aber Kleinigkeiten und ein großer Streit steht mir ohne Zweifel bevor.“

als sie endlich gedruckt vor ihm lag — ein stattliches selbständiges Octavbändchen (Berlin, bei Voß, 1772) — die erste Schrift, die seinen Namen auf dem Titel trug — nicht mit anderen Abhandlungen zugleich gedruckt, auch nicht, wie sonst üblich, mit dem französischen Auszug der Akademie — wie als ob man eine mehrere Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollen: da überkam ihn aufs Neue eine geradezu nervöse Aufregung. Nicolai hatte ihm schon vorher auf seine hinhorchenden Fragen geschrieben, man lobe zwar den scharfsinnigen Inhalt im Ganzen sehr, allgemein aber tadle man an der Schreibart die Begierde zum Sonderbaren. „Hätte sich," erwidert er da, „Jemand von der Akademie über die fatale Schrift erbarmt, mit welchem Dank hätte ichs angenommen! — Nun ist sie gedruckt! ja! schwarz auf weiß! — und ich schäme mich ihrer." Er ist erstaunt und verwirrt über das flüchtige Machwerk; er weiß nicht, welcher Dämon ihn beherrscht habe, für die Akademie so schreiben zu können; gesetzt auch, die Materie sei noch so aufgeklärt, die Art der Aufklärung verdunkle ihn, den Verfasser; was für gute Folgen auch sonst — für ihn könne die Schrift nur böse haben. „Die Schrift sei Ihnen Alles," mit diesen Worten übersendet er sie an Heyne, „nur im Tone nicht Bild meiner Seele!" Mit ähnlichen Aeußerungen dedicirt er sie seinem Herrn, und in gleichem Sinne schreibt er an Caroline: „Sie haben noch den letzten Strauß über mich auszuhalten: meine Preisschrift. Sie ist fatal, ich wollte sie jetzt weghaben: es geht aber nicht an, und wenn der erste rüde Stoß vorbei ist, wird sie ihren Nutzen haben. Jetzt würde ich sie um hundert Sachen nicht schreiben" [1]). Und es läßt ihm keine Ruhe. Könnten nicht noch immer, durch irgend ein Mittel, die zu erwartenden Angriffe abgeschnitten werden? Er setzt ein Avertissement ans Publicum auf, ein Blatt, das er der Schrift noch angefügt wünscht; er schreibt deswegen an Merian, an Sulzer, an Nicolai. Er beschwört den Letzteren bei ihren gemeinschaftlichen Anfechtungen durch die Klotzische Schule, ihn jetzt nicht allein zu lassen, ihm nicht „eine Schmach auf den Hals zu laden", die er nicht ganz verdient habe. Seine Idee ist, einen kleinen Nachtrag erscheinen zu lassen, worin sich allerlei gute Dinge sagen ließen, worin er selbst sein eigner Kritiker würde und den Gegnern zuvorkäme. Wenn nur „der erste herbe Stoß der Urtheile des Publicums gemildert würde", so könnte dann weiter, etwa mit Merians officiellem Auszuge, eine französische Uebersetzung der ganzen Schrift veranstaltet werden, in der das Original frei umgegossen würde. Von Merian hörte er dann, wie es gekommen, daß dessen extrait nicht mitabgedruckt sei, daß derselbe aber noch publicirt werden würde; beide Akademiker setzten auseinander, daß, da die gedruckte Preisschrift buchhändlerisch schon zu weit verbreitet sei, das Avertissement zu spät gekommen sei; Sulzer überdies suchte ihn durch die

[1]) Nicolai an Herder und Herder an Nicolai C, I, 327. 328; an Heyne, ebendaselbst II, 120; an Caroline A, III, 178; Graf Wilhelm an Herder, Erinnerungen I, 265.

schmeichelhaftesten Lobsprüche über den „philosophischen Geist der Schrift“ zu beruhigen. Aeußerst verständig endlich lautete der Rath und das Zureden Nicolais. „Ich kann es nicht billigen,“ schreibt er, nachdem er sein und Anderer Urtheil über den Werth der Schrift wiederholt hat, „daß Sie einen Nachtrag machen und darin Ihre Schrift auf gewisse Weise widerlegen wollen. Gesetzt, Ihre Schrift hätte Fehler, so ist es natürlich, daß die Kenner sie doch einsehen, und ich halte es nicht für schicklich, daß der Verfasser selbst sie den Halbkennern zeige, welche sie würden unbemerkt haben hinschleichen lassen. — — Was die Zusätze betrifft, so würden es nur Zusätze und keine zusammenhängende Abhandlung werden, und noch dazu eilfertige Zusätze, weil Sie wenig Zeit übrig haben.“ Auch der Plan einer französischen Uebersetzung stoße auf Schwierigkeiten; für später, bei einer neuen Auflage vielleicht, könne eine Umarbeitung immer noch vorbehalten bleiben; im Hinblick auf das künftige Bessere möge er sich für jetzt bei dem Guten beruhigen[1]. —

Es ist in der That schwer, zu sagen, was es eigentlich war, weshalb der Verfasser so unzufrieden mit seiner Schrift war und von welcher Seite er eigentlich belästigenden Tadel und Widerspruch befürchtete. Niemand, dem er davon sprach oder schrieb, begriff es; weder Heyne noch sonst Jemand ließ sich weismachen, daß die Abhandlung nicht so sehr wie irgend etwas, was er geschrieben, „Bild seiner Seele“ sei; Jedermann lobte und bewunderte sie, wie wir sie noch heute bewundern, und auch die in der Presse laut werdenden Stimmen straften, in ihrer Mehrzahl wenigstens, die Befürchtungen des Verfassers Lügen. So wenig war dieser ideenreiche Mann seiner selbst gewiß, so wenig war er im Frieden mit seiner eigenen Genialität, so sehr zerstörte er sich in selbstquälerischer Hypochondrie die Früchte seines eigenen besten Denkens und Schaffens! Recht, wie es alle Hypochondrie an sich hat, hatte er vor der Welt in Geist gesprüht und geglänzt, um am Morgen nach der Festlaune und nach dem Triumph sich in seiner Einsamkeit den thörichtsten Grillen und Scrupeln und Selbstvorwürfen zu überlassen. Bezeichnend für die unglückliche Reizbarkeit seiner Natur überhaupt — ein vorzugsweise bezeichnendes Symptom für das Mißbehagen und die Unbefriedigung seiner gegenwärtigen Situation.

Und nun schien jenes Königsberger Zeitungsblatt, das ihm Hartknoch zugeschickt hatte, seiner Hypochondrie Recht zu geben; es lenkte dieselbe in eine andere Richtung und wurde der Anfang zu einem Umschlag, der sich längst vorbereitet hatte, zu einer Krankheitskrisis, in der er zu gesunden

[1]) Nicolai an Herder, 18. Februar 1772 C, I, 330; Sulzer an Herder, von demselben Datum; Merian an Herder, 21. Février; beide Briefe handschriftlich. Man sieht aus dem ersteren, daß die Aenderungen bezüglich Süßmilchs von Sulzer herrührten. Der Auszug Merians, in der Sitzung der Akademie vom 6. Juni 1771 vorgelesen, ist nur zum geringsten Theile, vielmehr nur ein Auszug des Auszugs publicirt worden in den Mém. de l'Acad. Année 1771, S. 17—20.

träumte und die ihn doch immer wieder in neue, — in eine ganze Reihe von geistigen Krisen warf.

So oft, seit er Riga verlassen, hatte er sich seines alten Hamann erinnert; er hatte noch in Nantes, nachdem er auf seine Frage, was derselbe wohl von dem Abenteuer seiner plötzlichen Abreise denke, einen beruhigenden Bescheid bekommen, einen Brief an ihn — im Pulte behalten [1]). Von Hamann hatte er mit Claudius, mit Merck gesprochen. „Ich gedenke," schrieb er von Straßburg aus an Letzteren, „wie der Oberschenke Pharaos, an meine Sünde, und will dem guten Menschen nächstens, nächstens schreiben; ich weiß, mein Brief wird ihm wie eine Feder aus dem Flügel eines ätherischen Geistes kommen." Und einen ganz vorzugsweisen Gruß wenigstens hatte er dem von Riga über Königsberg zur Messe reisenden Hartknoch im Februar 1772 an seinen „ehrwürdigen alten Hamann" aufgetragen; „o, wenn Sie mir einen Brief von ihm brächten! ich habe zehnmal schreiben wollen, aber — auch für ihn bin ich noch in der Höhle" [2]).

Da kömmt, statt des gehofften Briefes, die Recension, statt einer Botschaft der Freundschaft, eine Kriegserklärung! Früher als Herder hatte Hamann über den Ursprung der Sprache nachgegrübelt — und nun war die Herdersche Preisschrift, auf die ihn schon die Ankündigung so begierig gemacht hatte, dieser mit den Mitteln der zeitgenössischen Philosophie geführte Beweis von dem menschlichen Ursprung der Sprache so ganz und gar nicht in seinem Sinn. Sie galt ihm von Seiten seines ehemaligen Jüngers als Abfall und Ketzerei. Nur in der Annahme eines höheren, göttlichen Ursprungs glaubte er, der überall, auch in Natur und Geschichte, das Wort und die Offenbarung des lebendigen Gottes erblickte, den Aufschluß des Wunders der Sprache zu finden — und eben das war die Antithese, mit der er den Auseinandersetzungen der Herderschen Schrift in jener Recension, mit dem Versprechen, demnächst auf die Frage zurückzukommen, entgegentrat.

Von Hamann, gerade von Hamann mußte ihm das kommen! Es war neue Nahrung für seine selbstquälerische Laune. Er war außer sich über den fremden, feindseligen Ton, der ihm in dem Zeitungsblatte zu herrschen schien. Er nennt dasselbe gegen Hartknoch ein „hämisches Pasquill", ja, in der Verblendung des Mißtrauens glaubt er — es war ein Mißverständniß der thörichtsten Art — noch ein anderes, älteres Hamannsches Schriftstück auf sich beziehen und sich in Folge dessen über schnöden Verrath und Bruch der Freundschaft beklagen zu müssen [3]).

Mit Recht las Hartknoch aus diesen Aeußerungen die mit Unmuth und

[1]) LB. II, 56. 70. 80. 59 ff.

[2]) An Merck, September 1770, LB. III, 117; an Hartknoch C, II, 23; vgl. LB. III, 304 u. 368.

[3]) Herder an Hartknoch, Mai 1772, C, II, 27 ff. Das ältere Hamannsche Schriftstück ist dessen Vorrede zu der Uebersetzung von Warners Beschreibung der Gicht, Hamanns

Verdruß kämpfende tiefe und herzliche Liebe heraus. Leicht gelang es ihm, der Beide, die Wunderlichkeiten des Einen und die Reizbarkeit des Anderen, kannte, den Mißklang zu beseitigen. Nur wenige Wochen, und Herder hielt einen Brief seines alten Lehrers in Händen, in welchem ihn dieser seiner unveränderlichen Freundschaft versicherte, begleitet von einem neuen Zeitungsartikel, der unter der Ueberschrift einer „Abfertigung des Recensenten" den bösen Eindruck des ersten zu verwischen bestimmt war [1]). Der sachliche Gegensatz zwar gegen Herders Ansicht blieb: er wurde von Hamann sofort auch aufrecht erhalten in einem unmittelbar folgenden Schriftchen: „Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache" [2]) — aber jede feindselige Absicht mußte nun auch in Herders Augen verschwinden. Jetzt hatte er ja die Züge der treuen Hand wiedergesehen, jetzt verstand er wieder diesen apokalyptischen Autor zu lesen, wie er ehedem dessen „Sokratische Denkwürdigkeiten" gelesen hatte. Mit aller Stärke kehrte die alte Liebe und Verehrung zu seinem Sokrates, seinem „treuen, liebsten, ewigen Freund" zurück. Um Alles in der Welt möchte er nicht als ein Abtrünniger in den Augen seines alten „Freundes, Pan und Satyr" erscheinen; er fühlt es, daß er in den letzten Jahren zu sehr von der so reichen und edlen Quelle sich abgewandt habe —: in einem langen Briefe, — einem „Folianten von Brief" — zu dem er immer und immer wieder zurückkehrt, herzlich, warm und reuig, mit einem vollen Ergusse über seinen äußeren und inneren Zustand, wirft er sich dem Meister in die Arme [3]).

Sehr merkwürdig, dem Zwiegespräche gleichsam der beiden Geister zuzuhören, die sich um diese so reiche aber zugleich so schwankende und überbewegliche Seele stritten. Auf der einen Seite Nicolai, auf der anderen Hamann. Wie zwischen entgegengesetzten Polen ein Pendel, kömmt Herder jetzt dem Einen, jetzt dem Andern näher. Dem nüchternen Nicolai gegenüber, der ihm die Schrift vom Ritter Rosenkreuz zugesandt hatte, spricht er sich über Hamanns mystische Sprachtheorie so verständig wie möglich aus.

Schriften VIII, 282 ff.; auf Herders thörichte Deutung spielt Hamann in dem Briefe an Herder, Schriften V, 116 an; über die wirkliche Beziehung vgl. V, VII und besonders Gildemeister V, 53.

[1]) Der Brief vom 14. Juni 1772, Hamanns Schriften V, 6; die Recension nebst einer vorausgegangenen über [Tiedemanns] „Versuch einer Erklärung der Sprache", an deren Schluß bereits die Erwartung auf Herders Preisschrift ausgesprochen wird, und nebst der „Abfertigung" ließ Hamann zusammendrucken unter dem Titel: „Zwo Recensionen nebst einer Beilage, betreffend den Ursprung der Sprache". So finden sich die drei Stücke, Hamann, Schriften IV, 1—20.

[2]) Hamanns Schriften IV, 21 ff.

[3]) An Hamann, 1.—25. August 1772; mit einigen Auslassungen gedruckt in Hamanns Schriften V, 7—14. Ueberhaupt liegt die Herder-Hamannsche Correspondenz gedruckt von nun an nur in den Hamannschen Schriften vor; der Text, namentlich der Herderschen Briefe, ist jedoch vielfach nach den Originalbriefen zu ergänzen.

Hamanns Meinung, so setzt er ganz richtig auseinander, gehe dahin, daß Gott den Menschen die Sprache habe mittheilen müssen, aber nicht mittelst eines übernatürlichen, wunderhaften Unterrichtes (wie die sinnlose orthodoxe Vorstellung war), sondern durch Thiere und die Natur. Auf das Göttliche des Ursprungs lege er nun nach seiner starken Sinnlichkeit den Hauptaccent und dringe darauf, daß in Allem der Mensch Wort Gottes gehört, Gott gesehen habe u. s. w. Im Grunde sei das nun nichts Anderes, als was auch in der Preisschrift, nur mit anderen Worten, nur nicht mit der sinnlichen Intuition und weissagenden Feierlichkeit behauptet worden sei — „wir prosaischen Menschen nennen das: der Mensch hat sich nach Maaßgabe der Natur, der Thiere u. s. w. eine Sprache gebildet" [1]). Wir prosaische Menschen! Dem weissagenden Magus gegenüber ist er dieser prosaische Mensch, der sich mit Nicolai zusammen in eine Klasse setzt, ganz und gar nicht. Hier vielmehr spottet er über den „edlen, verstandbaren Canal", durch den ihm die Schrift des Ritter Rosenkreuz zugeflossen sei. Wohl sucht er auch gegen Hamann geltend zu machen, daß ja seine Preisschrift im Grunde dieselbe Theorie vorgetragen, gleichfalls auf der Annahme beruhe, daß Gott „durch Natur und Thiere, durch ein Pantheon von redenden Lauten, ein Dringniß menschlicher Bedürfnisse zu den Menschen geredet habe." Aber dieser Rechtfertigung folgt die Entschuldigung, der Entschuldigung ein Gelöbniß auf dem Fuße. Diese Seite nämlich der Sache, diese Göttlichkeit der Sprache zu beweisen — das habe die Preisschrift „vor einer erlauchten königlich preußischen Akademie" nicht zur Aufgabe gehabt, nicht haben können. Vielmehr, „die Leibnitz-ästhetische Hülle", behauptet er, sei bloße Maske — behauptet er, der früher gerade umgekehrt sich darum über den Ton seiner Schrift geärgert, weil er sie so wenig für die Akademie eingerichtet habe! Und nun auch damit noch nicht genug. „Auch versichere ich Ihnen," fährt er fort, „daß die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einfluß hat, haben kann und soll, als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle." Eine nächste Schrift — über die erste Urkunde der Menschheit — werde „gerade das Gegentheil beweisen", und darum hofft er: „der alte Ritter Rosenkreuz soll noch einmal wieder aufwachen, Palinodie singen und, mit neuer Haut umgeben, segnen statt zu fluchen."

Nein! nicht gleich nahe stand er zu Nicolai und zu Hamann. Er fühlte kaum von Weitem die Einwirkung des Letzteren, so zog ihn dieser Magnet stärker und stärker, zog ihn von dem anderen Pole ab und mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich hin. Hamann begriff die Umwandlung wohl und freute sich seines wiedergefundenen Alkibiades wie der Vater des verloren gewesenen Sohnes. Leidenschaftlich geradezu bemächtigt er sich der Seele seines Jüngers. „Ich lache jetzt selbst," erwidert er unter Anderem auf dessen

---

[1]) An Nicolai, 2. Juli 1772; C, I, 334.

langen Herzenserguß, „über meinen Sokratischen Gram, daß ein Jüngling wie Herder schwach genug sein sollte, den schönen Geistern des Jahrhunderts und ihrem bon ton nachzuhuren; meine Freude ist' aber jetzt ebenso innig wie St. Paulus seine, da er sich über die Corinther umsonst betrübt hatte." „Er hat mir," schreibt er an Eberhard, „alle seine Sünden ins Ohr gebeichtet, und der Hierophant wird ihn öffentlich absolviren" [1]).

Die ernste Absicht des Hierophanten war das wirklich. Nach der sonderbaren Unmittelbarkeit, mit der sich bei ihm allezeit das Ideale mit dem Sinnlichen, das Sachliche mit dem Persönlichen vermischte, drehte sich alsbald seine nächste Schriftstellerei, in Anknüpfung an die famose Preisschrift und an die große Frage von der Sprache, ganz und gar um sein Verhältniß zu Herder und um dessen persönlichste Angelegenheiten. Er schreibt die „Philologischen Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift" [2]). All' unser Wissen, so setzt er hier geistreich auseinander, stammt aus Offenbarung und Ueberlieferung. Alles daher, auch die Sprache, lernt der Mensch, er erfindet sie nicht. Wenn die Herdersche Preisschrift den Versuch macht, den menschlichen Ursprung der Sprache nachzuweisen, so läuft dieser Versuch, die Consequenzen richtig gezogen, vielmehr auf eine göttliche Genesis hinaus. Denn jener Herdersche Beweis hebt sich selbst auf. Derselbe zeigt zuerst, daß der Mensch specifisch verschieden vom Thiere sei, und sodann — daß der Mensch dennoch ein Thier sei, daß er eben auch aus Instinkt denke und rede. Weiter aber giebt der Verfasser der „Einfälle und Zweifel" mit einer ironischen Schlauheit, um die ihn sein Vorbild, der alte Sokrates, hätte beneiden dürfen, der Sache die Wendung, zu der er ja in der That das Recht aus Herders Brief entnehmen konnte, daß dieser, der „gekrönte pythische Sieger", wie der kluge Haushalter im Evangelium sich in seiner Preisschrift „zur kritischen und archontischen Schwäche des Jahrhunderts heruntergelassen habe"; womit er denn — da er „niedergekniet" habe — feierlich losgesprochen, gesegnet und als der würdigste aller Freunde des Magus von diesem öffentlich umarmt wird.

Es hätte den so vor dem Publicum Aufgeführten bei der Lectüre dieser Schrift heiß und kalt überlaufen müssen, wenn sie wirklich gedruckt worden wäre. Vollends in Verbindung mit dem anderen Manuscripte, welches sie als Beiwagen begleiten sollte, dem französisch geschriebenen Briefe an den nur französisch lesenden König: „Au Salomon de Prusse" [3]) — einem Briefe,

[1]) An Herder, 6. October; an Eberhard, 7. October 1772; der Brief an Herder wurde von Hamann als Einlage in den an Eberhard abgeschickt, ein Manöver, welches in Hamanns Sinne „eine Chikane, um mich an den Philistern rächen zu können", sein sollte, Hamanns Schriften V, 15 ff.; 19 ff. vgl. 21. So bekam Herder den Brief erst spät durch Nicolais Vermittlung, C, I, 340.

[2]) Zum ersten Mal gedruckt, Hamanns Schriften IV, 37—72.

[3]) Zum ersten Mal gedruckt, Hamanns Schriften VIII, 191—199. Irrthümlich giebt der Vorbericht zu Band IV an, daß die Beilage zu den Philologischen Einfällen und

in welchem unser Sokratischer Autor sich zu dem kühnen Wunsche verstieg, Seine glorwürdigste Majestät möge sich noch mehr als bisher zum Vater seiner Unterthanen, unter Anderem auch dadurch machen, daß er der deutschen Litteratur seine Pflege zuwende — es gelte, den Tod Winckelmanns, des Expatriirten, zu rächen, da denn „Herder sera Platon et le Président de Votre Académie des Sciences!“ Zum Glück kam Herder mit einem kleinen Schrecken davon. Nur eine für den Uneingeweihten schwer verständliche Ankündigung der beiden Manuscripte, das an Nicolai gerichtete „Selbstgespräch eines Autors“, worin dieselben dem Berliner Buchhändler zum Verlage angetragen werden, wurde wirklich gedruckt [1]). In der fratzenhaftesten Einkleidung wird darin der Inhalt der beiden Manuscripte, daß sie z. B. eine Apologie des „pythischen Siegers“ enthielten und eine Ehrenrettung für Winckelmann und für „den verstoßenen Herder“ forderten, angedeutet. Von dem selbst nur schlecht unterrichteten Nicolai [2]), der alsbald, in Nachkünstelung des Hamannschen Popanzstils, als Coelius Serotinus ein ablehnendes Antwortschreiben an den Verfasser des Selbstgesprächs in einigen wenigen Exemplaren veröffentlichte, bekam Herder diese beiden Sächelchen sammt einem alarmirenden Bericht über die ungedruckten Stücke, in denen sein Name und seine Person eine so bedenkliche Rolle spielte oder spielen sollte. Das fehlte noch, daß er auch auf diese Weise zwischen Hamann und Nicolai ins Gedränge kommen sollte! Abwehrend und mit Empfindlichkeit beschwerte er sich bei Coelius Serotinus, daß dieser ihn so unberufen und indiscret ins Spiel gemischt, seinen Hamann aber beschwor er hoch und theuer, er möge ihn, seine „kleine Provinziallage“, sein geistliches Amt, zumal jetzt, in dieser Zeit der Krisis, schonen und sich selbst nicht in Gefahr bringen [3]).

Dieser Sorgen nun wurde er bald genug ledig, indem Hamann ihn zuerst wegen des Inhalts der fraglichen Manuscripte beruhigte, dann aber der wiederholten Bitte, „ihn jetzt ruhen zu lassen“, durch Unterdrückung der „Einfälle und Zweifel“ sammt ihrer französischen Beilage Folge gab [4]). Ueber diese Sorgen indeß war von Anfang an die Freude mächtig gewesen,

---

Zweifeln die Lettre perdue d'un Sauvage du Nord gewesen sei. Das Richtige VIII, 190 unten. Diese Berichtigung hat Gildemeister II. 84 übersehen.

[1]) Jetzt in Hamanns Schriften IV, 73 ff.

[2]) Es ist ein Irrthum Gildemeisters (II, 83), wenn er annimmt, Nicolai habe die Manuscripte selbst gesehen.

[3]) Nicolai an Herder, 2. März; Herder an Nicolai, 11. März 1773; an Hamann, von demselben Datum (denn „9. März“, Hamanns Schriften V, 27, ist ein Irrthum des Herausgebers).

[4]) Hamann an Herder, 20. März 1773; Herder an Hamann, 21. Juli 1773 (Schriften V, 38). Die Handschrift der Philologischen Einfälle wurde dann von ihrem Verfasser an Moser geschenkt (Hartknoch an Herder C, II, 59) und kam von diesem in Herders Hände (Hamanns Schriften V, 162 nebst den VIII, 189 aufgeführten Nachweisungen).

daß Hamann wieder sein und er wieder Hamanns sei. Während sich von dem Augenblick der ersten brieflichen Wiedervereinigung an, Schritt für Schritt und Brief für Brief, die Beziehung zu Nicolai lockert und trübt, so beherrscht ihn, so verstärkt sich in demselben Maaße der Zug zu Hamann. Ein neuer Brief desselben, wenn er nur die Aufschrift sieht, entzückt ihn jedesmal „in die Lüfte". Dringend bittet er Hartknoch, ihm die älteren Schriften des Magus — ein mit des Verfassers handschriftlichen Noten versehenes Exemplar, das er in Riga gelassen — wiederzuverschaffen, damit er sich „mit Hamann letze", damit er dessen „Geist wieder bei sich wecke". Auch die neuen durch das „Selbstgespräch" angekündigten Sachen aber soll ihm Hartknoch doch ja zukommen lassen — „bittere oder süße Mandeln, schadet Beides nichts! löst und macht gesund" [1]). Die Unzufriedenheit mit der Schrift über den Ursprung der Sprache hat sich ihm jetzt ganz im Hamannschen Sinne entschieden; wie ein vom Ritter von Rosenkreuz Bekehrter schreibt er an Merck, er glaube jetzt von Herzen, „daß das ganze Ding nicht wahr ist", und wolle es beweisen für den Thoren, der Beweis brauche [2])!

Wir werden demnächst diesen Widerruf in der „Aeltesten Urkunde" offen ausgesprochen antreffen. Eben dies Werk wird nun gleich von vornherein auf Hamanns Beifall angelegt und auf der Grundlage Hamannscher Anschauungen umgedacht; von Hamann erbittet er sich, was ihm dieser früher über die Mosaische Urkunde mitgetheilt oder für sich aufgezeichnet hatte [3]). Das erste Document aber dieser Rückkehr zu den Hamannschen Ideen, vielmehr des vollen Sieges dieser Ideen über Alles, was sonst inzwischen durch seinen Geist gegangen, ist eine der für die Frankfurter Zeitung geschriebenen Recensionen, die Anzeige von James Beatties ins Deutsche übersetztem „Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, im Gegensatze der Klügelei und der Zweifelsucht" [4]). Denn nicht in Allem zwar billigt der Verfasser dieser Anzeige das Buch des Schotten; er findet, daß dessen Declamationen gegen einen Hume, Berkeley, Bayle ihren Zweck nicht erreichen, daß auch die irrige Theorie nicht so ohne Weiteres für mögliche praktische Verirrungen verantwortlich gemacht werden dürfe, und daß jedes speculative System als eine wohldurchgeführte Hypothese, als Fiction und Dichtung einen selbständigen, nicht von außen wegzuraisonnirenden Werth habe: aber im Ganzen macht er durchaus mit dem Common-sense-Philosophen Front gegen die sich überhebende Speculation, gegen alles einseitige Verstandesphilosophiren, gegen „das Modegespenst des Jahrhunderts"; mit

[1]) C, II, 36. 40. 42. 44. 46.

[2]) Wagner I, 41.

[3]) Nach Hamanns Antwort (Schr. V, 24. 25) auf Herders nicht mehr vorhandenen Brief vom 2. Januar 1773 (vgl. A, I, 417).

[4]) Frankfurter Gel. Anz. 1772, St. 84 u. 85 vom 20. u. 23. October.

ihm verlangt er eine Philosophie „für den ganzen Menschen“, die sich nicht losreiße von Gefühl und Erfahrung, die anerkenne, daß alle Evidenz zuletzt anschauend, gegründet auf einen ursprünglichen Sinn des Wahren und des Guten sei. Es ist, kurz gesagt, die Hamannsche Glaubensphilosophie, zu der sich der Recensent bekennt, wenn er seine Beurtheilung mit einer Stelle aus den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ schließt, die „mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Beattiesche Buch sagt“. —

Die Rückkehr zu Hamann, der erneute, bedingungslose Anschluß an diesen Geist ist in der That das epochemachendste Ereigniß in diesen „Zwei Jahren der Einsamkeit“. Es ist das Siegel einer Umwandlung oder, wenn man will, einer Bekehrung, die sich seit der Straßburger Zeit vorbereitete und sofort bis zu dem Uebertritt nach Weimar das Denken, Thun und Schreiben unseres Freundes beherrschte, einer Wendung, die im scharfen Gegensatze zu der aufs Weltliche, ja aufs Praktisch-Politische gerichteten erscheint, zu der er auf der Reise, in Nantes sich versucht gefühlt hatte. Zum tiefsten Grunde hat sie jene Erregung seines sittlichen Menschen, von der uns schon so manche Aeußerung während der Straßburger Geduldsprobe Kunde gab: das Ziel, zu welchem sie sich entschied, ist das Anlangen bei neuen religiösen Ueberzeugungen. In schweren Kämpfen, in aufgedrungener Entsagung bricht er, nimmt er sich vielmehr immer wieder vor, zu brechen mit allen Plänen weltlichen Ehrgeizes: gleichzeitig bricht er mit seinen früheren aufklärerisch rationalistischen Ansichten, wirft er sich, wie um Frieden und Ersatz zu finden, mit aller Energie der Einbildung und der Leidenschaft in religiöse Schwärmerei und positive Gläubigkeit.

In zahlreichen Geständnissen an seine Vertrauten hat er sich über diese Wandlung und deren Motive mit bald mehr bald weniger Klarheit, aber mit der größten Offenheit, wie ein Schwankender und Ringender eben, aber im Ganzen doch übereinstimmend und für den, der sich in die Gährung eines solchen Geistes zu finden weiß, verständlich ausgesprochen. Man erinnere sich jener Bekenntnisse eines überstiegenen Selbstgefühls und brennenden Durstes nach Ehre, Auszeichnung und Unsterblichkeit aus der Zeit des Tagebuches von Nantes — und halte nun dagegen diese neuen Bekenntnisse! — „Der Jüngling,“ schreibt er jetzt an Hartknoch in dem ersten Briefe, in welchem er diesem endlich freier über seine Lage und sein Herz Aufschluß giebt, „der Jüngling in Jugend, in Leidenschaft denkt sich Alles so leicht, so lebhaft! dichtet sich mögliche Situationen! — — Ich träume mir jetzt einen zweiten Theil von meinem Leben! Etwas davon muß wahr werden! Groß und gut und still!“ [1]). — Wie er voraus durch Glück und Jugend verwöhnt gewesen und nun in seiner Stellung in Bückeburg seiner Ohnmacht inne geworden, beichtet er noch in der Predigt, mit der er von

---

[1]) C, II, 27, vgl. 32. Wegen der früheren Aeußerungen s. oben S. 332.

seiner Bückeburger Gemeinde sich verabschiedete [1]). Eben diese Erfahrung treibt ihn in sich, zu Vorsätzen der Bescheidung, der sittlichen Reinigung und Besserung, „für sich zu leben“ und „an der Wohlgestalt seines Wesens zu arbeiten“. Sein Streben ist darauf gerichtet, „stetig, gesetzt und durchaus aufrichtig“ zu werden. „Die Zeit meiner Eitelkeit,“ so lautet das eine Mal seine Beichte gegen die Geliebte, „die Zeit meiner Eitelkeit und meines nichtigen Wesens ist vorbei, und ich sehne mich nach nichts so sehr, als jetzt in Natur, Wesen und Wahrheit zu leben. — — Rang und Lumpenpracht haben mich seit Langem nicht gereizt. Unsterblichkeit ist eine leere, stachlichte Schale, wo allein Tugend und Menschheit der Kern ist. Tag und Nacht sind jetzt meine Gedanken dahin gerichtet, [illegible]en wegzuwerfen, und bloß ein Mensch zum [illegible] auf der W[illegible] Genung, wenn es ihm gelänge, der beste [illegible]r in [illegible]erden; dann wolle er „Landpastoridyllen [illegible] und Weltgeschäfte in den Archipelagus bei [illegible]t drückt er nicht sowohl Vorsätze aus, sondern [illegible]achter seiner selbst — das sittliche Streben [illegible]wundert zuschaut. Er findet, [illegible]wisse „Blüthenblätter von ihm [illegible] ihm zur Frucht reife“. Allein [illegible] herbeigeführte Veränderung, er [illegible]nd hofft dafür von dem künftigen [illegible] sich seiner Veränderung, weil er [illegible]ces Herzens minder hätte würdigen [illegible] ganz der thätige, der lebendige Mann zu [illegible] sich fühle [2]). Die neue Freundschaft mit There[illegible] er in demselben sittlichen Sinne. Auch ihnen gesteht er, daß er „Lust habe, ein ganz anderer Mensch zu werden, als er im Anfange Schein gegeben“; schon seit Jahr und Tag „lebe er eigentlich zu nichts in der Welt als zu Versuchen, wie weit er aus sich den machen könnte, der er gern sein wollte“; früher habe er „in lauter Dunst von Wirksamkeit und Nutzbarkeit für die Welt geschwebt“; er sei davon zurückgekommen, und da sei ihm denn nun ihr Vorbild, ihre Aufmunterung und Hülfeleistung nöthig [3]).

In einem etwas anderen Tone wieder halten sich diese Confessionen da, wo er auf Kritik zu stoßen besorgen muß. Der scharfsichtige Merck hatte die Veränderung sehr bald gewittert; er hatte gegen Caroline (A, III, 120) geäußert, mit einem bedeutsamen Blick auf sie: Herder sei ein anderer

---

[1]) Erinnerungen II, 166.

[2]) A, III, 51. 56. 78. 159. 280. 353. 401. Erinnerungen I, 208. 215. 220 und ähnliche Stellen mehr.

[3]) C, II, 121. 149. 159.

geworden gegen sonst, wo er wie der Vogel auf dem Zweige gewesen. Daß die Sinnesart beider Männer von einander abbog, trat auch in Mercks zurückhaltenderem Briefton hervor. Ging es nach Herders Willen, so durfte das zu keinem Bruche mit dem Manne führen, der ihm so viel gewesen war — jedenfalls aber sollte das Verhältniß auf voller Offenheit beruhen, und Merck daher gestand er am bestimmtesten, wie es mit ihm stehe, ihm gestand er auch die Umstimmung seiner religiösen Denkweise. Sehr natürlich, heißt es in einem Octoberbriefe 1772 [1]), habe ihn seine hiesige Lage äußerst verändert; voraus sei er nichts als Schaum, Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen, und freilich sei es schwer, wo nicht unmöglich, den Capriccio mit Bocksfüßen in den harmonischen Apoll umzuwandeln. Und weiter: „Auch können Sie denken, daß der theologische Libertin weg sei; aber daß er sich fast in einen mystischen Begeisterer darüber verwandelt, würden Sie kaum ahnen. Die Seele aber bauet oder träumt sich natürlich um so lieber und glücklicher fremde Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet. Himmel und Einsiedlerzelle sind immer zusammen." Was Merck hierauf erwiderte, müssen wir leider errathend ergänzen; weder er noch Goethe, mit dem er damals aufs Lebhafteste verkehrte, verstanden, wie es in dem Gemüthe unseres Einsiedlers aussah; von dem mächtigen Einfluß, den Hamann neuerdings wieder auf ihn gewonnen, wußten sie nichts; — genug, Mercks Brief muß allerlei Unzutreffendes über Herders Charakter, über seine Swiftsche Laune und Lage enthalten und allerlei Weisheit ausgekramt haben, die Herder nicht brauchen konnte; sehr wahrscheinlich, daß er auch über das Verhältniß zu Caroline Flachsland mißdeutende und besorgliche Aeußerungen hat einfließen lassen. In zwei rasch aufeinander folgenden Antwortsschreiben [2]) suchte Herder diese schiefen Vorstellungen zu berichtigen. Er nennt Merck einen leidigen Tröster, Goethe einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter, und findet es verdrießlich, mit ihnen „so viel Worte zu wechseln als der geplagte Hiob mit seinen Freunden — unter denen Goethe just zuletzt kommt, wie Elihu." Er verwirft das Hirngespinnst, das sich die Beiden über ihn zurechtgemacht. Wahr freilich, daß seine Seele oft in einem Zustande gelegen, wo es in ihr mehr gedröhnt als geklungen habe; der Freigeist, der er gewesen, habe sich unter einer Taufe befunden, die sich hoffentlich in eine Feuertaufe verwandeln werde. Auch die Mißbeurtheilung der Freunde „gehört eben jetzt zu dem Becher meines Lebens im Thale, auf welchen ich aber, Euch Allen wo nicht zur Freude, so zum Trotz! gewiß einmal mich mit einem andern Kelche in der Hand zeigen werde". Gewiß, nicht bloßes Phänomen sei die Wandlung, die bei ihm vorgehe, sondern sie müsse auf seine innere Natur wirken. „Und da ich jeden Zug, der Eitelkeit und Selbstsucht heißt, auszubrennen

[1]) Wagner I, 35.
[2]) Bei Wagner I, 37 ff. u. I, 40 ff.

suche und mir zur Erweckung meiner Kräfte nichts fehlt als — das Wunderwerk, von dem ich geredet: so haben Sie die Geduld, kein Endurtheil über mich zu fällen — — sondern mich zu erwecken und aufzumuntern."

Bei allem Ernste des Inhalts zeigen doch diese Briefe zugleich, daß für jetzt Merck und Goethe die Leute nicht waren, mit denen sich Herder am meisten harmonisch gestimmt fühlte. Ihre Correspondenz ging eben um diese Zeit in jenes neckende „Schneeballengefecht", jenen Austausch von Knüttelversen über, wovon uns die „Bilderfabel für Goethe", deren schon oben gedacht wurde, als einziger Rest erhalten ist.

Der ehemalige Freigeist, der jetzt zum „mystischen Begeisterer" geworden, der von Nicolai wieder ganz zu Hamann hinübergetreten war, hatte statt dessen von freien Stücken einen Briefwechsel mit einem Manne eröffnet, der seit Kurzem als das Haupt, als der geniale Prophet aller frommen Schwärmer zu gelten angefangen hatte. Ein Vierteljahr nach dem Wiederanknüpfen mit dem Magus im Norden trug Herder in einem langen Briefe dem Apostel von Zürich seine Freundschaft entgegen, und diese Freundschaft mit Lavater wurde zu einem neuen Bande, ihn ins Lager der Gläubigen hinüber- und von dem Kreise der Aufklärer abzuziehen.

Ununterbrochen seit der Mitte der sechziger Jahre trug sich Lavater mit der Idee eines großen didaktischen Gedichts, das, ein Seitenstück zu Klopstocks Messias, den würdigsten und erhabensten Gegenstand behandeln sollte, den die menschliche Seele nur denken könne, — die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens. Unschlüssig über die zu wählende Form, sammelte er über diese Frage, wie etwa heutzutage bei einem großen praktischen Unternehmen geschehen würde, die Stimmen der Sachverständigen, der Dichter und Kunstrichter ein. Auch an den Verfasser der Fragmente hatte er sich gewandt, ohne daß ihn Herders Antwort erreicht hätte [1]). Mit dem großen poetischen Project stand ihm aber auch die Frage über das göttliche Ansehen der heiligen Schrift in Zusammenhang; sein autodidaktischer Eifer, sich über den Beweis des Geistes und der Kraft ins Klare zu setzen, hatte ihn zu Untersuchungen über die Lehre der Bibel vom Glauben, vom Gebet und von den Geistesgaben geführt; er hatte aus den neutestamentlichen Schriften herausgelesen, daß die Verheißung außerordentlicher Weissagungs- und Wundergaben sich nicht auf die apostolische Zeit beschränke und sich daher noch heute, an den Christen aller Zeiten und Orten bewähren müsse: — und abermals war er ans Stimmensammeln gegangen, hatte einen darauf bezüglichen Fragebogen „allen Freunden der Wahrheit zur unparteiisch-exegetischen Untersuchung" zugesandt. Ein auch an Herder nach Riga gerichtetes Exemplar der „Drei Fragen" traf diesen in Paris, und ungefähr gleichzeitig erfuhr er durch

[1]) S. oben, S. 211. Nach Erinnerungen I, 234 hatte Lavater „mehr als einmal" nach Riga geschrieben. Von drei Briefen spricht Herder LB. II, 106.

Nicolai von Lavaters neuester Naivetät, wie derselbe seine Uebersetzung von Bonnets Apologie des Christenthums Mendelssohn dedicirt und ihn dabei öffentlich aufgefordert habe, die Bonnetschen Beweise entweder zu widerlegen, oder Christ zu werden [1]). Wer mit Lavater anband, mußte darauf gefaßt sein, das Opfer einer Indiscretion zu werden, und gerade in der Absicht, sich allen compromittirenden Zudringlichkeiten zu entziehen, war Herder nach Frankreich geflüchtet. Aber auch abgesehen davon, fand er keinerlei Antrieb in sich, dem Frager zu antworten. Wir kennen das philosophische Schreiben, mit dem er damals seine Debatte mit dem Verfasser des Phädon über die Unsterblichkeitsfrage abschloß [2]). Sein Standpunkt war viel mehr der eines philosophischen Skeptikers als der eines positiv Gläubigen, nicht der Mendelssohnsche, aber noch weniger der Lavatersche. „Lavater," schrieb er an Nicolai (LB. II, 106), „ist bei aller seiner Redlichkeit und Eifer ein Enthusiast und oft ein Verblendeter;" und nach Erwähnung der drei Fragen: „sie sind, aufs Gelindeste geurtheilt, ohne Kenntniß der Bibelsprache und der ersten Zeit des Christenthums, und der Weg zu tausend neuen Schwärmereien. Armseliger Zustand unserer Religion! Orthodoxie ohne Menschenverstand, Reformationen voll Uebereilung und jetzt gar neuer Fanatismus — das fehlt noch!"

Nicolai las aus diesen Worten heraus, daß Herder über den Schwärmer ebenso denke wie er. Aber auch Caroline wußte es sich nicht zurechtzulegen, als ihr Herder drei Jahre später, im December 1772, einen enthusiastischen Brief Lavaters — die Antwort auf einen Herderschen — mittheilte [3]). Man urtheilte in dem Darmstädter Zirkel über den Züricher Apostel nicht wesentlich anders als in Berlin; denn nur Leuchsenring kannte ihn bis jetzt persönlich. „Mein Gott," schrieb Caroline, „was haben Sie ihm geschrieben, und wie kommen Sie zu der sonderbar schwärmerisch heiligen Bruderschaft?"

Früher nicht als in seiner Bückeburger Einsamkeit, und erst als allmählich seine Arbeiten und seine Lectüre sich überwiegend den theologischen Dingen zuwandten, war Herder auch an Lavaters Schriften gerathen. Er hatte die so eben erschienenen „Biblischen Erzählungen für die Jugend" gelesen und war, wenn er sie auch nicht einfach-biblisch genug fand, von dem herzlichen Ton darin lebhaft gerührt worden. Er hatte Lavatersche Predigten, er hatte vor Allem die schon 1768 und 1769 erschienenen, ihm bisher nur flüchtig bekannt gewordenen, ersten zwei Theile der „Aussichten in die Ewigkeit", hatte sie in einer Zeit gelesen, in der er den Tod seiner Mutter erfahren [4])

---

[1]) LB. II, 93 ff.; vgl. Geßner, Lavaters Leben I, 338 ff.; Lavater, Aussichten in die Ewigkeit I, 111; Nicolai an Herder, LB. II, 101.

[2]) S. oben S. 296 ff.

[3]) Nicolai an Herder, LB. II, 145; im Briefwechsel mit Caroline A, III, 410. 415. 419.

[4]) Wiederholt hatte er auf der Reise, von Paris, von Amsterdam, von Straßburg aus, an seine Mutter geschrieben (an Hartknoch, LB. III, 265), war aber, ohne Antwort von ihr in Zweifel, ob sie noch lebe (ebendaselbst S. 86. 259). Am 10. Mai 1772 hatte ihm

und darum „meistens außer dieser Welt" gewesen war. Er hatte in allen diesen Sachen einen ganz anderen Menschen gefunden als den, den er bisher nur aus einigen elenden Gedichten und außerdem aus entstellenden Zügen des Gerüchts kannte — einen Menschen — so giebt er den empfangenen Eindruck in Beantwortung der verwunderten Frage Carolinens wieder — „der nach Klopstock vielleicht das größte Genie von Deutschland ist (nur nicht zum Dichter), der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfasset, die selbst alle seine Schwärmereien übersehen macht, und in Alles, auch wo er wähnt und schwärmt, eine Wahrheit des Herzens bringt, die mich bezauberte".

Es hat mit der Genialität des Mannes, es hat ebenso mit der Herzenswahrheit seine Richtigkeit — nur, es ist die Genialität eines Geistes, der, nie zu reifer Männlichkeit gekommen, in kindischen Einbildungen und Spielereien befangen geblieben ist, und eine Herzenswahrheit, die durch einen starken Zusatz von Eitelkeit und Schlauheit immer mehr getrübt und zum Selbstbetruge geworden ist. Nie ist in unserer Litteratur ein Gestirn so glänzend aufgegangen, um in so trübem Nebel zu erlöschen; nie ein Prophet von den Besten so geliebt, bewundert und gepriesen worden, um dann von ebendenselben mit Nichtachtung, Abneigung und herber Verurtheilung zurückgestoßen zu werden. Und doch, als die Goethe und Herder in ihm ein unvergleichliches Genie und den reinsten Menschen erblickten, hatten die Nicolai und Mendelssohn Recht, wenn sie von dieser unreifen Enthusiasterei und dieser allzu naiven Liebenswürdigkeit nichts wissen wollten; diejenigen wiederum, die in der nächsten Nähe des Propheten, unter dem unmittelbaren Eindruck seiner einnehmenden Persönlichkeit lebten, mochten mit Recht an ihm festhalten und fortfahren ihn zu lieben, als die Goethe und Herder längst mit ihm gebrochen hatten und nur noch den Pfaffen und Jesuiten in ihm erblickten. Ein guter aber schwacher, ein reichbegabter aber zerfahrener, ein warmherziger aber in die feinsten Täuschungen der Eigenliebe verstrickter Mann war Lavater [1]).

Die reiche Begabung des Mannes, die Regsamkeit seiner Einbildungskraft, die Wärme seines ursprünglich reinen und edlen Gefühls tritt in der That nirgends glänzender hervor als in den „Aussichten in die Ewigkeit". Nichts Anderes sollte dies Buch sein als Vorarbeit und Prospect zu jenem

---

dann Hartknoch berichten müssen, daß sie in sehr schlechten Umständen sei (C, II, 25). Die bisherige Ungewißheit über sie und diese Mittheilung gehörte mit zu den Prüfungen und Kümmernissen in seiner Bückeburger Abgeschiedenheit. Sie dauere ihn, schreibt er C, II, 27 zurück, unendlich; als eine Erscheinung habe sie ihm schon ein Vierteljahr im Sinne gelegen. Mit geliehenem Gelde unterstützt er sie und bittet den Freund, es ihr als sein Bruder zu übermachen. Sein letzter Brief erreicht sie nicht mehr. Ein Schreiben der Schwester vom 19. September 1772 meldet ihm ihren am 3. September erfolgten Tod, und voll Wehmuth äußert er sich darüber gegen seine Braut (C, II, 33 mit der Anm.; Erinnerungen I, 228 u. A, III, 361).

[1]) So urtheilt Herder selbst in den unzweifelhaft auf Lavater zu beziehenden Worten der Vorrede zu J. G. Müllers Bekenntnissen merkw. Männer von sich selbst (1791) I, X.

großen Gedicht vom zukünftigen Leben. In Briefen an seinen Freund Zimmermann entwickelt er den Gang, den er nehmen, die Ideen, die er vortragen will: durch die Veröffentlichung dieser Briefe möchte er das ganze Publicum zur Mitarbeit an dem würdigsten Vorhaben aufrufen. Im Ausgehen von der Betrachtung der menschlichen Natur, soll durch Analogiebeweise die Fortdauer nach dem Tode und die Beschaffenheit unserer künftigen Existenz vermuthungsweise ergründet, weiterhin bestimmtere Belehrung aus der göttlichen Offenbarung gewonnen werden. Metaphysische und moralische Gründe, Analogien der Natur und Auslegung der Bibel — Alles soll ineinandergreifen. Mit phantastischem Entdeckungseifer dringt der Verfasser in das Gebiet des Jenseits und der Zukunft ein, wie der Naturforscher in die Gesetze der uns umgebenden Welt, oder wie der Geschichtsforscher in die Geheimnisse der Vergangenheit. Angeregt vor Allem von Bonnet, dem Verfasser der contemplation de la nature, den er den „Vater seines Gedichtes" nennt, sucht er auf naturwissenschaftlichem Grunde das Luftgebäude seiner Träume aufzurichten. Naturalistische und rationalistische Vorstellungen verbinden sich mit abstrus theologischen und mystischen zu der trügerischen Scheinwissenschaft von dem künftigen Schicksal der Seelen. Ein Kind seines Jahrhunderts, zugleich ein Grübler und ein Phantast, ein Zweifler und ein blind Gläubiger, verschmäht er nichts von dem, was ihm die Wissenschaft und Bildung der Zeit an die Hand giebt, um seiner Sehnsucht nach Vergöttlichung und Vergeistigung, nach idealer Sittlichkeit und Heiligkeit die anschauliche Gewißheit, die sinnliche Deutlichkeit zu geben, die einestheils seinem Verstande, anderntheils seiner Phantasie Bedürfniß ist. Dem Märchenerzähler gleich, der am sichersten den Glauben seiner Zuhörer gewinnt, wenn er das Wunderbarste an das Wirklichste anknüpft, betont unser Schwärmer mit scheinbar nüchterner Wissenschaftlichkeit aufs Stärkste den natürlichen Zusammenhang des künftigen mit dem gegenwärtigen Leben und die Analogie der „pneumatischen" mit den physikalischen Gesetzen. Auf Bonnet und Leibnitz gestützt, entwickelt er die Vermuthung, daß mit dem Tode des irdischen Körpers die Seele durch ihre eigene substantielle Kraft sich in einen feiner organisirten, ätherischen Körper hinüberbegebe, der ihr erlaube, mit anderen Seelen in einer gesellschaftlichen Gemeinschaft zu stehen, und in dem sie bis zur Auferstehung sich in einem Zwischenzustande befinde. Von der zwiefachen Auferstehung und dem Gericht wissen wir nun freilich nur durch die Offenbarung; der Faden wissenschaftlicher Entwickelung also scheint an dieser Stelle abgerissen — aber nur, um sofort wieder aufgenommen zu werden. Denn auf der Grundlage dieser durch die Offenbarung uns bekannten Thatsachen wagt der Verfasser alsbald weitere Blicke in die Wohnungen, die den Christen nach der allgemeinen Auferstehung bestimmt seien, in die Beschaffenheit des himmlischen Körpers der Gerechten, in die Erhöhung der physischen, geistigen, sittlichen Kräfte der verklärten Christen. Wir befinden uns in einer Wunderwelt, aber der geistreiche Träumer ist

durchaus bemüht, seinen Hypothesen physikalische Wahrscheinlichkeit und die Wahrheit eines innig frommen, moralischen Sinnes zu verleihen. Wie von Newtonschen Grundsätzen aus Kant und La Place den Bau des sinnlichen Kosmos aufzudecken unternahmen, so wird Lavater mittelst gesteigerter Anwendung der Gesetze der natürlichen und der sittlichen Welt zum Beschreiber einer höheren, einer immer noch sinnlich-geistigen Natur — er giebt eine Naturgeschichte des christlichen Himmels. Es sind keine Abstractionen, es sind potenzirte, vergeistigte Sinnlichkeiten, versinnlichte Idealvorstellungen, die er uns vorführt. Der Himmel mit aller seiner Herrlichkeit, mit dem Sitze Gottes, ist — wie vielleicht schon unsere Erde und die übrigen Planeten — ein Organismus, nur auf eine unaussprechlich feine Art organisirt. Die künftige Glückseligkeit der vollendeten Gerechten desgleichen ist nur die natürliche, durch alle ihre Vermögen ergossene Allmacht ihrer entwickelten Sittlichkeit. In der ausführlichsten Weise wird die Vollkommenheit des himmlischen Körpers der Gerechten, da er, wie Christi verklärter Leib, lauter Licht sein soll, aus der Natur des Lichtes, unter beständiger Berufung auf Bonnet, Haller, Büffon, zu induciren versucht. Das feinste Licht, die demselben angepaßten feinsten Augen — mittelst dieser steigernden Analogie, die dann weiter auf die übrigen Sinne und Fähigkeiten des verklärten Leibes ausgedehnt wird, werden Unmöglichkeiten in den Schein des Möglichen gerückt. All' diesem Hypothesenspiel jedoch, wie kindisch es scheine, giebt zuletzt das gläubige Gefühl und der ideal-sittliche Schwung unseres Schwärmers immer wieder eine gewisse Berechtigung. Er dichtet so viel Wunder und er hofft und wünscht deren so viel, weil sein Drang nach Vervollkommnung gleich stark ist wie seine schwärmende Einbildungskraft. Während das gewöhnliche Märchen gewissenlos ist, so sind die, welche Lavater erzählt, nur Versinnlichungen des Wunsches, gut und heilig zu sein. Immer kehrt der Grundgedanke wieder, daß sich das Maaß unserer intellectuellen, physischen und politischen Kräfte im Jenseits genau nach dem Maaße und der Erhabenheit unserer moralischen Kräfte bestimmen werde. „Wer Jesu gleich heilig ist, wird Jesu gleich selig." Er schwelgt in der Ausmalung der wunderbar erhöhten Fähigkeiten der verklärten Heiligen, aber immer bleibt ihm die Heiligkeit die Bedingung und der Kern und Zweck ihrer erweiterten Machtsphäre. Die Phantasien, mit denen in unserer eigenen Zeit selbst Männer der exacten Wissenschaft zu spielen angefangen haben, sind so kindisch wie die unseres theologischen Sehers, aber sie empfehlen sich nicht in gleichem Maaße durch die Beziehung auf das ethische Leben. „Unaussprechlich glänzende Aussicht," so ruft der liebenswürdige Schwärmer, nachdem er den Verklärten Theilnahme an der Allmacht Gottes zugesprochen hat, „die alle Nerven des Leibes und der Seele mit süßer Entzückung erschüttert! Ich, ich werde einst thun können, was ich thun will" — aber doch „nichts wollen als was gut und der Person, die ich in der Schöpfung vorstelle, gemäß ist"!

Es war so viel in diesem Buche, was Herder ansprechen und ihm wo thun mußte. Die Gesetze der Natur und des Geistes in Wechselbezug bringen; am Leitfaden der Analogie zu Vermuthungen und Glaubensansich fortzugehen, auch wohl gelegentlich, wie uns sein Tagebuch zeigte, sich ph kalischen Träumereien zu überlassen, war seiner Geistesart natürlich. In ei früheren Periode hätte ihn wohl das allzu Phantastische der Lavaterschen V stellungen zu Spott und herber Kritik herausgefordert: in der weichen u gerührten Stimmung, in der er sich jetzt befand, jetzt, wo er der Gelieb bekannte, daß er selber in der Klasse der Schwärmer sei und die närrische Ideen glaube, die er zuvor nie geglaubt — jetzt war ihm der Ernst, hinter diesen Gedankenspielen sich verbarg, viel zu heilig, als daß ihn Lächerliche der Einkleidung hätte stören sollen. Immer gewohnt, in Buche die Person des Autors zu suchen, fand er hier einen Mann, überhaupt die schriftstellerische Rede nur diente, seine Persönlichkeit in sch loser Unmittelbarkeit vorzutragen. Er fühlte seine ganze Seele zu d Manne hingerissen; aus dem Buche sprach ihn ein so liebreicher bescheide Charakter, ein so fein organisirter tief moralischer Sinn, ein so kindlic Vertrauen zu Gott an, daß er den Verfasser lieben und ihm diese Liebe kennen mußte. Religiosität im innigsten Bunde mit heißem Ringen um sittli Erneuerung seines ganzen Menschen: darin bestand jetzt der Halt, dar drehte sich die Existenz des Einsamen; herzliche Moralität war recht eigentl der Mittelpunkt seines Wesens, und eben das war der beste Geist der „Aussich in die Ewigkeit". Weg ist all' der Aerger, alle die Eifersucht und alle Swiftische Laune, womit er dem Darmstädter Freunde begegnet: mit der e schmeichelndsten Herzlichkeit, mit der gewinnendsten Theilnahme, so, wie i der bescheidene Jung Stilling kennen gelernt hatte, naht er sich Lavater. D Bild desselben stellt sich ihm neben das von Hamann und Claudius. M allen Dreien vereinigt ihn die gleiche Grundanschauung und die gleiche E pfindungsweise. Führt ihm Lavater einen größeren Ideenreichthum entgeg als Claudius, so ist er doch Beiden in gewisser Weise überlegen. Hama gegenüber ist er der Empfangende, der sich unterordnende Schüler: zu Lava darf er wie zu einem Ebenbürtigen und doch zugleich mit der Ueberlegenheit rede die ihm seine universellere Bildung und sein nüchterner Verstand siche

In einem langen, langen Briefe eröffnet er sich ihm [1]). Ganz Eins

---

[1]) Derselbe beginnt die Reihe der von Düntzer A, II, 10 ff. mitgetheilten, dem T auch im Folgenden zu Grunde liegenden Briefe, die zwischen beiden Männern gewechs wurden. Zur Ergänzung dienen die von Hegner, „Beiträge zur näheren Kenntniß u wahren Darstellung Lavaters" mitgetheilten Briefstellen. Der Abdruck der Lavatersch Briefe bei Düntzer ist nicht ohne Auslassungen, namentlich gewähren nur die Origin mit ihrer hie und da eingemischten Chiffreschrift nebst Interlinearübersetzung eine Anschauu von den kindischen Manieren des Briefstellers. Ein inhaltreicher mir handschriftlich v

er mit ihm in der Wärme, in dem Sturm und Drang des religiösen Gefühls, das, von Jugend auf in ihm lebendig, jetzt über die ehemaligen freigeisterischen Anwandlungen mächtig geworden ist. Unwillig ergeht er sich über den kalten, nervenlosen Ton, der sich, wie über manches Andere, auch übers Christenthum ausgebreitet habe, über die unter dem Einfluß der philosophirenden englischen Theologen vernüchterte Moral. Er will nichts wissen von den Philosophen und Theologen, „die Alles in Barbara bringen wollen" und nichts von den lauen Umschreibungen des Bibelwortes, wodurch das letzte Vehiculum des Wortes der Gottheit aus unserem Jahrhundert weggetilgt werde. Auf der anderen Seite jedoch hält er der spielenden Phantasterei des Schwärmers Widerpart. An Kants Träumen eines Geistersehers hatte Lavater bedauert, daß dieselben der Beleuchtung unseres künftigen Zustandes allen Einfluß auf unser sittliches Leben abgesprochen hätten; in diesem Punkte steht Herder noch immer näher zu seinem alten Lehrer als zu dem neuen Freunde; er verhält sich in der That, bei aller Sympathie mit dem religiös-moralischen Enthusiasmus des Letzteren, zu dessen Jenseitsträumen kaum anders als Kant zu den Visionen Swedenborgs. Diese Phantasiespeculationen sind ihm nichts als „Kluges eines Kindes". In der klarsten, bestimmtesten, verständigsten Weise stellt er dem phantastisch-speculativen einen skeptisch-gläubigen Moralismus, der kindischen Neugier ernste Bescheidung entgegen. Ueber die Beschaffenheit der Ewigkeit müssen wir die Augen niederschlagen und uns des Wissens begeben. Das einzige Band — und damit findet er sich wieder zu Lavater zurück, um die Energie seines religiös-moralischen Idealismus zu bewundern — das einzige und wahre Band, wodurch jede gute Seele mit der Ewigkeit zusammenhängt, ist der sittliche Sinn, der alle Zustände des irdischen Lebens als Keime der Vervollkommnung, der himmlischen Zukunft, anzusehen sich gewöhnt. Auch die Bibel hat uns vom künftigen Leben nichts offenbart, als was sie für nöthig befunden, auf unseren moralischen Sinn, auf unsere Menschlichkeit zu beziehen. Moralische Ahndung ist Alles, und es ist genug, wenn wir „hier bloß den künftigen Engel in uns wecken und über alles Andere uns mit völliger Resignation Gott aufopfern".

Der schöne Brief trug Herder eine überschwängliche, jubelnde, Freude und Freundschaft stammelnde Antwort ein und war der Beginn eines durch sieben Jahre fortgesetzten Briefwechsels, der sich die ganze Bückeburger Zeit hindurch, bei steter Unterordnung des älteren unter den jüngeren Mann, auf der gleichen Höhe freundschaftlicher, durch Gemeinsamkeit der Ideen und der Gesinnungen genährter Wärme erhielt. Wenn dabei Lavater fortwährend als der Enthusiastischere, Stürmischere erscheint, so entzieht ihm doch Herder keinen Augenblick das Herz, das er ihm so von freien Stücken geschenkt hat. Er übersieht von Anfang an die handgreiflichen Schwächen des Mannes in keiner Weise, die er

liegender Brief Lavaters an Herder vom 21. August und 2. September 1773 fehlt in der Düntzerschen Sammlung.

ihm vielmehr in der mildesten und unverletzendsten Weise bemerklich macht. Er rügt die Unbesonnenheiten, Thorheiten und Uebereilungen, zu denen der Enthusiast sich verleiten oder hinreißen läßt. Er beklagt die zerstreuende Vielthätigkeit und die ins Leere verfallende Redseligkeit des Mannes. Nur zu bald hat er dem Freunde Vorhaltungen über die Indiscretion zu machen, womit derselbe ihr Verhältniß und die zwischen ihnen gewechselten Briefe unter die Leute und gar — in der Fortsetzung der „Aussichten“ und den „Fragmenten aus dem Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ — vor das große Publicum brachte [1]). Er weissagt ihm noch einen schweren Gang und einen „Tigel“, in dem er sich läutern müsse, und wünscht, daß er sich aus ziellosen Verbreitung in eine bestimmtere Sphäre zusammenziehen möge [2]). Alles das jedoch, wie gesagt, giebt er ihm in der mildesten, schonendsten, ja, väterlich liebreichsten Weise zu verstehen; auch über Dinge, in denen er selbst am empfindlichsten ist, die er, wenn sie ihm von Anderen kämen, mit schneidender Schärfe rügen würde, schlägt er dem Sanftmüthigen gegenüber den sanftesten, bittendsten, lindesten Ton an. Das macht: wenn er ihn in so vielen Stücken übersieht — im Punkte der inneren Reinigkeit, der kindlichen Frömmigkeit, der Gotteserkenntniß und Gottergebenheit fühlt er sich unter ihm und verehrt er ihn wie ein ihm selbst zur Aufrichtung und Besserung gegebenes Vorbild. Lavaters Freunde Zimmermann gesteht er, daß er es für eine wirkliche Wohlthat seiner Existenz halte, diesem Manne auf dem Wege seines Lebens begegnet zu sein, daß ihm die nähere Kenntniß desselben ordentlich Erscheinung gewesen sei. Die verhängnißvolle Eitelkeit und das schlau Berechnende, diese allerdings erst später mehr hervortretenden Schlacken des Lavaterschen Wesens scheinen sich einstweilen seiner Beobachtung noch gänzlich entzogen zu haben. Von seinen Schwärmereien hofft gerade er, weil er ihn mehr verstehe als irgend Jemand, ihn heilen zu können. Der Kern des Mannes dünkt ihn lauteres Gold. In seiner Thätigkeit und „ganzen Existenz in der Religion“ glaubt er eine wunderbare, in allen Jahrhunderten seltene, in dem gegenwärtigen Zeitalter geradezu einzige Realität zu sehen, einen Körper, gegen den die glaubenslose Weisheit der Zeit ein nichtiger Schatten sei. Nur geläutert und entwickelt müsse das Religionssystem dieses feinen Menschenkenners, dieses religiösen Genius werden, um nicht seines Gleichen zu haben. Darum stellt er sich ganz zu ihm, nimmt ganz Partei für ihn. Er will ihm helfen zu jener Läuterung und Ent-

---

[1]) S. „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner selbst, oder des Tagebuches Zweiter Theil“ (Leipzig, 1773) S. 185, woselbst der Brief an Herder Nr. 3 (A, II, 30 ff.) und S. 217, woselbst die Stelle A, II, 41 bis 43 abgedruckt ist (auch S. 1 ff.); Lavaters Entschuldigung darüber in dem handschriftl. Briefe vom 21. August und 2. September 1773; vgl. A, III, 426. und A, II, 73; bei Hegner S. 23 und A, II, 37. Herders ersten großen Brief druckte Lavater im 4. Theil der „Aussichten“ S. 5—21 ab; vgl. auch im 4. Theil S. 9 die Erwiderung auf A, II, 17.

[2]) Herder an Zimmermann 2. Juni 1773, bei Hegner S. 25 ff.

wickelung und wiederum sich selbst an diesem reichen Quell Kraft und Gesundheit holen.

Gegen Niemand daher, auch gegen Hamann nicht, geht er so früh so ausführlich mit den ethisch-religiösen Anschauungen heraus, die jetzt die sein Innenleben beherrschenden geworden sind und die, in mannigfacher Richtung entwickelt, das Thema der Schriften bilden, die in der zweiten Hälfte seines Bückeburger Aufenthaltes seiner Feder entflossen. Lavaters Aussichten in die Ewigkeit, die Debatte über Gang und Inhalt des beabsichtigten Gedichtes vom zukünftigen Schicksal der Seelen hatten den Anlaß zu dem Briefwechsel gegeben: die Unsterblichkeitsfrage steht in Folge dessen im Vordergrunde der ersten Verhandlungen zwischen Bückeburg und Zürich. Wie ein rother Faden zieht sich diese Frage auch durch die Bückeburger Schriften Herders hindurch. Was er jetzt, gleichsam „an der Hand des Bruders", zu diesem „von den tiefen Ahnungen seines Herzens über Unsterblichkeit und Ewigkeit" redet, das ist der Text zu dem, was später darüber in der „Aeltesten Urkunde", den „Erläuterungen zum Neuen Testament" u. s. w. vorkömmt. Hier am nächsten und einfachsten wird uns die Wandlung des Freigeistes in einen Mystiker, von der er selbst redet, anschaulich. Die darauf bezüglichen Auslassungen gegen den Verfasser der „Aussichten" bilden das Gegenstück zu den Auslassungen gegen den Verfasser des „Phädon". Zwischen dem Philosophen und dem Religiosen in der Mitte stehend, ist er von jenem fort-, zu diesem näher herangerückt. Noch immer zwar ist der Kern der älteren Vorstellungen — der Zug zum Moralischen und das Bedürfniß einer sinnlichen Grundlage — der nämliche geblieben; derselbe wird in den das gleiche Thema behandelnden Aufsätzen der Weimarischen Periode von Neuem unverhüllter zum Vorschein kommen: gegenwärtig hat sich dieser Kern mit einer anderen Hülle umgeben, in einer eigenthümlichen Richtung entwickelt — er ist aus dem Boden der Philosophie in den Boden der Religion verpflanzt.

In der Absicht, dem Freunde einen Beitrag, Materialien zu seinem großen poetischen Plan zu liefern, deutet Herder in einem leider unvollendeten Aufsatz vom Frühjahr 1773 an, wie er seinerseits den Menschen Hoffnung der Unsterblichkeit predigen würde. Von der Offenbarung durch die Symbolik der Natur würde er ausgehen. Die Analogie des Schlafes zum Tode, sinnig und lebendig ausgeführt, müßte die erste, rührende Vorbereitung zu der Aussicht auf ein Fortleben werden. Die verwandten Bilder und Ahnungen aus den mythologischen Vorstellungen des Alterthums, vor Allem der Bibel, die auch hier die ursprünglichste Quelle der Weisheit und Dichtkunst ist, wären zu Hülfe zu nehmen. Nun jedoch würde dem Gange Gottes zu folgen sein, auf dem er die Kindheit des menschlichen Geschlechtes zu der Lehre von der Unsterblichkeit durch offenbarende Thatsachen und Erfahrungen zu erziehen wußte. Der erschlagene Abel, der gestorbene Adam, der von Gott hinweggenommene Henoch — damit entwickelt sich die Vorstellung vom Todtenreich, zu der Noah

und seine Nachkommen durch das Erlebniß der vertilgten Welt gedrungen werden. Auf dem Nationalschauplatz des jüdischen Volkes bringt darauf Gott in Nationalbildern und Geschichten die Hoffnung eines künftigen Lebens dem menschlichen Herzen näher, so durch die Art, wie er Abrahams Glauben an die Nachkommenschaft erweckte, durch mancherlei Zukunftsweissagungen, Todtenerweckungen, Wegnehmung Elias' u. s. w. Die jüdischen Hoffnungen und Erwartungen reinigt und idealisirt Christus — seine Auferstehung wird zur Predigt der Apostel — es schließt sich die Vision der Johanneischen Offenbarung an. So sind es die fortschreitenden offenbarenden Winke Gottes selbst, die in ihrer Folge, ihrer Verbindung und Wirkung den poetisch auszuführenden Glaubensbeweis für die Unsterblichkeit bilden. Sie liegen allen kalten philosophischen Beweisen voraus. Von diesen, aus der Immaterialität, der Einfachheit der Seele u. s. w. vernünftelnden Beweisen wäre etwa nur „die Blüthe", nur „der kräftigste Saft" zu brauchen, und ebenso von den moralischen Beweisen, die von der Forderung einer höheren Gerechtigkeit als sich in diesem Leben zeigt, ihren Ausgang nehmen. Von einem anderen moralischen Beweise, der zugleich noch moralischer und noch religiöser ist, hatte Herder schon in seinem ersten Briefe an Lavater geschrieben. Alles zusammengenommen, so ist es das mit dem Streben nach höherer Sittlichkeit in Eins fallende Vorgefühl eines künftigen in diesem Leben, entwickelt an Analogien der Natur, bestätigt durch den Glauben aller Völker, geschichtlich durch die offenbarenden Thaten Gottes zu immer höherer Gewißheit erhoben, worauf Herder mit gänzlicher Hintanstellung der metaphysischen Beweise die Unsterblichkeitshoffnung gegründet wissen will. —

Zu bedauern, daß ein anderer früherer Plan, der vor die Lectüre der „Aussichten" fällt und noch nähere Vergleichspunkte mit dem Mendelssohnschen Phädon geboten haben würde, nicht zur Ausführung gelangte. Bald nach Neujahr 1772 hatte er „in Form einiger Sokratischer Gespräche" über die Unsterblichkeit der Seele schreiben wollen [1]. Nicht für das Publicum, sondern für eine einzelne Leserin. Der Gedanke war ihm abermals auf Anlaß eines persönlichen Verhältnisses gekommen, eines Verhältnisses, das stärker vielleicht als alle bisher berührten, still aber stetig auf die Umstimmung seines Inneren, auf die Erweckung aller in ihm schlummernden Keime der Frömmigkeit hinwirkte, die Unruhe seines Wesens mäßigte und ihn mehr als irgend etwas sonst mit dem Unbehagen seiner Lage aussöhnte. Es war das Verhältniß zu der Gemahlin seines Herrn, der Gräfin Maria Eleonore von Schaumburg-Lippe.

Zweiundzwanzig Jahre war die Gräfin gewesen, als sie im Jahre 1765 nach dem Willen der Ihrigen, ohne daß ihr Herz oder ihre Meinung in Frage gekommen wäre, dem so viel älteren Manne angetraut worden war [2].

---

[1] An Caroline, Erinnerungen I, 190 unten; vgl. A, III, 204.
[2] Zum Folgenden Erinnerungen I, 188 ff.

Sie war die jüngere Tochter des Grafen Friedrich zu Lippe-Bisterfeld, eines Vettern des Grafen Wilhelm, die Zwillingsschwester von dessen Freund und Waffengefährten Ferdinand. Durch ihr Portrait und aus einem Briefe an den zärtlich geliebten Bruder hatte er sie kennen gelernt und darauf hin eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt. Noch ehe er sie gesehen hatte, warb er um sie, die um des Bruders willen den ernsten, strengen Mann zu lieben gedachte. Der aber hatte sich einen seltenen Schatz erworben. Die Gräfin war eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit; über ihre Gestalt und ihr Antlitz, Haltung und Gang eine Anmuth ausgegossen, in welcher die zarteste Seele, lautere Güte, Unschuld und Demuth sich spiegelten. „Wollen Sie sich," schreibt Herder an Caroline, „ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie Sich sie." Um sie zu zeichnen, müßte er „das schönste kleine Marienbild" zeichnen. Ohne sie zu nennen schickt er einmal an Lavater für dessen Physiognomische Fragmente ein, freilich in den unteren Partien des Gesichtes, die mit Mund und Kinn ein liebliches Oval abschlossen, ihm selbst nicht genügendes Bild von ihr; „reines Herzens sein" ist ihm das Motto zu dem Bilde, das er im Stil des Physiognomen zu charakterisiren sucht; „siehe," so schreibt er (A, II, 155), „den Anbruch auf diesem Antlitz! Die hohe, vollendete, überm Auge so viel sagende Stirn, und dann den sanften Abgang zum still hinblickenden Auge. Bescheidenheit und Demuth! Ganz die Stimme: ich bin des Herrn Magd! Schweigend, mit blödem Zephyrtritte. Carita auf einem christlichen Grabmal. Erwartet man nicht, wenn das niedergeschlagene Auge sich aufthut, Licht des Morgensterns, Himmelsglanz einer Erstandenen?"

Denkt man sich nun daneben die hochragende steife Gestalt des Mannes mit der länglichen Gesichtsbildung, in allen Zügen Kraft und Festigkeit, tiefen Ernst und unbeugsame Entschlossenheit, so giebt das sicherlich einen wundersamen Contrast. In gleichem Gegensatz waren die Lebenswege der Beiden verlaufen [1]). Mutterlos von der Stunde ihrer Geburt an, hatte sie ihre Kindheit und erste Jugend bei ihrem Vater auf dem Lande in Westfalen zugebracht, Erziehung und Unterricht mit dem von den Geschwistern allein in dem einsamen Hause zurückgebliebenen geliebten Bruder, ihrem „Jonathan", getheilt. Sechszehnjährig war sie dann nach der Niederlausitz zu ihrer einzigen, eben verwittweten Schwester, der Gräfin von Promnitz auf Drehna gekommen, die ihr nun eine zweite Mutter ward. Hier jedoch — sie folgte später der Wiederverheiratheten nach Schlesien — war ihr weiches, fühlbares Gemüth unter den Einfluß der pietistischen Denkweise gerathen, die im Kreise ihrer Verwandten die herrschende war; sie hatte unter Anderem bei einem

[1]) Zum Folgenden: Frommel, „Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt. Maria von Lippe-Schaumburg" S. 31 ff., woselbst außer Lebensnachrichten über die Gräfin zahlreiche Mittheilungen von Briefen derselben aus der Zeit vor und nach ihrer Verheirathung.

Besuch in Wernigerode persönliche Beziehungen mit der verwandten Stolbergschen Familie angeknüpft und wechselte mit den dort gewonnenen Freundinnen Briefe, in denen die Liebe zum Heiland den Mittelpunkt aller Mittheilungen bildet. Ihr natürlicher Verstand, ihre jugendliche Heiterkeit war mit dem Zwang der selbstquälerischen Empfindungen, von denen sie so viel reden hörte, so viel las und schrieb, ins Gedränge gekommen — ihre Frömmigkeit hatte die Farbe ängstlicher Sorge um ihr Seelenheil, ihr ganzes Wesen einen Zug kränklicher Verschüchterung angenommen. So fand sie sich in ergebener, weltabgewandter Stimmung mit dem Manne zusammen, der nach einer wilden Jugend, nach einem vielbewegten Leben und nach Jahren heldenhafter Pflichterfüllung zu einer stoischen Weltansicht gelangt war, der gewohnt war, nach strengen philosophischen Grundsätzen gebieterisch sein und Anderer Leben zu regeln. Sie ganz fügsame Liebenswürdigkeit, er ganz abgemessene Eigenheit; sie eine christliche Heilige, er ein modern-antiker Held. Man hätte meinen sollen, daß die Beiden nach Charakter und Bildung zu verschieden gewesen, um sich anziehen und lieben zu können: in Wahrheit waren es zwei grundtüchtige, edle Naturen, verbunden durch gleiche Eigenschaften des Herzens, durch das gleiche Wollen des Guten, das gleiche Streben nach Vervollkommnung. Die Rede ging, daß sie in der That einander zu sehr liebten, um ein ganz glückliches Ehepaar zu sein. Ihrer unbedingten Hingebung in den Willen ihres „allerbesten Herrn“ begegnete er mit zurückhaltend zärtlicher Verehrung. Mehr und mehr stimmten sie sich in einander. Es hatte sich nicht glücklich getroffen, daß in die erste Zeit ihrer Ehe des Grafen Verbindung mit Abbt gefallen war: über den ernst philosophischen Unterhaltungen mit dem neuen Freunde kam die schüchterne junge Frau zu kurz und fand sich in die Einsamkeit zurückgedrängt. Ihre Theilnahme an des Grafen Schmerz über Abbts Tod gab ihrem Herzen zuerst ein näheres Anrecht auf das seinige; aber noch immer empfing sie weniger als sie mittheilte. Sie durfte hoffen, daß Herder, der jetzt statt Abbts gewonnen war, auch ihr etwas sein würde, und seit jenem 5. Mai, an welchem sie zuerst seine Zuhörerin gewesen war, hatte sie in immer höherem Maaße von dem Geist seiner Vorträge sich angesprochen, durch seine Worte sich ergriffen, belehrt und innerlich gefördert gefühlt.

Herder, der nicht gewohnt war, sich zuzudrängen, hatte sich fern gehalten und war durch die Umstände noch ferner gehalten worden. Der sehnliche Wunsch des fürstlichen Paares auf Nachkommenschaft sollte in Erfüllung gehen; mit Bestimmtheit hatte der Graf einen Sohn erwartet: am 30. Juni 1771, wenige Monate nach Herders Ankunft in Bückeburg, war die Gräfin mit einer Tochter niedergekommen, und der Graf, anfangs aufs Aeußerste betroffen, ließ bald nur noch zärtliche Theilnahme für die Mutter blicken, — das Kind wurde ein neues Band zwischen den Eltern. Nun jedoch war die junge Mutter mit ihrem Kinde ein Vierteljahr abwesend gewesen. Nur ge-

hört hatte Herder von ihr, daß sie „die beste, menschenfreundlichste Dame" sei, seine „große Gönnerin", die aber keinen nennenswerthen Einfluß besitze. Es kam hinzu, daß er nach ihrer pietistischen Erziehung und Denkart nicht glaubte, daß er und seine Predigten ihr sonderlich gefallen könnten; genug, sie war ihm gleichgültig geblieben; er war, da sie einmal seinen Besuch nicht angenommen — aus Gründen endlich, die nur für seine Verstimmung Gründe waren, empfindlich geworden — um nun auf einmal freudig überrascht und aufs Tiefste beschämt zu werden!

„Ich fange," schreibt er im Januar 1772 an seine Braut, „seit vierzehn Tagen in Bückeburg zu leben an, und Alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung einer Seele." Bei Uebersendung des üblichen Neujahrsgeschenkes hatte nämlich die Gräfin Gelegenheit genommen, ihm zu schreiben und sich ihm zu entdecken. Daß sie schrieb — so allen Rückhalt und alle Förmlichkeit durchbrechend, alle Blödigkeit überwindend — und wie sie schrieb, mit so offenem, demüthigem Bekenntniß dessen, was ihr bei ihrem Suchen nach reinerem Licht die Vorträge des verehrten Lehrers geworden seien, dessen fernere Hülfe sie nun zutrauend erbittet: — welche Denkart, wie viel Verstand und Güte, wie viel Zartheit und Anmuth, eine wie reine Seele offenbarte sich damit auf einmal! Im heillosesten Irrthum hatte also der Empfänger des Briefes gestanden; es gab für seine Verlegenheit keinen anderen Rath, als mit gleicher Offenheit ihr entgegenzukommen. In seiner Antwort auf ihre Bekenntnisse eingehend, durfte er zugleich von sich, von dem Unnützen, Unbefriedigenden seiner Lage reden; hatte ihm doch ihre Bitte: „Seien Sie gerne bei uns!" verrathen, daß ihr das längst nicht entgangen war. Gleich danach sah und sprach er sie — fand, daß auch der Graf ihm anders begegne — sah und sprach sie wieder und hatte den Verstand und das richtige Gefühl zu bewundern, das sie im Gespräch über litterarische Erscheinungen, die in ihrer Sphäre lagen, entfaltete. Er giebt den Eindruck, den sie auf ihn machte, treu und frisch in dem schon erwähnten Briefe an seine Braut wieder. „Ihr Bild hat gleichsam durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist: sie ist zart und schwächlich; seit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Bläße auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höheren Welt eingeweiht ist. So kommt sie mir immer vor — sie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu sprechen, geht nicht an; es bleibt mir also nur übrig, von der Kanzel mit ihr zu reden. Einen solchen Engel zu finden, wo man's nicht sah, der vor Einem stand, und es durfte nur gleichsam Eine Wolke zerfließen!"

Und fortan war sie in Predigt und Kinderlehre Herders fleißigste Zuhörerin; seine schriftlich für sie aufgesetzten Predigten begleiteten sie, wenn sie von Bückeburg abwesend oder durch Krankheit zurückgehalten war [1]). Unun-

[1]) Hier greifen die, Erinnerungen II, 65 ff. abgedruckten Briefe der Gräfin an Herder ein nebst dem einzig erhaltenen von Herder an die Gräfin S. 115 ff.

terbrochen wechselten sie schriftliche Mittheilungen, und wie holdselig thut sich da, indem sie Belehrung und Beruhigung sucht und für die empfangene dankt, das schüchterne Streben ihrer reinen Seele kund! Welch' eine dankbare Aufgabe für ihn, das Beste, was er in sich trug, in der geistreichsten und beredtesten Fassung ihrem empfänglichen Sinne entgegenzubringen, sie mit der Uebermacht seines Geistes zu lenken und die Beängstigungen zu verscheuchen, die ihr von ihren früheren, trüberen Religionsvorstellungen anhafteten! Immer hat er das Lob abzulehnen, das sie mit aller Aufrichtigkeit ihres tiefbescheidenen, verehrungsbedürftigen Gemüthes nicht zurückhalten kann; aber zugleich darf er sich mit Freuden sagen lassen, wie ihr durch ihn die Bibel, früher ein hartes Buch für sie, täglich verständlicher und lieber werde, wie ihre „zweifelnde, betrübte, müde, am Leben verekelte oder betrogene Seele" an ihm einen unschätzbaren Freund gefunden, der sie aufgerichtet, erheitert und zu unbefangenem Gebrauch des Lebens ermuthigt habe. Ein Meister im Erziehen, Bilden und Leiten biegsamer Seelen, führt er ihr in jeder Weise, auch durch Mittheilung von Büchern, Belehrung zu. Während er den Grafen mit Kants Schriften bekannt macht, wählt er für sie Spalding und Jerusalem: er weiß, daß für sie die milde Klarheit, die ruhige Wärme dieser Männer Arzenei sein wird. Dann wieder giebt er ihr Klopstocks Lieder und die letzten Gesänge des Messias zu lesen; auch Bonnets von Lavater übersetztes Buch schickt er ihr zu, und als ihm Lavater den enthusiastischen Freundschaftsbrief geschrieben, da macht er auch sie zur Vertrauten, damit sie mit ihm die „lautere Religionsseele" des merkwürdigen Mannes kennen lerne und sich daran erbaue.

Eine neue harte Prüfung stand der Gräfin bevor, die schon so Manches mit und an ihren Liebsten erlitten hatte. Ihr Zwillingsbruder, der mit Frau und Kindern in Bückeburg lebte, er, mit dem sie Ein Herz und Eine Seele, der ihr ein zweiter Vater war, starb nach längerem Kränkeln am 23. April 1772. Ueber solchem Erlebniß befestigte sich ihr Verhältniß zu dem treu theilnehmenden Seelsorger. Die Predigt, die derselbe am nächstfolgenden Sonntag in unmittelbarer Beziehung auf den Trauerfall „über die dunklen und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe" hielt [1]), ist so gedankenreich, daß die beabsichtigten Sokratischen Gespräche über die Unsterblichkeit kaum mehr hätten enthalten können; sie bewegt sich um ähnliche Betrachtungen, wie die, welche er später Lavater vortrug; immer wird gerade dieses Thema von ihm mit besonderer Virtuosität behandelt, und am eindringlichsten ohne Zweifel in der Form der Predigt. Mit siegreicher Zuversicht, mit einer Beredsamkeit, die keinen Beweis verschmäht, aber jeden überbietet, führt der Redner aus, daß es Gewißeres gar nicht gebe, als das Fortleben nach dem

[1]) Sie ist, ausgeführter offenbar als sie gehalten wurde, SW. zur Theol. IX, 145—178 (mit falscher Jahreszahlangabe) abgedruckt.

Tode, und daß im Gegentheil der Gedanke der Vernichtung so undenkbar wie unbeweisbar sei. Das sind die hellen Aussichten am Grabe. Den dunklen dagegen sollen wir nicht nachhängen. Es ist väterliche Absicht Gottes, daß uns die Aussicht in jene Welt hinüber durch einen undurchdringlichen Schleier verhängt ist. Die vorwissende Weisheit eines Engels bei den Bedürfnissen eines Menschen müßte uns unglücklich machen; die Erde, zu deren Freuden und Geschäften wir doch eingerichtet und bestimmt sind, verlöre uns, ja, auch der Himmel verlöre uns — er verlöre diejenigen, die sich durch Erdentugend auf ihn vorbereiten sollten. Nicht bloß für die Neugierde, auch für den edlen Sinn, der so tief das Nichts des menschlichen Lebens fühlt, für die fromme Leidenschaft, die sich mit all' ihrer Kraft auf das Jenseits richtet, waren diese schönen Worte, sie waren ganz besonders für Eine gesprochen, die mit dem Dahingegangenen die Hälfte ihrer Seele verloren hatte. Ein tröstender unwiderstehlicher Aufruf zum Leben war die ganze Predigt. „Ich hoffe," schrieb Herder damals, als er von dem Hingang des Bruders seiner Gräfin an Caroline erzählte, „für die Schwester soll das Zeichen eines neuen Lebens werden." Der Brief, mit welchem die Gräfin ihm dankte, mochte ihm diese Hoffnung bestärken: er ist der Ausdruck einer völlig gefaßten und beruhigten Seele, welche entschlossen ist, zugleich mit dem Gedanken an den ins Jenseits Entrückten das diesseitige Dasein mit allen seinen Gütern und Pflichten festzuhalten. Herder aber verstand es, ihrem trauernden Herzen noch in anderer Weise wohlzuthun. Er dichtete und widmete ihr die Cantate „Die Auferweckung des Lazarus", und so dankbar wurde das sinnige Geschenk von ihr aufgenommen, daß er ihr zu Weihnachten ein anderes ähnliches „Werk der Liebe und Andacht", das Oratorium „Die Kindheit Jesu", zuschrieb. Andacht und Liebe, der Sinn des Gebers und der Empfängerin muß diesen und den anderen Cantatendichtungen, zu denen die Bachsche Musik das Beste hinzuthat, einen Werth geben, den sie als Dichtungen nicht beanspruchen können. Sie fanden in der Frömmigkeit der Gräfin Maria ein eben solches Echo wie der Brutus in der Philosophie des Grafen Wilhelm [1]).

Soviel indeß Herder aus dem Schatz seines Geistes und Gemüthes der hohen Frau mittheilte: er empfing reichlich so viel zurück als er gab. Es ist schwer zu sagen, wer dem Anderen mehr war. Zu wechselseitigem unendlichen Gewinn waren die zwei Menschen einander geschenkt. Noch immer zwar fährt der Vielbedürftige und Vielbegehrliche fort zu klagen, daß er in Bückeburg wie auf einer wüsten Insel, in Höhle und Einöde lebe, aber ganz so freundlos, nutzlos und fremd, wie ihm bisher geschienen, ist doch seine Existenz fortan mit nichten. Gräfin Maria wurde die Vermittlerin zwischen ihm und dem Grafen, zwischen ihm und seiner amtlichen wie gesellschaftlichen Stellung in Bückeburg. So gütig wie fein, läßt sie keine Gelegenheit vorüber, ihn

[1]) S. über diese und spätere musikalische Dichtungen oben S. 477. 478.

neben dem Ausdruck ihrer eigenen Verehrung der Achtung zu versichern, die der Graf gegen ihn hege, ihn davon zu überzeugen, daß ihrem Gemahl sein Besitz und seine Zufriedenheit nicht weniger am Herzen liege als ihr selbst; man meint zu hören, wie sie, umgekehrt, dem geliebten Lehrer bei ihrem Herrn das Wort redet; man freut sich ihrer Freude, wenn sie entdeckt zu haben glaubt, daß die beiden Männer sich besser verstanden, in Gespräch und Umgang sich näher gekommen. Rührend sind ihre immer wiederkehrenden Bitten, keiner Niedergeschlagenheit Raum zu geben, Bückeburg sich nicht eine Ursache der Betrübniß sein zu lassen, ihr mildes Zureden, ihre verständigen Vorstellungen, wie ihn Gott gewiß nicht vergebens hieher geführt, wie eine, zwei, einige Seelen seien, die Gott für sein Hiersein dankten, und wie er gewiß mehreren, allen zum Segen geschenkt sei. Wenn er nun predigte, so wußte er, für wen er predige. Sie war seine Gemeinde, und der Gedanke an sie lehrte ihn, auch für die übrige Gemeinde zu predigen [1]). Wenigstens Eine befreundete Seele hatte er ja nun gewiß, und diese Freundin war seine Trösterin, seine Besänftigerin, sein Vorbild und seine Heilige. Kein Zweifel, sie war besser und, bei aller Enge ihrer religiösen Vorstellungen, frömmer als er. Selbst die geistliche Sprache ihrer Briefe mit dem leichten Anklang an den pietistischen Dialekt, konnte ihn, weil es „Farbe ihrer Seele“ war, reizend dünken, und das Ceremoniell, in das sich selbst ihre innigsten und offensten Mittheilungen kleideten, paßte gut zu der doch anspruchslosen Hoheit ihrer edlen Natur — „es ist,“ schreibt er, „Bedürfniß der Situation, und ich selbst suche sie auf zehnerlei Weise darinnen zu erhalten.“ Die Anschauung ihrer Frömmigkeit mußte nothwendig den Lehrer wieder belehren, ihn läutern und erbauen. Lob aus diesem wahrhaften Munde war nicht Schmeichellob; es reizte nicht, sondern es dämpfte die Eitelkeit; den Aeußerungen ihrer verehrenden Dankbarkeit gegenüber empfand er doppelt und hielt mit dem Bekenntnisse nicht zurück, wie er dem Bilde nicht entspreche, das sie von ihm sich entwerfe, wie sein Feuer noch unrein, getrübt von seiner „säuerlichen Denkart“, durch alle seine Glieder riesele. Hier fand er die Aufrichtigkeit, die er sich selbst zu geben strebte, hier die Herzensreinheit, die mehr ist als aller Geist der Geistreichen und alle Weisheit der Weisen. Er fühlte das so tief! So erhaben, schreibt er das eine Mal nach dem Empfang eines ihrer Briefe, seien einige und just die simpelsten Gesinnungen aus ihrem Herzen, daß sie Tage lang mit ihm gingen. „Manna auf etliche Tage“ dünkt ihn ein ander Mal solch ein Brief; ich muß sagen, fügt er hinzu, „daß von solchen Seiten fast noch kein Beifall so auf mich gewirkt als der ihrige, und es kommt mir vor, ich werde durch sie siebenfach besser, weil sie die Güte hat, mich so zu deuten; dazu studire ich ordentlich ihre Briefe“. In der That, wie zu einer Heiligen sieht er zu seiner „lieben, sanften, himmlischen Gräfin“ auf. Sie ist

---

[1]) Vgl. die mehrangeführte Abschiedspredigt, Erinnerungen II, 165.

ihm „wahrhaftig Klopstocks Maria“, „eine Maria“, so schreibt er an seine Göttinger Freundin[1]), „von Antlitz, Name und dreifach von Seele“. Ihr möchte er „jeden Fußtritt aufküssen“, und nun zuerst, seit er sie kennen und immer mehr kennen gelernt hat, ist ihm der Gedanke, von Bückeburg wegzukommen, nicht mehr ein ungemischt freudiger Gedanke; den Abschied von ihr sich zu gedenken, ist ihm „ein Riß durch Mark und Bein“. —

Es lag wie Geheimniß der Beichte über diesen Wechselmittheilungen. Außer dem Grafen wußte in Bückeburg Niemand darum; die Gräfin selbst hat in ihrer letzten Krankheit die von Herder ihr geschriebenen Briefe vernichtet; ein einziger ist durch Zufall, die ihrigen sind als ein Schatz, von dem der Empfänger sich nicht trennen mochte, — ein Schatz auch für uns noch, gerettet worden. Es gab indeß Eine, die ein Anrecht hatte, in das Geheimniß eingeweiht zu werden, welches einen so wesentlichen Theil von Herders innerem Leben ausmachte. Seiner Caroline theilte er wiederholt von diesen Bekenntnissen einer schönen Seele mit: sie lernte daraus im Voraus die Gute, Liebenswürdige kennen und verehren, die künftig auch ihr eine schwesterliche Freundin werden sollte. Durch ununterbrochenen brieflichen Verkehr mit der Geliebten hatte er überhaupt seine Bückeburger Einsamkeit, auch als er die neuen Freunde und Freundinnen noch nicht gefunden, auch als er die Sprache des Vertrauens gegen seine älteren Freunde noch nicht wiedergefunden hatte, sich versüßt. Ihr theilte er sich, soweit er in dem Auf- und Abwogen seiner Stimmungen sich selbst verstand, wie einem anderen Ich mit: sie war die Vertraute seiner Vorsätze und Hoffnungen wie seiner Unzufriedenheiten und Klagen. Er sei, schreibt er ihr einmal, schon öfter gesonnen gewesen, den Briefwechsel mit ihr „zum geheimen Tagebuch der Schwachheiten seines Lebens zu machen“. Auch unbeabsichtigt hat er ihn für diese zwei Jahre thatsächlich dazu gemacht. Wir kennen bereits aus dem Anfang unseres Capitels den Platonischen Ton, auf den er das Verhältniß zu ihr nach dem Darmstädter Wiedersehen herauf-, oder, wenn man lieber will, herabgestimmt hatte. Allein im wunderlichsten Gegensatze dazu entschlüpfen ihm fortwährend ganz andere, viel natürlichere Wünsche. Er spricht von dem „süßen Traumbild“, seine Einsamkeit mit ihr theilen zu dürfen. Der traurige Ort wäre dann „mehr als Elysium“ für ihn. Ja, mit den lebhaftesten Farben malt er das Traumbild aus. Wenn ihr Fuß die Stätten beträte, die er in seinem Garten — für wen denn eigentlich? — mit Lauben und Rasenbänken zierte! Wie als ob er einen Schatten suche, gehe er an mehr als Einem Vormittag durch die Zimmer seines leeren Hauses umher — „o, was spielt meine Einbildung, traurig und tröstend, mir für Phantasien! für Streiche! für Wahnbilder!“ — Noch heut ist es uns peinlich, diese Stellen zu lesen, wenn wir uns in die Seele des armen Mädchens versetzen, das

[1]) C, II, 150.

einen so träumenden Liebhaber hat. Es ist gut, daß sie, wie sie sagt, „durch die bisherigen Erfahrungen ihres Lebens Alles mit Geduld erwarten und ertragen gelernt hat". In der That, in dem Maaße, in dem wir, bei aller Rücksicht auf die Unklarheit, in der er sich über sich und seine Bestimmung befand, geneigt sind, ihm böse zu werden: in demselben Maaße werden wir dem Mädchen gut, das trotz Allem sich in ihrer schüchternen Liebe bescheidet, das zwar jeden leisen Wink eines künftigen Zusammenlebens freudig ergreift, aber ebenso, wenn der Empfindliche alsbald Mißtrauen oder Erkaltung ihrer Liebe darin wittert, vollkommen bereit ist, ihn ins Blaue hinein zu lieben und mit aufopfernder Großmuth ihm entsagen, ihn frei geben will. Ganz reizend, wie sie auf seine ersten Klagen, „ehe er noch in Bückeburg recht ausgeschlafen", ihm über sein voreiliges Urtheil und seine Ungeduld eine launige Vorlesung hält: aber rührend, wie sie dann, nachdem sie sich überzeugt hat, daß Bückeburg kein Platz für ihn sei, ihn selbst dazu bereden möchte, den Ort, an dem doch auch für sie das Nest hatte gebaut werden sollen, wieder aufzugeben, — ihn bereden möchte, da er doch einmal „ein kleiner Flatterer" sei, in Gottes Namen in die weite Welt zu reisen, indessen sie mit ihren Geschwistern zusammen sich eine eigene Heimstätte gründen will!

Solchem Zureden Folge zu geben, war ja nun keineswegs seine Absicht. Um Alles in der Welt wäre er seiner Halbverlobten nicht untreu geworden; es war kein Tropfen von Falschheit oder gar von Frivolität in seinem Wesen: aber festen Willens, mit nüchternem Ueberblick über seine und ihre Lage zum Ziele zu schreiten, daran hinderte ihn das Nebeltreiben seiner Einbildungen und Empfindlichkeiten. Ohne es zu wollen, weil sich ihm Alles in Wolken, auch des Mißtrauens gegen sich selbst, versteckte, wurde er, gleich dem ärgsten Egoisten, grausam gegen die, die er doch so sehnsüchtig zärtlich, so wahr und innig liebte. Denn, hätte er es sich nur klar gemacht: ihre Lage war in vielem Betracht trüber und mitleidswerther als die seinige. Sie fuhr fort, in dem Hesseschen Hause von der Güte eines Mannes zu leben, dessen Heftigkeiten oft unleidlich waren. Sie litt nicht bloß für sich selbst, sondern theilte den Kummer ihrer Schwester, die sich in ihrer Ehe nichts weniger als glücklich fühlte. Dazu kam die Sorge um ihren ältesten Bruder, der eine Geliebte an einen Anderen verloren hatte und sich nun um die Verlorene und deren Schicksal härmte, während sich die ihm vom Landgrafen zugesagte Versorgung immer von Neuem verzögerte. Noch mehr Noth verursachte ihr und noch mehr Theilnehmung beanspruchte ihre älteste Schwester, die, gemüthskrank, sich wiederholt von ihrem Manne trennte. Es waren recht unselige Familienverhältnisse. Sie trug sich mit dem Plan — da doch die Aussicht auf eine Verbindung mit Herder in die Ferne rückte —, das Haus des Geheimen Rathes zu verlassen, mit ihrem Bruder irgendwo auf dem Lande zusammenzuziehen und die unglückliche, pflegebedürftige Schwester zu sich zu nehmen.

Die Scene freilich des geselligen Lebens in Darmstadt war reicher als die in dem öden Bückeburg. Einen Monat etwa nach Herders Abgang treffen auf kurze Zeit Wieland und Gleim in dem Darmstädter Kreise ein: Caroline ist voll von den genossenen Stunden freundschaftlichen Verkehres. Der Sommer und Herbst des Jahres 1771 wird in Gemeinschaft mit der Hesseschen Familie, mit Merck und Leuchsenring verbracht; auf Landpartien, auf Spaziergängen in den Wald, an Fels und Teich, nach dem Herrgottsberge begleiten die liebe Schwärmerin Erinnerungen an den abwesenden Freund. Mit dem eintretenden Winter indeß trübt sich das Bild. Nun ist Leuchsenring verreist, Merck giebt bei Hofe englische Stunden und leistet der kranken Urania, d. h. Fräulein von Roussillon, der Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, Gesellschaft; der ganze Freundschaftszirkel ist gestört; Caroline sieht sich auf ihre Schwester und Mercks Frau angewiesen, ja, sie wird mit verwickelt in die Stimmungen der Eifersucht, zu denen Merck durch zweideutiges Benehmen und Reden den Anlaß gegeben. In dieser Zeit der Vereinsamung, eben jetzt, da zugleich jene Sorgen um ihre nächsten Angehörigen sie niederdrückten und sie sich gewöhnt hat, den geliebtesten Freund nur noch als ihren „süßesten Bruder“ anzureden, eröffnet ihr Herder, wie überraschend sich ihm die Gräfin Maria genähert habe — und siehe da! um dieselbe Zeit wird auch ihr eine neue Freundin geschenkt. Schon längst war ihr die Sanfte, Zarte durch Merck, der sie unter dem Namen Lila besungen hatte, und durch Leuchsenring angekündigt gewesen: man brauchte sich nur zu sehen, um — versteht sich unter Thränen — den Bund der Freundschaft zu schließen. In gleichem Alter mit Caroline, lebte Fräulein Luise von Ziegler als Hofdame bei der Landgräfin von Homburg[1]). Sie war jetzt zu einem vierzehntägigen Besuch nach Darmstadt gekommen. Wer kennt sie nicht aus Goethes Lebensgeschichte? „Das Mädchen,“ so lehrt sie uns Caroline kennen, „ist das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz; es ist das erste, das ich so mit meiner ganzen Seele umfasse.“ Das „süße, schwärmerische Mädchen hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und

[1]) Die vollständigsten Lebensnachrichten über Luise von Ziegler finden sich bei K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. v. Hessen-Homburg und seine Familie (Rudolstadt 1878) I, 148 ff.), indem hier das Bekannte zunächst zusammengestellt, dann aus den v. Stockhausenschen Familienpapieren einige Angaben hinzugefügt werden. Danach lebte Lila als die Gattin des nachherigen preußischen Generals Gustav v. Stockhausen, dem sie 6. Juni 1774 in Homburg ihre Hand gegeben, seit 1775 in Anclam, später in Stettin und Fraustadt und, nach dem 1804 erfolgten Tode ihres Gatten, in Berlin. Auf einer Besuchsreise starb sie zu Homburg 25. Februar 1814, Mutter einer schon 1802 gestorbenen Tochter und eines Sohnes, der als preußischer Generallieutenant 1843 starb. Den Merckschen Brief Nr. 44, Wagner II, 97 ff. sieht Schwartz als an die Adresse von Luise v. Stockhausen gerichtet an. Irrig ist die Vermuthung (Schwartz a. a. O. 175), daß Caroline und Lila nach ihrer beiderseitigen Verheirathung nicht weiter in Verkehr mit einander geblieben. Mir liegen handschriftlich 18 Briefe von Lila an ihre Freundin vor, von denen

Rosen, wenn es Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt". Zum Geburtstag der Flachsland schickt sie dieser ein blaues Herzchen an einem weißen Unschuldsbande zum Symbol der geschlossenen Freundschaft; beim Abschied ist sie „zum Ersticken bewegt" — „ihre Augen schienen, wie einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen". Brieflich setzen die beiden Freundinnen den Austausch ihrer schwärmerischen Gefühle fort, und Lilas Briefe wandern zu Herder wie die der Gräfin zu Caroline [1]).

Bald sollte sich das Licht, das so in das Einsiedlerleben des Einen wie in das der Anderen gefallen war, mehren. Von dort berichtet nun Herder über seine Göttinger Reise und über den Schatz, den er in Heynes Hause gefunden: hier kömmt heller Sonnenschein und heiterste Bewegung — durch das Auftreten Goethes. Daß Merck in Frankfurt gewesen und dort Bekanntschaft mit Goethe und Schlosser gemacht habe, hatte Caroline schon Ende 1771 erzählt. „Ist es nicht artig?" schreibt sie jetzt, am 9. März 1772, „wir wechseln unsere Erzählung von gefundenen Freunden immer gegen einander aus. Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Schlosser kennen gelernt. Sie haben Merck besucht auf etliche Tage, und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittagessen beisammen. Goethe ist so ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierrath, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht, und eine gewisse Aehnlichkeit im Ton oder Sprache oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen". Wie klopft ihr das Herz, wenn er mit Begeisterung von ihrem Herder spricht, wie lauscht sie seiner Declamation einer Herderschen Ballade, wie läßt sie sich ganz von seiner Munterkeit mit fortreißen! Schon Anfang des nächsten Monats erscheint er ein zweites Mal, zu Ende des Monats, nachdem inzwischen auch die La Roche, die zierliche, glatte, witzige Weltdame, die Verfasserin der von Herder und seiner Braut mit Entzücken gelesenen „Fräulein von Sternheim", sich in dem Darmstädter Zirkel aufgespielt hat, — Ende April ein drittes, und dies dritte Mal zugleich mit Lila. Fürwahr, ein reiches, bewegtes, das geselligste, frischeste Leben hat der Frühling gebracht.

---

die sieben ersten noch 1773, die folgenden sechs 1774, zwei 1775, diese sämmtlich aus Homburg, geschrieben sind. Ein späterer ist aus Friedrichsfelde bei Berlin 1778 datirt, die beiden letzten gehören ins Jahr 1781. Alle diese Briefe, von denen gelegentlich Proben zu veröffentlichen sein werden, bestätigen das Bild, das man sich nach den bisher bekannt gewordenen Documenten, besonders nach den Schilderungen der Flachsland von dem weichen, zärtlichen, mehr für Freundschaft als für Liebe geschaffenen Mädchen machen durfte; zugleich aber entlassen sie den Leser mit einem wehmüthigen Eindruck, denn die letzten Blätter zeichnen die Lage der von Krankheit, Kummer, Sorgen und Schwermuth befangenen armen Frau, die sich in der reizlosen Gegend von allem freundschaftlichen Umgang entfernt, durch ihre Verbindungen gedrückt und in ihren pecuniären Verhältnissen trostlos beschränkt fühlt, in grellem Contrast zu den treu von ihr festgehaltenen Erinnerungen an die glücklichen Zeiten von Homburg und Darmstadt.

[1]) A, III, 197. 207. 378 oben.

Die Verstimmung mit Merck ist wieder beseitigt. Goethe erfreut die Gesellschaft durch Mittheilung von Scenen aus seinem Götz; er liest aus Tristram Shandy vor; er singt oder recitirt ein Stückchen aus Shakespeare; er „steckt voller Lieder“ und ist der Angeber von allerlei Kurzweil und poetischem Wesen, drinnen im Hause, draußen im Walde, wo er bei Psyches Lieblingsplatz in einen großen prächtigen Felsen — kein Anderer kann ihn ersteigen — seinen Namen einhaut, um ihn sich zuzueignen. Die lieben empfindsamen Mädchen alle, Urania, Lila, Psyche besingt er in huldigenden schwungvollen Versen, und Psyche möchte am liebsten, daß ihre neue Homburger Freundin, die schon manches empfindsame Herz bezaubert hat, durch den Junker Berlichingen, wenn er nur von Adel wäre, dem Hofe entführt würde; denn Goethe, findet sie, „ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich einander werth“ [1]). „Unseren vom Himmel gegebenen Freund“ nennt sie ihn, als sie am 8. Mai berichtet, daß er jetzt wieder fort sei, um auf etliche Monate nach Wetzlar zu gehen; „mit einem Kuß und Thräne im Herzen“ ist sie von ihm geschieden [2]).

Mit gemischten Empfindungen las Herder alle diese Schilderungen von den Nöthen und von den geselligen Aufheiterungen seiner geliebten „Schwester“. Ihre Noth sich bis zum Entschluß des Helfens zu Gemüthe zu führen, dazu kömmt er vor eigener Noth nicht, und wiederum die heiteren, die begeisterten Scenen des Darmstädter Lebens bilden einen zu grellen Abstich gegen die Eintönigkeit des seinigen, als daß sich in seine Theilnahme nicht ein wenig Mißmuth mischen sollte. Das Bild von der empfindsamen Lila zwar rührt ihn; der Enthusiasmus der Geliebten für seinen Straßburger Freund dagegen ist, bei aller Gerechtigkeit, die er demselben als Dichter widerfahren läßt,

---

[1]) Aus Carolinens Briefen erfahren wir, daß Lilas erste und ernsteste Liebe der Livländer v. Reutern war; daß sie sich dann von einem Herrn v. Rathsamhausen, Hofmeister beim Erbprinzen von Darmstadt, angezogen fühlte; daß ein Herr von Boden ernstlich sich um ihre Liebe bemühte. Das Verhältniß zu Letzterem — Caroline nennt ihn eine „fade Creatur“ — spinnt sich auch in Lilas Briefen an ihre Freundin bis zu dem plötzlichen Antrage des Herrn v. Stockhausen fort. Auch Goethe indeß hat sichtlich einen tieferen Eindruck auf sie gemacht. „Täglich,“ so schreibt sie wenige Wochen nach ihrer Verheirathung an Caroline, „empfinde ich besser, daß mein Herz nur für zärtliche Freundschaft geboren; die feurige Liebe der Verliebten kennt es nicht, oder hat sie nur für einen einzigen Mann empfunden; für mich lebt er [Reutern] nicht mehr, doch die Gewißheit, daß er glücklich, ist meiner Ruhe nöthig; wenn Herder etwas von ihm erfahren kann, wäre es mir gar lieb. Ja, Psyche, ich bin und werde glücklich sein, aber der Gedanke, daß ich so zwei edle Herzen als G[oethe] und B[oden] unglücklich mache, wird mich ewig bekümmern.“ Noch in dem Briefe vom Jahre 1778 heißt es: „Was macht Goethe, der liebe Pilgrim? ist ers noch, oder ist er ein Hofmann geworden? wenn er das geworden wäre, wie ich nicht glauben kann, so sagen Sie ihm nichts von Lila; aber, weil ich gewiß hoffe, daß das nicht ist, so sagen Sie ihm viel Liebes und Gutes von seiner Freundin.“

[2]) Aus den Zusätzen am Rande zu Brief Nr. 58, die im Druck bei Düntzer (A, III) weggelassen sind.

nicht so ganz nach seinem Sinn. Sein Urtheil über den „guten Jungen" klingt fast ein wenig nach Eifersucht, so jedenfalls, als ob er es nöthig fände, ihrer Schwärmerei einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. „Nimm vorlieb," schreibt er unter Anderem, anknüpfend an die Enttäuschung, die sie bei der persönlichen Bekanntschaft mit der La Roche erfahren hatte, — „nimm vorlieb mit dem, was Du kennst und male Dir nicht in die blaue Luft. Du hast nun Gleim, Wieland, den großen Goethe, den Heidenbekehrer Leuchsenring, Milady Seymour — — gesehen und beschauet. Die menschliche Figur hat immer nur Fleisch und Bein, spricht St. Lucas, wie ihr sehet, daß ich habe." Aufs Lebhafteste haben ihn ihre Erzählungen über Goethe und Lila und all das poetische Treiben der Darmstädter Gesellschaft in den schönen Kreis versetzt, der ihm bei seiner vorjährigen Abwesenheit leider „nur als ein Zauberkreis durch die Luft vorbeigetanzt" war. „Wie wünschte ich," schreibt er, „da zu sein und dann auch mit meinem Freunde Goethe auf solche Weise meine Freundschaft erneuern zu können; Himmel, was würde das für neuer Anblick sein!" Aber — es ist ein recht grämliches Aber, welches folgt! Die Goethesche „Felsweihe an Psyche" hat ihm ganz und gar nicht gefallen, die traurige Figur, welche Psyche darin spiele, die Beziehung, die er dem Gedicht auf sein eigenes Verhältniß zu ihr geben mußte, ärgerte ihn ernstlich — wir kennen bereits sein „Impromptü von Antwort" [1]).

Der Frühling und Sommer 1772, die Zeit, wo es so lebhaft in Darmstadt herging, wurde indeß doch zu einer Epoche in der „sonderbaren Liebe der beiden sonderbaren Einsiedler". Herder selbst fand, daß ihr Briefwechsel „ganz aus seinem Ton" gekommen sei. Ganz recht — auch die langen Excurse über allerlei Lectüre, über die Sternheim, den Don Quixote und Anderes beweisen es — derselbe ist „gelehrt, klassisch, empfindungsreich" geworden. Man kann das Ungesunde und Verschobene des Verhältnisses nicht besser charakterisiren als mit den Worten eines seiner Briefe vom Februar 1772: „Soll es denn ewig sein, daß wir uns nicht verkennen wollen, indem wir uns verkennen, und uns wieder verkennen, wenn wir uns nicht wollen verkannt haben?" Er fühlte das so richtig, und doch — nicht sein, sondern ihr Verdienst war es, daß es endlich zu einer Wendung kam. Noch mitten in der Bekümmerniß und Rathlosigkeit über die Umstände ihrer Geschwister, aber offenbar unter dem Einfluß des alle Munterkeit und Lebensfrische in ihr wiederaufrufenden Frankfurter Wanderers, der sie so lebhaft an den gemeinschaftlichen Freund erinnert — da findet sie in all' ihrer Bescheidenheit, in der Tiefe und Wahrheit ihrer Liebe, in ihrer stärker werdenden Sehnsucht den Muth, die Frage zu thun, die er längst hätte beantwortet haben sollen. „Ach, lieber Herder, warum muß ich zuerst sprechen? — — Antworte mir, ewig geliebtester Freund, was Dein Herz will, was Sie von Ihren Umständen

---

[1]) S. oben S. 474.

hoffen, ob sie's jemals erlauben, ein armes Mädchen aufzunehmen, oder es nicht erlauben." So frägt sie und schwatzt und plant auch schon mit ihrer Schwester über eine mögliche Versorgung des geliebten Mannes in Gießen. Aufschiebend und unbestimmt — wir haben Noth, es zu verstehen — lautet auch darauf noch seine Antwort. Ihr Brief voll Liebe, Unschuld, Bescheidenheit und Zutrauen ist ihm „wie die brechende Rosenknospe, die sich mit einem Tröpfchen Morgenthau sanft gegen seine Brust neige": aber wie es mit ihm, mit den Hoffnungen in Bezug auf seine Umstände stehe, darüber will er ihr erst „nächstens ein langes Detail" machen. Sie war es, die nun nicht losließ. Verständig dringt sie auf ein persönliches Wiedersehen und mündliches Besprechen; mit der liebenswürdigsten Naivetät plaudert sie von ihrer Bestimmung, dereinst, wenn sie es erlebe, „gute Gattin und gute Mutter zu sein" und ist dann wieder, kraft ihrer treuen Liebe und ihres festen Vertrauens zu der seinigen, bescheiden abwartend. So überwindet sie endlich das, was er selbst seine „dumme Blödigkeit" nennt. Es folgt der rührende Johannibrief von ihr (A, III, 287), der seine thörichten, verstimmten, Kälte witternden Vorwürfe beschämt und Lügen straft. Nicht aus Kälte fürwahr, sondern aus Schüchternheit habe sie zurückgehalten. Man habe ihr so oft vorgeschwatzt, daß ihm vielleicht das ganze Verhältniß leid werden könnte; dazu sei sie ein so armes, blutarmes Mädchen! Darum allein habe sie nicht die erste sein wollen, von einer ewigen Verbindung zu reden, die doch Tag und Nacht der Wunsch ihres Herzens gewesen; — „es sollte Ihre eigene erste Empfindung sein — —; ich dachte, Sie wollten und könnten noch lange nicht vertrauter mit mir sprechen, bis Sie irgendwo nach Ihrem Gefallen leben, bis Sie vielleicht auch selbst lieber davon sprechen — und sieh, mein Lieber, Einziger, Holder, Du hast ein so geduldiges Lämmchen zu Deinem Mädchen!" Geduld, aber die sich rührt und umthut, spricht aus dem Schluße des Briefes; sie frägt, ob nicht vielleicht Göttingen ein Ort für sie beide werden könnte, ob er Aussicht habe, daß die Frucht, wenn auch erst in etlichen Jahren, reif sein werde, damit sie zusammen sie brechen und sie ewig bei ihm sein könne. Das endlich löst dem befangenen, unpraktischen Manne, der über lauter Bedenken vermeintlich hochmoralischer Art die natürliche, einfach am Wege liegende Pflicht übersehen konnte, die Zunge. Er beichtet ihr diese Scrupel, und sie haben aufgehört Scrupel zu sein: „Du mein liebstes Weib, oder ich ewig allein! — Unsere Herzen sind entsiegelt! Keine Hand, die sie je wieder verstopfe!" Eine poetische Beilage, ein „flammender Sommerliebestraum" begleitet den Brief und spricht noch deutlicher:

— — Mutter Natur,
In der heiligsten Zaubermitternacht
Bet' ich, wünsch' ich Dich an!

Mein Funk' ermattet! Der Wurm
Liegt in Grabesgespinnst;

Wann kommt der leuchtende Engel,
Den Wurm zu erlösen?

Zauberlaube,
Wo seh ich dich?
Geisblatt, Rosen und Mondesstrahl
Ist nichts, und liebender Wachtelschlag —

Zauberlaube,
Wo seh ich dich?
Um mich gegossen
Mein sanftes Weib!

Mein treues Weib! den Knaben
An Mutterarm! an Mutterbrust
Das sanftere Mädchen,
Der Mutter gleich.

— — —

Und ich umschlungen
Mit Vaterarm mein süßes Weib!
Mein süßes Drei! — o Zaubertraum,
Wie bin ich allein!

St. Johann, so triumphiren nun Beide, sei die Zauberzeit geworden, die ihre Arme und Herzen auf ewig ineinander geschlungen, und je entschiedener sie von nun an auf der gewonnenen Grundlage, ihre „Mädchenblödigkeit" mehr und mehr überwindend, ihn weiter drängt, um so ernsthafter befestigt sich ihm der Gedanke einer endlichen, einer baldigen Vereinigung; nun nachgerade sagt er sich, nicht mehr bloß wie ein Träumender, sondern mit verständiger Ueberlegung, daß er in Gottes Namen auch in Bückeburg, ja, nirgends besser vielleicht als in dieser idyllischen Abgeschiedenheit, mit ihr ein neues Leben anfangen könne, daß sich ihm eben hier, wenn er erst Ehemann sei, Alles ganz anders gestalten werde, und nur soweit will er erst sein, sie wenigstens einigermaßen würdig empfangen zu können.

Der Zufall mußte doch am Ende noch seiner zaudernden Ungewandtheit zu Hülfe kommen. Oft war es dem armen Mädchen durch den Kopf gegangen, das Haus ihres Schwagers, wo ihr das Leben so sauer gemacht wurde, zu verlassen und einen eigenen Haushalt mit ihrem ältesten Bruder und jener unglücklichen ältesten Schwester zu begründen. Ein Auftritt, den der Geheime Rath herbeigeführt hatte, war jetzt — es war im August — die Veranlassung geworden, daß sie ihm wirklich die genossene Gastfreundschaft gekündigt hatte und dabei in der Empörung ihres kleinen stolzen Herzens mit dem Geheimniß herausgeplatzt war, daß sie mit Herder verlobt sei. Das änderte, wie begreiflich, ihre ganze Stellung; es zwang Herder, sich nun gleichfalls dem Geheimen Rath zu entdecken und machte es ihm, dem nun erst völlig die Augen über alle ihre Mißlichkeiten und Bedrängnisse aufgingen, zur Gewissenssache, sie aus ihrer gezwungenen Lage zu befreien. Auch dem dümmsten, äußerlichsten Hinderniß der Verbindung sah er endlich gerade ins Gesicht.

Er hatte in Bückeburg fortgefahren zu wirthschaften wie er, verwöhnt, großartig, unpraktisch, in Riga und auf der Reise gewirthschaftet hatte; zu den alten hatte er neue, namentlich Bücherschulden, hinzugemacht. Neben aller inneren Unbehaglichkeit hatte er der Geldklemme wenig geachtet; gerade sie trat jetzt in den Vordergrund. Und Rath mußte schaffen, der so oft schon Rath geschafft hatte. Der wackere Hartknoch hatte ihm zur Reise verholfen: er verhalf ihm jetzt auch zur Heirath. Ihm gegenüber spricht sich Herder am offensten, ohne Beschönigung der Schuld aus, die ihn selbst traf. Er eröffnet ihm in dem Bittbriefe vom September 1772 (C, II, 32) seine Nothlage, sein Vorhaben, — „und nun denken Sie," fährt er fort, „wie es mir sein muß, da bloß der leidige Mammon und jetzt der zusammengeflossene Unrath vorhergehender Unbedachtsamkeiten und Fühllosigkeiten mich in die beschämende Schwachheit setzt, nicht einmal mein Nest anlegen zu können." Er wußte, daß er keine Fehlbitte that; denn gleichzeitig, indem er seiner Braut schreibt, er warte nur „eine kleine, kleine Entwickelung ab", legt er ihr alles Weitere in die Hand. Während er, auf seine Weise, ihr gegenüber all' sein bisheriges Zaudern auf Rechnung eines „Schicksals" bringt, das ihn gebunden habe, soll sie hinfort, statt seiner, sorgen: „Nimm Dich doch, wenn Du mich lieb hast, des Gedankens nur mehr an. Ich bin so dumm, so blöde, so verwirrt! und Dein Blick ist der Wink eines Engels durch die Wüste. Lassen Sie also nicht ab, liebe Freundin, da Sie den ersten Schritt gethan, so fahren Sie fort, vorzuschlagen, zu wählen, zu fragen, zu berathen, mir Ihren Sinn zu sagen, zu fordern!"

Wie ein Bann hatte es bisher auf dem so hoch gespannten, die natürliche Entscheidung in so weiter Entfernung umkreisenden Verhältniß gelegen: nun ist der Bann gebrochen. Am liebsten hätte er nun schon den Winter mit ihr zusammen verlebt. Zum Frühjahr wenigstens darf er sie zu sich laden. Es fügt sich, daß sich Ende Septembers auch ihre Sorge um die Schwester durch Unterbringung derselben in eine Anstalt löst, daß endlich mit Eintritt des neuen Jahres auch der Bruder die lang ersehnte Anstellung in Darmstadt erhält. Mit freier Seele kann sie nun ganz dem Gedanken leben, die Seinige zu werden. Er ist gar schon aufs Anschaffen des nöthigen Hausrathes bedacht, und immer tiefer schwatzt sie ihn in die Vorstellungen ihrer gemeinschaftlichen Häuslichkeit, ihres Wirthschaftens, Geldsparens, ja, Kindererziehens hinein; ist doch die Rede davon, das Zusammenleben gleich mit der Annahme eines Herderschen Neffen und zweier anderen jungen Kostgänger zu beginnen! Der Ungeduldigere ist nun er geworden: die gleichmäßiger Glückliche, Fröhliche, Liebenswürdige bleibt sie. Denn freilich, kleine Mißverständnisse spielen in diesem Briefwechsel bis zu Ende; noch immer einmal kann er es nicht lassen, ein unschuldiges Wort schief zu nehmen; aber linde und verständig weiß sie Alles rasch wieder zu glätten. „Du bist," schreibt sie, „der kleine Gott, der die Wolken, und aber auch viel, viel Sonnenschein darauf bereitet." Das

Wort ist zutreffend für die ganze Geschichte ihrer Liebe. Es wird in ihrer Ehe wie in ihrem Brautstande sein. Mit unbedingter Zuversicht dürfen wir in die Zukunft der Beiden sehen. Die Reizbarkeit und Empfindlichkeit ihrer Herzen wird stets an dem Adel des seinigen, an der Hingebung des ihrigen, ein Correctiv finden. Sie insbesondere hat während dieses jahrelangen Briefwechsels mit dem launischen, aber treuen und sie nach ihrem Werthe ganz erkennenden Manne, während ihrer „bang abgetrennten unseligen Brautschaft", eine Probezeit bestanden, welche sichere Bürgschaft für das Gedeihen ihrer Verbindung giebt.

Auch in Bückeburg war das Geheimniß inzwischen ruchbar geworden, und allgemein fing man an, die junge Frau Consistorialrath zu erwarten. Noch ehe man den Namen der Erwählten kannte, war die große Veränderung Stadtgespräch. Aufrichtig theilnehmend erwies sich Frau Westfeld und eine andere Nachbarin, Frau von Bescheffer, zwei Freundinnen, die der zurückhaltende Mann doch endlich in der Ungeduld seines Herzens, bedrängt überdies durch Wirthschafts- und Einrichtungssorgen, ins Vertrauen gezogen hatte. Er fühlte beschämt, daß er sich gegen so manche gute Seele mit Unrecht entfernt gehalten und freute sich nun im Voraus, wie wohl seine Lina hier aufgenommen werden, wie sie namentlich an Frau von Bescheffer eine mütterliche Freundin haben würde. Am frühsten hatte er sich seiner lieben Gräfin verrathen, deren sanfte, innige Theilnahme ihm wohlthuender als irgend eine andere war. Die Gräfin war eben jetzt durch den Fortgang ihrer Schwägerin, der Wittwe ihres gestorbenen Bruders, noch verwaister geworden. Sie durfte hoffen, in Herders Frau einen Ersatz für ihren Verlust zu finden und malte sich die Unbekannte im Voraus ins Gute hinein. Auch thätig aber bewies sie ihre Theilnahme und ließ es sich nicht nehmen, offen und insgeheim zur Ausstattung des jungen Haushalts mitzuwirken. Nie hatte sie so fleißig an Herder geschrieben. Es war ihr Betrieb, daß ihm noch kurz vor der Brautfahrt nach Darmstadt die Ehre eines feierlichen Gratulationsbesuchs von Seiten des ganzen Hofes zu Theil wurde.

Ein verwirrenderes Bild geben uns in diesen letzten Monaten Carolinens Berichte von den Zuständen des Darmstädter Zirkels. Wieder einmal hatte Goethes, des „gutherzigen Wanderers", Anwesenheit im November und December 1772 den Kreis angenehm belebt. Caroline fand ihn jetzt, nach der Wetzlarer Episode, stiller und geläuterter als sonst; mündlich gegen Caroline, schriftlich gegen Herder sprach er seine Freude über Beider Glück, über die auch für ihn sich eröffnende Aussicht des Wiedersehens mit dem Straßburger Genossen aus. Auch Carolinens Freundinnen, die hinsiechende Urania, die schwärmerische Lila, die mit ihrem eigenen Herzen sich so wenig Rath weiß, theilten die glückselige Stimmung der Braut, die seit der erfolgten Erklärung auch im Hause des Schwagers eine viel freiere Stellung bekommen hat. Nicht ganz ins Klare kommen wir über Merck. Aus seinem wechselnden

Benehmen gegen Caroline, aus der Art, wie er sich brieflich gegen Herder ausgelassen haben muß, aus Herders Gegenbriefen, aus dem einen und andern Wort, welches dieser gegen seine Braut fallen läßt, scheint soviel hervorzugehen, daß er, der eigentliche Stifter des Verhältnisses, etwas kühl und zweifelnd auf das Glück sah, welches Caroline in der Verbindung mit einem scheinbar so unsteten und gewiß höchst launischen Manne erwarte. Die Briefe der beiden Liebenden waren fast immer durch seine Hand gegangen: hatte er wirklich, wie Caroline einmal den Verdacht äußert [1]), das Briefgeheimniß nicht immer respectirt? Für seine und seines Freundes Goethe skeptische Besorgnisse sprechen jedenfalls ganz bestimmt die Worte eines Merckschen Briefes an seine Gattin aus dem Februar des Jahres 1774 [2]). Es verhalte sich damit wie es wolle: die unerfreulichste Verwirrung brachte in die Stimmungen des Darmstädter Kreises seit Anfang 1773 das Wiedererscheinen Leuchsenrings, der mehrere Monate mit dem Erbprinzen abwesend gewesen war. Der empfindsame Gesell hatte ja schon früher mit seinem Zudrängen und Beobachten den Liebenden die besten Stunden verdorben. Allzuviel hatte dann Herder über ihn in den Briefen seiner Caroline lesen müssen und sich zum Leidwesen des guten Mädchens möglichst schneidend und bitter über ihn und seine „Herzensvisitationen" vernehmen lassen. Kaum ist er jetzt wieder da, so hat er sich auch alsbald von Neuem in des Mädchens vollste Gunst gesetzt; „ich habe ihn," schreibt sie im März, „noch nie so lieb gehabt, wie jetzt, und mich dünkt, er liebe Dich reiner, lauterer, brüderlicher als Deine Freunde." Sie ruht nicht: auch Herder muß sich ihm wieder versöhnen. Vielleicht gelang das um so leichter, da dieser mit Merck und Goethe inzwischen in den Ton wechselseitiger Neckerei gerathen war und mit der „Bilderfabel" den Letzteren ernstlich verstimmt hatte. Zwischen Merck und Leuchsenring ist offene Fehde ausgebrochen, wobei Caroline es durchaus mit diesem gegen jenen hält. Zum Glück sah Herder diese Reibungen aus der Entfernung viel weniger leidenschaftlich, viel verständiger an als früher — war er doch seines Schatzes und Glückes sicher! „Laß Dir," mahnt er das eine Mal, nach einer recht idyllischen Schilderung seiner Bückeburger Existenz und Umgebung, die ihm jetzt in völlig verwandeltem, rosigem Lichte erscheint, „laß

[1]) In einem in die gedruckte Sammlung nicht aufgenommenen Briefe vom 6. April 1763: „Ich habe seit Ihrem letzten Briefe, worin — — —, keinen mehr von Dir empfangen; ich hoffe doch nicht, daß Du geschrieben und daß Merck ihn aufgebrochen — mich dünkt, er hätte wohl Lust dazu, um vielleicht zu sehen, was ich von L[euchsenring] und ihm wohl schreibe. Ich habe Dich schon oft bitten wollen, die Briefe deswegen nicht mehr an ihn zu addressiren — die wenigen matten Boten noch laufen Gefahr, mir entrissen zu werden!" vgl. A, III, 373.

[2]) Wagner III, 88: Je crois, que Mr. Herder et Madame ont senti quelque chose de l'incrédulité de Goethe et de moi par rapport à la félicité, qui attendait la pauvre compagne d'un homme aussi singulier que Mr. Herder.

Dir nur nichts von den drei sonderbaren Leuten einreden, die Goethe, Merck und Leuchsenring heißen, wie die mich nennen und malen." Und dann wieder, bei Seite schiebend, was sie ihm über Merck klagend hinterbracht hatte: „Leuchsenring ist doch auch nur ein Buttervogel mit schönen Goldflügeln — —. Jetzt widert mich nach so viel Zwistigkeiten und weisen Meinungen über mich beinahe die ganze Zunft an — — nur Du in meine Arme, und wir haben sodann einen ruhigeren Standpunkt, dem Dinge zuzusehen, wenn wir uns erst gerettet."

Er hatte wahrhaftig Recht; darin vor Allem Recht, daß es für Caroline hohe Zeit war, aus diesem Boden herausgehoben zu werden. Alle Mißverständnisse, die gespielt hatten, alle Antipathien, die noch zuletzt den Darmstädter Zirkel in Spannung versetzten, waren gerade gut genug, zu einem Polterabendscherz verarbeitet zu werden. Junker Berlichingen ließ sich das nicht entgehen. Auch ihm war Leuchsenrings Gethue zuwider, auch er war, mit Merck, in dem Maaße zurückhaltender gegen Caroline geworden als diese unter den Einfluß des „großen Heidenbekehrers" gerathen war. „Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragiren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten", so lautet der Titel der dramatischen Schnurre, die er jetzt in Erwartung von Herders Ankunft, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem „Jahrmarkt" dichtete, von dem Caroline, wie es scheint, nach bloßem Hörensagen nach Bückeburg berichtete [1]). Da ist es das Pfäfflein, welches zwischen Merck, dem „Würzkrämer", und der guten Nachbarin Mißtrauen, Verdruß und Zwistigkeit gestiftet hat. Unvergleichlich fand später Jacobi Leuchsenring in den Versen gezeichnet: „Er will überall Berg und Thal vergleichen, Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen" — und wie die Worte weiter lauten. Mit weitaussehenden empfindsamen philanthropischen Plänen der Bildung des Publicums trug sich Leuchsenring, er ließ eben jetzt das Avertissement eines litterarischen Unternehmens — eines Journal de lecture, welches die besten Stellen aus Romanen und anderen Büchern wiedergeben sollte, — verbreiten, was denn Merck thöricht und unburchführbar fand, während Herder es aus freundschaftlicher Gefälligkeit, durch Empfehlungen hiehin und dorthin, unterstützte [2]). Auch diese Bildungspläne, bei denen Alles

---

[1]) A, III, 489: „Merck hat ihn [den „Junker Berlichingen"] auch schon gegen Leuchsenring gestimmt, und er hat neulich einen Jahrmarkt in Versen hieher geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen." Daß diese Worte auf das Jahrmarktsfest zu Plunderweilern nicht recht passen wollen, giebt auch Wilmanns in seinem Deutungsversuch des Stücks (Preuß. Jahrbb. XLII, 51) zu. Die obige Vermuthung einer Verwechselung zweier, der Briefstellerin nicht aus eigner Lectüre bekannt gewordener Stücke hebt vielleicht die Schwierigkeit. Loeper (Anm. 517 zu Dichtung und Wahrheit) nimmt an, daß der „Pater Brey" in das „Jahrmarktsfest" eingelegt gewesen.

[2]) An Raspe, 26. April 1773, Weim. Jahrb. III, 48, und an Nicolai, 19. Juni

genau „disponirt“ und „calculirt“ ist, werden in unserem Fastnachtsspiel verspottet. Aber die Hauptsache: der Herr Pater hat sich an der Nachbarin Tochter gemacht, ein Lecker und Schlecker an fremder, verbotener Speise. Das kömmt denn auch alsbald Lenorens Bräutigam zu Ohren, dem Dragonerhauptmann Balandrino, der soeben „im dritten Jahr“ aus der Ferne zurückgekehrt ist und sich durch den Würzkrämer, den er von alter Zeit her als einen „redlichen Kerl“ kennt, über den Stand der Sache aufklären läßt. Er überzeugt sich leicht, daß ihm der Pfaff bei dem Mädchen keinen Schaden gethan hat; mit Hülfe des Würzkrämers spielt er dem unerbetenen Tröster einen derben Possen, indem er ihn mit seinen Bildungs- und Weltverbesserungsversuchen an eine Heerde Schweine weist. Das Stück läuft aus wie jetzt die Wirklichkeit auslief: —

So laßt uns denn den Schnacken belachen
Und gleich von Herzen Hochzeit machen!

Ende April, nachdem er eine arbeitsvolle Osterwoche hinter sich hatte, brach Herder auf. Am 26. traf er in Darmstadt ein [1]). Der Kreis der Darmstädter Freunde war eben in voller Auflösung begriffen. Merck stand auf dem Sprunge, die Landgräfin auf ihrer Reise nach Petersburg zu begleiten, Leuchsenring rüstete gleichfalls zur Abreise [2]); die arme Urania, von Lila noch auf ihrem Sterbebette gepflegt, hatte man vor wenig Tagen zu Grabe getragen; Goethe, seit Mitte April wieder zum Besuch in Darmstadt, ging nach Frankfurt zurück, nachdem er noch der Trauung seines Freundes beigewohnt hatte [3]). Sonntag, der 2. Mai, war der Hochzeitstag. „Ein ehrwürdiger, alter Geistlicher“ — wir lassen die „Erinnerungen“ reden — „copulirte uns im Kreise meiner Verwandten, bei einer schönen Abendröthe. Es war Gottes Segen, den er über uns aussprach. Die Liebe meiner Geschwister, die heitersten Maitage und Mondnächte bekräftigten und segneten

1773, C, I, 352. Ich beziehe darauf auch den ungedruckten Schlußsatz des Briefes an Hartknoch vom August 1773: „Hier ist ein Avertissement, wovon schon mehr in Petersburg sind“.

[1]) Herders Gattin an Gleim, 26. April 1784 (C, I, 104), „da mein Mann als Bräutigam zu mir kam, um mich heimzuholen.“

[2]) Caroline an Herder, ungedruckter Brief vom 6. April 1773: „Leuchsenring bleibt bis im Mai, Merck geht den 7. fort und seine Frau den 15.“

[3]) Goethe an Kestner, im Jungen Goethe I, 367, vom 4., nicht 3. Mai, denn der 2. Mai als Herders Hochzeitstag ist nicht bloß durch das Zeugniß Carolinens, sondern auch durch mehrmalige Erwähnung in den Briefen der Ziegler an Caroline gesichert. Vgl. auch B, 349. Der copulirende Geistliche war, nach Wagner I, 24 Anmerkung, der Stadtpfarrer Walther. Das Verehelichungsgesuch, das Caroline 27. Februar 1773 an den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt richtete, ist abgedruckt im Maurerischen Herderalbum von Künzel (Darmstadt, 1865) S. 258.

gleichsam als Gottes Stimme unser Bündniß. — — Wir eilten aus Darmstadt [1]."

---

[1]) Nach dem Manuscript der Erinnerungen. Aus Lilas Briefen an Caroline geht hervor, daß jene zur Zeit von Herders Aufenthalt in Darmstadt gleichfalls noch dort war, zugleich aber, daß Herder mit Caroline die Freundin in Homburg besuchte. Der undatirte Brief Goethes an Kestner im Jungen Goethe I, 368, Nr. 67, scheint die Annahme zu gestatten, daß das junge Paar in Goethes Hause in Frankfurt vorsprach. In Cassel wurde Raspe begrüßt, wie aus dem Briefe an diesen vom Pfingstsonnabend 1773 (29. Mai), Weim. Jahrb. III, 49 hervorgeht. Länger werden die Reisenden in Göttingen in Heynes Gesellschaft verweilt haben. Die Erinnerung an den auf der Brautreise dort verlebten Himmelfahrtstag (es war der 20. Mai) wird in dem Briefe Herders aus Florenz, 21. Mai 1789 (B, 373 unten) laut. Eine andere Erinnerung an diesen Göttinger Besuch in dem Briefe an Heyne, 14. December 1787, C, II, 206.

Zweiter Abschnitt.

Neues schriftstellerisches Hervortreten.

Einen so fröhlichen Brief hatte Herder lange nicht geschrieben wie den vom 21. Juli 1773, in welchem er seinem „alten lieben Pan" von seinem jungen häuslichen Glück Meldung that.

„Blauäugig wie das Himmelszelt,
Ein schwebender Engel auf der Welt"

— so stellt er dem Freunde sein Weib vor — „und," fährt er fort, „wie das weiter heißen müßte: aber Sie wissen, hintennach macht man keine Verse; da singt man die vorigen ab; und also lebe ich, wenn Alles um uns wäre, wie es sein sollte, engelfroh und fröhlich. Haben auch vom Anfange unserer Bekanntschaft so viel liebes Kreuz gleich beide gemeinschaftlich erdulbet, daß, wie ich glaube und hoffe, der liebe Gott uns herzlich lieb haben wird."

Wenn Alles um uns wäre wie es sein sollte! Die Clausel sagt uns, daß freilich Bückeburg noch immer Bückeburg — und Herder noch immer Herder war. Aber das tief empfundene Glück des Zusammenlebens mit der Geliebten tönt doch immer, auch durch die wiederkehrenden Klagen der nächsten Zeit, siegreich durch. „Mein Schiff," schreibt er im Januar 1774 an Lavater, „steuert und stemmt noch auf wildem Meer unter der Wolke: noch drunter und vielleicht noch eine Zeit lang drunter; — doch diese, hoffe ich, wird brechen, und dann Höhe und Heitere um so mehr. Meine Frau ist Trösterin und Engel, daß ich nicht ersinke, und ein paar andere Seelen an diesem kleinen Orte sind uns Welt — Vorgebirge der guten Hoffnung." Gegen Hamann wieder klagt er im Mai 1774 die alte Klage, er lebe in Bückeburg „in einem Kanaan zwischen Stein und Felsen, abgesondert von der ganzen Welt"; aber er fährt fort: „Ich diene meiner Stelle und Amt. Ohne Freund, wie Sie; anderthalb Freundinnen; aber mein Weib ist mir Alles, und wird mir in meinem Kinder-Gymnasium künftigen Jahres noch zehnmal mehr sein. Ich hoffe ein ganz neues Leben und Gedeihen."

Er war, als er so schrieb, auch des Einen Freundes beraubt worden, mit dem er noch am ehesten ein anregendes Gespräch, auch über wissenschaftliche Dinge, hatte führen können: Westfeld war im Begriff Bückeburg zu verlassen, um in Hannöversche Dienste zu treten. Allein er war diesem doch mehr gewesen, als dieser ihm — die Lücke war zu verschmerzen. Ja, daß er mit dem Augenblick seiner Verheirathung dem ausschließlichen Verkehr im Westfeldschen Hause entzogen worden, war am Ende, wieviel Dank er dem Hause auch schuldete, kein Fehler gewesen. Zu sehr hatte ihn dieser Verkehr von Anderen abgezogen. Erst seit er ein eigenes Hauswesen und die einnehmende Gesellin sich zur Seite hatte, gab es ein natürliches Band zwischen dem Oberprediger und den Menschen in Bückeburg. Zu dem Verheiratheten faßte der ganze Ort neues Zutrauen, er selbst ein neues Herz zu denen, die ihm und seiner Frau jetzt in unerwarteter Weise entgegenkamen; nun erst lernten die Bückeburger ihn, und nun erst er die Bückeburger kennen. Unter den „anderthalb Freundinnen" ist neben der Gräfin Maria in erster Linie die Frau von Bescheffer zu suchen. Herder selbst nennt sie gegen das Ende seines Bückeburger Aufenthalts „unsere treue Nachbarin, Mutter und mehr als Mutter, die wir nie wiederfinden." Er hatte zuerst ihre im Stillen ihm längst geschenkte Theilnahme recht erkannt, als er ihr das Bild seiner Braut gezeigt hatte, da sie dann „ordentlich einem Jeden drückend entgegenlief, der ihr nur vor die Hand kam." Jetzt war die Gute der jungen Frau in dem fremden Lande die treuste Rathgeberin und Helferin, wie es eben nur eine Mutter hätte sein können [1]). Auch das Verhältniß Herders zur Gräfin aber und durch sie zum Grafen bekam einen neuen Halt, seit er der hohen Dame seine Frau zuführen konnte. Die Gräfin hatte sich nicht umsonst auf die Neuankommende gefreut: die erste Begegnung verband die beiden Frauen zu einer so vertrauten Freundschaft wie die Umstände irgend gestatteten. Auf den Grafen und die Gräfin bezieht es sich doch vor Allem, wenn Herder im Januar 1774 an Heyne schreibt, er wie seine Frau genössen „alle denkliche Gnade und Freundschaft". Nicht minder wichtig, wie sich jetzt der Dienst in seinem Amte in Folge der erweiterten menschlichen Beziehungen zu den Gliedern seiner Gemeinde erfreulicher gestaltete. Mehr und mehr lernte er von nun an, sich in seinen Predigten herabzustimmen. Seit Anfang 1774 predigte er — seine Studien führten ihn desselben Weges — über das Leben Jesu, und diese Predigten machten in der ganzen Gemeinde, auch auf die einfachsten Zuhörer, den größten Eindruck. Aus dem eingepfarrten Nachbardorfe kamen die Bauern in ihren leinenen Kitteln und brachten ihre Bibeln mit in die Kirche, um sich die ungewöhnlichen Texte zu merken. Daß er sich in seiner Predigtweise sehr geändert habe, schreibt Herder selbst an Lavater, und die

[1]) An Hamann, Hamanns Schriften V, 181; an Caroline, A, III, 494; Erinnerungen I, 237. 238.

erhaltenen Homilien — im Vortrage gewiß noch planer als wie sie gedruckt vorliegen, — bestätigen es [1]).

Wir versuchen es nicht, noch nähere Blicke in das Zusammenleben der beiden jungen Gatten zu thun. „Es kann nicht anders sein," — so schreibt Herder im Rückblick auf den ersten Sommer und Herbst [2]) — „als daß, wenn zwo Lauten zusammenkommen, sie zusammen müssen gestimmt werden, und die Stimmung dauert und zieht an, bis sie sich sanft auflöset." Wie Caroline in alle die freundschaftlichen Beziehungen ihres Mannes mit hineinwuchs, zeigt seine Correspondenz nach Riga und Königsberg, nach Zürich und Göttingen. Und wenn nun gar der neugegründete Haushalt Gäste empfangen durfte! Trübe Erinnerungen mochten im heitersten Lichte erscheinen, als im December 1773 der alte Straßburger Gesellschafter Pegelow zu achttägigem Besuche in Bückeburg vorsprach. Herder hatte ihn in Straßburg todtkrank zurückgelassen; der Mann aber war danach durch Frankreich und England gereist und befand sich jetzt auf der Rückreise nach Rußland. Der Weg dahin führte ihn über Königsberg, und da wird ihm denn lebendige Botschaft an Hamann, auch ein Stück westfälischen Pumpernickels für diesen mitgegeben. Die Botschaft war alt und der Pumpernickel schimmelig geworden, als der Saumselige, erst acht Monate später, sich seines Auftrags entledigte [3]). Längst hatte inzwischen Freund Hartknoch frischere Kunde von Bückeburg nach Königsberg gebracht. Er war auf seiner Reise zur Ostermesse 1774 in dem Bückeburger Pfarrhause eingekehrt, und das erst waren glückliche Stunden des Wiedersehens nach fast fünfjähriger Trennung! Caroline hatte wohl Ursache, den guten Mann mit seiner rothen Kappe, den treusten, hülfreichsten Freund ihres Mannes, zu lieben; — sie schrieb dem nach Leipzig Abgereisten sogleich nach, um ihm und ihrem Herder zu danken, „daß Ihr mich in Euer altes Freundschaftsband so miteingeknüpft habt" [4]).

Auch Geschäftliches hatten bei diesem Besuche die beiden Männer viel und mancherlei zu verhandeln. Schon während des ganzen letzten Jahres war in ihrem Briefwechsel fast von nichts als von Bücherschreiben und Bücherschicken, von Manuscriptsendungen und Druckenlassen die Rede gewesen.

---

[1]) Erinnerungen I, 245 mit der Anmerkung; an Lavater A, II, 83 vgl. 118; die Homilien im IX. Bande der SW. zur Theologie.

[2]) An Hartknoch, C, II, 66.

[3]) An Hartknoch, C, II, 37; Ankündigung des Besuchs in Hartknochs Brief an Herder, ebendaselbst S. 47; auf dem Briefe, den Herder Pegelow an Hamann mitgab (abgedruckt in Hamanns Schriften V, 84) findet sich von Pegelows Hand der Vermerk: „Dr. Pegelow abgereist von Bückeburg im Monat December 1773" und: „erhalten den 13. August 1774"; vgl. Hamann an Herder, Hamanns Schriften V, 86. Des Gastes erwähnt auch Gräfin Marie, unterm 11. December 1773 an Caroline.

[4]) S. in der Correspondenz mit Hartknoch Nr. 30 u. ff.; auch des Hartknochschen Besuches erwähnt die Gräfin an Caroline, unterm 21. April.

Der Anfang seines ehelichen Verhältnisses hatte auch für die Schri stellerei Herders Epoche gemacht.

Er gedenke, so schrieb er dem Verleger in demselben Briefe v 12. April 1773, worin er ihm seine bevorstehende Reise zur Brautabhol meldete, mit seiner Verheirathung auch „Wiedergeburt seines Fleißes feiern". Das Wort wurde Wahrheit. Er hat es kein Hehl, daß ihm äußerer Sporn zum Fleiße die Rücksicht auf klingenden Lohn sei; wa doch schwere ökonomische Sorgen in den jungen Hausstand mit eingezogen Ein zweiter, noch weniger verhehlter Antrieb war der Wunsch, sich bekann zu machen und sich von Bückeburg „wegzuschreiben". Allein die Hauptsa und was allein jene Wiedergeburt möglich machte, war doch die zugleich ruhigte und zugleich gehobene Stimmung, in die ihn die Verbindung i dem geliebten Weibe versetzte. Gegen Lavater läßt er sich (Mitte Octo 1773) am deutlichsten darüber aus. Er meldet ihm da von zwei oder b Werken, die ihm so lange „am Herzen und unter dem Kopfküssen" geleg und fügt dann hinzu: „Wenn etwas daran ist, wenns, reell gesagt, die erf Schriften sind, die ich, wenigstens wie ich jetzt fühle, geschrieben habe und schrieben haben will: so ist man meinem lieben Schweizerweibe Alles schuld Sie lagen so lang im Chaos und täglicher, jahrelanger unnützer Mühun allein ihr stiller Anblick und Sitzen vor mir mit ihrem reinen Angesich bilde brachte zur Wirkung, und so wards gegeben." Die Flitterwochen zu forderten ihr Recht. Wenigstens heißt es in einem Briefe vom 21. J 1773 an Hamann, seine Schriftstellerei stocke noch immer, werde aber b „desto mehr losbrechen". Wirklich, wie ein lange gestauter Strom, brach von da an los. Eine wahrhaft staunenswerthe Thätigkeit und Fruchtbark wurde jetzt entfaltet. Schon Anfang August ist eine erste kleine Schr fertig — eine Schrift zur Geschichtsphilosophie. Und schon „gährt u brennt" er von einer zweiten, viel umfangreicheren[2]). Es war jene f Jahren vorbereitete „Archäologie der Hebräer", der er nun zuerst die For gab, in der er sie dem Publicum glaubte mittheilen zu dürfen. Im Augu und September wurden die drei ersten Theile der „Aeltesten Urkunde d Menschengeschlechts", wie der neue Titel lautete, vollendet. In der erhöhteste begeistertsten Stimmung — so erzählt die treue Zeugin und Beisitzerin dies Arbeit (Erinnerungen I, 240) —, wie aus Einer Empfindung, in Eine Guß und Athem, wurde das Werk niedergeschrieben. Früh des Morgen öfters um vier Uhr, schlich er sich zur Arbeit und förderte sie, froh d Gelingens, in der unglaublich kurzen Zeit von wenigen Wochen. Das w noch nicht Alles. Im October war bereits noch ein drittes Manuscript, e

[1]) „Unsere Einrichtung und seine Schulden betrugen über 600 Rthlr. Mit die Schuld fingen wir unsere Ehe an", schreibt Caroline in der Handschrift der Erinnerung

[2]) An Hartknoch, C, II, 43.

Bändchen „Volkslieder", zum Druck abgeschickt, und sofort, im nächsten Monat, folgten die „Provinzialblätter an Prediger" [1]). „Sie sehen," schreibt der rührige Autor nach Absendung der drei ersten Sachen dem Verleger, „daß ich die Jahre her nichts minder als pausirt habe; es war aber meine Absicht, ausgähren zu lassen, nur jetzt und gereift und also auf einmal zu erscheinen und der gelehrten Republik von allen Seiten Stoß zu geben: Sie werden Wunderdinge von Lärm sehen." Die Sachen, heißt es ein andermal, seien „schon alter Empfängniß und langer Schwangerschaft Kinder", und wieder folgt die Versicherung, daß Alles „erschrecklichen Lärm machen und recht gut gehen" werde.

Mit dem Allen indeß, wobei Caroline nicht bloß seine Muse, sondern auch seine „liebe Mithelferin", oder, wie er an anderer Stelle sagt, „große Handlangerin an Gottes Wort" war, übersehen wir noch immer nicht den ganzen Umfang von Herders Autorthätigkeit. Um endlich alle alten Verpflichtungen abzustoßen, schickt er, ehe er an die Aelteste Urkunde ging, am 14. August 1773 Recensionen an Nicolai und wieder eine letzte Ladung am 12. Januar 1774 [2]). Auch die Abfassung eines Beitrags für die Königsbergische Zeitung fällt in den Spätsommer oder Herbst 1773. Die schriftstellerischen Pläne vollends des rastlosen Mannes gingen noch weit über seine wirkliche Leistungsfähigkeit hinaus. Da war eine Uebersetzung von Hemsterhuis' Schriften bereits zwischen aller übrigen Arbeit in Angriff genommen [3]). Noch im October 1773 hoffte er den anderen Manuscripten auch die Plastik — es sollten damals zwei Bändchen in Octav werden — nachschicken zu können [4]), und nur die „Fragmente", an die Hartknoch mahnte, sollten ruhen; „eher," meinte er, „einen zweiten Theil zum Ursprung der Sprache, der aber auch noch Zeit hat" [5]). Wer weiß, was er zu Stande gebracht hätte — wenn ihn nicht sein theologisches Interesse und eine merkwürdige litterarische Erscheinung zu einem anderen Werke fortgerissen hätten — den „Erläuterungen zum Neuen Testamente". Mit diesem sehen wir ihn zuerst im December 1773 beschäftigt, und so hat er gewiß volles Recht, in dem Briefe, der dieses neuen Unternehmens Erwähnung thut, zu sagen, er „sitze hier und arbeite wie ein Pferd" [6]).

Drucker und Verleger konnten mit dieser hastigen und rastlosen Arbeit nicht mitkommen. Gar zu gern hätte Herder die ersten drei Sachen schon zu Weihnachten 1773 erscheinen sehen, da zur Ostermesse „schon Anderes

[1]) Correspondenz mit Hartknoch, Nr. 22. 23. 25. An Lavater A, II, 61. Correspondenz mit Heyne, Nr. 28. 29.

[2]) Briefwechsel mit Nicolai, Nr. 22; C, I, 355, Anmerkung.

[3]) An Hartknoch, vom 10. August u. 13. September 1773.

[4]) Die Angabe über die Plastik nach dem Original des Briefes Nr. 22 an Hartknoch.

[5]) An Hartknoch, Nr. 24, C, II, 50.

[6]) An Hartknoch, C, II, 51 (Nr. 26).

kommen soll und muß"[1]). Er hatte zwei der Manuscripte nach Weißen an Ise, die Aelteste Urkunde nach Leipzig an Breitkopf zum Druck gesch hatte aber bald über die Säumigkeit des Ersteren zu klagen. So geschah denn, daß das größte von den vier Büchern, die Aelteste Urkunde, zuerst Licht erblickte. Schon am 13. Januar 1774 konnte der Verfasser ein bis den Titelbogen ausgedrucktes Exemplar dem Grafen Wilhelm überreic am 12. Februar meldet er Hartknoch, daß das Ganze fertig sei, und 29. März befand sich ein vollständiges Exemplar in Lavaters Händ Die bei Ise gedruckten Sachen ließen dagegen bis nach Ostern auf sich wa Von der Philosophie der Geschichte und den Provinzialblättern hatte H erst im Juni 1774 Exemplare[3]). Geradezu verhängnißvoll wurde die S seligkeit des Buchdruckers den Volksliedern: — sie ermöglichte dem Verf die Zurücknahme des Schriftchens.

Und so erschien denn zunächst im Jahre 1774 Herder nur mit neuen Werken auf dem Plane — drei Werken, die ihrem ganzen Char nach weit abliegen von den Schriften der Rigaer Periode sammt deren züglern. Den Verbindungsfaden zwischen diesen und jenen bildet die schichte der Menschheit. Statt des früher im Vordergrunde stehenden Ae tischen aber überwiegt nun das Theologische. Dies Theologische wied athmet einen durchaus anderen Geist als die älteren Schriften. Zeugen die nunmehrigen Arbeiten von jener tiefgehenden Wandlung, deren ä wie innere Gründe, deren Natur und Geschichte unser voriger Abschni den allgemeinsten Zügen dargelegt hat. Wie die Lebensverhältnisse des fassers auf das Verständniß der neuen Schriftstellerepoche vorbereiteten werden jetzt erst diese Schriften, von denen uns schon die Recension Beattie einen Vorschmack gegeben, den ganzen Umfang des im Geiste i Autors vor sich gegangenen Umschwungs übersehen lassen.

Es gilt, dieselben im Einzelnen kennen zu lernen, und zwar ma Reihenfolge, in der sie niedergeschrieben wurden, den Gang unserer Bet tung bestimmen.

I.

Auch eine Philosophie der Geschichte.[4])

Von fremder Hand hatte Herder das Manuscript der kleinen S abschreiben lassen, auf einem Umweg sandte er sie an den Weißen Drucker, die Briefe an diesen hatte er seiner Frau dictirt — Alles,

---

[1]) An Hartknoch, Nr. 24, C, II, 49. 50.

[2]) Dankschreiben des Grafen vom 14. Januar, handschriftlich; an Hartknoch, Nr Lavater an Herder, A, II, 91.

[3]) An Hartknoch, C, II, 60.

[4]) „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytr vielen Beyträgen des Jahrhunderts", ohne Ort. 1774; 190 Seiten 8°.

unerkannt zu bleiben. Auch jetzt also glaubt er die alte Geheimthuerei und das Versteckspielen wie bei den Fragmenten, dem Torso und den Kritischen Wäldern beibehalten zu müssen. Aufs Aengstlichste bedingt er sich von Hartknoch Verschweigung seines Namens aus; nicht einmal in den Meßkatalog will er den Titel aufgenommen wissen; „unterdrücken Sie ja," so mahnt er noch vor dem Erscheinen, „meinen Namen! Lügen, trügen, fingiren Sie lieber gleich einen Namen in Livland, Rußland, Samogitien et cetera!" [1]) Auch diesmal freilich mußte er sich von Hartknoch sagen lassen, daß eben er es sei, der nicht reinen Mund zu halten wisse und dadurch alle Vorsicht des Verlegers vereitle. Wirklich hatte er sowohl Lavater wie Heyne „unter heiliger Rose" noch vor dem Druck einen Wink gegeben, und wenn er dann das gedruckte Büchlein den Freunden mit neuen Beschwörungen um Geheimhaltung zusandte [2]), so hätte er ja wohl voraussehen können, daß das wenigstens bei dem Plauderer Lavater nichts helfen werde. Auch sagte er sich, daß an allem Ende schon sein Stil ihn verrathen, und also sein Name von selbst „umherschallen" werde. Er „fürchte oder hoffe" das, fügt der wunderliche Mann hinzu, und läßt uns damit erkennen, wie entgegengesetzte Wünsche sich in ihm stritten.

Von dem Werth und der Bedeutung der Schrift nämlich hatte er keine geringe Meinung. Als ein „sehr schönes Buch" kündigt er seinem Rigaer Freunde das eben fertig gewordene an, und hübsch, „wie eine der niedlichen Schriften unseres Jahrhunderts" will er es gedruckt wissen; denn diese sei „sehr niedlich" [3]). Aus diesem Grunde hoffte er. Aber allerdings auch zu fürchten hatte er Ursache. Von dem Nachfolger Abbts am wenigsten hätte man eine Schrift erwarten sollen, die in manchem Betracht geradezu ein Bekenntniß der Unzufriedenheit des Verfassers mit seiner Stellung, der offene Ausdruck des Gefühls war, wie wenig gerade er an diesen Platz, in diese Umgebung gehöre. Sie enthielt Stellen, bei denen man mit den Fingern auf die Bückeburger Zustände, auf die Denkweise und die Regierungsgrundsätze des Bewunderers und Nacheiferers Friedrichs des Großen zeigen mochte. Er fühlte das wohl, wenn er doch das Verlangen, ungenannt zu bleiben, mit den Worten motivirt, daß ihm auch wegen seines Hofes mit dem Schriftchen nicht recht lüstern zu Muthe sei; es seien eben die Grundsätze des Jahrhunderts bestrichen, mit denen man überall läute.

In der That, diese polemische Tendenz ist das Vorwiegende in dem Schriftchen. Dasselbe ist, wie schon der halb parodische Titel andeutet, eine

---

[1]) Die Stelle ist in dem Brief an Hartknoch, Nr. 32, beim Abdruck weggelassen; vgl. außerdem Nr. 20 u. 28.

[2]) An Lavater A, II, 61; an Heyne C, II, 165. 166; und wieder an Ersteren A, II, 108; an Letzteren C, II, 174 (Schluß von Nr. 37); an v. Hahn, bei Lisch a. a. O. S. 121.

[3]) An Hartknoch C, II, 43. Zu Herders Aerger (ebendaselbst 57. 60) wimmelte dann leider die Schrift von Druckfehlern.

Anklage- und Fehdeschrift gegen das Jahrhundert. Es ist, wie er sich a drückt (C, II, 413), „Feuer darin und glühende Kohlen auf die Sch unseres Jahrhunderts". Wie ein Programm über den Standpunkt sei neu beginnenden Schriftstellerei schickt er es in die Welt. Er hatte in sei bisherigen Schriften selber noch auf dem Boden des allgemeinen Zeitgei gestanden, ja, er war während seines ersten Aufenthalts in Frankreich n daran gewesen, sich sogar dem politischen Genius der Zeit anzubequem Wohl hatte er auch bisher schon gegen einzelne Irrthümer der Zeit se tieferen Einsichten geltend gemacht, hatte gegen die von festen Voraussetzun ausgehende ästhetische Kritik die Kritik der historischen Erklärung, gegen einseitige Betonung abstracter Begriffe das Recht des Sinnlichen und In viduellen, gegen hohle Nachahmerei die Nothwendigkeit freien Schaffens u Nachschaffens, gegen die todte, reflectirte Poesie die lebendige, naturwüch des Völkergenius gepredigt: aber das Alles mehr oder weniger doch in ständiger Anlehnung an die Ideen der Zeitphilosophie, dieselben nur biege berichtigend, läuternd, ergänzend. Anders jetzt. Er setzt sich jetzt gegen d Ganze der Zeitgedanken und der Zeitbildung, setzt sich in revolutionär herausfordernder Weise dagegen in Opposition. Nicht diese oder jene M nung oder Manier des Jahrhunderts, sondern das Jahrhundert selbst ist Gegner, mit dem er es zu thun hat. Nicht diese oder jene Einseitigkeit herrschenden Philosophie, sondern die Philosophie überhaupt wird von i verurtheilt. Das Jahrhundert und die Philosophie sind ihm Synonyma worden. Mit Hohn spricht er von „unserer philosophischen kalten Wel von dem „Maulwurfsauge dieses lichtesten Jahrhunderts", und den leide schaftlichen Vorwurf schleudert er diesem entgegen, daß es sich „den Nam Philosophie mit Scheidewasser vor die Stirn gezeichnet, das tief in den Ko seine Kraft zu äußern scheine".

Ein Pamphlet also, wie er es selber später genannt hat[1]): aber e Pamphlet auf durchaus positiver Basis. Im Gegensatz gegen das Jah hundert soll es doch „ein Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts im Widerspruch gegen die Philosophie doch „auch eine Philosophie" sein. E setzt den Hebel eben da an, wo sich seine Denkweise mit der das Zeitalt beherrschenden am nächsten berührt, um sich von ihr zugleich am weitest abzustoßen. Im Zusammenhange mit dem Vernunftstolze und dem intelle tuellen Vorwärtsstreben der damaligen Generation war die philosophisc Betrachtung des Ganges, den der menschliche Geist bis zur Gegenwart g nommen, war Geschichtsphilosophie eine der Lieblingswissenschaften der Zei genossen; ja, in dem von oben herabsehenden philosophischen Raisonneme über die Geschichte offenbarte sich ganz besonders deutlich die Unzulänglichk der auf allen Gebieten dominirenden aufklärerischen Anschauungen. Dur

[1]) An Eichhorn, October 1783, C, II, 286.

die geschichtliche Betrachtung hatte Herder überall neue Positionen gegen die gäng und geben fixen Meinungen und Vorurtheile gewonnen. Geschichte des menschlichen Geistes war bei allen seinen bisherigen Arbeiten, ganz deutlich noch in der Abhandlung über die Sprache, seine letzte Perspective gewesen. Frühzeitig hatte er „jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien", gelesen und in keinem Buche, das er las, die dahin einschlagenden Gesichtspunkte sich entgehen lassen [1]). Geschichtsphilosophie, Universalgeschichte der Bildung der Welt — in diesen Rahmen ließen sich noch am ehesten alle die weitaussehenden schriftstellerischen und wissenschaftlichen Pläne einspannen, die er damals, als er sein Reisetagebuch schrieb, in seinem Kopfe wälzte und die auszuführen er wohl verschoben, aber nicht aufgegeben hatte.

So wird das Pamphlet gegen das Jahrhundert und dessen Philosophie zu einem geschichtsphilosophischen Glaubensbekenntniß, und dieses Glaubensbekenntniß erweitert sich zu dem Entwurf einer, freilich durchweg von polemischen Beziehungen durchsetzten Universalgeschichte.

Frommer Glaube, Offenbarungsglaube ist der Kern dieser Herderschen Geschichtsauffassung. Er verkündet, daß der Gang der Geschichte unter der Leitung der Vorsehung stehe. Aus der Philosophie der Zeit aber schöpft er sofort den über die Beschaffenheit dieses Ganges aufklärenden Begriff. Von dem Schulbegriff der „Vervollkommnung" greift er zu dem tieferen, dem echt Leibnitzischen Begriff der Entwickelung zurück. Entwickelung herrscht, wie in den Hervorbringungen der Natur, so in der Geschichte. Darin liegt, daß jeder Fortschritt immer zugleich mit Verlust verbunden ist. Auf keinem Punkte ist Vollkommenheit ohne begleitende Mängel. Auf keinem Punkte, ebenso, ist die menschliche Natur Gefäß einer absoluten, unabhängigen, unwandelbaren Glückseligkeit: — „jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich".

Zwei Geschichtsansichten, beide dem Boden der Aufklärung entstammend, liefen damals neben einander her. Im Gegensatz zu beiden erhält die Herdersche ihre nähere Bestimmtheit.

Die Einen nämlich, voran unter ihnen der Schweizer Isaak Iselin mit seinem zuerst 1764 erschienenen, im Jahre 1770 bereits zum dritten Mal aufgelegten Versuch „über die Geschichte der Menschheit", verkündeten enthusiastisch den Glauben, daß die Menschheit in einem beständigen Fortschritt zur Vervollkommnung begriffen sei, ja, daß eben jetzt das hochgebildete Europa in einer blühenden Jugend stehe, um durch Tugend und Weisheit einer noch glücklicheren Zukunft — seinen männlichen Jahren, entgegenzureifen. Die leitende Idee dieser optimistischen Geschichtsphilosophie war: Fortgang zu mehrerer Tugend und Glückseligkeit der Einzelnen, wobei denn Aufklärung ungefähr mit Glückseligkeit, Vermehrung und Verfeinerung der Ideen mit

———

[1]) Vorrede zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte".

Tugend zusammenfiel, — „und so hat man," sagt Herder, „von der allge fortgehenden Verbesserung der Welt Romane gemacht."

Die Anderen, voran unter ihnen Voltaire mit seinem schon äl „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen", stellten das g Geschichtsdrama als eine ziemlich tolle Maskerade dar, in der eine l Anzahl unveränderlicher Naturgesetze durch den bunten Wechsel von S und Gewohnheiten auf das Mannigfachste modificirt werden. Irrthümer Vorurtheile lösen sich in endloser Folge ab, und es ist ein zufälliges G wenn allmählich die Menschen ein wenig klüger und gewitzigter werden, n sich etwa inmitten dieses Wusts von Verbrechen, Thorheiten und Unf eine Oase der Aufklärung wie in dem Zeitalter Voltaires aufthut. I skeptische Geschichtsansicht erkannte überhaupt keinen Plan und Fortgan der Geschichte an, ihr war die Geschichte wie die Arbeit der Penelope, ewiges Weben und Auftrennen.

Zwischen diese beiden Ansichten der Geschichte nun stellt sich Herde die Mitte. Fortschritt und Plan giebt es nach ihm gewiß in der Geschi aber der Fortschritt kömmt nicht den Individuen zu gute, und die letzte Al der leitenden Gottheit mögen wir höchstens „durch Oeffnungen und Trüm einzelner Scenen" sehen. Nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, Momente im Fortgange des Ganzen sind die einzelnen Geschichtserscheinu — der Mensch nur ein blindes Werkzeug zum unerkannten Zweck Go Schon bei Gelegenheit seines Brutus bezeichnete es Herder als seine „Liebli philosophie", daß „Alles großes Schicksal, von Menschen unüberdacht, ungeh unbewirkt", daß wir Menschen „auf dem großen Rade des Verhängnisses wie Ameisen kriechen". Seine Ueberzeugung ist Fatalismus — aber Fatalismus voll Glauben und Frömmigkeit. Wir sehen, meint er, von Z in der Geschichte nur soviel, um zu glauben und zu ahnen, daß das G einen höchsten, göttlichen Zweck hat. Noch weiter geht er einen Augen Auch wenn uns das Ganze ein Labyrinth wäre — dies Labyrinth ist „P Gottes, zu seiner Allerfüllung, vielleicht zu seinem Lustanblicke, nicht zu deine Doch nein! von dieser äußersten Annahme lenkt er wieder ein. Nur s gilt ihm als ausgemacht: der Sinn des unendlichen, scenenreichen Dra muß außer dem Menschengeschlechte liegen, nur die Aussicht auf ein höh als menschliches Hiersein kann uns Plan zeigen, wo wir sonst Verwirr fanden. Durchaus somit weist uns das Schriftchen aufs Glauben und Ah hin. Es ist, wie er es seinem Freunde Lavater (A, II, 61) ankündigt, Schlüssel zur menschlichen Geschichte, wo sie Nacht und Nebel ist, fürs me liche Herz".

Vielmehr aber: wir fühlen, daß der Verfasser noch etwas auf der Zu behält. Wer mit solcher Bestimmtheit Plan und Absicht behauptet, der w spricht sich selbst, wenn er die Geschichte im Dunkel eines unbekannten, kaum zu ahnenden Zweckes enden läßt. Was sollen denn auch die wi

holten Andeutungen unserer Schrift, daß ihr Verfasser sich mit einer ausgeführteren Darlegung des zweckvollen Verlaufs der Geschichte zur Widerlegung jener anderen Geschichtsphilosophen trage, die Alles zum Gestrebe einzelner Neigungen und Kräfte ohne Zweck, zum Chaos machen, in dem man an Tugend und Gott verzweifle? „Wenns mir gelänge," ruft er aus, „die disparatesten Scenen zu binden, ohne sie zu verwirren, zu zeigen, wie sie sich auf einander beziehen, aus einander erwachsen, sich in einander verlieren!" u. s. w. Und an einer anderen Stelle wieder schaut er aus nach einer ausgeführteren Geschichte der Menschheit, die ein edleres, besseres Seitenstück zu Montesquieus „edlem Riesenwerk" wäre, — nach einer Geschichte, die nur, statt von dem philosophischen Geiste des Jahrhunderts, von dem „Gefühl der Offenbarung Gottes" geleitet sein müßte. Man denke bei diesen Aeußerungen nicht an die späteren „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Ein ganz anders geartetes Werk von einem ganz anderen Standpunkte lag dem Verfasser für jetzt im Sinne. Das letzte Wort, das er diesmal verschwieg — es lag doch auf den Lippen seines Innern. Er selbst fühlte, daß man es vermissen werde. Der Aufhellung und anderen Richtung wegen, die insonderheit der Schluß bekommen müßte, wünschte er dem Büchlein eine baldige neue Ausgabe [1]). Ganz bestimmt aber erklärte er sich über diesen auffallenden Punkt gegen Lavater. Es müßte eigentlich, schreibt er an diesen, (A, II, 110), ein zweiter Theil folgen, „der sich auf den ersten bezöge wie Schlüssel auf Schloß, und wo dieser Schlüssel: Religion, Christus, Ende der Welt mit einer glorreichen seligen Entwickelung sein sollte." Er wisse nicht, ob er ihn je schreibe. Den ersten Theil aber möge der Freund so lesen, als ob er das Schloß, zu dem noch kein Schlüssel da ist, sein sollte. In Wahrheit hatte er, als er so an Lavater schrieb, bereits ein Buch unter der Feder, welches diesen Schlüssel aller Welt vorwies — die „Erläuterungen zum Neuen Testament". —

Obgleich nun aber nur Programm einer künftig erst zu schreibenden Geschichte der Menschheit und zwar ein das letzte Wort noch zurückhaltendes Programm, so begnügt sich unser Büchlein doch nicht mit dem Aufstellen allgemeiner Ansichten und Gesichtspunkte, sondern es verbindet damit, wie schon gesagt, eine Uebersichtsskizze über den Verlauf der Geschichte bis zur Gegenwart. Je mehr dadurch die leitenden Gesichtspunkte erst ins vollere Licht treten, erst dadurch die Bestreitung der herrschenden Geschichtsphilosophie tiefere Begründung erhält, um so wichtiger für uns, diese Skizze kennen zu lernen.

Mit der alten Mosaischen Urkunde glaubt Herder (wie er schon in seiner Preisschrift gethan) den Ursprung des Menschengeschlechts von Einem Paare annehmen zu dürfen. Die Gunst natürlicher Umstände, unter denen im glücklichsten Klima die Entwickelung dieses ersten Keimes der künftigen Ge-

[1]) An v. Hahn, bei Lisch a. a. O. S. 121.

schichte begann, erscheint ihm als eine Veranstaltung der mütterlichen
sehung. Die Analogie der Natur, die ihm auch für das Verständn
Geschichte beständig vorschwebt, wird seinem frommen Blick eine Bestä
dafür, daß die ersten Entwickelungen simpel, zart — und wunderbar
so wunderbar wie sie die heilige Urkunde beschreibt. Von der Erw
aus, daß die ersten Formen und Ordnungen des jungen Menschengesc
sich allererst fest bewurzeln müssen, scheint ihm das lange Leben der
archen so natürlich wie nothwendig! Mit liebevoller Hand schildert
patriarchalischen Anfänge der Geschichte als das „goldene Zeitalter der
lichen Menschheit" — schildert sie so in ausdrücklichem Gegensatz zu den
absetzenden Vorstellungen der Aufklärungsphilosophie. Er führt aus, d
beschrieene Despotismus des Orients in jenen ältesten Zeiten heil
wirksamste Vaterautorität gewesen sei, unterstützt von kindlichem Reli
gefühl. Mit eifernder Beredsamkeit tritt er den Declamationen der V
und Genossen entgegen, daß es Betrüger und Bösewichter, „Priesterteufe
Tyrannengespenster" gewesen seien, die solche Ideen frommen Glaubens
Gehorsams den Völkern aufgedrängt hätten. Das heiße die älteste Zei
dem Maaßstabe unserer heutigen Einsicht und unserer heutigen Relig
losigkeit messen. Schon aus den Fragmenten und den Kritischen Wä
aus hundert früheren Aeußerungen kennen wir seinen entgegengesetzten G
satz, kennen seine Forderung und sein Talent, jedes Volk und jede Zei
ihrem eigenen Geiste heraus zu verstehen und zu würdigen. Mit der gr
Bestimmtheit und Allgemeinheit vertritt er jetzt die Forderung von N
Charakterisiren kann man nach ihm eine Nation nur, wenn man „ihr
pathisirt". Man muß „in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, die
Geschichte gehen und sich in das Alles hineinfühlen". Er hatte das f
mit dem größten Glück den poetischen Hervorbringungen abgelegener Z
und Völker gegenüber gethan. Der Geschichte gegenüber ist er so gli
nicht. Die poetischen Züge in dem Bilde, welches die Bibel von dem P
archenzeitalter entwirft, verdecken jetzt dem Ausleger ein wenig das histo
Urbild, und das um so mehr, da sich mit diesen poetischen Zügen der
dition die religiöse Färbung derselben mischt. Zu sehr verstummt von
Sympathie mit dem poetisch-religiösen Geiste der Ueberlieferung die Sti
der Kritik. Er hat vollkommen Recht, wenn er jener unzarten, gefühll
bornirten Ueberklugheit, mit der die Voltaire und Genossen die ältesten Z
meisterten, entgegentritt. Auch war unzweifelhaft diese Verkehrtheit nur
die Entgegenhaltung eines allerhellsten Lichtbildes zu besiegen. Daß H
allzu sehr Licht in Licht malt, ist darum nicht weniger gewiß. Er vers
jene Patriarchenzeit, nachdem die bisherigen Geschichtsphilosophen ein Zer
davon entworfen hatten. Der philosophisch-rationalistischen tritt die poe
sentimentale, der hyperkritischen eine unkritische Darstellung und Beurthei
gegenüber.

Der Fehler indeß in der Anwendung des richtigen Princips wird reichlich im weiteren Verlaufe gut gemacht. Einmal hinaus aus dem Kindheitsalter der Menschheit, weiß er bei den folgenden Phasen der Geschichte sich auch für die Schattenseiten einen unbefangenen Blick zu erhalten. Nun wieder erfreut uns das Bestreben, die ganze Breite der Erscheinungen durch individualisirende Charakteristik zu ergreifen. Die volle Bedeutung geschichtlicher Charakteristik, das Ideal lebendiger Nachzeichnung der großen Scenen und Epochen steht deutlich in seinem Bewußtsein, wenn er auch verzweifelt, dies Ideal zu erreichen. Er will eben charakterisiren, nicht pointiren. Obgleich ein Schüler Montesquieus, streitet er doch gegen die Sucht, „Alles an ein paar schwachen Nägeln aufzuhängen"; ihm ist es um strenge Wahrheit zu thun, und nach Kräften wehrt er sich gegen das Unterbringen unter „elende Allgemeinörter" und „leere Espritwörter".

Und so folgt er nun dem weiteren Gange der Geschichtsentwickelung an dem Faden der so nahe liegenden, ihm von lange her geläufigen Analogie der Lebensalter des Individuums. Auf die Kindheit des Menschengeschlechts folgte das Knabenalter. Vom Euphrat, Oxus und Ganges leitete die Vorsehung den Faden der Entwickelung weiter zum Nil und an die phönizischen Küsten. An die Stelle des patriarchalischen Hirten- und Wanderlebens trat in Aegypten Ackerbau mit festem Landeigenthum und, dadurch bedingt, ein strenger polizirtes Dasein, in welchem der Knabe Ordnung, Fleiß und Bürgersitten lernte — Alles in natürlichem Zusammenhange mit den Bedürfnissen, den Forderungen und Erleichterungen des ägyptischen Bodens und Klimas. Er mahnt dabei von Neuem, wie als ob der duldsame, vielseitige, wechselreiche Geist der Geschichte in seinem Geiste individuelle Gestalt gewonnen, ägyptisches Wesen, ägyptische Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst nicht mit fremdem Maaßstab, auch nicht, wie Winckelmann und Shaftesbury, mit dem Maaßstab einseitiger Griechenliebhaberei zu messen — er wiederholt in dieser Beziehung in wenigen Zeilen, was er weitläufiger in der ungedruckten zweiten Auflage des zweiten Fragmentenbändchens ausgeführt hatte [1]). Den Aegyptern aber stellt er sofort als ihr Gegenbild die Phönizier an die Seite. Ein Küstenvolk, errichten sie einen ersten handelnden Staat, thun den ersten Schritt zu republikanischer Freiheit und ersetzen die Tugenden, deren Mangel ihnen der Morgenländer und der Aegypter vorwerfen mochte, durch eine nur ihnen in solcher Art eigene Regsamkeit und Klugheit und den Lebensbequemlichkeiten dienende Erfindsamkeit. So waren Aegypter und Phönizier bei allem Contrast der Denkart „Zwillinge Einer Mutter, des Morgenlandes", der Phönizier aber der „erwachsenere Knabe, der umherlief und die Reste der uralten Weisheit und Geschicklichkeit mit leichterer Münze auf Gassen und Märkte brachte". Und nun, von beiden gebildet, aber alles fremdher Empfan-

[1]) Vgl. oben S. 196.

gene eigenartig umbildend und idealisirend, — der schöne griechische Jüngling! Wie in Griechenland „Alles Jugendfreude, Grazie, Spiel und Liebe“ gewesen — auch dies jedoch nicht ohne manche Einbuße früherer Tüchtigkeit — wird, gleichsam mit einigen glücklich gegriffenen Accorden, von dem Verfasser angedeutet, während er hinsichtlich der Umstände, die diese griechische Bildung zeitigten, an die Winckelmannschen Ausführungen erinnert, nur daß er sie durch den Hinweis auf den großen universalgeschichtlichen Zusammenhang ergänzt. Jetzt aber weiter: „Das Mannesalter menschlicher Kräfte und Bestrebungen — die Römer“! Auch sie charakterisirt er. Er findet es nicht leicht, all' ihr Männliches mit Einem bezeichnenden Worte zu treffen; genug — „es war Reife des Schicksals der alten Welt“.

Mit dem Zusammensturze des römischen Weltreichs — so fährt er fort und läßt nun, wie natürlich, die von den Lebensaltern hergenommene Allegorie im Stich — begann eine neue Zeit. Den großen Riß im Faden der Weltbegebenheiten zu heilen, traten die nordisch-germanischen Völker ein, „Patriarchien, wie sie im Norden sein konnten“. Neue Menschenkräfte, neue Einrichtungen griffen bei der nun folgenden Ueberschwemmung des Südens durch den Norden Platz; es entstand eine neue „nordsüdliche Welt“. Längst war außerdem zu dieser Gährung nordsüdlicher Säfte ein neues Ferment in der christlichen Religion von der Vorsehung zubereitet. Mit geflissentlicher Unparteilichkeit, wie „ein Fremdling, der Muselmann und Mameluk sein könnte“, sucht unser Geschichtsphilosoph den Geist des Christenthums zu schildern. Hier, und nicht hier bloß erhellt, daß seine Geschichtsphilosophie so wenig die Bossuetsche wie die Voltairesche ist. Nur erst in den späteren „Erläuterungen zum Neuen Testament“, nur erst in der Verlegenheit einer positiven Antwort auf die letzte Frage knüpft er den natürlichen Geschichtsverlauf an einen vorgeschichtlichen und übernatürlichen, in der Gottheit Christi beschlossenen Welt- und Heilsplan an. Hier dagegen bleibt dieser mystische Verlegenheitsgedanke noch unausgesprochen. Hier erklärt er es ausdrücklich für verkehrt, sich von göttlichen Veranstaltungen in der Welt und im Menschenreich anders als durch weltliche und menschliche Triebfedern Begriffe zu machen. Die Art jedenfalls, wie er hier das Christenthum einführt, ist von allem Bossuetschen Wunderglauben und allem Supranaturalismus himmelweit entfernt. Die christliche Religion ist ihm an dieser Stelle nichts als die reinste, idealste, universellste Ethik, nichts als der „menschenliebendste Deismus“, ihrer ganzen Beschaffenheit nach nichts als eine, alle Nationalreligionen überwindende und überragende Weltreligion. Und eben darum ein Vehikel der Völkerverbindung und in all' ihrer Mischung mit weltlichen Elementen das bedeutsamste, gerade damals im geeignetsten Zeitpunkt unendlich wirksam und heilsam eingreifende Mittel weiteren Fortschritts. Von diesem christlichen Geiste durchdrungen, bildete sich nun aus so vielen durcheinandergährenden Kräften jenes wunderbare Phänomen der mittleren Zeiten, jener Weltzustand, in welchem mönchische

Frömmigkeit und ritterliche Tapferkeit, Galanterie und Abenteuerlust, Tyrannei und ungemessene Freiheitsliebe neben einander stehn, in welchem sich aufs Seltsamste orientalische, römische, nordische, sarazenische Begriffe und Neigungen begegnen und mischen.

Auf die verschiedenen Perioden der mittleren Zeiten sich einzulassen, lehnt der Verfasser ab: aber zum zweiten Mal, wie zuerst bei der Schilderung der Patriarchenzeit, kehrt er sich hier gegen die einseitige und abschätzige Beurtheilung, welche, neben dem Despotismus des Orients, ganz allgemein damals das Mittelalter von Seiten der Aufklärung erfuhr. Es liegt in der Consequenz seiner ganzen Geschichtsansicht, daß er dem gegenüber die Kehrseite der Medaille, die positive Bedeutung des mittelalterlichen Geschichtslebens hervorhebt, wie es vor ihm, und doch nicht in so principieller Schärfe nur etwa Justus Möser gethan hatte. Der Abschnitt erscheint wie eine Parallele zu der Verherrlichung der Ritterzeiten in dem Goetheschen Götz und zu dem Preise der „deutschen Baukunst" in dem den Manen Erwins von Steinbach gewidmeten Büchlein. Unsere Schrift wird zu einer eiferartig beredten Apologie des Mittelalters. Wenn mit Einem Munde die Voltaire und Hume, die Robertson und Iselin dem Mittelalter soviel Uebles wie möglich nachsagten, so geschah es, weil sie in jenen Zeiten finstere, unerleuchtete Zeiten sahen: der Maaßstab ihrer Beurtheilung war die entwickeltere Intelligenz, die Verstandesaufklärung, in der sie den Triumph der eigenen Gegenwart erblickten. Ganz recht, sagt Herder, wenn man diesen Maaßstab und diese Methode der Contrastirung gelten läßt. Aber anders, wenn man jene Zeiten in der Totalität ihres Wesens und ihrer Zwecke, insonderheit als „Werkzeug im Zeitlauf" betrachtet. Das Licht allein — das ist die bedeutsame und verdienstliche Antithese, die er der herrschenden Ansicht entgegenwirft, — das Licht allein nährt die Menschen nicht, und Gedankenfreiheit allein ist noch nicht Glückseligkeit. In Empfindung, Bewegung und Handlung, wie immer beschaffen, liegt ein nicht minder gewaltiges geschichtliches Moment. Ebenso wichtig, das Herz zu nähren wie den Kopf, besser, mit Neigungen und Trieben die Menschen zu binden als mit kränkelnden Gedanken. „Ich will nichts weniger, als die ewigen Völkerzüge und Verwüstungen, Vasallenkriege und Befehdungen, Mönchsheere, Wallfahrten, Kreuzzüge vertheidigen: nur erklären möchte ich sie, wie in Allem doch Geist hauchet. Gährung menschlicher Kräfte! Große Kur der ganzen Gattung durch gewaltsame Bewegung! und, wenn ich so kühn reden darf: das Schicksal zog — (allerdings mit großem Getöse, und ohne daß die Gewichte da ruhig hangen konnten) — die große abgelaufene Uhr auf; da rasselten also die Räder!" In diesem Sinne zeigt er weiter, wie manche Tugend jene Zeiten hatten, um die wir mit all' unserer Philosophie und Civilisation sie zu beneiden haben, zeigt, wie gerade das Ringen jener Zeiten so manchen späteren Fortschritt erst ermöglichte, wie andererseits das mittelalterliche Leben an sich selbst

schon einen Ersatz und also, gegen die alte Welt gehalten, wirklichen Fortschritt in sich schloß. „Von Orient bis Rom wars Stamm; jetzt gingen aus dem Stamm Aeste und Zweige.“ Nicht Stamm also, aber Krone, an der einst die schönen Früchte hangen werden. Eben dieser reiche Ueberfluß an Aesten und Zweigen, das Verwirrte, Gothische des Mittelalters macht seine eigenthümliche, in sich und für die Folge werth- und bedeutungsvolle Natur aus. Ja, endlich, auch diese Verwirrung war keineswegs ohne eine beherrschende Einheit! Auch für die Hierarchie des Mittelalters gewinnt der Verfasser einen Punkt der Anerkennung: — das Papstthum mit aller seiner Gewaltsamkeit ward in der Hand des Schicksals „Maschine zu einer noch höheren Verbindung, zur allgemeinen Erkennung sein sollender Christen, Brüder, Menschen“.

Da liegen, man sieht es, die Grundzüge zu dem, was demnächst Johannes von Müller in seinen Reisen der Päpste historisch ausführte, was später Novalis in dem Aufsatz über die Christenheit, A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen und ihnen nach die übrigen Jünger der Romantik in doctrinärer Formulirung weiter ausspannen. Noch deutlicher aber wird, wie wenig die Romantik mit neuen Ideen wirthschaftete, wie durchaus sie bei Herder in die Schule gegangen ist, wenn wir weiter lesen.

Mit dem Versuch nämlich, das Mittelalter dem aufklärerischen Urtheil gegenüber zu heben, geht alsbald die Tendenz, die von eben jener Seite her so vielstimmig gepriesene Neuzeit herabzudrücken, Hand in Hand. Erst in der nun folgenden Partie überwiegt der polemische Charakter der Schrift dergestalt, daß er die geschichtsphilosophische Schilderung ganz und gar verdeckt und verschlingt. In der einbildsamen Eingenommenheit für die Bildung des eigenen Jahrhunderts sieht Herder den Grundirrthum der herrschenden Geschichtsphilosophie; gegen diesen Cardinalpunkt daher läuft er förmlich Sturm und wird so zum Verkleinerer und Ankläger der mit der Reformation und der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften beginnenden Geschichtsperiode. Anknüpfend an die Thatsache, daß es zumeist mechanische Erfindungen waren, welche an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts den Zustand der Welt veränderten, findet er es natürlich, daß „ein großer Theil dieser sogenannten neuen Bildung selbst wirkliche Mechanik“ ist. Er gefällt sich alsbald in der Durchführung dieses keck ergriffenen Gesichtspunkts. Gegen die Mechanik des neueren Kriegswesens und die daraus erwachsene, darauf ruhende moderne Staatskunst läßt der geborene Preuße, der Unterthan eines der größten Kriegshelden, mit einem Seitenblick auf den über Trommeln, Fahnen und Kugeln aufsteigenden Friedericianischen Adler, zuerst seinen alten Unmuth und Widerwillen aus. Die neuere Philosophie trifft dieselbe Anklage — auch sie ist Handwerk, mechanisches Spiel ohne ins Leben wirkende Kraft, ohne Gewinn für die innere Bildung geworden. Die Jurisprudenz, die Staatswirthschaft, die Regierungskunde nicht anders! Ueberall herrscht

statt des inhaltsvollen Individuellen das Allgemeine, Schematische, und in Wörterbüchern — schon das Reisetagebuch hatte sie als ein Symptom der hinschwindenden Originalität bezeichnet — drängt man die Einzelkenntniß aller Künste und Handwerke in ein abrégé raisonné zusammen. Dafür endlich, daß auch der neuere Witz und Geschmack eine mechanische Sache sei, müssen die Franzosen, das in dieser Beziehung Ton angebende Volk, als Beweis dienen — wir hören abermals die schon im Journal von Nantes gebuchten Erfahrungen und Bemerkungen. Alles ist in gewisser Weise Mechanik, das heißt, wie nun die etwas parador klingende Pointe erläutert und die Thatsache auf ihren letzten Grund zurückgeführt wird, — Alles ist zugespitzt auf Gedanken und Raisonnement. Man schlage nochmals jenes Reisejournal auf und erinnere sich, wie da der Verfasser zunächst sich gegen seine eigene abstracte Bildung auflehnte, sich ärgerte, daß er zu wenig genossen und gelebt habe und auf einmal von nichts als Realität und Leben und unmittelbarer Glückseligkeit wissen wollte; erinnere sich, wie er bei jeder Gelegenheit — in ästhetischen wie in pädagogischen Dingen — das Vorrecht des Sinnlichen und Wirklichen vor dem des abgezogenen, schattenhaften Gedankens betonte. Er macht jetzt von jenen Gesichtspunkten die geschichtsphilosophische Anwendung. Eben das, was er zu Gunsten der „finsteren“ Zeiten des Mittelalters geltend machte, beweist in seinen Augen das Deficit in dem Vermögensstande der neuen aufgeklärten Zeiten. Ueber der Herrschaft des Denkens, der Gewohnheit des Philosophirens und Raisonnirens ist der Trieb und die Thätigkeit, zu leben, geschwächt. Offenbar wieder den Staat, in welchem die Aufklärung officiell am meisten befördert wurde, will der Verfasser treffen, wenn er davon redet, wie so manche große „philosophisch regierte Heerde“ über allem Denken dahin gekommen sei, sich nur noch als Maschine zu fühlen und sich für alle Sklaverei nur noch durch das gepriesene „Freidenken“, das heißt, das Denken nach gewissen Vorurtheilen entschädige. „Das liebe, matte, ärmliche, unnütze Freidenken Ersatz für Alles, was sie vielleicht mehr brauchten — Herz! Wärme! Blut! Menschheit! Leben!“ — Wem fielen dabei nicht die Worte ein, die in vertraulichen Mittheilungen Lessing über die „verwünschte Galeere“ und über die von Nicolai gerühmte Berlinische Denk- und Schreibfreiheit entfuhren? Man erkennt in dem Geschichtsphilosophen zugleich den Pädagogen, wenn demnächst der Satz, daß das Licht allein nicht glücklich mache, auch in Beziehung auf die Bildungs- und Erziehungsweise des Jahrhunderts eingeschärft wird. Aufklären, so wird auseinandergesetzt, heißt nicht bilden. Ideen erzeugen eigentlich immer nur Ideen; sie geben immer nur mehrere Helle, Richtigkeit und Ordnung, zu denken; der Boden der Seele wird dadurch nicht tragkräftig; es kömmt dadurch allein keine Frucht in die Erde; immer weiter vielmehr wird die Kluft zwischen Kopf und Herz, und alle Aufklärungsanstalten verfehlen nicht allein, sie vernichten den letzten Zweck aller Bildung: Menschheit und Glückseligkeit.

So sehr ist der Verfasser von diesem Thema erfüllt, daß er die größte Mühe hat, innezuhalten. Vielmehr, von Seite zu Seite wird seine Schrift immer mehr zu einer bitter höhnenden, übertreibenden Philippica gegen das Zeitalter. Er geräth an die Lobpreisungen, welche die Hume, Voltaire und Robertson darüber ergossen, wie „wir's zuletzt so herrlich weit gebracht": da kömmt ihm alles Maaß abhanden; dieser „ekelhafte Wust des Preisideals der Zeit" stachelt seinen ganzen Widerspruchsgeist auf. Auf ihn selbst müssen wir nun das Epiktetische Motto beziehen, das er auf den Titel gesetzt hat: „nicht die Dinge beunruhigen die Menschen, sondern die Meinungen über die Dinge". Trugen jene Verherrlicher in etwas starken Farben auf, so braucht er in seinen persiflirenden Randglossen noch stärkere, zum Theil gar widrige Farben. Er nennt Bossuets Geschichte „ganz Declamation und Predigt"; — wie soll man die keifende, spottende, durch die Eintönigkeit der Ironie ermüdende Scheltrede nennen, die er dahersprudelt? Die Charakteristik des Zeitalters des großen Ludwig wird völlig zur Satire: auf diesen Blättern seines Buches zumeist finden sich die „großen Gallflecke", von denen er selbst gegen seinen Freund Hahn spricht[1]).

Endlich doch hat er sich genug gethan, endlich gelingt es ihm, von der pessimistischen Wendung, die seine geschichtsphilosophischen Betrachtungen zu nehmen drohen, zu einer positiveren Ansicht wieder einzulenken. Es geschieht in einem Schlußabschnitt, der, wunderlich genug, wie um die Unreife und Unfertigkeit des Ganzen anzudeuten, die Ueberschrift „Zusätze" erhalten hat. Zwar, daß das Zeitalter von Grund aus siech und krank sei, nimmt er nicht zurück; allein, wie krank es auch sei, gewiß ist ihm doch, daß, dem allgemeinen, die Geschichte beherrschenden Gesetze der Entwickelung zufolge, „auch wir, auf unserer Stelle, Zweck und Werkzeug des Schicksals sind". Ist unser Zeitalter in irgend einer Absicht edel nutzbar, „so ist's seine Späte, seine Höhe, seine Aussicht". „Alle Ereignisse unserer Zeit", so sagt er, in nicht zu deutlicher Ausdrucksweise, „sind auf großer Höhe und streben weit hinaus — in Beidem liegt der Ersatz dessen, daß wir freilich, als Einzelne, mit weniger Kraft und Freudegefühl wirken können." Er meint, auch bei geringerer Originalität vermögen wir Heutige, Dank den erweiterten Lebensbeziehungen und den bereit stehenden Mitteln, leichter ins Große und auf weite Kreise hinaus zu wirken; er kömmt unwillkürlich dazu, den Vortheil jenes Mechanischen und Allgemeinen nun doch wieder anzuerkennen, das er zuvor so bitter geschmäht hat. Die Beispiele, die er giebt, lassen keinen Zweifel, daß dies die Meinung ist. Ein heutiger Sokrates z. B. (fast scheint es, als ob er hier an seinen Hamann denke) wird zwar mit minderer Bestimmtheit als der Athenische in seiner engen Sphäre, dafür aber von einem überschauenderen Standpunkt, für Welt und Nachwelt, für die ganze Menschheit wirken können. Jedes tugendhafte Wirken,

[1]) In dem mehrcitirten Briefe bei Lisch, S. 121.

so faßt er sich zusammen, je weniger es heutzutage auf unmittelbare Erfolge rechnen darf, um so höher ist sein Werth, um so größer die künftige Ernte des „ins Verborgene und Allweite gesäten Saamens". Und indem der Verfasser diese Saite anschlägt, so wandelt sich allmählich der höhnende Ton des vorangegangenen Abschnittes in einen begeisterten, ermuthigend zusprechenden — wir glauben in die Seele des Mannes zu sehen, die, leicht erregbar wie die See, nachdem sie ungeberdig aufgewallt hat, jetzt, noch immer Schaum aufspritzend, sich allgemach zu regelmäßigerem Wellenschlag sänftigt. Er hält die Anklage zwar aufrecht, aber er geht zu Zukunftshoffnungen und Prophezeiungen über. Er knüpft sie an das in der ganzen Schrift immer wiederkehrende Lieblingsbild —: der Fortschritt der Geschichte wie ein wachsender Baum! „Eben an Baumes höchsten Zweigen blühen und sprießen die Früchte." Auf das Zeitalter der Aufklärung wird ein höheres, besseres, glücklicheres folgen. Er deutet wenigstens an, wie die Entsinnlichung, die Verfeinerung, das Freiheits-, Gleichheits- und Geselligkeitsstreben der Gegenwart, ja, selbst ihr Unglauben und ihre Irreligion an allem Ende sich in Segen verkehren dürfte. Er findet von diesem Gesichtspunkt aus selbst Anerkennung für die Größe Friedrichs und Voltaires. Der Satz des Reisetagebuches, daß „alle Aufklärung nie Zweck, sondern immer nur Mittel" sei, dieser Satz, nur mit geändertem Schwerpunkt, bildet auch jetzt die Summe seiner Ausführungen. Nur viel unerfreulicher erscheint ihm jetzt das Mittel, nur viel sehnsüchtiger schaut er jetzt nach dem höheren Zweck aus. Er will, wie er sagt, nicht weissagen, und dennoch herrscht auf den letzten Blättern seiner Schrift immer mehr der Prophetenton vor. „Wir arbeiten zu einer großen Zukunft." „Wir nahen uns einem neuen Auftritte, wenn auch freilich bloß durch Verwesung." Er rede, fügt er hinzu, ohne Zweifel noch von fernen Zeiten. Welcher neue Geist das Licht der Gegenwart in wohlthuende, beglückende Wärme verwandeln werde, will er nicht verrathen: aber zwischen den Zeilen lesen wir, daß er die Religion im Sinne hat und daß er die „idealischen Brunnquellen für den Durst einer Wüste", wie er im Räthselstil des Magus von Norden sagt, in den Büchern der Offenbarung sucht. Das ganze Schriftchen, ganz besonders aber der Schluß desselben ist ein treuer Ausdruck der Stimmung, die sich jetzt in Bückeburg, jetzt, nachdem er in häuslichem Glück einen Ruhepunkt gefunden, seiner bemächtigt hat. Die ehrgeizigen Träume, die er bis vor wenigen Jahren geträumt hat, im Geiste, wenn auch im geläuterten Geiste der Aufklärung eine reformatorische Wirksamkeit zu entfalten, sind einer, freilich noch immer recht unruhigen, zur Hälfte nur eingebildeten Resignation gewichen, die mit seinem Temperamente in heftigem Kampf liegt. Er möchte sich auf ein stilles Wirken für Menschenwohl „in der armen Hütte" concentriren — und dabei doch die Hoffnung nicht fahren lassen, eben damit dem Zeitgeist in die Zügel zu fallen und „mitten unter der Wolke" an einer großen Reform zu arbeiten. So wird er warm über den „Schauern einer besseren

Zukunft", für die er insbesondere durch Erziehung wirken will, so ruft er sich und den Brüdern zu, mit Treue und Emsigkeit auf der Höhe des Meeres im Irr- und Nebellichte der Gegenwart zu steuern und dabei festen Blickes auf die Pole zu schauen, um die sich Alles drehe: „Wahrheit, Bewußtsein des Wohlwollens, Glückseligkeit der Menschheit!"

Hin und her schwankt die Rede, fällt immer wieder aus dem Ton, sie weiß nicht mit Klarheit fortzuschreiten, nicht mit Festigkeit abzuschließen: — auch darin ein Bild des Kampfes, der inneren Unklarheit, des Unabgeschlossenen in Stimmung, Glauben und Ueberzeugung des Verfassers. —

II.

Die Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Die kleine Schrift, deren Inhalt wir soeben wiedergegeben haben, enthält in der That eine Quintessenz der Ideen, welche für Herder in dieser Periode die leitenden waren. Sie birgt die Keime zu aller seiner übrigen gleichzeitigen Schriftstellerei. Sie bildet in erster Linie die Vorhalle zu dem großen, unvollendeten Werke, das den Titel „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" bekam und dessen Erster, in drei Theile geordneter Band noch vor der Geschichtsphilosophie, anonym wie diese, an die Oeffentlichkeit trat [1]).

Herder hatte in der kleineren Schrift angedeutet, daß in ihm der Plan einer vom Gefühl der Offenbarung Gottes durchdrungenen Geschichte der Menschheit lebe. Dazu war der erste und wichtigste Baustein die Enthüllung der Anfänge der Menschengeschichte, jener Kindheit des Menschengeschlechts, der er dort auf den ersten Blättern eine so warme Lobrede gewidmet hatte. Er hatte dort bereits darauf hingewiesen, daß es an einem Leitfaden durch das Dunkel dieser Urzeit nicht fehle. Reste und Denkmäler derselben seien genug da — „die herrlichsten Reste, Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit — Offenbarung". Und verständlich, fügt er hinzu, sei dieselbe trotz ihres Alters auch uns noch; sei doch der größte Theil der Nationen der Erde auch heute noch in Kindheit; „wohin du unter sogenannte Wilde reisest und horchest, tönen Laute zur Erläuterung der Schrift, wehen lebendige Commentare der Offenbarung" [2]). Die Worte zeigen uns den Zusammenhang von Herders Vertiefung in die ältesten Zeiten der Geschichte und deren in der Bibel vorliegende Urkunde mit seinem Studium der Volkspoesie, der „Lieder der Wilden". Auf eben diesen Zusammenhang deuten die Worte in dem älteren Briefe an Merck (Wagner II, 36), wie er auch aus den alten Balladen, aus der „Aufhorchung dieser Kindertöne" etwas „Großes" zu erbeuten hoffe.

[1]) „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Erster Band, welcher den Ersten, Zweiten, und Dritten Theil enthält." Riga, bei Hartknoch 1774. 383 Seiten 4°.

[2]) Auch eine Philosophie S. 155.

Wie ihm aber das Unternehmen, aus dem Bibelbuche Aufschluß über die Anfänge der Menschengeschichte zu schöpfen, unmittelbar zusammenfiel mit dem praktischen Zwecke, einen neuen Lebensgeist in dem aufgeklärten Jahrhundert zu erwecken und auf eine schönere Zukunft vorzubereiten — auch darauf weist bereits das kleine geschichtsphilosophische Schriftchen aufs Bestimmteste hin. Das „verachtete Buch, — die Bibel" brauche nur entsiegelt zu werden; es könne nicht fehlen, daß „Kindheit des Geschlechts auf Kindheit jedes Individuums" alsdann wirken werde; denn wenn Religion in aller kalten Welt verachtet und verglüht sein sollte, so webe von dorther, aus der Bibel, ihr Wort Feuer- und Flammengeist [1]). Daß in diesem Sinne, zu diesem Zweck die Aelteste Urkunde geschrieben wurde, spricht der Verfasser aufs Bestimmteste gegen seinen alten Hamann aus. „Das Innere des Buches", schreibt er im Mai 1774 [2]), „habe ich der Wahrheit und Morgenröthe Gottes geschrieben, der nach hundert Verwandlungen auch mein Buch segnen wird, Keim und Morgenröthe zur neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts zu werden, auf daß Gottes Ruhm bestehe. Glauben Sie, mein liebster Freund, es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unseres Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt, wie die fetten Kühe Pharaos, in sich schlucken. Dann wird sich aber die Noth erst anheben — bis ein Tag kommt, der durch facta und acta Alles entsiegelt. Glücklich, von fern dazu vorbereitet, verkündigt, beigetragen zu haben! Ich bin nun einmal der Wissenschaften Diener, aber treulich will ich ihnen dienen." Und ebenso schon am 15. Januar 1774 an Lavater, von dem er ein recht baldiges, aus der Fülle der Seele zu schöpfendes Urtheil über das Buch erbittet. „Denn wisse", schreibt er da, „es ist Monument der Gottesoffenbarung, wovor ich — Autor, Leser, Finder, wir all' verschwinden! wo also, so fern Ost und Süd, an keine Empfindlichkeit zu denken. Ich nichts — und Gott Alles."

Mit dem religiösen Eifer indeß geht der wissenschaftliche Hand in Hand. Mit der frommen Begeisterung, in der er schreibt, mischt sich die Entdeckerlust. Eigenthümlich schillert Beides ineinander und Beides verstärkt sich wechselsweise. Sein Genius flüstere ihm zu, schreibt er an Hamann, noch ehe er an der Ausarbeitung war (im August 1772), „daß die Sache, nach dem Maaßstabe der Eitelkeit gezeichnet, Entdeckung, mit Demuth und Wahrheit gesagt aber, göttliche Botschaft sein könne". Den Hamann und Lavater gegenüber ist ihm dann das Wissenschaftliche die Nebensache, „Schlaube, Hülse,

---

[1]) Auch eine Philosophie S. 147.

[2]) Hamanns Schriften V, 70 ff. (In dem Original, dem ich folge, hat Hamann die Notiz hinzugesetzt: „erhalten durch Hartknoch den 27. Mai 1774").

Mist und Erde", unter dem das Weizenkorn zur Ehre Gottes wachsen muß. Anderen gegenüber wird die Freude und Zuversicht des Entdeckers um so lauter. So gegen Merck in jenem älteren Straßburger Briefe [1]); so gegen Heyne während und nach der Arbeit. Die erste Mittheilung, die er bei Gelegenheit seiner Expedition nach der Göttinger Bibliothek dem neuen Freunde von seiner Entdeckung und deren Tragweite macht, ist, er muß es selber gestehen, wie eines „Marktschreiers", und nicht minder zuversichtlich, ja, prahlerisch meldet er demselben Freunde im November 1773 die Vollendung des Manuscriptes [2]). Fast „marktschreierisch" nehmen sich doch auch die Titel der einzelnen Theile aus. Der Erste Theil erhält die Ueberschrift: „Eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift," der Zweite will ein „Schlüssel zu den heiligen Wissenschaften der Aegypter" sein, und der Dritte führt die Aufschrift: „Trümmer der ältesten Geschichte des niederen Asiens" — ja, diese Titel lauten noch reclameartiger in den für den Meßkatalog bestimmten Angaben an Hartknoch (vom 13. September 1773) und selbst noch in der Ankündigung an Heyne vom November 1773 [3]). An Raspe endlich, den „glücklichen Finder", schreibt er den 21. Mai 1774: „Ich habe auch gefunden — aber es ist zum Glück und Unglück das älteste, bekannteste — und unbekannteste Monument der Welt."

Und vom Titel zur Vorrede, von der Vorrede zu dem Text des Buches, von Anfang bis zu Ende, dasselbe Gemisch des lautwerdenden, immer zugleich gegen die Gegner gekehrten Feuereifers für die Ehre Gottes und seiner Offenbarung und des übermüthig daherfahrenden, marktschreierischen Selbstgefühls und Entdeckerstolzes. Gleich auf der ersten Seite höhnt er über die neu erfundene „Wasser-Religion" und fährt dem Leser mit dem Worte „gegen die Stirn", daß hier zuerst die bisher unverstandene Bibel, „das alte thörichte Buch, die abgeschabte glaub- und nutzlose Urkunde des ausschweifenden Morgenlandes" dem Verständniß erschlossen werden solle durch Enthüllung der Decke, die gleich vor dem Eingang hänge und die bisher „noch Niemand wegzuziehen sich nur träumen lassen". Nur scheinbar bescheidener schließt er auf der letzten Seite, indem er den Leser auf noch weiter bevorstehende Enthüllungen spannt, mit einem si quid novisti rectius. Wenn dir, sagt der Epopt, von Wichtigkeit, Zweck, Einfluß dieser Untersuchungen etwas vordämmert: „übersieh nur Schreibart, Kleinigkeiten, Namen; der Name des

---

[1]) LB. III, 200 vgl. oben S. 400.

[2]) C, II, 118 und 164.

[3]) In dem Briefe an Hartknoch giebt er in einer, im Druck bei Düntzer C, II, 45 weggebliebenen Stelle die Titel folgendermaaßen an: „Erster Theil: Eine nach Jahrtausenden enthüllte heilige Schrift. Im Manuscript 16 Bogen. Zweiter Theil: Gefundener Schlüssel zu den sieben heiligen Wissenschaften der Aegypter. Im Manuscript 9 Bogen. Dritter Theil: Die Denkmale der ältesten Phönizisch-chaldäischen Geschichte enträthselt. Ebenfalls 9 Bogen."

Verfassers will so wenig mit goldenen Buchstaben hervorblicken als der Name des am Himmel geschrieben steht, der das große Werk, was wir suchen, gemacht hat: nicht ihn aber ehre; wende an, erläutere, hilf, verbreite das Kleinod, was er suchet, die heiligste Urkunde des Alterthums, durch die Anbeginn der Bildung unseres Geschlechtes ward!" So soll immer, wie er auch den Freunden zu sagen nicht müde wird, die große Absicht und der Sinn des Ganzen die Mängel der Behandlung, die er namentlich einem Heyne und andererseits einem Kant gegenüber lebhaft fühlt [1]), entschuldigen.

Um es vorweg zu sagen: voll Prätension auf Wissenschaftlichkeit, hat er in seinem frommen Eifer, in leidenschaftlichem Zorn und übermüthiger Verachtung gegen die Denkart und Gelehrsamkeit Anderer, mit hastiger Feder ein durchaus dilettantisches Buch geschrieben, ein Buch voll Sturm und Drang, voll genialen Kraftgefühls, aber ohne alle Zucht, zum Erschrecken form- und methodelos — ein unverantwortlich übereiltes und unreifes Buch, das verworrenste, unlesbarste von allen, die je aus seiner Feder gekommen. Ein „monstrum horrendum" hat es selbst der mit Inhalt und Absicht so ganz einverstandene Hamann genannt. Nach allen Seiten aber hat es in seiner Ungeheuerlichkeit und Ungenießbarkeit Merck als die wunderlichste und doch geniale Fehlgeburt gezeichnet. In einer längeren geistvollen Recension, die jedoch ungedruckt blieb, vernichtet er es mit einer Fülle fein ironisirender Wendungen: in einem Briefe an Nicolai charakterisirt er „das abscheulichste Buch, das je geschrieben", und das ihm dennoch als Abdruck des Geistes seines Verfassers werth sei, mit treffender Kürze [2]). „Er ist," sagt er von dem Verfasser, „wie ein Mensch geworden, der sich im Schlafrock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet und noch obendrein verlangt, daß es Jedermann gut heißen und auch seine ihm beliebigen Ursachen davon riechen soll. Der Stolz der Ueberschriften, die bettelhafte Prahlerei der Citate und dann die ganz wetterwendische Schreibart müssen Jeden revoltiren. Das Lärmschlagen über eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz (nämlich daß Hieroglyphe eher als Buchstabenschrift war) Jeder zugiebt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker, Bibelübersetzer und Commentators mit Heugabeln und Dreschflegeln hervorruft, war und bleibt höchst unnöthig — —". Stark und derb, aber durchaus treffend. Wenn Merck hinzufügt, daß die darin enthaltenen Bücherurtheile höchstens mit einem guten Freunde vor dem Bücherschranke hätten abgethan werden sollen, und wenn er in dem längeren Aufsatz andeutet, man könne das Ganze etwa als Manuscript für Freunde ansehen, so ist damit namentlich das Uebereilte und Unreife des Buches so richtig wie möglich bezeichnet. Gerade als die Gedankenmasse, um die es sich hier handelt, zusammt dem allmählich gesammelten gelehrten Material in der brausendsten Gährung war, bot Herder den unausgegohrenen

[1]) An Heyne Nr. 28 und 33; an Hamann, Hamanns Schriften V, 70.
[2]) Wagner III, 110 ff. und 105. 106.

Trank dem Publicum dar. Der Trank war um Vieles genießbarer, als er — in dem früheren Entwurf einer Hebräischen Archäologie — zum ersten Mal frisch von der Kelter floß: es wurde später, in den Theologischen Briefen und in der Schrift vom Geist der hebräischen Poesie, guter edler Wein daraus; so wie er jetzt war, trübe, jastreich und berauschend, hätte er ruhig auf dem Faß sollen liegen bleiben, statt daß der Kellermeister ihn mit lauter Anpreisung, nicht anders als wie ein selbst Berauschter herumbot.

Es handelt sich, wie man weiß, um das erste Capitel des ersten Buches Mose [1]).

Wieder wie in jenem Entwurf [2]) bahnt sich der Verfasser den Weg durch Bekämpfung und Abweisung aller derjenigen, die in diesem Capitel, sei es zum Behuf der Widerlegung der biblischen Schöpfungserzählung, sei es in vertheidigender und ausgleichender Absicht, Physik oder Metaphysik gesucht haben. Dem bisherigen „Sinn oder Unsinn der Schulen" entgegentretend, will er das Stück unbefangen ansehen und, damit es ihm gelinge, sich aus den dumpfen Lehrstuben des Abendlandes in die freiere Luft des Orients versetzen. Etwas umständlich und redselig zwar, aber ganz überlegt methodisch sucht er zu diesem Zwecke zunächst die einzelnen Begriffe der biblischen Urkunde klar zu legen und „ihre Bedeutung aus dem Morgenlande zu sichern". Man kennt schon aus der älteren Arbeit seine Manier, die biblischen Bilder zu entwickeln, indem er sie nachfühlend dem Leser eindringlich vorführt, sie ihm gleichsam in die Seele malt.

Er geht weiter zu der Frage fort, was diese Bilder für ein Ganzes ausmachen? Da scheint es ihm zweifellos, daß dieser Schöpfungsgeschichte das Gemälde der Morgenröthe, das Bild des werdenden Tages zu Grunde liegt.

Auf sechs Arbeitstage aber ist das Schöpfungswerk vertheilt, denen der siebente als Ruhetag folgt. Damit verfolgt die Erzählung unserer Urkunde zugleich die Absicht, eine Ordnung der Arbeit und der Ruhe nach dem Vorbilde Gottes einzuschärfen.

Ein aufmerksamer Blick auf dies Werk der sieben Tage zeigt weiter — welche Entdeckung! — daß wir eine Hieroglyphe vor uns haben, - eine Hieroglyphe, an der sich alle menschliche Schrift und Symbolik gebildet, von der die ältesten Künste und Wissenschaften ausgegangen. Parallelisch sind die sieben Tagewerke geordnet, sie bilden ein symmetrisch verbundenes Sechseck mit den Himmelslichtern in der Mitte — Alles voll überlegter Proportion! Der Zweck dieses Gedächtnißbildes ist der, daß es ein Wochenkalender sei, an den alle Zeitrechnung sich anschließen konnte. Mehr noch. Symbolisch betrachtet war diese Bilderfigur das erste Muster und Vorbild zu Schrift und

[1]) Zum Folgenden kann die Analyse und Besprechung der Aeltesten Urkunde bei Werner, „Herder als Theologe, ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie" (Berlin 1871) S. 196—202; auch S. 100 ff. verglichen werden.

[2]) S. oben S. 290 ff.

Sprache, und eben damit ferner ein Saamenkorn aller Menschenweisheit, woraus Naturlehre, Moral, Religion, Zeitrechnung, Astronomie und Philosophie sich entwickeln mochte — „ein Wegweiser in sieben Künste und Wissenschaften!"

Entnommen endlich ist diese Hieroglyphe, ihre Figur und Proportion, von der Gestalt des nach dem Bilde Gottes gebildeten Menschen, als des Mikrokosmus, des Inbegriffs von Himmel und Erde. „Der Mensch mit Haupt, Händ' und Füßen und dem Zusammenhangenden des Körpers Vorbild der ersten Hieroglyphe."

Viel, wie man sieht, und Vielerlei in dem Einen Stück! Gemälde der Morgenröthe und zugleich Schöpfungsgeschichte, Institution des Sabbaths und zugleich Hieroglyphe, Schrift und Sprache, Künste und Wissenschaften! Dafür eben ist es das erste Lehrstück Gottes an die Menschen, das Meisterstück der göttlichen Pädagogik — Eins in Allem und Alles in Einem, „ein Universum der Bildung, woraus sich Alles entwickeln sollte, die Ewigkeiten hinunter".

So weit führt uns der Erste Theil der „Aeltesten Urkunde" — bereits weit hinaus über die in dem älteren Manuscript entwickelten Sätze und vor Allem auf einen weit davon abliegenden Standpunkt hinüber.

Es ist ein neuer, dem älteren Manuscript unbekannter Gedanke, daß die Schöpfungsgeschichte nach dem zu Grunde liegenden Bilde der Morgenröthe, des werdenden Tages, erzählt sei. Inniger, lebendiger hat sich dem Verfasser bei einsamem Naturgenuß in Garten und Wald das angeborene Naturgefühl in der Bückeburger Zeit entwickelt. Die aufgehende Sonne trifft ihn über der Arbeit an seinem großen Werke. Er schreibt dasselbe, wie er mit erkennbarem Doppelsinn so oft sagt, „vorm Antlitz der frühesten Morgenröthe". Neu ist desgleichen der Einfall, daß der Grundriß zu der inhaltreichen Hieroglyphe des Schöpfungsberichts in der Gestalt des Menschen zu finden sei. Es sind Gedanken seiner Plastik, durch Lavaters physiognomische Träume ins Mystische hinübergezogen, die sich darin bemerkbar machen; eben an Lavater (Mai 1774) giebt er dem Einfall noch bestimmtere Wendung, und Lavater wieder versäumt nicht, gleich die Einleitung zu seinen Physiognomischen Fragmenten mit Stellen aus der „Aeltesten Urkunde" über die Würde des Menschen als des Ebenbildes Gottes zu schmücken. Erst jetzt endlich findet Herder in dem Schöpfungsbericht nicht bloß eine Hieroglyphe, sondern in dieser Hieroglyphe zugleich den Keim zu aller menschlichen Bildung. Er hatte früher als einzigen Zweck des Stückes die Sabbatheinsetzung behauptet: er findet jetzt darin den Zweck einer universellen Unterweisung an die jugendliche Menschheit.

Erst mit diesem letzteren Gedanken ist der frühere Standpunkt von Grund aus geändert, die ganze Auslegung des Stückes auf den Boden völlig anderer Voraussetzungen hinübergehoben.

Die frühere Meinung unseres Auslegers ging dahin, daß wir in diesem ersten Capitel des ersten Buches Mose ein altmorgenländisches Nationallied

vor uns haben, hervorgegangen aus dem Bedürfniß, den Ursprung der Welt und des Menschengeschlechtes in religiösem Sinne mythologisirend zu erklären. Diese profan-kritische Ansicht ist jetzt einer theologisch-constructiven Auffassung gewichen. Hingenommen von dem Glauben an ein unvordenkliches Alter unserer Urkunde, geht der Ausleger jetzt hinter seinen eigenen Satz, daß Poesie die Ur- und Muttersprache des menschlichen Geschlechtes sei, zurück. Er erklärt, daß ein Lied von so durchdachtem Plan und solcher Erhabenheit im frühesten Zustand der Welt und Sprache nimmer habe entstehen können — er sucht nach einem höher hinaufliegenden Quell, aus dem allererst jene Muttersprache des menschlichen Geschlechts sich herleiten lasse. Er stößt jenen seinen Satz nicht um, aber er nimmt ihm seine Bedeutung als eines obersten Erklärungsprincips. Unsere Urkunde ist „kein Lied, sondern ein Denkmal", — ein Denkmal, aus dem alle Denkmale, alle Sprache, alle Lieder, Bilder, Poesien und Philosophien erst entsprangen. Nicht der dichtende Menschengeist, sondern Gott selbst ist dieses Denkmals Urheber, der es ebendeshalb auch zu erhalten gewußt hat. „So dichtet, so erhält nur Gott"; die „älteste Urkunde" ist eine „göttliche Urkunde". Erfüllt und durchweht ist auch sie von dichterischem Geiste; ihr höherer Rang und Ursprung schließt daher die Erläuterung durch anderes Poetische nicht aus; nur folgerichtig jedoch, daß die Verweisung auf verwandte dichterische Anschauungen bei Ossian und Shakespeare, Milton und Klopstock jetzt erheblich zurücktritt und aus dem Text in die Anmerkungen verwiesen ist, daß ernstlicher nur Stellen aus Hiob, aus den Psalmen und Propheten zur Erläuterung verwerthet werden. Noch weniger als der nationalpoetische verträgt sich natürlich der mythologische Gesichtspunkt mit jener Annahme eines göttlichen Ursprungs. Mit dem wegwerfendsten Spott spricht der Mann, dem früher die Vorstellung einer hebräischen Nationalmythologie so geläufig gewesen war, von der Sucht der neueren Zeiten, bei der Erklärung der Bibel Alles auf eine gewisse morgenländische Mythologie hinzuziehen, „Alles, auch die natürlichsten und göttlichsten Vorstellungsarten, zum Nationalmärchen aus dem Orient zu machen". Nur gegen die Uebertreibung scheint er zu sprechen — er thut es thatsächlich in einer Weise, die mit dem Bade das Kind ausschüttet.

Wie jedoch wird er, der einst so eifrig und überzeugend gegen den göttlichen Ursprung der Poesie raisonnirte, der dann in der Schrift vom Ursprung der Sprache so siegreich die Süßmilchsche Hypothese widerlegte — wie wird er uns jetzt den göttlichen Ursprung der „ältesten Urkunde" zunächst verständlich zu machen und wie ihn zu beweisen im Stande sein?

Ihn uns und allererst sich selbst verständlich zu machen, dient ihm jenes Aperçü, daß sich in den Tagewerken des Schöpfungsberichts die Bilderfolge des Sonnenaufganges, des werdenden Tages spiegle — ein Aperçü, welches, wenn es mit der nöthigen Einschränkung, bescheiden und nebenher hingeworfen wäre, ein glückliches genannt werden könnte. Statt dessen trägt es

der Verfasser wie eine große Entdeckung vor und macht er sofort einen dogmatischen Gebrauch davon. In einem sich täglich erneuernden Factum also — das ist die Folgerung, die er daraus zieht —, in dem Schauspiel des aufgehenden Tages offenbarte Gott dem Verfasser unseres Stückes die Geschichte der Schöpfung; und nicht eigentlich Verfasser war jener, sondern „ihm erschiens! ihm wards offenbart". Man glaubt dies zunächst so verstehen zu dürfen, daß die Offenbarung Gottes einzig und allein durch die natürliche Wirkung der täglichen Naturerscheinung auf Sinn und Gefühl des sinnlich empfänglichen, jugendlichen Menschen geschehen sei. Allein mit diesem „einzig und allein" würden wir doch die Meinung Herders mit nichten erreichen. Vielmehr, so gewiß die erste Offenbarung Gottes nichts als Offenbarung in der Natur, durch ein sich immer wiederholendes, faßliches, im höchsten Grade eindrucksvolles Naturbild war, so gewiß mußte „zur Fassung und Erreichung dieses Bildes eine Lehrmeisterstimme hinzukommen, zu der im Anfange der Zeit Niemand da war als Gott". So schwankt die Ansicht Herders in mystischer Unbestimmtheit zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren. Müssen wir seiner poetischen Auffassung des Begriffs einer natürlichen Offenbarung und natürlichen Religion gegen die herrschende flach rationalistische beistimmen, die das Natürliche so unnatürlich wie möglich in ein überlegt verständiges Erfinden, Ueberreden, Mittheilen und Anordnen setzte, so können wir ihm doch dahin nicht folgen, daß er sofort nach der entgegengesetzten Seite hin das Natürliche ins Uebernatürliche hinüberspielen läßt. Er will nichts wissen von der Unterscheidung einer natürlichen und einer geoffenbarten oder positiven Religion: er scheint Beides in Eins fassen zu wollen — „natürliche Religion in und durch Offenbarung, positive An- und Unterweisung durch den ganzen Bau der Welt und des Menschen" — das gilt ihm als die „wahre historische Auflösung" des gordischen Knotens. Aber wohlgemerkt: in dieser Ineinssetzung des Natürlichen und Positiven will er doch dem Letzteren, historisch sowohl wie begrifflich, die Priorität wahren. Nicht bloß in dem Sinne, der jedem lebendigen Gottesglauben als selbstverständlich gilt, daß die Gott offenbarende Natur selbst eine Offenbarung, Schöpfung, That, Erscheinung der höchsten Allmacht ist, — nicht bloß in diesem Sinne, dem die allgegenwärtige Wirkung Gottes selbst eine Bürgschaft ist, daß der seinen eigenen Anlagen überlassene Mensch Religion und Sprache und Kunst und Wissenschaft und Bildung in natürlicher Entwickelung aus sich erzeugen müsse. Das war die Meinung Herders damals gewesen, als er mit Hume und Michaelis wahrscheinlich gefunden hatte, daß die ersten Religionsbegriffe der Völker aus den Affecten der Verwunderung und der Furcht sich entwickelt haben dürften — damals noch, als er ausführlich nachgewiesen, daß „Erfindung der Sprache dem Menschen so natürlich sei als er ein Mensch sei". So ist jetzt seine Meinung nicht mehr. Sondern die „positive Religion ist so alt als die Welt, älter als die natürliche, und diese durch jene entstanden". Und zwar

historisch, „durch ein Factum“, will er das beweisen. Durch das Factum unserer Urkunde. Factum nämlich ist ihm auch das, daß diese Urkunde ein solches Compendium aller möglichen Kenntnisse, von der Zeitrechnung, von Schrift und Sprache an bis zu den höheren Wissenschaften sei. In der naivsten Weise vindicirt er dieser Hypothese die Würde einer Thatsache. Und sucht doch nun wieder in handgreiflichem Zirkel, daß das Alles in dem ersten Capitel Mose enthalten sei, durch aprioristisches Raisonnement zu beweisen! Denn lediglich Glauben und Voraussetzung, seiner früheren Ueberzeugung widersprechende Voraussetzung ist es, daß die Menschen durch sich selbst schwerlich so bald zu Zeitrechnung gekommen, daß sie, ihren eigenen Kräften überlassen, nimmermehr Sprache und Schrift erfunden haben würden. Gott vielmehr „öffnete seinem Lieblingsgeschöpfe Blick und Seele, lösete ihm Sprache und Zunge“. Daß die Menschen die Schöpfung, dies Chaos unzusammenhängender Wesen, diese „bestürmende Rhapsodie aller Geschöpfe“ buchstabiren lernten, dazu war „ein väterlicher Beistand des Schöpfers nöthig“. Nur dadurch erst kamen sie zu Zeitrechnung, zu Sprache und Schrift. Ausdrücklich wendet er sich gegen seine eigene Preisschrift. Nur daß der Mensch das Vermögen und die Anlage zur Sprache habe, will er dort bewiesen haben — während er doch gegen die Abstraction einer solchen Anlage ohne Bethätigung, gegen den Rousseauschen „Scheinbegriff einer réflexion en puissance“ aufs Lebhafteste polemisirt hatte! Zu der bloßen Anlage fordert er eben jetzt — eine „weckende Kraft“, einen Unterricht Gottes, und findet denselben in unserer Urkunde, die denn weiter zugleich der erste, hieroglyphische „Schriftversuch Gottes mit dem Menschen“ war! Das heißt: was er mit voreiliger Einbildsamkeit, geistreich und übersichtig in die „Urkunde“ hineinlegt, das rechnet er kurzsichtig der Weisheit Gottes zu und demonstrirt so mit nicht enden wollenden Declamationen, wie tiefsinnig und zweckmäßig die Lehrmethode Gottes gewesen sei!

Sehen wir uns indeß vor, dem Verfasser nicht Unrecht zu thun! Ausschließlich auf diesem Zirkelbeweise beruht denn doch wohl die Behauptung, daß unser Capitel eine Urkunde der ältesten, aller Civilisation vorausliegenden Offenbarung Gottes an die Menschen sei, nicht. Wenn er so stark allen philosophischen Hypothesen und Beweisen gegenüber darauf pocht, daß er seinerseits lediglich eine Thatsache aufweise, so kann uns zwar das Bisherige davon nicht überführen, aber — er hat auch in der That noch einen anderen, wirklich historischen Beweis in petto!

Denn wie? Wäre nicht das Behauptete wirklich bewiesen, wenn sich unwidersprechlich zeigen ließe, daß unsere Urkunde von unvordenklichem Alter, aller Sprache, Schrift und Bildung vorausliegend, daß alle Tradition und alle Civilisation aller Völker der Erde auf ihr ruhe und von ihr ihren Ausgang genommen habe? wenn sich dies historisch durch Kritik der Denkmäler, durch Zurücksteigen zu den Uranfängen der Völkerbildung zeigen ließe?

Ein ungeheuerliches, ein unmögliches Beginnen! sagst Du. So weit zurückzusteigen, dazu fehlen uns die Pfade sowohl wie die Wegweiser; ebensowohl vermöchte man mit dem forschenden Auge in die Unendlichkeit des Weltraumes noch über die entferntesten Gestirne der Milchstraße hinauszudringen, von denen uns das Fernrohr eine unsichere Kunde giebt. Hier wie dort wird und kann es nicht ohne Vermuthungen, nicht ohne aprioristische Voraussetzungen abgehen, die obenein auf dem Gebiete der Geschichte, die an die verschlingende Zeit so viel Verluste zu zahlen gehabt hat, noch unsicherer sein dürften als auf naturwissenschaftlichem Gebiete.

Du hast ohne Zweifel Recht. Aber ohne den Glauben an das Unmögliche — wie wenig Großes würde in der Weltgeschichte und in der Geschichte der Wissenschaften geleistet sein! Es macht die Größe des Genius aus, daß er auch das Hoffnungslose wagt, wenn nur das Hoffnungslose nicht sinnlos und das Wagniß nicht nothwendig ergebnißlos ist. Auch in dem scheiternden Unternehmen kann sich eine edle Tendenz offenbaren und kann ein Anstoß zu wahrhaft fruchtbaren Leistungen, ein Wink auf mögliche Ziele enthalten sein.

Von dieser Art war das, was Herder mit durchaus unzulänglichen Mitteln, in geradezu abenteuerlicher Weise, voll überhobenen Selbstgefühls zu leisten unternahm.

Die große und berechtigte Idee, die ihn leitete, war der Gedanke, die gesammte Bildung des Menschengeschlechts aus Einem Keim, einem einzigen Urphänomen entsprungen zu denken. In ganz analogem Streben geht alle Philosophie darauf aus, die Gesammtheit des Seins aus einem obersten Princip, einem Letzten, Unbedingten zu erklären. Diese die Philosophie beherrschende Tendenz überträgt Herder auf die Geschichte. Wie die construirende Philosophie alles Sein an einen Urbegriff, so knüpft er alle menschliche Bildung, die ganze geschichtliche Entwickelung des menschlichen Geistes an eine durch eine älteste Urkunde beglaubigte Urthatsache. Immer wieder glaubt er den Werth philosophischer Welterklärung dadurch herabsetzen zu dürfen, daß er die erklärenden Principien der Philosophen als Hypothesen charakterisirt, und betont dem gegenüber immer von Neuem, daß seine Geschichtserklärung von einem Factum ausgehe. Die Wahrheit ist, daß dieses angebliche Factum eben auch eine Hypothese ist. Nur, wenn die Aufstellung jener metaphysischen Erklärungsprincipien auf mehr oder minder reiner, von genialer Anschauung unterstützter Begriffszergliederung ruht, so bekömmt jenes angebliche Urfactum seine Bedeutung, ein erklärender Uranfang zu sein, wesentlich durch die lebendige Einbildungskraft des Verfassers in Verbindung mit dem Glauben, auf welchem er von vornherein feststeht, daß die ganze Geschichte göttliche Offenbarung, eine von einem göttlichen Plan geleitete Entwickelung sei. So hängt seine „Aelteste Urkunde" eben zusammen mit dem „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts". So hat er durch beide

Schriften eine bedeutsame Anregung zu jener von Giambattista Vico als nuova scienza aufgestellten Wissenschaft der Geschichtsphilosophie gegeben.

Zu jener großen philosophisch-historischen Tendenz einheitlicher Erklärung aller menschlichen Bildung stimmt denn weiter auch die Idee, die ihm von dem bei seinem Beweisversuch zu befolgenden Verfahren vorschwebt. Er will nur „simplificiren" und „vergleichen." In die Masse und Verschiedenheit der Thatsachen und Ueberlieferungen will er Einheit und Uebereinstimmung bringen. Statt zu „weiten" will er „engen". Statt zu trennen, will er „die Länder, die zerstückten Glieder des menschlichen Verstandes zusammenrücken". Vielmehr, von selbst sollen sie sich zusammenrücken. Die Thatsachen sollen reden durch ihre bloße Nebeneinanderstellung. Sehen, nicht erschließen soll man ihre Zusammenstimmung. Zeigen, nicht demonstriren will sie der Verfasser, er will durchaus genetisch = historisch zu Werke gehen. Auch dies, wie wenig er thatsächlich dem entspricht, eine wahrhaft große Tendenz! Er hat damit das Ideal einer vergleichenden Mythologie, einer vergleichenden Religions- und Culturgeschichte ausgesprochen und auch damit wieder einen lange fortwirkenden Anstoß gegeben.

Er verbindet damit endlich noch andere Forderungen, die wir oft schon aus seinem Munde gehört und freilich oft schon, bei anderen Stoffen und Anlässen, viel besser als hier von ihm erfüllt gesehen haben. Es ist neben der vergleichenden, zusammenrückenden die individualisirende, neben der philosophisch-erklärenden die historisch-vergegenwärtigende, neben der universellen die specialisirende Tendenz. Anschauung im Ganzen, Anschauung auch im Einzelnen. Hier, wie in dem fliegenden Blatt zur Geschichtsphilosophie, schärft er den Satz ein, daß man die Eigenart eines Volkes nicht mit Abstractionen erfassen zu können sich Hoffnung machen dürfe, die auf alle Länder der Welt passen könnten. „Tritt," sagt er, „in Allem, was dies Volk angeht, ganz genau in die Fußstapfen und unter den Himmel dieses Volkes!" Er sagt so bei Gelegenheit der Aegypter. Er verlangt, daß man sich zum Verständniß ihrer Religionsvorstellungen von den Begriffen unseres heutigen Reflexionswissens frei machen, sich in den „Symbolgeist" der alten Aegypter versetzen solle, und zeigt unter Anderem mit überredender Lebhaftigkeit, wie sich der ägyptische Thiercultus durchaus natürlich aus der einem jugendlichen Zeitalter gemäßen vertraulichen Nähe des Menschen mit den Thieren erkläre. Er macht diesen Gesichtspunkt insbesondere in Betreff der Behandlung der damals noch in den ersten Anfängen liegenden Geschichte der Philosophie geltend. Schon Hamann hatte in den Sokratischen Denkwürdigkeiten gegen die Behandlung dieses Zweiges der Gelehrtengeschichte bei einem Stanley und Brucker Klage geführt und die Forderung erhoben, daß man die Schicksale der Philosophie nicht wie ein Gelehrter oder Weltweiser selbst, sondern „als ein müßiger Zuschauer ihrer olympischen Spiele" — mit gläubiger, allenfalls mit etwas schwärmerischer Versenkung in die Denkweise der großen Denker

zu studiren habe. In demselben Sinne ereifert sich hier Herder gegen die „Kalendermacher und Systemfädler des Jahrhunderts", gegen die schlechte Methode, einen alten Denker aus seinem ganzen Elemente herauszuheben, ihn zu „verschwätzen, zu verbrocken, zu verkleistern, zu retten oder zu verdammen" und wünscht, daß ein Mann von Gefühl und Kenntniß diesen „wichtigsten Theil der Geschichte des menschlichen Verstandes" — eine „Geschichte der Philosophie im Menschengeschlechte", Geist mit Geist wiedergebend, liefern möchte. Auch dies ein Wunsch und Wink, der nicht umsonst ausgesprochen wurde und der Beherzigung bis auf den heutigen Tag werth ist.

Tendenz und Forderung indeß ist Eins, Ausführung und Leistung ein Anderes. Wir können es uns nicht ersparen, dem Verfasser auf dem Wege selbst zu folgen, auf dem er uns durch so viele Denkmale der ältesten Völkergeschichte zu der Ueberzeugung hinleiten will, daß Alles aus Einer, aus dieser Quelle des Mosaischen Schöpfungsberichtes, und diese Quelle kraft göttlicher Offenbarung geflossen sei.

Es ist der Zweite und Dritte Theil des Werkes, welche diesem Beweise — vielmehr dem Anfang dieses Beweises gewidmet sind. Nur so viel hatte schon das ältere Manuscript der Hebräischen Archäologie kurz nachzuweisen versucht, daß unsere Urkunde keinesfalls erst von Moses verfaßt sein könne; nur kurz und allgemein war dort (LB. I, 3, a, 516) ausgesprochen worden, daß „dies Poem" die „heiligste Antike des Orients, das urälteste Stück aus der Morgenröthe der Zeiten, vielleicht noch in den alten Buchstaben der Muttersprache des Orients geschrieben, etwa auf Säule und Altar eingegraben" gedacht werden müsse. Eine ausgeführtere Wiederholung des Beweises: „gewiß nicht von Moses", eröffnet den Zweiten Theil. Das eigentliche Thema des Verfassers jedoch ist der positive Nachweis, „daß schon lange vor Moses die entlegensten Völker der Erde das Stück wußten und daß sie ganze Religionen, Mythologien, ja die Grundlage aller ihrer Einrichtungen, Künste und Wissenschaften darauf bauen konnten" — ein Nachweis, durch welchen denn, wie es ruhmredig heißt, ein „ganzes Alterthum sich schichten, ein Lichtfaden durch die verworrensten Urgänge der Völker" sich ziehen lassen soll.

Mit Aegypten beginnt er. Der Reihe nach kommen die sieben heiligen Laute der Aegypter und alle dem Theut zugeschriebenen Erfindungen, die ägyptische Götter- und Naturlehre, ihre Zeitrechnung, ihre Hieroglyphik, ihre Politie, ihre Denkmale — Pyramiden, Obelisken, Mumien zur Sprache, und in alle dem findet sofort unser Alterthumsforscher jenes älteste Symbol — die Mosaische Schöpfungsgeschichte mit ihrem Siebentagewerk wieder! So erhellt sich ihm das ganze ägyptische Alterthum. Die symbolisirende Einkleidung, meint er, ist Eigenthum der Aegypter, der Kern jene ältere, ihnen von außen gekommene Urkunde; Memnons Bildsäule z. B. — der Sohn der Morgenröthe und die Morgenröthe grüßend — ist ein heiliges Menschensymbol als lebendiger Ausdruck der Weltschöpfung — „ein Commentar meines Ersten

Theils". Was in Aegypten verkünstelt und verdunkelt erscheint, davon ist das einfache Urbild in der Mosaischen Urkunde zu finden. Denn nur Moses, so ist des Verfassers Meinung, „hat das erste Kinderkleid des menschlichen Geschlechtes, unzerrissen von neuen Lappen, beibehalten"; ihm und seiner Nation haben wir allein die reine, von keinen späteren Nationalbestimmungen unterdrückte Erhaltung desselben zu danken. Nur eine andere, anders verstümmelte und elend commentirte Variante desselben Textes, der ältesten Welturkunde, ist sofort — wie am Anfang des Dritten Theiles zu zeigen versucht wird — auch die Phönizische unter dem Namen des Sanchuniathon gehende Kosmogonie. Die älteste griechische Philosophie, von dem Satz des Thales an, der Alles aus dem Wasser ableitet, nicht anders; auch die Weisheit eines Pherekydes, Pythagoras u. s. w. — es sind sammt und sonders „ausgemalte Laute einer und derselben heiligen Sage". Und weiter hinauf, in ein noch ehrwürdigeres Alterthum wird die Spur verfolgt; der ganze Sabäismus ist voll von Anklängen an die Mosaische Urkunde; die Tradition des Ursprunges dieser sabäischen Religion und Philosophie geht auf Seth zurück; schon zu Abrahams Zeiten war sie in Verfall — wir finden uns bis in die Urwelt hinaufgewiesen! Zu weiterer Begründung dieses Satzes befassen sich die folgenden Abschnitte mit dem Wesen des Gnosticismus, der nur ein neuer griechischer Name für die alte Chaldäerweisheit war, eine allgemeine Ideensprache, nicht aus Juden- oder Griechenthum, sondern aus viel älterer Quelle abzuleiten, mit der Kabbala, die gleichfalls ihren chaldäischen Ursprung verräth, und endlich mit der durch Anquetils Avesta nur eben erst erschlossenen Religion Zoroasters. Mit ihr, die auch wieder mit ihren sechs Amschaspands — den Engeln der Schöpfungstage — und Anderem mehr so deutlich an unsere Urkunde anklingt, werden wir noch höher hinaufgewiesen, stehen wir dem Urquell, von dem sie doch ein viel reinerer Abfluß ist als die chaldäische, die jüdische, die gnostische Philosophie, ein gut Theil näher. Aber wo endlich war dieser Urquell? wo ist die Höhle Mithras zu suchen? wo denn ward die Uroffenbarung Gottes gegeben, deren treuer Aufbewahrer Moses wurde? — Unser Dritter Theil antwortet nicht mehr auf die Frage. Mit einem: „Erwarte, Leser, und gedulde" spannt er uns auf eine — niemals von dem Verfasser gegebene Fortsetzung! —

Unser kurzer Bericht über den Gang dieses Zweiten und Dritten Theiles der „Aeltesten Urkunde" hat es sich erlassen, in das Detail der Beweisführung einzugehen, die darin enthalten sein will; er hat sich begnügt, hie und da durchscheinen zu lassen, von welcher Art diese Beweisführung ist. Sie ist, kurz gesagt, die denkbar unbündigste und kritikloseste, — eine Kette von Einfällen, Behauptungen und Trümpfen, die mit dem Anspruch auf Selbstverständlichkeit und Unwiderleglichkeit in der prahlerischesten Weise hin- und durcheinandergeworfen werden. Kant, welchem Hamann das „monstrum horrendum" mitgetheilt hatte, traf den Nagel auf den Kopf, wenn er von einem „Triumph

ohne Sieg“ sprach[1]). Wie begründet im Allgemeinen das Eifern Herders gegen das Zerstücken und Trennen, wie berechtigt in gewissem Sinne die Forderung des Zusammenrückens und Zusammenschauens ist: immer wird die Vorbedingung aller, auch combinirenden und construirenden Kritik die strengste Unterscheidung und Sonderung sein. Wenn Herder allen denen, die bisher mit der Geschichte der ältesten Ueberlieferungen, mit Religions- und Philosophiegeschichte sich befaßt, in den beleidigend-gröbsten Ausdrücken Verwirrung vorwirft, so ist in seinem Buche die allerärgste — eine zwar geistreichere, aber zugleich tollere, eine wahrhaft berauschende und schwindeln machende Verwirrung. Nie ist Herder weiter als hier von Lessing, von dem Geiste echter Kritik entfernt gewesen. Wir haben in diesem Werke ein Vorspiel von dem, was die spätere vergleichende Mythologie geleistet hat, nur daß diese sich noch überdies auf vorgefaßte, der Schellingschen Philosophie entlehnte Begriffe und Constructionsmanieren stützte. Daß Untersuchungen wie diese zu keinem irgend sicheren Ergebniß führen konnten, ist schon dadurch klar, daß ihnen jede zuverlässige empirische Basis fehlte. Wir beherrschen heutzutage ein erheblich reicheres Material zur Erforschung der Zusammenhänge der ältesten Geschichte; zahlreiche Denkmäler sind seitdem ans Licht gekommen, die fortgeschrittene Philologie hat uns dieselben entziffern gelehrt; wir sind heutzutage im Besitz des Schlüssels zu den ägyptischen Hieroglyphen und wir haben begonnen, die altbabylonische Keilschrift zu lesen; noch weiter endlich vermögen wir vor- oder zurückzubringen an der Hand der vergleichenden Sprachwissenschaft, und für das Alles sind sichere Methoden ausgebildet; so klären sich ein wenig die Nebel des grauen Alterthums, und eben diese fortschreitende Aufklärung verbietet uns, zu hoffen, daß es jemals gelingen könne, zu dem Uranfang der Menschengeschichte auf dem Wege der historischen Forschung durchzudringen. Dem knabenhaften Enthusiasmus schien dies auch ohne alle diese mühsam errungenen Hülfsmittel möglich. Nur aus den trübsten Quellen, aus Compilationen wie Jablonskis Pantheon aegyptiacum oder Hydes De religione veterum Persarum konnte der Verfasser der „Aeltesten Urkunde“ schöpfen, und nur in Anquetils Zend-Avesta lag ihm ein erster wirklich an der Quelle geschöpfter Bericht vor. Die mangelhafte Beschaffenheit dieser Hülfsmittel indeß wurde noch weit überboten durch die Unmethode seiner Forschung. Verführt von seiner sich überstürzenden Phantasie und Entdeckungswuth scheinen ihm die entferntesten Analogien, die oberflächlichsten Aehnlichkeiten beweisend zu sein. Ueberall sieht er, was er sehen will; über Berge von Schwierigkeiten setzt er mit den Siebenmeilenstiefeln der Phantasie hinweg und findet

[1]) S. die beiden bedeutenden, merkwürdiger Weise weder in die Rosenkranzsche noch die Hartensteinsche Ausgabe der Kantschen Werke aufgenommenen Briefe Kants an Hamann vom 6. und 8. April 1774 in Hamanns Schriften VIII, 234 ff. Daselbst S. 242. Wir kommen weiter unten auf diese Briefe, ihre Veranlassung und Beantwortung durch Hamann zurück.

die Dinge, wie er ein übers andere Mal versichert, „federleicht“ und „klar wie die Sonne“. Vor dem „Symbolsinn“, dessen er sich rühmt, springen wie vor dem Zauberworte Sesam alle Thore des Alterthums! Und so ist, um es kurz zu sagen, dieser ganze „genetisch-historische“ Beweis, von dem er so viel Wesens macht, in Wahrheit nur ein Gaukelspiel, das er sich selbst vorgaukelt — nur ein Schein, der ihm erscheint, weil er geblendet ist von der Vorstellung, die ihn ergriffen hat: die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist die rein erhaltene Urkunde der ersten Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht. Ist sie dies, so müssen ja wohl alle sonstigen Berichte über die Schöpfung, über die Entstehung und Entwickelung der menschlichen Bildung genealogisch auf jene älteste Offenbarung zurückgehen. In dieser Reihenfolge hat sich augenscheinlich in seinem Geiste der Inhalt seines Werkes entwickelt. Von dem vieldeutigen Gehalt der im „Liede von der Schöpfung“ enthaltenen Hieroglyphe war er ausgegangen. Daß diese Hieroglyphe der ganzen ägyptischen Theologie und Weisheit zu Grunde liege und daß sie dieselbe aus vorhebräischer Aufzeichnung geschöpft habe, war eine zweite Entdeckung, oder, richtiger zu reden, ein zweiter Einfall. Als Drittes gesellte sich dazu die mystische Vorstellung, daß jene Hieroglyphe ursprünglich von Gott direct herrühre. Durch die Combination dieser Gedanken war das Weitere von selbst gegeben — der Schwerpunkt aber fiel nunmehr auf diese mystische Hypothese göttlicher Uroffenbarung, und ausdrücklich verweist daher Herder seine intimsten Freunde, die Hamann und Hahn, auf den Ersten Theil der Urkunde, wogegen der Zweite und Dritte Theil Schatten sei[1]).

Ist es nun aber so, so ist im Vergleich zu dem älteren Manuscript wie der Schwerpunkt, so die ganze Tendenz und die polemische Frontstellung Herders eine andere geworden. Aus der hebräischen Archäologie ist, um mit Hamann zu reden, eine göttliche Archäologie geworden. Ursprünglich war, indem ihm das 1. Capitel der Genesis für ein altes Nationalpoem galt, sein Zweck gewesen, „einen empfindlichen Freiheitsbrief für die menschliche Vernunft zu schreiben“, den Fortschritten der Naturwissenschaft freie Bahn zu machen gegen Diejenigen, welche die Wissenschaft an die Physik Mosis binden wollten. Noch immer zwar bleibt ihm dies eine Nebenabsicht. Er läßt die Worte des früheren Manuscriptes stehen, daß sich diese Interpreten der „gewaltsamsten, grausamsten Unterdrückung des menschlichen Geistes“ schuldig machen: aber das größere Aergerniß findet er jetzt darin, daß diese Interpretations-Spinnweben „einem uralten Heiligthum“ angehängt werden. Zwar damals schon hatte er ausgesprochen, daß „unsere Philosophie und Naturlehre nur immer noch ein Fachwerk untergeordneter Begriffe“ sei, und aller noch zu hoffenden Fortschritte ungeachtet nie etwas Anderes werden könne: aber gerade dieser parenthetisch ausgesprochene Satz wird jetzt unterstrichen und

[1]) An Hamann, Hamanns Schriften V, 70; an Hahn, bei Lisch, S. 122.

gerade diese Unzulänglichkeit unseres menschlichen Wissens von der Schöpfung und ihren letzten Gründen mit nachdrücklichem Behagen ausgeführt. Die ganze Episode über die biblische Sabbathstiftung und die christliche Sonntagsfeier mit ihrer lebhaften Polemik gegen die „heilig dämmernde Andacht", dieses „Opium der Seele", gegen den „mystischen Empfindungsunsinn", der in unseren Kirchen gepredigt werde, statt helle, auf Wirksamkeit und menschliches Glück gerichtete Erkenntniß zu verbreiten — diese ganze Episode ist jetzt auf wenige Zeilen zusammengeschrumpft [1]). Sie würde schlecht zu dem Geiste des Ganzen passen: die frühere mit der Aufklärung sich nahe berührende Tendenz hat sich in eine gegen die Aufklärung eiferartig reagirende Tendenz verwandelt.

Und mit alledem ist das Werk zugleich eine Streitschrift, wie es nur immer der Zweite und Dritte Theil der Kritischen Wälder gewesen war, wie es in anderer Weise der Beitrag zur Philosophie der Geschichte war. Es war diese Seite des Buches, die „Eroberungswuth", mit der der Verfasser daherfuhr, die den Geruch des Buches für Hamann zu einer ganz besonderen Seelenweide machte. Ihm war es ein wahres Ergötzen, daß der Verfasser, um den wahren Sinn der ältesten Urkunde wieder herzustellen, nicht umhin gekonnt, „alle Mauern und Festungswerke der neuesten Scholastiker und Averroisten niederzureißen, in die Luft zu sprengen und über den Haufen zu blasen" [2]). Die nüchterne Wissenschaftlichkeit Kants dachte anders darüber. Ihm war es klar, daß, aller Eroberungswuth und allem Enthusiasmus zum Trotz, auch in Sachen der Theologie der Dilettantismus zuletzt gegen die gediegene Gelehrsamkeit den Kürzeren ziehen müsse, und daß, sofern die Religion auf historischer Beglaubigung ruhe, alle Orthodoxen nichts würden ausrichten können gegen das reiche philologisch-antiquarische Wissen eines Michaelis. „In Erwägung dessen," so schließt er den zweiten der ihm von Hamann über die Herdersche Schrift entlockten Briefe, — „in Erwägung dessen fürchte ich sehr für die lange Dauer des Triumphs ohne Sieg des Wiederherstellers der Urkunde; denn es steht gegen ihn ein dichtgeschlossener Phalanx der Meister orientalischer Gelehrsamkeit, die eine solche Beute durch einen Ungeweihten von ihrem eigenen Boden nicht so leicht werden entführen lassen." Und nun vollends, wenn der Dilettantismus mit solchem Uebermuth, so ungeberdig und so ungezogen zu Werke

[1]) Sie war in einem Zwischenstadium zwischen dem ersten Manuscript und der für den Druck bestimmten Redaction, vielleicht zu Anfang der Bückeburger Zeit, damals, als es dem Verfasser so schwer wurde, mit seiner Schriftstellerei in Gang zu kommen, auf sehr wenig glückliche Weise in eine gesprächsartige Form umgearbeitet worden, (abgedruckt SW. zur Theol. XV, 296 ff.). Dieselbe Umformung hatten auch andere Theile des Manuscriptes erfahren (LB. I, 3, a, S. XXVIII). So lag dasselbe Heyne Anfang 1772 vor. „Es kann und soll," bemerkte ihm Herder (C, II, 127), „fast nichts von der Form bleiben: das Gespräch fällt ganz weg, das eigentlich nur, ich weiß nicht welch ein Aufstoß war."

[2]) Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde, Hamanns Schr. IV, 186.

ging, wenn er jene Invasion nicht in der Weise regelmäßiger Kriegführung, sondern in der Weise des räuberischen Ueberfalls, mit herausfordernder Unverschämtheit unternahm. Eben Michaelis ist es, den der Verfasser der Urkunde fast auf jeder Seite seines Buches in dieser Weise herausfordert — denselben Michaelis, den er früher den „großen", den „weltweisen", einen „Kenner der orientalischen Natur", einen „Seher in den orientalischen Sprachen", einen „Philologen von sehr richtigem Gefühl" genannt, für dessen Arbeiten er früher bei jeder Gelegenheit die bewundernde Anerkennung des dankbaren Schülers ausgesprochen hatte! Er ist ihm jetzt — ein neues Zeichen des geänderten Standpunktes — der Hauptvertreter der geistlosen, dem Sinn des Alterthums äußerlich und fremd bleibenden Bibelauslegung, der sich überhebenden flachen, religionslosen Gelehrsamkeit. Schon in zwei Recensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen [1]) war dieser neue Ton gegen den berühmten Orientalisten angeschlagen: in der Aeltesten Urkunde steigert er sich zu einem Aeußersten. Man wird kaum der Vermuthung Raum geben dürfen, daß die Aussichten, die sich dem Verfasser nach Göttingen hin eröffneten — wie die „Erinnerungen" andeuten — ihren Antheil an dieser Polemik haben. Sie würden im Gegentheil sie zu vermeiden oder zu mildern geboten haben. Herder selbst deutet das an. Das Buch war „nicht für Göttingen, sondern für Deutschland geschrieben, ehe ich an Göttingen dachte" [2]). Eher könnte man annehmen, daß er bei seiner Anwesenheit in Göttingen von der Persönlichkeit, dem Auftreten und der Wirksamkeit des berühmten Orientalisten so viel Ungünstiges erfahren und sich in die Ohren habe zischeln lassen, daß er alsbald diesen Eindruck wiedergab. Darauf weist in der That eine Aeußerung von Heyne (C, II, 141) über den Göttinger „Erzengel mit dem farbichten Kleide und Marktgolde" — darauf die persönliche Animosität der Angriffe, die namentlich wiederholt dem „Stolz" des „berühmten Neuerers" gelten, der „sich selbst die Kränze mehr als einmal geflochten habe". Die Hauptsache indeß war ohne Zweifel der innere Gegensatz seines gegen den rationalistischen Standpunkt des Mannes, die Superiorität, in der er mit seiner Auffassung sich gegenüber dem Michaelisschen „Alterthumsfratzhypothesengeist" fühlte. Das große Bibelwerk des berühmten Orientalisten, seine „Uebersetzung des Alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte", damals nur erst den Hiob und die fünf Bücher Mose umfassend, war in der That ein Werk, das einen poetisch angelegten Geist revoltiren mußte. Denn die Uebersetzung war mattherzig und geschmacklos, die Anmerkungen verriethen überall die Kluft, die zwischen der reichen Gelehrsamkeit des Erklärers und der seinem nüchternen

---

[1]) Ueber Michaelis' „Mosaisches Recht" Jahrg. 1772 St. 34 und desselben „Versuch über die siebenzig Wochen Daniels" St. 64. Vgl. auch die Recension der „Betrachtungen über den Orient" St. 69.

[2]) An Heyne Nr. 33, C, II, 170.

Sinn verschlossenen Denkart des Alterthums bestand. Es kam hinzu, daß Herder von seinem neuen gläubigen Standpunkt in Michaelis seine eigenen früheren Ueberzeugungen verurtheilte, daß er, wie es die Weise aller Bekehrten ist, mit doppelter Heftigkeit gegen Ansichten losschlug, in denen er selbst zum Theil befangen gewesen war. „Unter dem Zuge und Fluge des Dämons," wie er an Heyne schreibt, konnte er nicht anders. Wie stark ihn aber dieser Dämon beherrschte, erhellt aus der naiven Meinung, daß er denn doch das Maaß nicht überschritten, daß er „nicht unbescheiden" gegen den großen Gelehrten aufgetreten sei! Die Wahrheit ist: er schreibt mit einer weder durch das bescheidene Maaß seines Wissens noch durch das Gewicht seiner Gründe gerechtfertigten Ueberhebung. Er schreibt beleidigend, wegwerfend, höhnend. Er erlaubt sich diesen Ton selbst da, wo er sich in das Gehege etymologischer Fragen wagt, und er läßt sich dergestalt in seiner Gereiztheit gehen, daß er, wo er spottenden Scherz beabsichtigt, ins Geschmacklose und Burleske verfällt.

Der Angegriffene konnte sich trösten. In ganz ähnlichem Ton ergeht sich Herder auch gegen andere ebenso berühmte und berühmtere Männer. Nicht bloß, daß die Polemik, mit welcher schon in dem älteren Manuscripte die physikalischen und metaphysischen Erklärungen der Mosaischen Schöpfungsgeschichte abgewiesen worden, verschärft ist: sie dringt jetzt auch in den positiv auslegenden und in den historisch-kritischen Theil ein. Es geht den Mosheim, Warburton, Schultens und wer es irgend unternommen, dasselbe Gebiet wie unser Verfasser zu berühren, nicht viel besser als Michaelis. Er liegt eben im Streite mit dem ganzen Geiste bisheriger Alterthums- und Bibelerklärung, und nur zuweilen, daß irgend ein fleißiger Sammler, ohne den er seine Spielbauten nicht ausführen könnte, einige Gnade vor seinen Augen findet. Er liegt im Streite mit dem ganzen Jahrhundert, und er erlaubt seiner Antipathie gegen die naturalistische Denkweise der Voltaire, Helvetius, Rousseau, gegen die Demonstrirmethode Wolfs und seiner Anhänger jeden noch so unwürdigen Ausdruck. Erhaben über der gewöhnlichen Orthodoxie, überbietet er dieselbe in eifernden Anklagen des Unglaubens, um sie mit Hohn zu würzen. Zerstreut durch den ganzen dicken Band begegnen uns dieselben Pointen, die dichter beisammen in dem Beitrag zur Philosophie der Geschichte stehen. Schlag auf Schlag führt er gegen das so aufgeklärte „Physik-Jahrhundert", dessen philosophischer Geist am meisten darin seine Götterkraft bewiesen habe, daß er sich und sein Geschlecht zum Vieh, ja unters Vieh erniedrigt habe, gegen unsere „politisch-ökonomischen Zeiten", gegen den Wasserstrom dieses kritischen Jahrhunderts, das überall nur absondern, einzeln nehmen, zergliedern könne, gegen „das begeisterte System der Menschenliebe, Toleranz, Irreligion und abstractionslosen Fingerweisheit", gegen die „Superklugheit unserer altgewordenen Zeit" — und wie die Ausfälle sonst in ihrer ermüdenden Wiederholung lauten. Alle diese Ausfälle aber concentriren sich in

der Verurtheilung der Metaphysik. Gegen sie führt er eine ähnliche Sprache wie sie Luther gegen die Scholastik führte. Was man Philosophie nennt, ist ihm lediglich „Dürre des Verstandes". Die Philosophie „behandelt immer nur innere Möglichkeit, und giebt sich mit Wirklichkeit, dem Beweise des Daseins nicht ab". „Alle Demonstration ist nur Wortwechsel, Verhältniß gewisser Begriffe, über die man sich versteht," Worte aber sind nur „abgesonderte, willkürliche, wenigstens zertheilende, unvollkommene Zeichen", und Wahrheit also „muß im ganzen, unzerstückten, tiefen Gefühl der Sachen liegen oder sie liegt nirgends". „Aus Gefühl ist alle Vernünftelei entstanden und wird daraus nur durch ein feineres Fingerspiel entwickelt." Gegen Raisonnement setzt er den Sinn, gegen Demonstration den Glauben — da haben wir, viel greller und uneingeschränkter als in der Recension der Beattieschen Schrift, das philosophische Glaubensbekenntniß des Verfassers. Es ist genau der Hamannsche Standpunkt, die Grundlegung der Gefühls- und Glaubensphilosophie, wie sie später nicht bloß dem Wolffschen Dogmatismus, sondern auch dem Kantschen Kriticismus gegenüber weiterentwickelt werden sollte.

Indem er aber so der Philosophie des Jahrhunderts den Absagebrief schreibt, so macht er sich statt dessen zum geschichtlichen Verkünder der Thatsachen Gottes, zum Ausleger seiner Offenbarung. Seine Philosophie, indem sie sich auf Sinn und Gefühl, auf Sachen stützt, ist in Eins Geschichts- und Offenbarungsphilosophie. Die Weisen des Jahrhunderts haben das menschliche Geschlecht metaphysisch, moralisch und physisch erniedrigt: durch andere Mittel als selbstflüchtiges Raisonnement muß es edler wieder erhöht werden. Gefühl der Offenbarung Gottes, Religion, ist dies Mittel; Keime der Religion in der Welt zu erhalten muß am Ende Alles beitragen. Immer wieder kömmt er, der aufklärerischen Theorie von der Erfindung der Religion durch Priesterbetrug gegenüber, auf die Ursprünglichkeit der Religion zurück. Von ihr ist, umgekehrt, alle Bildung ausgegangen, sie war ursprünglich Allem Körper und Seele, Blut und Leben. Gesetzgeber wie Dichter, Dichter wie Philosophen haben bis auf sehr späte Zeit aus ihr nichts als Theologie geschöpft; wieder aber der Ursprung von dem Allen — hier ist der kühne Sprung des Verfassers, den er durch vermeintlich historischen Nachweis zu rechtfertigen sucht — der Stifter aller Gesetzgebung war Gott. Für Geschichte der Menschheit, für Geschichte aller Wissenschaften soll die vermeintliche Entdeckung dieses Werkes unschätzbar sein, aber vor Allem doch — „für Religion, welche Entdeckung! Was müßte da für ein sinnloseres, lächerlicheres Geschöpf in der Welt bleiben als der Religionsläugner? Er läugnete nicht mehr Religion, sondern offenbarste Geschichte aller Welt". Und wie er nun früher, als er Verbreitung von „Cultur und Menschenverstand", Aufklärung und Religionsverkündigung im Bunde mit der Aufklärung als seine Aufgabe betrachtete, sich vorzugsweise an den „ehrwürdigen Theil der Menschen, den wir Volk nennen," wandte, so will er auch jetzt wieder mit seiner neuen Schriftauslegung

die Bibel zu einem Orakel Gottes „für den besten, größten Theil der Menschheit, Kinder und Volk“ machen. Sehnsüchtig hofft er auf die Wiederkehr einer Zeit „anschauender Gottes-Religion“ mit Kind und Volk, als welche allein Religion haben, welche, „der edelste Theil der Menschheit“, den feinen Deismus der Voltaire und Hume mit Recht verachten und verspotten.

So legt der Verfasser sein Buch auf den Altar Gottes nieder. Verkündigung und Wiederbelebung der Religion — wir haben es oben schon aus seinen brieflichen Bekenntnissen herausgelesen — ist sein letzter Zweck. Es war sein Zweck auch mit dem kleinen Büchlein über die Philosophie der Geschichte gewesen. Selbstständig, unmittelbar faßt sich dieser Zweck der Religionsverkündigung zu einem allerlebhaftesten Ausdruck in seiner nächsten kleinen Schrift, in den fünfzehn Provinzialblättern an Prediger zusammen. Immer schrieb Herder eine Reihe von Büchern, wo ein Anderer ein einziges geschrieben haben würde. Gerade so, wie sich in der Rigaer Periode immer eine Schrift an die andere hing und nur alle zusammen dem Verfasser ausreichten, das zusammenhängende Gewebe seiner Gesichtspunkte bei wechselndem Anlaß in immer anderer Form und Einkleidung abzuspinnen — ebenso läuft deutlich erkennbar Ein Faden durch die Schriften der Bückeburger Periode. Lauter extemporirte, fragmentarische Aussprudelungen, schließen sie sich in ihrer Aufeinanderfolge zu einer einheitlichen Gruppe in wechselseitiger Ergänzung zusammen.

III.

Die Provinzialblätter an Prediger.

Die verachtete Religion zu neuem Ansehen und neuer Wirksamkeit zu erheben, sie dem Volk und den Kindern zu verkündigen, dazu war Herdern die unmittelbarste Gelegenheit durch sein Amt gegeben. Durchdrungen von dem Gefühl der Würde dieses Amtes, getragen von den inneren und äußeren Erfahrungen desselben, nicht als Gelehrter für Gelehrte, sondern als Prediger für Prediger hat er die Provinzialblätter — gleichsam als einen praktischen Anhang zu den beiden anderen Werken geschrieben. Er könne und müsse, so läßt er sich darüber gegen Hamann, 14. November 1774, aus, sagen, was seinen Stand und seine Pflicht treffe und ohne welches alles Andere Reden in die Luft sei. Als eine Schrift vom Predigtamt und Predigtstande bezeichnet er gleichermaaßen das Büchlein auch in der vorläufigen Ankündigung an Lavater (A, II, 61).

Der specielle Anlaß indeß, die Blätter zu schreiben, war ihm auch diesmal aus der polemischen Stimmung gekommen, in die ihn das Buch eines anderen Autors über das nämliche Thema versetzt hatte. Wenn die Schrift über die Geschichtsphilosophie ihr Feuer aus dem Widerspruch gegen die aufklärerische Geschichtsphilosophie entnahm, wenn die Aelteste Urkunde sich im Streitton gegen

die rationalistischen und halbrationalistischen Bibelerklärer bewegte, so inspirirte ihn in den Provinzialblättern der Zorn gegen die Berliner Juste-milieu-Theologie, gegen die „weise, kluge, gelehrte, geschickt ausweichende Synagoge der herrlichsten Königsstadt auf Erden". Die Blätter richten sich in erster Linie gegen das Haupt dieser Synagoge, gegen Spalding[1]).

Unter dem Einfluß insbesondere der Shaftesburyschen Moralphilosophie und der apologetisch-theologischen Schriften der Engländer hatte sich Spalding seinen theologischen Standpunkt gebildet im Gegensatz zu der starren Orthodoxie in ihrer alten sowohl wie in ihrer neuen, Wolfschen Einkleidung, im Gegensatz andererseits zu dem deistischen Unglauben. Es war ihm für seine Person gelungen, zwischen dem Glauben an eine göttliche Offenbarung und den Forderungen des gesunden Menschenverstandes einen Ausgleich zu finden, der alle Bedürfnisse des Gemüthes und der vor Allem sein moralisches Gefühl befriedigte. Im schönsten Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl wußte er sich, unbeirrt durch die Formeln der Dogmatik, durch die Zweifel der grübelnden Vernunft und durch die Aengstlichkeiten der grübelnden Empfindung, ein Christenthum zurechtzulegen, das in der Frömmigkeit eine Stütze für die Tugend, in der Tugend eine Stütze für die Frömmigkeit suchte. In dieser milde vermittelnden Haltung entfaltete er als Schriftsteller wie als Prediger eine ungemein segensreiche Wirksamkeit und wurde in der Hauptstadt inmitten des herrschenden Leichtsinns und Unglaubens ein Halt für Viele. Nicht durch Tiefsinn, nicht durch poetische Begabung, sondern durch einfache Wahrhaftigkeit, durch Ueberzeugtheit, durch die Liebenswürdigkeit seines mit seiner Lehre einstimmigen Charakters, sammelte er eine zahlreiche Gemeinde um sich. Er war der klassische Vertreter des mit der Aufklärungsbildung der Zeit versöhnten religiösen Geistes, wie er dem Durchschnittsbedürfniß der Zeitgenossen entsprach.

Auch Herders theologische Ueberzeugungen standen, wie wir an einer früheren Stelle nachgewiesen[2]), lange Zeit auf demselben Niveau. Bei den verschiedensten Gelegenheiten hatte er während seiner Rigaer Periode Spalding gerühmt, dessen Worte und Autorität für seine eigenen Ausführungen, beispielsweise um Klopstock gegen den Lessingschen Vorwurf gedankenlosen Schwärmens in Empfindungen zu vertheidigen, zu Hülfe gerufen. Durchaus wie ein Spaldingianer hatte er in Riga, hatte er noch in seiner Bückeburger Antrittspredigt gepredigt. Spaldings Denkblatt auf seine Frau hatte ihn, als er es zum ersten Male gelesen, entzückt, und Spaldingsche Predigten und Schriften

---

[1]) Vgl. zum Folgenden Johann Joachim Spaldings Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben von dessen Sohne Georg Ludwig Spalding, Halle 1804. Auch der Aufsatz von Sack „über J. J. Spalding als Schriftsteller" in den Theologischen Studien und Kritiken, 1864, Heft 4, S. 589 ff. kann verglichen werden.

[2]) S. oben S. 283 ff.

giebt er noch in Bückeburg seiner Gräfin zu lesen [1]). Rasch indeß ändert sich jetzt der Ton seines Urtheils. Bei wiederholtem Lesen will ihm doch jenes Denkblatt so sehr nicht mehr gefallen, und aus Spaldings Erklärung über dessen ungefragt veröffentlichte Briefe an Gleim hört er den „Pfaffen“ heraus [2]). Voll von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit“ contrastirt er das Gefühl des Geistes und der Kraft, das ihm aus diesem Buche entgegengetreten ist, mit dem „kalten, nervenlosen Ton“, der in Folge englischer Einwirkungen in die Behandlung religiöser Fragen eingedrungen sei; das sei, fügt er in jenem, uns bereits bekannten [3]) ersten Bückeburger Schreiben an den Verfasser der „Aussichten“ hinzu, auch die Erbsünde in Spaldings Schriften und damit stifte derselbe wider seinen Willen ein noch nicht erkanntes Böse. Er stellt in demselben Briefe Spalding mit Michaelis zusammen; auch der Erstere löse die Kraftsprache der Bibel aus Nüchternheit, aus „ruhigem Temperament“ in laue Umschreibung, kalte Definition und philosophische Moral auf. Und wie vollends bricht er ein Jahr später, abermals gegen Lavater, über den einst so hoch Gepriesenen und zugleich über dessen Gesinnungsgenossen Jerusalem los! Es handelt sich um Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ und um die zweite Auflage des Spaldingschen Buches „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes“. „Ihr Spalding,“ schreibt Herder (A, II, 75), „ärgert mich von Tag zu Tage mehr. Seine zweite Auflage des Predigers — kein Wort, was ein Prediger vor Gott und Menschen sein soll! Alles nur, was er in den Staaten Seiner glorwürdigsten Majestät, des Königs von Preußen höchstprivilegirtermaaßen sein darf und sein möchte, um doch auch so e t w a s zu sein!“ „Frommheulend“ nennt er den Ton des „Herrn Oberconsistorialraths“, — und das Alles in einem Briefe an den Mann, der einst der persönliche Schüler Spaldings gewesen war. Denn mit Felix Heß zusammen hatte Lavater im Jahre 1763 neun Monate bei dem würdigen Geistlichen verweilt, der damals noch Prediger in dem kleinen Städtchen Barth in Pommern war: ihm verdankte er seine Ausbildung zum Predigtamte und lebenslang bewahrte er ihm eine pietätvolle Anhänglichkeit. Begreiflich, daß dem sanftmüthigen Johannesjünger angst und bange über solche Eliasreden wurde: Herder fand sich gemüßigt, seine Aus-

---

[1]) An Caroline LB. III, 221; Erinnerungen II, 70. 77. 78. 82. Auch brieflich hatte sich Herder in Sachen der Neubesetzung der Mohrunger ersten Predigerstelle an Spalding gewendet. Spaldings Antwort vom 12. Januar 1773 (handschriftlich) drückt die höchste Achtung für Herder und den Wunsch aus, daß derselbe mit dem ihm eigenen originalen Geiste und seiner eindringlichen Schreibart mehr für das Publicum, „zur Aufklärung des Zeitalters“ schreiben möchte. Welcher Gewinn, meint der Briefsteller, vermuthlich Bezug nehmend auf eine von Herder gemachte Andeutung, „wenn Sie Sich auf die Philosophie der Menschheit, insoweit sie unsere Tugend und unseren Trost betrifft, einlassen wollten“.

[2]) An Caroline A, III, 318; an Merck bei Wagner II, 34.

[3]) S. oben S. 509.

drücke mildernd zu erläutern und neben dem Unwillen über den Schriftsteller Spalding seine fortdauernde Verehrung vor dem Menschen nachdrücklich zu versichern.

Was so in vertrauten Mittheilungen gegen Lavater niedergelegt wurde, das sollte sich bald vor dem Publicum abspielen. Die angeführten heftigen Briefworte waren nur das Echo einer Streitschrift gegen Spalding, die bereits aus Herders Händen war, als er jene schrieb. Er hatte Lavater schon vorher auf das Opus vorbereitet als auf ein kleines Bändchen vom Predigtamt, „vielleicht zum Gegenhalt und Rückseite des schönen und vornehm-geistlichen Spaldingschen Tractats"; das fertige vermeidet er dann, direct an Lavater zu schicken, um ihm nicht Aergerniß zu bereiten, und es freut ihn hinterher, zu sehen, daß dieser das Anstößige daran überwunden hat[1]). Höchst merkwürdig in der That! Eben die Schrift, durch die er Lavater Anstoß zu geben besorgt, ist doch zugleich der bestimmteste Ausdruck seines Gravitirens von Spalding zu Lavater, ja, so sehr schwebt ihm während der Abfassung derselben der warmherzige fromme Enthusiast vor der Seele, daß er sie ursprünglich eben diesem seinem „Freund und Mitbruder Eines Amtes und Einer Hoffnung" hatte dediciren wollen. Wir stehen mit diesem Büchlein an der bemerkenswerthen Scheidelinie zweier bis dahin zusammengeflossenen geistigen Strömungen. Eben jetzt, zur Zeit des Erscheinens des Buches, sind Goethe, Lavater, Basedow in Ems beisammen! Lavater ist der Schüler Spaldings, Herder ebenso. Noch hält bei dem Ersteren das alte Band; auch in den Provinzialblättern wird an einer Stelle noch ein Mal der Ton des liberalen Geltenlassens angeschlagen und die „einfältig-ruhige Würde Spaldings" als im Dienste der Religion gleich segenbringend anerkannt wie Lavaters „engelzarte Vorempfindung des Engels in uns". Aber anders doch die Tendenz der Schrift im Ganzen; im Ganzen ist sie eine Ablehnung des Spaldingschen, ein Bekenntniß für den Lavaterschen Geist. Herder ist der Erste, der mit dem ihm eigenen kräftigen Gefühl und mit seinem heißblütigen Temperament der Differenz inne wird, sie scharf und leidenschaftlich ausspricht und, wie früher die Fahne eines neuen poetischen, so jetzt die Fahne eines neuen religiösen Geistes aufsteckt — bis er dann (um es vorauszusagen) in einer späteren Periode zu einer maaßvolleren und geläuterteren Gesinnung wieder einlenkte und, abgestoßen von Lavaters schwärmerischem Treiben, von Neuem auch für Spalding wieder ein gerechteres Urtheil fand.

Den ersten Anstoß zu dem gegenwärtigen Hervorbrechen gab, wie wir

[1]) Während er (in einer im Druck ausgelassenen Stelle des Briefes Nr. 32 an Hartknoch) seinen Verleger mit der Uebersendung der Provinzialblätter an Lavater beauftragt, so schickt er selbst (Nr. 21 an Lavater) das Buch nur an Pfenniger, der es dem Freunde vorlesen möge. Ueber die Wirkung s. Nr. 21 und 22 der Correspondenz mit Lavater.

gehört, das Buch über die Nutzbarkeit des Predigtamts. Es ist Herders eigenes, demnächst freilich gestrichenes, ja abgeleugnetes Geständniß, daß es „das Sonderbare, Unvollständige des Predigerbegriffs in diesem Buche" gewesen sei, was ihm die Feder zu den Provinzialblättern in die Hand gegeben habe. Nothwendig daher, daß man die angegriffene Schrift kenne, um die des Angreifers zu verstehen.

Schon der Titel des im Jahre 1772 in erster, schon im folgenden Jahre in zweiter Auflage erschienenen Spaldingschen Buches zeigt den Standpunkt des Verfassers. Der Geringschätzung des Predigtamtes gegenüber hält sich der bescheidene Mann durchaus auf der Vertheidigungslinie. Er ist für sich und für sein Amt zufrieden, wenn er diesem nur überhaupt einen Platz, einen anerkannten, ehrenvollen Platz im Staate und in der Gesellschaft ausmitteln, wenn er die Verächter zum Geständniß der Nützlichkeit auch dieses Berufs zwingen kann. Er hat daher gleich anfangs nichts Eiligeres zu thun, als alle übertriebenen Vorstellungen von der Bestimmung des Predigerstandes zuvorkommend abzulehnen. Weg mit dem hierarchischen Vorgeben einer besonderen Heiligkeit und Macht des geistlichen Standes! Der christliche Prediger ist kein Priester, auch nicht, wie die Apostel, ein mit einer höheren Autorität ausgerüsteter Abgesandter Gottes. Alles, was Hume dem Priesterstande Böses nachgesagt hat, fällt weg, wenn die Geistlichen allen Anspruch der Zugehörigkeit zu einer besonderen Klerisei fallen lassen. „Wir sind," sagt Spalding, „verordnete Ausleger und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit und Tugend"; alle Würde des Amtes muß allein auf seinem erweislichen Nutzen ruhen. Einzig durch sein persönliches Wirken, durch Gelehrsamkeit, Bildung, praktisch-gemeinnützige Kenntnisse, vor Allem aber dadurch hat sich der Geistliche Ansehen und Einfluß zu verschaffen, daß er Religion und geistliche Glückseligkeit lehre. Dadurch allein auch rechtfertigt sich die Stellung des Geistlichen im Staate. Der Staatsvertrag wird die Verkündigung einer „bürgerlich unschädlichen Religion, wie die der Christen ist", frei lassen müssen, ja, da zum Besten des Staates Tugend nöthig ist, so wird er dabei auch positiv interessirt sein; denn die Lehrer der Religion, da die Religion „Tugend und Freude um Gottes willen" ist, sind „die Depositärs der öffentlichen Moralität".

Genügsamer, wie man sieht, und nüchterner kann weder von dem Predigerberuf, noch von der Religion gesprochen werden. Wie ein Mann, der, um sein Leben zu schonen und lange zu erhalten, sorgfältig das Maaß seiner Kräfte berechnet und sich mit Mäßigkeit in engem Kreise vor drohenden Gefahren zu schützen sucht, steckt unser Verfasser auch dem Christenthum die Grenzen ab. Auf Besserung, Gottseligkeit und die damit so genau zusammenhängende Gemüthsruhe des Menschen zweckt alle Arbeit des christlichen Predigers ab. Nach diesem Zweck daher bestimmt sich, was er zu lehren hat. Nicht zwar Moral ohne alle Glaubenslehren. Mit Recht hat man die Letz-

teren mit den Gewichten an einer Uhr verglichen, deren Bestimmung es ist, die Bewegung und genaue Richtung des Zeigers hervorzubringen. Diejenigen Lehrstücke daher, ohne welche kein gegründeter dauerhafter Antrieb zur Rechtschaffenheit und keine zuverlässige Beruhigung bei der Rechtschaffenheit Statt haben kann, müssen freilich unumgänglich gepredigt werden. Dazu indeß gehören keineswegs alle, auch biblischen Wahrheiten. Gelehrtes Verständniß der heiligen Bücher und praktische Religionslehre sind zwei verschiedene Dinge. Dazu gehören noch weniger alle unfruchtbaren, bloß speculativen Lehrsätze, wie beispielsweise die Lehre von der Trinität oder von den Naturen in Christo. Es ist geradezu eine „tödtliche Vergiftung des Christenthums", auf eine vermeintliche „rechte Lehre" einen von praktischer Frucht des Christenthums unabhängigen Werth zu setzen. Auch solche Lehren endlich, die, rechtverstanden, einen guten Sinn haben, aber leicht mißverstehbar sind, wie die von der seligmachenden Kraft des Glaubens und von dem angeborenen Verderben, sind nur mit Vorsicht vorzutragen und mit sorgfältiger Rücksicht auf den Bildungszustand der jetzigen Christen. Nothwendig nur, aber genug auch, wenn eben Jesus gepredigt wird. Jesum aber predigen heißt, den Weg zur Seligkeit suchen lehren, auf den er uns gewiesen hat; ist doch Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen „unseren göttlichen Mittler", innige Empfindung für die Größe seines Verdienstes um uns, für „das theure von ihm dargebrachte Opfer", ein wesentlicher Antrieb, ja, ein Hauptstück der Rechtschaffenheit der Gesinnung.

Mit dieser nach rechts und links vermittelnden Haltung verbindet sich dann aber eine sehr ansprechende Offenheit und Wahrhaftigkeit. Der „unbesonnenen Veränderungssucht" tritt der Verfasser mit der Forderung christlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung entgegen; zugleich doch ist er weit entfernt, einer unbegründeten Anhänglichkeit an das Alte das Wort zu reden; ausdrücklich vielmehr wünscht er Verbesserungen in Beziehung auf den Katechismus, auf Gesangbücher und Liturgien. Bei dem Allen aber ist ihm Redlichkeit und Ueberzeugungstreue, Uebereinstimmung zwischen dem Herzen und der Zunge, bei einem Diener Gottes eine selbstverständliche Voraussetzung. Und mit wie warmem Zuspruch endlich redet er seinen Amtsbrüdern ins Herz, macht er ihnen Lust und Muth, zu guten Menschen und damit zu segensreich wirkenden Predigern sich auszubilden! —

Die öffentliche Verkündigung der Religion in einer Zeit, die es den Einzelnen so schwer macht, in dem wogenreichen, zerrissenen Leben den Anker nicht zu verlieren, die öffentliche Verkündigung des Christenthums inmitten einer Bildungsatmosphäre, die sich gegen den Wunderbegriff schlechthin sträubt, ist eine unendlich schwierige Aufgabe. Sie ist nothwendig auf Ausgleich und Vermittlung angewiesen. Wer diese Vermittlung in der tiefsten Weise vollzöge, der würde das „neue Evangelium", von dem Lessing sprach, im alten gefunden haben; der würde dem heutigen Geschlecht wahrhaftig ein Heiland werden. Eine solche Vermittlung, nicht sehr tiefer, aber äußerst ernst ge-

meinter Art vollzog sich in Spalding. Sie brachte das Ei zum Stehen, indem sie es abstumpfte. Sie gab von der Tiefe des christlichen Inhalts viel preis und sie faßte auch von der Zeitbildung nur das auf der Oberfläche Liegende auf — sie war lange nicht so geistreich wie z. B. die von Schleiermacher angestrebte Vermittelung. Gleichviel jedoch; dem Bildungsniveau der meisten damaligen Geistlichen entsprechend, war das Spaldingsche Buch durchaus dazu angethan, die Verkündigung der christlichen Lehre auf eine höhere Stufe zu heben. Es vermittelte wirklich; es vermittelte ehrlich, verständig, geschickt, geschmackvoll und praktisch. Es hat unzweifelhaft dazu beigetragen, das Predigtamt wirklich nutzbarer zu machen und so manchem Gewissen den Frieden zu bringen.

Allein die ganze Bildung der Zeit war an einem großen Wendepunkte angelangt. Sie fing an, in größere Tiefen des Gedankens und der Empfindung hinabzuspähen. Gefühl und Leidenschaft begannen aus dem Schlummer zu erwachen, die Phantasie regte sich leise und wagte hie und da den vom Verstand ausgedörrten Boden zu durchbrechen. Mit dem ganzen Menschen zu wirken, zu leiden, zu genießen — dieser Drang war in tieferen Geistern, wie in Hamann, erwacht. Er machte sich in der Dichtung des jungen Goethe in ergreifenden Offenbarungen Luft. Er arbeitete in keinem Andern so strebend, so vielseitig wie in dem Geiste des Mannes, der den Gegenstand dieser Biographie bildet. Ihm daher konnte es sich nicht um ein äußerliches Vermitteln der Religion mit dem herrschenden rationalistischen Geiste in Staat und Wissenschaft: ihm konnte es sich nur um ein Versenken dieses rationalistischen in den religiösen Geist, nicht um ein politisches oder diplomatisches Compromiß, sondern um eine große Umwälzung zu Gunsten der Religion handeln. Er war zuerst, im Zurücksteigen zu den schöpferischen Kräften des Menschengeistes, nur bis zu der ursprünglichen Poesie zurückgestiegen; er hatte, immer am Leitfaden der geschichtlichen Betrachtung, weiter gegraben und war auf die noch tiefer liegende Schicht lebendigen Gottesgefühls gestoßen. Die Bibel war ihm erst Poesie, jetzt war sie ihm Gottesoffenbarung geworden, und mit leidenschaftlichem Durste schöpfte er an dieser Quelle, um durch sie auch den Durst Anderer zu stillen. Ihm daher konnte jetzt die Rede von der „Nutzbarkeit" des Predigtamtes nur als eine ebenso thörichte und armselige Rede erscheinen, wie die von der Aufgabe des Dichters, die Alten nachzuahmen oder von dem moralischen Endzweck der Poesie. Nicht von der Nutzbarkeit, sondern von der Würde des Predigtamtes, nicht wie ein Vermittler, sondern wie ein Reformator, nicht als ein aufgeklärter Pfaff, sondern als Prophet will er davon reden und, statt sich auf der Vertheidigungslinie zu halten, zu offenem und energischem Angriff verschreiten. Sein Gegensatz gegen Spalding ist ein Gegensatz der Ansichten: er ist zugleich ein Gegensatz der Temperamente. Dem ruhig abwägenden, milden Gleichmaaß Spaldings steht seine heftig stürmende Weise gegenüber; aus-

drücklich gesteht er, daß er sich zu seiner eignen Ruhe die aufrichtig einfältige gute Seele Spaldings wünsche. Es ist die Leidenschaft, die gegen die Milde, der Parteieifer, der gegen die Unparteilichkeit, es ist die Genialität, die gegen die geschmackvolle Nüchternheit, — ein Geist voll Gährung, der gegen die gesetzte Eingeschränktheit losbricht. —

Herder selbst schreibt an Spalding, daß die Provinzialblätter „aus einem farrago in zwei Bänden gezogen" seien [1]). Das Manuscript dieser zwei Bände liegt zum größeren Theile im Nachlaß Herders vor [2]), und wir sind danach, unter Zuhülfenahme der auf diesem Manuscript beruhenden Veränderungen, welche die Originalausgabe in der von J. G. Müller besorgten Redaction in den Sämmtlichen Werken erfahren hat, vollkommen in den Stand gesetzt, die ursprüngliche Anlage und den ursprünglichen Zusammenhang der Schrift zu übersehen.

Aufs Deutlichste beweist diese Anlage, wie es Ein und derselbe Boden war, aus dem, dicht neben einander und sich in einander verschlingend, der Beitrag zur Geschichtsphilosophie, die Aelteste Urkunde und die Provinzialblätter hervordrängten, von denselben Säften genährt und sich einander die Nahrung streitig machend: alle drei Schriften Verkündigungen der Religion und alle drei auf geschichtlicher Anschauung beruhend. Nicht bloß, daß sich alle drei Bücher in ihrem Inhalt vielfach berühren, sondern, wie die Aelteste Urkunde nur die Ausführung des Anfangs der geschichtsphilosophischen Schrift ist, so deutet jene auch wieder das Thema des Buches „An Prediger" an. Schon dort wird die Klage erhoben [3]), daß keinem wie dem Predigerstande in der Gegenwart Aether, Luft und Wirkungskreis entnommen sei. Von Geschlecht zu Geschlecht sei die Würde eines Priesters immer mehr gesunken und entweiht, so daß es das höchste Ideal der heutigen Nachkommen dieses Namens geworden, „brauchbarer Höllenprediger des Staats, leidiger Tröster der Unterdrückten, oder philosophischer Schönredner einer untauglichen Idealmenschheit" zu sein. Und doch, von dem „verspotteten Priesterstand" sei alle Bildung in die Welt gekommen; an ihm, wenn alle Stände, zumal Staatskundige und Philosophen, genug würden verwirrt und unterdrückt haben —

---

[1]) Die zwischen Spalding und Herder gewechselten Briefe liegen mir handschriftlich, und zwar die von Herder im Original, die von Spalding in Abschrift, vor. Aus Spaldings Nachlaß sind die ersten beiden der auf die Provinzialblätter bezüglichen Briefe Herders und die beiden Antworten Spaldings darauf, von K. H. Sack in den Theolog. Studien und Kritiken, Jahrg. 1843, Heft 1, S. 90 ff. veröffentlicht. Die im Text angezogene Stelle daselbst S. 99.

[2]) Nur zum größeren Theile; denn das Manuscript ist von J. G. Müller für die von ihm gesündigte Umarbeitung der Provinzialblätter, wie sie sich in den SW. zur Theol. XV, 147 ff. findet, benutzt worden. Bei dieser Benutzung sind Blätter, ja Bogen, zum Behufe des Abdrucks (der doch auch den Text nicht unverändert ließ), sind auch solche Stücke, die nicht mit abgedruckt wurden, dem Manuscripte entfremdet worden.

[3]) Aelteste Urkunde I, 133. 134 vgl. mit 99.

lediglich an ihm werde sie sich erhalten. Die Ausführung dieser Sätze der „Urkunde" bildet den Hauptinhalt der Schrift „An Prediger", und zwar in dem ursprünglichen zweibändigen Manuscript eben nach diesem historischen Gesichtspunkt einer mehr und mehr fortgeschrittenen Degeneration des Priesterstandes. Begriff und Pflichten des Predigtamtes und Alles, was zur Bekämpfung der herrschenden, der von Spalding vertretenen Vorstellungen auf diesem Wege lag — Alles knüpft die Schrift, wenn auch in freiem und losem, von Excursen durchbrochenem Zusammenhang an die historische Entwickelung des geistlichen Lehramtes an.

Sie beginnt mit den Patriarchen, als den ersten Lehrern und Werkzeugen Gottes. Alle Wurzeln des Priesterstandes liegen in jener Patriarchenzeit, die sofort, ähnlich wie in dem Beitrag zur Geschichtsphilosophie, mit sehnsüchtig andächtigem Preise gefeiert wird. Wir belauschen den Verfasser wie im Selbstgespräch, wenn er, nach Ablehnung jener poetischen Patriarchaden, über die er schon früher bei Gelegenheit von Bodmers Noachide sich ausgelassen[1]), den Wunsch äußert, daß ihm einst vergönnt sein möchte, diesen heiligen Boden der kindlichen Menschheit würdig zu schildern. Nicht die poetische, sondern nur die religiös-historische Darstellung, meint er, reicht da hinan. Offenbar die Fortsetzung seiner Aeltesten Urkunde hat er im Sinn, wenn er in seinem „Gange unter jener Dämmerung der ersten Morgenröthe" bis zu den Geschichten der Patriarchen zu kommen, sie aufzuhellen, sie zu geben wie sie sind, sich sehnt — die Geschichte Abrahams und die Opferung Isaaks, die ihm jetzt erhabener scheint als die Fabel von Iphigenia, — und weiter jenes ausgemaltere Patriarchenbild, Hiob, wogegen der griechische Philoktet so weit zurückstehe. Als eine „Hieroglyphe der ältesten Priesterschaft" gilt ihm Melchisedeck, — und genug, aus jenen seligsten Patriarchenzeiten muß noch jetzt das Priesterthum Lebenssaft und Kraft entnehmen! Denn nur Fortsetzer der ursprünglichen Unterweisung Gottes an die Menschen waren die ersten Familienväter; in ihnen — der Verfasser beruft sich auf einen Paragraphen von Mösers Osnabrückischer Geschichte — ist der Ursprung der Priesterwürde zu suchen, und „im eigentlichsten Verstande" daher ist diese nicht Menschensatzung, sondern „Werk, Stiftung und Eigenthum Gottes", ist dies in noch unmittelbarerer, primitiverer Weise als selbst das Königthum. Und diese Weihe des Ursprungs haftet dem Predigtamt noch heute an. „Wir wissen es," hatte Spalding gesagt, „wie wir zu unsern Aemtern kommen." Thut nichts! erwidert Herder im schärfsten Gegensatz sowohl zu dieser kleinlauten Erinnerung wie zu der Theorie des contrat social: — das Amt als solches ist unmittelbar von Gott und wird in seinem Begriff und Wesen von solchen Menschlichkeiten nicht berührt. Dafür giebt es auch noch jetzt — nicht in den Hauptstädten, in der Nähe der Höfe, wohl aber in

[1]) Vgl. oben S. 198 u. SWS. II, 163 ff.

einfachen Landstellen echte, patriarchalische Priester. Thöricht, diesen einfachen Hirten ihrer Gemeinden gelehrte Kenntniß der Dogmatik zuzumuthen; aber thörichter wiederum, sie durch Philosophie zu verwirren, sie durch solche antidogmatische Declamationen, wie in dem Spaldingschen Buche, in Zweifelei und Indifferentismus zu stürzen. Das Bild des „Redners Gottes" hatte Herder vor Jahren für sich entworfen [1]); manche Züge dieses Bildes kehren wieder, wenn er jetzt das Bild eines „Priestervortrags in der tiefsten Einfalt" — einer Patriarchenpredigt hinwirft. Endlich aber geht er zu der Betrachtung über, wie viel reichere Bildungsmittel uns heute zu würdiger Ausübung des echten Priesterberufs, unbeschadet jenes Patriarchengeistes, zu Gebote stehen als in den ältesten Zeiten. Eben im Geiste dieser ältesten Zeiten sollen und können alle, auch die jüngsten Wissenschaften, von Neuem in den Dienst der Theologie gezogen werden. Dichtkunst, Philosophie, Geschichte der Menschheit, Naturgeschichte — sie alle müssen wieder Theologie werden. Nur ein Priester Gottes — so sagt er unter Anderm und denkt dabei natürlich an das, was eben er mit der Aeltesten Urkunde auszuführen begonnen hatte — nur ein Priester Gottes wird einst eine Weltgeschichte schreiben können, gegen die der pragmatische Reflexionsgeist der Voltaire und Hume Staub sein wird, den der Wind zerstreuet!

Er schreibt einstweilen wenigstens etwas wie eine Geschichte des Predigtamtes. In der Absicht, seine Ideen von der Würde dieses Amtes am Leitfaden der Geschichte zu entwickeln, giebt er einem zweiten Abschnitt die Ueberschrift: „Priester". Im Anschluß an Mösers Ausführung von der Stellung des Priesterstandes bei den Germanen als eines zwischen den anderen Ständen vermittelnden Standes geheiligter Nationalbeamten, sucht er historisch-genetisch nachzuweisen, wie auch in der Mosaischen Republik ein solcher Nationalstand natürlich erwachsen sei, — natürlich, das heißt nicht aus Nachahmung des Aegyptischen, nicht in Folge bloßer Convention und menschlichen Beliebens, sondern kraft höherer Fügung zur Erziehung des menschlichen Geschlechts. Damit sind wir alsbald wieder bei dem Einen Grundgedanken der ganzen Schrift: „der Priesterstand der Stand Gottes" angelangt. Und in ganz anderer Weise als es von Spalding geschehen, wendet sich von diesem Gedanken aus Herder gegen die Humeschen Angriffe auf den Priesterstand. Er weist zuerst die zahme und schüchterne Vertheidigung des Standes durch Spalding zurück. Nicht bloß Erlaubniß, sondern die Pflicht hat der Priesterstand, sich als einen unmittelbar von Gott verordneten Stand zu betrachten. Wir sind, sagt er, allerdings keine „Opferbringer für das Volk" — aber mehr und etwas Besseres. Es haftet uns allerdings persönlich keine besondere Heiligkeit an, wohl aber sind wir kraft unseres Amtes zu größerer Heiligkeit verpflichtet. Zu einer „parteiischen Verbindung, einer Art von Zusammenverschwörung"

[1]) Vgl. oben S. 88. 89.

nöthigt uns der Zweck unseres Amtes freilich nicht, wohl aber fordert derselbe Vereinigung aller Glieder zum gemeinschaftlichen Geiste des Einen Amtes. Denn nicht als bloße „Einräumungen der bürgerlichen Gesellschaft", sondern nach göttlichem Recht und als natürliche Repräsentanten der Kirche, als Nationalbeamte, besitzt der Priesterstand seine etwaigen Vortheile. Und nun zweitens direct gegen Hume. Er sucht zu zeigen, daß, wenn wirklich der Charakter des Priesters so verderbt ist, wie Hume ihn zeichnet, die Schuld davon auf die Gesetzgebung, die Politik falle, und schüttet sofort über den Text des „elenden, kalten Klüglings", der sich so triumphmäßig über dies Verderben freue, mit eifernder Rede Spott und Entrüstung aus. „Nicht mit Worten freilich," so fährt er fort, „sondern durch die That muß Hume widerlegt werden. Denn, wenn auch besser vielleicht als in England, übel genug sieht es mit dem geistlichen Stande auch in unserem Vaterlande aus." Es folgt die Stelle, die uns längst bekannt ist, in der er wie eine fremde Geschichte die Geschichte seines eignen Lebens erzählt, wie er, lange durch den Anblick geistlicher Heuchelei zurückgestoßen, dennoch selbst Prediger geworden, wie ihm Jahre im Suchen der Religion vergangen, wie er nur allmählich vom „Vernünftelwege unserer neuen Sonntagstheologen" sich entfernt, noch immer aber durch so viele Unwürdige in seinem Stande abgestoßen, im Innersten verletzt worden sei[1]). Es sind seine Rigaer und gewiß auch seine Bückeburger Erfahrungen, denen er die Farben zu dem düsteren Bilde entnimmt, „wie sich feiger Stolz und schlaue Herrschsucht mit kriechender Demuth, niederträchtige Hülle mit dem Mantel des Priesters, Dummheit mit Ernst, Bosheit mit Ansehen, Schelmerei mit Heiligkeit mischte, paarte und so priesterlich deckte". Doch auch bessere Erfahrungen hat er gemacht und hat so am Ende entschuldigen und erklären gelernt. „Er arbeitet für sich, denkt nicht, sondern fühlet für Andere, und wünscht allweit und überläßt dem die Sache, der Alles ausführt. Seine Seele ist wie diese einsame um Dornen geschlungene Weinranke, die sich endlich hindurchgearbeitet hat und, süßlich herbe und etwas unreif wie sie schon sei, sich noch des milden Strahls der Herbstsonne freut." —

Ein dritter und letzter Abschnitt des Ersten Theils entwickelt die Idee des echten Predigtamtes an einem dritten geschichtlichen Vorbild — an den Propheten. Nur „gewissermaaßen", nur „im niederen Verstande", hatte Spalding gesagt, seien die Prediger das, was unter den Israeliten die Propheten und im Heidenthum die Philosophen gewesen. Wie ganz und gar nicht ist diese Zusammenstellung und dies „gewissermaaßen" im Sinne Herders! Ihm sind die Prediger mehr als das Letztere und sind Propheten auch „im höheren Verstande". Propheten nämlich waren in erster Linie „Wunderthäter", d. h. „Beweiser der göttlichen Macht für seine Religion und Haus-

[1]) S. oben S. 16. 17.

haltung". Und da sollte man denn — (die Aenderung von Herders Denkweise gegen früher liegt hier wieder einmal klar zu Tage) — über Lavaters edlen Glauben, daß Wunder- und Prophetengaben auch in unserer Zeit noch möglich sein müßten, zum wenigsten nicht spotten. Unsere heutigen Religionsdemonstranten freilich sind solche Propheten d. h. Gottesbeweiser nicht. Sie mit ihren philosophischen Demonstrationen können doch immer nur Möglichkeit der Offenbarung aus einem kurzsichtigen, menschlichen Standpunkte auf dem Grunde von Hypothesen erweisen — und auch das oft wie elend, wie geistlos, wenn dagegen die Angreifer so viel mehr Geist und Witz zur Verfügung haben! Aber es giebt eine andere Art des Religionsbeweises. Sie besteht darin, daß die Offenbarung und Haushaltung Gottes einfach gezeigt werde, wie sie ist. Eine Geschichte der Haushaltung Gottes durch Zeiten und Völker! Eine Uebersetzung und Darstellung der Bibel wie sie ist — fürs Volk, und in der Weise Luthers! „Wo ist ein Kraftmann, ein zweiter einfältiger, auch ungelehrter Luther, ein Luther von Kopf und Herz und Brust und Schreibart?" So ruft Herder. Er wagt nicht, zu sagen, daß er dieser zweite Luther sei; daß er es zu sein oder zu werden wünschte, wie er es der Geliebten gegenüber kein Hehl gehabt hatte [1]), steht auf allen Blättern unserer Schrift. Alle Entwürfe eines neuen Lebens voll Reformatorwirksamkeit und vielseitiger Schriftstellerthätigkeit, wie sie im Reisejournal sich finden, kehren in theologischer Fassung, ins Religiöse übersetzt, wieder. Am deutlichsten in der Nach- und Zueignungsschrift des ganzen Büchleins an Lavater: „Ich bin wie ein Mann, mit dem ich mich nicht zu vergleichen wage und der so Vieles in der Welt ausgerichtet hat, was ich nie ausrichten werde, vielleicht nur da, Steine und Klötze aus dem Wege zu räumen, und dem Worte Gottes Raum zu machen. — — Dem Zweck sollen, wenns die Vorsicht äußerlich nicht anders füget, meine gefaßtesten Schriften gewidmet sein, und auch Ihr Mitbeispiel, mein Freund, mit der Helle des Angesichts, die mir darauf zu ruhen scheinet, soll mir dazu aufmunternd oft erscheinen. Wie viel fühle ich, daß noch vor mir ist und ich noch zu thun habe, wenn ich meiner Bestimmung würdig werden soll in meinem Leben! Zu thun und also auch erst zu werden! Zu lernen, um mit aller Kraft, wie ausübend, zu überzeugen. Und was ist, das ich bisher verloren habe von meinem Leben! Religion, großes Werk der Haushaltung Gottes durch Jahrhunderte und Völker, nimm mich, daß ich dich so und so vielfach lehre meine Brüder, als vielleicht meine Pflicht ist auf Erden!" Man sieht deutlich sein Verhältniß zu Lavater. Man sieht, wie der politisch-reformatorische Ehrgeiz zum Prophetenehrgeiz geworden ist. Man erkennt, wie der geschichtsphilosophische Beitrag und die Aelteste Urkunde Anläufe, Skizze und Anfang für zwei Werke sein sollten, die auch wohl als Ein zusammenhängendes Werk gedacht

[1]) Erinnerungen I, 233; vgl. mit A, III, 402 Anmerkung und 407.

waren, für eine „Geschichte der Haushaltung Gottes auf Erden" und ein Bibelwerk, das — ein Seitenstück zu Luthers Bibelübersetzung — Moses, Hiob, Psalmen und Propheten, ins ganze Licht unserer Zeit gesetzt, für Welt und Nachwelt darstellte. Es waren Prophetenträume, die der kommende Tag in anderer, nüchternerer Weise erfüllte. In der Zeit des religiösen Enthusiasmus empfangen, kamen später, als zwei weltlichere Kinder des Herderschen Geistes, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und das Buch „Vom Geiste der ebräischen Poesie" zur Welt — die Spuren ihrer Empfängniß noch immer an der Stirn tragend.

Propheten waren aber ferner „Zeiher der Sünden des Volks, Anmunterer mit allen hellsten Gemälden der Tugend und Nationalglückseligkeit". Darin müßte denn auch heute das Wesen des Predigtamts gesucht werden. Das Spaldingsche Buch, meint Herder, enthält leider davon nichts; es handelt davon, wozu allenfalls, auch ohne jenes Wesentliche, ohne Gotteskraft und Propheteneifer, das Predigtamt noch immer „nützlich" und „brauchbar" und „unschädlich" sein könnte; es faßt das Predigtamt als eine „geistliche Amtmannsstelle" auf; es kennt nur eine „policirte Religion" im Bunde mit einem policirten Staate, da denn am besten statt des Wortes Gottes zum Texte der Predigt etwa ein Brief an Keith, an Maupertuis oder Bredow genommen werden sollte! — es spricht von dem, wovon mit dem Prediger eben zuletzt zu sprechen wäre, von Beziehung der Religion auf den Staat, von Klagen gegen Dogmatik, Gesangbuch, Katechismus und Liturgie! Und wie der Geist dieses Buches, so unsere heutigen Predigten. Herder contrastirt den aufklärerischen, lauen, langweiligen, zahm sich bescheidenden, schönrednerischen Prediger von heute mit den immer scharf und treffend, immer national und individual auf eine dringende, gegenwärtige Situation zielenden Propheten, deren Wort Feuer ist, ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Daß sie auch uns noch Muster wären!

Endlich „gottfühlende, vom Geiste angehauchte Männer waren die Propheten". Nach Spalding indeß dürfen die Prediger auch das nicht mehr sein, sondern nur „verordnete" Ausleger und Erklärer, die an ihrem eigenen Geiste genug haben. Dieser Gegensatz führt Herder auf die Erscheinung des in seiner Opposition gegen das „bloß vernünftelnde oder dumm historisch glaubende Christenthum" berechtigten, in seiner kränkelnden und dabei sektirerischen Form unberechtigten Pietismus. Gegen die Nachwirkungen und Ueberreste dieses verkehrten pietistischen Wesens nun hatte Spalding schon eilf Jahre vor der Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamts seine „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum" geschrieben, die, mit erheblichen Zusätzen bereichert, im Jahre 1764 und 1769 zweimal neu aufgelegt worden waren. Alsbald wird denn auch diese ältere Spaldingsche Schrift für Herder ein Gegenstand der Kritik, — und wieder können wir seine kritischen Glossen nur an der Hand des kritisirten Textes verstehen.

Die Ausführungen Spaldings in der genannten Schrift hatten zunächst bestritten, daß jene angeblich übernatürlichen Einwirkungen des göttlichen Geistes, die der Fromme nach pietistischer Lehre in den Momenten seiner Bekehrung und Wiedergeburt erfahren müsse, durch das Gefühl selbst „merkbar" und von den natürlichen Veränderungen der Seele unterscheidbar seien. Aus der „gemeinen Kenntniß der menschlichen Natur", immer zugleich auf die Aussprüche der heiligen Schrift sich stützend, hatte er nachzuweisen gesucht, daß die Lebhaftigkeit und Stärke solcher inneren Erfahrungen ein durchaus trügerisches Kennzeichen ihres unmittelbar göttlichen Ursprunges sei. Wären die directen Wirkungen Gottes als solche erkennbar, so müßten sie — argumentirt er weiter — ebensowohl in den oberen wie in den unteren Kräften der Seele sich äußern, während doch hier, auf dem Gebiete des Erkennens und Wollens, Alles „nach den ordentlichen Gesetzen der Vorstellung" sich erklären lasse. Vielmehr, geradezu unmöglich, den besonderen göttlichen Ursprung solcher bekehrenden und heiligenden Gnadenwirkungen durch das Gefühl zu unterscheiden! Geschehen sie doch durch das Wort; es sind also mittelbare Wirkungen; bei allen mittelbaren Wirkungen aber können wir durch das Gefühl immer nur das Mittel, niemals die entfernte Ursache erkennen. Wir mögen nun die Erkenntnisse und Vorstellungen, durch welche geistliche Regungen in uns entstehen, anzugeben im Stande sein oder nicht — das Wirkende ist doch zuletzt immer, wenn auch unbewußte, undeutlich erkannte Wahrheit. Auch zugegeben endlich, daß noch eine besondere Kraft des heiligen Geistes der überzeugenden Kraft der Wahrheit zu Hülfe kömmt, so werden sich doch immer die Wirkungen der Gnade sicherer als aus der Empfindung derselben, aus ihren Abzweckungen erkennen lassen, daran, daß der Mensch dadurch zu den Gesinnungen geleitet wird, in welchen er Gott gefallen und gut und glücklich werden kann. In dem Hinweis auf diese höchste ethische Bedeutung alles religiösen Lebens liegt der Schwerpunkt der Spaldingschen Schrift. Von hier aus hatte er in der ersten Auflage derselben die Sphäre der göttlichen Gnadenwirkungen ausschließlich in das Gewissen verlegt und es als eine „Hypothese" vorgetragen, daß Gott durch das Gewissen in der moralischen Welt nach ebenso einförmiger und doch sich mannigfach besondernder Gesetzlichkeit wirke, wie in der physischen Welt durch die Kraft der Schwere. In vorsichtiger Wahrheitsliebe hatte er in den folgenden Auflagen diese Hypothese aus dem Text der Schrift in die Vorrede verwiesen; die Grundanschauung indeß war dieselbe geblieben; noch immer war der leitende Gedanke der, daß Gott auf die Seele nach der Natur der Seele in der Richtung auf sittliche Reinigung, Besserung und Beruhigung wirke; gegen die scheinbar naturalistische Färbung des Gedankens trat jetzt nur die religiöse Wendung etwas stärker in den Vordergrund, daß auch so Alles auf Gott zurückzuführen, daß zuletzt Alles „für Gnade zu erkennen" sei. Von selbst beantwortet sich damit die Frage, welcher der zweite Abschnitt der Schrift gewidmet ist, ob jene lebhaften

Gefühle, welche die pietistische Doctrin fordert, zum Christenthum nothwendig seien? Der Werth aller Gefühle der Frömmigkeit — so lautete Spaldings Antwort — ist einzig danach zu beurtheilen, ob sie zu wirklicher Besserung des Herzens und Wandels und, in unzertrennlicher Verbindung damit, zu gläubiger Hoffnung auf die durch Christi Mittlerschaft uns gewährleistete Gnade Gottes hinführen. Alle Vorstellung von Angst- und Schreckenszuständen, von plötzlichen und absonderlichen Erweckungen und Bekehrungen, von sinnlichen und magischen Wirkungen des Mittlers auf uns — alles Wunderhafte, mit einem Wort, ist dem wahren, auf Heiligung der Gesinnung gerichteten und von selbst aus ihr entspringenden Glauben fremd.

Eine vollberechtigte, in sich geschlossene Gestalt christlicher Frömmigkeit tritt uns auch in diesem älteren Spaldingschen Buche entgegen. Sie war der reine Ausdruck eines Geistes, in welchem Tugend und Gottesfurcht sich innig durchdrangen oder, um mit Schleiermacher zu reden, „die vollendetste religiöse Sittlichkeit in einer gegebenen Sphäre" erschien [1]). Dem herrschenden Geiste nüchterner Verständigkeit wird diese dem Wunder im äußeren wie im inneren Leben entsagende Ansicht so vollständig gerecht, daß sie sich dadurch das Recht erwirbt, die religiöse Auffassung der Welt einzig aus dem Bedürfniß moralischer Selbstbefriedigung abzuleiten. Der beschränkten Sphäre jedoch, innerhalb deren diese Denkweise so sicher und mit so vollem Genügen waltete, war der Geist Herders durch sein universelles Bildungsstreben ebenso sehr wie durch die gährende Unruhe seines Wesens entrückt. Gerade um der Verwandtschaft mit dem sittlich-religiösen Kern der Spaldingschen Anschauung willen, mußte er zu ihrem Gegner werden. Der geschlossenen, in sich fertigen Spaldingschen Religiosität, der ruhigen, sanft gefälligen Harmonie derselben setzte er den tieferen, aber unfertigen, den reicheren und geistvolleren, aber mit Dissonanzen ringenden religiösen Sturm und Drang entgegen. Deutlicher noch als bei dem Thema von der Nutzbarkeit des Predigtamtes kömmt die ganze Bedeutung dieses Gegensatzes hier zum Vorschein, wo es sich um den Werth der Gefühle im Christenthum, um den eigentlichen Mittelpunkt des religiösen Lebens handelt.

Vollkommen einverstanden zwar ist er mit Spalding in der Verurtheilung „der Seuche der Andächtelei". Auch ihm ist dieses „kränkelnde Empfindungshorchen" in der Seele zuwider. Nur, in ganz anderer Weise, als es von Spalding geschehen, wäre nach seiner Meinung davor zu warnen, dagegen anzukämpfen gewesen. An dem Spaldingschen Buche vermißt er ebenso sehr den richtigen philosophischen wie den richtigen theologischen Gesichtspunkt. Ueberflüssig zunächst — in dieser vornehmen Haltung beginnt die Herdersche Kritik — daß sich der Verfasser auf eine so unsinnige Auffassung überhaupt

---

[1]) Recension von Spaldings Lebensbeschreibung, „Aus Schleiermachers Leben. In Briefen" IV, 611.

eingelassen, als ob jemals göttliche Gefühle in der Art in uns sein könnten, daß das menschliche Fühlen und Denken dadurch ganz verdrängt und aufgehoben würde. Nun jedoch der Grundirrthum der Spaldingschen Psychologie! Es ist kein anderer als der, den der Schüler Hamanns längst an der Psychologie der Wolfianer und aller Aufklärungsphilosophen zu rügen gehabt hatte. Eine bloße philosophische Abstraction ist die Trennung der Seelenkräfte in ein oberes und unteres Vermögen. Vollends verkehrt, die unteren gegen die oberen herabzusetzen, während doch gerade jene die stärksten und sichersten, die Grundlage und Materialien dieser sind. Was also sollen die Spaldingschen Declamationen gegen Gefühl und Empfindung, gegen sinnliche Eindrücke, Regungen und Triebe, das ewige Hinweisen auf reife Ueberlegung, kalte Beweggründe, deutliche Entschließung, sammt den immer wiederholten Gleichnissen von Licht, wie es auf das Auge, den kältesten aller Sinne, wirkt? Gerade durch Gefühle, Regungen und Triebe vielmehr wird der Mensch im Guten und Bösen am meisten gelenkt, und gerade für die sinnlichen Kräfte arbeiten die edelsten Wissenschaften, Geschichte und Dichtkunst. Vollends, wenn die Rede von Religion ist! Die heilige Schrift, sagt Herder, „unser einiges Muster der Philosophie und Seelenlehre" hat „alle Kräfte der Seele gleich geachtet und gleich geschont". Der abweichende psychologische Gesichtspunkt Herders zeigt sich hier unmittelbar zugleich als theologische Differenz. Der Spaldingsche Rationalismus stellt sich gegen die Schrift wie ein ehrerbietiger Schüler, von der er aber doch nur lernt, was seiner moralisch-verständigen Auffassung homogen ist, und wiederholt findet er sich daher mit der Poesie der Bibel durch eine prosaische Deutung ab; er sucht die „bildlichen und verblümten Redensarten" der Schrift auf einen mäßigeren, ihm unanstößigen Sinn zurückzuführen. Sein Gegner sympathisirt mit der Poesie der Bibel, und diese Poesie ist ihm überdies als solche göttliche Wahrheit. So wird ihm die Bibel unmittelbar zur Bestätigung seiner psychologischen Ansicht. In Beziehung auf diesen Punkt verläßt ihn hier, wie in allen Schriften der Bückeburger Periode, jede kritische Besinnung. Durch die Poesie des Wunders ist ihm ohne Weiteres die Wirklichkeit des Wunders bewiesen, und von der Voraussetzung aus, daß „Niemand die Wunder und Erscheinungen Gottes als erste Gründe und Mittheilungen der Offenbarung leugnen könne", hat er nun leicht gegen Spalding argumentiren. Man versetze sich, sagt er ganz ähnlich wie in der Aeltesten Urkunde, in die Gegenwart eines Wunders — da, offenbar, ist kein Augenblick Zeit, zu raisonniren und die oberen Seelenkräfte spielen zu lassen: das Wunder nimmt den ganzen Menschen und zwar zunächst die sinnlich ganz beschäftigte Seele in Beschlag. Der Gegensatz gegen die rationalistische Auffassung culminirt endlich in dem Satze, daß die Religion in ihrem Wesen Thatsache und Geschichte sei. Durchs Wort allerdings wirkt auch nach Herder Gott auf die menschliche Seele — aber dies Wort selbst ist Geschichte, Bild, Erzählung, sinnliche Rede, Psalm, Gedicht, Gebot,

Brief des Herzens; damit wendet sich Gott zunächst an die sinnlichen Kräfte und am liebsten ans Volk, an den sinnlichen Theil der Menschheit, um ihn mit allen seinen Trieben zu lenken, ihm einen ganzen Freudengeist, d. h. jenen „Glauben" zu geben, wie es wahrlich „die langsame Tugendlehre durch die oberen Kräfte" nicht könne. Mit alledem nun ist im Grunde schon vorweggenommen, was eine folgende Auseinandersetzung noch nachdrücklicher geltend macht. Herder fühlt, daß er für seine Sätze eines festen Fundamentes bedarf. Er hat kein anderes als die Berufung auf die Bibel, deren göttliche Autorität ihm von vorn herein feststeht. Ueber die Frage, wie der Geist Gottes auf alle die mancherlei Kräfte der Seele wirke, soll nicht der Empfinder, nicht der Philosoph, auch nicht der Dogmatiker, sondern einzig die Quelle aller Dogmatik, die Bibel entscheiden — und sie eben entscheidet, daß jene Wirkungen durchaus durch historische Zeugnisse, durch Erweisungen göttlicher Kraft erfolgen, daß Glauben mehr ist als eine durch Raisonnement und Gewissensanwendung gewirkte Ueberzeugung. Wie verächtlich indeß Herder von den „Hypothesen" des Philosophen spricht, von dem kalten Vernünfteln desselben, und wie der „stündliche und augenblickliche Behorcher seines Kopfes" um nichts besser sei, als der „Behorcher seines Busens" — es ist zuletzt doch auch eine philosophische Theorie, mit der er der Theorie seines Gegners gegenübertritt. In der Polemik gegen die Spaldingsche Gewissenshypothese kömmt dieser philosophische Hintergrund seines psychologischen und theologischen Standpunktes, seiner Betonung des Geschichtlichen, seines Wunder= und Offenbarungsglaubens zum Vorschein. Trotz aller Entrüstung über den „Allanzweifler" Hume steht er mit seinem stürmischen Mysticismus, so gut wie Spalding mit seinem milden Rationalismus, unter dem Einfluß der englischen Philosophie. Er steht auf empiristisch-nominalistischem Grunde. Nicht nach einem einförmigen Gesetz, dem Gesetz der Schwere oder des Lichtes vergleichbar, wirkt nach ihm Gott durchs Gewissen auf uns. Selbst dies angeblich einförmige Naturgesetz der Schwere ist ihm nichts als ein aus lauter einzelnen Erscheinungen abstrahirter Wahnbegriff, ein „Phänomenon schwacher Augen". Desgleichen das Gewissen. Gewissen, erklärt er, ist nichts anderes als ein abgezogener Begriff aller Seelenkräfte, sofern sie moralisch wirken. In Wahrheit aber wirkt Gott in jedesmal anderer und besonderer Weise, in einzelnen Wirkungen auf jeden Einzelnen. Religion ist Einzelempfindung und Einzelglaube, und jedes wahre Gebet nur auf dem Grunde solches Einzelvertrauens möglich. Darin eben besteht der geschichtliche Charakter der Religion. Sie ist treue Empfindung der Geschichte Gottes mit einem Menschen in all' seinem Leben, in jedem Augenblick und jeder Situation seines Herzens.

Von der Begeisterung der Propheten war Herder auf diese Auseinandersetzung mit dem älteren Spaldingschen Buche hingeführt worden. Sein letztes Wort, womit er diesen ganzen Abschnitt und zugleich den Ersten Theil seiner

Schrift schließt, ist der wiederholte Hinweis auf jene „Männer voll Glaubens und Gottesgeistes“ als auf Muster für den Prediger.

Mit dem Zweiten Theil tritt die Schrift auf den Boden des Neuen Testaments hinüber, um hier zuerst, wie die Ueberschrift sagt, in den „Christenlehrern“, d. h. in Christus und den Aposteln ein neues, höchstes Muster für das Predigtamt aufzuzeigen. Vielmehr, der große geschichtliche Gang, den er gewählt, nimmt ihn ganz hin; mit Pathos verweilt er bei diesem Höhepunkt religionsgeschichtlicher Entwickelung. Die Propheten waren verstummt — Alles lag in Trümmern; nun kündigte Johannes den kommenden Christus an. Christus kam — das fleischgewordene Wort, Abbild der Gottheit in der Gestalt des sündigen Fleisches. Sein Leben ein unvollendeter Entwurf und dennoch das größte Leben. Und das Bedeutsamste nun dies, daß Christus „in keinem anderen Vehiculum erschien als allein als Lehrer der Welt“. Er, „in dem Schöpfung und Haushaltung der Welt, Bildung, Folge und Ordnung aller Zeitalter als auf den Eckstein und Mittelpunkt verfaßt worden“, ward nur Lehrer, Priester, Bote Gottes und Opfer für die Welt. In Eins spricht Herder in diesen Sätzen den letzten in dem Beitrag zur Geschichtsphilosophie noch verschwiegenen Hintergedanken aus und sucht er zugleich für die Würde des Predigtamtes, um die es ihm in der gegenwärtigen Schrift zu thun ist, die denkbar höchste Beglaubigung zu gewinnen. Das Predigtamt war das Amt Christi, und Christus der eingeborene Sohn Gottes. Unter polemischer Beziehung auf die doketische und auf die socinianische Auffassung der Person Jesu begründet Herder die seinige, die er als die allein schriftmäßige in Anspruch nimmt. Christus so gewiß wahrer Gott, so gewiß ganz Mensch und ganz als unser Bruder fühlend. Sofort jedoch ist es durch den Zweck der gegenwärtigen Schrift bedingt, daß aufs Stärkste die Menschheit Jesu — nur immer in dem Sinn, daß gerade in ihr seine Gottheit sich abgespiegelt habe — betont wird. Eben dieser vollen menschlichen Natur wegen ist er Vorbild für alles Menschenstreben, Vorbild insbesondere für die Lehrer, als Nachfolger Christi. Vortrefflich glückt es da wieder dem Verfasser mit seiner Gabe, sich in eine historische Erscheinung sinnig nachfühlend zu versenken, dieses Vorbild in einer Reihe einzelner Züge zu entwickeln. Wenn aber die warme und beredte Charakteristik mit dem Wunsch eines Lebens Jesu aus den Evangelisten „mit Würde, Einfalt und in allem Leben der Geschichte“ schließt, so ist sie zugleich mit mancherlei Ausfällen gegen die vernünftelnden Dogmatiker, die rationalistischen Ausleger, die verwässernden Paraphrasten durchflochten. Die Schläge treffen diesmal nicht sowohl Spalding als dessen Freund Teller. Schon in zweiter Auflage lag Herdern dessen „Wörterbuch des Neuen Testaments“ vor — ein im Geiste einer ziemlich mageren Vermittelungstheologie die deutschen Ausdrücke des Neuen Testaments erklärendes Noth- und Hülfsbuch für Prediger. Von Seiten des Geschmacks sowohl wie von Seiten des theologischen Standpunkts mußte das

Buch Herders Unwillen erregen. Eine solche, aller philologischen Genauigkeit entbehrende Auslegungsmethode schien ihm die Sprache des Neuen Testaments „in den Brei eines homiletischen Conversationsgeschwätzes“ aufzulösen und den individuellen, nur im Zusammenhange zu erfassenden Sinn der biblischen Schriftsteller, den ursprünglichen Geschmack der Quelle zu trüben und zu verfälschen. Zu dieser Quelle wendet er sich zurück, um, wie zuvor von Christus, so nun von den Aposteln ein liebevoll-treues Bild zu entwerfen. Nur mit bescheidener Einschränkung hatte Spalding die Apostel als Vorbilder der heutigen Prediger gelten lassen wollen; das Dringen Pauli auf den Glauben im Gegensatz der Werke hatte er als bedingt durch des Apostels Stellung zu der damaligen jüdischen Gesetzesgerechtigkeit zur Seite geschoben. Diesen Clauseln und Abschwächungen gegenüber tritt Herder für den ganzen Paulus, den „Feuerapostel“ ein; Johannes, bei dem Alles aus der Empfindung quillt, ist ihm ein anderes ganzes Muster eines Christenlehrers — wieder ein anderes Petrus und Jacobus. Dazu die Pastoralbriefe, die von mehr als „Nutzbarkeit“ des Predigtamtes handeln! — und genug, das ganze Neue Testament bis zu dem prophetischen Buch der Offenbarung hin ein Tempel „nicht bloß in, sondern auch nach dem ein Lehrer wandeln soll, um auch dort zu sein Pfeiler an Gottes Tempel“.

Der geschichtliche Weg unseres Verfassers hätte eigentlich nun zu den Kirchenvätern geführt. Nur mit zwei Worten indeß gedenkt ihrer der zweite, „Lehrer der Kirche“ überschriebene Abschnitt. Denn, „erst von Luthers Zeiten fing sich die wahre Wiedererstattung geistlichen Priesteramts und Predigerthums an“; „zu den Zeiten der Reformation war's, daß sich ein neuer Begriff und Stand nach damaligen Zeit- und Ortsumständen abzusondern anfing“ — der Stand der evangelischen Prediger. Aufs Stärkste betont Herder den Unterschied des protestantischen Lehramts von römischem Pfaffenthum. Er scheint sich mit Spaldings Ablehnung aller hierarchischen Ansprüche zu berühren; vielmehr aber, auch hier ist sein Standpunkt durchaus der polemische. Nämlich, nicht „vernünftelnd“, sondern schlechtweg historisch müsse hievon geredet werden. Zugleich mit dem neuen evangelischen Predigtamt seien symbolische Bücher, Anlage zur Dogmatik, äußerliche Kirchenordnung gekommen. Statt aus unserer Zeit und für unsere Zeit über das Alles zu philosophiren, sei es im Lichte ihres Zeiturspungs zu betrachten.

So wird an dieser Stelle die Herdersche Schrift zu einer Abhandlung, die in besonderen Unterabtheilungen von symbolischen Büchern, von Glaubenslehre, endlich von Predigerpflicht und Kirchenordnung handelt.

Gleich bei den symbolischen Büchern stellt sich nun Herder so fest wie möglich auf das alleinige Recht seiner historischen Methode. Man versteht die symbolischen Bücher mit ihrem durchaus casualen Charakter nur, wenn man sie aus ihrer Entstehung heraus erklärt. Rein historisch desgleichen ist

sodann die fernere Frage zu beantworten, wie weit sich seitdem der Boden geändert hat; jede andere Kritik dieser Bücher ist „Lumpen- und Bettelkritik". Auf der Grundlage solcher historischen Untersuchungen wird sich dann die reine Anwendung ihres Geistes auf den Geist, den wahren Geist der Gegenwart ergeben. Thöricht dagegen das Geschrei von „Abschaffung" der symbolischen Bücher. Das heißt „Standarte wegwerfen und dafür Kinderklapper und Brummeisen wählen". Um so thörichter, da die symbolischen Bücher zugleich die Insignien sind, auf denen unsere Religionsfreiheit beruht. Wer denn soll neue machen? und wo sind die nöthigen Vorarbeiten dazu? Nöthig nur, den dummen Mißverstand und Mißbrauch nach Kräften zu beseitigen, der, statt auf den Geist, auf den Buchstaben geht, und sich vor Heuchelei zu wahren. Ganz gegen die wahre Predigerpflicht aber — hier wird sehr deutlich wieder die Spaldingsche Schrift gestreift —, unbestimmte Zweifel zu erregen. Unterweisende, bessernde Anwendung der alten herrlichen Bekenntnisse im echten Luthergeiste, das ist die Aufgabe und wäre bessere Arbeit als „ein bloß erbaulicher Uhuruf, so aristokratisch vornehm und über die gemeine Art erhaben er auch klinge!"

Wie stark die poetisch-historische Frömmigkeit Herders von der rationell-moralischen Spaldings divergirt, kömmt nicht minder scharf bei der Frage über den Werth der Dogmatik zur Aussprache. Nicht bloß als Uhrgewicht hat der Prediger seinen Vorträgen so viel Dogmatik anzuhängen, daß die Pflicht dabei richtig herauskomme. Glaubenslehre und Moral stehen in einem viel tieferen, innigeren Wechselverhältniß. Im Worte Gottes gehen beide in Einer Wurzel zusammen. Aller Unterricht des Predigers ist lediglich Religionsunterricht, Religion aber nichts als Erklärung und Anwendung der Bibel im weitesten Verstande. — Der durchgehende innere Zusammenhang der Herderschen Gedanken wird hier besonders deutlich. Seine psychologischen Anschauungen stimmen mit seinen theologischen und diese wieder mit seinen pädagogischen zusammen; sein Betonen des ganzen Menschen deckt sich mit dem Betonen des Historischen, und dies wieder mit dem ausschließlichen Werth, den er auf die Bibel legt. Gottes Offenbarungen, so schärft er von Neuem ein, waren fast nie lehrhafte Discurse, sondern Thatsachen, immer fortschreitend sich entwickelnde Geschichte. Ganz anders daher als in dem Lehrplan seines Reisejournals, wo der Lutherische Katechismus den Anfang machen sollte, will er hier allen Religionsunterricht mit Geschichte der Religion begonnen wissen, woraus dann allmählich erst simple Moral und Dogmatik sich entwickeln müsse. Nicht anders dürfe der Prediger in seiner Gemeine verfahren. Von Geschichte der Religion muß Alles ausgehen; durch Glaubenslehre Alles sich vollenden. Nicht als ob die Glaubenssache zur Streitsache gemacht werden, nicht als ob Glaubens- und Lebenslehre nicht je nach Bedürfniß gemischt und gesondert werden dürfte: — nur, Lebenslehre allein ist nimmermehr ganze und ursprüngliche Religion! Nicht Beigeschäft, sondern Hauptgeschäft des Predigers ist Bibel-

erklärung, d. h. Entwickelung der Geschichte der Gottesoffenbarung. Ganz deutlich hört man, wie Herder aus seinen eigenen Berufserfahrungen heraus redet, wenn er andeutet, wie man nach einigen Jahren Amtsverrichtung von selbst darauf komme, diesen Weg zuerst bei den Kindern, dann auch bei den Großen für den allein wirksamen zu erkennen. Unfruchtbar alles andere Moral- oder Dogmenpredigen! Aber man baue die Glaubenslehre auf treuer Schrifterklärung, und „die Kirche wird wahrlich nicht so leer bleiben oder dumm besucht werden". Oder auch — denn der Gaben sind mancherlei — man sei ein Geschichterzähler im hohen Verstande des Wortes, ein Vater, ein Kinderlehrer, und wenn Einer mehr „Sinn für den Gott in der Natur" hat, so lasse man auch einen Solchen gewähren. — So bricht bei aller Schärfe der Polemik gegen die übliche, einförmig feierliche und weise, moralisirende und geschickt ausweichende Predigtweise die weitherzige Freiheit des Herderschen Geistes durch. Der geistvolle Eiferer tritt, im Gegensatz gegen die aufgeklärte Predigtkunst, wie sie auf den Kanzeln Berlins herrschte, für die zugleich mannigfaltigste und zugleich einfältigste Verkündigung des Wortes Gottes ein. Er schließt, wie so oft in dieser Schrift, mit der Berufung auf den großen Reformator, mit der Forderung des „Simplificirens in Luthers Zeiten".

Und an Luther knüpft er endlich auch bei dem Capitel „Predigerpflicht und Kirchenordnung" an. Verzichtend indeß auf eine historische Darlegung, wie nach dem großen Reformator „noch eine Reformation entstanden, die dieser die Verbesserung der Juristen nennen würde", verzichtend auf eine wissenschaftliche Untersuchung des protestantischen Kirchenrechts, das zuletzt doch nur auf Macht und Belieben und Nützlichkeitsrücksichten beruhe, begnügt er sich, wie er sagt, mit demüthigen Klagen, die freilich alsbald zu den bittersten Spottreden werden. Die Spitze dieses Spottes kehrt sich gegen die Spaldingsche Schrift mit ihren überbescheidenen Deductionen, daß der Predigerstand seine Existenz, sein Ansehen und seine Freiheiten lediglich „den Einräumungen der bürgerlichen Gesellschaft" zu verdanken habe, und daß er diese Duldung sich durch seine moralische und politische Brauchbarkeit verdiene. Diese ganze Ansicht, die das Predigtamt zu einer „tolerirten Anstalt" macht, ist ihm ein Beweis, wie sehr „das allgemeine Sensorium und Element der Religionsübung" verloren gegangen, und nicht müde wird er nun, die Consequenzen dieser Ansicht in der bittersten und grellsten Weise ins Licht zu setzen. —

Die historische Anlage unserer Schrift ist nur kaum noch kenntlich, sie geht noch directer ins Polemische über in dem Schlußabschnitt: „Prediger-Philosophen". Unter Voranstellung des Spaldingschen Satzes, daß die Prediger gewissermaaßen das seien, was im Heidenthum die Philosophen — „Lehrer der Weisheit und Tugend", setzt Herder diesem Satze einen allseitigen Protest entgegen. Er deutet nur an, wie das, was man jetzt christliche Predigt nenne, sich geschichtlich allmählich entwickelt habe: mit einem Sprunge ist er bei der Gegenwart. Er schildert diese gegenwärtige Predigt-

weise, und indem er sie schildert, verurtheilt er sie. Es ist dasselbe Thema, welches er bereits in den „Fragmenten“, in dem „Redner Gottes“, in dem Aufsatz von der Sonntagsfeier angeschlagen hatte. Daß doch nur diese schönen, erbaulichen Predigten, die heutzutage das Durchschnittsmuster sind, etwas von dem Andringlichen, Bestimmten, Lebendigen der großen politischen Reden der Alten hätten! Nichts, statt dessen, als ein großer Dunstkreis allgemeiner Behauptungen, eine weithergeholte Einleitung, lässige Erklärung, weitumhergreifende Eintheilung und Ueberleitungen, langsame, nur gar zu deutliche Predigtperodien, nie auf das Besondere der Situation und der Gemüthslage eingehend, weder Kopf noch Herz ergreifend und eben deshalb so dämmernd erbaulich! Unangenehmer, fürwahr, kann ein gesunder Mensch nicht bewirthet werden! Ein halbschlächtiges, zweideutiges Wesen ist diese moderne Predigt. Denn wenn Prediger „Lehrer der Weisheit und Tugend“ sein sollen — wohl, so seien sie es auch ganz! Warum dann nicht das feierliche Vehiculum der Religion ganz weggeworfen, wozu dann diese gothischen Gebäude mit Zierrathen von Altar und Kanzel, was sollen all' die abergläubischen Mönchsceremonien von Taufe und Abendmahl, von Beichte und Absolution, womit das Bischen Weisheit der Lehre thätlich wieder aufgehoben wird? Es giebt da nur Einen Rath, nur Eine Hülfe. „Religion, wahre Religion muß zurückkehren, oder ein Prediger bleibt das unbestimmteste und unnützeste Mittelding auf Erden.“ Und so schließt denn die Schrift mit einer warmen Ansprache an diejenigen Prediger, die mehr als „wöchentliche verordnete Philosophen“, die wahre Diener des Wortes Gottes sein wollen. „Gang des Predigtamts, Beruf und Vorbilder“ will sie vorgehalten haben. Noch einmal schärft sie die Nothwendigkeit ein, Offenbarung Gottes in der Bibel und im Gange des ganzen Menschengeschlechts zu glauben, in Christus aber zugleich das große Muster und zugleich den Eckstein der Seligkeit anzuerkennen. Mit einigen halb entschuldigenden Erklärungen über den polemischen Geist der ganzen Schrift lenkt sie in die schon erwähnte „Nach- und Zueignungsschrift“ an Lavater hinüber. —

Der praktische und andererseits der polemische Zweck, der auf diese Weise in dem Schluß unseres Manuscriptes so deutlich sich ausspricht, erklärt nun *die Umwandlung, welche dasselbe für den Druck erfuhr*[1]). Die

---

[1]) „An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter“ Leipzig 1774 (ohne Angabe des Verlegers) 118 S. 8°. — Dem von uns analysirten Manuscript am nächsten steht ein kurzer handschriftlicher Entwurf, der die Materien in der Hauptsache noch nach dem historischen Schema jenes Manuscriptes ordnet, aber doch die Excurse schon auf besondere Abschnitte vertheilt und so mit seinen zwölf, statt der ursprünglichen sechs Abschnitte, den funfzehn Nummern der gedruckten Provinzialblätter sich nähert. Dabei treten einzelne Ueberschriften auf, die weder in dem großen Manuscript noch in der gedruckten Schrift ausgeführt sind: „Gespräch zwischen Spalding, Beattie und Hume“; „Begriff vom Kanon“; „Zwo Secten der Kirchenväter reihhinab erklärt“.

historische Anlage, die auf eine tiefere wissenschaftliche Grundanschauung zurückweist, wird fallen gelassen. Zu sehr quoll allerorten die Materie über diese Form hinaus, die für die bewegte leidenschaftliche Rede, für die auf Wirkung berechnete, an das Herz der Zeitgenossen gerichtete Ansprache sich zu beengend erwies. Das Gefäß also wird zerschlagen, die Fluth, die darin schäumte, Welle nach Welle ausgegossen. Aus den sechs Abschnitten der Schrift werden fünfzehn Provinzialblätter, deren jedes nun den Stoff ungefähr in der Weise behandelt, wie schon der letzte jener Abschnitte gethan hatte. Die ganze ursprüngliche Anordnung, die doch nur durch einen dünnen Faden zusammenhing, wird auf den Kopf gestellt und die Materien dergestalt durcheinandergeworfen, daß Alles den Charakter einer Herzensergießung bei Gelegenheit der zu bestreitenden Sätze des Gegners erhält. Was früher, wenigstens der äußeren Disposition nach, als Excurs und polemische Episode behandelt worden war, tritt mit selbständigem Recht in den Vordergrund, während umgekehrt der Hinweis auf die großen geschichtlichen Vorbilder nur nebenher durchklingt. Viel entschiedener noch als früher wird die Schrift zu einem Anti-Spalding. Sie giebt sich als solchen nicht zum wenigsten dadurch, daß die einzelnen Auseinandersetzungen als ebensoviele antithetische Ausführungen gegen die Thesen Spaldings erscheinen und zum größten Theil Mottos aus der Schrift von der Nutzbarkeit oder Verweisungen auf die Schrift über die Gefühle geradezu zum Text nehmen. Von dem Kern der ursprünglichen Niederschrift ist dabei nichts, oder doch nur etwa das am wenigsten Hergehörige aus dem näher mit dem Inhalt der Aeltesten Urkunde verwachsenen Abschnitt über die Patriarchen, verloren gegangen. Alles dagegen ist ins Kürzere — auf höchstens ein Drittel des ursprünglichen Umfangs zusammengedrängt; die zwei Theile sind auf Ein Bändchen von wenig über hundert Seiten reducirt, dessen Oekonomie nun die folgende ist.

Mit dem Schlußabschnitt, der Zurückweisung des Spaldingschen Wortes, daß Prediger den heidnischen Philosophen zu vergleichen, daß sie „verordnete Lehrer der Weisheit und Tugend“, beginnen die gedruckten Provinzialblätter. Das zweite Blatt kehrt sich gegen den Satz, daß Prediger den Propheten „im niederen Verstande“ zu vergleichen seien. Benutzt ist dabei die Ausführung der Urschrift über die Propheten, — aber vorzugsweise ist es die ganze niedrige Auffassung des Predigtamts in dem Spaldingschen Buche, die gegeißelt wird, indem die Wirkung geschildert wird, die dasselbe auf einen einfältigen Landhirten und wieder auf einen Anderen, der in Sorge und Zweifel über die Nutzbarkeit seines Amtes gerathen sei, ausüben müsse. Jenen verwirrt und ärgert das Buch; diesen schlägt es nieder — bis er es weglegt und zu seiner Bibel zurückgreift. Die ältere Ausführung über Predigerpflicht und Kirchenordnung giebt den Inhalt des dritten Blattes her, das sich in herber und höhnender Kritik gegen die demüthige Stellung wendet, die Spalding der Kirche im Verhältniß zum Staat angewiesen hatte. An ein biblisches Motto

knüpft darauf das vierte Blatt die positive Ausführung, daß Prediger nichts Anderes als Lehrer der Offenbarung sind. Uns sind die hierauf bezüglichen Gedanken aus dem Capitel der ursprünglichen Niederschrift über die Glaubenslehre bekannt. Aus eben diesem Capitel schöpfen auch die beiden folgenden Blätter, die nun wieder mit dem Spaldingschen Buch rechten und die Nothwendigkeit einer auf die Bibel gegründeten Dogmatik gegen Spaldings Bemängelung des Dogmatischen auseinandersetzen. Hier ausnahmsweise ist die neue Bearbeitung gründlicher, ausgeführter als die ältere Redaction; die Polemik stimmt zugleich einen gemäßigteren Ton an; sie nimmt die Wendung, anzugeben, wie der Verfasser verfahren würde, wenn er, mit historischem Sinn und mit philologischer Vorsicht und Genauigkeit, den Geist der Bibel in dogmatischer Form zusammenfassen würde, wie er über Dogmatik mit den Lehrern der Dogmatik und wie er über deren Anwendung mit Predigern reden würde. Nicht warnen würde er diese vor den und den dunklen Stellen, sie vielmehr aufmuntern, diese dunklen Stellen am sorgfältigsten aufzuhellen, würde nicht undogmatisch gegen das Dogmatische reden, würde am wenigsten die Exempel gerade aus den Grundlehren wählen. Mit der Bemerkung, daß er eine Probe geben wolle, wie man ohne Bibel und Dogmatik über keine theologische Materie ins Klare kommen könne, lenkt er zu der Kritik des Spaldingschen Buches über den Werth der Gefühle über, die sich sofort durch die nächsten drei Nummern erstreckt und einestheils mit dem wiederholten Hinweis auf die Wichtigkeit der Dogmatik — das heißt, so fügt er hier in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit der schon in seiner theologischen Erstlingsschrift gegebenen Erklärung hinzu, „einer philologisch gesammelten Philosophie der Bibel" — anderntheils mit dem schönen und friedlichen Wort von den mancherlei Gaben, von dem gleichberechtigten Nebeneinander verschiedener Predigtweisen abschließt. Es folgt weiter in einer zehnten Nummer die Diatribe über die symbolischen Bücher. Die nächsten Nummern haben es mit dem Priestercharakter des Predigers zu thun. Zuerst die Zurückweisung des Humeschen Angriffes; sodann die Zurückweisung der Spaldingschen Vertheidigung des Predigerstandes gegen Hume, die eine Verleugnung dieses Standes, ein „Aufgeben des Losungswortes" sei; endlich, im Anschluß an das Citat aus Mösers Osnabrückischer Geschichte, die historische Ausführung über Ursprung, Alter und Würde des Priesterthums, wie sie das ursprüngliche Manuscript in dem Abschnitt über Patriarchen und Priester gegeben hatte. So nehmen die Schlußcapitel der gedruckten Provinzialblätter einigermaaßen den geschichtlichen Plan jener früheren Niederschrift wieder auf. Die Ausführung des vorletzten Capitels mit ihrer Verspottung der philosophischen Religionsbeweise und ihrer wiederholten Forderung, daß an deren Stelle „Erweis der Offenbarung an ihr selbst", treue Darstellung der Bibel treten müsse, greift auf den ehemaligen Propheten- und Patriarchenabschnitt zurück, und das Schlußcapitel endlich zieht mit dem Hinweis auf das Vorbild Christi und der Apostel den Inhalt des Abschnittes „Christenlehrer" ins Kürzere. —

Eine Fluth von Gedanken, schreibt der hannöversche Theolog Klockenbring über die Provinzialblätter an Herder [1]), habe er in dem Büchlein auf die armen Leser zugeströmt; — „nicht Ein Gedanke mehr, und dann aus den fünfzehn Blättern einen mäßigen Quartanten!“ Aehnlich meinte Brandes in Beziehung auf die kleine geschichtsphilosophische Schrift — und Zimmermann trat dieser Meinung bei —, daß ein Franzose mit den darin enthaltenen Ideen ganz Europa in Enthusiasmus setzen würde [2]). Hier wie dort stieß man sich an Herders Stil; man wünschte, daß er fortfahre, wie Herder zu denken, aber wie Tacitus, oder, noch lieber, wie Montesquieu oder d'Alembert oder Helvetius schreibe. Auch Merck endlich wünschte dem Verfasser der Aeltesten Urkunde und der Geschichtsphilosophie ein für allemal einen Amanuensis, der für ihn schriebe, da er „immer um den Ausdruck ringe und ihn doch niemals davontrage.“ [3])

Man sieht, es ist die alte Klage, der noch keine der Herderschen Arbeiten entgangen war: aber sie gilt doch in Beziehung auf die drei Schriften, mit denen er jetzt in Bückeburg hervorgetreten war, in ganz anderem Sinne als in Beziehung auf die früheren. Der neue Inhalt und das neue Pathos dieser Schriften hat ihnen auch formell einen neuen Charakter aufgedrückt. Von Anbeginn hatte der mit der Biegsamkeit seines Empfindens gepaarte Gedankeneifer unseres Schriftstellers in eigenthümlicher Weise mit den Darstellungsmitteln der Sprache geschaltet. Dabei jedoch hatte er in seinem Erstlingswerke absichtlich jenen anspielungsreichen Stil gesucht, der ihn als einen Schüler Hamanns kenntlich machte; er hatte dann in den Kritischen Wäldern, nicht ohne den Einfluß Lessings, sich freier gehen lassen und endlich, in der Preisabhandlung über den Ursprung der Sprache, bei aller Beredtheit nach einer Ordnung und Bestimmtheit gestrebt, die auch den Beifall seiner philosophischen Preisrichter erwerben könne. Viel rhapsodischer und hingeworfener war dann wieder die Schreibart in den Ossianbriefen geworden, während er bei den gleichzeitigen Recensionen „sich recht aufs Geschwätz verlegte, um verständlich zu werden“. Erst die drei Schriften des Jahres 1773 aber verdienen auch stilistisch in vollem Umfange die Bezeichnung von Sturm- und Drangschriften. Alle drei verrathen sie neben der Eile der fliegenden Feder die innere Hitze, die mit den bisher geltenden Gedanken zugleich die gewohnheitsmäßige Sprache ein- und umgeschmolzen hat. In allen dreien finden sich Satzbildungen oder Satztrümmer, wie sie der achtsam Schreibende sich nicht gestatten würde, eine kecke Nichtachtung jener grammatischen Regeln, an die ihn Hamann ebenso fruchtlos mahnte, wie sie Nicolai ihm vergebens vorbuchstabirte; denn, so erwidert er dem Letzteren, „geben Sie mir mehr Simplicität, Umriß und Absatz im Denken, so werden sich die Worte von selbst ordnen — jetzt läuft Alles ineinander“. Durchaus gebricht es an klarer Gliederung des

[1]) 25. Juni 1774; handschriftlich.

[2]) Zimmermann an Herder A, II, 341.

[3]) Merck an Nicolai, Wagner III, 106.

Vortrags; gleichmäßig Tact zu halten will unserem Schriftsteller schlechterdings nicht gelingen; bald fließt ihm die Rede breit dahin oder ergießt sich in vollen Wogen, bald wieder wird sie übermäßig knapp und wortsparend und gefällt sich in waghalsigen Verkürzungen und Auslassungen. Wie die Sturm- und Drangdramatiker sich gegen den Anstandsstil der französischen Tragödie, so wehrt, so empört sich unser Verfasser gegen den „langkriechenden Schlangenstil und die Blindschleichenberedsamkeit" der „hellen und feinen Geister des Jahrhunderts". Wie jene geräth er über der Verachtung der pedantischen Regel und der Vernachlässigung des Ueblichen in das andere Extrem des formlosen Naturalismus. Das Anmuthige oder auch nur das Gefällige, soweit es eine gebildete Sprache von selbst durch ihre Formen und syntaktischen Gewohnheiten begünstigt, ist seine letzte Sorge. Zugleich mit der Schönrednerei verschmäht er jede Rücksicht auf Rundung, auf Symmetrie und Numerus der Rede. Er gebraucht, er erlaubt sich, was ihm im Moment in die Feder kömmt. Die unmittelbare Eingebung, Empfindung, Leidenschaft, Begeisterung ist Alles. Wie er da, wo er Gedichte hinwirft, unversehens aus der Poesie in ganz prosaische Wendungen hinübergeräth, so zersetzt er umgekehrt die Stilform der Prosa gelegentlich durch poetische Einmischungen. Sprung und Wurf und Elisionen, Alles, was er an den Volksliedern gerühmt hatte, scheint auch in die prosaische Rede übertragen werden zu sollen. Dahin gehört, um Hamanns Ausdruck zu brauchen, die „Verbeißung" oder, wie derselbe ein andermal sagt, „die Alcibiadische Verhunzung des Artikels" [1]); dahin die Neigung, durch Abstoßung der Bildungssylben die Stammbedeutung der Wörter stärker hervorzuheben [2]). Schon in den Fragmenten hatte er den Machtwörtern und den Inversionen das Wort geredet; er macht jetzt von Beiden den freigebigsten Gebrauch; am liebsten möchte er in lauten Machtwörtern reden, und aus Machtwörtern werden nur zu oft Kraftwörter. Er liebt poetische und archaistische Ausdrücke und Formen [3]); für jene ist er Klopstock, für diese Luther und der Lutherschen Bibelübersetzung verschuldet. Am häufigsten aber prägt er sich seine Worte selbst und zieht seine Meinung in kühnen Ableitungen und Zusammensetzungen ins Enge, die dann freilich nur eben an dieser Stelle, in diesem bestimmten Zusammenhange verständlich sind — Kinder des Augenblicks, die ihrer subjectiven Färbung wegen keine Aussicht haben, zu einem dauernden Besitz unserer Sprache zu werden [4]). Zu dem Allen endlich tritt

[1]) Als z. B.: „Schöpfer allein ist's, der die ganze Einheit — — denkt". (Auch eine Philosophie S. 49.) Auch Prediger müssen hiezu beitragen, „wenn Bibel ihre Sache ist". Und doch ist Predigen „Predigers fast ganzes Amt" (Provinzialbl. 70) u. s. f.

[2]) Herder schreibt „Anspiel" für Anspielung, (Ä. U. I, 179); „einfachen" für vereinfachen, (ebendas. I, 359); „wickeln" für verwickeln. (Auch eine Philosophie S. 188); „Forderniß" für Erforderniß, (Provinzialbl. S. 76) und Aehnliches viel.

[3]) Z. B. die „Rege" (Ä. U. I, 120 und öfter); die „Lispel" (Provinzialbl. S. 109); „anreucht". (Auch eine Philosophie S. 179) und dergl. mehr.

[4]) Ich stelle eine Anzahl dieser Wortbildungen zusammen. Aus der Aeltesten Urkunde:

eine ganz ungezügelte rhetorische Lebhaftigkeit hinzu, die die Rede in allen möglichen und unmöglichen Figuren spielen läßt [1]).

Wiederum jedoch hat neben diesen gemeinsamen Zügen jede der drei Schriften ihre eigene Art und Unart. Obgleich Merck mit gutem Grund von dem fliegenden Blatt zur Geschichtsphilosophie sagen konnte, daß die Schreibart darin ein gewaltsamer Gedankenstrom sei, der nicht so ruhig wie die Pleiße fließe, sich nicht wie ein dürftiger Strahl in dem Becken eines Hofgartens ausnehme, so treten doch hier die Absonderlichkeiten des Sturm- und Drangstils noch am wenigsten störend auf, hier, so sagte man dem Verfasser, habe er gezeigt, daß er doch auch verständlich schreiben könne. Weitaus am ungleichmäßigsten ist die Schreibart in der Aeltesten Urkunde. Bei aller Weitschweifigkeit ist sie unklar; in einigen Partien dithyrambisch, in anderen schlotterig und unedel; der Methodelosigkeit der wissenschaftlichen Behandlung entspricht die Stillosigkeit des Vortrags, und selbst die schematische Gliederung der einzelnen Theile in je sieben Abschnitte macht nur die Verworrenheit des Inhalts noch fühlbarer, dient nur zu neuer Erinnerung an das Mystische des Grundgedankens. Aber von Schrift zu Schrift wird die Stilwillkür größer. Eine ganz eigene Form, eine Form, die annähernd wohl in dem Reisetagebuch sich findet, aber noch nie in einem gedruckten Buche gewagt worden war, zeigen die Provinzialblätter. Es ist sicher nicht bloß die Ungeduld des Schreibenden, die diesen Excerptenstil — bei aller Verwandtschaft ein Gegenstück

---

Einfältigung, Regkraft, gegleichsamt, Schaffersboten (Boten des Schöpfers, Engel), scheinlich (scheinbar, wahrscheinlich), Spielfigur, Anerinnerung, Lobsprüche werden einem Stücke „angeekelt“, hinüberekeln, dunkelgläubig, Nachplaudergeschichte, Bücher- und Kitzelphilosoph, stirnhinweg, Kräfteskräfte, Kleinling, Glattpfennig, zuletzern, Allsegnung, Himmelwerdung, Erdenichts, Ernstgesicht, menschenväterlich, Immersichselbstvermehrer ꝛc. Aus „Auch eine Philosophie“: argwütherisch, Tadeltraum, Wunschwanderungen und Hoffnungsfahrten, Hülsengeschichte (die den inneren Kern der Begebenheiten unbeachtet läßt), Ziehwolke, Hohnlüge, Seitabverzerrung, Zusammenwelt und Folgewelt ꝛc. Aus den Provinzialblättern: Allenfallsbeziehung, eingreifen (einem Kinde die Religion philosophisch beibringen), Triumphkram, Kummerseelen, Sauigelhirten (als verstärkendes Kraftwort für Sauhirten), Daumengruft (von der Kleinheit eines Daumens), Herzensschwindung, unsylbig (stumm) ꝛc. Aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen: Buchstabenhineinkünstelung, Dazukommenheiten, Hinlässigkeit ꝛc. Aehnliche Bildungen natürlich auch schon in den früheren und nächstfolgenden Schriften, nur in minderer Anzahl. Nur einem und dem andern dieser Ausdrücke hat das Grimmsche Wörterbuch einen Platz gegönnt. Für das philologische Studium der Herderschen Sprache, deren Absonderlichkeiten hier nur angedeutet werden sollten, wird erst durch die Suphansche Ausgabe der sichere Grund und Boden geschaffen werden.

[1]) Auch hiefür nur wenige Proben! Man vergleiche das spöttisch wiederaufgenommene „des“ in dem Ausruf Ä. U. I, 157: „O des weiten dünstigen Mantels von wahrscheinlicher Vermuthung! des!“ — die Anwendung der Anaphora in dem höhnisch immer wiederkehrenden „Lehrer der Weisheit und Tugend!“ Provinzialbl. S. 8 ff. — den Refrain „politisch-höflicher kann nichts sein!“ ebendas. S. 19. Auf S. 77 wird gar das interjectionelle „Hm!“ refrainartig gebraucht. Anakoluthe überall in Menge; in den Provinzialblättern sind sie die Regel.

zu dem ausführlichen Quartantenstil der Aeltesten Urkunde — hervorgebracht hat. Offenbar, auch in dieser Beziehung sollte das Pamphlet so anti-Spaldingisch wie möglich sein. Wenn Spalding mit seiner umständlichen Erwägungs- und Verdeutlichungsmethode dem Leser keinen Viertelsgedanken schenkte, so verlangt sein Gegner, aufs halbe Wort verstanden zu werden. Er verfährt bis zu dem Grade antiperiodologisch, daß er die Sätze mehrfach nur anfängt, ihre Vollendung da, wo sie sich nach dem logischen Zusammenhang von selbst versteht, dem Leser überläßt. Die ausführende, syllogistische Form ist dem Manne, der so rasch Ideen erzeugt und verbindet, in Eile aus einem Manuscript ein anderes fertigt, so lästig, daß er am liebsten nur Inhalt ohne Form gäbe, den Inhalt jedoch so eindringlich, so getränkt in Empfindung, wie er ihm selbst gegenwärtig ist. Indem er daher die ursprüngliche, ausführlichere Fassung seines Buches kürzt, so behält sie doch ganz den unruhigen, tumultuarischen, sich überstürzenden, eifernden Charakter von früher. Die kürzere Fassung ist nicht etwa pointirter, epigrammatischer: sie ist nur elliptischer, anakoluthischer und aphoristischer. Sie abbrevirt die Gedanken bis zu stenographischer Andeutungsschrift; die Beweisführung ist in Frage und Antwort, in Ausrufungen und Gedankensprünge aufgelöst; wir haben im Gegensatz zu dem predigermäßigen „Contestationsstil" Spaldings, von dem der Verfasser mit Verdruß spricht, einen declamatorischen Elisions- und Interjectionsstil. —

Es scheint, daß diese unerhört formlose Form dem Verfasser ganz besonders zugesagt und vorzugsweise leicht von der Hand gegangen. Er wendet sie sofort noch ein zweites Mal an, ja, er treibt sie auf die Spitze in einem kleinen Aufsatz, der gleichzeitig mit den Provinzialblättern oder unmittelbar danach, offenbar in Einem Niedersitzen, aufs Papier geworfen wurde.

Um der von Hamann unterstützten Bitte des Buchhändlers Kanter, des Verlegers der Königsbergischen Zeitung, um einen kleinen Beitrag zu dem „gelehrten" Theil dieses Blattes, das ja die Erstlinge von Herders Schriftstellerei empfangen hatte, zu willfahren, schrieb er die „Gefundenen Blätter aus den neuesten deutschen Litteraturannalen von 1773"[1]). Die Recensirlaune, die sich früher unter Nicolais und Mercks Censur gestellt hatte, ließ sich hier noch einmal ganz frei und selbstherrlich gehen. Es waren, wie Merck sich ausdrückt, „Machtsprüche über den ganzen weiten Ocean deutscher Litteratur", — eine Generalaburtheilung der bemerkenswerthesten litterarischen Erscheinungen des Jahres 1773, Randglossen zum Meßkatalog, die in absichtlich fragmentarischer Form auftreten. In summarischem Verfahren spricht der unfehlbare Richter seine Sentenz, sein Gefallen und Mißfallen über einen Haufen von Büchern aus, um so zugleich den ganzen Zustand unserer Poesie, Kritik, Philosophie, Geschichte und Theologie aufs Bündigste zu charakterisiren.

---

[1]) Vgl. über die Entstehungsgeschichte meinen Aufsatz in „Im neuen Reich" 1873, II, 513 ff.: „Wiedergefundene Blätter zu Herders Schriften", wo der in den SW. fehlende Artikel aus den Beilagen zum 10. 12. u. 14. Stück der Königsb. Zeitung, Jahrg. 1774, abgedruckt ist.

Am meisten darf uns der Eingang, das abschließende Urtheil über den, Ostern 1773 endlich vollendeten Messias, interessiren. Zusammen mit dem, was schon in den Fragmenten über die früheren Gesänge gesagt worden war, enthält es die treffendste Charakteristik des merkwürdigen Gedichtes. Wie dort, so erhebt sich auch hier der Tadel auf dem Grunde der Anerkennung und Bewunderung. Ein Monument deutscher Poesie und Sprache, ein Ewiges in seiner Art, ist der Messias unserem Kritiker doch kein Nationalepos wie Homer und Ossian, der Anlage nach mehr ein Werk der Jugend als des Mannes, mehr eine Nacheiferung Miltons als unmittelbarer Einhauch der Offenbarung; der Held des Ganzen „mehr ein Christus Hallischer Schule als der große Christus der Religion"; ja, die Zeit hat den Dichter überholt; kaum schließt sich Anfang und Ende zu Einem Gedichte zusammen; weder der rechtgläubigste noch der andächtigste Kopf wird sich ganz durch dasselbe befriedigt finden; die Gegenwart verlangt „eine Muse von männlicherer, festerer, philosophischerer Gestalt!" Unbedeutender sowohl wie abgerissener sind die folgenden Urtheile über die Bardenpoesie, die Anakreontiker, die Journal- und die Uebersetzungslitteratur, über die Bibelarbeiten von Michaelis und Bahrdt und Teller, über Spalding und Eberhard, über Lessing und Lavater, und was sonst noch Alles im Fluge berührt wird. Nichts, was nicht in den gleichzeitigen Schriften oder Einzelrecensionen Herders verständlicher ausgesprochen wäre. Das vielmehr ist der Humor des ganzen Stückes, daß nichts erörtert, Alles nur angedeutet, mit einem kecken Wort oder einer Anspielung gestreift wird. Es ist eben die stillose Form der Provinzialblätter, die hier zum Aeußersten gesteigert ist. Die Fiction ist die, daß nur abgerissene Flicke einer zusammenhängenderen Besprechung mitgetheilt würden. Die Gedankenstriche daher werden zu Lücken, und die Lücken machen den Anspruch, ebensoviel zu sagen wie der Text. Dabei ist der Text zugleich elliptisch und zugleich änigmatisch, anspielungs- und beziehungsreich wie der Hamannsche. Seine eigene jüngst erfundene stenographische Manier verbindet der Recensent mit der hieroglyphischen seiner ehemaligen Fragmente. Er hamannisirt, und Hamann, obgleich er sich über die „verzogene Schreibart" des Stückes ärgerte, fand doch so sehr seinen eigenen Geist in demselben wieder, daß er noch einen Kopf und einen Schwanz dazu fügte, um das Aussehen des Ganzen noch bunter und toller zu machen [1]). So bildet das „dumme Ding", wie es Herder nannte, als er es bald danach geschrieben zu haben bereute, den Abschluß, gleichsam die verschnörkelte Unterschrift zu den Schriften des Jahres 1773 — ein Non plus ultra capriciöser Formlosigkeit und hoch daherfahrender Sturm- und Drang-Kritik.

[1]) Kein Wunder, daß der Artikel vielfach Hamann zugeschrieben wurde. Die „Gefundenen Blätter", heißt es im Teutschen Merkur VIII, 2, 175, „sind, wenn man sie nicht liest, um Hamanns Eigenheiten zu studiren, nichts als nonsensicalische Hohnsprechereien". Vgl. Merck an Nicolai, Wagner III, 95: „Hier schreibens alle Dunsen Hamann zu."

Dritter Abschnitt.

Schriftstellererfahrungen.

Fast Alles, was Herder von seinem Bückeburger Winkel aus in die Welt geworfen hatte, waren Herausforderungen. Mit einem Selbstgefühl ohne Gleichen hatte er dem ganzen Geiste des Jahrhunderts den Fehdehandschuh hingeworfen. Mit einer Heftigkeit, wie sie mehr das Zeichen des leidenschaftlichen Temperaments als der Tapferkeit ist, hatte er Angriffe über Angriffe gegen die gelehrtesten und berühmtesten, die angesehensten und geachtetsten Zeitgenossen gerichtet. Es konnte nicht fehlen, daß die Herausforderung angenommen wurde, und daß die Angegriffenen sich ihrer Haut wehrten. In viel weiterem Umfange und in viel bedenklicherer Weise mußte sich wiederholen, was er in Folge seiner Rigaer Schriftstellerei und namentlich in Folge der Kritischen Wälder erlebt hatte. Er hatte sich damals allenfalls noch mit der trügerischen Hoffnung auf den Schild der Anonymität täuschen können: diese thörichte Hoffnung war jetzt doppelt thöricht geworden. Er konnte sich damals durch den Zusammenhang mit einer starken litterarischen Partei und durch die nicht erschlichene, sondern männlich verdiente Bundesgenossenschaft mit Lessing gedeckt glauben: er hatte jetzt die Fühlung mit jener Partei verloren, den Zusammenhang mit ihr aufgegeben; nur lockere Bande knüpften ihn an die kleine, nur erst wenig disciplinirte und bald wieder zerstobene Fraction der Frankfurter, und ein mehr als zweifelhafter Vortheil waren die guten Beziehungen, die er zu dem Wandsbecker Boten und zu dem Lager der Züricher unterhielt. An Klotz und dessen Clique endlich hatte er früher Gegner gehabt, die durch ihre Kampfesweise selbst dafür sorgten, daß sie trotz der Fehler, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, ins Unrecht geriethen und in Verachtung sanken: das Ansehen der Göttinger und der Berliner dagegen, der Ruf eines Michaelis und Spalding war zu fest gegründet, als daß ein leidenschaftliches Sturmlaufen dagegen nicht zum Schaden des Angreifers hätte ausschlagen müssen. Es war geradezu tollkühn, wenn er, ungenannt und doch von Jedermann erkannt, ein Einzelner, fast

Einsamer gegen Viele, dem Strom der ganzen Zeit entgegen, — ohne Berechnung seiner Streitmittel, ohne geschulte Taktik, einen fast unabsehbaren Krieg begann. An Geist und Genialität, an Kraft und Fülle der Ideen überragte er ohne Zweifel alle seine Gegner, aber nicht in gleichem Maaße stand ihm Klarheit und Besonnenheit zu Gebote, und mit aller Belesenheit konnte er gegen gründliche und genaue Gelehrsamkeit nicht bestehen. Sein begeistertes Gefühl und seine frische Einbildungskraft riß ihn zu den verwegensten Unternehmungen fort: wenn es jedoch galt, den heraufbeschworenen Gefahren Stand zu halten und im Kampfe auszudauern, so ließ ihn sein Herz im Stich. Entscheidende, klare Siege zu erringen, die Früchte eines Sieges zu genießen war ihm daher selten beschieden. Ueberall bahnbrechend, hatte er überall Niederlagen zu verzeichnen. In der Schärfe und Heftigkeit seines Vorgehens nahm er immer den Triumph vorweg, und büßte es hinterher durch die Schärfe, mit der er jeden Mißerfolg und jede Zurückweisung wie eine persönliche Verletzung empfand.

Darauf zumeist beruht die Tragik seines Lebens. Jetzt wieder sollte er sie empfindlich kosten. Es gab Rückschläge auf Rückschläge, und seine jüngsten Publicationen wurden ihm zur Quelle des bittersten Verdrusses.

Die erste Zurückweisung erfolgte von einer Seite, von der er es wohl am mindesten erwartet, aber freilich recht sehr verdient hatte. Auf eine seiner anonymen Recensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom 28. Juli 1772, antwortete der Göttinger Historiker Schlözer mit einem ausführlichen Pamphlet, welches den Bückeburger Consistorialrath Herder vor den Augen des ganzen Publicums zu züchtigen bestimmt war.

Unter dem Titel „Vorstellung seiner Universal-Historie" hatte Schlözer im Jahre 1772 ein Büchlein von vierzehn Bogen als einen Leitfaden für seine Zuhörer erscheinen lassen [1]). Es war die Ausführung eines Gedankens, den gleichzeitig, in anderer Weise, auch Gatterer zu verwirklichen suchte, des Gedankens einer encyklopädischen Bewältigung des gesammten Geschichtsstoffs. Von der vielseitigsten und gelehrtesten Kenntniß des Details strebte der kräftige und praktische Verstand des Mannes nach einheitlicher Umfassung und Beherrschung des Ganzen. Die geschichtliche Polyhistorie und Gelehrsamkeit nahm damit die Wendung zu dem das ganze Zeitalter beherrschenden Geiste der Aufklärungsphilosophie. Die Geschichte sollte aufhören, Sache des Gedächtnisses zu sein, sie sollte „Sache des Verstandes und des philosophischen Nachdenkens" werden. In einem sehr beschränkten Sinne freilich. Es war

---

[1]) August Ludwig Schlözers, Professors in Göttingen, Vorstellung seiner Universal-Historie. Series juncturaque. Göttingen und Gotha, bei Dieterich, 1772. — Zum Folgenden kann verglichen werden Wesendonck, „Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung", S. 128 ff.; auch Waitz in seinem Vortrag über Göttinger Historiker in der Vortragsammlung „Göttinger Professoren" (Gotha 1872), S. 239 ff.

das Zutrauen auf den eignen gesunden Menschenverstand, welches allen Ansprüchen der Philosophie an die Geschichte genügt zu haben glaubte, wenn es die Erkenntniß der Thatsachen auf den Nachweis des Zusammenhangs von Ursachen und Wirkungen beschränkte. Der Begriff der Universalgeschichte als einer Wissenschaft forderte die weitere Bestimmung, daß dieselbe als ein „System“ gefaßt werden müsse, daß die Einheit in demselben „die Menschheit“ sei, und daß daher die einzelnen Völker bloß nach ihrem Verhältniß zu den großen Revolutionen der Welt geschätzt werden dürften. Hier jedoch macht Schlözer Halt. Sein Hauptabsehen geht auf der anderen Seite gerade dahin, die Universalgeschichte den Händen der Philosophie als solcher zu entreißen. Die „Geschichte der Menschheit“, bisher meist von Philosophen bearbeitet, soll vielmehr in das Eigenthum des Historikers verwandelt werden. Nach einer flüchtigen Berührung daher mit dem Geiste der Philosophie und nachdem er dieser nur die unentbehrlichsten Gedanken abgeborgt hat, wird ihm die Universalgeschichte wieder zu einer „allgemeinen historischen Encyklopädie oder einem vollständigen Fundamental der ganzen Geschichtskunde in ihrem unermeßlichen Umfange“. Er will das Gedächtnißwerk der Geschichte rationalisiren: in Wahrheit läuft Alles auf ein praktisch verständiges Summiren und Abbreviren hinaus, und unversehens geht die systematisirende doch wieder in die mnemonische Tendenz über.

Unmöglich, dem ernsten Ringen des Mannes mit seiner schwierigen Aufgabe die Anerkennung zu versagen, aber unmöglich auch, die Unbeholfenheit nicht zu belächeln, die eine natürliche Folge des Mangels eines großen leitenden Gesichtspunkts, des Mangels an tieferer philosophischer Bildung und an ästhetischer Anschauung ist. Im Suchen nach einer Methode, in welchem Zusammenhange die Universalgeschichte vorzutragen sei, weiß er sich nur so zu helfen, daß er nach dem Realzusammenhang und nach dem synchronistischen Zusammenhang die ganze Weltgeschichte zweimal, einmal synthetisch und dann synchronistisch, meint vortragen zu müssen. Für die leichtere Behaltbarkeit des Chronologischen soll durch „vier Künste“ gesorgt werden: Verkleinerung der Zahlen mittelst Zählung nach Jahren vor und nach Christi Geburt, Zurückführung der Jahreszahlen auf runde, leichter sich einprägende, Unterstützung des Synchronistischen durch den Realzusammenhang, endlich viertens vergleichende Hervorhebung theils des Aehnlichen, theils des Contrastirenden. Man sieht, es sind Gedächtnißkünste eines praktischen Didaktikers. Und nun zur Ausführung, zur synchronistischen Anordnung der Weltgeschichte nach den Zeitaltern übergehend, faßt er die Sache wieder mit derber Entschlossenheit an. Ohne Interesse für die unaufgeklärten, geheimnißvollen Anfänge des Menschengeschlechts, schneidet er zunächst die ganze Vorgeschichte bis zur Erbauung Roms weg. Desgleichen aber die ganze neuere Geschichte vom „Ende des päbstlichen Roms“ bis auf die Gegenwart. Der Grund, den er anführt, um die drei Jahrhunderte der neuesten Geschichte der Special-

geschichte vorzubehalten, zeigt den durchaus ehrlichen Mann; „denn," sagt er, „mir ist es noch zu schwer, Einheit und Zusammenhang in diese unendliche Einzelheit zu bringen und sie in ein System zu fassen." So wird ihm nun die römische die Grundlage der ganzen Weltgeschichte. Möglichst übersichtlich sucht er wieder die letztere einzutheilen, indem er in drei Cursen stufenweise immer mehr ins Einzelne geht. Auf die synchronistische aber folgt dann die „synthetische" Anordnung der Weltgeschichte. Soll nun hiefür — wie Gatterer that — die chronographische, oder soll die technographische, d. h. die auf die Fortschritte in Künsten und Erfindungen vorzugsweise Rücksicht nehmende, oder soll die geographische, oder endlich die ethnographische Methode gewählt werden? Schlözer entscheidet sich für die letztere, und zwar faßt er den Begriff Volk hauptsächlich im politischen Verstande, so daß ihm die Weltgeschichte wesentlich eine allgemeine Staatengeschichte wird. Sowohl für die Alte wie für die Neue Geschichte unterscheidet er dann je neun „Hauptvölker", beziehungsweise Völkerklassen, und giebt schließlich wenigstens anhangsweise eine summarische Uebersicht über die „Geschichte der Hauptvölker der Welt".

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie widerstrebend der ganze Geist der Schlözerschen Geschichtsauffassung dem Geiste Herders sein mußte. Zugleich mit den Grundansichten des Mannes mußten ihn Stil und Ton desselben als die entschiedenste Ausprägung der Aufklärungsbildung ebenso abstoßen wie sie Hamann abstießen [1]). Diese derb zugreifende, nüchtern kritische Verständigkeit war ja das gerade Gegentheil von Herders zartsinniger, durch Gefühl und Einbildung geleiteter Betrachtungsweise. Wo jener nach äußerlicher Ordnung und Klärung, da suchte dieser nach innerlichen, tief in dem Gange der Dinge angelegten Zusammenhängen. Wenn jener sich mit einigen von vorn herein feststehenden Begriffen durch die Masse des gelehrten Details Weg und Steg schaffte, so ahnte dieser, daß die Geschichte ihren eignen, mit unseren rein rationellen Begriffen sich keineswegs deckenden Sinn haben dürfte, einen in einem höheren Entwicklungsgesetz göttlicher Offenbarung begründeten Plan. Dem Göttinger Historiker fehlte das Organ für die ästhetische Ansicht der Dinge: bei Herder war dies Organ so stark ausgebildet, daß es überall vorgreifend sein Gefühl und durch sein Gefühl sein Urtheil beherrschte. Seinen Tiefsinn und seine Combinationslust reizten vorzugsweise die geheimnißvollen Urgeschichten, an deren Unsicherheit und Dunkelheit die kritische Wißbegier Schlözers gleichgültig oder verächtlich vorüberging. Ihm war nächst der Patriarchenzeit die schöne Welt der Griechen ans Herz gewachsen, für deren idealen Gehalt unserem Universalhistoriker jedes Verständniß abging. Das verständige, politische, erobernde Volk der Römer war diesem unter allen neun „Hauptvölkern" des Alterthums das wichtigste — und gerade gegen diese

---

[1]) Hamanns Schriften V, 23.

Ueberschätzung des Römischen hatte jener schon in den Litteraturfragmenten Einspruch erhoben.

Ungefähr gleichzeitig mit dem universalhistorischen Leitfaden waren die zwei Bände von Schlözers „Allgemeiner Nordischer Geschichte", dasjenige seiner Werke erschienen, welches die starken Seiten des Verfassers im vollsten Lichte zeigt — den Reichthum des Wissens, die Strenge der Kritik, die Kraft und das Geschick, aufzuräumen und verworrene Massen in übersichtliche Ordnung zu bringen. Während jedoch dies Werk von den Zeitgenossen mit Recht als eine Leistung ersten Ranges anerkannt wurde, so sprach sich Herder, der für diese Geschichtsgegenden, von seinem ehemaligen Aufenthalte in Rußland her, ein Interesse bewahrte, mit einer Geringschätzung darüber aus, die neben der Gegensätzlichkeit seiner Denkweise zugleich eine starke persönliche Abneigung gegen den Verfasser verräth. Gegen Heyne zuerst ging er mit seinem Urtheil heraus. Das Buch zeige einen Mann, der besser als irgend ein anderer zu stehlen und dann mit seiner Beute wie ein Sieger zu prangen verstehe. Alles darin sei nur zusammengerafftes Zeug, der historische Pyrrhonismus des Verfassers „ohne wahre Grundsätze, sein kritischer Ton kleinartig und als wenn er aus der Klotzischen Bibliothek her wäre." Seinen Vorgängern und der Rolle, die er in Rußland gespielt, verdanke der Mann Alles. Er werde den Göttingern noch einmal zu schaffen machen, — „ein leibhafter Ritter St. Georg aus Rußland neben dem Erzengel Michaelis". Mit wenig Zeilen trumpft er später das Buch in den „Gefundenen Blättern" ab; der letzte Grund seines Widerwillens aber kömmt zum Vorschein, wenn er gegen Hamann bei Gelegenheit von Meiners' „Religionsgeschichte der ältesten Völker" von dem „Schlözerianismus historischer Kritik" spricht, der ihm nichts Anderes ist als „dummdreister Blindschleich- und Maulwurfgang auf und im Staube der Erde, damit oben die große Sonne ja nicht leuchte" [1]).

Wenn er es nun unternommen hätte, den inneren Gegensatz seiner Denk- und Auffassungsweise in der Beurtheilung des Schlözerschen Leitfadens zu formuliren, wenn er die tiefere geschichtliche Anschauung, die er demnächst in dem Beitrag zur Geschichtsphilosophie an den Tag legte, zum Maaßstab dessen gemacht hätte, was eine Universalgeschichte eigentlich zu leisten habe, so hätte er damit der Geschichtsschreibung immerhin einen Dienst leisten, hätte er die Idee einer Universalgeschichte erwecken können, bei welcher der Philosoph und der Historiker sich wechselseitig die Hände reichen.

Man wird mehr als enttäuscht sein, wenn man mit solchen Erwartungen die Recension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen in die Hand nimmt. In Göttingen selbst mochte Herder durch den collegialischen, von Eifersucht

---

[1]) An Heyne C, II, 133 (wo 132 „Mordgeschichte" nur Druckfehler für „Nordgeschichte" ist); „Im neuen Reich", 1873, II, 422; an Hamann, in Hamanns Schriften V, 136.

eingegebenen Klatsch der kleinen Universität gegen Schlözers Persönlichkeit eingenommen worden sein. Der Heynesche Kreis war so übel auf Michaelis wie auf dessen Schüler Schlözer zu sprechen, und zum Ueberfluß gab Heyne, sehr erbaut von Herders abfälligem Urtheil über die Nordische Geschichte, dem Bückeburger Freund einen Wink, wie schade es sei, daß Schlözer in den Frankfurter Anzeigen nicht ebenso abgekanzelt worden sei, wie Michaelis mit seinem Mosaischen Recht und der Schlegelsche Batteux [1]). Der Wink wurde aufgefangen und eine Recension geschrieben, deren ausgesprochene Absicht es war, der Eitelkeit des berühmten Historikers einen Dämpfer aufzusetzen. Es ist dieselbe Manier, die im persönlichen Verkehr einst Goethe in Straßburg so unbequem empfunden hatte. Mit recht jugendlichem Recensentenübermuth und mit wortspielenden Späßen, die sich keineswegs in den Grenzen des guten Geschmacks halten, zerrt und zupft der Recensent gleich an dem Titel der Schrift herum. Er gesteht ihr zu, daß sie „Gedachtes und Nützliches" enthalte, aber er vermißt „pädagogische Treue, Zweck und Würde eines akademischen Lehrers". Denn überall declamire der Verfasser und suche zu glänzen; es sei für den akademischen Unterricht nicht gut, statt Lehrbücher „zierliche Feuerwerke von Luftschwärmern" zu bekommen. Weiter wird der Leitfaden „ein schönes Krausgewinde, aus mancherlei neueren Schriften aufgewunden" genannt; denn was der Verfasser vorbringe, verdanke er meist Andern. So auch, was er vom Geist, von Plan und Einheit der Geschichte sage. Und hier nun wird ganz besonders die launische mala fides der Recension sichtbar. Denn nicht etwa die mangelnde Vertiefung der philosophischen Gesichtspunkte rügt dieselbe, sondern im Gegentheil, selbst den Versuch, solche Gesichtspunkte aufzustellen, bespottet und bemäkelt sie. Noch fehle es zu einer Universalgeschichte an den nöthigen Vorarbeiten, an der wahren Reinigung des Grundes, und wenn die Einheit in dem menschlichen Geschlecht und dessen Fortgang gesucht werde, so sei es damit eine äußerst problematische Sache. Zu allen diesen Bemerkungen, in der That, war gerade diesem Autor gegenüber gerade der jetzige Herder am wenigsten berufen. Wir erkennen ihn erst da wieder, wo er das äußerlich verständige Zurechtmachen der Geschichte für das Gedächtniß von einer mehr ästhetischen Auffassung aus berichtigt und ergänzt wissen will. Er deutet an, daß die Schlözersche Zusammenordnung der Theile der Geschichte zu sehr von der Natur eines bloßen Aggregats sei. Er bemerkt mit Recht, daß die Gedächtnißhülfen des Verfassers zum Theil spielend und sonderbar seien, daß sie oft mehr verwirren als erleichtern dürften, und daß, statt durch Tabellen dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, die Aufgabe vielmehr die sei, aus der Geschichte „mehr Bild, ganzes Continuum" zu machen. Immer aber ist der

---

[1]) C, II, 135, wo Z. 11 u. 12 v. u. für Schlözer, Schlegel zu lesen ist. Nur die erstere Recension rührte von Herder her.

Refrain, daß das Alles, auch die vorgeschlagenen Zahlenneuerungen, nicht dieses Tons, dieses Aufhebens werth gewesen sei, und nebenbei kann es sich der Recensent nicht versagen, dem großen Geschichtschreiber den einen und andern vermeintlichen Irrthum in den thatsächlichen Angaben schulmeisterlich anzustreichen.

Herder sollte diese leichtfertige Recension theuer bezahlen. Heyne zwar, und wer sich sonst an dem hervortretenden Wesen Schlözers ärgerte, rieb sich die Hände über das Gericht, das die Frankfurter Zeitung über ihn hatte ergehen lassen. „Eine so wohlthätige Recension als eine ist," schrieb Heyne (C, II, 141), „denn hier konnte es doch Niemand sagen, und doch stimmt Alles, was ich kenne, dem gesunden Urtheil bei." „Aber," fügte er hinzu, „hoffen Sie nicht lange unentdeckt zu bleiben; die Ihnen eigne Farbe des Ausdrucks und der Imagination verräth Sie zu sehr." Schlözer war nicht der Mann, mit sich spaßen zu lassen. Wohl möglich, daß auch der Umstand ihn zu einer Entgegnung reizte — so wenigstens faßte Herder die Sache —, daß es in Göttingen eben jetzt von einer möglichen Berufung Herders an die Universität munkelte. Genug, Jahr und Tag nachdem die anonyme Recension gedruckt worden war, eben als Herder seine drei neuesten Schriften vollendet hatte, wurde er durch die Nachricht beunruhigt, daß Schlözer ein ganzes Buch gegen ihn habe drucken lassen. Das Buch gab sich auf dem Titel als Zweiter Theil von Schlözers „Vorstellung seiner Universal-Historie"[1]); die Vorrede und hinter der Vorrede ein Nebentitel war deutlicher: „Herrn Johann Gottfried Herders, Gräflich Schaumburg-Lippischen Consistorialraths zu Bückeburg, Beurtheilung der Schlözerschen Universalhistorie in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen St. 60, 1772, mit August Ludwig Schlözers Anmerkungen über die Kunst, Universalhistorie zu beurtheilen". An dem herrschenden Recensentenunfug will der Verfasser ein Exempel statuiren, und zwar wählt er dazu die Herdersche Recension, da sich diese „durch Unwissenheit in hohem und erweislichem Grade, durch vorzügliche Ungezogenheit und durch die Person ihres Verfassers besonders auszeichne". Der ganze Mann in seiner Offenheit, Derbheit, Gründlichkeit und verständigen Schärfe steht leibhaftig vor uns. Selbst sein Stil, der sonst durch keine ästhetischen Rücksichten bedingt ist, wird in der Polemik durch die ungesuchte Deutlichkeit des Ausdrucks, durch die zuversichtliche Kraft des Charakters, durch die Lebhaftigkeit der Action markig und beredt. An Gründlichkeit läßt die Schrift nichts zu wünschen übrig, wenn man nicht sagen müßte, daß sie die Gründlichkeit übertreibe. In erschreckender Ausführlichkeit, auf nicht weniger als zwölf Bogen, begleitet sie die einzelnen Sätze des corpus delicti mit fast überall treffenden Gegenbemerkungen. Keine der Blößen, die sich der Recensent gegeben, übersieht der Verfasser, und auf jeder Seite läßt er ihn das Uebergewicht seiner

[1]) Göttingen und Gotha; bei Dieterich, 1773.

Gelehrsamkeit und Belesenheit fühlen. In vierzig und einigen Paragraphen macht er es sich zur Aufgabe, ihn zu belehren und abzustrafen; denn im Compendienstil gerade, den Herder vermißt hatte, will er, der Professor, den „witzigen Bellettristen“ bedienen. Freilich, das ne sutor ultra crepidam, das er dem Gegner eintränken will, vergißt er in der Hitze des Gefechts selber. Hie und da läßt sich der prosaische Aufklärer Ausfälle entschlüpfen, wie die „gegen die neue Race von Theologen, die seit wenigen Nächten hervorgewachsen sei“, gegen die „galanten witzigen Herren, die über Kanon, Apokalypse und symbolische Bücher kurzweilen, und denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind“. Er verschmäht es nicht, hin und wieder mit den alten Gegnern Herders, den Klotzianern, Chorus zu machen, nicht nur mit den im historischen Taschenbuch gegen den historiographischen Abschnitt der Kritischen Wälder gerichteten Bemerkungen, sondern auch mit der grundlosen Beschuldigung der Lemgoer Bibliothek, daß die Schrift vom Ursprung der Sprache das Beste aus einem französischen Manuscript gestohlen habe. Er stimmt in die alte Rede von der Nachahmung des Hamannschen Stils und in die persönlich gehässige ein, daß Herder den Abbé spiele. Es ist grausam, wenn er wiederholt an Herders Charakter als Geistlicher und Consistorialrath erinnert und es einen frappanten Anblick nennt, eben diesen Mann „unter einer verworfenen Recensentenbande zu erblicken“. Das Alles traf die genialen Anschauungen des Herderschen Geistes nicht, es ignorirte dieselben — ebenso wie die Frankfurter Recension die Bedeutung der Schlözerschen Arbeit ignorirt und verkannt hatte. Die Schwächen des Menschen, die Schwächen des Recensenten traf die Schrift nichtsdestoweniger. Unwiderleglich in der That erwies Schlözer die Grundlosigkeit der meisten ihm von dem Recensenten gemachten Vorwürfe. Mit ungemein glücklichem Ausdruck charakterisirte er die Recension als einen „litterarischen Pagenstreich“. Er hatte endlich, wie wir gesehen haben, leider auch darin nicht ganz Unrecht, daß er auf persönliche Einflüsse hinwies, die von Göttingen aus mitgespielt hätten. Für Andere habe der Recensent die Kastanien aus der Asche geholt, habe sich „zum Ausleerungsgefäß fremder Galle verunehren lassen“ [1]).

---

[1]) Daß Heynes Name in die Sache gemischt wurde, ersieht man aus Herders Brief an diesen (Nr. 28). Schlözers Verdacht jedoch ging offenbar vorzugsweise gegen Gatterer. Daß Herder von diesem (dem „Professor Quasimodomortuus“) beeinflußt worden, deutet Christian Schlözer in der übrigens ungenauen Erzählung des Streites (A. L. v. Schlözers öffentliches und Privatleben I, 199 ff.) an. Es spricht dafür der Anhang, den Schlözer einigen Abdrücken seiner gegen Herder gerichteten Streitschrift hinzufügte, die einen Bogen lange Species facti, in der er die Aussprengungen seines Nebenbuhlers in der Universalgeschichte, Gatterers, in Betreff dieser Nebenbuhlerschaft zurückweist. „Schlözer,“ schreibt Claudius (A, I, 374) an Herder, „ist nach Africa gegangen und hat diesen Stank und noch einen andern Stank gegen Gatterer nachgelassen.“

In der That, das war schlimmer als Alles, was der selige Klotz gegen Herder geschrieben hatte; denn es war gegründeter, sachlicher, schärfer; es kam von einem besseren Manne — und traf doch zum Theil dieselben wunden Stellen. Herders Freunde fanden die Sache mit Recht nicht unbedenklich. Ganz unbeantwortet, meinte Lavater, werde Herder den Angriff des „bellenden Hundes“ doch nicht lassen dürfen, und der gute Claudius, obgleich ihm der gelehrte Zank zuwider war, bot sich an, dem Freunde die Antwort abzunehmen. Am entschiedensten ließ wieder Hamann seinen verständigen Rath hören: „Rügen Sie nicht, liebster Herder, den Schlözerischen Misthaufen. Wer Sie dazu aufmuntert, ist nicht Ihr Freund.“ [1]) Und Claudius sowohl wie Hamann thaten ihr Bestes, sich des Gemißhandelten anzunehmen. Mit der ihm eignen, hinter Laune und Gemüthlichkeit versteckten Schlauheit wußte der Wandsbecker der Herderschen Recension die vortheilhafteste, der Schlözerischen Erwiderungsschrift die schwache Seite abzugewinnen. Humoristisch geißelte er den Zunftstolz des Göttinger Historikers, „der durchaus keinen Bellettristen von Historie und keinen Leinweber von Polychrestpillen sprechen lassen wolle“, und hob aus dem angegriffenen Actenstück die Stelle hervor, die noch am ehesten die tieferen Intentionen des Recensenten, gegenüber dem tabellenmäßigen und aggregirenden Verfahren Schlözers, ahnen lassen konnte [2]). Noch beißender, geistvoller und mit der gründlichsten Bosheit kam Hamann seinem Landsmann zu Hülfe; denn Hamann war, wo eine Anschauung oder eine Persönlichkeit dem Ganzen seiner Denk- und Gefühlsweise widerstrebte, der unduldsamste, und wenn dabei überdies seine freundschaftliche Zuneigung ins Spiel kam, der parteiischeste der Menschen. Ihm war die Herdersche „Persiffage“ des Schlözerschen Buches eben recht gewesen. Die „handgreifliche Zahnbrecherei“ von Schlözers Zweitem Theil schien ihm nur ein Beweis dafür zu sein, daß der Frankfurter Recensent vollkommen Recht gehabt, den Ersten Theil als eine „gelehrte Quacksalberei“ an den Pranger zu stellen. Mit geschicktem Griff bezeichnete er als die Frage, auf die es bei dem ganzen Handel allein ankomme, die, „ob es dem Herrn Professor Schlözer nicht an der Hauptsache, nämlich dem Senfkörnlein eines männlichen, systematischen, allgemeinen Geschmacks zum Entwurf einer Universalhistorie fehle“. Das habe, fügte er hinzu, der Autor wohl gefühlt, und darum habe er „den Schatten eines Recensenten mit der Wuth einer Bärin, der ihre geleckten Jungen geraubt sind, verfolgt, und darüber all' sein Eingeweide ausgeschüttet“. Und nun endlich die witzige Wendung, daß dieser Splitterrichter unserer Bellettristen mit seinem Zweiten Theil seinen eignen ungeheuren Sparren

---

[1]) A, II, 89; A, I, 375; Hamanns Schriften V, 82.

[2]) Die Claudiussche Besprechung aus Nr. 208 des Jahrgangs 1773 und Nr. 3 u. 5 des Jahrgangs 1774 des WB., wiederabgedruckt in Redlichs Nachlese zur 9. Aufl. der Werke von M. Claudius, S. 29 ff.

und sich selbst als einen Erzbellettristen gezeigt habe und dadurch „der Held seiner eignen Dunciade“ geworden sei [1]).

Auf solche Freunde konnte sich Herder wohl verlassen. Er durfte, wenn auch die Stimme des Wandsbecker Blättchens und der Königsbergischen Zeitung nicht weit reichte, auf eine eigne Erwiderung verzichten. Es war das Klügste, was er, seiner Reizbarkeit mißtrauend, thun konnte, daß er — den Angriff seines Gegners gar nicht las. Anfangs mit dem Vorbehalt, etwa später, bei vorkommender Gelegenheit, „munter, kurz, flugs, würdig“ zu antworten, bald auch diesen Gedanken aufgebend. „Ich bin des Streites,“ so schrieb er, der doch nur eben in der Aeltesten Urkunde den verwegensten und unleidlichsten Streitton angestimmt, der, nach Hamanns Ausdruck, das ganze Jahrhundert „en canaille behandelt“ hatte, — „ich bin,“ schrieb er an Heyne, „des Streites so satt als Diestelkauens,“ und an Hartknoch, er habe an Klotz Lehrgeld gegeben und wolle hinfort selig in Frieden leben. Daß sein Gegner jetzt außerhalb Deutschlands war, und daß er bei sich selbst festgesetzt hatte, Schlözer sei „ein äußerst schlechter Mensch“, der nur beabsichtigt habe, ihn für Göttingen unmöglich zu machen, erleichterte ihm den Entschluß des Schweigens. Noch ein besseres Motiv aber kam hinzu. Die Frankfurter Recensionen, gestand er gegen Lavater, „waren geworfen und haben mich genug gereut. Ich hatte überhaupt zu dem Amte keinen Ruf: von der Recension gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure — ich schweige“ [2]). Das Wort aber, das er an Heyne hinwarf: „treffen wir uns doch einmal wieder!“ sollte sich in ganz anderem Sinne erfüllen als in dem feindlichen, in dem es gemeint war. Es ist gut bezeugt, daß Herder später seinem ehemaligen Gegner, bei dessen mehrmaliger Anwesenheit in Weimar, mit ungeheucheltem Wohlwollen entgegengekommen sei, und wenn Schlözers Biograph hinzufügt, daß dies bei Herder aus dem Gefühl seines vorübergehenden Unrechts hervorgegangen sei, so hat auch diese Vermuthung guten Grund. Auch öffentlich hat er ihm die würdigste Genugthuung gegeben. Der Herausforderung des Frankfurter Recensenten, Schlözer möge statt des fliegenden Anschlagzettels seiner „Vorstellung“ eine wirkliche Universalhistorie liefern, war dieser im Jahre 1792 zunächst mit dem Ersten Bande seiner „Weltgeschichte“ nachgekommen. Sie war durchaus im Geiste jenes älteren Programms gehalten, aber der Herausgeber der „Zerstreuten Blätter“ nannte jetzt den Verfasser einen „philosophischen, die Geschichte weit umfassenden Denker“; mit lauter Zustimmung citirten die „Humanitätsbriefe“ das Schlözersche Allgemeine Staatsrecht, und in den Erfurter Gelehrten

---

[1]) Die Hamannsche Recension aus der Königsberger Zeitung vom 24. Januar 1774, abgedruckt in Hamanns Schriften IV, 373 ff.

[2]) An Hartknoch C, II, 49; an Heyne ebendaselbst 164. 165. und 166; an Lavater A, II, 81.

Nachrichten vom Jahre 1798 vollends, in einer Besprechung von Schlözers Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen und desselben Kritisch-historischen Nebenstunden, war der einst so tadelsüchtige Recensent zum unbedingten Bewunderer der historischen Talente und Verdienste des großen Historikers umgeschlagen [1]). —

Die Gegnerschaft Schlözers indeß war nicht das Schlimmste, was Herder jetzt, in seiner Sturm- und Drangzeit, erfahren sollte, und nicht immer war er zu der gleichen weisen Enthaltsamkeit und Fassung bereit. Er mochte sich allenfalls über den heftigen Angriff auf eine leichtfertig „geworfene" Recension hinwegsetzen; aber der Mißerfolg eines großen Werkes, zu dem er seine besten Kräfte zusammengenommen, in das er seine ganze Seele hineingelegt hatte, war nicht so leicht zu ertragen. Eine gedruckte Streitschrift konnte er ungelesen bei Seite legen: Spott, Vorwurf und Tadel, welcher ihm unmittelbar, so daß er nicht ausweichen konnte, vor die Füße geworfen wurde, mußte ihn bei seiner hochgradigen Empfindlichkeit außer sich bringen, und es half dagegen wenig, daß er sich im Voraus gesagt, daß er über alle seine neuesten Schriften „viel zu leiden" haben werde. Die Aelteste Urkunde wenigstens und die Provinzialblätter sollten ihm nicht sowohl ein glänzendes Martyrium als vielmehr unleidlichen Verdruß und bitteren Aerger eintragen.

Mit der Aufnahme zwar, welche das zuerst erschienene, größte seiner neuen Werke, bei seinen Freunden fand, hatte er alle Ursache zufrieden zu sein. Der Verleger meldete ihm bereits am 15. Mai von der Leipziger Messe aus, daß die Aelteste Urkunde recht gut gehe, und daß er sich viele solche Artikel wünsche [2]). Heyne, den er schon längst zum Vertrauten der werdenden Arbeit gemacht hatte, war ein viel zu diplomatischer Freund, als daß er über das gedruckte Werk seine wahre Meinung rücksichtslos hätte aussprechen sollen. Er schickte dem Verfasser unter Beifügung einiger wenig bedeutenden Bemerkungen einen enthusiastischen Brief voll Schmeichellob, behielt seine früher geäußerten Bedenken für sich und wußte einer öffentlichen Besprechung aus dem Wege zu gehen [3]).

Lavaters Urtheil war das eines gleichgesinnten ehrlichen Freundes. Man erkennt den warmherzigen Schwärmer, dem es doch neben allen Uebereilungen der Einbildungskraft und allen Aufwallungen der Empfindung gelegentlich durchaus nicht an gesundem Urtheil, ja an Scharfsinn fehlte.

---

[1]) Zerstr. Bll. IV, (1792), 200; Humanitätsbriefe V, b, 19 (Brief 59); SW. zur Philosophie XV, 397 ff.

[2]) Der Absatz war später doch nur ein mäßiger. Den 25. April 1781 schreibt Hartknoch, daß er von der Urkunde, so verschrieen das Buch auch sei, zwar nicht starken, aber guten Debit mache; er habe von dem Ersten Bande nur noch 200 Exemplare. Vgl. auch Hartknoch an Herder, Nr. 57.

[3]) C, II, 170 ff.; 176. 178 (Nr. 41); die früheren Aeußerungen ebendaselbst S. 133 ff.

Neben dem Ausdruck des bewundernden Entzückens läßt er sogleich ein paar durchaus treffende Zweifel und Fragen einfließen. Unvergleichlich fand er den Stil des Buches, auch hier jedoch hatte er ein Aber, das freilich mehr den redselig erbaulichen Schwätzer charakterisirt als daß es den Nagel auf den Kopf getroffen hätte; — er fand, daß Herder zu „räthselhaft gedrängt, zu hoch“ gesprochen habe. Er deutete endlich an, daß die Ausfälle auf Michaelis besser weggeblieben wären, und bereitete den Freund darauf vor, daß ihn „das Insektenheer der hirn- und herzlosen Recensentenbursche necken“ werde [1]). Das war schon nicht ganz so volles Echo wie Herder erwartet hatte; auch für Lavater, schrieb er an Hamann, sei die Urkunde viel zu harte Speise. Und doch: in dem Lavaterschen ungelehrten Kreise fand demnächst die Urkunde ihr dankbarstes Publicum. Sie wurde hier, wo man das kritisch-historische Element auf sich beruhen ließ, zu einer Art Erbauungs-, zu einem prophetischen Erweckungsbuch. Aus der Schweiz kamen dem Verfasser wiederholt über die Urkunde und ebenso über die folgenden Schriften die tröstlichsten Stimmen. Es war eine Genugthuung für ihn, daß er neben so vielem Tadel von Seiten der Gelehrten sich einer Wirkung unter den Herzenseinfältigen im Volke erfreuen konnte. Ein Bauer, Namens Boßhard, ein armes Bauermädchen richteten dankbare Zuschriften an ihn [2]). Mit Lavater hatte gleich anfangs dessen Freund Pfenniger die Aelteste Urkunde mit dem höchsten Antheil gelesen [3]). Ebenso Häfeli, ein junger Theologe und eifriger Anhänger Lavaters. Dieser war es, der dann später im Teutschen Merkur die eingehendste Analyse der Urkunde schrieb, nachdem ein früherer Artikel des Merkur das Buch aufs Unliebsamste abgefertigt hatte [4]). — Am raschesten,

---

[1]) A, II, 91 ff. u. 99.

[2]) An Hartknoch, Nr. 49, C, II, 73 und die daselbst von Düntzer citirten Stellen; vor Allem aber an Hamann (Schr. V, 136): „Ein Bauer in der Schweiz hat über meine älteste Maculatur des menschlichen Geschlechts einen Brief in Sedez geschrieben, der mir durch Lavater zu Händen gekommen, und mich über das minimum derselben, was jederzeit das optimum ist, sehr gedemüthigt und sehr erhoben hat.“ Zwei Briefe des Bauermädchens liegen mir handschriftlich vor. Es ist wohl dieselbe, die Lavater A, II, 147 neben anderen Verehrern Herders erwähnt.

[3]) Außer Lavater an Herder (Nr. 16 u. 18) ein handschriftlicher Brief von Pfenniger an Herder, 29—31. August 1774.

[4]) Herder an Lavater A, II, 111 mit Düntzers Anmerkung. Wiederholt berichtet Lavater, wie sich Häfeli in die Urkunde vertiefe, bis er „keinen Tropfen Saft noch Blut mehr hat als Herdersches“, A, II, 138. 147 u. (Pfenniger an Herder) 157. Die Häfelische Recension im Märzheft des Teutschen Merkur 1776, XIII, 203 ff. (über beide Bände der Urkunde); die ältere Besprechung in der „Kritischen Nachricht vom deutschen Parnaß“, Merkur, Novemberheft 1774, VIII, 174 ff., stellt Herder und Hamann als Sektenchefs zusammen, verurtheilt neben der Urkunde auch die Provinzialblätter und behandelt nur den Beitrag zur Geschichtsphilosophie etwas glimpflicher. Vgl. Schnorr v. Carolsfeld Archiv für Litteraturgeschichte IV, 308. 314. 315 und Lavater an Herder A, II, 149.

den Freund auch öffentlich zu verkündigen, war Claudius. Schon in Nr. 88. 90. 92 des Wandsbecker Boten vom Jahre 1774, also in den ersten Tagen des Juni, pries er in seiner Weise das Buch als einen „orientalischen Laut", als „eine schöne Erscheinung hoch in der Wolke und ein Weben des Genies". Es war die poetische Auffassung der Schöpfungsgeschichte als einer Offenbarung Gottes im Bilde der Morgenröthe, was Claudius ansprach, und der Gegensatz dieser Auffassung zu den prosaischen und scholastischen der „Herren Deisten" und der „chinesischen Spitzköpfe". Referirt er aber hierüber wie ein vollkommen Einverstandener, so thut er es mit größerer Zurückhaltung in Beziehung auf die weiteren Gedanken des Verfassers. Als „eklektischer Mystiker" darf er die Richtigkeit der Ausführungen des Zweiten und Dritten Theils dahingestellt sein lassen und doch von dem Ganzen mit warmer Sympathie reden. Es bedeutet in seinem Munde auch keineswegs einen Tadel, wenn er von der Sprache des Buches sagt, daß sie „nicht sei wie ein gewöhnlich Bette, darin der Gedankenstrom ordentlich und ehrbar hinströmt, sondern wie eine Verwüstung in Damm und Deichen". Claudius war mit dieser Recension sogar dem eifrigsten Patron der Herderschen Autorschaft zuvorgekommen. Gleich nach dem ersten hastigen Durchfliegen des Werks sandte Hamann (2. April 1774) dem Verfasser seinen ermunternden Zuruf. „Die Herren Polonii unseres Jahrhunderts, die nichts als philosophische und politische Giguen lieben, werden vielleicht sagen, daß Herder den alten Hamann aushamannisirt habe. Wir Beide aber verstehen das Ding besser. Meine Stallmeisterdienste sollen Ihrem spanischen Rittergeiste gegen alle Schlözer und [Schlözeri]aner gewidmet bleiben. Ihre romantische animalcula und die Räder meiner Sprüchwörter scheinen für einander gemacht zu sein." Das klang ja gewiß sehr tröstlich, und Hartknoch, der Ueberbringer dieses Briefes, hatte mündlich dem noch manches Aehnliche hinzuzufügen. Eine Zeile indeß in dem Briefe las Herder nicht ohne Besorgniß. Sie besagte, daß Hamann das Buch sogleich Kant übergeben habe, damit der es zergliedere. Was sollte Kant mit dem Buche! Alle Schwächen desselben traten dem Verfasser, wenn er sich diesen Richter vorstellte, lebhaft vor Augen. Der „Pontius Pilatus des guten Geschmacks in Preußen" — so nennt er den Verfasser der Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen — werde sich an dem Buche stoßen und ärgern, er werde Herders Kopf in Einen Casus des Wirklichen unter allem Möglichen verwandeln, über den sich leicht und lustig auch urtheilen lasse — und so gehe die Schande weiter. Nicht das Urtheil des Philosophen will er hören, sondern Hamann soll ihm in einem „reichen, treuen Briefe" mittheilen, was er bei dem Werke empfinde und begehre. Der aber hatte in der Stille längst alle Vorbereitungen zu einer öffentlichen Kundgebung zu Gunsten seines „Bruder-Autors" getroffen. Er war entschlossen, sich der Aeltesten Urkunde ebenso nachdrücklich dem Publicum gegenüber anzunehmen, wie er die Preisschrift über den Ursprung der Sprache,

dem Beifall des Publicums zum Trotz, gemißbilligt hatte, da ja in der That jene Schrift eine Art Widerruf dieser, die Umkehr Herders von der Aufklärung zu frommer Gläubigkeit bedeutete. Eben um so gründlich wie möglich zu Werke zu gehen, hatte er Kants Hülfe in Anspruch genommen. Kant hatte bereitwillig Hamanns Wunsche entsprochen, und nach Lesung der Schrift seines ehemaligen Schülers die gewünschte Zergliederung des Inhalts derselben in bündiger Weise gegeben, wobei er freilich mit echt Kantscher Ironie hinzufügte, daß es nicht eine Sache sei, auf die er Anspruch mache, „das Thema des Verfassers in seiner ganzen Würde mit Evidenz zu erkennen." Gegen dieses Kantsche „Skelett" setzte dann Hamann seine eigne, ebenso bündige Inhaltsangabe, aber begleitet mit dem lautesten Bekenntniß seiner Freude und Zustimmung zu dem Geiste des Werks. Eine Entgegnung Kants, die sich um die genauere Feststellung von Herders Meinung dreht, rief einen zweiten Brief Hamanns hervor, der im Grunde nur darauf hinausläuft, noch einmal die Theorie und Auslegungsmethode Herders ihrer eminenten „Orthodoxie" wegen zu preisen und damit das Bekenntniß zu verbinden, daß freilich alle Kritik und Auslegung hinter der sich selbst beweisenden Göttlichkeit jenes ersten und ältesten Bibelstücks zurückbleibe. Am Charfreitag hatte Hamann das Herdersche Werk durchflogen — am ersten Sonntag nach Ostern hatte er den zweiten Antwortsbrief an Kant verfaßt. Eine Art Vor- oder Zwischenrede, in der er die Maske eines Dritten, eines von dem Verfasser verschiedenen Herausgebers annimmt, wurde hinzugefügt, die Kantschen Briefe weggelassen, — und so war eines jener rhapsodischen, möglichst kauderwelschen und unverständlichen Hamannschen Gelegenheitspamphlete fertig, das nun unter dem Titel: „Christiani Zacchaei Telonarchae *ΠΡΟΛΕΓΟΜΕΝΑ* über die neueste Auslegung der Aeltesten Urkunde des menschlichen Geschlechts; in zweien Antwortschreiben an Apollonium philosophum" so bald wie möglich publicirt werden sollte [1]). Als „Naber Flink", mit dem Vorbehalt, später gründlicher auf die Sache einzugehen, hatte er diese Prolegomena improvisirt. Am 9. Mai gingen sie zum Druck ab. Allein zum großen Kummer des Verfassers, der sich so „gebalgt und geeilt hatte", der erste Recensent zu sein, verzögerte sich der Druck bis in den November [2]): Herder mußte sich mit den brieflichen Trost- und Zustimmungsworten des Freundes behelfen — und inzwischen manchen schweren Sturm über sich ergehen lassen.

Kaum noch konnte er den Claudiusschen Hymnus auf sein Buch gelesen haben, als ihm, so klagt er gegen Hartknoch, Nicolai über die Urkunde „einen

---

[1]) Die Schrift findet sich abgedruckt in Hamanns Schriften IV, 181 ff. Ueber die Entstehungsgeschichte vgl. V, 60 und die in VIII, 234 citirten Stellen; ebendaselbst die beiden Kantschen Briefe, die oben, S. 565, angezogen wurden.

[2]) Claudius an Herder, Nr. 16. 17. 18. 19; außerdem die in Hamanns Schriften VIII, 234 von dem Herausgeber angeführten Stellen.

fulminanten Brief aus der Nachtkanne" schrieb — „das Anzüglichste und Dümmste", was sich habe vorbringen lassen [1]). Das Dümmste war es nun wohl nicht, das Anzüglichste und Impertinenteste gewiß. Zu der plumpen Offenherzigkeit, mit welcher sich der von seiner eignen Trefflichkeit und Weisheit durchdrungene Mann soviel wußte, kam ohne Zweifel in diesem Fall die Verstimmung über die Zurückziehung Herders von der Allgemeinen Bibliothek hinzu. Herder war in Nicolais Augen ein Abgefallener, und da schien es ihm denn angebracht, die Differenz so nachdrücklich wie möglich zu constatiren. Unaufgefordert — denn er vermuthete nur, daß ein ihm zugekommenes Exemplar der Urkunde ein Geschenk des Verfassers sei —, um „brüderlich von Herder zu scheiden", hält er sich berechtigt, ihm eine spöttisch-kritische Vorlesung in geschmacklos witzelndem Tone zu halten. Die Unverständlichkeit, der mystische Charakter, die Liebhaberei für das Allegorische, die unbewiesenen Combinationen, mit denen Alles aus Allem zu machen sei und die sich nur „auf innere Kraft und Gegenwart" berufen können, dazu die „orientalische" Sprache, die, wie der Wandsbecker sage, so donauartig daherbrause — das etwa sind die Ausstellungen, die er mit der ganzen Unverschämtheit und Selbstzufriedenheit seiner aufklärerischen Gescheidtheit, ohne eine Ahnung, daß dahinter doch irgend ein beachtenswerther Wahrheitskern stecken könne, dem ehemaligen Freunde, den er so ganz vergeblich sich zu erziehen versucht hat, ins Gesicht schleudert. — Man könnte nun wünschen, daß Herder Stolz und Ruhe genug besessen hätte, diesen Brief, wie er anfangs Willens war, unbeantwortet zu lassen. Die Antwort, die er nach anderthalb Monaten endlich abließ, wird man stolz genug finden, wenn sie auch zu deutlich dem Gegner zeigte, daß es ihm gelungen sei, wehe zu thun. Die ganze weite Kluft, die zwischen diesen beiden Menschen bestand, welche Jahre lang in einem höflichen Briefwechsel mit einander gestanden hatten, kömmt in dieser Correspondenz zu Tage. Mit Recht frägt Herder, wodurch Nicolai zu solchem „letzten Patriarchen-Rippenstoß" berechtigt sei? Nur natürlich sei es, sagt er ihm, daß sein „phantasieloser, aufgeklärter, ebener Genius" ein so phantastisches Ding wie die Aelteste Urkunde nicht verstehe, die sich freilich nicht wie der „Sebaldus Nothanker" lesen lasse. Er endet mit der Bitte, ihn fortan zu vergessen. Allein das war Nicolais Meinung nicht. Nicht nur, daß er für eine lange Recension des Ersten Bandes der Urkunde in seiner Bibliothek sorgte, welche die Pointen seines Briefes breit und gründlich wiederholte und nebenher des Verfassers Flüchtigkeit im Citiren brandmarkte [2]): auch brieflich mußte er zunächst das

---

[1]) An Hartknoch, Nr. 38, C, II, 62; im Originale des Briefes noch die Worte: das Anzüglichste &c. Der Brief Nicolais und die weitere Correspondenz C, I, 355 ff.

[2]) A. D. B. XXV, 1, 23—61. In ähnlichem Geiste, nur viel lederner und ärmlicher, ist die Recension in der Lemgoer Auserlesenen Bibliothek VI, 333—351 gehalten. Bedeutender und wissenschaftlicher die Besprechung in der Göttinger Philol. Bibliothek III,

letzte Wort behalten. Gar behaglich wiegt er sich in einem Antwortschreiben noch einmal in dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Es thue ihm, schreibt er, um Herder leid, daß derselbe unverhohlene, in der redlichsten Absicht gesagte Wahrheit anzuhören nicht im Stande sei. Er, der erste Beleidiger, hält dem Beleidigten eine Predigt, daß es unrühmlich sei, zu beleidigen, verächtlich, beleidigen zu wollen und nicht zu können! Genug, es war, um Herders Worte (an Hartknoch C, II, 71) zu brauchen, ein „schöner, moralischer, unschuldiger Engelsbrief mit Engelsrippenstößen". —

Armer Herder! In einen viel aufregenderen Briefwechsel und in viel schwerere innere Kämpfe hatte ihn um dieselbe Zeit seine andere Schrift, die Provinzialblätter, verwickelt. Diese war ein heftiger Ausfall gegen einen Mann, der heftig zu werden ganz außer Stande war, eine Kriegserklärung gegen den Friedfertigsten aller Menschen, gegen einen Theologen überdies, dessen Ansichten Herder Jahre lang getheilt, dessen geistigem Einfluß er ungemein viel zu danken hatte. Wie hätte er nicht schon während des Schreibens das Seltsame seines Beginnens empfinden sollen! Indeß, er redete sich ein, daß Person und Sache sich auseinanderhalten lasse. Vielmehr, bei sich selbst machte er wirklich diesen Unterschied. Vor Gott betheuerte er gegen Lavater, er fühle, daß Spalding der bessere Mensch sei, sich selbst wünsche er dessen aufrichtig einfältige, gute Seele, nur — Spalding als Lehrer, Prediger, Christ sei nicht sein Mann. Die Vorrede der Provinzialblätter war dazu bestimmt, eben dasselbe auszusprechen und so durch die Unterscheidung des Autors und des Menschen den Eindruck des Feindseligen auch vor dem Publicum abzuschwächen. Es war das eine starke Zumuthung an den guten Glauben der Leser; denn es war eine Unterscheidung, die gerade in diesem Falle, einem Manne gegenüber, bei dem Alles durchaus aus Einem Stücke war, sich weniger durchführen ließ als bei irgend einem Andern. Hätte Herder damals irgend einen Berather zur Seite gehabt, so würde der ihm gesagt haben, daß Niemand dies Verhalten verstehen, daß die Meisten die nebenher ausgesprochene Ehrenerklärung für Spalding als eine bloße Redensart ansehen würden. In der Meinung nun aber, Alles gut zu machen, that Herder noch ein Weiteres, das erst recht nur den Erfolg haben konnte, ihn entweder als den Wunderlichsten oder als den Zweideutigsten der Menschen erscheinen zu lassen. Kaum nämlich war er im Besitz der gedruckten Exemplare, als er eines derselben, am 15. Juni 1774 [1]) mit dem

St. 1 u. 2. Andere Recensionen in der Allgemeinen Theol. Bibliothek, Bd. IV und in St. 68 der Frankf. Gel. Anzeigen v. J. 1774.

[1]) „15. Juli" in der Handschrift des Briefes an Spalding ist Schreibfehler. Ueber den Abdruck dieses sowie der drei nächsten Stücke der Herder-Spaldingschen Correspondenz s. oben S. 578, Anm. 1. Auf Grund der vollständigen Actenstücke gab J. G. Müller die andeutende, apologetisch gehaltene Darstellung des Streites in der Vorrede

Bekenntniß seiner Autorschaft an Spalding schickte. Alles in diesem Begleitbrief ist Widerspruch. Er rechtfertigt, was er in demselben Athem bereut. Er will, wie schon die Vorrede diesen Zweck habe, das Befremden beseitigen, welches Spalding über die Schrift empfinden werde. Er versichert, wie sehr er diesen verehre. Aber er habe, wenn er sehe, wo es mit der Theologie der Teller, Eberhard u. s. w. hinauswolle, an jenes Buch über die Nutzbarkeit anknüpfen müssen. Er entschuldigt den zu starken Ton, der ihm selbst, da ihm seine Schrift gedruckt vorliege, äußerst mißfalle. Er möchte „um Alles nicht in den feinsten Verdacht einer Kabale" gegen den verehrten Mann kommen. Uebrigens habe er gelobt, daß die Zeiten des Widerspruchs auch in seinem Leben vorüber sein sollen. Möchte ihm Spalding ein gutes Wort über den Eindruck des Schriftchens sagen!

In der würdigsten Weise wurde die Zuschrift (unterm 2. Juli) von dem Empfänger beantwortet. Mit Befremden zwar und nicht sich zur Freude, aber ohne Empfindlichkeit hat er die Schrift gelesen. Ueber den Ton, der ja Herder selbst mißfalle, will er kein Wort verlieren. In der Sache findet er oft den Sinn seines Buches falsch ergriffen und Widersprechung, wo kein Widerspruch sei, wo es also doch besser gewesen wäre, das Gemeinschaftliche, den Punkt der Uebereinstimmung zu suchen. Da wiederum, wo wirkliche Differenz sich finde, sei er nicht überzeugt worden; da vermisse er die bedächtige Hinleitung, die sanftmüthige Handreichung zur Wahrheit, die mit Adlersflug zu erfliegen nicht Jedermanns Sache sei. „Gott, mit seiner erleuchtenden, leitenden Wahrheit, ist nicht im Sturm und Gewölke". Die Mängel seiner eignen Begabung erkenne er gar wohl, er ehre von ganzem Herzen Herders große Talente, aber er bitte ihn, sie durch Klarheit, Sanftmuth und unparteiische Billigkeit den Predigern und den Menschen nützlicher zu machen.

In der gelindesten Weise war dem Verfasser der Provinzialbriefe damit sein Unrecht und seine Uebereilung zu Gemüthe geführt; es war ihm eine goldene Brücke gebauet, mit dem Angegriffenen seinen Frieden zu machen und diesem — warum nicht auch öffentlich? — unbeschadet der abweichenden Standpunkte, früher oder später eine Genugthuung zu gewähren. Nicht alle Welt jedoch urtheilte so milde und leidenschaftslos wie der am meisten Betheiligte. Wer wollte es den Berlinern verbieten, wenn sie bei einem so plötzlichen und heftigen Angriff eines Schriftstellers, der noch bis vor Kurzem ganz anderen Ansichten zu huldigen geschienen, verborgene Absichten, persönliche Motive vermutheten und wenn sie sich darüber allerlei Combinationen überließen? Man wußte in Berlin, daß vor Jahr und Tag Gleim nach dem Tode des Generalsuperintendenten Michaelis in Halberstadt sich eben dieser Stelle wegen für Herder an den Minister Zedlitz gewendet, aber abschläglich

---

zum 15. Bande der SW. zur Theologie. Sack, a. a. O. der Studien und Kritiken, S. 91 Anm., irrt mit seiner vermeintlichen Berichtigung der Müllerschen Angaben.

beschieden worden sei, und man machte sich zurecht, daß von daher sich auch bei Herder eine gewisse Verstimmung gegen die geistlichen Räthe des Ministers festgesetzt haben dürfte. Man hatte später erfahren, daß Herder sich mit Aussichten und Absichten in Beziehung auf die in Göttingen erledigte Stelle eines Generalsuperintendenten trage. Nun las man in der Königsbergischen Zeitung jenes wunderliche Fragment von Urtheilen über den neuesten Meßkatalog — aus Herders Feder, wie Merck an Nicolai geschrieben hatte — und fand, daß darin die Brandenburgischen Theologen sehr hart mitgenommen, die Göttingischen mit einer gewissen Schonung behandelt seien. Was sieht man nicht Alles, wenn man einmal sehen will! Man sah es auch wohl erst, als man endlich die Provinzialblätter zu lesen bekam. Denn diese und der Brief an Spalding schlugen nun dem Fasse den Boden aus. Da waren ja wieder die Brandenburgischen Theologen, zumal in ihrem bedeutendsten, ehrwürdigsten Vertreter, aufs Heftigste angefeindet. Die Uebereinstimmung, auch im Ton, mit der Königsbergischen summarischen Recension war handgreiflich. Und nun dazu der Brief an Spalding! Teller bekömmt ihn von diesem zu lesen, und da denn nun Teller kein Spalding, sondern eher ein Stück Nicolai ist, so ist er rasch mit einer Auslegung des Benehmens Herders fertig, die für diesen die ungünstigste, für seine eigne Schlauheit die schmeichelhafteste ist. Ganz warm theilt er die Neuigkeit seinem Freunde Jerusalem in Braunschweig mit. Von Herder sei so eben ein heftiger Ausfall auf Spaldings „Nutzbarkeit“ erschienen, und zwar habe der Verfasser das Herausforderungslibell seinem Gegner mit der Versicherung ungemessener Hochachtung selbst überschickt. Entweder also müsse Herder der räthselhafteste Mann sein, oder er müsse mit Absichten umgehen und behandle Spalding öffentlich aus Gefälligkeit gegen Andere so unfreundlich, während er zugleich, aus Gefühl der Würde des Mannes, es ihm privatim wieder abbitte [1]). Aehnlich wie Teller urtheilten die Sulzer und Nicolai. Beide glaubten, an sich selber die Zweizüngigkeit Herders erfahren zu haben. Die „Aufschneidereien und Prahlereien“ seiner neuesten Schriften, zumal der Aeltesten Urkunde, kamen hinzu — sein Betragen gegen Spalding schien ihnen unter keinem Gesichtspunkt zu vertheidigen; das Mildeste, was sich nach ihrer Meinung sagen ließ, war, daß er ein völlig unberechenbarer Mensch, ein unzuverlässiger Charakter, vielleicht der Sklave seiner Einbildungskraft, vielleicht ein vom Rausche der Ruhmsucht Bethörter sei. So war ihre Meinung, und so schrieben sie, mit allerlei eingemischtem anderen Klatsch über Herders Situation in Bückeburg, nach allen Winden, an alle ihre Correspondenten, die denn ihrerseits die Urtheile und Gerüchte weiter verbreiteten [2]).

---

[1]) Alles nach dem mir handschriftlich vorliegenden Briefe Tellers an Herder v. 22. Septbr. 1774. Die Belegstellen zu den Verhandlungen wegen Halberstadt und Göttingen weiter unten im letzten Abschnitt dieses Buches.

[2]) Sulzer an Zimmermann bei Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 243. 246;

Nur zu bald gelangten dieselben zu Herder zurück. Den ersten Sturm hatte er in Pyrmont auszuhalten. Zimmermann, der gleichfalls dorthin wollte, hatte sich ihn und seine Frau schon vor Monaten vom Grafen dorthin erbeten. Die Kur sollte Herder von einer hämorrhoidalischen Kolik befreien, die ihn im vorigen Sommer heftig belästigt hatte — so schreibt er an Lavater, der ihn gern zu einem Rendezvous nach Schwalbach entboten hätte. Vierzehn Tage, vom 7. bis 21. Juli, verweilte er in Pyrmont, und die Heilquelle that ihre Schuldigkeit. Sie that es trotz der Gemüthsaufregung, die er hier durchzumachen hatte. Auch in geselliger Beziehung bot ihm der Aufenthalt so viel. Außer mit Zimmermann und andern Freunden und Gönnern aus Hannover traf er hier — zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben — mit Mendelssohn zusammen. Er durfte sich des anregenden Gesprächs mit seinem Freunde, dem Grafen Hahn, erfreuen. Selbst aus Riga waren alte, liebe Bekannte, seine ehemalige Schülerin, Johanna Schwarz, die Nichte von Georg Berens, anwesend[1]). Leider jedoch, auch die Geister seiner Schriften waren zugegen. Durch ihn selbst war ein Exemplar seiner Philosophie der Geschichte in Umlauf gekommen; Alles war in Pyrmont voll davon, und aus den Urtheilen der Menschen konnte er abnehmen, daß er auch von dieser wie von den andern Schriften „ein erschreckliches Wetter" werde auszustehen haben. Nicolais erster Brief über die Urkunde lag ihm in den

Nicolai an Hartknoch in des Letzteren Brief an Herder C, II, 69; Hamann an Hartknoch, Schriften V, 99, wo jedoch Einiges ausgelassen ist. Vollständiger theilt Hartknoch diesen Hamannschen Brief oder vielmehr die betreffenden Stellen in einem bei Düntzer C, II zwischen Nr. 43 u. 44 einzuschaltenden Schreiben an Herder vom 22. October (2. November) mit. „Hamann," heißt es hier, nach der mir vorliegenden Handschrift, „hat einen Brief aus Brandenburg in Königsberg gelesen, in welchem die Nachricht steht, daß Sie Sich mit Ihrem Landesherrn überworfen hätten und gegenwärtig brodlos und verlassen säßen, Sich angeboten hätten, aber vergeblich; in Ihrem Wandel und Kleidung Sich durch so viel Solöcismen auszeichneten, als in Ihrem Stil. „„Diese Nachricht,"" fährt er [Hamann] fort, „„von der mir die Hälfte nicht ganz unwahrscheinlich vorkam, machte mich so unruhig, daß ich zu Ihnen meine Zuflucht nehmen wollte, um über sein Schicksal einige Auskunft durch Sie zu erhalten. — Ich sehe, daß der Verfasser der Provinzialblätter [die Hamann damals noch nicht gelesen hatte] ein Prediger ist, der das Mäntelchen auf beiden Schultern trägt und Luther mit Spalding —. Ich will aber nicht sagen, wie reimt sich Christus und Belial? Aber wenn dies Politik sein soll, ist sie nicht ein wenig zu grob und zu unehrlich — oder zu auffallend, mich eines Modewortes zu bedienen? Um das Gold rc.""

[1]) Ueber den Pyrmonter Aufenthalt: Herder an Lavater A, II, 100. 102. 108. 111. 113; Zimmermann an Herder A, II, 337 ff.; Zimmermann an Sulzer bei Bodemann, S. 242; Herder an Mendelssohn (21. Februar 1781) A, II, 221 und Mendelssohn an Herder in Mendelssohns Ges. Schr. V, 582; Herder an Heyne C, II, 172; an Hartknoch, ebendaselbst S. 62 (aus der Handschrift dieses Briefes die Notiz über Johanna Schwarz, jetzt verehelichte — bald danach verwittwete — Dyrsen, von der handschriftlich zwei Briefe an Herder, Pyrmont, 7. August 1774 und Hamburg, 11. Februar 1775 vorliegen). Endlich Lisch, a. a. O. S. 91 und Herder an Hahn, ebendaselbst S. 123.

Gliedern. Er hatte jetzt auch Spaldings Antwort auf die Zusendung der Provinzialblätter; endlich aber, das Schlimmste von Allem: fast gleichzeitig mit dieser Antwort und noch ehe die Provinzialblätter öffentlich erschienen waren, kam ihm der Inhalt des Tellerschen Briefes an Jerusalem und das Gerede zu Ohren, welche Invectiven er sich gegen Spalding erlaubt, wie ihn dann dieselben gereut und wie er nun einen Heuchelbrief an den so schmählich von ihm Angegriffenen geschrieben habe. Nur zu begreiflich, daß ihm der ganze Pyrmonter Aufenthalt verleidet war, daß er seine Freunde nicht genießen konnte und daß er dem auch seinerseits zurückhaltenden Mendelssohn scheu aus dem Wege ging. „Pyrmont," schrieb er an Lavater, „sollte mir recht ein Thal der Ueberirdischen werden, und siehe! es ward eben Versammlungsort eines Unwetters, das mich, wie tief! niederwarf! daß ich alle gute Leute daselbst, auf die ich mich so freute, nur durch eine dicke, trübe Wolke habe ansehen können." In einem Schreiben an Spalding — ohne Ort und Datum, vielleicht noch aus Pyrmont erlassen — suchte er sich zunächst Luft zu machen. Die dicke Wolke verhüllte ihm nur leider auch seine eigne Schuld. Er erkannte, daß er taktlos und unvorsichtig gehandelt: allein nicht in der unvermittelten Plötzlichkeit, in der beleidigenden Heftigkeit des Ausfalls gerade gegen diesen Mann, sondern nur in der Uebersendung des Buches und dem Begleitschreiben an den Angegriffenen erblickte er seine Uebereilung. „Unreife Güte," meinte er, „habe ihn bei diesem Schritte betrogen, den er noch später ein égarement du cœur nennt [1]). Und in diesem Sinne also schrieb er nun zum zweiten Male an Spalding ein Blatt, das zum mindesten doch ein zweites égarement du cœur, in Wahrheit aber ein neuer Beweis seiner getrübten Selbsterkenntniß war. Mit voller Wahrheit darf er ja gewiß versichern, daß er jenen Zusendungsbrief nicht aus Heuchelei und Schmeichelei geschrieben und das Buch nicht in der Absicht, um den würdigen Mann zu beleidigen. Nicht in der Absicht — da lag der Punkt seiner Schuld. Es fehlte ihm, Anderen gegenüber, die Achtung vor dem Recht der Persönlichkeit. Außer Stande, sich auch nur einen Augenblick ernstlich an Spaldings Stelle zu versetzen, fährt er fort, sein rücksichtsloses Buch zu rechtfertigen und sich hinter Sophistereien zu flüchten, die darum nicht weniger hinfällig sind, weil er selbst sie glauben mochte, indem er sie niederschrieb. Ein Buch, das man schreibe, sei ein Phantom, das nach der Art, wie es aufgenommen werde und wirke, das Gegentheil von dem sein könne, was der Verfasser sei. Gegen „solch ein Phantom von litterarischem Spalding" habe er, um zweckmäßig zu schreiben, die Provinzialblätter geschrieben! Daher der Unterschied zwischen Brief und Buch! Die Mottos, in einer neuen Auflage etwa, durch andere ersetzt — und das Buch bleibe noch immer, was es sei! Soweit die Rechtfertigung. Sie ist nur die Einleitung zu der Klage und Anklage. Nur deshalb wiederhole er jene, weil ihm in-

[1]) An Lavater A, II, 112; an Hamann, Hamanns Schr. V. 105.

zwischen durch einen von Berlin nach Braunschweig gegangenen Brief himmelschreiendes Unrecht widerfahren sei, so daß ihn nun freilich nicht sowohl das Buch, als die Uebersendung desselben reue.

Was anders war von dieser Auslassung für Herder zu erwarten als neue Unannehmlichkeiten! Spalding zwar antwortete so gut und verständig wie möglich. Den von Herder angedeuteten Vorwurf der Indiscretion lehnt er mit gutem Rechte ab und macht mit ebenso gutem Rechte darauf aufmerksam, daß das Geschehene keine anderen Folgen haben könne als welche die Provinzialblätter mit ihrem Vorberichte auch ohne dies nach sich ziehen dürften. Aber am meisten hatte sich ja Herder über Spaldings Freund, den „Posauner der Dissonanz in alle Welt", wie er sich gegen Hamann ausdrückt, beschwert. Nur zu natürlich, daß dieser von seinen Freunden die Beschwerde erfuhr, und begreiflich, daß er dergleichen nicht auf sich sitzen lassen mochte. Mit offenbarer Genugthuung vielmehr ergriff der von Herder wiederholt möglichst schnöde Behandelte die Gelegenheit, dem hochmüthigen Bückeburger Amtsbruder einen Brief zu schreiben, den dieser nicht hinter den Spiegel stecken würde. Er wirft sich in die Positur der Ritterlichkeit. „Freimüthig" gesteht er, daß er der Berliner Geistliche sei, der jenes Urtheil nach Braunschweig geschrieben, und haarklein zählt er her, was ihn zu diesem Urtheil habe bestimmen müssen. Er ist weit entfernt, dies Urtheil zurückzunehmen. Auch nach dem neuesten Briefe Herders an Spalding steht für ihn die Sache noch immer wie sie stand. Mit dem vollen Eifer verehrender Freundschaft tritt er für den Angegriffenen ein. Die Herderschen Angriffe haben ihn indignirt, und den Versuch, den Menschen und den Schriftsteller zu trennen, weist er als thöricht, ja, gerade bei diesem Manne, als unmöglich zurück. Er erlaubt sich noch mehr. „Mein ganzer Wunsch," so etwa schließt er diese „herzhaften Erklärungen seiner Herzensgedanken", „ist zuletzt dieser, daß es Ihnen gefällig sein möchte, Predigten, dogmatische Anweisungen, exegetische Untersuchungen, Alles nach Ihrem Ideal öffentlich bekannt zu machen, daß man so beurtheilen könne, was man doch wahrhaftig jetzt immer noch nicht absehen kann, was Ihnen Christenthum und Predigt nach demselben ist. So viel bin ich vor der Hand überzeugt, ein Priester des allerhöchsten Gottes wird es nicht, wie es Melchisedek war und wozu Sie den Ihrigen bilden wollen. Er gab dem Abraham Brod und Wein und segnete ihn: aber fünfzehn ganze Provinzialblätter von Ihnen geben Essig mit Wermuth zu trinken."

Von Neuem verlor Herder über diese Tellerschen Herzhaftigkeiten alle ruhige Besinnung. Sofort nach dem Empfange derselben (29. September) setzt er sich hin, um sich — gegen Spalding aufs Bitterste über diese Störung seines Hausfriedens, über die Indiscretion und Insolenz dieses Briefschreibers zu beklagen, der sich einen „Schand- und Teufelskloak von Gründen" fabricire, um sie ihm „auf die bubenhafteste Weise" ins Gesicht zu werfen. Diese Klage Herders versteht man; seine Entrüstung über die niedrigen Motive, welche

Teller ihm angedichtet, ist sicherlich ein Zeugniß seines guten Gewissens. Aber man begreift auch die Gefahr, in der er war, sich immer wieder derartiger Mißbeurtheilung auszusetzen, wenn man sieht, zu wie schiefen Schritten er in seiner Gereiztheit auch diesmal wieder sich fortreißen läßt. Als ob sich Geschehenes ungeschehen machen lasse, erklärt er, daß er, um den Knoten völlig wegzuhauen, an dem die Tellers so sonderbar zupfen, seine bisher an Spalding geschriebenen Briefe förmlich und feierlich zurücknehme und jedenfalls sich verbitte, daß sie jemals vor die Oeffentlichkeit gezogen würden. Als ob sich dergleichen überhaupt verlangen lasse, fordert er zweitens von Spalding, daß derselbe den gegenwärtigen Brief mit seiner Erklärung Herrn Teller in natura communicire. In gänzlicher Verschiebung endlich und Verkennung des eigentlichen Schuldpunktes, deutet er immer wieder an, daß die Mittheilung seiner Briefe an Teller, daß Spaldings Indiscretion Alles veranlaßt habe und daß er sich daher an ihn allein halten könne.

Er hätte voraussehen können, wie Spaldings Erwiderung [1]) lauten würde. Sie enthielt die ruhigste, aber zugleich die bestimmteste Zurückweisung des schon früher mit Fug zurückgewiesenen Vorwurfs der Indiscretion, die gemessenste und nachdrücklichste Ablehnung des Ansinnens, die Mittelsperson zur Hinterbringung der gegen Teller gerichteten Beleidigungen zu sein, die bereitwilligste Erklärung, den ganzen Handel, soweit er ihn selbst persönlich angehe, von nun an als nicht geschehen und vergessen ansehen zu wollen — es sei denn, daß er in den Fall der Nothwehr versetzt würde, in welchem äußersten Fall dann allerdings eben der bisherige Briefwechsel seine Rechtfertigung vor dem Publicum werden müßte; zum Schluß die „abgenutzte Anmerkung", daß „Heftigkeiten in dergleichen Dingen zu nichts helfen, da sie nur die ruhige Ueberschauung der Sache hindern und sehr oft weiter führen, als man vielleicht gern kommen wollte!"

Mit oder ohne diese weise Lehre — Herders Niederlage war vollständig. Voll Empörung über die Tellerschen Aussprengungen, sah er sich doch wehrlos. Ja, es war, als ob ihm diese Angelegenheit auf Schritt und Tritt in den Weg treten sollte. Er hatte seit der Rückkehr von Pyrmont wieder einmal einen Gedanken, von Bückeburg wegzukommen, verfolgt. Es handelte sich um die theologische Professur an dem neu einzurichtenden akademischen Gymnasium in Mitau. Der junge von Zürich aus dahin berufene Lavaterianer Hartmann hatte die Anregung dazu gegeben, und Hartknoch hatte dem Freunde zugeredet, da er von da aus der Aussicht, in Riga Oberpastor zu werden, näher stehe. Aber da war auch schon ein Brief von dem bei dem Herzog von Curland in diesen Berufungsfragen maaßgebenden Sulzer an Hartmann, worin von den Provinzialblättern, den Briefen an Spalding, dem zweideutigen Charakter und der wilden Phantasie Herders die Rede war: mit so einem Manne

[1]) Sie erfolgte am 9. October.

könne der Akademie nicht gedient sein. Auch das berichtete Hartknoch dem Freunde getreulich — eben um die Zeit, wo derselbe an dem letzten Spaldingschen und Tellerschen Briefe zu würgen hatte. „Um Gottes Willen," schrieb er nun an Hartknoch, „laß Hartmann sich nicht mehr für mich und da und also interessiren; Alles kommt mir zur Last, und die Herren in Berlin sprengen schon mit sieben Mäulern aus, daß ich also gegen sie schriebe, um hie und da ein Amt zu haben!" Wie ein Gespenst trat ihm dieser unselige Handel überall in den Weg; wie bei der Mitauer, so, nur wenig später, bei der Aussicht nach Göttingen. Ja, hier mußte er es gar erleben, daß man, außer an ihn, an den „boshaften Lotterbuben Teller" gedacht hatte; — ein Brief an Heyne zeigt, wie ihn dabei der böse Leumund der Provinzialblätter mißtrauisch und unruhig machte [1]). Das Schmerzlichste aber war, daß ihm sogar von — Hamann ein Echo jener widrigen Aussprengungen zugehen sollte. Noch so eben, am 13. November, war ihm mitten in seiner Niedergeschlagenheit ein Trost und eine Freude geworden — Hamanns so lange schon angekündigten Prolegomena waren ihm endlich gedruckt durch Claudius zugeschickt worden [2]). Er freute sich, wie gut ihn der Freund gefaßt, wie hell derselbe die Meinung der Urkunde entwickelt, wie sinnig er das Buch auch in dessen Schwächen vertheidigt habe, er dankte für den Segen des Magus, bat auch, ihm womöglich die Kantsche Analyse des Buches mitzutheilen. Zugleich ließ er über die Noth, die ihm die Geschichte der Philosophie und die Provinzialblätter eingebracht — die beide Hamann noch nicht kannte — ein paar Stoßseufzer los. Die Berliner wütheten dagegen; fast vom Juli an hätten ihm die Nachwehen sein Leben mitten unter Freuden seines Weibes und Kindes zum Jammerthal gemacht. So schrieb er an Hamann, und kaum hatte er diesen Brief voll Vertrauen zu dem alten bewährten Silen abgelassen — als ihm Hartknoch den befremdlichsten Auszug aus einem Schreiben zuschickte, welches er kürzlich von Hamann erhalten hatte [3]). Auch an diesen waren danach die Berliner Gerüchte und Klatschereien gelangt! Zur Hälfte wenigstens war Hamann geneigt, sie zu glauben, ja, er hatte sich mit Kummer in die Vorstellung gefunden, daß Herder wirklich ein doppeltes Spiel gespielt, daß er in den Provinzialblättern aus Politik seine Ueberzeugung verleugnet und dem Berliner Vermittlungstheologen Complimente gemacht habe. Alles das war Mißverstand und konnte leicht aufgeklärt werden. Wehe that es darum nicht weniger. „Es kann und wird eine Zeit kommen," schrieb Herder an Hamann, „daß mich auch meine Freunde verkennen, selbst Hamann verkennt." Und er klärt ihn über den Thatbestand auf — natürlich nicht, ohne gegen ihn wie gegen Hartknoch in der bittersten Weise über die Berliner zu klagen. Sie sind die bösen

[1]) Aus dem Spätherbst 1774, C, II, 175. 176.

[2]) Claudius an Herder A, I, 387; Herder an Hamann, Hamanns Schriften V, 103 (mit manchen Auslassungen im Druck).

[3]) S. oben S. 619, Anmerkung 2 zu S. 618.

Geister, die Verläumder, die διάβολοι, die Priester und Leviten, die, weil sie selbst nicht verfolgen können, Verfolgung und Schändlichkeit lügen. Ihm selbst aber ist „das entsetzlichste Heuchelunrecht" geschehen, „worüber jeder gute Mensch die Zähne knirschen muß" [1]). Und Ein Mittel wenigstens, um unter Umständen den Verläumdungen entgegenzutreten, glaubt er sich verschaffen zu müssen. Er muß seine Briefe an Spalding zurückhaben, um sie dem Königsberger Freunde und, wenn Noth an Mann käme, dem Publicum mitzutheilen. Tags nach der widrigen Post aus Königsberg (17. November) entschließt er sich zu einem letzten kurzen Billet an Spalding, in welchem er um Rücksendung seiner früheren drei Briefe bittet, indem er die empfangenen gleichzeitig zurücksendet. „Die Verbindung," so schließt er, „in Ew. Hochw. letztem Briefe vom Nothdrange auf Ihrer Seite, meine Briefe zu publiciren, begreife ich nicht. Der diese Briefe ins Publicum gebracht hat, bin nicht Ich; wohl aber bin Ichs, der noch jeden Posttag Geschrei und Lästerung über diese Briefe höret. Der Herr sei Richter zwischen mir und Dir!" Man sieht, Herder konnte in dieser ganzen Angelegenheit nicht den kleinsten Schritt thun, ohne in der Aufregung sich in der einen oder anderen Weise zu vergreifen. Er erhielt seine Briefe zurück, — aber noch einmal mußte er sich dabei eine berichtigende Bemerkung von Spalding gefallen lassen, indem dieser der übel angewandten feierlichen Schriftstelle einen freundlichen Rath und Wunsch entgegenstellte.

Mit so sanfter Weisheit, wie sie Spalding seinem Gegner predigte, war nun freilich diesem unmittelbar nicht beizukommen, und wenn ihm gar, bald danach, Hartknoch durch Mittheilung einer brieflichen Aeußerung Nicolais einen Dienst zu leisten und einen Wink geben zu können meinte, so war das noch weniger der Weg, auf ihn einzuwirken; er sah darin nur neue Kränkungen; er bat, ihn mit den „Stimmen solcher elenden Kerle" zu verschonen [2]). Allein im Stillen war darum doch all das Aergerniß, das er erfahren hatte, ihm zur Buße und zur Belehrung. Es arbeitete mächtig in ihm, und alle Schlacken seines Wesens kamen nur deshalb auf die Oberfläche, weil tief im Innern ein läuterndes Feuer brannte. Auf nichts Anderes als auf das Höchste war er aus, und wer ihn nur zu nehmen wußte, wer nur auf seine Weise einzugehen verstand, wer nur seine Schwächen schonte, um seine Stärke zu entbinden, der vermochte Alles über ihn. Nur mit Liebe und Festigkeit, wie verwöhnte Kinder, war er zu erziehen, — und so eben stellte sich Hamann zu ihm. Im Angesicht und mit der Hülfe Hamanns rang er sich aus aller Bedrängniß zu neuem und reinerem Streben hindurch.

In den Briefen an diesen daher sehen wir diesem Kämpfen und Gähren

---

[1]) An Hartknoch, Nr. 44, und an Hamann, Schriften V, 107 ff., mit Auslassungen, die mir handschriftlich vorliegen.

[2]) Nr. 45 u. 48 der Herder-Hartknochschen Correspondenz C, II, 69 u. 71.

und Ringen zu[1]). Im Grunde sagt er sich, sein eigner bester Kritiker, die Mängel seiner jüngsten Arbeiten alle selbst. Nur den tiefsten Grund, die innerste Meinung, den letzten Zweck derselben soll ihm Niemand antasten oder verkennen. Die Angriffe, die er von den „Apostaten" wegen der Provinzialblätter erfahren, beweisen ihm nur, „daß das Salz beißt", aber auf der anderen Seite fühlt Niemand tiefer als er, daß „das Salz voll Schlacken ist", „die ganze Einkleidung link, verzerrt und abscheulich". „So lange," schreibt er, „Athem Gottes in meiner Nase weht, will und werde ich streben, daß aus Rauch Feuer, aus hinfälliger Blüthe Frucht werde; ich fühl's jeden Tag mit halber Verzweiflung, daß ich unreif wie ein Herling bin — nur aber kein todter Dornbusch". Wenn aber irgend etwas dazu beitrug, solche Selbsterkenntniß und solche guten Vorsätze zu fördern, so war es die treffende Kritik seines treuen Hamann, der, während er mit vollem Verständniß und reiner Zustimmung auf die letzten Intentionen seines Jüngers einging, zugleich mit dem schärffsten Auge und mit unbestechlichem Urtheil dessen Fehler rügte, der jetzt den Uebermüthigen väterlich zurechtwies, jetzt den Niedergeschlagenen liebevoll wieder hob, der, das Muster eines echten Freundes, es „mit ihm gegen seine Gegner, aber wider ihn mit seinen Freunden hielt". Wie er durch die Prolegomena bewiesen hatte, daß er „Naber Flink" sei, so bewies er durch die mahnenden Urtheile seiner Briefe an Herder, daß er ebenso „Naber mit Rath" sei. Immer wieder rief er ihm sein Lieblingswort zu: et ab hoste consilium! Sulzers Wink, gegen die Phantasie auf der Hut zu sein, nannte er in diesem Sinne einen Wink, der aller Ehren werth sei. Fort und fort sagt er ihm in der mildesten, aber zugleich bestimmtesten Weise, was Herdern sein eigenes Gewissen sagte, wie um dies Gewissen zu verschärfen und ihm nachzuhelfen. Daß er ihn zur Fortsetzung der Urkunde ermuntert — diesen Rath freilich würden wir weniger geneigt sein, zu unterschreiben; in allem Uebrigen ist der Rath vortrefflich: er solle sich dabei des polemischen Tons nach Möglichkeit enthalten, solle mit mehr Fluß schreiben und weniger Stärke und Singularität im Ausdruck affectiren, sich mit keinen Nebendingen aufhalten, sich seines ganzen Krams, so gut er könne, entschütten, danach aber sich ausruhen und das Publicum ausruhen lassen. Den Streit mit Spalding, dem „Anti-Luther zu Böhmisch-Breda" betreffend, so verhehlt er ihm seine Unzufriedenheit nicht und liest ihm über seine égarements du cœur et de l'esprit so gründlich wie liebenswürdig den Text, um ihn schließlich zu bitten, sich keine Grillen über Conspirationen der Berliner gegen ihn zu machen, vielmehr „das Spiel nicht durch unzeitige Apologien, überflüssige Ehrenrettungen und dergleichen zu verderben". Am nachdrücklichsten endlich macht er ihm Vorhaltungen über seinen Stil; er spricht von den Gräueln

[1]) Einzelne Citate für das Folgende dürfen um so eher unterbleiben, da mehrfach Stellen benutzt sind, die im 5. Bande der Hamannschen Schriften unterdrückt sind.

der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, von den Alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, den monströsen Wort-Kuppeleien, der dithyrambischen Syntax und allen übrigen licentiae poeticae, die eine so spasmodische Denkart verriethen, daß dem Unfuge schlechterdings gesteuert werden müsse. „Allezeit Wein oder Wasser trinken," fügt er hinzu, „ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein und zuweilen Wasser." Luthers Sprache rieche wohl auch bisweilen nach dem Kännlein, aber er schreibe doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds. Er weiß wohl, daß er mit den meisten dieser Rathschläge sich die Erwiderung zuziehen dürfte: Arzt, hilf dir selber! aber er wird darum doch nicht müde, sie zu ertheilen; es sind nicht bloß Rathschläge eines litterarischen Kritikers, auch nicht bloß Rathschläge eines kritischen Freundes, sondern eines Beichtvaters, der in dem Schriftsteller immer zugleich den Menschen im Auge hat. So redet er dem Freunde ans Herz, daß er an seine häuslichen Freuden sich halten solle gegen den Verdruß über entfernte Feinde. Sei doch am Ende diese ganze Feindschaft und die daran sich knüpfende Befürchtung nur ein selbstquälerisches Blendwerk; geschehene Dinge seien nicht zu ändern, künftige nicht in unserer Gewalt, es sei denn, daß man über Beide Gott vertraue.

Wie diese gelegentlich von Hartknoch unterstützten Mahnungen auf Herder wirkten, wird am klarsten durch das Wort, welches er das eine Mal erwidert: sie seien ihm „im Munde süß, aber krümmen ihn im Bauche". Immer widersprechend, giebt er sie immer zu; ihnen immer Recht gebend und sie dankbar hinnehmend, löckt er doch immer ein wenig wider den Stachel. Es wogt eben auf und ab in diesem leidenschaftlichen Geiste; Entschuldigung, Selbstverurtheilung, Vorsätze und Versprechungen wechseln mit einander. Aber in der Hauptsache verfehlen sie der Wirkung nicht — zumal, da auch Herders Frau den Mahnungen der Freunde zustimmte und ihnen Nachdruck gab. Er hat seines Stils wegen die Entschuldigung bereit, derselbe sei von seiner „ungelenken, unebnen, trägen, handlungslosen und bildervollen Denkart — velut aegri somnia in Platons Höhle — Zeugniß"; wenn sein Auge Licht werde, so werde es auch sein Stil werden — aber doch giebt er sich die ernsteste Mühe, der Untugenden dieses Stils Herr zu werden. Er fährt zwar fort, weidlich zu schelten auf seine Gegner; der Streitton in der Aeltesten Urkunde, meint er, sei, da die lambeaux des grauen Mantels des Alterthums eine objectivere, elegantere Behandlung nicht zugelassen, der einzig mögliche gewesen — trotzdem aber will er diesen Ton in Zukunft meiden, will „den Thoren von den Mittelsteinen weggehen" und, durch Klotz belehrt, den Knoten des Streites mit Spalding und Genossen zerstücken. Unter den Wehen dieses Streites, hofft er, werde sein besserer Mensch geboren werden; von den Apollonii will er fürs Erste nichts hören: seinem Hamann hofft er mit jedem Schritte mehr zu genügen, und kurz, so ruft er ihn an, „lieber Mann, höre nicht auf, mich zu warnen, aber auch zu hoffen und lieber zu

stärken, denn ich fühl's gewiß voraus, daß mir das Letzte noth s
„Der Himmel weiß," schreibt er ein ander Mal, „wie viel ich
arbeite", und sein Wahlspruch zum neuen Jahre 1775 soll heißen:
büßen, verstummen und fest werden in der Wahrheit!"

Wie ernst es mit all' diesen Vorsätzen war, allerdings auch,
es ihm wurde, denselben treu zu bleiben, dafür zeugen seine nächsten
Es sind vor Allem die Erläuterungen zum Neuen Testament,
zweener Brüder Jesu und der Zweite Band der Aeltesten Urkun
theologische Standpunkt in diesen Sachen ist noch immer wesentlic
aber der aggressive, persönliche Charakter tritt in etwas zurück,
stilistisch kündigt sich ein Streben nach größerer Ruhe und Klarheit
drei genannten Schriften, denen Anderes, Theologisches und Nichtth
— darunter manches, erst Jahre danach Vollendetes und Veröffent
sich anschließt, bezeichnen einen ganz bestimmt markirten Einschnitt
Herders Bückeburger Schriftstellerei. Eine Einzelbetrachtung al
Arbeiten muß uns lehren, wie sie von den bisher betrachteten sich
wie sie doch zugleich mit denselben zusammenhingen und aus ihne
wuchsen.

Vierter Abschnitt.

Drei fernere theologische Schriften.

I.

Die Erläuterungen zum Neuen Testament.

Die nächste Aufgabe für unseren Freund wäre, nach den hochtönenden Verheißungen in der Aeltesten Urkunde, ohne Zweifel die Weiterführung dieses Werkes gewesen, das ja am Schluß des Dritten Theiles „eben vor der Höhe eines Berges still stand, wo die Nebel aufgelöst werden sollten". Keine Frage jedoch: dem Verfasser selbst schwebte der Weg zur Auflösung dieser Nebel nur erst in der dunkelsten Weise vor. Weder einer früheren Aufforderung Heynes, er möge ihn doch einmal durch seine Hieroglyphen, Ziffern und Kalender einen Blick weiter thun lassen, noch der späteren Aufforderung Hamanns, ihm einmal in nuce den Inhalt des Uebrigen mitzutheilen, kam er nach. Er prahlte wohl nach dem Erscheinen der ersten drei Theile gegen jenen, daß sich Alles in den folgenden vier Theilen — denn die heilige Sieben sollte durchweg innegehalten werden — „wie ein Nebelsternwölkchen aufklären werde", und vertröstete diesen darauf, daß „der vierte und siebente Theil groß Licht geben werde": aber er täuschte sich mit diesen Vorspiegelungen nur selbst, und noch am 24. August 1776 gesteht er dem Letzteren, der Verfolg seiner Urkunde „liege noch im Abgrunde seiner Seele" [1]).

Die Wahrheit ist, er hatte sich in ein Labyrinth verirrt, zu dessen Ausgang ihm der Faden fehlte. Dazu kam aber, daß er mit dem Schluß des Dritten Theiles — der Religion Zoroasters — in eine Gegend gerathen war, die ihn dergestalt fesselte, daß er darüber die weitere Reise vergaß. In jener merkwürdigen Publication, in Anquetils Zend-Avesta, glaubte er einen Schlüssel zu noch anderen Geheimnissen als dem des ersten Capitels der Genesis gefunden

[1]) Briefwechsel mit Heyne C, II, 141 (6. August 1772); 164 (November 1773); Briefwechsel mit Hamann, Hamanns Schriften V, 72, oben, (Mai 1774); 180 (9. August 1776) und 184 (24. August 1776).

zu haben. Hier, so heißt es in der Aeltesten Urkunde (I, 364), sei „ganz lichthelle, wirkende, handelnde Epopöe des ersten, ewigen Wortes Gottes". Aus dieser Quelle sei die ganze griechisch-orientalische Philosophie geflossen, die dann den Aposteln zum Vehiculum ihrer neuen hohen Begriffe, ihrer Predigt des Evangeliums geworden sei, und in Zoroaster also liege ein bisher noch unbenutzter, neuer Erklärungscommentar zum Neuen Testament, lauterer und älter als Philo und Plato, vor.

Das war eine Entdeckung, die zu verfolgen er sich nicht versagen konnte — wenn auch die Fortführung der Urkunde darüber aufgeschoben werden mußte. Immer wieder mit etwas Neuem hervorzutreten, von den nächsten Eindrücken sich fortreißen zu lassen, das entsprach ja so ganz seiner sanguinischen Art. War nicht am Ende die Enthüllung der neuen evangelischen Urkunde noch verdienstlicher, lag dies seinem nächsten Beruf nicht unmittelbarer nahe als die Enthüllung der Uroffenbarung und des Alten Testaments? Die Predigten über das Leben Jesu hatten ihn zu vertiefter Beschäftigung mit den Evangelien und zumal mit dem vierten Evangelium veranlaßt, das ihm bei seiner Empfänglichkeit für das Mystische begreiflicher Weise das liebste war. Das Product dieser zwiefachen Anregung waren die „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle"[1]) — ein dem Hauptstamme den Saft entziehender Seitentrieb der Aeltesten Urkunde.

Nicht als ob die Letztere ganz liegen geblieben wäre. Bereits im Frühjahr 1774 hat er die Fortsetzung der Urkunde — wenn auch an einem anderen Ende angefaßt, als wo er sie am Schluß des Ersten Bandes stehen gelassen[2]); aber der neue Plan gewinnt den Vortritt. Es handelt sich dabei zuerst ausschließlich um das Johannesevangelium. Schon in einem Briefe Lavaters vom 22. April 1774 ist davon die Rede. „Johannes, Deinen Bruder," schreibt der Züricher auf einen verlornen Herderschen Brief, „willst Du aus den Händen der Hunde retten — — und das angebellte Evangelium auch dessen Dich annehmen?" Von einem Buch über Johannes muß bei Hartknochs Osterbesuch in Bückeburg zwischen ihm und Herder die Rede gewesen sein, und noch bis in den Juni 1774 figurirt die neue Schrift einfach unter dem Titel „Johannes"[3]). Die Spuren, daß dies der anfängliche Plan war, sind in den „Erläuterungen" selbst sehr deutlich. Nicht nur, daß in diesen das Johannesevangelium den ausgesprochenen Mittelpunkt bildet, sondern mit dürren Worten sagt es der Verfasser dem Leser, wenn er ihn (S. 62) an-

[1]) Riga, bei Hartknoch 1775 mit dem Motto: *Ιδου μαγοι απο ανατολων παρεγενοντο και ανοιξαντες τους θησαυρους αυτων προσηνεγκαν δωρα*; 144 S. in 4° und in sehr freigebiger Ausstattung.

[2]) Siehe unten, im fünften Abschnitt.

[3]) Hartknoch an Herder, Leipzig 15. Mai 1774, C, II, 55; Herder an Hartknoch 18. Juni 1774: „Im Johannes geht's fleißig" ꝛc. (C, II, 60 im Druck fortgelassene Stelle).

redet: „Statt dieses Buches träger Erläuterungen versuchte ich Dir den Evangelisten selbst, in der Gestalt seiner wenigen Lichtideen — — darzustellen, aber meine Hand erstarrte."

Der handschriftliche Nachlaß Herders endlich giebt die Bestätigung. In einem kürzeren Entwurf und einer zweiten, ausführlicheren Fassung liegt hier das Büchlein über Johannes vor, das von dem Prolog an die einzelnen Abschnitte des Evangeliums nach Sinn und Geist im Tone einer homiletischen Paraphrase in großen Zügen erläutert. Als einen „Beitrag zum Neuen Testamente" kündigt Herder in diesem ersten Stadium der Arbeit das werdende Werk seinem Hamann an [1]). Im Sommer ist dieselbe dann in ein weiteres Stadium getreten. „Ich bin," schreibt er am 10. September an den Königsberger Freund, „jetzt ganz im Zend-Avesta und im Neuen Testament. Glauben Sie mir, ich hoffe viel zu sagen und den Tellers, Jannes und Jambres entgegenzuwinken mit dem Finger der Kraft." Er hatte damals das Buch „unter zweiter Abschrift", — und nun hatte es sich bereits aus einem Buch über Johannes in eins übers Neue Testament verwandelt. „Aus meinem Büchlein über Johannes," schreibt er den 3. September 1774 an Lavater, „will eins übers Neue Testament werden: die Entdeckungen und Erläuterungen mehren sich von Blatt zu Blatt." Noch hatte die Haltung des Buches, wie uns die Rede vom „Finger der Kraft" und ein Blick in die Handschrift verräth, eine starke Familienverwandtschaft mit der Aeltesten Urkunde und den Provinzialblättern. Noch war es stark mit Polemik versetzt und enthielt häufige Ausfälle gegen Michaelis und Teller. Gegen Teller insbesondere wollte sich der Verfasser eine Genugthuung verschaffen. „Es ist," schrieb er am 29. September an Spalding, „eine andere Schrift von mir, die ihn näher angeht, unter der Presse und also aus meinen Händen, da ich dies schreibe."

Allein obgleich schon unter der Presse — die Handschrift wanderte noch einmal zu dem Verfasser zurück. Es war Zollikofers Verdienst, der die Correctur übernommen hatte und eben wegen der auf Teller bezüglichen Stellen seine Bedenklichkeiten nicht verhehlte [2]). Dieser Wink, zusammen mit allem Aergerniß, das dem Verfasser die Provinzialblätter eingetragen, wirkte jetzt einen heilsamen Entschluß. Er forderte das Manuscript zurück. Er entschloß sich — unmittelbar unter dem Eindruck, so scheint es, der Hartknochschen Mittheilung von Hamanns befremdendem Brief [3]) — einige Bogen von „Zend-Avesta" (unter diesem Titel wird das Buch jetzt öfter in seinen Briefen erwähnt) in Maculatur zu werfen, um sich dadurch, so meldet er diesen Schritt den 19. November 1774 dem Verleger, „den Streit und Aergerniß von den Fratzen-

---

[1]) Im Mai 1774, Hamanns Schriften V, 74, vgl. 72: „etwas Anderes, wovon mein Hamann noch weniger träumt."

[2]) Herder an Hartknoch, C, II, 67.

[3]) S. oben S. 623 u. 619.

und Kleisterkerls vom Halse zu schaffen" [1]). Mit der Zurücknahme der Druckbogen aber verband er nun eine abermalige Umschrift, das will sagen eine völlige Umarbeitung des Manuscripts [2]). Sie beschäftigt ihn unausgesetzt bis zum 11. Februar 1775, an welchem Tage endlich das „mit Kleister und Scheere" fertig gewordene Manuscript zum Druck abging [3]). „Er hat's," schrieb Caroline an Hartknoch, „so rein gemacht als möglich war." Mit offenbarer Genugthuung sah er auf diese, sowohl auf Ausmerzung des Polemischen wie der stilistischen Auswüchse gerichtete Reinigung, während er zugleich mit Selbstbefriedigung sich des Inhalts der in dem Buche enthaltenen Entdeckungen und Aufschlüsse freute. So schreibt er den 27. März 1775 während des Druckes an Hamann, der sich beklagt hatte, daß er ihm von dem Inhalt nichts verrathen wollte [4]): „Auch Ihr Kummer über meinen Embryon unter der schwarzen Hebamme Händen, ist, lieber Hamann, unnoth. Er hat weder mit Crethi noch Plethi zu schaffen, sondern ist eine theologische Schrift in meinem Berufe, wo ich also wenigstens ehrlich sterbe. Was hätte ich Ihnen vorrufen sollen: neue Magier aus dem Orient sind erschienen, wir haben ihren Stern gesehen! — ob ich gleich also manchmal im ersten Taumel meiner Freude wähnte? Jetzt ist das goldene Kalb so oft umgegossen und steht so hölzern da, daß ich kein Wort zu sagen vermochte, das Sie nicht verführt hätte. Was konnte ich also thun als schweigen? Nicht Mißtrauen ist's also, lieber Vor- und Mitstreiter, daß ich Ihnen nicht plauderte; sondern Scheu, Ihren Bucephalus zu verführen und Demuth. Es ist vielleicht das erste Werk, wo Sie Sich weder über Bilder, noch Schnörkel, noch unebene ἀλλότρια zu beklagen haben werden. Ich reite auf einem Eselsfüllen oder dem Höcker meines Kameels auf seiner heiligen Wallfahrt: lockt mich ein Irrlicht, so kommt's doch zu stehen, wo Er war. Also wird mich das Glück der Aufnahme nicht ärgern, und das Unglück derselben nicht freuen können. Ich ziehe χρηματισθεὶς meine Wege wieder heim." Aehnlich lauten die Aeußerungen, mit denen er dann das zur Ostermesse im Druck fertig gewordene Buch dem Züricher

[1]) Ganz ähnlich den 16. November an Hamann, und wieder, nach Vollendung der Arbeit, an Hartknoch (Februar 1775, C, II, 71). Vielleicht bezieht sich jedoch hierauf schon die (bei Düntzer im Druck fehlende) Stelle des Briefes an Hamann vom 14. November: „Kein Feind soll mir's vorwerfen können, daß ich ihn nicht genutzt. Eine Probe davon muß ich mit Leid, Kosten und Mühe an einem Vorfall machen, den ich den Tag voraus (d. h. am 12. November) erfuhr, ehe mir Ihr Telonarcha (auch darüber zum Trost) kam. Sie sollen's aber nicht eher erfahren, bis es geschehen."

[2]) In etwas wenigstens läßt sich dieselbe durch Vergleichung des gedruckten Buches mit den im Nachlasse theils bruchstückweise, theils vollständig erhaltenen früheren Redactionen verfolgen. Das Nöthige darüber beizubringen, soweit es überhaupt ein Interesse gewährt, darf dem kritischen Takt des Herausgebers der Werke überlassen bleiben.

[3]) An Hamann, Schriften V, 128; Caroline an Hartknoch C, II, 70.

[4]) Hamanns Schriften V, 134 — der obige Wortlaut nach der Handschrift des Briefes.

und dem Königsberger Freunde zusandte[1]). „Es ist," heißt es in dem Pfingstbriefe an Hamann, „die sauerste Geburt meiner Muse, dreimal beinahe verworfen und dreimal wieder aufgenommen; jetzt ausgestoßen, ohne daß mich ein Wort über ihr Schicksal kümmern wird. Wenigstens werden Sie die Schreibart sorgfältiger und correcter finden. In den Meinungen, die an die Theologie streifen, habe ich mich in den engsten Pfaden der Orthodoxie auch zwischen Klippen und Steinspitzen gehalten, und bin von der Seite sicher." Endlich in dem Junibriefe: „Meine Magier bitten um Ihre Gastfreundschaft und Bewirthung; denn Schutznehmung haben sie nicht nöthig; χρηματισθέντες. Vielleicht ärgern Sie Sich über den zu bloßen dogmatischen Gebrauch; ich konnt' aber, um der Nothdurft unserer Zeit willen, damals nicht anders. Du Ruprecht-Pförtner, ein Magus von Natur, bist allein geschaffen, den König des Himmelreichs zu feiern."

Ein so überlegt und sorgfältig geschriebenes Buch, über das der Verfasser mit so viel Ruhe und Befriedigung schreibt, können wir nicht anders als mit der höchsten Erwartung in die Hand nehmen.

Ohne Zweifel nun: in der Anlage sowohl wie im Ton sticht das Buch aufs Günstigste von der Aeltesten Urkunde ab. Es hat nicht die Weitschweifigkeit dieser; es ist ein übersichtliches, wohl in sich geschlossenes Ganzes. Der Stil zeigt bei aller Wärme und Lebhaftigkeit eine gewisse Rundung und größere Correctheit. Am schwersten war es dem Verfasser auch diesmal geworden, sich der Invectiven zu enthalten. „Uebrigens," so schreibt ihm darüber Claudius 1. September 1775, „habt Ihr wieder, wie Ihr pflegt, brav patzig gegen Euer Collegium gethan, und sie werden nicht ermangeln, es Euch wieder einzutreiben, wie das denn auch recht und billig ist." Es ist so. Genannt zwar wird Michaelis, Teller und Genossen nicht, aber doch fließt die so oft gereinigte Schrift noch immer über von den wegwerfendsten Ausfällen gegen „unser neuestes Auslegungssystem, da wir den schlechtesten Naturalismus, Socinismus und Epikurismus in ausgespülte Phrasen des Neuen Testaments hüllen," gegen „den Geist unserer neuen Auslegungen, Paraphrasen, Wörterbücher und dergleichen," gegen die „Modephilosophen", welche die Ausdrücke des Neuen Testaments „in Wasser und in einen fortgehenden aufgeblasenen Unsinn verwandeln" u. s. w.; ja, es laufen spöttisch-parodische Abschweifungen mit unter, und Kraftausdrücke wie das „dumme Vieh" der Ausleger hat auch die bessernde Hand nicht tilgen wollen.

Anlaß und Absicht des Buches kennen wir bereits. Im Zend-Avesta liegt uns nach Herder die für jetzt älteste zugängliche Quelle jener Chaldäerweisheit vor, welche die Juden aus dem Exil mitbrachten, und welche, mit Grie-

[1]) An Lavater Nr. 32; an Hamann, Pfingstmontag 1775 V, 141 ff. (ein Brief, den Hartknoch, der abermals die Meßreise zu einem Besuch bei Herder benutzt hatte, nach Königsberg mitnahm), und an denselben, 18. Juni 1775; V, 145 ff.

chischem gemischt, das Element war, worin Christus und die Apostel dachten und sprachen, nur einen neuen geistigeren Inhalt hineinlegend. Hieraus leitet nun Herder das Recht her, das Neue Testament aus dem Avesta zu erläutern. Nur Proben gleichsam einer solchen Erläuterung will er geben. Nur eine Anzahl Hauptbegriffe, unter vorzugsweiser Berücksichtigung des Johannes, will er in dieser Weise aufklären — will so wenig wie möglich am Einzelnen kleben, sondern „ins Ganze" eilen — will endlich auch nicht vergessen, daß dem Verständniß des Neuen Testaments nicht von dieser Seite allein, sondern noch von anderen, namentlich durch das Alte Testament, beizukommen sei.

Man sieht, diese Erklärungen lassen unserem Erläuterer einen überaus weiten Spielraum. Er entbindet sich damit selbst von der historischen Aufgabe, dem allmählichen Umwandlungsprocesse jener altorientalischen Vorstellungen bis zur Zeit Christi und der Apostel nachzugehen. Er entbindet sich desgleichen von jedem strengeren philologischen Anspruch, den man erheben könnte. Er will ja ins Ganze gehen. Er will ja anderweitige Erläuterungen nicht ausgeschlossen wissen. Die Hoffnung also, einen gelehrten Beitrag zur Exegese des Neuen Testaments zu bekommen, müssen wir fallen lassen. Von einer auf sicheren kritischen Principien beruhenden Benutzung des Avesta zur Erläuterung des Neuen Testaments ist in unserem Buche nicht die Rede. Ebensowenig von einer bestimmten und durchgehaltenen Methode. Um von der rhapsodischen Manier seiner eilfertig und ungeduldig unter den Text gestreuten Citate nicht zu reden —: bald geht er, die Mittelglieder überspringend, viel zu weit in der Behauptung des chaldäisch-zoroastrischen Ursprungs einer neutestamentlichen Vorstellung, bald wieder vergißt er die Quelle, aus der er erläutern will, und verhält sich völlig frei gegen dieselbe. Ja, in der Hauptsache ist seine Auslegung der neutestamentlichen Vorstellungen, trotz aller Citate aus Anquetil, von diesem gelehrten Beiwerk gänzlich unabhängig. Haben, wie er mit Recht sagt, die Apostel den in ihrer Zeit currenten Worten und Begriffen eine geistigere Wendung gegeben, so darf er sich zumeist eben an diesen neuen, geistigeren Sinn halten und diesen vor Allem enthüllen. Wie für die Apostel die hellenistische Sprache nur das Vehikel der neuen evangelischen Ideen, so ist für ihn der Zusammenhang der neutestamentlichen mit der Sprache der Zend-Religion wiederum nur das Vehikel seiner eigenen Auslegung des Neuen Testaments. Zuweilen wohl macht er einen directen Gebrauch von seiner neu eröffneten Erläuterungsquelle: im Ganzen und Großen dient ihm die Zurückweisung auf das Avesta nur dazu, gegen alle verflachenden Auffassungen, Deutungen und Wegdeutungen der neutestamentlichen Vorstellungen mit allem Nachdruck geltend zu machen, daß man sich hier eben im Elemente specifisch-religiöser, morgenländischer Begriffe befinde, um sofort den religiösen Gehalt derselben aus der eigenen religiösen Anschauung heraus zu entwickeln.

So tritt die Entdeckung, die in der Aeltesten Urkunde sich so ruhm-

redig breit machte, hier viel bescheidener zurück, dagegen die Auslegung als solche entschieden in den Vordergrund. Den Geist des Neuen Testaments zu entbinden, zu erwecken, zu predigen, den Zeitgenossen nahe zu bringen: das ist die Hauptsache. Das Exegetische dient dem Dogmatischen, und Beides soll dem Praktischen dienen. Von seinen Erläuterungen weist der Verfasser zurück auf den biblischen Text selbst; man soll dies „Buch voll Schlacken" fortwerfen und zur Sonne gehen, das Neue Testament mit neuem Sinn, neuem Gefühl der Größe des Inhalts lesen. Aber nicht bloß lesen und verstehen. „Das Neue Testament ist nicht zum Wissen, zum Zergliedern und Beweisen, sondern zum Anschauen, zum Empfinden, zum Sein." Von selbst erschließt sich die heilige Schrift demjenigen, der sie „zum Dasein" liest.

Es entspricht diesem Zwecke des Buches, daß die einzelnen neutestamentlichen Begriffe immer zuerst in ihrem allgemeinen Sinne, ganz frei entwickelt und paraphrasirt werden, und daß danach erst die vorgetragene Exposition durch nachträgliche „Erläuterungen" oder „Anmerkungen" jedesmal weiter gerechtfertigt wird.

In solcher Weise wird die Schrift zu einer dogmatischen Summe des Neuen Testaments. Sie wird aber dazu noch mehr durch ihre ganze Oekonomie. Wenige Herdersche Arbeiten haben eine gleich sichtliche Ordnung. In drei Büchern, deren jedes, unzweifelhaft absichtlich, wie die drei Theile der Aeltesten Urkunde, theilweise nicht ohne Künstelei und Zwang, in sieben Abschnitte getheilt ist[1]), behandelt unser Erläuterer zuerst den metaphysischen, vorirdischen Christus, sodann die Hauptmomente seiner Lebensgeschichte auf Erden, endlich Christi Wirksamkeit nach seinem irdischen Leben.

Und zwar hält er sich, wie er an Hamann geschrieben hatte, „in den engsten Pfaden der Orthodoxie auch zwischen Klippen und Steinspitzen". Die „Erläuterungen" sind Herders orthodoxeste Schrift. Wir stehen mit ihr auf dem Punkte der weitesten Entfernung von der rationalistischen Auffassung der christlichen Lehre und der evangelischen Geschichte[2]). Aber die Gläubigkeit Herders ist durchaus mystisch-poetische Gläubigkeit. Am heftigsten zwar macht er Front gegen die seichte aufklärerische Umdeutung der neutestamentlichen Ideen, sowie gegen den Zweifel und Unglauben des

---

[1]) In einer der älteren Redactionen findet sich sogar der Entwurf eines Schemas, welches die dreimal sieben Abschnitte dreimal nach der „Spielfigur" der Aeltesten Urkunde ordnet.

[2]) Vgl. die einsichtigen Bemerkungen von Julian Schmidt in der Einleitung zu seiner (Leipzig bei Brockhaus 1869 erschienenen) Ausgabe der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" S. XXXII. Das schon angeführte Buch von Werner, das, bei allem sonstigen Verdienst, die verschiedenen Entwickelungsphasen des Theologen Herder nicht scharf genug unterscheidet und den Standpunkt desselben ein wenig zu sehr liberalisirt, bespricht die „Erläuterungen" nur kurz S. 250 ff. u. 114.

philosophischen Zeitbewußtseins überhaupt: aber kaum minder scharf wendet er sich gegen die geistlose, roh äußerliche orthodoxe Dogmatik, gegen die juristische und die „opferische" Vorstellung der Erlösung, und ebenso endlich scheidet sich sein Standpunkt von dem engherzigen des Pietismus mit seinen „Wiedergeburtsgefühlen in dunkler unthätiger Kluft des Todes". Auch dagegen freilich, wenn man ihn mit den Mystikern gewöhnlichen Schlages zusammenwerfen wollte, würde er protestiren. Obgleich er sich, bei Gelegenheit der Oetingerschen Schriften, gegen Lavater dahin erklärt, daß er die Mystiker den Wolfianern weit vorziehe, so fügt er doch sogleich hinzu, daß ihr Licht im Rauche brenne. Der Mittelweg zwischen Mystikern und Philosophen scheint ihm der Weg Lavaters, und offenbar will auf diesem Mittelwege auch er gehen. So fühlt und sinnt er sich mit enthusiastischem Drange in die speculative Mystik des Johanneischen Evangeliums und in den Tiefsinn der Paulinischen Christologie hinein, ohne daß es ihm freilich gelänge, sich ganz des Rauches zu erwehren, der auch bei ihm das Licht bald mehr bald weniger zu ersticken droht. In der Johanneischen Fassung Christi als des ewigen, persönlichen Wortes in Gott findet er den treffendsten bildlichen Ausdruck des Einsseins Christi mit dem Vater, und dies Einssein gilt ihm als der Grundbegriff der neutestamentlichen Offenbarung, ohne den „Alles Schatten und Trümmer" sei. Es kostet ihn nichts, sich in die Vorstellung zu finden, daß uns Gott durch Jesum erwählt habe, ehe der Welt Grund gelegt ward. Daß Jesu Reich ein Reich des Lichtes und Lebens, diesen Gedanken weiß er in einem solchen Zwielicht zu halten, daß er zugleich mystisch und zugleich rationell erscheint. Noch schwerer zu sagen, wie weit er sich mit der Vorstellung eines diesem Reich entgegenarbeitenden Fürsten der Finsterniß befreundet. Denn während er nachdrücklich unsere Unkenntniß in Bezug auf das ganze unsichtbare Reich der Kräfte hervorhebt, während er an Lavater schreibt, auch er glaube an wirkliche Teufel, so sind ihm die Teufel doch wieder nur ein Sinnbild der Urtriebe des Bösen, so betont er doch nur die moralische Anwendung der ganzen Lehre. Mystisch faßt er die Lehre von der Erlösung; im Sinne Luthers läßt er sie durch den Glauben vermittelt sein, und im Sinne Hamanns ist ihm der Glaube das Werk aller anschauenden, umfassenden Seelenkräfte, die Bedingung, ohne die wir ja auch keine natürliche Welt hätten. Seine Orthodoxie ist noch eklatanter in Beziehung auf die Facta der evangelischen Geschichte. Daß Jesus „außer dem Laufe der Natur durch überschattende Kraft Gottes empfangen sei", das gilt ihm ebenso als historisch gewiß wie die Verkündigung der Geburt durch die Engel, die Anbetung der Magier, die Stimme bei der Taufe Jesu. Auch mit Jesu Wundern weiß er von seinem mystischen Standpunkte aus fertig zu werden. Er spottet über die philosophischen Wundertheorien der Zeit; er will nichts wissen von Portentis und Prodigiis, aber als „Ausfluß der allgegenwärtigen Gotteskraft" findet er sie ohne Weiteres begreiflich. Die Verklärung Christi, seine Höllenfahrt — kurz, alle Stücke des

Apostolicums finden unbeanstandet in seinem Glaubensbekenntniß einen Platz, aber allen auch streift er ihre historische Aeußerlichkeit im Elemente seiner mystischen Auffassung ab. Nur leicht berührt er dies Historische; er stößt sich nur deshalb nicht daran, weil er sich hütet dabei zu verweilen, unmittelbar vielmehr des darin enthaltenen religiösen Kerns sich bemächtigt. Er zweifelt nicht, daß Jesus sichtbar wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten — nichts desto weniger läßt er die gegebenen Worte und Vorstellungsarten, ohne die Jesus sich nicht habe verständlich machen können, dahinten — genug, daß Jesus Auferstehung der Todten und moralischen Uebergang in ein anderes Dasein und helle Entscheidung nach diesem Uebergang gelehrt habe. Aehnlich seine Auffassung des Abendmahls und der Dreieinigkeit. Beim Abendmahl weder wirkliche Verwandlung noch ein bloßes Bedeuten, sondern Zeichen und Sache Eins, Mittheilung und Genuß ein Mysterium. Die Dreieinigkeit endlich kein dogmatischer Locus, sondern eine Wahrheit von ethisch-mystischem Sinne.

Ethisch eben — es hätte schon früher gesagt werden sollen —, durchaus ethisch ist der Mysticismus Herders. Man lese beispielsweise die schöne Erläuterung der Forderung, Alles, auch die kleinste Pflicht des Lebens, in Jesu Namen zu thun. „Nicht äußerlich," heißt es da, „sollen wir einzelne Dinge Jesu nachthun, sondern in ihm sein, Reben seines Safts, Glieder seines Geistes, Quellen aus seiner Quelle. Und auch da soll sich die Abtheilung verlieren, mit jedem Guten, da wir können, als ob wir in ihm nur Eins wären, zusammenfließen, das Wahre und nicht Wahrheiten, d. i. überall den unzertheilten, guten Gott erkennen, das Gute und nicht die Guten lieben, in ihnen allen den einigen, unzertheilten Jesus" — und wie die Worte weiter lauten. „Lesen Sie," schreibt der Verfasser der „Erläuterungen" unmittelbar nach dem Abschlusse seines Buches an Gleim, „Spinozas Moral" [1]). Jetzt zuerst scheint er dies Werk, das später noch bedeutender für ihn werden sollte, in der deutschen Uebersetzung gelesen zu haben, auf die er den Freund verweist. Ungefähr um dieselbe Zeit hat er es dem Grafen Wilhelm zu lesen gegeben [2]). In wenigen Zeilen faßt er die ethisch-pantheistischen Grundgedanken des „kalten, geometrischen Gläserschleifers" aufs Treffendste zusammen, nämlich „daß der Himmel überall sei, daß vor Gott Raum und Zeit verschwinde, daß er aber nur, wo Gedanke ist, wohnen könne, und, wo der reinste Gedanke ist,

---

[1]) Vom 15. Februar 1775, C, I, 36.

[2]) Keine der älteren Stellen, an denen Herder Spinozas Erwähnung thut (LB. I, 3, a, 209; 589; II, 471; Von deutscher Art und Kunst, 103; Frankfurter Anzeigen, Recension der Beattieschen Schrift; Aelteste Urkunde I, 297 u. 303), verrathen im mindesten eine Bekanntschaft mit der Ethica aus eigener Lectüre. Er würde in dem Briefe an Merck, LB. III, 111, nicht Shaftesbury allein genannt haben, wenn er damals schon Spinoza gekannt hätte. — Die Mittheilung an den Grafen erhellt aus einem Briefe der Gräfin an Caroline vom 27. December 1774.

wirkende Liebe; daß diese Gott ist, Gott in jedem Punkte, oder vielmehr in keinem Punkte: sie ist, wie sie handelt, in der Ewigkeit, über Raum und Zeit erhöhet, umfaßt Alles, fließt mit Allem, was so denkt und liebt, zusammen, thut also alle Werke, die in der Welt geschehen, ist Gott". Vollkommen richtig findet er in Spinoza Schwärmerei und kälteste Metaphysik sich decken und wittert in der Lehre desselben den Geist des Orients. So schöpft er, ergriffen von der ethischen Tiefe des modernen Denkers, aus dem System desselben noch eine andere Erläuterung der neutestamentlichen Wahrheiten als die, zu der ihn die „neueröffnete morgenländische Quelle" angeregt hatte. Er identificirt das Christenthum, das Johanneische zumal, mit der erhabenen Anschauung des berüchtigten Atheisten. Nur in einer Anmerkung zunächst wirft er es hin: „die Ethik des Spinoza die höchste Moral der Vernunft, die er selbst mit dem Christenthum Eins fand." Denselben Gedanken aber rückt er, um ihn demnächst in einer anderen, gleichzeitig concipirten Schrift zu wiederholen [1]), am Schlusse des Buches in volles Licht. „Spinoza," heißt es, „war ohne Zweifel kein Christ und kein Schwärmer. Man nehme aber, abgezogen von seiner Metaphysik, den völlig moralischen Theil seiner Sittenlehre, und sehe, in welcher Religion man die Lehre und Aussicht durch Facta bestätigt, im ganzen Entwurfe derselben gegründet, aufs Einfältigste und Stärkste habe."

Noch einmal erleuchtet das Licht dieser Stelle den Geist des ganzen Buches aufs Hellste. Ethischer Mysticismus ist dieser Geist, aber fest verknüpft mit dem Glauben an die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte. Zur Stütze hat jene ethisch-mystische Gesinnung einestheils eine historische Anschauung, anderntheils den festen Glauben an die Bibel als göttliche Offenbarung. Dieser Glaube, der Centralpunkt der theologischen Ueberzeugungen Herders, verknüpft die „Erläuterungen" mit den beiden vorausgegangenen theologischen Schriften der Bückeburger Periode. War die Bibelverkündigung das A und O der Provinzialblätter, so machen die „Erläuterungen" mit dieser Verkündigung in Beziehung auf die neutestamentlichen Schriften in gleicher Weise Ernst wie es die Aelteste Urkunde in Beziehung auf das Anfangscapitel des Alten Testaments gethan hatte. Wiederholt verweist unsere Schrift auf jene andere und deren noch bevorstehende Fortsetzung [2]), und aufs Bestimmteste wird der innere, zweckvolle Zusammenhang der Thatsachen des Evangeliums mit der Urgeschichte unseres Geschlechts, des Todes Jesu mit der ersten, unmittelbaren Offenbarung Gottes am Beginn der Welt, hervorgehoben. Die Aelteste Urkunde beschäftigt sich mit dem Anfang, die Erläuterungen greifen an das Ende des göttlichen Weltplans vor, und ersichtlich weisen somit beide theologische auf jene geschichtsphilosophische Schrift zurück, welche den

---

[1]) Vom Erkennen und Empfinden. S. 51, 52; siehe weiter unten im folgenden Abschnitt.

[2]) Erläuterungen S. 10, 22, 69.

Reigen eröffnete. Schon die ältere von beiden zeigte hie und da von Weitem, die jüngere weist ganz nahe und offen den „Schlüssel zum Schloß“ vor, den der Beitrag zur Philosophie der Geschichte noch unter der Decke gehalten hatte. Wieder lesen wir hier die Sätze, daß im Ganzen des Menschengeschlechts Zweck und Bestimmung liegen müsse, daß aber kein Philosoph im Stande sei, Rechenschaft zu geben, wozu die Völker und Zeiten in ihrer verwirrten Aufeinanderfolge da gewesen; allein deutlich wird uns nun zugleich gesagt, wo über jene Bestimmung der Aufschluß zu finden sei. Nirgends als in der Bibel Alten und Neuen Testaments — „und Jesus ist der Mittelpunkt und Eckstein des Ganzen, das Mittelglied der Berechnung: in ihm ist Adam geschaffen: von ihm wird der letzte der Menschen gerichtet: an ihm geht das Geschlecht seiner Brüder zu Gott“.

Ein Faden zieht sich so durch sämmtliche Schriften dieser Jahre; sie sind gleichsam nur Stücke einer einzigen Schrift, ineinandergreifende Glieder Eines Ganzen. Wir übersehen, indem wir jenen Faden bloßlegten, den ganzen Horizont der geschichtsphilosophischen und der ethisch-religiösen Anschauungen unseres Autors. Aber auch den Zusammenhang mit seinen grundlegenden philosophischen, seinen erkenntnißtheoretischen Ueberzeugungen läßt uns die gegenwärtige Schrift noch klarer als die Aelteste Urkunde und die Provinzialblätter erkennen. Wenn nämlich seine Theologie auf seinem Offenbarungsglauben ruht —, so ruht dieser Offenbarungsglauben auf jener Skepsis, die er sich aus der empiristischen Philosophie der Engländer, insbesondere aus Hume geholt, zu der ihn Kants durch eben diese Einflüsse geweckte Polemik gegen den Dogmatismus der Leibnitz-Wolffschen Philosophie angeleitet hatte. Während nun aber Kants Zweifel mittlerweile sich zu kritischer Grundlegung für eine neue Metaphysik, zur Sicherung einer innermenschlichen Metaphysik verdichteten, so schlug seines Schülers ungeduldiger und unmethodischer Geist aus dem Zweifel kopfüber in Glauben um. Die neuen Wege, die eben jetzt Apollonius philosophus in harter Arbeit des Gedankens lichtete, waren ihm unbekannt: er ging die Wege, die längst schon Zachaeus Telonarcha gegangen war. Alle Vernunft — so ungefähr verläuft die Kette seines Raisonnements — ruht auf Erfahrung. Die allgemeine und stärkste Vernunft kann also nur das Resultat aller Erfahrung des Menschengeschlechts sein. Noch aber sind nirgends die Enden aller menschlichen Erfahrung verknüpft worden; auch die Vernunft ist geschichtlich gebildet worden; unzulässig ist es, sie als ein selbständiges Abstractum zu betrachten. Wie das menschliche Geschlecht nicht ohne Schöpfung werden konnte, so wenig kann und konnte es ohne göttliche Beihülfe fortdauern, ohne göttliche Erziehung wissen, was es weiß. Thöricht daher, die Vernunft der Offenbarung entgegenzusetzen. Jene vielmehr hat sich selbst zu begrenzen und — an die Offenbarung anzulehnen. „Ist die Philosophie was sie sein soll, so wird sie ihren Ursprung, ihre Kraft und Schranken erkennen und sich in die Offenbarung,

das ist in den Aufschluß von Bildung des Menschengeschlechts, der auch sie gebildet, verlieren; sie ist nur die dünne Wolke von Abstraction, die über den duftenden Gewächsen des reichen Gartens Gottes allmählich emporgestiegen und ohne diesen Garten nichts ist.“ Wiederum aber zeigt uns Geschichte und Erfahrung, daß jene göttliche Erziehung in der jüdischen und christlichen Offenbarung am leuchtendsten gewaltet hat. Hier, in der Bibel, ist sichtlich der Aufschluß über die Bestimmung des Menschengeschlechts. Und nur die Bibel daher, kein anderes Religionsbuch, ist Offenbarung. Koran, Zend-Avesta u. s. w. sind Mythologie, Liturgie, schöne Moral — Offenbarung dagegen einzig die Bibel!

Es ist nicht schwer, die Lücken dieses Raisonnements, die petitio principii und den fehlerhaften Zirkel zu durchschauen, der darin steckt, daß die Erfahrung ihre Grenzen erkennen soll, und daß doch wieder an die Erfahrung appellirt wird zum Erweise, daß die Bibel göttliche Offenbarung sei. Man wird nicht irren, wenn man das tiefere Motiv hinter dieser Argumentation sucht. Es war der religiös-ethische und geschichtliche Sinn Herders, der ihm diesen Standpunkt eingab. Wie er mit poetischer Empfänglichkeit sich in den Homer, den Shakespeare, die Volkslieder hineinlegte, so mit religiöser Empfänglichkeit, mit dem Instinkt des frommen Gefühls und der Phantasie in den Geist der neutestamentlichen Schriften. Wie er sich die schöne Sichtbarkeit der Homerischen Götter nicht nehmen lassen wollte, so nicht den Tiefsinn und nicht die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte von Jesu Leben und Erlösungswerk. Das ist das Große und darin besteht der bedeutsame Fortschritt seiner gegenüber der herrschenden Auslegung. Es ist keine äußerlich gläubige, keine verständnißlos ungläubige, keine nur anempfindende Auslegung. Sein Verhältniß zu den christlichen Urkunden ist ein gründlich sympathisches, das ihn zu voller Hingebung, zu liebevollstem Eingehen in den Geschichts- und Ideengehalt dieser Urkunden befähigt. Er dringt mit Recht darauf, das Neue Testament im Geiste des Neuen Testaments selbst zu lesen, „mit neuem Sinn,“ wie er sagt, „mit neuem Gefühl für die Größe des Inhalts.“ Nun aber gewinnt es die Größe, die tiefe, religiös-sittliche Gewalt dieser Schriften über ihn, reißt ihn fort, überwältigt ihn. Er verliert darüber die Freiheit, mit der er, bei allem Verständniß, poetischen Werken gegenüber sich verhalten hatte, und nur hin und wieder etwa nimmt er einen Anlauf, zwischen dem Sprachgebrauch der Zeit und der bezeichneten Sache, zwischen der Meinung des Schriftstellers und dem objectiv Thatsächlichen zu unterscheiden [1]). Hier

---

[1]) Ganz genau richtig ist es daher nicht, wenn Herder im J. 1780 in den Briefen das Studium der Theologie betreffend Theil II, S. 354 ff. (SWS. XI, 134 ff.) in der Absicht, ein zwiefaches Mißverständniß seines Buches nachträglich abzuwehren, erklärte, dasselbe habe „nicht Sachen, sondern Worte, nicht Geheimnisse des Himmels, sondern die Bilder, die Ausdrücke der Zeit erläutern wollen“, es sei darin „von nichts als Sprachgebrauch die Rede“. Zu den Recensionen, die Herder mit dieser Abwehr im Sinne hatte, gehört wohl namentlich die in der Lemgoer Auserlesenen Bibliothek VIII, 534 ff.

wie im Alten Testament fehlt ihm der kritische Mittelbegriff zwischen Poesie und Glauben — der Begriff des Mythus. „Das Alles," sagt er in Betreff der Dämonenaustreibungen, „ist Betrügerei und der gröbste Aberglaube, oder Wahrheit; ich sehe kein Drittes"; — als ob dieses Dritte: es war für die Berichterstatter geglaubte Wahrheit, so schwer zu sehen gewesen wäre! Durch symbolisirende Vertiefung, durch ethisirende Verinnerlichung wohl weiß er das Anstößigste an all' diesen Wundergeschichten gleichsam unsichtbar zu machen: allein in der Hauptsache ist der Glaube der Apostel auch der seinige, und im Elemente dieses Glaubens verschwindet ihm jede kritische Besinnung.

Wie dem indeß sei: nur so vielleicht war das verloren gegangene Verständniß für Religion überhaupt, für die tief innerlichen Motive der christlichen Grundwahrheiten, für die originale Meinung der ehrwürdigen Urkunden unseres Glaubens wiederzugewinnen. Die mystisch begeisterte Interpretation dieser Urkunden war zuletzt doch die Vorbedingung auch für eine echt historische, kritisch-rationelle Betrachtung derselben. Wie viel verstandvoller und geistreicher war doch dieser Erläuterungsweg als Lavaters schwärmerischer Versuch, die Wundergaben der apostolischen Zeit unmittelbar wiederzuerwecken! Es waren freilich sonderbare Reagentien, deren sich Herder bediente, die halb verloschenen Züge des neutestamentlichen Religionsgeistes wieder stärker hervortreten zu lassen — die Lehre des Spinoza und eine so eben erst bekannt gewordene Sammlung parsischer Liturgien und Gebetsformeln: allein die Mängel dieser Reagentien ergänzte dieselbe Genialität, die sich durch den Ton der Ossianlieder zu dem Geiste der echten Volkspoesie hindurchgefunden hatte. Man wird, wenn man die Wirkungen der Anquetilschen Uebersetzung des Avesta erwägt, neben dem Anstoß, der dadurch zur Zendphilologie gegeben wurde, und neben dem Einfluß, den von dorther die religionsphilosophische Forschung erfuhr, allezeit auch die Vermittlerrolle hervorheben dürfen, die das Buch in Herders Hand zur Neubelebung des unverfälschten Geistes des Neuen Testaments spielte.

II.

Die Briefe zweener Brüder Jesu.

„Wenn ich Muße und Ziel habe, denke ich noch mehr und Besseres über die collateralen Sprachquellen, insonderheit die Apokryphen und die Septuaginta, noch aber zuvor über einzelne Schriften des Neuen Testaments selbst, zu leisten." So heißt es in einer der älteren Redactionen der Einleitung zu den „Erläuterungen", und wenigstens der letzte Theil dieses Vorsatzes wurde ausgeführt. Die Schriften aber, die zunächst an die Reihe kamen, waren zwei von den kleineren Briefen des Neuen Testaments und die Offenbarung des Johannes.

Mit den „Erläuterungen" gleichzeitig erschienen die „**Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon**"[1]).

Es waren, so scheint es, die dunklen und seltsamen Stellen im Judasbriefe, die Stelle von den gefallenen Engeln, vom Streite Michaels mit dem Satan u. s. w., welche Herders Aufmerksamkeit zuerst auf diesen Brief lenkten. Auch sie nämlich glaubte er durch die „neueröffnete morgenländische Quelle" erläutern oder, wie er in seiner sanguinischen Weise sagt, „sonnenklar machen" zu können. Er fand in den zu einem dogmatischen Ganzen abgerundeten „Erläuterungen" keinen Platz für diesen weiteren Erläuterungsbeitrag. Dagegen knüpften sich hier andere historisch-kritische Combinationen an; der Judasbrief führte sehr natürlich auf den Jacobusbrief, und beide auf die Geschichte des Urchristenthums — so entstand, als ein Nebenproduct neben der größeren, diese kleinere Schrift. Die nächste Hauptabsicht derselben drückt sich schon in dem Titel aus: Brüder Jesu die Verfasser der beiden Episteln. Von diesem Gesichtspunkt aus wird sofort der Versuch gemacht, „in der ältesten Kirchengeschichte aufzuräumen". Im Zusammenhang damit finden dann auch die Erläuterungen des Judasbriefes aus dem Zend-Avesta ihre Stelle. Einen ganz äußerlichen Anhang endlich bildet die Polemik gegen den „Eigensinn exegetischer Hypothesenköpfe", die „Probe nichtiger Conjecturen" zum Text der beiden Briefe und zu einigen Stellen des Matthäusevangeliums. Durchaus ist der Geist unseres Schriftchens ein nüchternerer als der der „Erläuterungen". Seinen Hamann, da derselbe „allen körperlichen Hypothesen, wahr oder ungewiß, als solchen feind sei und nur Geist und Brodem liebe", glaubte er kaum für den Inhalt interessiren zu können[2]).

Aller Mysticismus und alle Orthodoxie — wohin sie ihn immer verführten — konnten den Geist Herders niemals zu engherzigen und einseitigen, zu kleinlichen und ängstlichen Ansichten bestimmen. Ein Christ und Schriftgläubiger im großen Stile, wahrte er sich das freieste und gesundeste Urtheil in allen denjenigen Stücken, die nur mit seiner Grundauffassung von dem Zweck und Inhalt der Offenbarung und des Christenthums nicht unmittelbar collidirten. Von den „mönchischen" Bedenken daher so vieler Theologen gegen die Existenz von Brüdern und Schwestern Jesu weiß er nichts. Mit unbefangenem Urtheil zeigt er die Nichtigkeit der Kunststücke, mit denen man die im Neuen Testament wiederholt erwähnten Brüder und Schwestern Jesu hinwegzuinterpretiren versucht hatte; er will die Evangelisten sagen lassen, was sie sagen. Maria, meint er, kann die heilige, von Gott erwählte Mutter

---

[1]) — „nebst einer Probe nichtiger Conjecturen übers Neue Testament zum Anhange", Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1775; 112 S. 8°. („Um eine Bücherrechnung zu tilgen" schickt Herder das Manuscript nach Lemgo, statt es dem alten Rigaer Verleger zu überlassen.) Vgl. zum Folgenden Werner a. a. O., S. 116 ff. u. 250 ff.

[2]) Ungedruckte Stelle des Briefes an Hamann vom Pfingstmontag 1775 (Hamanns Schriften IV, 141 ff.).

Jesu und Jesus der heiliggeborene Erlöser der Welt sein, wenn jene gleich in ihrem folgenden Ehestande, da sie keinen Christum mehr zu gebären hatte, keine Nonne gewesen, und Christus, vom heiligen Geiste geboren, nachher mit leiblichen Brüdern und Schwestern erwachsen ist. Man sieht: je gebundener auf der einen, desto freier und weitherziger ist er auf der anderen Seite. Kritik und Gläubigkeit, einfache Verständigkeit und mystische Wunderseligkeit, natürliche Anschauungen und Phantasievorstellungen mischen sich bei ihm ebenso unbefangen wie bei den Christen der apostolischen Zeit. Wie übel — nicht vom mönchischen, sondern vom natürlichen, vom rein menschlichen Standpunkt aus — die Vorstellung eines ehelichen Verhältnisses zwischen Joseph und Maria mit der Vorstellung der übernatürlichen Erzeugung von Mariä Erstgeborenem zusammenstimme, macht er sich nicht klar. Er schilt es als mönchisch, daran Anstoß zu nehmen — er würde es mit Heftigkeit und Bitterkeit als einen Ausfluß des philosophischen Unglaubens bezeichnen, wenn man den Anstoß durch die Annahme zu beseitigen suchte, daß es zwar mit den leiblichen Brüdern seine Richtigkeit haben dürfte, daß dagegen Jesu übernatürliche Geburt nur ein Erzeugniß der Sage und des frommen Glaubens sei. Sein eigener frommer Glaube sanctionirt die naive Vorstellung der Evangelien, und ohne Mühe redet er sich ein, daß gerade diese Versetzung des heilig Empfangenen, übernatürlich Geborenen in natürlich menschliche Familienverhältnisse dem Wege der Vorsehung Gottes durchaus anständig gewesen sei.

Es ist heute die so gut wie übereinstimmende Ansicht aller Forscher, daß in der That kein Anderer in den Eingangsworten unseres Briefes zu verstehen sei als der wirkliche Bruder des Herrn, derselbe Jacobus, der nach der Apostelgeschichte und dem Galaterbriefe das Haupt der Judenchristen in Jerusalem war, und wieder derselbe, der nach Josephus später den Märtyrertod starb. Eben dies ist die Ansicht Herders. Wenn sich aber hieran erst die weitere, keineswegs mit gleicher Uebereinstimmung beantwortete Frage knüpft, ob unser Brief von jenem Bruder des Herrn auch selbst, oder ob er nur von einem anderen Verfasser im Namen desselben geschrieben sei, so existirt diese Frage für Herder nicht. Immer vorzugsweise zu positiver Kritik geneigt, verschreitet er alsbald dazu, aus den wenigen Notizen der neutestamentlichen Schriftsteller, des Josephus, des Hegesippus, der von Hieronymus angeführten Stelle des Nazarener-Evangeliums ein Bild von dem Charakter und Lebensgange des Jacobus zu entwerfen, zu welchem unser Brief die lebendige Probe sei. Das vorweggenommene Ergebniß kömmt der beredt ausmalenden Einbildungskraft des Kritikers rückwärts zu Hülfe. Kein Zweifel mehr: so mußte derjenige sein, der diesen Brief schrieb; derjenige, der so war, muß diesen Brief geschrieben haben: „einem Andern zugeschrieben, wäre die Schrift unerklärlich von Ende zu Ende; mit ihm erklärlich in jedem Zuge, jedem Wort, jeder Sylbe!“ Und sofort wird von diesem Punkte aus die Schrift übersetzt und erläutert. Mit liebevollem Eingehen auf ihre eigen-

thümliche Art und ihren eigenthümlichen Werth ist der Uebersetzer bemüht, den Charakter der Schreibart des Verfassers bis auf Gedankenreihung und Wortfügung treu, wie als ob es sich um ein poetisches Werk handle, wiederzugeben. Ihm ist der Brief in keiner Weise ein „stroherner Brief". Fast über jede Sache „hebt er sich aus den Ufern der Prosa". So heißt es in den „nachgestreuten" Anmerkungen, die durchweg den Zweck haben, den Geist des Briefes, immer mit Beziehung auf den Charakter gerade jenes Jacobus, ins hellste und günstigste Licht zu stellen. Es ist der Geist des zum Christen geläuterten Pharisäers oder Essäers, der Geist der Milde und Duldung, Geist des Gesetzes, aber des Gesetzes der Freiheit, der eben deshalb, rechtverstanden, keineswegs in Widerspruch mit Pauli Predigt vom Glauben steht.

Ohne Zweifel nun, eine vorsichtigere Kritik wird alle diese Sätze nicht ganz so sicher, und auch das Richtige daran nicht ganz genau finden; aber ohne Zweifel auch, nur eine so lebendig, frei und herzlich in der Sache waltende Kritik war im Stande, die geschichtliche Betrachtung des Urchristenthums in das Element der verstehenden Anschauung zu erheben, ohne die eine bloß verständig rechnende dem Irrthum ebenso ausgesetzt ist, wie die Unkritik des dogmatischen Vorurtheils. Und gerade diesmal hatte Herder einen Punkt der neutestamentlichen Litteratur erfaßt, der, verhältnißmäßig einfach und klar, nahezu die Bedeutung eines Urphänomens hat, einen Punkt, der wohl geeignet war, Licht über die dunklen Anfänge des Christenthums zu verbreiten, bei dem, wenn er einmal mit sinniger Anschauung ins Auge gefaßt wurde, die Gefahr des zu viel und des falsch Sehens geringer war als der Gewinn, überhaupt lebendige Geschichte und Entwickelung zu sehen. Von wem immer, und gleichviel, ob ein Jahrzehnt früher oder später verfaßt: unwidersprechlich ist der Jacobusbrief ein Denkmal der älteren, ursprünglicheren Form des Christenthums, von einem Judenchristen echt christlichen Geistes an Judenchristen gerichtet. Herder, ganz voll von dem mystischen Tiefsinn des Johannesevangeliums, hat keine Vorliebe für diese ältere Gestalt des Christenthums; er theilt über die „Abgötterei" der Toland und Genossen gegen die erste Kirche als die echte und wahre die Ansichten Hamanns [1]): er ist nichtsdestoweniger so geschichtlichen Sinnes, daß er das Werden einer freieren, geistigeren Form der Christusreligion aus jener ursprünglichen, engeren mit theilnehmendem Verständniß verfolgen mag; so freien Geistes, daß er das Christliche auch da, wo es noch in den „Windeln" lag, voll und warm anzuerkennen im Stande ist; so reich endlich an lebendiger Anschauungskraft, daß ihm die Hergänge des sich bildenden, mißbildenden und fortbildenden Christenthums wie bestimmte Thatsachen, ja, ohne Zweifel zu sehr wie bestimmte Thatsachen vor Augen stehen. So combinirt sich ihm Sicheres und Unsicheres zu einer Art Geschichtserzählung, die im Einzelnen gar sehr der

[1]) An Hamann, 18. Juni 1775.

Sichtung und Berichtigung bedarf, im Ganzen ein nicht unrichtiges Bild der Zustände und Bewegungen der alten Kirche gewährt. Nasiräer nennen sich nach ihrem Vorsteher Jacobus, dem Bruder Jesu, Nazarener werden sie spottend genannt — die Judenchristen der ältesten Jerusalemischen Gemeinde. Alles, was Epiphanius von der Sekte der Nazarener berichtet, sucht Herder von dem Briefe und der Geschichte des Jacobus aus zurechtzurücken. Nicht Ketzer waren sie, sondern Judenchristen unter einem Bruder des Herrn; ihr Christenthum das, was uns in den Schriften der Jacobus, Petrus, Matthäus vorliegt; der menschlichen Familie Jesu zu nahe, mögen sie allmählich dazu gekommen sein, auch Jesum nur für einen Sohn Josephs und Marias zu halten. Sie waren die Christen, die sich, da die Römer vor Jerusalem zogen, nach Pella retteten. An sie richtet sich der Brief des Jacobus — es war „der letzte Glockenklang in ihrem Ohre, ehe diese Säule, wenige Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, unter Steinwürfen und Gebeten hinsank." Identisch aber mit den Nazarenern, demnächst freilich in der Zerstreuung und Verfolgung abartend, die Ebioniten. Endlich das Evangelium der Nazaräer und das der Ebioniten. Unser Verfasser sucht zu zeigen, daß beide nichts als die hebräische Urschrift des Matthäus gewesen, die nur sehr bald bei jenen, und noch mehr dann von diesen, verstümmelt worden sei.

Was sofort den Brief des Judas anlangt, so steht hier Herder ganz unter der Herrschaft der fixen Idee, unmittelbar aus dem Zend-Avesta Aufklärung für das Neue Testament gewinnen zu können. Der Brief — von Judas, dem Bruder des Jacobus, einem anderen Bruder Jesu, geschrieben — ist, wenn wir unserm Ausleger glauben, der Sprache nach ganz „Zoroastrisch, persisch, magisch". Von dieser Voraussetzung aus acceptirt er die sagenhafte Angabe, daß Judas im höhern Asien, in Persien seine Wirksamkeit gehabt habe! Damit erklärt sich ihm die Farbe unseres Briefes. Nicht etwa gegen Gnostiker, sondern gegen persische Ketzer, gegen die flachen, sinnlichen Verächter einer unsinnlichen Lehre, ist derselbe geschrieben — und unser Theolog versagt es sich nicht, diese Ketzer, gegen welche Judas so eifernd und warm schreibe, zusammenzustellen mit den heutigen „philosophischen Unchristen", den „Philosophen der Religion nach dem gesunden Menschenverstande!" So reißt ihn auf der einen Seite eine Lieblingsidee und seine voreilige Combinationslust, auf der anderen Seite sein eifernder Gegensatz gegen die Aufklärer zu kritisch unhaltbaren Annahmen fort. Darin zwar bewährt sich sein ästhetisches Gefühl, daß er mit der größten Bestimmtheit den Judasbrief für die Urschrift erklärt, den zweiten Brief Petri für das ausgemaltere Nachbild. Allein wie wenig ist doch dieses subjective Gefühl für sich allein werth! Gestattet es ihm doch, gleichzeitig anzunehmen, daß es eben Petrus gewesen sei, der, seinem Ende nahe, sich an dem Feuer des jüngeren Vorgängers gewärmt, der nun zu dem Text des Judas einen Anfang und ein Ende hinzugefügt habe, „was nur Petrus so setzen konnte!" —

III.

Johannes' Offenbarung.

Daß es in der Absicht des Erläuterers des Neuen Testaments lag, sich auch auf eine Untersuchung über die Beschaffenheit unserer Evangelien einzulassen, deutet eine Zeile in den „Briefen zweener Brüder Jesu" (S. 64) an. Die verhältnißmäßige Kürze des dritten Buches der „Erläuterungen" wird in einer der ungedruckten Niederschriften mit dem Hinweis auf eine „anderswo ausführlicher" zu gebende Entwickelung gerechtfertigt, und die gedruckten „Erläuterungen" wiederum sprechen (S. 122) bei Gelegenheit der Verheißung der Auferweckung von der Unmöglichkeit, dieses Lehrstück aus der Sprache des Heiden Zoroaster zu erläutern; es warte dasselbe, wie der heiligste Theil des Neuen Testaments, auf seine Verbindung mit der unmittelbaren Offenbarung Gottes von Anfange der Welt her.

Verstehen wir recht, so zieht hier Herder in Gedanken die Verbindungslinie zwischen der Aeltesten Urkunde, dem Anfang des Anfangs des Alten mit dem letzten, dem prophetischen Buche des Neuen Testaments.

Noch aus anderen Gründen jedoch lag es dem Verfasser der Urkunde nahe, sich vorzugsweise mit diesem prophetischen Buche zu beschäftigen. Es ist ja wieder der Apostel Johannes, dessen Namen auch die Apokalypse trägt. Gerade die Apokalypse ist für die durch den Judas- und Jacobusbrief angeregten Untersuchungen über die älteste Kirchengeschichte von hervorragender Wichtigkeit. Die Apokalypse endlich ist das am meisten poetisch gehaltene Buch des Neuen Testaments.

Vorzugsweise von dieser letzten Seite — so ist seine eigne Angabe in den Theologischen Briefen vom Jahre 1780[1]) — packte ihn das Buch. Die Bilder, die symbolische Sprache desselben erschien ihm so groß, edel, schön, daß es ihn unwiderstehlich zur Uebersetzung und Erklärung reizte. Erst im Herbst des Jahres 1779 erschien die Schrift: „*MAPAN AΘA*. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel"[2]): im Sommer dieses Jahres hatte sie die Form erhalten, in der sie nun dem Publicum vorgelegt wurde[3]). Allein in erster Niederschrift war sie jetzt, im

---

[1]) Im 21. Brief des Zweiten Theils S. 362 ff.; wiederabgedruckt SW. zur Theol. XII, 261 ff. und jetzt SWS. XI, 139 ff.

[2]) Riga, bei Hartknoch; mit dem Motto: „Das Zeugniß Jesu ist der Geist der Weissagung", 346 S. 8°; vgl. Caroline an Gleim, 2. Januar 1780, C, I, 69; Herder an Mendelssohn, 10. October 1779, A, II, 217.

[3]) Schon im Mai hatte er die Herausgabe dieses seines „Meisterwerks" und „letzten Buches" für Michaeli in Aussicht genommen. (An Hartknoch, 6. Mai 1779, vgl. den Schluß des Briefes vom 10. October 1779). Im Juli sehen wir ihn mit der Arbeit daran beschäftigt (an Lavater, Nr. 54); dieselbe ist 18. August „im Ganzen glücklich zu

Jahre 1774, entstanden; ja, bis auf das Vorjahr weist die Stelle in den Theologischen Briefen zurück, während die brieflichen Aeußerungen aus der Bückeburger Zeit uns bis in den Frühling 1775 führen. Denn zuerst im April 1775 erwähnt der Verfasser des Manuscripts gegen Lavater, sowie am 18. Juni gegen Hamann [1]). Beide Male knüpft sich die Verheißung von „etwas Anderem" an die Uebersendung der „Erläuterungen" und der „Briefe zweener Brüder Jesu". Gleichzeitig also mit diesen Arbeiten oder unmittelbar danach ist die neue Arbeit zu Stande gekommen.

Unter dem Titel: „Johannes' Offenbarung. Ein heiliges Gesicht; ohn' einzelne Zeichendeutung verständlich", mit dem Motto „*Εγω το Α και το Ω. Ερχομαι ταχυ. Ερχου*" liegt diese älteste Gestalt des Buches in einem Quartheft von nur fünfundsiebzig Blättern in Herders Nachlaß vor. Es ist dasselbe Heft, das schon damals sein Publicum in einem engeren Kreise vertrauter Leser hatte. Denn mit der äußersten Vorsicht, gewitzigt durch die bisherigen Erfahrungen, ging diesmal der Verfasser zu Werke. Er wollte diesmal, um nicht wieder, wie bei den „Erläuterungen", zur Umarbeitung nach dem Drucke genöthigt zu sein, die Stimmen der Freunde im Voraus zu Rathe ziehen. Seine erste Leserin war die Gräfin Maria, die sich am 5. Mai 1775, nachdem sie eben die Briefe zweener Brüder gelesen, das Manuscript erbittet [2]). Daß er es selbst nicht mehr in Händen habe, sagt uns das gereimte Briefchen an Lavater, vom Juni desselben Jahres. Aus Goethes Händen empfing es im Herbst Lavater; durch den Verfasser selbst scheint es Lenz erhalten zu haben. Mit der Bitte um seine „beihelfende Meinung" stellte es Herder dem Grafen Heinrich Ernst Stolberg im Jahre 1777 zu, und auch Zollikofers Meinung hatte er vor dem Druck abhören wollen. Es war die Wahrheit, wenn er nach dem Erscheinen des Buches an Hartknoch, und ähnlich in den Theologischen Briefen, schrieb, dasselbe sei schon vor dem Druck in halb Deutschland von einer Reihe sehr verschiedener Personen gelesen worden [3]).

Ende gebracht" (an Hamann, 29. August 1779, Hamanns Schriften VI, 94), und in demselben Monat wird bereits gedruckt. (An Hartknoch, 29. August 1779, handschriftlich; vgl. C, II, 86, Anmerkung).

[1]) A, II, 130; und an Hamann, handschriftlich: „Vielleicht erfreue ich Sie bald mit etwas Anderem" (zu Hamanns Schriften V, 148). Noch am 30. October 1772 hatte er gegen Lavater die Offenbarung Johannes' ein poetisches Buch genannt, das er nicht verstehe.

[2]) Handschriftlich, an Caroline.

[3]) An Lavater, Nr. 37, A, II, 139 (wegen des Datums dieses Briefes vgl. Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 89); an denselben 4. October 1775, A, II, 142: „Meine Apokalypse wird Dir Goethe schicken, oder geschickt haben". So erwartete sie Lavater und mit ihm der ganze Züricher Kreis (an Herder, 7. October 1775, A, II, 146); am 8. November war sie in seinen Händen (A, II, 148); Lenz an Herder in dem leider undatirten Briefe Nr. 8, A, I, 236 ff.; Graf H. E. Stolberg an Herder, vom 11. Mai

Ende 1775 war es nun zwar die Meinung des Verfassers, daß die Arbeit „umgeackert" werden müsse [1]), und ganze Massen von Papier geben Zeugniß von den wiederholten, theils ganz, theils halb zur Vollendung gediehenen Ueberarbeitungen, deren eine, mit einer Widmung an Frau v. Bescheffer, die treue Bückeburger Freundin, versehen, im Februar 1778 druckreif schien — um dann doch noch einmal zurückgehalten, noch einmal umgeschmolzen zu werden [2]). Trotzdem legt Herder selbst auf den Unterschied der gedruckten von der ursprünglichen Form nur geringes Gewicht. Es bedeutete wenig, daß ursprünglich die Uebersetzung in eine Art freien Sylbenmaaßes gebracht war; schrieb er doch selbst an den Rand: „wie Prosa zu lesen und soll auch Prosa werden". Es bedeutete mehr, daß die anfängliche Ansicht, die Apokalypse sei nach der Zerstörung Jerusalems, unter Domitian geschrieben [3]), später mit der anderen — sechs oder sieben Jahre vor der Zerstörung, unter Nero — vertauscht, und daß im Zusammenhang damit manches Einzelne anders und nun erst ausführlicher gedeutet, daß beispielsweise die „älteste, simpelste, unverwerfliche" Erklärung der Zahl des Thieres durch *Λατεινος* gegen eine höchst unwahrscheinliche und gekünstelte fallen gelassen wurde. Auch dies, nichtsdestoweniger, berührte den Kern der Herderschen Auffassung kaum. Es ist nicht genau richtig, wenn er in den Theologischen Briefen sagt, er habe bei der Umarbeitung nur die Jamben gestrichen, den Commentar gelassen, wie er gewesen — muß er doch selbst hinzufügen, von Jerusalems Zerstörung sei überhaupt im ersten Manuscripte wenig die Rede gewesen Richtig aber durchaus, wenn er mit allem Nachdruck erklärt, früher wie später sei seine Meinung dahin gegangen, daß die von dem Apokalyptiker den Ereignissen des jüdischen Krieges oder der Zerstörung Jerusalems entnommenen Bilder eben nur Bilder und als solche nur Unterpfand und Zeichen einer höheren und anderen Erfüllung seien. „Zu meinem Zweck," so erhebt er sich über den Unterschied seiner älteren und seiner neueren Einzeldeutung der Bilder, „gehörte es nicht einmal, zu untersuchen, ob das Buch vor oder nach Jerusalems Zerstörung geschrieben sei. Vor oder nach der Zerstörung geschrieben: für Inhalt und Zweck bleibts immer dasselbe — ein Bilderbuch vom Ausgange der Sichtbarkeit und der Zukunft des Reiches Jesu in Bildern und Gleichnissen seiner ersten schrecklich-tröstlichen Ankunft."

1777 (handschriftlich) und (ebenso) Zollikofer an Herder, vom 15. September 1779. An Hartknoch, 10. October 1779, C, II, 87 und in den Theol. Briefen a. a. O.

[1]) An Lavater, 30. December 1775, A, II, 153.

[2]) Bis zum Erscheinen des betreffenden Bandes der Suphanschen Ausgabe darf auf die Mittheilungen verwiesen werden, die über diese Redactionen J. G. Müller SW. zur Theol. XII, Vorrede, und in den Zusätzen daselbst S. 264 ff. gegeben hat. Auch dabei freilich hat er sich der Aenderung einzelner ihm anstößiger Ausdrücke der Herderschen Handschriften nicht enthalten mögen.

[3]) „Diocletian" im Briefe an Lavater A, II, 153 ist ein auch in der Handschrift von 1774 vorkommender Schreibfehler.

Eben diese Hauptmeinung nun tritt in dem ursprünglichen Manuscript zum Theil deutlicher als in dem Buche „Maran-Atha" hervor. Die später versuchten ausführlicheren Deutungen der einzelnen Bilder auf die Zeitgeschichte, abgesehen davon, daß sie nicht glücklich sind, verdecken vielfach das Wesentliche. Die frühste Niederschrift hat den Vorzug einer ersten Conception, das Gepräge einer Einfachheit und Frische, die über dem späteren Versuch, nach allen Seiten hin die Erklärung zu sichern, die Einwände abzuweisen, verloren ging. Nicht bloß die Uebersetzung, auch der Commentar näherte sich anfangs mehr der poetischen Form, er war viel freier von allem gelehrten Anstrich — eine auf das Verständniß und die Erbauung einfacher Leser berechnete Improvisation [1]). Wie dem indeß sei und wie sehr es sich aus allen diesen Gründen rechtfertigen würde, wenn die neue kritische Ausgabe der Herderschen Werke den Text von 1774 vollständig neben dem gedruckten wiedergäbe: wir dürfen an dieser Stelle bereits auf das Jahr 1779 vorgreifen und den späteren Text, in dem das Buch bisher gelesen worden ist und gewirkt hat, zur Grundlage unserer Besprechung machen. Wir thun damit nichts Anderes, als was der Verfasser selbst that, als er im Februar 1778 eine schon viel entwickeltere Redaction in der Vorrede, die er damals schrieb, nach Bückeburg, in den März 1775 zurückdatirte [2]). Denn dort und in dieser Zeit lagen die Wurzeln seines Buches, von daher zog es seine besten Säfte, dorthin gehört es als ein Gegenstück zur Aeltesten Urkunde, als das Schlußglied der Reihe von Schriften, zu denen der „Beitrag zur Philosophie der Geschichte" das Präludium war. —

Ergriffen also und begeistert von der Bildersprache der Apokalypse, ging Herder an die Erklärung und Entwickelung derselben, ähnlich, nur mit minderer Weitschweifigkeit, wie er „dem Strome der Bilder" im ersten Capitel des ersten Buches Mose gefolgt war. Zunächst mußte bei der durchgehenden Abhängigkeit der Apokalypse von den prophetischen Schriften des Alten Testaments die Erklärung auf diese zurückgreifen. Damit jedoch verband sich ein anderes Aperçü. Er will „den Bildern dieses Buches die Ehre geben, die wir jedem Dichter, jedem Schriftsteller geben", d. h. „ihn im Zusammenhange zu lesen und aus sich selbst zu erklären". Aus seiner eignen Zeit,

---

[1]) Erst allmählich drangen die neuen Elemente in die Umarbeitung ein. Noch die Redaction von 1778 (die übrigens nur bis zur Ersten Hälfte gedieh), sollte den Titel bekommen: „Johannes' Offenbarung; ohne Zeichendeutung in ihrer verständlich schönen und hohen Bildersprache, unbefangenen Jünglingen und Anfängern erläutert".

[2]) Dies ist daraus ersichtlich, daß die von J. G. Müller a. a. O. S. 9 mitgetheilte Vorrede, obgleich „B . . . im März 1775" unterzeichnet, zuerst mit dem anachronistischen Passus schloß: „Uebrigens sei dieses Buch dem Andenken einer Ruhenden heilig, die sich noch in ihrem letzten Erdenjahre daran erfrischte u. s. w." Durch die Nachschrift, wie sie Müller mittheilt, wurde dann der Anachronismus — die Beziehung auf die erst 1776 gestorbene Gräfin Maria — beseitigt.

ferner, ist dies Buch zu erklären. Wir müssen uns ins erste Jahrh versetzen; an die Stelle derer, für die es bestimmt war, müssen wir müssen uns ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Erwartungen und Er vergegenwärtigen. Mit diesen Grundsätzen trat Herder den älteren, kürlich räthselnden und rathenden Deutungen des Buches, wie noch zu der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Scharfsinn Beng versucht hatte, mit Entschiedenheit und Erfolg entgegen. „Es ist L mähre," sagt er, „daß ein besonderer Schlüssel dazu gehöre oder v gegangen sei." Und wiederum: „Ich weiß von keinem mystischen und ty Wort im ganzen Buche".

So löblich indeß der Vorsatz ist, die Bilder durch sich selbst reden, mehr und etwas Anderes bedeuten lassen zu wollen als es bedeutet: — derjenige, der mit den Augen des parteiischen Liebhabers sieht, sich zu Objectivität erheben können? Dieses Buch ist unserem Commentato bloß ein poetisches Buch, sondern ein Buch von der höchsten, unvergleichl Poesie. Eine unbefangene Betrachtung muß sich sagen, daß dieser ch Prophetismus an poetischer Frische und Originalität weit zurücksteht dem alttestamentlichen, ja, daß er so gut wie durchaus vom Borg lebt der That, er flickt nur die Lappen der älteren Prophetie bunt und s zusammen. Die Einbildungskraft des Apokalyptikers geht auf das Maaßlose, Ungeheure. Das Zerrissene der Bilder, das Unzusammenhän des Planes liegt für jeden halbwegs vorurtheilsfreien Leser auf der Herder ist weit entfernt, diese ästhetischen Mängel — Mängel, wie ausdrückt, nur für moderne „Kunstohren" — zuzugeben. Er redet sic daß die Bilder, die man freilich nicht „auf Lumpen zeichnen" dürfe, du natürlich, schön, erhaben, daß die Benutzung der alttestamentlichen Prop anschauungen die sinnigste, feinste und weiseste, daß das Ganze nach bewunderungswürdigen Plane gearbeitet sei. Gewiß, wir fordern vo Interpreten, daß er sich allererst in seinen Autor hineingelebt und ihm i nachempfunden habe: allein dann erst, wenn seine Begeisterung sich ve hat, mag er ein treuer und belehrender Ausleger werden. Die Erläut Herders ist in der Begeisterung selbst befangen; sie wird zur schwung Paraphrase, der es unmöglich gelingen kann, den nicht im gleichen R befangenen Leser mit sich zu führen.

Damit nicht genug. Ein ganz besonderer Gesichtspunkt tritt hinzu eine eigne Unruhe in die Entwickelung der Bilder des Buches zu bri Die Darstellung desselben — so scheint es uns — ist in Folge der zal zwischengeschobenen Visionen voll störender Retardationen. Ganz ande scheint sie unserem Commentator. Er findet, daß das ganze Buch Ein Kommen Christi, A O, Anfang Ende ist — überall Eile, Gegenwart, An Auch in der Wiedergabe des Inhalts also, meint er, hätte Alles ein ei Eindruck sein sollen. Allein unmöglich! „Der Sinn fliegt, und die L

kriechen; das Bild steht da und lebt und athmet: die Worte müssen es zertheilen und oft so vielfach zertheilen, daß vielleicht nur für den begeisterten Liebhaber noch das ganze Bild dasteht." Auf Schritt und Tritt fühlt er den Gegensatz, in welchem das Zergliedern, das vereinzelnde Vorführen der Bilder zu dem Zeitmaaß stehe, in welchem dieselben in dem Buche selber aufträten. Er arbeitet dagegen; er setzt die zerstückten Bilder wieder zusammen, läßt schnell folgen, winkt statt zu zeigen, geht vorüber statt zu verweilen; genug, im Erläutern befindet er sich in einem beständigen Kampf mit dem Erläutern: — was anders als eine störende Hastigkeit, Verwirrung und Undeutlichkeit kann die Folge sein?

Die Hauptsache endlich! Auch zu der Apokalypse steht ja unser begeisterter Ausleger, wie er zu der Mosaischen Urkunde, zu den Evangelien, zu allen von ihm erläuterten neutestamentlichen Schriften stand. Sie ist ihm nicht ein poetisches, auch nicht ein religiös-poetisches Buch schlechtweg, sondern sie ist ihm ein Stück göttlicher Offenbarung. In der Sprache der Zeit freilich und unter den Bedingungen der Zeit, von einem menschlichen Autor freilich ist das Buch geschrieben und muß daher wie andere Litteraturwerke erläutert werden, — aber der wahre Autor desselben ist doch Gott. „Selbst bei Propheten," heißt es, „bequemte sich Gott diesen Lieblings-, oft Jugendbegriffen ihrer Seele: sie waren das zarteste Saitenspiel, das in ihnen bereit lag, darauf itzo sein Finger spielte". Eine Offenbarung vielmehr über alle Offenbarungen, den Abschluß und das Gegenstück jener uranfänglichen, die in der Schöpfungsgeschichte vorliegt, den Schlüssel zu dem Räthsel der Menschengeschichte glaubt der Verfasser hier vor sich zu haben. Darum allein interpretirt er dies Buch, weil es in der Verheißung des kommenden Reiches Gottes und Christi des Alten und Neuen Testaments Siegel, die Bürgschaft dafür ist, daß das „Puppenspiel" der Geschichte, der „Schnecken-, Schatten- und Wurmgang unserer irdischen Zeit" sich zur Ewigkeit, zur allerfüllenden Gegenwart dessen verklären wird, der der Urheber und das Ende ist.

So ist es die theologische Anschauung Herders, welche sein ästhetisches Urtheil beeinflußt und beengt, — und ebenmäßig ist es diese theologische Anschauung, welche sein historisch-kritisches Urtheil gefangen nimmt.

Zunächst schon in Beziehung auf den Verfasser der Apokalypse. Es ist, wenn es überhaupt so etwas giebt, wie Kritik, von allem Gewissen das Gewisseste, daß der Verfasser der Apokalypse nicht der Verfasser des vierten Evangeliums sein kann. Der Anerkennung dieser Thatsache weigert sich Herder mit allem Eifer eines blinden Enthusiasmus. Er hat nichts als Gründe des subjectiven Gefühls dafür einzusetzen und spielt diese mit trumpfendem Nachdruck aus. „Wer Augen hat, zu sehen, und eine Seele, was Geist, was Charakter in einer Schrift ist, zu fühlen; wird Zug für Zug Johannes' Geist und Herz in seiner Offenbarung finden, oder auch seine anderen Schriften wären nicht von ihm" — was denn sofort, bis auf die

angebliche „Sparsamkeit in Bildern", in der verwegensten Weise durchgeführt wird. Ins sophistisch Haltlose verirren sich die declamatorischen Beweise unseres „begeisterten Liebhabers", wenn er die stilistischen Unterschiede des Evangeliums von der Apokalypse auf die verschiedenen Forderungen des historischen und des poetisch-prophetischen Stils reducirt. „Was würde man," ruft er, „von dem sagen, der Catulls Berenice und Peleus mit einer Lebensbeschreibung des Nepos vergleichen wollte?" Erstaunliches Argument! Denn wenn die Offenbarung und das Evangelium so verschieden sind, wie Berenice und Peleus von den vitae imperatorum, so sind eben jene so gewiß von verschiedenen Verfassern, wie Catull nicht Nepos ist.

Allein die festen theologischen Vorurtheile führen den Ausleger auch in Beziehung auf die zeitgeschichtliche Deutung, auf Sinn und Meinung der Apokalypse irre.

Der feste Punkt, von welchem er ausgeht, ist zunächst, ganz richtig, der, daß unser prophetisches Buch denen, für die es geschrieben, verständlich gewesen sein müsse. Ebenso richtig die Behauptung, daß die Verheißungen dieser Prophezeiung nach der deutlichen Meinung des Propheten in der allernächsten Zeit erfüllt werden sollten. Sie müsse also auch wirklich — hier beginnt die gläubige Voreingenommenheit das Wort zu ergreifen — längst, müsse damals, in jener vorausgesagten Kürze der Zeit erfüllt worden sein. Denn, wenn nicht erfüllt, so wäre es eine falsche Weissagung; wenn post eventum geschrieben — (wie er doch selbst ursprünglich angenommen hatte) —, so überhaupt keine Weissagung. Daß das Buch wirklich Weissagung enthalte, wird aber dem Commentator am meisten aus der Uebereinstimmung der Apokalypse mit der Weissagung Christi selbst erwiesen. Mit Recht wiederum bringt er den Inhalt des Buches mit den Worten Jesu im 24. und 25. Capitel des Matthäusevangeliums in Zusammenhang; diese Worte gelten ihm als der eigentliche „Aufschluß des Buches". Sofort jedoch zerschellt alle weitere Kritik an der Alternative: „wenn dies Buch in Ansehung des Reiches Christi, seines Hauptinhalts, lügt und von der Zeit des Betruges gestraft ist, so ist's auch Christus, so sind's Evangelisten und Apostel". Christus hat bereits die Zerstörung von Jerusalem geweissagt. Der Apokalyptiker wiederholt diese Prophezeiung, nur daß er dabei seinerseits unmittelbar Bezug nimmt auf die Erscheinungen, die er inzwischen erlebt hatte, auf die Begebenheiten des jüdischen Krieges. Herder vergleicht in dem gedruckten Commentar, der, wie gesagt, die Abfassungszeit vor die Zerstörung, ins Jahr 63 oder 64, verlegt, fortwährend die Bilderreihe des Buches mit der Geschichtserzählung bei Josephus und glaubt bis ins Einzelne nachweisen zu können, wie diese Bilder Zug für Zug mit den ausgezeichnetsten Vorfällen des jüdischen Krieges stimmen. Möge das Alles seine Richtigkeit haben — erst nun kömmt der eigentliche Stein des Anstoßes. Ganz deutlich nämlich knüpft ja nun weiter die Apokalypse an die Weissagung der Zerstörung Jerusalems, als unmittelbar

damit zusammenhängend und zeitlich unmittelbar darauf folgend, die Wiederkunft Christi, die Auferstehung, das Gericht, das tausendjährige Reich, und ganz unläugbar wiederum, daß dieser Theil der Prophezeiung sich thatsächlich nicht erfüllt hat. Herder kennt diesen Einwand, den verhängnißvollen, Alles entscheidenden, sehr wohl, — aber er weiß auch Rath, ihn zu beseitigen! Er flüchtet sich, zur Lösung der Schwierigkeit, in jenen Geist des Mysticismus, den wir aus den „Erläuterungen" kennen. Er legt die Apokalypse mit dem speculativ-mystischen Geist des Johannesevangeliums, mit jener Denkweise aus, die er sich an der Lectüre des Spinoza gestärkt hat. Mit Entschiedenheit erklärt er sich gegen die ungläubige Ansicht der „Oeder und Genossen" [1]), daß die Apokalypse also nur ein jüdisch-christliches Poem sei. Diese Ansicht ist ihm ein Gräuel, den zu „toleriren" er schlechterdings nicht Willens ist. Nein! So gewiß die Weissagung von der Zerstörung Jerusalems eigentlich und furchtbar deutlich erfüllt worden ist, so gewiß muß auch die Verkündigung von der Wiederkunft des Herrn sich erfüllen. Muß sich, wird sich erfüllen! Denn ein Spiel ist es nun unserem Ausleger, das eine „bald", in Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems, wörtlich und eigentlich, das andere „bald", in Beziehung auf die Wiederkunft, geistig zu erklären! Die richtige Einsicht, daß die Apokalypse eben für die damaligen Christen geschrieben und für sie verständlich, aus ihren Zeitumständen verstehbar und erklärbar, geht durch den wunderlichsten Sprungschluß in die andere Ansicht über, daß sie uns noch verstehbarer sein müsse. In einem den Aposteln selbst offenbar fremden Sinne urgirt er nun auf einmal das Wort, daß „Zeit und Stunde Niemand wisse". Diesem Worte Christi, meint er, würde es widersprechen, wenn es der Zweck der Apokalypse wäre, die Stunde der Wiederkunft des Herrn zu bestimmen. „Ich bekenne," sagt er, „daß, wenn dies der Zweck der Offenbarung wäre, wenn sie hieran auch nur von ferne dächte, ich sie sogleich als ein unchristliches Buch zu verwerfen geneigt wäre. Seele des Christenthums ist's, daß Niemand des Herrn Zukunft wisse, daß Jeder sie stündlich erwarte, mit guten Werken auf sie wirke." Und aus dem Text des Buches selbst will er das herauslesen! Das „Bald", das „Schnellkommen" — ihm bedeutet es die Negation jedweder Zeitbestimmung! In fast ängstlicher Weise rechnet dieses Buch: Herder behauptet, es verbiete alles Rechnen! in einem höheren Gesichtspunkt vernichte es selber die zunächst aus dem jüdischen Kriege genommenen Zeitmaaße! Alles in ihm sei nur Ein Kommen, Ein Augenblick von Christi Nähe und Zukunft, die *συντελεια αἰωνος* sei *παρουσια*, und diese letzte schon dem Worte nach Gegenwart und Zukunft!

Es bedarf keiner Worte, daß dies eine allen Principien gesunder Exegese schnurstracks zuwiderlaufende Deutung, die unstatthafteste Verwischung und

[1]) So, ausdrücklich und ausführlich, in dem Manuscript der Redaction von 1778.

Wegdeutung der klaren Meinung des Textes ist. Es leuchtet ein, daß mit dieser Theorie eines „höheren Gesichtspunktes" alles Verdienst der zeitgeschichtlichen Auslegung wieder preisgegeben, daß damit der zu Anfang so verständig abgewiesenen Willkür phantastisch-metaphorischer Deutung von Neuem Thür und Thor geöffnet ist. „Kein mystisches und typisches Wort im ganzen Buche" — und doch das ganze Buch „im gesunden Sinne" typisch und mystisch! Sicher, im gesunden wie im ungesunden Sinne wird sich die Auslegungskunst des Mystischen gleichermaaßen zu enthalten haben: aber sicher auch, daß, von den Regeln der Exegese abgesehen, die Mystik der Neugier grundverschieden ist von der Mystik der entsagenden Frömmigkeit. Die Interpretation bei Seite! — an und für sich ist diese Herdersche Mystik, die Gesinnung, welche Alles, auch die geschichtliche Entwickelung, sub specie aeternitatis erblickt, die echteste Religiosität, eine Gesinnung, so christlich wie, innerhalb ihres jüdisch beschränkten Gesichtskreises, die der Apostel, ja — warum sollte es nicht gesagt werden? — inniger, tiefer, geistiger und wahrer als die des Verfassers der Apokalypse. „Es ist Seele des Christenthums, immer den Herrn zu erwarten und dennoch nach der Stunde nimmer zu fragen". Mit der schönsten Beredsamkeit entwickelt Herder diesen Satz [1]), und ebenso schön setzt er im Zusammenhang damit auseinander, wie unser Buch, in solchem Geiste gelesen, auch wenn man die erste und nächste Geschichte seiner Deutung nicht verstände, ein Buch für alle Herzen und alle Zeiten sei; denn es enthalte das Wesen des Christenthums und der Weltgeschichte, es trage das Gepräge: der Herr ist nahe, sein Reich kömmt, und so sei es ein Lehr- und Trostbuch für alle Gemeinden, wo Christus wandelt. —

Eine höchst merkwürdige Schrift ist mit alledem dieser Herdersche Commentar der Apokalypse. In theils unmerklichen Uebergängen, theils jähen Umsprüngen findet sich in ihr handgreiflicher Irrthum mit köstlicher Wahrheit beisammen. Die Richtigkeit der strengen logischen Consequenz und die Stichhaltigkeit der kritisch-historischen Beobachtung läßt nur zu viel zu wünschen übrig. Wer an methodische Forschung gewöhnt ist, wird sich immer wieder verdrießlich von dem Buche abwenden: es steht in dieser Beziehung nur in so fern höher als die Aelteste Urkunde, als die Data, mit denen der Verfasser operirt, hier denn doch sicherer sind, als dort. Aber hier wie dort wird kein Gesichtspunkt rein festgehalten und durchgeführt. Sprach-, Bild- und Inhaltserklärung läuft ungesondert durcheinander. Bald deutet

[1]) Mit Recht rühmt Lücke (Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des Johannes, 2. Aufl., S. 1051) die ideale Auffassung Herders. Wer in Maran-Atha S. 295 u. ff. liest, wird Bleek (Vorlesungen über die Apokalypse, S. 59) unmöglich zustimmen können, daß in Herders Buch der Gesichtspunkt: die Zerstörung Jerusalems nur Unterpfand des letzten, größern Ausgangs der Dinge, nicht so bestimmt hervortrete, wie er dies in den Theol. Briefen ausspreche.

der Verfasser geschichtlich, bald wieder symbolisch, und nach Allem endlich mystisch und praktisch. Immer möchte er Mehreres zugleich und in Einem Vieles haben. Beweglicher Reichthum, ungeduldige Eile, schillernde und ineinander fließende Farben charakterisiren die Auslegung und charakterisiren den Geist des Auslegers. Die Wahrheit andererseits, die auf Gefühl und Phantasie, auf poetischer Empfänglichkeit und tief idealem Sinn beruht, ist in dem Buche reichlich vorhanden. Es bezeichnet, trotz Allem, einen wesentlichen Fortschritt für das Verständniß der Apokalypse und für die neutestamentliche Exegese überhaupt. Den ersten Schritt zwar auf dem Wege der historischen Interpretation der Apokalypse hatte schon Hugo Grotius gethan; bestimmter hatte dann der Genfer Abauzit ausgeführt, daß die Apokalypse nichts sei als eine extension de la prophétie du sauveur sur la ruine de l'état Judaique; Wetstein, ferner in schwankender Halbheit Harenberg, endlich mit kritischer Nüchternheit Semler waren dieselben Wege gegangen [1]). Erst Herder jedoch, indem er mit diesen Allen, am meisten mit Abauzit sich berührt und nur die Consequenzen bestreitet, zu denen von jener historischen Grundlage aus die Semlersche Schule gelangt war, hat jener zeitgeschichtlichen Auslegung für immer den Sieg gesichert. Nicht durch die höchst anfechtbare gelehrte Ausführung, die er derselben gab, vielmehr gerade durch die ungelehrten und unmethodischen Ingredienzien seiner Behandlung. Gerade der Positivismus seiner Auffassung wurde zur Hülle, unter der die kritische Ansicht sicher Wurzel schlagen konnte. Seine warme und begeisterte Darstellung, sein Hinweis auf den poetischen Gehalt und die religiöse Anwendbarkeit der Apokalypse erwarb dem dunklen und dornigen Buche Freunde und Verehrer und söhnte zugleich auch die gläubige Theologie mit jenem kritisch-historischen Geiste aus, der, verbunden mit der poesielosen Trockenheit der Semlerschen Schule, ein zu abschreckendes Gesicht gezeigt hatte. Diesem „prophetischartigen Manne“, wie Lücke sich ausdrückt, „der einen verstehenden Geist für alles Ideale hatte“, durfte man folgen. Mehr als Einer, vor Allem Eichhorn, gingen des Weges weiter. „Sie waren,“ schrieb der Letztere am 8. September 1781 an Herder, „einer meiner ersten Führer, ja, mein einziger durch die Finsternisse des heiligen Johannes“; und Herder, den Fortschritt, den der Nachfolger gemacht, bereitwillig anerkennend, halb und halb selbst der seltsamen Annahme, daß die Apokalypse ein Drama sei, ihr Recht einräumend, erwiderte, er müsse den Eichhornschen Commentar „als den ersten Commentar dieses Buches betrachten, wie er sein soll“. Eine neue Epoche der Beurtheilung und des Verständnisses unseres prophetischen Buches ist seitdem in Folge der genaueren

---

[1]) Den vollständigsten Ueberblick über die Geschichte der Auslegung der Apokalypse giebt Lücke a. a. O., S. 951 ff., einen kürzeren Bleek a. a. O., S. 23 ff. — Das Wernersche Buch bespricht Inhalt und Tendenz des Herderschen Commentars S. 252 ff.

Durchforschung der verwandten jüdisch-apokalyptischen Litteratur durch Bleek und Ewald inaugurirt worden; wie, andererseits, ohne alle theologischen Voraussetzungen und ohne alle Mystik die reine und volle historische Betrachtung auch dem Poetischen und Prophetischen gerecht zu werden vermöge, hat die Tübinger Schule zu zeigen versucht; auf allen Punkten fast sind die Herderschen Ergebnisse berichtigt oder verdrängt worden: die Funken seines geistvollen Buches sprühen darum nicht weniger auch heute noch für Jeden, der sie unter Rauch und Asche zu suchen versteht.

Fünfter Abschnitt.

Arbeiten zur Litteratur und Philosophie; Fortsetzung der Aeltesten Urkunde.

I.

Eine zweite gekrönte Preisschrift.

Eben damals, als Herder — im Juni 1775 — dem Abschluß der ersten Niederschrift seines Buches über die Offenbarung nahe war, sollte ihm für so manches Aergerniß, das seine theologischen Schriften ihm eingetragen, eine unvermuthete Genugthuung zu Theil werden. Zum zweiten Male hatte ihm, in ihrer Sitzung vom 1. Juni 1775, die Berliner Akademie einen Preis zugesprochen. Es handelte sich dies Mal um eine Abhandlung aus dem Felde der schönen Wissenschaften, um die Beantwortung der am 3. Juni 1773 gestellten Frage: Quelles sont les causes de la décadence du goût chez les différents peuples?

Eine Genugthuung; so faßte sowohl Herder wie seine Freunde die Sache. Kaum hatte Hamann die Nachricht in der Zeitung gelesen, als er seiner Freude darüber in einem Briefe an den Gekrönten Luft machte. Herzlich gönnte er dem Freunde, der Widersacher wegen, „diese kleine Zufriedenheit" und versprach sich, daß „dieser zweite pythische Sieg glücklich für unsere ecclesiam pressam ausschlagen" werde. Bald lag die Abhandlung gedruckt vor. Nun las sie auch Gleim und Lavater, und von der ganzen Züricher Gemeinde meldete der Letztere dem Verfasser: „Wir freuten uns kindisch, daß die Narren Dir doch immer huldigen müssen" [1]). Ganz in demselben Sinne aber antwortet Herder dem theilnehmenden Hamann, wie unerwartet ihm — durch das Zeitungsblatt des Wandsbecker Boten — die Nachricht gekommen sei: „Da war Freude über Freude, mehr um meiner Freunde und Feinde

---

[1]) Vom 18. Juni 1775 nach der Handschrift, die auch sonst manches im Druck Weggelassene enthält.

willen als meinethalb. — — Und die Herren Nickels und Consorten wurden auch bestschuldigst erwähnt" [1]).

Der Sieg war nicht zweifellos gewesen. Nach Nicolais Aussage, der etwas sauer dazu sah, hatten die französischen Mitglieder der Akademie förmlich dagegen protestirt, endlich aber war doch Wegelin durchgedrungen, zumal die übrigen eingesandten Abhandlungen elend gewesen; man hatte der Preisertheilung nur die Clausel hinzugefügt, daß man dem ersten Theile der Arbeit mehr Entwickelung gewünscht hätte [2]). Sulzer war nicht in der Klasse der schönen Wissenschaften; Director derselben war seit 1772 Merian, und von diesem, als einem „lieben, gutherzigen Manne", glaubte Herder sich günstig angesehen [3]). Wie dem sei: der Sieg der Herderschen Abhandlung war ein Sieg des deutschen über den französischen Geist, ein Sieg zugleich der freieren, genialeren ästhetischen Anschauungen über die beschränkteren der älteren Litteraturschule. Ein Sieg des deutschen Geistes: denn die Abhandlung sprach sich über die Kunst und Litteratur des Zeitalters Ludwigs XIV. nichts weniger als schmeichelhaft und über die Förderung des Geschmacks durch Begünstigung von oben ziemlich wegwerfend aus. Ein Sieg zugleich der neuen Genierichtung: denn im Grunde reducirte die Abhandlung den Verfall des Geschmacks, von dessen Ursachen die Akademie hatte gehandelt wissen wollen, durchaus auf das Versiegen der genialen Schöpfungskraft. Sie enthielt, wie Herder nicht ohne Uebertreibung schreibt, „in Absicht auf Freiheit und despotischen Teufelsdrecksgeschmack schnarchende Stellen", und andererseits Stellen, welche direct auf „Sulzers moralische Bellettristerei" gemünzt waren.

Nicht ohne Uebertreibung schreibt Herder so; denn er schreibt es an Hamann, der einst so unzufrieden mit seines Freundes erster Preisschrift gewesen war und der jetzt wieder angefragt hatte, ob der Verfasser in Stil und Inhalt sich den Preisrichtern accommodirt, ob er sich nicht mit seinem Beitrag zur Geschichtsphilosophie in Widerspruch gesetzt, ob er „wie Ulysses oder wie Ajax zu Werke gegangen". Wie Ajax! war der Sinn von Herders Erwiderung; er habe seine Grundsätze in keiner Weise verläugnet. Hamann

---

[1]) Hamanns Schriften V, 144. 145; Gleim an Herder, den 6. October 1775 Lavater an Herder, den 8. November 1775. Die Schrift erschien in 8°, „auf Befehl der Akademie herausgegeben", bei Voß in Berlin 1775: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern da er geblühet. Eine Abhandlung, welche den von der Königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1773 gesetzten Preis erhalten. Von Herrn Herder. Multa renascentur quae jam cecidere." Vorausgeschickt ist S. 3—56 ein französischer Précis der Abhandlung, worauf diese selbst S. 57—141 einnimmt.

[2]) Nach der Handschrift des Briefes an Hamann, vom 18. Juni.

[3]) Hartknoch an Herder, Berlin, den 10. Juni 1775; Mémoires de l'Académie, Année 1775, S. 20. Ueber die erwähnten Vorgänge innerhalb der Akademie findet sich in den Acten derselben nichts. Daß die Clausel Herder verdroß, sieht man aus einem handschriftlichen, mir von Suphan mitgetheilten, Briefe an Formey, den Sekretär der Akademie, vom 28. Juli 1775.

stellte, nachdem er die Abhandlung gelesen, den Sachverhalt richtig. Er erkannte an, daß der Verfasser Wahrheiten gesagt, aber in der Hauptsache doch, für Freund und Feind, zu wenig; es wollte ihm denn doch vorkommen, als ob derselbe kluger Weise an seine Areopagiten und Brabeuten gedacht habe. So war es. Und es war gut, daß es so war. Auch die Schrift über den Ursprung der Sprache war durch die Rücksicht auf die Preisrichter nicht schlechter geworden. Nur zu sehr ließ sich der geniale Mann gehen, so oft er namenlos und ins Blaue hinein, oder nur mit dem Gedanken an einige wenige Freunde, oder mit der Addresse an ein unfindbares Publicum schrieb. In Folge der dabei gemachten verdrießlichen Erfahrungen hatte er einigermaaßen schon bei seinen letztveröffentlichten theologischen Schriften eingelenkt: noch mehr nahm er sich zusammen, als er — in derselben Zeit, offenbar, Ende 1774 — für die Akademie schrieb. Eine „bellettristische Schulabhandlung" nennt er die kleine Schrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks: allein das Schulmäßige unterdrückt nicht, es mäßigt und regelt nur den Flug seines Geistes; es nöthigt ihn zu strengerer Ordnung seiner Gedanken, zum Anschluß an die in der wissenschaftlichen Welt geltenden Begriffe und vor Allem zu einer minder willkürlichen Behandlung von Sprache und Stil. In der That, nach Inhalt und Form stellt sich die Abhandlung wie das mittlere Product des Herderschen Sturm- und Dranggeistes und des Geistes der alten, von der Leibnitz-Wolffschen Philosophie beherrschten Verstandesbildung dar. In einem anschaulichen Beispiele erkennen wir, wie im natürlichen Gange der Dinge entgegengesetzte Geistesrichtungen sich wechselseitig beeinflussen und wie eben dadurch der Proceß der Bildung und Litteratur sich heilsam entwickelt. Herder sah sich gezwungen, der Akademie, und die Akademie sah sich gezwungen, dem Neuerer zu huldigen.

An innerem Gehalt kömmt diese zweite Herdersche Preisschrift der ersten nicht gleich. Das Thema derselben berührte sich mit seinen litteraturgeschichtlichen und seinen ästhetischen Anschauungen, und diese wieder reihten sich ein in jenen geschichtsphilosophischen Rahmen, den er in dem „Beitrag" aufgestellt hatte. Es war nur eine Zurücklenkung zu dem Inhalt seiner älteren Arbeiten, wenn er seine allgemeinen Geschichtsansichten, statt in der Richtung auf Religionsgeschichte, jetzt einmal wieder in der Richtung auf Geschichte der Dichtung und Litteratur zu verfolgen und zu erproben veranlaßt war. Für einen Geist wie der Herdersche war das keine Digression, sondern nur eine ergänzende Parallelbewegung.

Aus der Psychologie will zunächst der Verfasser in dem ersten Theile seiner Abhandlung allgemeine Grundsätze zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage gewinnen; vielmehr, nur eine Anzahl von Vorurtheilen will er hinwegräumen, die den Gang durch die Geschichte, welcher allein die eigentliche Entscheidung bringen kann, erschweren würden. Geschmack, so setzt er zuerst fest, ist immer nur Ordnung im Gebrauche der mächtigen Naturkräfte, die das

Genie ausmachen, und also ohne Genie ein Unding. So redet er dem Genie kräftig das Wort. Der Satz, den die Vertreter des Alten so oft im Munde führten, daß durch das Genie der Geschmack Gefahr laufe, verderbt zu werden, ist nach unserem Verfasser nur für den Fall richtig, wenn die Geniekräfte übel angewandt würden, wenn das Genie sich in den Zwecken oder den Mitteln vergreife. Ebenso berichtigt er die andere, von den Schweizer Aesthetikern aufgebrachte Rede, daß die Vernunft an der Verderbniß des Geschmacks Schuld trage. Gerade nur dann, entgegnet er, wenn sich die Vernunft mit dem Genie paart, kömmt es zu jener Ordnung der Geniekräfte, in der der Geschmack besteht; nicht die wahre, sondern nur die falsch angewandte Vernunft, nur die Klügelei, die Sophisterei, — die Unvernunft kann den Geschmack verderben. Und drittens endlich setzt er sich in der Kürze mit jener Moralästhetik auseinander, als deren Vertreter ihm stillschweigend Sulzer, der Aesthetiker der Akademie, galt. Er hatte sich auf Anlaß des Sulzerschen Schriftchens über die schönen Künste schon früher gegen Heyne und gegen Nicolai als Gegner von dessen Moralitätssucht bekannt[1]). Tugend und Geschmack, so erklärt er sich in der Abhandlung, ist Zweierlei; die Staaten, in denen der beste Geschmack blühte, waren nicht eben die tugendhaftesten. Richtig ist nur soviel, daß das Schöne ein Vehikel zum Guten werden kann, und daß, wo die Sitten durchaus verdorben sind, auch der Geschmack, „das Phänomenon der sinnlichen und der begehrenden Kräfte", wird verdorben sein müssen. Immer doch ist Ordnung aller Kräfte zum Werk des Lebens etwas Anderes als Ordnung der sinnlichen, gewisser sinnlicher Kräfte in oder zu einem Kunstwerk; der Künstler schafft instinktiv; eine einseitige Hingenommenheit, ja, Leidenschaft ist die Bedingung seines Schaffens. Der Geschmack mag allenfalls den Wohlanstand, den äußeren Schein guter Sitten bewahren helfen; die guten Sitten wiederum mögen dem Geschmack Materie, Beispiel, Triebfedern darreichen: — inniger jedoch ist die Wechselbeziehung zwischen beiden nicht aufzufassen.

Die Akademie hatte nicht Unrecht, wenn sie diese Erörterungen nicht sehr ausgeführt fand; flüchtig hingeworfen, verlieren sie vollends durch die vorsichtige Zurückhaltung des Verfassers die wünschenswerthe Schärfe und Genauigkeit, die ihnen ein Lessing oder Mendelssohn gegeben haben würde. Allein die Preissteller hatten selbst das Historische der Aufgabe vorzugsweise betont[2]). Noch mehr thut es Herder; er will nur gezeigt haben, daß man

---

[1]) In Nr. 10 der Briefe an Heyne, Nr. 11 an Nicolai.

[2]) „Il s'agit de bien observer la diversité de ces causes et celle de leur influence dans les différens siècles, où le goût a dégénéré". Mem. de l'Académie, Année 1773, S. 11. „Die Clause der Akademie," schreibt Herder in dem Briefe an Formey, „hat mich — — etwas betroffen, da ich geglaubt, daß von Grundsätzen der Theorie des Geschmacks gar nicht die Frage gewesen, daher ich auch in meiner Abhandlung den Theil schon ganz ausstreichen wollen, weil er mir zu deutsch und weithergeholt vorkam. Nur als

mit allen jenen psychologischen Begriffen nicht weit komme: nicht speculative Hypothesen, sondern nur der Weg gründlicher, auf das Eigne der einzelnen Zeitalter eingehender Geschichtsbetrachtung könne zum Ziele führen.

Eben diesen Weg daher schlägt der zweite Haupttheil der Abhandlung ein. In jener geistvoll skizzirenden, Raisonnement und Charakteristik beredt verflechtenden Weise, die wir an dem Verfasser kennen, führt er uns durch die vier Hauptperioden, die als die Blüthezeiten des Geschmacks gelten, hindurch. Gleich bei der Betrachtung der ersten dieser Perioden, des Kunstlebens der Griechen, spricht er den leitenden Satz, die eigentliche Antwort auf die gestellte Frage aus: die Ursachen des verfallenden Geschmacks ergeben sich — hier wie überall — wenn man sich die Ursachen seiner Entstehung und Blüthe klar macht. So war der griechische Geschmack ein natürliches Gewächs aller Zeitverhältnisse, eine Hervorbringung vieler zusammenwirkender Factoren, die schöne Nationalblume der freien Wirksamkeit, des schönheittrunkenen Genies, des hellen, treffenden Verstandes dieses Volkes; als daher jene schöne Zeitverbindung auseinander ging, als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte und verpestende Winde wehten, da starb sie, so natürlich wie sie gewachsen war. Der römische Geschmack nicht anders. Nur in der Charakteristik seiner Eigenthümlichkeit — nicht in der allgemeinen Antwort, besteht das Interesse, mit dem wir weiter lesen. Gar glücklich wird die Unselbständigkeit der Römer in Poesie und bildender Kunst charakterisirt, wird gezeigt, wie hier nur Redekunst und Geschichte eigenartige Nationalproducte gewesen, wie aber auch diese mit dem Untergehen jenes nationalen Geistes gesunken, und wie sofort weder Fürstengunst und Fürstengeld, noch einzelne Regeln und gute Beispiele den sinkenden Geschmack wieder herzustellen im Stande gewesen. Kürzer, nur mehr in den allgemeinsten Zügen, hält sich die Darstellung in Betreff des Zeitalters der Medici. Diese neue Blüthe des Geschmacks, längst durch vorausgegangene Genies vorbereitet, trug den Wurm, der sie zerstörte, viel unmittelbarer in sich, sofern hier nicht erstes dringendes Bedürfniß, sondern als treibender Zweck Nachahmung der Griechen zu Grunde lag. Noch schwächer endlich die Lebenskraft, noch kürzer die Blüthe des Geschmacks im Zeitalter Ludwigs XIV. Die Frage, was dieses Zeitalter Originelles gehabt, welche Gebrechen seiner Geschmacksbildung angehaftet, hatte Herder in möglichst ungünstiger Weise schon einmal — hatte sie in seinem französischen Reisejournal beantwortet. In gemilderter und mehr geglätteter Form kehren die dortigen Bemerkungen wieder. Nachdem auch hier Genies vorgearbeitet, verbreitete Ludwig Anstand, Thätigkeit, Glanz und Würde über Kunst und Litteratur; unmöglich konnte ein Geschmack sich

---

nothwendiges Uebel ließ ich ihn des folgenden Theils wegen stehen; hätte ihn auch vielleicht verbessern oder vermehren können, wenn ich den Wunsch der Akademie gewußt hätte."

lange unverdorben erhalten, der seinem innersten Wesen nach lediglı und Gesellschaftsgeschmack war.

Ueberaus einfach ist der Kern aller dieser historischen Betrach Der Verfall des Geschmacks ist ein Naturphänomen wie seine Ents mit den aufhörenden Veranlassungen wird der gute Geschmack zum schle je tiefer die Veranlassungen des ersteren liegen, desto fester und lär seine Dauer. Die Allgemeinheit dieser Sätze scheint sie zu Trivialit machen. Die Folgerungen indeß, welche Herder aus ihnen zieht, las Sache in einem anderen Lichte erscheinen. Sie bekommen die Bed eines Gesetzes, indem sie mit Anschauungen verbunden werden, die den der Philosophie der Zeit denn doch wieder unter dem Einfluß Leibn Ideen zeigen. Ist nämlich der Geschmack nur die Erscheinung tiefer li Kräfte, so darf uns der wiederholte Verfall des Geschmacks nicht Kräfte gehen nie verloren. So lange die Natur Genies weckt, sie auch Perioden des Geschmacks, und das geschieht in wechselnden vallen von Land zu Land. Vielleicht arbeitet sich Deutschland jetz Trümmern und zerfallenden Riesenwerken einem „Zeitalter des hohen sophischen Geschmacks entgegen". Wenig läßt sich von Menschen dabe Denn Genies schafft nur der Schöpfer, und aus Genies bildet sich da Geschmack von selbst — wir können nur, wie Aerzte oder Hebamme immer schaffenden, bildenden, regelnden und wieder zerstörenden Natur

Damit ist der Verfasser bereits zur Anwendung seiner Ergebnis übergelangt, der er sofort noch den ganzen dritten Theil seiner Abha widmet. Es fehlt in keiner der Herderschen Schriften an pädagogisch flexionen; sie schließen sich bei ihm, der von früh auf ein lehrend Ler gewesen war, ungezwungen an seine Geschichtsansichten, an seine theolo seine ästhetischen Ueberzeugungen; der Gedanke der Erziehung und des richts dient ihm, wie oft! als eine erläuternde Analogie, nach der Verfahren der Natur, den Sinn der Geschichte, den Plan der Gotthe faßt. Der gegenwärtigen Abhandlung liegt die pädagogische Frage bes nahe; in pädagogische Andeutungen läuft sie aus, um von da zu dem h Gesichtspunkt, der Verbindung der Geschichte des Geschmacks mit d Menschheit überhaupt zurückzulaufen.

Die Hebammendienste nämlich, die wir der Entwicklung des Geschmacks können, bestehen nach dem Gesagten in Pflege der Kräfte der Natur. Erziehung die erste Triebfeder des guten Geschmacks. Zum Ge erziehen, heißt aber, in die Kräfte eines Zöglings durch stetige Fü Ordnung bringen, die Seele durch alle Kräfte und Kraftanwendungen „ stimmen wie die Leier Apollos". Wie schwer jedoch ist das in unserem alter! Klima, Sitten, Gebräuche, selbst höhere geistige Zwecke widersetze nie wird uns der Geschmack ein Höchstes sein dürfen, wie den Griechen denen schöne Sinnlichkeit Alles, das natürliche Kleid und der Körp

Tugend war. Und nun ein Wort gegen die geistlos-äußerliche Dressur nach den Mustern der Alten, wie wir es von den Fragmenten an so oft von Herder gehört haben. Das Eifern dagegen hatte ihn ehedem zu einer übermäßigen Betonung des Realunterrichts geführt. Mittlerweile hatte diese Richtung um sich gegriffen; sie war in plumper, geschmackloser Einseitigkeit von Basedow im Sinne des ordinärsten Utilismus auf die Spitze getrieben worden. Von Basedows Person und Treiben hatte sich Herder abgestoßen gefühlt [1]), und so tritt er herüber auf die jetzt am meisten gefährdete Seite: „Wer, unter welchen Vorwänden es sei, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, was er ihnen dafür auch von seinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie, kann den Schaden mit nichts ersetzen." Es folgt ein kurzes Wort auch gegen das Geschrei, man müsse das Genie sich selbst überlassen — es bedürfe keiner Regeln. Endlich aber ein Schluß, etwas rhetorisch und unbestimmt, ein wenig darauf berechnet, den Brabeuten zu Liebe, die anfänglichen Angriffe auf die Moralästhetik wieder gut zu machen; aber doch, genauer besehen, in vollkommener Uebereinstimmung mit des Verfassers ethischen Grundanschauungen. Die beste Schule des guten Geschmacks ist das Leben. Ein unedles und unfreies Leben zieht ihn nieder. Freiheit und Menschengefühl sind der Himmelsäther, in dem alles Schöne und Gute keimt. Danach also ist vor Allem zu streben; denn zuletzt ist Geschmack doch nichts als „Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit angemessensten Kleide." So steht eine noch nicht dagewesene, eine höchste dauernde Form der Geschmacksbildung in Aussicht — ein Zeitalter, wie er schon vorher gesagt hatte, des „hohen philosophischen Geschmacks". Der Geschmack wird „nicht mehr bloße Nachahmung, Mode und Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein griechisches und römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstört, sondern, mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit" sein. Herder deutet damit auf eine Auffassung des Aesthetischen, die in seinen späteren Jahren immer mehr für ihn zur herrschenden wurde, — die Unterordnung des Begriffs des Schönen, nicht zwar unter den der Moral, wohl aber unter den der ethisch gefaßten Humanität. —

II.

Eine nicht gekrönte Preisschrift.

Es hatte und behielt auch fernerhin einen unwiderstehlichen Reiz für Herder, um akademische Preise zu wettlaufen. Selber ein unermüdlicher Aufgabensteller, spornte ihn gleichermaaßen seine Forsch- wie seine Ehrbegierde, die Räthsel zu rathen, die im Namen der Wissenschaft aufzugeben, damals einen

[1]) S. oben S. 361.

Hauptbestandtheil der Thätigkeit jener großen, gelehrten Körperschaften bildete. Je höher damals noch neben der exacten Einzelforschung die geistreichen Gesichtspunkte und neben den geistreichen Gesichtspunkten die formalen Vorzüge der Darstellung im Preise standen: um so eher konnte ein so beweglicher und so universell angelegter Geist sich von diesem ernsten Spiel angezogen finden und sich berufen glauben, seine reichen Kräfte daran zu zeigen und zu üben.

Wie eingeweiht wir indeß in die Vielseitigkeit seines Strebens sind und wie ausgiebig wir uns seine Arbeitskraft vorstellen mögen: immer neues Staunen faßt uns, wenn wir noch in den verborgenen Winkeln seiner Thätigkeit immer neue, scheinbar dem großen Zusammenhange seiner Arbeiten ferner liegende litterarische Anläufe gewahr werden. Wir sind gewöhnt, ihn bei ästhetischen wie bei religiösen Fragen die historische mit der philosophischen Betrachtung verbinden zu sehen; wir haben ihn überall bei seinen historischen Blicken auf das große Ganze menschlicher Entwicklung achtsam gefunden: es muß uns überraschen, ihn zwischendurch rein historische Arbeiten, Untersuchungen über geschichtliche Einzelfragen vornehmen zu sehen. Dennoch hat er es gethan. Die Andeutung, die er im Mai 1774 darüber Hamann macht, er habe seine philologischen Arbeiten mit viel anderen Sachen, „insonderheit historischen" abgelöst, erhält eine Bestätigung durch zwei akademische Abhandlungen, von denen die eine gedruckt, die andere in der Handschrift vorliegt. Das Thema der einen berührt sich mit dem der andern: beide beziehen sie sich auf jene Zeit der „Gährung nordsüdlicher Säfte" am Beginn des Mittelalters, jene Zeit, in welcher die Berührung des christlichen mit dem „gothischen" Geiste neue Formen des staatlichen wie des kirchlichen Lebens erzeugte. Veranlaßt durch die Preisaufgabe der Göttinger Societät der Wissenschaften auf das Jahr 1774 schrieb er die Abhandlung: „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden"; gleichzeitig verfaßte er in lateinischer Sprache eine Beantwortung der Preisaufgabe, ich weiß nicht zu sagen, welcher, vermuthlich einer französischen Akademie, über die Gründe, warum sich die Karolinger weniger lange als die doch schwächeren Merovinger auf dem französischen Thron behauptet hätten [1]).

[1]) Die Göttinger Preisaufgabe war bereits im Jahre 1771 ausgeschrieben. Sie forderte (nach den Novi commentarii societatis regiae Scient. Gotting. T. V, ann. 1774 p. v) Beantwortung der Frage: quibus de causis et rationibus, quae quidem historiarum fide probari possunt, episcopi et abbates locum in comitiis at jus suffragii ferendi consecuti sint? Herders Beantwortung aus dessen Nachlaß abgedruckt SW. zur Philosophie XV, 212—253. Den französischen Wortlaut der anderen Aufgabe findet man Erinner. III, 163, wo jedoch die Angabe, daß dieselbe von der Pariser Akademie (1774) gestellt worden, nicht richtig sein kann, da politisch-historische Aufgaben der Richelieuschen Académie royale des sciences überhaupt fremd sind. Herders Beantwortung, ein Manuscript von $17^1/_2$ S. kl. Fol. giebt die Frage lateinisch durch die Ueberschrift wieder: Caroli Magni progenies, principes ceterum belli gloriaeque cupidi, quare solio regio citius dejecti quam quae Clodovaeum sequebatur ignava imbellisque familia? Das Latein ist so schlecht nicht als man nach J. v. Müllers Urtheil (W. VII, 368) glauben könnte.

Gewiß, das waren Arbeiten, die, indem sie zu gelehrten Detailstudien nöthigten, noch mehr, weil sie aus dem Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit in geschichtliche, wenn auch verworrene Zeiten hinüberleiteten, ein heilsames Gegengewicht gegen die Arbeit an der Aeltesten Urkunde bildeten. Die eine wie die andere enthält statt vager Phantasieconstructionen verständige Erörterungen über den Gang der Entwicklung von Staat und Kirche in den neuen germanischen Reichen. Die Gestalt Karls des Großen, die den Verfasser längst angezogen, die er auch dichtend gefeiert hatte, tritt bedeutsam in beiden Abhandlungen hervor; die deutsche begegnet sich mit der lateinischen in der Ausführung, wie die fränkische Monarchie geworden; die Grundgedanken der letzteren, wie einestheils die verwickelte innere Gestaltung des Reiches Karls des Großen, sodann die Verbindung mit der Kirche, endlich die unnatürliche Ausdehnung des Reichs an dem schnellen Sturze der Nachfolger die Schuld getragen — alle diese Gedanken kehren in der ersteren wieder, die übrigens Schritt für Schritt, wenn auch überwiegend in raisonnirender, keineswegs in ruhig erzählender Weise die Gründe des wachsenden politischen Ansehns der Bischöfe im Frankenreich und in Deutschland verfolgt.

Und so ganz seitab liegen denn nun doch diese Untersuchungen nicht von dem großen Arbeitsfelde, das er sich abgesteckt hatte. Abgesehen davon, daß ja wohl ein in Göttingen oder sonstwo gewonnener historischer Preis die beste Antwort auf die Schlözerschen Schmähungen gewesen wäre, so mußten ja gerade diese Gegenden der Geschichte, in denen das Kirchengeschichtliche sich so eng mit dem Politischen verbindet, den Theologen anziehen. Den geschichtlichen Erklärer, der so gern dem Ursprung der Dinge nachspähte, mußte das chaotisch Verworrene einer Epoche reizen, welche die Geburt eines ganz neuen Geschichtslebens in ihrem Schooße trug — ähnlich wie ihn der Uranfang aller Geschichte und wieder die Anfänge des Christenthums reizten. Zuletzt war es doch wieder der Geschichtsphilosoph und nicht der gelehrte Historiker, der die beiden Fragen beantwortete. Nur einzelne Beiträge zu jener Universalgeschichte wollte er liefern, die ihm seit lange als letzte Aufgabe vorschwebte und deren Skizze er in der kleinen Schrift zur Geschichtsphilosophie entworfen hatte. Mit der Aeltesten Urkunde fügen sich in diesen großen Plan auch diese zwei kleineren historischen Versuche als Stationen auf dem Wege zu den späteren „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ ein; sie sind Ausführungen, Erweiterungen der wenigen in jenem Schriftchen der Charakteristik des Mittelalters gewidmeten Blätter und erscheinen ganz von den dort entwickelten grundlegenden Anschauungen durchdrungen. Die deutsche Abhandlung namentlich spricht gleich in der Einleitung den Gegensatz gegen den moralisirenden Pragmatismus der aufklärerischen Geschichtsbetrachtung aufs Bestimmteste aus. Denn die Geschichte, heißt es, „ist Naturlehre der Succession; in der Naturlehre aber moralisirt man nicht, wie das Thier nach unserem Kopfe sein sollte, sondern wie, woher, und wozu es da ist.“ Ein

Beispiel dieser naturgesetzlichen Betrachtung will der Verfasser geben; erscheint es ihm, über ein großes Phänomenon der Zeit und der Völker aus abstracten Sätzen oder „aus unserem Jahrhundert" zu philosophi will seinerseits, ganz im Sinne jenes „Auch eine Philosophie", zeig tief der Grund zu den fraglichen Entwicklungen liegt, wie Alles zus gehört und im Geiste der Zeit schwebt; will zeigen, wie „Alles ins der Weltbegebenheit hinübersteigt", wie auch aus anarchischen Zustän Gutes entspringe; wie, mit einem Worte, auch in der Geschichte wie Natur „kein absolutes Gift existirt, das nicht im Ganzen auch Arzei Balsam sein müßte."

Es scheint, daß die deutsche Arbeit sich in Göttingen wenigste Accessit verdiente [1]); ob die lateinische auch nur eingereicht wurde, bl gewiß. Ziemlich genau dagegen lassen sich die Schicksale einer dritt gekrönten Preisarbeit verfolgen, einer Arbeit, die uns von dem rein schen auf das rein philosophische Gebiet hinüberführt. Wir hal Geschichte einer Herderschen Schrift zu erzählen, die aus allen, aus wie inneren Gründen ein längeres Verweilen rechtfertigt.

Die mindest ausgeführte Partie der Abhandlung über den Ver Geschmacks waren die psychologischen Vorbemerkungen. Und doch hatte von je her der Seelenlehre sein Nachdenken vorzugsweise zugewand der Seelenlehre recht eigentlich lag das philosophische Fundament f Gedankenreihen, die er, nach so viel verschiedenen Punkten hin, dur Nur eines besonderen Anstoßes bedurfte es, um ihn einmal zur Da dieses philosophischen Fundaments zu bringen. Wieder gab ihm ein demie, und zwar wieder die Berliner Akademie, diesen Anstoß.

Gleichzeitig nämlich mit jener von der Klasse der schönen Wissen aufgestellten Frage über die Geschichte des Geschmacks hatte die philos Klasse eine andere ausgeschrieben — sie hatte eine Untersuchung der Grundkräfte der Seele, des Erkennens und des Empfindens" ge Herder war kühn genug, gleichzeitig nach beiden Preisen zu ringen. beide hatte er während des Pyrmonter Aufenthaltes im Juli 1774 mit Freunde, dem Grafen Hahn, sich im Gespräch ergangen. Die Ak d. h. Sulzer, der Urheber der philosophischen Frage, hatte sich über di nung derselben genauer erklärt. Die Thätigkeit des Erkenntnißverm scheine nur darauf gerichtet zu sein, das Object möglichst gut zu sehen,

---

[1]) Von den zwei eingegangenen Concurrenzschriften trug die von J. F. den Preis davon; sie erschien 1775 und wurde der Vorläufer einer Reihe von S zum deutschen Staatsrecht. Wenn der zweiten, mit dem Motto Gens sui tantum die des Accessit würdig erklärt wurde, von den Preisrichtern nachgerühmt wird (Novi co T. V l. l.), daß sie cum acerrima ingenii vi, mentis sagacitate etiam in parum ratis et oratione comta et ornata verfaßt sei, so stimmt die Charakteristik ganz m der Beschaffenheit der Herderschen Abhandlung.

Empfindungsvermögens einzig darauf, den Zustand der Seele, wenn dieselbe auf unangenehme Art afficirt sei, zu verändern, oder aber, im entgegengesetzten Falle, sich genießend zu verhalten. Es handle sich nun darum, zuerst die ursprünglichen Bestimmungen und Gesetze der beiden Vermögen genau zu entwickeln; sodann, ihre wechselseitige Abhängigkeit, den Einfluß des einen auf das andere zu untersuchen; endlich, darüber Aufklärung zu schaffen, wie das Genie und der Charakter eines Menschen durch den Grad der Stärke und Lebhaftigkeit, durch die Entwicklungsstufen des einen und andern dieser Vermögen, durch das zwischen ihnen bestehende Verhältniß, bedingt sei¹). „Was ich," schreibt Herder an Hahn, den 5. August 1774, „an die Preisfragen bisher gedacht, ist nicht der Rede werth: den medius terminus aber der beiden Sätze, die ich, wie Sie, für identisch halte (erkennen und genießen), habe ich bisher noch nicht anders als ein Wesen Eines Geistes, und, wie ich's hier entwickeln werde, eines eingeschränkten, sich vervollkommnenden Geistes finden können." „Hier haben Sie," heißt es dann in einem Briefe an denselben vom 24. December, „meine Abhandlung, wie ich sie der Akademie eingesandt und wie sie den Preis nicht bekommen *wird*, *soll* und *darf*. Dazu ist sie selbst zu kurz, und vermuthlich wird's ein Franzose, der am dritten Theil à la Helvetius viel gelabbert hat, erhaschen. Auf den dritten Theil scheint's auch der Concipient (der, in Paranthese zu sagen, nichts von der Frage verstanden zu haben scheint), meist abgesehen [zu haben], und den bin ich fast übergangen, — ich kann also nichts kriegen. — — Es ist eine allweite herrliche Frage. Hätte ich die höhere Mathematik inne, so ahndet's mich, hätte ich für mein unerschöpfliches Meer von Hauptgedanken: Sinnlichkeit ist nur Phänomen, Bild, Formel von Gedanken, objectiv und subjectiv betrachtet, vortreffliche Data und Gleichnisse finden müssen. Ich besitze sie aber, leider, nicht; nur bin ich noch von meinem Thema, wie Lafontaine vom Buche Baruch, so voll, daß ich glaube, die ganze Philosophie ruht in ihm. Zeigen und sagen Sie keinem Menschen von der Abhandlung; es ist Schande vor unserer honetten Welt, zu laufen und nicht zu siegen: aber vor Ihnen hab' ich keine Schande. — — Ich bilde mir ein, daß man bei ihr präſtabilirte Harmonie und all das Zeug nicht mehr braucht, und daß man mit ihr einst wunderbare Aufschlüsse im Geister- und Körperreich thun könne" ²).

Die Abhandlung, welche dieser Briefstelle zufolge im December 1774 der Akademie eingesandt wurde, liegt wiederum in Herders Nachlaß handschriftlich vor. Der Geist der *Leibnitzischen Philosophie* durchweht sie von einem Ende zum andern, ja, sie ist nichts als eine Summe dieser Philosophie im Widerscheine des Herderschen Geistes. Die menschliche Seele als ein

---

¹) Mém. de l'Académie, Année 1773, S. 11. 12.

²) Lisch, a. a. O. S. 123. 124, ergänzt nach S. 92, wo irrthümlich die Herderschen Aeußerungen auf die Preisschrift „über die Ursachen" bezogen werden.

eingeschränktes Wesen umfaßt das Weltall, die Unendlichkeit, nicht in seinem ersten Grunde. Der Schöpfer hat sie an eine organische Materie, als einen künstlichen Auszug des Weltalls geknüpft, daß sie mittelst seiner erkenne: der Leib, ein Analogon ihrer Kräfte, ist ein vorstellender Spiegel des Universums für sie. Die Begriffe mittelst dieses Körpers sind Empfindungen, das ist dunkel zusammengehüllte Vorstellungen des Weltalls nach einer leicht faßlichen, angenehmen Formel, das ist für einen Sinn eingerichtet. Die Natur der Seele ist Einheit: in alle das Vielfache, was ihr im Spiegel ihrer Organe aus dem Universum zugeströmt wird, bringt sie daher ein deutliches oder klares Eins. Ihre Natur ist Wahrheit und Güte: erkennend, wollend, handelnd bringt sie daher dies ihr Wesen in jedes Phänomenon, das ihr die Natur aufgiebt. Ihre Eingeschränktheit ist aber ferner mit der Tendenz der Thätigkeit, des stetigen Fortstrebens verbunden. Mit jedem Schritte daher umfaßt sie einen größeren Theil des Weltalls und wird immer mehr geübt, das Bild Gottes, Wahrheit und Güte, in Allem zu entwickeln, immer mehr in wenigerer Zeit auf leichtere Weise ihrem eignen Wesen zu assimiliren. So ist Empfinden und Erkennen Eins, beide in der Lösung Einer Aufgabe, in Einer fortschreitenden Entwicklung begriffen. Mit dieser Seelenlehre stimmt die Gottes-, die Welt-, die Sittenlehre. „In jedem kleinsten Theile des Unendlichen herrscht die Wahrheit, Weisheit, Güte des Ganzen; in jedem Erkenntniß wie in jeder Empfindung spiegelt sich das Bild Gottes, dort mit Strahlen oder Schimmer des reinen Lichtes, hier mit Farben, in die sich der Sonnenstrahl theilte. Erkennen ist: Glanz der Sonne genießen, die sich in jedem Strahl abspiegelt; Empfindung ist ein Farbenspiel des Regenbogens, schön, wahr, aber nur als Abglanz der Sonne. Gehet diese klar auf am Firmamente, so verschwindet der Regenbogen mit all' seinen Farben."

Man sieht, von diesen Principien aus ist die von der Akademie gestellte Frage über die wechselseitige Abhängigkeit der beiden Seelenvermögen und über die Art ihres Einflusses auf einander, eine Frage, die von der Sonderung beider Vermögen ausging, in einer Weise beantwortet, welche die Frage selbst aufhebt. Der Geist der Leibnitzischen Philosophie erhebt sich über das stumpfe, äußerliche Verständniß der Lehren des großen Denkers und über die schulmäßige Ausführung derselben. Unter dem mitwirkenden Einfluß der Spinozischen Lehre, auch wohl in Folge der Lectüre des Hemsterhuis, bekömmt die Grundanschauung des Urhebers der Monadologie einestheils eine einheitlichere, anderentheils eine mehr poetische, und, in Uebereinstimmung mit der Gesammtrichtung Herders, des jetzigen Herder zumal, eine ethisch-religiöse Färbung. Denn der Einfluß der beiden Seelenkräfte auf einander löst sich unserem Verfasser in die Wesenseinheit beider auf; diese ihre Einheit beruht auf der Wesenseinheit von Leib und Seele und zuletzt auf der in allem Körperlichen wie in allem Geistigen, in der ganzen Natur einheitlich, allgegenwärtig sich offenbarenden Gottheit. So rückt er zunächst die Frage von den angeborenen

Ideen von seinem Standpunkte aus zurecht. Ist in unserer Seele die Kraft, zu erkennen nach dem Bilde der Gottheit, d. i. Wahrheit und Güte zu finden und in ihr Wesen zu wandeln, so ist sie gewiß keine leere Tafel nach Lockes Lehre. „Das Gesetz Gottes ist schon mit Flammenschrift in ihr Herz geschrieben: in ihr glühen Kräfte, lebendige Funken, Alles in ihr Wesen zu verwandeln, was sie kann, das Bild der Gottheit in Allem anzuerkennen und als ein Theil ihres Selbst zu genießen; — und das sind nun die angeborenen allgemeinen Ideen, das Recht und Unrecht, die Wahrheit und Güte, die sie in Allem zu finden strebt: sie sind ihr Bild und Wesen selbst." So sucht er ferner von diesem seinem Standpunkt aus die Frage über den Einfluß des Leibes und der Seele zu erklären. Er kritisirt Leibnitz durch Leibnitz, die oberflächliche Vorstellung von der prästabilirten Harmonie durch die ihr zu Grunde liegenden tieferen Ideen. „Niemand hat's besser als Leibnitz gewußt und angenommen, daß der Körper als solcher nur ein Phänomenon von Substanzen sei, die in der Vermischung und Verwirrung Eine Substanz schienen, wie's die Milchstraße, Nebelsterne, Regenbogen und unzählige Phänomene der Natur sind. Selbst die scheinbare Bewegung erklärte er für ein Phänomenon innerer Kräfte; und auf diese sollte die Seele nicht wirken können? sie, die selbst eine so innige Kraft ist? Ihr sollte nicht ein Aggregat von dunkel empfindenden Kräften untergeordnet sein können, die alle gleichartig auf sich wirken und über die sie herrschet, deren dunkle Probleme sie mit Intuition anschauet und im Resultat davon ihr eigen Wesen, immer heller, erblicket? — — Das System der Harmonie ist wahr, aber unvollständig: es erklärt nicht, was es erklären soll. Nicht der Philosoph, der sich seines Systems bewußt war, nahm dazu die Zuflucht, sondern der witzige Kopf, der bei dem Phänomenon stehen blieb und im Drange der Noth das Gleichniß von den zwo Uhren zu Hülfe rief, das hier gar nicht passet. Weder Seele, noch Körper ist eine solche für sich gehende, mechanische Uhr. Die Seele hat bei ihrer göttlichen Natur, da sie eingeschränkt ist, Sinne nöthig, die ihr das Weltall ihrer göttlichen Natur gemäß vorspiegeln. Der Körper ist in Absicht der Seele kein Körper: ist ihr Reich: ein Aggregat vieler dunkel vorstellenden Kräfte, aus denen sie ihr Bild, den deutlichen Gedanken sammelt. Sie sind also wirklich von einander abhängig und für einander zusammengeordnet. Den Grund des Aggregats vom Körper finde ich nicht anders als in der Seele: und im Körper den Grund, warum die Seele aus solchen und diesen Formeln sich das reine Weltall, das in ihr liegt, wecket. Kurz, der Körper ist Symbol, Phänomenon der Seele in Beziehung aufs Universum." — So polemisirt er endlich gegen alle und jede mechanische und äußerliche Vorstellung über den Ursprung und das Abscheiden der Seele. Die Allgegenwart der göttlichen Kraft und das Princip allgemeiner, stetiger Entwicklung erklärt ihm das Räthsel der Entstehung menschlicher Seelen. Jene göttliche Kraft, — da „die ganze Natur in jedem Punkte und Zeitpunkte nichts als der allwirkende

Gott ist, der nichts unordentlich, nichts im Sprunge thun kann" — jene Kraft ist ohne Zweifel im Stande, einer bisher dunkler empfindenden Substanz, die gewiß nicht müssig war, sondern auf dem Wege der Continuität fortklimmte, jetzt den Grad, die Helle, Kraft und Deutlichkeit zu geben, daß sie menschliche Seele werde und über das Aggregat ihrer neuen Organe herrsche. Ebenso: wenn „in jedem Punkte innige Kraft Gottes wirkt" — welch' ein Unding ist dann der Gedanke, die Seele sterbe, wenn das äußere Phänomenon ihrer Empfindungen, der Körper, zerstört wird! „Wird denn," so sagt unser Verfasser in völliger Uebereinstimmung mit dem, was er, der Prediger auf der Kanzel, gesagt hatte, — „wird denn eine einige Kraft des Körpers vernichtigt? und haben wir wohl von Einer vernichtigten Kraft, die aus allen Kräften des Weltalls vernichtigt werden könne, d. i. die jetzt sei und jetzt nicht sei, und doch, nicht seiend, als gewesene Kraft gedacht werde, einen Begriff?"

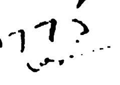
Noch schwieriger endlich, von dem Standpunkte des Verfassers aus, der letzten Frage der Akademie, der Frage nach dem Einfluß der beiden Seelenvermögen auf Genie und Charakter der Menschen gerecht zu werden. Er begnügt sich, da ihm die Einheit beider Vermögen feststeht, für beide den Unterschied von „Innigkeit" und „Ausbreitung" zur Geltung zu bringen und diesen Unterschied des „tiefen" von dem „reichen" Genie, des „starken" von dem „schnellen und hellen" Charakter in einer Reihe geistvoller Bemerkungen auszuführen. Zum Schluß aber giebt er, was er ja nie unterläßt, der Sache eine geschichtsphilosophische Wendung. Er glaubt behaupten zu dürfen, daß im Naturzustande, bei den Urvätern unserer Bildung, das Erkenntniß- und Empfindungsvermögen noch vorzugsweise einheitlich zusammenwirkte: „Alles wuchs aus Einer Wurzel zur Glückseligkeit und Wahrheit." Danach, mit der Theilung der menschlichen Gesellschaft, eine Theilung auch in Beziehung auf Denken und Empfinden, Theorie und Praxis. Schlimm für den Einzelnen, aber gut für die Gesellschaft! „Je mehr die Köpfe sich theilten, desto mehr ward Alles durchsucht und jeder Punkt bebauet. So sind die Theorien gestiegen, — bis endlich die höchste Philosophie wieder gebietet, zur Praxis zurückzukehren, und die bessere Politik wird ihr zeitig genug helfen. Jede Wissenschaft wird so simplificirt werden, daß sie wieder That werden muß. Es werden Zeiten kommen, da wieder Erkenntniß in der geläuterten, eigen gefühlten Empfindung wohne." In vorsichtiger, unpolemischer Weise spricht Herder damit aus, was er, im Kampfe gegen das Jahrhundert der Abstraction, im Streben nach Wiederbelebung des religiösen Sinnes, so oft in diesen Jahren viel leidenschaftlicher ausgesprochen, viel stürmischer gefordert hatte.

Es war in der That wenig wahrscheinlich, daß die Akademie eine Arbeit krönen sollte, die so wenig auf die Voraussetzungen der gestellten Aufgabe einging, ja, dieselben geradezu vernichtete[1]). Auch die übrigen Bewerbungs-

[1]) „Sie haben," schreibt Hamann in einer Stelle (Schriften V, 172), die ich auf

schriften indeß entsprachen ihren Erwartungen nicht. In eben der Sitzung vom 1. Juni 1775, in der sie die Herdersche Abhandlung über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks krönte, verschob sie die Preisvertheilung in Betreff des philosophischen Themas auf das nächste Jahr, da sie in den eingesandten Bearbeitungen Neuheit der Untersuchungen und Entdeckungen vermißte. Sie munterte, unter Hinweis auf einige, ihr besonders fragwürdig erscheinende Punkte die Einsender auf, bis zu dem neuen Termin, wo möglich in diesem Sinne noch ergänzende Zusätze zu liefern [1]).

Es war Herders Sache nicht, zu einer abgeschlossenen Arbeit Zusätze zu liefern; desto mehr lag es in seiner Gewohnheit, eine rasch hingeworfene Arbeit überlegter zum zweiten und dritten Male neu zu machen. Ob er nicht doch den Preis von der Akademie erzwingen könne? Er muß von dieser Absicht an Hamann Meldung gethan haben; denn in einem Briefe vom 14. August 1775 wünscht dieser dem Freunde, in Erwiderung auf ein leider nicht mehr vorhandenes Schreiben vom 29. Juli, Segen zu seinen mannigfaltigen Arbeiten, darunter „die Ausarbeitung der Preisschrift". Auch Lavater muß darüber von Herder einen Wink bekommen haben, denn er schreibt am 30. November an Zimmermann: derselbe werde nun wieder eine Preisfrage der Berlinischen Akademie beantworten und sicherlich den Preis wieder gewinnen. Sorgfältig erkundigt sich Herder im December bei Zimmermann nach dem damals von Berlin abwesenden Sulzer. „Was Lavater," schreibt er dabei, „von einer zweiten Preisschrift plaudert: — sub rosa!! Ich kann den Preis nicht erhalten, denn ich habe das Gegentheil von dem bewiesen, was die Akademie will; so sehr ich eingelenkt und gewuchert habe, daß Gott und Menschen gräuelt. Eben dazu wünschte ich zu wissen, wann Sulzer wieder käme: er ist der Frage Urheber und Eckstein. Dies Alles als nicht gesagt!"



Von der Hand eines Abschreibers geschrieben liegt auch diese, gegen die erste wesentlich erweiterte Ausarbeitung, sammt den von Herders eigner Hand dazu geschriebenen Entwürfen und Brouillons vor. Das Bestreben, an die Auffassungsweise der Philosophen der Akademie wenigstens anzuknüpfen, um von da, ähnlich wie in der Preisschrift über die Sprache, zu tieferen Gesichtspunkten vorzudringen, unterscheidet deutlich die neue von der älteren Arbeit, und recht geflissentlich offenbar werden jetzt die psychologischen Abhandlungen Sulzers, eines Philosophen, dem Seelenlehre längst das „Feld seines Sieges ist", bei jeder passenden Gelegenheit citirt [2]). Der Nachweis dieser Ein-

---

diese, nicht auf die gedruckte Preisarbeit über den Geschmack beziehe, „die Frage dreist aufgelöst, aber die Sache selbst so wenig als möglich berührt."

[1]) Mém. de l'Acad., Année 1775, S. 19. 20.

[2]) Gleich zu Anfang heißt es, nach Erwähnung der Sulzerschen Abhandlung „Ueber den verschiedenen Zustand, worin sich die Seele bei Ausübung ihrer Hauptvermögen befindet" (Verm. philos. Schriften, S. 225 ff.): „Ich könnte diese Abhandlung als Grundlage und Ziel meiner Arbeit hersetzen, wenn nicht der Liebhaber dem Auge der Geliebten

lenkungen und Anbequemungen braucht uns jedoch nicht aufzuhalten: das reelle Verdienst der neuen Ausarbeitung besteht in der volleren Ausführung und Verdeutlichung der leitenden Gedanken, in der Beibringung eines viel reicheren Details. Um dieser Vorzüge willen müßten wir bei der neuen Gestalt der Abhandlung verweilen, — wenn dieselbe nicht noch in einer dritten Gestalt vorläge, in der von jenen Vorzügen nichts verloren gegangen, die anbequemende Rücksicht auf die Akademie dagegen beseitigt ist. Es ist die Gestalt, in der die Abhandlung drittehalb Jahre später im Druck erschien.

Denn alles „Einlenken und Wuchern“ war zuletzt doch umsonst gewesen. Nicht einmal unter die drei Concurrenzschriften gehört die Herdersche, welchen die Ehre des Accessit zu Theil wurde: als Sieger aber wurde Eberhard gekrönt[1]). „Eberhards Preisschrift,“ so läßt sich nach deren Veröffentlichung Herder gegen Hamann aus, „ist übers Denken und Empfinden als zwei sein sollende, von einander wesentlich unterschiedne Urkräfte der menschlichen Seele nach Sulzers Hypothese; da ist nun gefragt, wie beide sich in Länge, Breite, Höhe und Vermischung zu einander verhalten“[2]). Gleich damals, ohne Zweifel, trug er sich mit dem Gedanken, auch seine Arbeit, trotz des Schicksals, das sie in Berlin erfahren, zu veröffentlichen; worauf sonst bezöge sich die Ankündigung in dem nur wenige Tage späteren Schreiben an Hahn, er werde ihm bald „etwas in Palingenesie“ zuschicken[3])? Erst zwei Jahre später indeß kam der Vorsatz zur Ausführung. Am 21. Juni 1778 konnte er — zugleich mit einem anderen, viel länger schon der Veröffentlichung harrenden Büchlein, der Plastik, die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele; Bemerkungen und Träume“ dem Freunde übersenden, den er bei dieser Arbeit von Beginn an am meisten zum Vertrauten seiner Gedanken gehabt hatte. Er sandte beide Schriften auch seinem Gleim. „Es ist unschwer zu errathen“ erklärte er diesem in Betreff der psychologischen, „daß sie mit der Preisaufgabe von Berlin vor zwei Jahren entstanden ist und wo Eberhard so scheußlich gekrönt und gelobt worden ist. Diese Schrift winkt nur von fern auf die ganze Welt von Ideen und Sachen, die er mit keinem Finger berührt hat“[4]).

---

lieber entwiche, um ihm voller zu begegnen, und der wackere Steuermann nicht dem Ufer den Rücken zukehren müßte, zu dem er steuert.“

[1]) Mém. de l'Acad., Année 1776, S. 9 u. 34.

[2]) Nachschrift, im Druck weggelassen, zu dem Brief vom 24. August 1776 (Hamanns Schr. V, 181 ff.). Die, Berlin 1776 erschienene, Eberhardsche Schrift führt den Titel: „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens“.

[3]) Lisch, a. a. O. S. 123; denn daß dieser Brief nicht vom 28. August 1774, sondern 1776 ist, geht aus seinem übrigen Inhalt mit Evidenz hervor.

[4]) C, I, 58. In dem Briefe an Hahn (bei Lisch, S. 94) heißt es: „Damit Sie, hochgeschätzter, lieber Freund nicht denken, daß ich ganz aus der Welt bin, so sende ich Ihnen hiemit ein Schriftchen, das Sie aus dem Entwurf bereits kennen, und das ich Ihnen gar dedicirt hätte, wenn die Dedicationslaune die meinige wäre.“ — Auch diese

So legt Herder selbst den größten Werth auf die Schrift; er achte sie, fügt er gegen Gleim hinzu, für sich noch höher als die über die Plastik. Wir sind geneigt, uns zu derselben Ansicht zu bekennen; jedenfalls entscheiden wir uns bei der Wahl zwischen ihr und der schulmäßig correcten Eberhardschen Schrift in entgegengesetztem Sinne wie die Akademie. Noch wichtiger freilich als für die Geschichte der Philosophie ist sie für das Studium des Geistes ihres Autors. Indem sie uns seine psychologischen Ansichten in ihrer Verflechtung mit der Gesammtheit seiner Anschauungen enthüllt, eröffnet sie uns so manchen Blick in das Getriebe seiner eigenen Seele. Sie bildet in dieser Beziehung ein Seitenstück zum Torso. Die „Träume und Bemerkungen" eines Mannes, der von frühster Kindheit an so viel in sich selbst geblickt, — wie sollten das nicht offenbarende Träume und belehrende Bemerkungen sein?

In allem Wesentlichen, wie gesagt, giebt die gedruckte, „palingenesirte" Schrift nur den Gedankeninhalt der Abhandlung von 1776, sie giebt auf große Strecken sogar den Wortlaut derselben wieder. Am meisten so in dem ersten der beiden „Versuche", auf welche jetzt der Stoff der drei ursprünglichen, den drei Fragen der Akademie entsprechenden Abschnitte vertheilt ist.

Es ist wieder einmal jener skeptische, Hume-Hamannsche Satz, daß wir die in der Natur wirkenden Kräfte von innen, nach ihrem An-sich nicht kennen, wovon der Verfasser in diesem „Ersten Versuch" ausgeht. Er motivirte damit in seinen theologischen Schriften die Nothwendigkeit des Glaubens. Hier bahnt ihm derselbe den Weg in die Welt des eigenen Innern. Denn nach der Aehnlichkeit mit uns beurtheilen wir die äußere Natur; der empfindende Mensch fühlt sich in Alles, fühlt Alles aus sich heraus. Herder fügt hinzu: und in dieser Betrachtung nach der Analogie unserer selbst ist Wahrheit. Schon aus den obigen Mittheilungen aus dem Manuscript von 1774 kennen wir den Grund dieser Behauptung: auch objectiv ist durchgehende Analogie das Band aller Dinge; — in aller Mannigfaltigkeit herrscht nur der Eine, der göttliche Geist der Wahrheit und Güte.

Am Leitfaden der Analogie also gilt es, der Genesis des Erkennens nachzugehn. Der Weg, den jenes älteste Manuscript nur skizzirt hatte, wird jetzt schrittweise durchmessen. Ein Schüler der Hallerschen Physiologie, beginnt Herder mit der Bewegung des gereizten Fäserchens, dem Phänomen des „Reizes". In diesem Phänomen, zu dem sich die todte Materie bereits hinaufgeläutert, sieht er den Keim, das erste glimmende Fünklein zur Empfindung.

Schrift übrigens, nur 94 Seiten 8° umfassend, erschien (bei Hartknoch) anonym. Das Hauptmotto der Preisschrift von 1774 u. 1775: Est Deus in nobis etc., ist in das andere verwandelt: Το πνευμα όπου θελει ꝛc. Auch daran hatte der Verfasser gedacht, der Schrift noch directer die Signatur ihres Ursprungs auf dem Titel mitzugeben. Ein handschriftliches Titelblatt lautet: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Kleine Nachlese zu einer großen akademischen Frage." Der Suphanschen Ausgabe, natürlich, muß die genauere Vergleichung und Ausnützung der verschiedenen Redactionen überlassen bleiben.

Sein poetischer Blick sucht rückwärts und vorwärts die Analogiezusammenhänge. Er weist darauf hin, wie in diesen Anfängen geistigen Lebens derselbe Dualismus von Wirkung und Ruhe, von Zusammenziehung und Ausdehnung walte wie in der todten Natur: und wiederum nimmt er die höheren Erscheinungen des Empfindungslebens, ja des Lebens der sittlichen Affecte, als Wirkungen und Spiegelungen der durch unser ganzes Ich ausgebreiteten Reize vorweg. Er naturalisirt eben das Geistige, indem er gleichzeitig die Naturwirksamkeit vergeistigt, bis zum Ethischen vergeistigt, um zu zeigen, wie von unten nach oben Ein Faden, Ein Gesetz, Eine Entwicklung durchgehe.

Dem inneren Zusammenhange jedoch muß ein äußerer entsprechen, ein Zusammenhang der Einwirkung der Welt auf das lebendige Individuum; — der Schöpfer „muß ein geistiges Band geknüpft haben, daß gewisse Dinge dem empfindenden Theil unseres Organismus ähnlich, andere widrig sind“. Die Pflanze, das Thier, der Mensch ist darauf angewiesen und angelegt, das Verwandte in der übrigen Natur zu suchen und sich anzuähnlichen, es zu sich hinaufzuläutern: — ein Bedürfen und Ineinsstreben, das in der Liebe der Geschlechter und in der Erzeugung eines neuen Lebendigen den Gipfel erreicht.

Die Entwicklungsgeschichte unseres „Versuchs“ rückt weiter; von dem Reiz der Fiber zu dem System der Nerven und der Sinne. „Ohne Sinne wäre uns das Weltgebäude ein zusammengeflochtener Knäuel dunkler Reize: der Schöpfer mußte scheiden, trennen, für und in uns buchstabiren“. Wie aber bei dem Reiz und seinem Gegenstande, so muß auch hier, bei den Sinnen, ein geistiges Band vermitteln. Für das Auge ist dieses Medium — „der Zeigefinger Gottes für unsere Seele“ — das Licht, für das Ohr der Schall u. s. w. Der Beitrag der verschiedenen Sinne fließt dann weiter in jenem „Meere innerer Sinnlichkeit“ zusammen, das man gewöhnlich die Einbildungskraft nennt. Und wieder muß es ein Band, ein Medium der Empfindung für diesen inneren Menschen — einen inneren Aether geben, der nicht Luft, Schall, Duft ist, sondern alle Sinnesempfindungen empfangen und in sich verwandeln könne. Es ist das Nervengebäude. Durch seine Vermittlung wird die innere und äußere Welt, wird in uns Kopf und Herz, Denken und Wollen verknüpft; „ein Gedanke — und Flammenstrom gießt sich vom Kopf zum Herzen! ein Reiz, eine Empfindung — und es blitzt Gedanke, es wird Wille, Entwurf, That!, Handlung: Alles durch einen und denselben Boten! Wahrlich, wenn dies nicht Saitenspiel der Gottheit heißt, was sollte so heißen?“

Alle Empfindungen endlich, die zu einer gewissen Helle steigen — werden Gedanke. Was das Gemeinsame zwischen dem sinnlichen und dem höheren Erkennen sei, hatte schon das ursprüngliche Manuscript unserer Abhandlung gesagt. Es geschieht beim Denken nichts Anderes als was bei jedem Reiz, jedem Sinn geschah; es geschieht hier nur auf die helleste, innigste Weise: aus Vielem wird ein Eins gemacht. Das Wesen der denkenden, wollenden Seele besteht in innerer, in sich blickender Thätigkeit, in Bewußtsein des

Selbstgefühls und der Selbstthätigkeit. Einbildung, Witz, Gedächtniß u. s. w. sind nicht besondere Kräfte der Seele, sondern in ihnen allein zeigt sich nur die eine und selbe, den Zustrom der Sinnlichkeit in verschiedener Weise einigende Energie des Bewußtseins. Auch diese aber hat — erst seit der Umarbeitung der Abhandlung fügt sich dieser Gedanke ein — auch sie hat, wie jeder Reiz und jeder Sinn, ein ihre Wirksamkeit stützendes und leitendes Medium. Zum zweiten Mal, bestimmter und verständlicher als in der Aeltesten Urkunde, ändert an dieser Stelle Herder seine in seiner ersten, Straßburger Preisschrift vorgetragene Ansicht über den Ursprung der Sprache. Die Sprache war ihm dort das Product des Bewußtseins oder der „Besonnenheit" gewesen. Jetzt, umgekehrt („meiner vorigen Meinung ziemlich zuwider", wie er sagt), ist sie ihm die erzeugende Trägerin des Bewußtseins, die Geburtsstätte der Vernunft. „Der Mensch gafft so lange Bilder und Farben, bis er spricht, bis er inwendig in seiner Seele nennet".

Wesenseins ist unserem Verfasser, der ja Wahrheit und Güte schon vordem fast wie Synonyma gebraucht hatte, selbstverständlich auch Erkennen und Wollen. Wollen ist Besitzen und Genießen des Erkannten — die oberste Spitze der mit dem Reiz beginnenden Entwicklung des seelischen Lebens. Ausbreitung und Zurückziehung daher auch hier die beiden Momente; das Wollen eben auch — man hört von Burke entlehnte Begriffe durchklingen — Mitgefühl auf der Basis des Selbstgefühls, und Liebe mithin „das edelste Erkennen wie die edelste Empfindung". Und nun entscheidet sich auch das Problem von der Freiheit des Willens. So wenig unsere Vernunft in unbedingter Unabhängigkeit über der Welt schwebt, so wenig unser Wille. So gut wie unser Erkennen Stäbe der Aufrichtung, innere Sprache, nöthig hat, so wirds auch mit dem Willen nicht anders sein können; der erste Keim zur Freiheit besteht darin, zu fühlen, an welchen Banden — an den Banden des Alls und dessen Schöpfers — man hafte. „Wo Geist des Herrn ist," so schließt der Erste Versuch, „da ist Freiheit. Je tiefer, reiner und göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Wirken, mithin desto freier unsere Freiheit. Leuchtet uns aus Allem nur Licht Gottes an, wallet uns allenthalben nur Flamme des Schöpfers: so werden wir, im Bilde Seiner, Könige aus Sklaven und bekommen, was jener Philosoph suchte, in uns einen Punkt, die Welt um uns zu überwinden, außer der Welt einen Punkt, sie, mit Allem, was sie hat, zu bewegen. Wir stehen auf höherem Grunde und mit jedem Dinge auf Seinem Grunde, wandeln im großen Sensorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens, der Liebe. Sie ist die höchste Vernunft, wie das reinste, göttlichste Wollen; wollen wir dieses nicht dem heiligen Johannes, so mögen wirs dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, dessen Philosophie und Moral sich ganz um diese Achse bewegt."

Es bedurfte nicht dieser Berufung auf Spinoza, um uns sehn zu lassen,

wie stark, namentlich auf die letzten Aussichten, zu denen sich diese Entwicklungsgeschichte des subjectiven Geistes erhebt, die Spinozistische Ethik eingewirkt hat[1]). Das letzte Blatt unseres „Ersten Versuchs“ stimmt zusammen mit dem letzten Blatt der „Erläuterungen“. Hier wie dort ist der Spinozismus an die christliche Anschauung herangezogen; die letztere tritt hier nur, wie natürlich, bescheidener in den Hintergrund, und nur an einzelnen Stellen, namentlich da drängt sie sich vor, wo von Christus als dem reinsten Menschen auf Erden die Rede ist, der „sie alle kannte und keines Zeugnisses von außen bedurfte, da er wohl wußte, was im Menschen war“.

Trotz dieser Hinneigung jedoch zu den religiös-ethischen Motiven des Spinozismus, die sich so gut mit seinem Hamannismus vertrugen: es bleibt doch dabei, daß der Grundstock der Herderschen Ideen in der Lehre Leibnitzens zu suchen ist. Nur dadurch, daß die gedruckte Schrift nicht mehr, wie die beiden früheren Redactionen, für, sondern gegen oder trotz der Akademie geschrieben wurde, ist dieser Thatbestand einigermaaßen verdunkelt. Noch immer bekennt der Verfasser, daß er sich im Grunde mit seiner Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele, von Empfinden und Denken in Uebereinstimmung mit dem genialen Urheber der Monadenlehre befinde: allein ausdrücklicher als früher unterscheidet er jetzt zwischen dem Meister und der „Weberzunft“, die aus des Meisters geistreichen Einfällen und Theorien dicke Bände gesponnen habe, und fast wieder wie in seinen theologischen Schriften polemisirt er gegen jene auf Leibnitzens Schultern stehende Zeitphilosophie, deren Vertreter er in seiner Eigenschaft als Preisbewerber zu schonen gehabt hatte. In diesem, nur in diesem Sinne spricht er nicht ohne Spott von dem „Monadenpoem“ und von dem „System der besten Welt“, drückt er seine Verachtung aus gegen die „Formularphilosophie, die Alles aus sich, aus innerer Vorstellungskraft der Monade herauswindet“ und schilt er den „abstracten Egoismus“ dieser Lehre.

Vielmehr: in etwas trifft diese Polemik ja allerdings mit der Schule zugleich den Meister. Auch von Leibnitz selbst, in der That, entfernt er sich

---

[1]) Vorsichtiger mit der Hinweisung auf Spinoza war Herder, als er seine Abhandlung zum zweiten Mal der Akademie einreichte. In dem Manuscript von 1775 findet sich die obige Stelle nicht; nur in der Einleitung erwähnt er da der metaphysischen Grundanschauung des Spinoza in Beziehung auf das Verhältniß von Gedanke und Bewegung, um ihn, und gleichzeitig Descartes und Leibnitz, zu kritisiren. „Spinoza,“ heißt es, nach Abfertigung der Ansicht von Descartes, „ein durchdringenderer Geist, der Theologe des Cartesianismus, brachte Beides dahin, wohin Descartes Eins brachte: warum sollte der Gedanke nicht so gut unmittelbare Wirkung und Eigenschaft Gottes sein als die Bewegung? Alle Individuen erloschen also dem denkenden wie dem bewegenden Gotte. Beide sind Eigenschaften Eines Wesens, die Spinoza weiter unter einander zu bringen vergaß oder verzweifelte, da er sie so weit von sich geschoben hatte. Er war ins Empyreum der Unendlichkeit so hoch hinaufgeschwindelt, daß alle Einzelnheiten ihm tief unterm Auge erblichen: dies ist sein Atheismus und wahrlich kein anderer.“

überall da, wo derselbe den großen Grundgedanken seines Systems, die Lehre von der Welt als einem harmonischen Zusammenschluß individueller, unendlich entwicklungsfähiger Kräfte in einseitig spiritualistischer Weise zuspitzt. Diesen Idealismus zu vermeiden, ist dem Verfasser der Schrift vom Empfinden und Erkennen ebenso angelegen, wie er sich andererseits gegen den Materialismus, gegen die Thorheit wehrt, die Erscheinungen des Lebens durch mechanischen Druck und Stoß zu erklären. Er will nichts wissen von der „allmächtigen Selbstheit" der Seele; ihm ist es ausgemacht, daß dieselbe vielmehr „in einer Schule der Gottheit ist, die sie sich selbst nicht gegeben hat", und aufs Stärkste betont er die Abhängigkeit der Seele von dem ihr Alles zuströmenden All. Nach zwei Seiten schillert dabei diese Psychologie einmal ins Naturalistische, dann wieder ins Mystische hinüber. Wie er ehedem von der Logik verlangt hatte, daß sie, wenn Leben in ihre Gebeine kommen solle, in den Körper der Seelenlehre zurückverpflanzt werden müsse, so fordert er jetzt, daß die Seelenlehre mit dem Mark der Physiologie verbunden werden müsse. Indeß aber zu einer solchen physiologischen Seelenlehre der Grund und Boden erst durch zahlreiche Beobachtungen zu schaffen gewesen wäre, so begnügt sich unser Philosoph mit einem geistvollen, allgemeinen Abriß der natürlichen Werdegeschichte des geistigen Lebens. Dadurch eben bekömmt sein Naturalismus jenen mystischen Anstrich, der ihn in Spinozistische Anschauungen einmünden läßt, und im Zusammenhang damit jenen poetischen Anstrich, der seiner ganzen Darstellung einen Schwung verleiht, sie mit einer Fülle von Bildlichkeit ausstattet, welche an Platon erinnert und sich in gleichem Maaße in keiner anderen gleichzeitigen Herderschen Schrift wiederfindet. Auch mit seinen religiösen Grundanschauungen versöhnt sich endlich auf diese Weise sein Naturalismus. Denn das einartige Gesetz, das er in dem ganzen Weltall walten und von der unorganischen Natur hinauf bis zum Licht des Gedankens und des Wollens sich manifestiren sieht, fällt ihm ja inallewege zusammen mit der Wirksamkeit des Schöpfers, der das geistige Band zwischen den Dingen und der Empfänglichkeit der organischen Wesen geknüpft hat, dessen väterliche Weisheit und Güte uns an und durch alle Handlungen unserer erkennenden, wollenden Seele übt und dessen Geist uns frei macht, wenn wir im reinsten Erkennen und Wollen ihn lieben.

Zu einer Art von systematischem Ganzen jedoch rundet sich diese dilettantisch-eklektische Lehre, dieser idealisirte Naturalismus erst mit jenen erkenntnißtheoretischen Sätzen ab, die uns an der Schwelle unserer Schrift begegneten. Es giebt keinen andern Schlüssel, so hörten wir, in das Innere der Dinge einzudringen, als den von der Analogie unseres eignen Wesens entnommenen. Der Satz also, daß unser Erkennen uns von dem Weltall zugeströmt wird, biegt sich in den anderen um, daß wir von dem, was außer uns ist, nur Begriff haben nach Analogie unserer Subjectivität. Die Natur läutert sich zum Geist herauf: aber wiederum begreifen wir die Natur nur als ein

Geistiges. Auf eben dieser im Kreise in sich zurückkehrenden Doppelanschauung beruhte die am Schlusse des Jahrhunderts auftretende Naturphilosophie, — die nachmals von Herder so leidenschaftlich gehaßte Identitätslehre. Mit vollem Rechte ist gesagt worden, daß unser Schriftchen Vieles vorausnehme, was die Novalis, die Schelling und Genossen zu Paradoxien zugespitzt oder zu Systemen erweitert hätten [1]). Die von Herder behauptete Nothwendigkeit, Alles nach menschlicher Analogie zu beurtheilen, verwandelt sich auf Grund des Fichteschen subjectiven Idealismus zu dem systematisirten Dogma, daß die Natur nichts Anderes als unser Ich sei; und durch die Verbindung dieses Dogmas einestheils mit naturwissenschaftlichen Anschauungen, anderentheils mit Spinozas Lehre von der unendlichen Substanz wird von Schelling der Versuch gemacht, die Natur als eine Stufenfolge von Entwicklung darzustellen, die, weil sie nur der Reflex des Ich ist, mit nichts Anderem enden kann als mit der Hervorbringung der Intelligenz. Nicht unmittelbar haben die Romantiker von dem Verfasser der Schrift vom Empfinden und Erkennen geborgt; ganz neue Zwischenglieder waren erforderlich, um ihren Lehren diese Schärfe und diesen blendenden Firniß zu geben: ein innerer Zusammenhang findet darum nicht weniger Statt, und vor Allem ist es ein ferneres Zeugniß für die Genialität Herders, daß hier auf wenigen seiner Blätter eine Fülle von Ideen ausgestreut ist, die, als sie zwanzig Jahre später auf einem ganz anderen Boden wuchernd wieder aufschossen, zum Aufbau ganzer philosophischer Systeme ausreichten. —

Schon der Akademie gegenüber war es für den, der so über das Verhältniß von Empfinden und Denken urtheilte, unbequem gewesen, den zweiten und dritten Punkt der Frage getrennt von dem ersten zu behandeln. Er hätte sich jetzt dieser vorgeschriebenen Ordnung überheben können; statt dessen wirft er nur den zweiten und dritten Abschnitt in einen „Zweiten Versuch" mit der Ueberschrift: „Einfluß beider Kräfte in einander und auf Charakter und Genie des Menschen" zusammen; „von welchem Letzteren ein andermal mehr," fügt er in Parenthese hinzu und deutet damit an, wie sehr er das Folgende als einen bloßen Anhang zu dem Vorangegangenen betrachtet. Vor Allem aber hebt er sich über den Standpunkt der Akademie hinaus durch den eigenthümlichen, nur aus der Entstehungsgeschichte unserer Schrift erklärlichen Ton, den er in diesem „Zweiten Versuch" anschlägt: dadurch am meisten unterscheiden sich die letzten vierzig Seiten der gedruckten von den Schlußabschnitten der zuletzt bei der Akademie eingereichten Abhandlung. Es ist, als ob nun alle Rücksicht auf die gelehrte Körperschaft vollends abgeworfen werden solle, als ob der Verfasser sich mit seiner Freiheit etwas zu gute thun wolle. Er läßt sich gehen; er steckt gelegentlich die Miene des Spottes

[1]) Julian Schmidt in der Einleitung zu der Brockhausschen Ausgabe der Ideen zur Geschichte der Menschheit, S. XL.

auf; das Ganze bekömmt den Charakter der geistvollen, mit Laune gewürzten Plauderei.

Um Anwendung, Erläuterung, Exemplificirung der vorgetragenen Theorie ist es zu thun. Die Abhängigkeit des Denkens vom Empfinden bewährt sich beim einzelnen Menschen; darum, beispielsweise, wird das rechte Lesen eines Buches divinirend auf die Seele des Autors zurückzugehen haben — ein Satz, den wir schon aus dem Torso kennen. Dieselbe Abhängigkeit in Beziehung auf ganze Nationen und deren geschichtliche Entwicklung. Die Gedanken der Herderschen Geschichtsphilosophie, ein aus Hamanns Sokratischen Denkwürdigkeiten entnommenes Motiv und Anderes wird in essayistischer Form hingeworfen. Jene Abhängigkeit bestätigt sich endlich bezüglich des Verhältnisses der allgemeinen Menschenempfindung zur allgemeinen Menschenvernunft — es folgt ein Ausfall auf den Mißbrauch, der von den „moralisch-philosophischen Philistern" mit dem letzteren Begriffe getrieben werde. Und immer willkürlicher, immer mehr ein Quodlibet von sehr subjectiv gefärbten Gedanken oder gar nur von Herzenserleichterungen wird unser „Versuch" da, wo er nun die umgekehrte Frage — die „lichte, herrliche Frage", wie es ironisch heißt —: was wirkt unser Denken aufs Empfinden? beantworten will. Die Antwort ist fast nur eine Anklage der Gegenwart, die in Erziehung und gesellschaftlicher Einrichtung überall auf die Trennung von Erkenntniß und Empfindung ausgehe. Wir kennen dies Motiv schon aus dem Manuscript von 1774, nur daß es jetzt in freier Variation ausgeführt wird. Da ist eine Stelle, die der heutigen Trennung der Kräfte, Stände, Dienstleistungen, Berufs- und Lebensarten die Stärke und Ganzheit des Menschendaseins in der schönsten Zeit der Griechen entgegenstellt — eine Stelle, die sich ganz wie der Text zu Schillers Ausführungen in den ästhetischen Briefen, zu den übertreibenden Klagen in Hölderlins Hyperion ausnimmt. Spott und Anklage weckt zuletzt den Ton der Hoffnung; als Ideal schwebt unserm Verfasser der schließliche Sieg einer Aufklärung vor, die von Religion nicht verschieden ist, — und ehe wir es uns versehen, spricht wieder der Erläuterer zum Neuen Testament, der seine Meinung nicht besser glaubt bekräftigen zu können, als durch den Hinweis auf den Sohn Gottes, dessen Licht Wärme, dessen Wahrheit ewiges Leben war und der uns den Segen nachließ, daß Alles zu Gott kommen werde, was in ihm gethan sei. Aber rasch bricht er ab, da dieser „Schwung vielen Lesern zu hoch scheinen dürfte", um zuletzt noch die Frage vom Genie und Charakter zu beantworten, „die mehr im Gesichtskreise und nach der Lust unserer Zeit ist". Viel eher eine Kritik jedoch als eine Beantwortung der akademischen Frage ist es, wenn er sich auf das Spielwerk einer Eintheilung der Genies, „und wie sich nun der Herr Verstand und die Frau Empfindung dabei verhalte", gar nicht, oder etwa nur mit einem Wink und einer Probe einlassen will. Nach seinem System ist Alles so einfach — all' die psychologischen Haarspaltereien, Begriffs-

und Wortklaubereien so überflüssig! Wie spottet er über die geniereichen Franzosen, die so witzig-geistlos wie Helvetius, so geschraubt-bombastisch wie Thomas über das Genie geredet! Nicht was die Pöbelsprache Genie nennt — die einseitige, übertriebene Ausbildung einer oder der andern Seelenkraft —, sondern gesunde, kräftige Zusammenwirkung aller, und also „jeder Mensch von edlen lebendigen Kräften ist Genie auf seiner Stelle.“ Und wiederum: „was in Absicht auf Seelenkräfte Genie heißt, ist in Absicht auf Willen und Empfindung Charakter,“ und Beides nur „lebendige Menschenart“. Daher nun eine Philippica gegen die Geniesucht, gegen das Knabengeschrei vom angeborenen Enthusiasmus des Genies. „Der wahre Mensch Gottes fühlt mehr seine Schwächen und Grenzen, als daß er sich im Abgrund seiner „„positiven Kraft““ mit Mond und Sonne bade.“ Im Zusammenhange damit köstliche Winke zur Pädagogik — Winke eines Mannes, der aus der Erfahrung seiner eignen Jugend und des Ringens mit sich, der sittlichen Arbeit am eignen Innern redet. Das Ganze endlich, nach Wiederholung des Hauptgedankens — all' unser Denken aus und durch Empfindung entstanden — ausklingend abermals in religiöse Motive. Keiner der Gedanken aus den älteren Redactionen geht verloren. Auch nicht die Andeutungen über die Unsterblichkeit, die nur geglaubt, nicht metaphysisch aus dem Begriff der Monade demonstrirt werden könne. Noch die Schlußzeilen stellen der Religion im Gegensatz zu der demonstrirenden Philosophie ein Zeugniß aus. In ihr eben — das ist das Siegel ihrer Wahrheit — ist Erkennen und Empfinden ganz und gar Eins. „Ihr Erkenntniß ist lebendig, die Summe aller Erkenntnisse und Empfindungen, ewiges Leben. Wenn's eine allgemeine Menschvernunft und Empfindung giebt, ist's in ihr, und eben das ist ihre verkannteste Seite.“ —

III.

Zur Plastik.

Es war nicht zufällig, daß Herder mit der Herausgabe der alten Preisabhandlung im Jahre 1778 die einer in ihrem ersten Theil soviel älteren Arbeit, der Plastik, verband; erscheinen doch beide auch ihrem Inhalt nach als Zwillingsschwestern, deutet der Verfasser doch selbst an, daß das in der Schrift vom Erkennen und Empfinden nur im Allgemeinen abgehandelte Capitel von der Empfindungsart der einzelnen Sinne ihm seine älteren Aufsätze darüber — die Ausführungen der Plastik — wieder in die Erinnerung und unter die Hand gebracht hätten[1]). Während der Bückeburger Zeit kam es zur Sammlung und abschließenden Redaction jener Aufsätze nicht, wohl aber entstand ein neuer Aufsatz, der nach des Verfassers Meinung gleich-

[1]) Vom Erkennen und Empfinden, S. 28.

falls dereinst in die Plastik Aufnahme finden mochte. Mit der ersten Niederschrift der Preisschrift vom Erkennen gleichzeitig entstanden, convergirt er mit dieser in der Frage des Unsterblichkeitsglaubens zu einem gemeinschaftlichen Ziele.

Wie zur Erheiterung in der trüben Zeit, in der ihn der Tellersche Brief so tief verstimmt hatte, scheint Herder den Aufsatz: „Wie die Alten den Tod gebildet" geschrieben, oder doch redigirt zu haben. Er schickte ihn am 4. October 1774 an Zimmermann für das „Hannoversche Magazin", ein litterarisches Beiblatt der „Hannoverschen Anzeigen", und hier erschien der Aufsatz anonym im 95. und 96. Stück, vom 28. November und 2. December [1]).

Schon die Ueberschrift enthält deutlich die Beziehung auf die bekannte kleine Schrift Lessings. Daß den Griechen der Tod in der Vorstellungsart ihrer Kunst nichts als ein Jüngling gewesen, der mit gesenktem Blicke die Fackel des Lebens auslöscht — diese schon wegen ihrer Anmuth so ansprechende, diese „beneidenswerthe Entdeckung Lessings" will der Aufsatz nur „etwas genauer erklären". Er geht aus von dem zweiten der von Philostratus beschriebenen Gemälde, auf welchem nach des Beschreibers Erklärung der Jüngling mit der umgekehrten Fackel nicht der Tod, sondern Komus, der Gott der Fröhlichkeit ist. Das scheint, sagt Herder, aber es scheint auch nur einen Einwand gegen die Lessingsche Behauptung zu begründen. Man fasse dieselbe nur richtig. Den Tod nämlich, Thanatos, diesen Unterirdischen, personificirten die Griechen gar nicht; für künstlerische Darstellungen schufen sie sich statt dessen in euphemistischer Tendenz den Bruder des Schlafs, und dieser also — nicht der eigentliche Thanatos — ist der die Fackel verlöschende Jüngling; ein Genius des Lebens, der nun die Fackel des Lebens senkt — so gut wie Komus auf dem Gemälde des Philostratus, ohne daß diese Vorstellungen einander widersprächen, die Fackel der Lust und Fröhlichkeit. An den Denkmälern sofort sucht der Aufsatz diese Deutung des griechischen Todesbildes auf „den Vicar des Todes" zu bestätigen, so zwar, daß er von ihr aus rückwärts ein paar Denkmäler neu und anders als üblich zu deuten versucht. Herder hatte in Mannheim die als Kastor und Pollux bezeichnete

[1]) Herausgegeben wurde damals das Magazin (es erschien wöchentlich zwei Mal, je ein Bogen 4°) von dem Assessor von Wüllen; zwischen ihm und Herder vermittelte Zimmermann. Vgl. darüber und über die anfänglichen Bedenken des Redacteurs wegen der theologischen Stellen des Aufsatzes: Zimmermann an Herder, vom 14. October 1774, und Herders Antwort bei Bodemann, a. a. O. S. 322. Auch besonders gedruckt wurde die Abhandlung: Zimmermann an Herder, 21. December 1774. Herder erwähnt sie in der Vorrede zur Zweiten Sammlung der Zerstr. Bll. S. XII. Zu den ersten bewundernden Lesern gehörte auch Graf Wilhelm (Gräfin Maria an Caroline, 27. December 1774), und als im folgenden Frühjahr auf dem Landsitz zum Baum Gartenanlagen geplant wurden, da durfte am Eingange eines Wäldchens, in welchem den geliebten Todten Denkmäler gestiftet werden sollten, auch „der Jüngling mit der umgekehrten Fackel, aus Herders Schrift" nicht fehlen (dieselbe an dieselbe, 29. April 1775).

Gruppe aus der Villa Ludovisi gesehen — für ihn nicht Kastor und Pollux, sondern die Brüder Schlaf und Tod. Er hatte ebendort die schöne Gruppe Amor und Psyche gesehen und schon damals an seine Braut geschrieben, daß er die beiden Figuren für Leben und Tod halte[1]); er sucht jetzt zu zeigen, daß die Gruppe darstelle, wie der letzte Schlaf, der Tod, die Seele küßt. Er kömmt weiter auf die Symbolik aller dieser Darstellungen. Für die schon im Ersten Kritischen Wäldchen gegen Lessing behauptete, von diesem dann wieder bestrittene Meinung, daß Pausanias den Schlaf und seinen Bruder im Arme der Mutter Nacht vielmehr mit verzogenen, krummen, als mit übereinandergeschlagenen Füßen ruhen lasse, konnte er sich jetzt auf die Ausführungen eines Aufsatzes seines Freundes Heyne berufen. Allein noch ein anderes Argument für seine Meinung bringt er bei, in welchem wir den Einfluß seiner für die Aelteste Urkunde unternommenen Studien, seine Neigung für genetisch-historische Erklärungen, seinen Sinn für das Symbolische erkennen. Er erklärt die griechische Vorstellung aus ihrem ägyptischen Ursprung. Die alte Mutter Nacht in der Darstellung auf dem Kasten des Kypselos ist ihm die Mutter der Götter, die Latone, deren Sohn der hinkende Harpokrates war, — hinkend, um das Schwankende, Schwebende des Schattenreichs anzuzeigen; es war also, meint er, alte ägyptische Tradition, die die Griechen durch eine leichte Wendung edel verschönten. Die weiteren Symbolauslegungen unseres Aufsatzes aber schließen mit dem Hinweis ab, wie schon das Alterthum im Tode eine höhere Genesung — den Gedanken der Unsterblichkeit geahnt habe. Ja, der Unsterblichkeitsglaube klingt in zahlreichen sinnigen und schönen Bemerkungen, einer Melodie gleich, die man aus der Ferne vernimmt, durch den ganzen Aufsatz hindurch. Auch diese archäologische Untersuchung verläugnet das religiöse Element nicht, in dem während all' dieser Zeit die Seele des Verfassers athmete. Von Lessings Todesabhandlung findet er ohne Mühe den Weg zu dem geistigen Kern von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit. Wir hören eben wieder den Verfasser der „Erläuterungen", wenn er am Schluß der Abhandlung die christliche Glaubensvorstellung den Ahnungen der vorchristlichen Zeit gegenüberstellt. Uns, so sagt er, dem Sinn nach ganz übereinstimmend mit dem Schlusse der Abhandlung vom Erkennen und Empfinden, hat Christus, selbsterweckt, nicht sowohl Unsterblichkeit als vielmehr Auferstehung der Todten erwiesen. Die feinste, überirdische Hoffnung ist damit in die edelste Sinnlichkeit verwandelt! Nicht mehr mit Träumen von Ruhe oder von Seelenwanderung dürfen wir ringen, sondern — „du bist Mensch und sollst Mensch bleiben, Mensch aber, der sich einst zu deinem Jetzt verhält, wie die volle Aehre zum kleinen Saatkorn". Mit alledem indeß hat Herder, der Theolog, nicht aufgehört, der feinfühlende Verehrer der Griechen und ihres Schönheitssinns zu sein. Eben durch das menschlich Sinn-

[1]) 6. November 1772, A, III, 371.

liche der christlichen Unsterblichkeitshoffnung scheint ihm diese der Bildlichkeit der griechischen Phantasie verwandt zu sein. Die christliche Kunst darf ihr „Gothenthum" abwerfen und sich an die edlen Bilder der Griechen halten — sie wiche damit nicht „vom Fußtritt der Offenbarung". —

Nur Wenigen wird bisher diese Herdersche Abhandlung in einem verschollenen Provinzialblatt bekannt gewesen sein: wer dagegen kennt nicht den gleichnamigen Aufsatz in Briefform in der Zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter vom Jahre 1786 [1]? Es ist die vollere Ausführung und Erweiterung der älteren Abhandlung. Auf Grund eines reicheren gelehrten Materials, einer vermehrten, wenn auch nach Lage der Dinge noch immer sehr lückenhaften und der Berichtigung bedürftigen Denkmälerkunde hebt Herder hier zunächst mit Nachdruck den Unterschied zwischen mythologischen Göttern und allegorischen Wesen hervor; anknüpfend an die fein unterscheidende Sprache der Griechen, geht er die verschiedenen Schattirungen durch, die der Todesbegriff bei ihnen gehabt habe; er sucht vorsichtiger auseinanderzuhalten, wie weit der Tod durch das Bild des Schlafes dargestellt oder nur angedeutet worden; er läßt sich weiter auch auf die mannigfachen verwandten tröstenden Vorstellungen ein, mit denen die Alten ihre Gräber geschmückt, und gelangt so zu dem Ergebniß, daß der Genius mit der Fackel „nicht der ausschließende, nicht der personificirte Begriff des Todes mit Allem, was dieser Name in sich faßt, sondern der personificirte Begriff der Ruhe des Körpers im Grabe gewesen, der keine anderen Ideen von dem, was vorherging oder folgte, ausschloß".

So ist die spätere Abhandlung, abgesehen von der unzutreffenden Bestreitung, mit der sich der sechste Brief gegen Lessings Meinung über die Skelette auf den Denkmälern als Larvae wendet, ohne Zweifel eine nicht bloß vermehrte, sondern verbesserte, eine durch Gründlichkeit, durch Umsicht und Feinheit sich auszeichnenede neue Auflage der früheren. Daß die ehemalige Deutung der Gruppe Kastor und Pollux zurückgenommen, daß Amor in der anderen Gruppe nun doch Amor sein und die Apulejische Fabel auf Grabdarstellungen nur dazu verwandt sein soll, um die Schicksale der abgeschiedenen Psyche zu symbolisiren — auch das dürften Vorzüge der jüngeren vor der älteren Abhandlung sein. Der Hauptsatz indeß, die eigentlich entscheidende Berichtigung der Lessingschen Behauptung findet sich bereits in dem „unreifen ersten Entwurf", und, wie unreif er sei, er hat die ganze Frische, verbunden mit der gedrungenen Gedankenfülle, der Uebersichtlichkeit und ansprechenden Einfachheit einer ersten Conception. Nur diese frühste Gestalt endlich bewahrt die Erinnerung an den damaligen theologischen Positivismus Herders in voller Stärke: der Aufsatz von 1786 spricht nicht mehr von der Auferstehung der Todten und preist nicht mehr die edle Sinnlichkeit, die damit die Un-

[1]) Daselbst S. 273 ff.; vgl. die schon citirte Stelle der Vorrede S. XI u. XII.

sterblichkeit erhalten habe, sondern begnügt sich zu sagen, daß das Christenthum die Hoffnung eines anderen Lebens zum Volksglauben gemacht und an sie die erhabensten Wahrheiten der Vernunft und Menschenwürde geknüpft habe.

Lessing und Herder, dies Doppelgestirn ist allemal erfreulich und glückverheißend, so oft es unseren Blicken sich darstellt. Hier wieder, wie in der Besprechung der Lessingschen Fabeltheorie, wie in dem Wäldchen über den Laokoon, wie in der kurzen Kritik der Anmerkungen über das Epigramm, hebt sich die Eigenthümlichkeit des einen und des anderen Geistes aufs Hellste hervor, indem beide sich wechselseitig beleuchten. Die Entdeckung ist Lessings, die Berichtigung ist Herders. Man erwehrt sich des Wunsches nicht, daß es dem Letzteren bei so gewagten kritischen Gängen, wie er sie in den theologischen Schriften dieser Periode unternahm, vergönnt gewesen wäre, die Stimme eines Freundes zu vernehmen gleich der des Herausgebers der Wolfenbüttler Fragmente. Hätte ihn dieser auch in theologischen Dingen zur Ordnung gerufen, oder gar ihm vorgearbeitet — welch ein heilsames Gegengewicht gegen den Uebereinfluß der Hamann und Lavater! Statt dessen kam ihm die Stimme des klar sehenden Mannes für jetzt nur aus weiter Ferne. Lessings Dritter Beitrag „Zur Geschichte und Litteratur" mit dem ersten Fragment eines Ungenannten „Von Duldung der Deisten" lag Herder vor, als er an Hamann schrieb: „Der Einzige, der mich, wohin er sich schlage, interessirt, ist Lessing. Aber auch bei dem ist's aus seinem neuen Beitrage abzusehn, daß er seine geliebten Deisten nicht verlasse. Auch er bleibt also, wo er ist." Ein Jahr zuvor hatte doch derselbe Lessing in seinem Ersten Beitrag, in dem Aufsatz „Leibnitz von den ewigen Strafen", gegen Eberhards „Apologie des Sokrates" die kirchliche Lehre in der scharfsinnigsten Begründung und mit der sinnreichsten Deutung vertheidigt. Sogar Hamann war darüber dem „ehrlichen Manne", weil er sich „der guten Sache angenommen", „zum ersten Male recht gut geworden", und Herder hatte seiner Freude darüber, daß Lessing „sich den neuen allermenschenfreundlichsten Heidenseligmachern mit Wink und Stoß widersetzt habe", auch öffentlich, in der Königsbergischen Zeitung einen Ausdruck gegeben [1]). Man sieht, was ihm Lessings Urtheil galt, und wie gern, wenn möglich, er sich mit ihm verständigt hätte! Erst auf einem späteren Stadium seiner Entwicklung jedoch, und ganz entschieden erst als Lessing nicht mehr war, ging er auch in theologischen Dingen den Fußtritten des großen Vorgängers nach. „Die Lampe meines Geistes," schreibt er an v. Hahn [2]), „brennt von gar zu nassem Feuer: sie hat immer Oel der Leidenschaft nöthig und das ist so grob und wässerig, — daher denn Alles,

---

[1]) Herder an Hamann, Hamanns Schr. V, 137; Hamann an Herder; ebendas. S. 67; Herder an Hamann, ebendas. S. 74; „Gefundene Blätter" in der Königsberger Zeitung vom Februar 1774 nach dem Abdruck „Im neuen Reich" 1873, II, 521.

[2]) Lisch, a. a. O. S. 122.

was ich schreibe und denke, dampft". So, in der That, sind die theologischen Schriften der Bückeburger Zeit geschrieben und gedacht. In diesem Dampf der Leidenschaft und der Phantasie erstickt das Licht des kritischen Verstandes oder es flackert in der unstätesten Weise, wenn er auf eigene Hand auf große Entdeckungen in der Urzeit der Menschengeschichte oder auf dem Felde der Mythologie und Sage, der religiösen und der apokalyptischen Litteratur ausgeht; wo dagegen auf dem sicheren Boden äußerer oder innerer Thatsachen ein reiner Verstand die Pfade bereits gelichtet hat, da weiß er, nachdringend, selbst im Dämmer so Manches zu gewahren, was eben nur die Ahndung, nur der vom Oel der Leidenschaft und Phantasie getränkte Geist, nur der unstät bewegliche Blick zu sehen im Stande ist und woran der reine Verstand achtlos vorübergeht. Den rohen Block zur Statue zu gestalten, ist sein kritisches Talent viel zu stumpf und unsicher: er wird im Formlosen und wenn die Massen zu groß sind, vielleicht im Ungeheuerlichen hängen bleiben; aber er gerathe an den schon fertigen Entwurf eines besonnenen, formenkundigen Meisters, und er wird denselben noch meisterhafter ausführen, indem er der Sauberkeit der Umrisse die Anmuth und Wärme, die Weichheit und das Leben hinzufügt, wodurch das Richtige erst wahr und das Wahre noch wahrer wird. —

Gerade das Interesse für die bildende Kunst indeß gab ihm auch zu dem Antipoden Lessings, zu Lavater, neue Beziehungen. Die Grübeleien Herders über die Plastik, sofern sie im Körper den Boten der Seele, in der äußeren Gestalt den Ausdruck des Innern zu entdecken suchten, berührten sich mit den Bemühungen Lavaters, durch physiognomische Beobachtung in die Tiefen menschlicher Charaktere zu spähen. Mit dem Gedanken der Aeltesten Urkunde, daß der Mensch das Ebenbild Gottes, und als solcher ein Inbegriff aller Schöpfung sei, eröffnet Lavater den Ersten Band seiner Physiognomischen Fragmente; in der abenteuerlichsten Weise verfolgt Herder eben diesen Gedanken auch in einem seiner Briefe an den Zürcher Freund [1]) bis zu schematischer Parallelisirung des Weltbaues mit dem Bau der menschlichen Gestalt, und ausdrücklich bezeichnet er dabei sein der Vollendung noch harrendes Werk, die Plastik, als ein Gegenstück zu des Freundes Physiognomik. Jenes verhalte sich zu dieser wie rohe Bildhauerei zur feinen Malerei, dennoch aber ruhe diese auf jener. So erkennt er die Berechtigung der physiognomischen Betrachtungen und die Verdienste des Mannes mit der „scharf-zarten Bemerkungsgabe" durchaus an; zugleich jedoch sucht er seinerseits eine tiefere Grundlage und verhehlt nicht, daß er die feine Arbeit des Physiognomen durch solidere und werthvollere Untersuchungen glaubt überbieten zu können. Schon vor dem Erscheinen seines „Ersten Versuchs" hatte Lavater als einen Beitrag dafür von dem Freunde eine Charakteristik Luthers erbeten. Er wiederholt später die

[1]) Vom Mai 1774, A, II, 102. 103.

Bitte um diesen, um irgend welche andere Beiträge, und darauf hin erfolgt nun von Herder eine Antwort, die so bescheiden, so unterordnend beginnt und zuletzt doch so hoch hinausweist[1]! Er selbst tauge ganz und gar nicht zum Physiognomen; denn er zeichne nicht, habe ein blödes, flüchtiges, sehr ungewisses Auge, und ein inneres Fassungsvermögen, blöder, flüchtiger, ungewisser als Alles. „Ein Physiognom ist ein so Auserwählter Gottes wie ein Dichter: sein Auge muß wie der Blitz treffen, kann er Empfindung zeichnen, Geist malen. Insonderheit, da Du von sehr Feinem, dem Malerischen der Physiognomik auszugehen scheinst, wo ich Dir bloß wie einem fliegenden Engel nachsehe — und krieche und blinze und lebe wie Maulwurf." Alsbald jedoch werden Bedenken laut gegen das Wagniß der physiognomischen Deutung: der Mensch ist kein Plasma einer Leimmaske, sondern eine Welt lebendiger Kräfte; Gesicht und Gestalt sind nur wie das Zifferblatt einer Uhr, an dem man wohl sehen kann, was die Zeit ist, nicht aber wie und mit welchen Gewichten die Uhr treibe. Demnächst Andeutungen über die geistige Bedeutsamkeit der einzelnen Theile des Körpers — Bruchstücke aus seiner künftigen Plastik. Endlich Winke, die das Ziel der Physiognomik fast schwindelnd hoch stellen. Herder überschwärmt den Schwärmer, wenn er der angeblichen Wissenschaft die Aufgabe stellt, das Bild Gottes, den pneumatischen, idealen Menschen, der, nur unentwickelt, in einem Jeden vorhanden sei, in Stufen und Gängen und Graden der Vollkommenheit anschaulich zu zeigen! Den irdischen, psychischen Menschen habe Niemand besser gekannt und darstellend gedeutet als die Griechen: die christliche Physiognomik habe jenen geistigen Menschen, der z. B. in Jesu ganz gewesen und die Verklärung seines Leibes auf Tabor verständlich mache — den habe die christliche Physiognomik „mit Sonnenstrahl zu zeichnen", habe zu zeigen, wie auch jetzt schon unter Irrthum und Krankheit jeder Zug des noch verschatteten, gebundenen Geistes nach Herrlichkeit und Offenbarung strebe!!

Zwischen Kritik und Idealisirung schwankt auch fernerhin das Urtheil Herders über das Treiben des Freundes auf diesem Gebiete. Er tadelt, nachdem er den Ersten Band der Physiognomischen Fragmente gelesen, die populäre Geschwätzigkeit des Buchs, er sagt dem Verfasser ins Gesicht, daß der Ausdruck „ewige Apologie oder unbestimmte Ausschüttung" sei, die „umherwirble", statt nach dem Muster eines Linné und Buffon knapp und charakteristisch zu sein; durchaus unzufrieden erklärt er sich gegen Zimmermann mit der ihn selbst betreffenden Charakteristik im Zweiten Bande, die „kein wahres Wort, keinen Stachel, nichts Bestimmtes" enthalte[2]). Zugleich jedoch stellt er

---

[1]) Lavater an Herder, 4. Februar und 16. November 1774, A, II, 88 u. 120; Herder an Lavater, 20. Februar 1775, S. 122 ff.

[2]) An Lavater, 4. October (?) 1775, A, II, 142; an Zimmermann, bei Bodemann, S. 537.

sich zu dem Buche ähnlich wie zu den „Aussichten in die Ewigkeit": der Sinn, die Tendenz des Physiognomen ist ihm innigst zusagend; er versteht es, wie er es in solchem Falle immer verstand, so zu lesen, daß er mit den Augen des Verfassers sieht, mit dessen Herzen empfindet; er findet, was er sucht und wünscht, nimmt, indem er dem Verfasser seine Grundsätze „mit heiligem Spähen abahndet", Erstrebtes für Geleistetes und entdeckt daher wirklich „rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann, — des Gewächses der Ewigkeit". Bei diesem Verhältniß zu dem Buche ist er dann auch gern bereit, dem Seher, der unter der Last des unternommenen Riesenwerks keuchte und von überall her Beiträge zusammenbettelte, seine hülfreiche Hand zu leihen. Er sendet dem Bittenden allerlei „Flicke" und „Rhapsodien" zur Fortsetzung der Physiognomik, eine Charakteristik Hamanns, eine dergleichen von seiner Gräfin, Auszüge aus Mystikern, Philosophen und Dichtern, „ein Netz von faulen und guten Fischen" und verspricht noch mehr — am liebsten etwas über seinen lieben Luther, den er so innig kennt, und über Melanchthon zu liefern [1]). Er setzte endlich seiner Freundschaft für Lavater und seiner Sympathie mit dem Geiste der Physiognomik ein öffentliches Denkmal in der ausführlichen Besprechung der beiden ersten Bände im Jahrgang 1776 der Lemgoer Auserlesenen Bibliothek. Schlecht genug hatte diese Zeitschrift, die seit dem Jahre 1772 als eine Rivalin der Nicolaischen Bibliothek erschien und diese an Seichtigkeit noch übertraf, ihm selber mitgespielt. Erst die „Briefe zweener Brüder Jesu" hatten — als ein Verlagswerk der Meyerschen Buchhandlung, von der auch die Bibliothek ausging — Gnade vor der Lemgoer Kritik gefunden. So waren es rein äußerliche, geschäftliche Beziehungen, welche Herder, wie sehr er alles Recensiren verschworen hatte, in diese ihm übrigens sowenig zusagende Gesellschaft brachten. Um Bücherschulden zu tilgen, halb und halb mit bösem Gewissen und darum, wie er an Hamann schreibt, unter der Chiffre 666, der Zahl des apakalyptischen Thieres, warf er eine Anzahl Recensionen in das „Kothjournal" [2]). Wunderlich genug nehmen sich dieselben unter dem Haufen

[1]) Vgl. in der Herder-Lavaterschen Correspondenz A, II, 146. 151. 152 — 156. Den wirklichen Antheil Herders an der Physiognomik wage ich trotz dieser Briefstelle nicht zu bestimmen. In den Schlußbemerkungen im Vierten Bande der Physiognomischen Fragmente, S. 486, wird Herders Hülfe neben der Anderer nur im Allgemeinen erwähnt. Bestimmt ist auf Herder nur die von Lavater „gewässerte" (A, II, 161) Charakteristik Hamanns (2. Bd., S. 285) zurückzuführen, die dann der Physiognom im Dritten Bande, S. 28. 29 noch mehr wässerte. Außerdem werden die im dritten Abschnitte des Vierten Bandes aufgeführten „Stellen aus verschiedenen Schriften" von Herder Mitgetheiltes enthalten.

[2]) Außer den schon früher citirten Recensionen Herderscher Werke in der Lemgoer Bibliothek findet sich die über die Philosophie der Geschichte VII, 90 ff., die über die Erläuterungen VIII, 534 ff. und die über die Briefe zweener Brüder ebendas. S. 460 ff. Herders Recensionen sind, jedoch nicht ganz vollständig, SW. zur Litt. XX, 413 ver-

dürren Holzes aus, das sonst auf diesem Boden gewachsen ist. In einem Blatte, welches den Stempel der Nüchternheit an der Stirn trägt, tritt der Stimmführer der Sturm- und Dranglitteratur für eine der verrufensten Schwärmereien ein, wird er zum Lobredner und Vertheidiger Lavaters und seiner Freunde. Lobrede und Vertheidigung, die wärmste und ausführlichste Empfehlung ist die Anzeige der beiden Bände der Physiognomik. Selbst den handgreiflichen Schwächen des seltsamen Buchs weiß dieser Recensent ein Gutes abzugewinnen, ja das Allerbeste davon auszusagen. Er preist nicht nur die Tiefe der empfindenden Erkenntniß alles Menschlichen und der Menschenliebe, die sich darin offenbare: auch das planlos Lockere und Zerfahrene der Lavaterschen Bemerkungen und Ergüsse soll der echte Geist keimender Wissenschaft sein; selbst die ermüdende Breite der Charakteristiken wird mit Hinweis auf Homer und alle seelenmalenden Dichter beschönigt, die Neuheit und Eigenheit des Ausdrucks aber der sprachschöpferischen Genialität Klopstocks verglichen. Eine einzige Stelle der Recension des Zweiten Versuchs, anknüpfend an Lavaters Bemerkungen über die Physiognomie des Sokrates, deutet auf die Grenze der physiognomischen Kunst und auf eine „höhere Physiognomik“ hin, die den Werdeproceß, die Kämpfe und Erlebnisse des inneren Menschen in Betracht zu ziehen hätte. An anderen Stellen indeß wird diese mystische Idee gerade als die leitende auch in dem Lavaterschen Buche gefunden, wird dem Verfasser im Sinne des höchsten Lobes der Beiname „des Theologen“ zugesprochen. Eine Lobrede, wie die ganze Recension, ist insbesondere auch die in Lavaters eigner Weise gehaltene Charakteristik des „lieben, hellen, festen, ruhigen Sehers“, mit welcher die Besprechung des Ersten Bandes schließt. Lobrede und Vertheidigung sind nicht minder die Anzeigen von Pfenningers „Appellation an den Menschenverstand“ und

---

zeichnet; wiederabgedruckt ist nur die über Lavaters Zweites Fünfzig christlicher Lieder (X, 486 ff.) in SW. zur Litt. XX, 332 ff. und die über Gesneri Isagoge (IX, 548 ff.) in SW. zur Philosophie X, 300 ff., so daß der Suphanschen Ausgabe eine bedeutende Nachlese bleibt. Die Briefstellen, die sich auf Herders Mitarbeit beziehen, finden sich A, II, 160. 168. 367. 369. 374. Noch wegwerfender als gegen Zimmermann (bei Bodemann, S. 337), spricht sich Herder über seine Beiträge in der im Text erwähnten, in Hamanns Schr. V, 184 unterdrückten Briefstelle aus. Die Recensenten in dem „Lemgoer Dreck,“ schreibt er, „charakterisiren sich mit Zahlen, wie Wilkes, und da ich, Bücherschulden wegen, in den zwei letzten Theilen auch ein paar Recensionen hineingeschmissen, konnte ich nichts, als die Zahl des Thieres 666 nehmen. Ich bin aber der Journalkritik feind und habe nichts als Lavaters Physiognomik, Th. 1 u. 2, Gesneri isagoge cum commentario Niclasi, Pfenninger Apellation, für Lavater angezeigt. Haben Sie einmal einige Minuten zu verlieren, so lassen Sie Sich das Kloakpapier holen. Hinter Lavater Phys. Thl. 2 stehen auch einige Reihen über Tönnies Offenbarung Johannes, die (oder vielmehr den Mann selbst) mir Claudius sehr gerühmt hatte. — Ist aber Alles der Rede nicht werth und nur Auswurf, zu dem ich gequält bin und wo mir der Stuhlgang mit drei Rthlrn. bezahlt wurde.“

von Lavaters „Schreiben an seine Freunde“ — Anzeigen, welche die parteiische Freundschaft Herders auf Zimmermanns Bitten verfaßte. Etwas bedingter klingt das Lob in der Anzeige von Lavaters christlichen Liedern. Alles in Allem jedoch zeigen diese Recensionen sämmtlich, wie es auch die Provinzialblätter und deren beabsichtigte Dedication zeigten, daß, unbedeutende Abweichungen ungerechnet, der Verfasser der Aeltesten Urkunde, der Bückeburger Herder, sich mit dem Verfasser der Aussichten und der Physiognomik solidarisch Eins fühlte. Auch wo er ihn übersieht, blickt er zu dem herzlichen Religionssinn des Mannes mit anerkennender Bewunderung auf. Sogar der „drei Fragen von den Gaben des heiligen Geistes“, die auch ihn früher so kindisch gedünkt hatten, nimmt er sich in der Besprechung des Pfenningerschen Schriftchens an. Sogar mit dem Wunderglauben des Freundes weiß er sich in seiner Weise, indem er ihn läutert und begrenzt, zu befreunden, und der „Wasserdiät“ der zeitgenössischen Philosophie gegenüber, stellt er sich mit jenem auf den Standpunkt einer „höheren Philosophie“, welche eine höhere als die natürliche Ordnung anerkennt, unter das Panier der Religion, die sich zur Weisheit der Welt wie die Algebra zur gewöhnlichen Rechenkunst verhalte und der von Gott gegebene Schlüssel zu den der Vernunft unerreichbaren Unbegreiflichkeiten sei. —

IV.

Die älteste Redaction der Volksliedersammlung.

Eine unter den litterarischen Unternehmungen dieser Jahre gab es, die von dem Kreise theologischer Interessen weit genug ablag, um von der Gefahr mystischer Ueberschwänglichkeit unberührt zu bleiben, — eine Unternehmung, bei der die Unmittelbarkeit der kritischen Empfindung, des poetischen Gefühls, bei der alle die stärksten und glänzendsten Seiten des Herderschen Geistes so überwiegend ins Spiel kamen, daß ein Fehlschlagen dabei ausgeschlossen war. Echte, ursprüngliche Poesie, die Poesie der Volkslieder zu verkündigen, sie nachzufühlen und nachfühlend auszulegen, das war in viel höherem Maaße der Beruf dieses Mannes mit dem zartbesaiteten Gemüthe als die Verkündigung und Neubelebung der Religion, das war so ganz gerade *sein* Beruf, daß er hiezu keines Lessing, überhaupt keines Vorgängers und keines Wegweisers bedurfte.

Der Gedanke, dem Aufsatz über Ossian und die Lieder alter Völker eine praktische Folge zu geben, lag ihm sicher längst im Sinne. Vielleicht versteckt sich derselbe schon unter der Andeutung gegen Hartknoch, er könne leicht auch ihm noch einige fliegende Blätter, wie die bei Bode erschienenen, zu drucken geben [1]). Warum nicht selber thun, wozu der Ossianaufsatz aufgefordert hatte,

[1]) 10. August 1773, C, II, 44.

warum die Sammlung von Volksliedern, die er für sich längst besaß, die er fortwährend zu vermehren bedacht war [1]), — warum sie nicht Allen zugänglich machen? Er überschlug seine Schätze und sah, daß er reich genug war, um eine Sammlung, ähnlich wie die Percy'sche, ans Licht zu stellen und damit Hartknoch einen Verlagsartikel zu schaffen, der ausgezeichneten Abgang finden müsse. Offenbar war ihm die Zusammenstellung solch eines Büchleins neben den selbständigen Arbeiten, vor Allem neben der „Aeltesten Urkunde", nur leichte Nebenarbeit, eine Arbeit, die, ganz abgesehen von ihrem inneren Reiz, etwas abzuwerfen versprach, mit der er nicht bloß einen Theil seiner Verbindlichkeiten zu tilgen hoffte, sondern auf die hin er recht wohl weitere Vorschüsse von dem stets hülfsbereiten Freunde in Riga erbitten durfte. In demselben Sinne hatte er sich noch eine andere Arbeit, eine mit Zusätzen zu begleitende Uebersetzung der Schriften von Franz Hemsterhuis zurechtgelegt. Denn seit er im Jahre 1772 dessen Lettre sur les désirs kennen gelernt hatte, war er von der Verwandtschaft des holländischen Platonikers mit der Form seines eigenen Geistes lebhaft ergriffen worden. Er berührte sich mit ihm in der Entfernung von dem streng Systematischen, in dem Schwanken zwischen realistischen Neigungen und idealistischen Bedürfnissen, in jener skeptischen Stellung zur dogmatischen Metaphysik, die dem Mysticismus entgegentrieb, vor Allem endlich in der begeisterten Empfindung für das Sittliche, in der Ueberzeugung von der wesentlichen Einheit des Guten und des Wahren. Die Preisabhandlung vom Erkennen und Empfinden zeigt deutlich, wenn nicht die Abhängigkeit von Hemsterhuis, so doch die Verwandtschaft mit diesem. Eifrig las er, was er von den Schriftchen des Mannes erreichen konnte, der so viele seiner eignen Lieblingsideen in ihm aufregte, der, so meinte er, „im Vorreich der Welt mit ihm auf der Bank Eines Lehrers gesessen haben müsse." Und nun waren diese Schriftchen, zum Theil nur in wenig Exemplaren, nur für Freunde gedruckt, in Deutschland noch so wenig bekannt: die anziehende, genußreiche Arbeit des Uebersetzens und Commentirens ließ sich auch als ein gutes Geschäft in buchhändlerischer Rücksicht ansehen. Schon am 12. April 1773 machte er Hartknoch zu dem Unternehmen Lust, und Jahre hindurch behielt er es im Auge — bis er es dann endlich doch, obgleich er auch Boie zur Hülfe herangezogen hatte, — im Februar 1775, weil „zu viel auf ihm liege", fallen ließ [2]). Das

[1]) So wendet er sich 14. August 1773 an Lessing um „Beiträge zu deutschen Reliques of ancient Poetry"; so schickt ihm Raspe Abschrift eines morlackischen Liedes, desselben, wahrscheinlich, das sich Volksl. II, 167 findet (Raspe an Herder, vom 7. Juni 1773 handschriftlich; vgl. Herder an Raspe, Weimarisches Jahrb. III, 49); so hat er um Ueberbleibsel altdeutscher Gedichte an Fürstenberg geschrieben (3. November 1773, nach Fürstenbergs handschriftlicher Antwort vom 5. Januar 1774), um Schweizerlieder an Lavater (nach Lavaters handschriftlichem Briefe vom 21. August und 2. September 1773).

[2]) Die erste Erwähnung Hemsterhuis' finde ich in dem Briefe an Caroline vom Anfang Februar 1772, A, III, 178. Boie bittet dann 6. October 1772 (bei Weinhold,

war das Schicksal des Hemsterhuis, — und ähnlich wenigstens war das der Volkslieder.

„Ein Bändchen alte Volkslieder", so kündigt er diese zuerst am 13. September 1773 dem Verleger an, „englische und deutsche, jene, versteht sich, übersetzt, deren Sie Sich selbst, wie viele Andere, sehr erfreuen werden." Im October, unmittelbar nach der Absendung des Manuscripts der Urkunde und der Geschichte der Philosophie, wird auch das der Volkslieder, anonym, versteht sich, wie jene, zum Druck abgeschickt. Auch jetzt ist dabei wieder nur von Einem Bändchen die Rede; es sei, heißt es, „ein Auszug der vortrefflichen reliques of ancient poetry nebst eignen altdeutschen" und werde also großen Lauf haben" [1]); von einem kleinen Bändchen Volkslieder — englisch und deutsch — schreibt er gleichzeitig an Lavater [2]), andeutend an Heyne [3]). Sauber, womöglich nach der Art altdeutscher Lettern, auf Schreibpapier, wünschte Herder es gedruckt zu sehen [4]). Die Ankündigung im Meß-

---

Boie, S. 181), ihm zu Hemsterhuis' Essai sur l'homme et ses rapports und Lettre sur la sculpture zu verhelfen. Im April 1773 (C, II, 41) thut er darauf (die Göttinger Bibliothek hatte ihm die Lettre sur l'homme geliefert; Heyne an Herder C, II, 157) den Antrag an Hartknoch; am 10. August und 13. September (S. 43—46) wiederholt er Antrag und Versprechen; ebenso noch im December 1773 und im Februar 1774 (S. 51. 52), nachdem er inzwischen auf Hartknochs Anregung (S. 46) für die Ankündigung im Wandsbecker Boten vom 8. December 1773 gesorgt hat. Auf einmal jedoch hat er über die in Angriff genommene, angeblich schon am 13. September 1773 „über die Hälfte fertige" Uebersetzung anders verfügt; er schreibt am 19. November 1774 an Hartknoch (handschriftlich zu S. 67 der Correspondenz): „Hemsterhuis geb' ich an Dietrich [Boies buchhändlerischen Freund in Göttingen], daß ich auch von dem loskomme. Er hat an mich darum geschrieben und hat die Kupfer schon gestochen. Und auch Boie hat mir viel geholfen." Das vorläufige Ende der Angelegenheit meldet der Schluß des Briefes an Hartknoch vom Februar 1775 (S. 72): „Mit Hemsterhuis geht's sonderbar. Eben bekomme ich Briefe, daß Hofrath Rüling in Hannover das sur l'homme auch übersetzt habe, also [ich] bloß sur les désirs noch übersetzen könnte, und schicke auch dies an Rüling — und bin ganz los und freue mich dessen. Es liegt zu viel auf mir." Ueber die Hülfe Boies und das Wiederauftauchen des gemeinschaftlichen Projects im folgenden Jahre berichtet Weinhold, a. a. O., S. 182. Eine Erwähnung der Absicht Herders auch in Zimmermanns Brief an diesen A, II, 335. Erst im Novemberstück des Teutschen Merkur vom Jahre 1781 erschien dann doch Herders Uebersetzung der Lettre sur les désirs (vgl. an Gleim, Nr. 48), und die Zerstr. Bll. (I, 309 ff.) brachten im Jahre 1785 den Aufsatz: „Liebe und Selbstheit; Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis über das Verlangen". Handschriftlich endlich findet sich in Herders Nachlaß die Uebersetzung der Abhandlung „Ueber den Menschen und seine Beziehungen".

[1]) An Hartknoch, Nr. 22 (C, II, 47); die Stelle nach dem Original vervollständigt.

[2]) Nr. 9 bei Düntzer (A, II, 61).

[3]) November 1773 (Nr. 28): „Noch zwei andere Sachen sub prelo — das eine nur Sammlung — —".

[4]) Nach der Handschrift des bei Düntzer als Nr. 20 gedruckten Briefs, und in dem Briefe in Versen Nr. 25.

katalog aber sollte lauten: „Volkslieder, alte. Zwei Theile Englisch und Deutsch“ [1]).

Das Schicksal nun aber der so eifrig und zuversichtlich in Angriff genommenen Publication wurde zunächst und wesentlich bedingt durch die Saumseligkeit des Weißenfelser Druckers Ife, der die ihm überschickten Manuscripte der Geschichtsphilosophie und der Volkslieder liegen ließ, während Breitkopf in Leipzig den Ersten Band der Aeltesten Urkunde aufs Raschеste fertig stellte. So konnte Herder zunächst, erschreckt durch die Incorrectheit des begonnenen Satzes, die beiden nach Weißenfels gesandten Manuscripte im December noch einmal zurückfordern [2]). Allein auch nach diesem Zwischenfall blieben die Volkslieder bei dem säumigen Drucker liegen, während die Geschichtsphilosophie und die ihm inzwischen gleichfalls übergebenen Provinzialblätter langsam und elend gefördert wurden. Ein ungedrucktes Buch war für Herders immer arbeitenden Geist eine beständige Versuchung, es „umzuackern“ oder zu „palingenesiren“. Die Druckfehler der beiden kleinen bei Ife endlich fertig gewordenen Sachen machten ihn vollends der Volkslieder wegen bedenklich, und so fordert er denn wiederholt, im Mai und Juni, dieselben sollen ihm, gedruckt oder, wenn nicht gedruckt, in Handschrift zurückgesandt werden — „ich muß noch ändern und den Druckfehlern vorkommen; sonst ist's ein Gräuel“ [3]).

So kehrte das Manuscript — ein einziger Bogen war fertig gestellt — in seine Hand zurück [4]), und dem Verleger blieb nur übrig, ihn wiederholt, wie wegen der Fortsetzung der Urkunde und wegen des Hemsterhuis', so wegen der Volkslieder zu mahnen [5]). Noch einmal, noch im November werden darauf von Herder die Volkslieder neben der Fortsetzung der Urkunde und den „Erläuterungen“ zugesagt [6]) — bis endlich im Februar 1775 der Entschluß der Herausgabe aufgegeben erscheint. Nur zaudernd wird er aufgegeben. „Die Volkslieder,“ heißt es, „gebe ich ungern heraus, bis das Publicum etwas liebfreundlicher gestimmt ist. — — Wäre noch nichts angefangen, so wollt' ich fast, daß sie blieben; das Verrechnete könnten Sie ja anders verrechnen.“ Und ähnlich wieder am Schlusse desselben Briefes, er nehme die

[1]) Nach der Handschrift des Briefs Nr. 26 bei Düntzer.

[2]) Nr. 27 u. 28 des Herder-Hartknochschen Briefwechsels.

[3]) Im Briefe Nr. 38 an Hartknoch, vom 23. Juli, erklärt er (nach der Handschrift), daß er mit Ife ganz ausgesöhnt sei.

[4]) 26. October 1774, S. 65, Anm., 3. u. 14. December 1774, Nr. 45 u. 46.

[5]) Brief an Hartknoch, Nr. 33, vom 28. Mai 1774, wo die Forderung der Zurücksendung als schon früher gestellt ausgesprochen wird; der bei Düntzer unmittelbar vorangehende Brief Nr. 32 von Anfang Mai enthält jedoch nichts davon, vielmehr wird in demselben (nach dem Original dieses Briefes) Hartknoch beauftragt, die Provinzialblätter „und etwa Volkslieder“ an Lavater zu senden. Ferner Hartknoch an Herder vom 29. Juni (Nr. 36) und Herder an Hartknoch, vom 18. Juni (Nr. 35).

[6]) Handschriftlich in dem Briefe vom 19. November 1774.

Schrift nicht zurück, nur wünsche er, daß sie noch liegen bleibe; er müsse für jetzt sich schonen u. s. w. Deutlicher läßt sich Herders Frau in dem, so scheint es, nur wenig später oder gleichzeitig, und zwar am 11. Februar geschriebenen Briefe heraus: „Er hat's Ihnen neulich schon geschrieben, daß diese Messe die Volkslieder nicht heraussollen; ich soll es Ihnen noch wiederholen, daß dringende Ursachen es wollen, daß sie gar nicht herauskommen. Mündlich sollen Sie Alles selbst hören; er bittet aber aufs Aeußerste darum; denn seine Ehre ist damit verflochten."

Ueber den bestimmten und nächsten Anlaß zu diesem Rückzug, was „das Kränkende" war, dessentwegen nach Carolinens Schreiben Herder gerade in diesen Tagen tief niedergeschlagen war, darüber sind wir auf Vermuthungen angewiesen. Auch auf Hartknochs Frage, was die Volkslieder gethan, daß er sie unterdrücken wolle? erwiderte er nur, daß das die Zukunft lehren werde und setzte den Seufzern des Freundes über die Unannehmlichkeiten und die Kosten, die daraus erwüchsen, die seufzende Bitte entgegen: er möge ihm nur einige Odemzüge Bedenkzeit lassen, leide er doch selber bei dem Allen am meisten [1]). Ganz unzweifelhaft ist es, daß der eigentliche, der allgemeine Grund in der Summe aller der Verdrießlichkeiten gesucht werden muß, die ihm seine drei jüngsten Publicationen zugezogen hatten. Sollte er außer den theologischen Gegnern sich auch noch bellettristische auf den Hals ziehen? Sollte er jenen Gelegenheit geben, zu fragen, wie sich die Ueberfrömmigkeit seiner theologischen Schriften mit der Liebhaberei für einen so weltlichen Zweig der Dichtkunst vertrage? Er hatte doch wohl nun gelesen, oder mindestens sich berichten lassen, wie das Schlözersche Pamphlet seinen Enthusiasmus für Volkslieder benutzt hatte, um damit seine theologische Haltung und seinen Charakter zu verdächtigen [2]). Er wußte durch Zimmermann, daß er sich durch die fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst Sulzer zum Feinde gemacht habe [3]). Er kannte Nicolais abfällige Meinung über den Werth von Nationalliedern und über das, was er „deutsche Art und Kunst" genannt hatte [4]); daß Nicolai jetzt, nachdem er in so feindseliger Weise mit ihm gebrochen, eine Sammlung von Volksliedern zur Zielscheibe des trivialsten Spottes machen

---

[1]) Herders Brief vom 25. März 1775 (Nr. 49) und der in der Düntzerschen Sammlung ausgelassene Hartknochsche vom 25. Februar, auf welchen jener die Antwort ist und welcher seinerseits wieder Carolinens und Herders Briefe (Nr. 47 u. 48) beantwortet. Es heißt darin unter Anderm nach Aeußerungen der freundlichsten Theilnahme: „Und was haben die Volkslieder gethan, daß er sie unterdrücken will? Ich könnte es mir gefallen lassen, wenn nur der Buchdrucker nicht zum Notendruck und zu neuen englischen Lettern Vorschuß empfangen hätte, den ich nie wiederkriege, weil er ein armer Teufel ist. Ueberdem ist das Publicum, sind alle Buchhändler getäuscht."

[2]) Siehe oben S. 607.

[3]) Zimmermann an Herder, 21. December 1774 (A, II, 344); vgl. Sulzer an Zimmermann, bei Bodemann, S. 243.

[4]) Nicolai an Herder, S. 350. 352. 354.

würde, sah er mit Bestimmtheit voraus; kränkte ihn doch eben jetzt nichts so sehr als die hämischen Reden Nicolais von dem Ruhmestraume, in dem er sich wiege und aus dem die Welt ihn wecken werde, — diese Reden, die ihm Hartknoch in allzu dienstfertiger Freundschaft hinterbrachte; hatte doch Nicolai dem Grafen Wilhelm seine „Freuden des jungen Werther" — gewiß nicht in freundlicher Absicht, meinte Herder, — zugesandt! [1]) Daß es die Besorgniß vor Nicolai zusammen mit der vor den Freunden Spaldings, den Teller und Genossen war, was ihn jetzt die Volkslieder so zurückhalten machte, wie er aus ähnlichen Gründen ehedem die zweite Auflage der ersten Fragmentensammlung unterdrückt hatte, erhellt unter Anderm auch aus Gleims Worten, der noch ein Jahr später den Freund mahnt, sich durch Teufel und Teufelskinder nicht abhalten zu lassen, seine Volkslieder bald herauszugeben [2]). Den deutlichsten Einblick indeß in die ganze Stimmung, aus welcher der Entschluß der Zurücknahme hervorging, gewährt der eben am 11. Februar 1775, dem Datum des Absagebriefes an Hartknoch, geschriebene, „in tiefer Höle" datirte Brief an Hamann. Man sieht aus demselben, daß er in jenen Tagen unter dem Gewicht alles erfahrenen Aergernisses vorübergehend aller Autorschaft müde war. Er spricht von den so mühsam gereinigten „Erläuterungen zum Neuen Testament". „Wollte Gott," fährt er fort, „daß es das Letzte wäre, das ich schriebe. Die Volkslieder nehme ich zurück; an Fortsetzung der Provinzialblätter denke ich nicht; ich will und muß schweigen. Urkunde ist etwa das einzige, das ich liefere, und auch das soll mich nicht halten" [3]). Das Echo dieser Worte aber ist der Schluß des Briefes von Caroline an Hartknoch, worin sie das Zurücknehmen der Volkslieder befürwortet: „Ich will einmal frohlocken, wenn Herder seine Pflicht als Wahrheitsforscher und Wahrheitssager gethan hat und er, wie Hamann, nur mit seinen Kindern leben wird und wir zusammen unser Brod mit Friede und Ruhe und Danksagung genießen werden." Genug: die Zurücknahme der Volkslieder gehört

---

[1]) „„An Se. Durchlaucht, den regierenden Grafen zu Schaumburg"" hat „„Deroselben unterthänigster Diener Fr. Nicolai"" die Freuden des jungen Werther gesandt, die auch sehr gnädig aufgenommen sind, obwohl Herr Fr. Nicolai seine nähere Absicht damit nicht erreicht hat. Der Streich ist so wohl abgemerkt gewesen, daß er ganz ungemerkt vorbeigegangen, was mich sehr dauert. Sie müssen ja dies herrliche erfindungsvolle Buch lesen." Ausgelassene Stelle des Briefes Herders an Hamann vom 25. (nicht 27.) März 1775.

[2]) Gleim an Herder, Nr. 20, vom 18. Februar 1776. Die Rücksicht auf „die Nicolai und Consorten", diesen nichts zu schmähen zu geben und insonderheit mit den deutschen Liedern „leise zu gehen", leitete ihn dann auch bei der Herausgabe 1778; vgl. an Gleim, den 22. December 1777. Daß die einstweilige Zurücknahme nur einen Aufschub bedeutete, zeigt auch der (ungedruckte) Schluß des Briefes an Hamann, vom 18. Juni 1775; er habe von Kreuzfeld vier schöne litthauische Lieder gelesen: „sie sollen in meine Volkslieder gewiß; o hätt' er mehr!"

[3]) Hamanns Schr. V, 128.

ebenso wie die Reinigung der „Erläuterungen" in die Reihe der Einlenkungen nach den erfahrenen Rückschlägen — sie ist ein einzelnes Moment des Zurückweichens vor der feindselig gestimmten und von dem reizbaren Manne gefürchteten öffentlichen Meinung.

Unsere Erzählung, indem sie den Schicksalen der Handschrift Schritt für Schritt und bis in die Officin des Buchdruckers nachgegangen ist, hat vielleicht die Geduld der Leser ermüdet. Gerade in dieser Ausführlichkeit indeß sollte sie dazu dienen, den Wechsel zwischen kecker Vordringlichkeit und scheuem Verzagen, das Auf und Ab, das Hin und Her, die ganze von Stimmungen beherrschte Unsicherheit in der Seele Herders, den Reflex kleiner Vorfälle und äußerer Anlässe in Vorsätzen, im Aendern und Aufgeben derselben lebhaft zu veranschaulichen. Es muß diesen Eindruck unserer Erzählung nur steigern, daß sich hier im Grunde nur ein zweites Mal abspielt, was wir in einer früheren Lebensperiode Herders ähnlich schon einmal mit ihm durchgemacht haben. Nicht bloß im Traume wiederholt sich unsere Einbildungskraft gewisse Auftritte; auch im Leben kehren die ähnlichen Verknüpfungen wieder; denn bei allem Wechsel des Stoffs, der Umgebung, der Umstände und Anstöße bleibt die Art, wie eine Menschenseele darauf zurückwirkt, wie sie leidet und empfindet, wie sie Gedanken bildet und Entschlüsse faßt, überhaupt sich gegen die Welt im Gleichgewicht behauptet, immer dieselbe. Ein Leben, das so wie das unseres Freundes von innen heraus gelebt wird, so überwiegend Gefühls- und Gedankenleben ist, zeigt diesen Zug der Gleichartigkeit bei den verschiedenartigsten Zufällen noch mehr als ein anderes. Um Herders willen also, aber doch auch um der Bedeutung der in Rede stehenden Schrift willen, mochten wir den äußerlichen kleinen Zügen ihrer Geschichte, gleichsam den Wehen vor der Geburt nachgehen. Aber viel mehr freilich fordert uns die Bedeutung der Schrift und ihr Zusammenhang mit der Erneuerung echter lyrischer Poesie unter uns zu einem Blick auf ihre innere Geschichte auf. Das Manuscript der Herderschen Volksliedersammlung: „Alte Volkslieder. Erster Theil. Englisch und Deutsch. Altenburg, 1774" — (so geändert aus dem anfänglichen 1773) —, dazu der einzige bereits gedruckte erste Bogen, ist in Herders Nachlaß erhalten[1]). Welches war der Inhalt dieser ältesten Redaction, welches ihr Charakter, und in welchem Sinne, in welchem Tone wollte Herder damals der Nation seine Sammlung darbringen?

Dieselbe ist ärmer und doch zugleich reicher als die spätere Sammlung der Jahre 1778 und 1779. Sie ist ärmer; denn die Zahl der mitgetheilten poetischen Stücke beträgt nur wenig mehr als ein Drittel der späteren Masse. Sie ist reicher; denn sie enthält gegen dreißig Nummern, die nachmals ausgeschieden wurden. Diese Ausscheidung jedoch hat die Bedeutung einer zweck-

---

[1]) Die erste Notiz darüber in Suphans Aufsatz: „Herders Volkslieder und J. v. Müllers Stimmen der Völker in Liedern". Zeitschrift für deutsche Philologie III, 464. 465.

vollen Sichtung, und das Princip der Sichtung war einestheils der strenger gefaßte Begriff des Volksliedes, anderentheils ein wählerischerer Geschmack, dem um so mehr Folge gegeben werden konnte, da die Auswahl sich vor den Ueberfluß gestellt fand. Nicht „Volkslieder", sondern „Volkslieder und Uebersetzungsproben aus Shakespeare" wäre der richtige Titel der Sammlung von 1774 gewesen. Einheitlicher und correcter also ist die spätere Sammlung gewiß — und doch, gerade die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, das bunte Gedränge des Mitgetheilten verleiht der früheren Vorzüge, die mit der jugendlichen Frische, mit der Spende- und Eroberungslust zusammenhängen, die den Herder von 1774 und nicht mehr in gleichem Maaße den von 1778 beseelten. Denn wie es sich endlich mit dem Werth und der Zusammengehörigkeit der mitgetheilten poetischen Stücke verhalte: aufs Unvortheilhafteste sticht die Laune, mit welcher die gesichteten und zugleich vermehrten Schätze nachmals dem Publicum dargereicht wurden, von derjenigen ab, in welcher sich der Mittheilende Jahre zuvor befand. Verdrießlich, zum Theil bitter und müde ist der Ton in den beiden kurzen Nachreden zum Ersten und Zweiten, so wie in der längeren Vorrede vor dem Zweiten Theil der gedruckten Sammlung: keck und zuversichtlich, stürmisch und feurig ist der Ton der Einleitungen, die der Sammlung ursprünglich mitgegeben werden sollten. In diesem ihrem ursprünglichen Charakter, wie er den Geist von Herders Bückeburger Periode überraschend widerspiegelt, müssen wir sie kennen lernen.

In vier Bücher ist die Sammlung getheilt, von denen das erste und dritte je fünfzehn und zwölf Volkslieder „englisch und deutsch", d. h. soweit sie aus dem Englischen übersetzt sind, sowohl im Urtext wie in deutscher, jenem gegenübergestellter Uebersetzung, bringt, während das zweite ausschließlich theils Scenen, theils Lieder aus Shakespeare, und zwar abermals in beiden Sprachen, das vierte endlich dreizehn Nummern „Nordische Lieder" enthält. Jedem dieser vier Bücher, denen es der Sammler nach seiner stehenden Manier an Mottos nicht fehlen läßt, ist eine einleitende Abhandlung, den einzelnen Stücken meist noch außerdem eine kurze Bemerkung theils zur ästhetischen Charakteristik, theils behufs Angabe der Quellen mitgegeben. Jene Einleitungen sind es, auf denen unser Interesse sich concentrirt.

Als die Hauptabhandlung bezeichnet schon die Ueberschrift „Volkslieder" die Einleitung zum ersten Buch.

Zu wünschen freilich, so leitete sie das Ganze ein, daß wir die Bardenlieder hätten, die Karl der Große sammelte, und schön, daß wir durch Bodmer und Schöpflin wenigstens die Minnelieder des schwäbischen Zeitalters haben —: indeß Volkslieder für unsere Zeit würden jene schon wegen des Fremdartigen der alten Sprache nicht sein, Volkslieder sind auch diese nicht und werden es auch, sowohl der Sprache wie der Denkart wegen, nicht werden! So bliebe nur übrig, sich etwa noch nach den Resten der Volkslieder wie sie jetzt leben oder wie sie vor wenigerer Zeit, uns noch verständlich, lebten,

umthun und zusehen und sammeln. Dem Einwand sofort, daß es sich um rohe Gesänge eines rohen Volkes nicht lohne, begegnet unser Vorredner mit dem Hinweis auf das Beispiel der Nachbarnationen, mit dem Hinweis namentlich auf die Ramseysche und Percysche Sammlung, in der sich Stücke finden, die „an Einfalt, Rührung, Nothdrange ans Herz, Accenten und langen Nachklängen für die innig bewegte Seele — Nebenschönheiten der Einbildungskraft zu geschweigen —“ in neuerer Poesie nicht ihres Gleichen haben. Man müsse sich nur diese Lieder „vom Papier hinweg in ihren Kreis, ihre Zeiten, in die lebendige Rührung des Volks zurückdenken“; ihr poetischer Werth zeige sich dann innig Eins mit ihrem nationalen Werth. Gerade kraft des Zusammenhangs mit, kraft der Liebe zu diesen alten Liedern habe sich die englische Dichtung so unterscheidend national entwickelt. „An Sprache, Ton und Inhalt“, so sagt der Vorredner in jener Redeweise voll Sturm und Drang, die wir am häufigsten bisher bei religiösen Materien hörten, die ihm aber hier viel besser steht und viel mehr am Platze ist, — „an Sprache, Ton und Inhalt sind sie Denkart des Stammes oder gleichsam selbst Stamm, Mark der Nation. Wer an ihnen wenig oder nichts hat, zeigt, daß er damit, All mit All, nichts habe. Wer sie verachtet und nicht fühlt, zeigt, daß er im Tande ausländischer Nachäfferei so ersoffen, oder mit unwesentlichem Flittergolde der Außenmummerei so verwebt sei, daß ihm das, was Körper der Nation ist, unwerth und unsichtbar geworden — also ein ausländischer, aufgepfropfter Sprößling oder ein webendes Blatt in der Luft, das heißt ein Virtuose aller Zeiten vom neuesten Geschmack! ein Denker!“ Aber auch an Nationalbilligkeit, fährt er fort, übertrafen uns die Engländer; den englischen Sammlern kam die „väterliebende und sich gern ins ungebildetere Alterthum zurücksetzende Denkart“ ihrer Nation entgegen; ihnen war eben vergönnt, statt für den „volksunwissenden Stubengelehrten“, für ein Volk zu sammeln dem sein Vaterland wirklich ist, was es uns Deutschen, „so viel wir davon schwatzen, singen und schreiben“, leider nicht ist.

Wie dem sei: ausdrücklich erklärt jetzt der Vorredner, daß er mit einem „ähnlichen Versuch einer ähnlichen Sammlung Volkslieder, deutscher Volkslieder“ vortrete. Er will mit demselben reichere Mitbürger, Länder, Gegenden, Bibliotheken, Provinzen wecken, will seinen Landsleuten „Eifersucht und Galle regen“, ihn weit zu übertreffen. Er wiederholt, nur viel anliegender, dringender die Mahnung seiner Ossianbriefe; zu dem Zweck allein sei dieser Versuch gewagt, daß Andere mehr und glücklichere wagen — „aber ja mit Eifer, Mühe, jetzt! — wir sind eben am äußersten Rande des Abhanges: ein halb Jahrhundert noch, und es ist zu spät!“ Mit dieser Mahnung tritt ihm das Schicksal Deutschlands, wie dasselbe zugleich die Mutter und die Dienerin, zugleich die Gesetzgeberin und die Sklavin fremder Nationen gewesen, wie darunter die Denk- und Volksart der Deutschen schwer gelitten habe, vor die Seele. Wie Klage eines Propheten klingt seine Rede über das Land, das

wie ein ewig verstümmelter, entzweigter und verhackter Baum, gleichsam, nach jener ältesten Fabel, über den Bäumen schwebe und darüber seine natürliche „gute Art und Frucht, Fettigkeit und Süße, Stärke und Wachsthum auf eigenem Stamm und Wurzel" verloren habe — verloren die ursprüngliche Eigenheit seiner Sprache und seiner Dichtkunst! Und wieder setzt er mit Hoffnung und Mahnung ein. „Wie froh wäre ich, wenn ich durch viele aufgefundene wirklich theuere Nationalstücke thätlich widerlegt würde!" Der abermalige Nothruf „nur jetzt! nur jetzt!" bringt ihn auf die Gegenwart, auf die allgemeinen Bildungszustände und die poetischen Verirrungen derselben, auf die ästhetischen und sittlichen Wirkungen, die von einer Erneuerung des alten Volksgesanges ausgehn könnten. An den Schluß der Ossianbriefe klingt es an, wenn er durch die mitzutheilenden Proben wahrer Volkslieder das Gelispel unserer neueren deutschen Romanzensänger ohne wahren Gang und Herzenston „mit Nachdruck zu verhöhnen" wünscht; er will gerade deshalb in der folgenden Sammlung durchaus nur Ursprüngliches, nicht Nachgeahmtes bringen und sich aller Castigationen, alles Säuberns von dem „heiligen Rost und Moder" enthalten. Alle Ausfälle endlich des Theologen Herder gegen die aufgeklärte Zeitbildung und seine damit zusammenhängenden pädagogischen und psychologischen Anschauungen bringen auch in unsere Vorrede hinüber. „Das Licht der sogenannten Cultur frißt wie der Krebs um sich" — wie würden über ein solches Wort die Nicolai und Genossen wieder hergefallen sein! Er stellt eben diesem „Licht" die Volkslieder in ganz ähnlicher Weise gegenüber wie die Bibel und die in ihr enthaltene Geschichte der Offenbarung Gottes. So schilt er auf die „hohe, ätherische, unsinnliche, ganz duft-, gewürz- und moralvolle Erziehung" unserer aufgeklärten Zeit, und behauptet, da doch der größte Theil unseres Wesens sinnliche Existenz sei, daß in jenen alten Liedern ein unschätzbares Erziehungsmittel enthalten sei. Denn für die Sinne des Volks sind rührende treue gute Geschichten und keine Moral die einzige Moral; für das Ohr des Volks rührend simple Töne und keine Musik die einzige Musik; wie Volkes Seele aber ist Kindes Seele.

Das Wichtigste ohne Zweifel und das Eigenthümlichste dieses einleitenden Aufsatzes ist die patriotische Leidenschaft, die in ihm stürmt. Der laut vorklingende Apell an das Vaterlandsgefühl ist es denn auch, der diese erste Einleitung mit der Einleitung zum dritten Buch: „Von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" verbindet. Wie dort die Percysche und Ramseysche Sammlung von Volksliedern, so werden hier die Forschungen der Engländer über ihre alte Sprache, über Ursprung und Gestalt der „mittleren Ritterpoesie" den Deutschen zur Aufmunterung vorgehalten, da doch der Sprachschatz der Engländer von Hause aus deutschen Ursprungs gewesen sei, da doch die eigenthümliche Gestaltung der Ritterpoesie in Deutschland ein so fragwürdiger Gegenstand wäre. Allenfalls Vorarbeiten, sagt er, haben wir, aber wir haben noch keinen Cürne de St. Palaye über unser Ritterthum,

keinen Wharton über unsere mittlere Poesie und Denkart. Unsere ganze mittlere Geschichte ist „Pathologie und zwar Pathologie des Kopfs, des Kaisers, auf Einer Seite, an Einem Ohre"; an „Physiologie des ganzen Nationalkörpers" — die doch die Voraussetzung einer Geschichte unserer Denkart, einer Geschichte auch unserer mittleren Poesie wäre, ist wenig gedacht; ein Mann wie Möser müßte sie anfassen! — Und nun fährt er fort, Fragen, Wünsche und Vorschläge zu häufen. Den Volkssagen, Märchen und Mythologien, ihrem Ursprung, ihrer Verbreitung, ihrer verschiedenen Gestaltung nachzugehn; zu untersuchen, wie Ideen, Namen und Bilder des klassischen Alterthums mit eingegriffen — das Alles, welch' ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, für den Poetiker und Philosophen! Einen kleinen Beitrag nur in einem kleinen Punkt sollen die folgenden poetischen Stücke geben; sie sollen zeigen, „daß der ganze Wurf der Ballade bei Engländern und Deutschen Eins sei". Diesen Satz auszuführen, dient der Rest des Aufsatzes; er zeigt an einer Reihe von Proben aus alten deutschen „einfältigen" Liedern aller Art, daß sie in Sprache und Wendung, in Bild und Rhythmus zu alle dem Beleg geben, was z. B. Wharton bei Spenser ausgezeichnet habe; er deutet — ähnlich wieder wie in dem Ossianaufsatz — auf das, was ihren eigenthümlichen poetischen Werth ausmache, darauf, daß sich selbst, „bei dem einfältigsten Zeuge Wendungen und eine Sprache finden, vor der gleichsam die Gedanken erröthen". —

Durchbrechend also von allen Seiten durch die nüchterne Kraftlosigkeit, die gebildete Vornehmheit, die flache Vernünftigkeit der Aufklärung, wird Herder wie zum Erwecker eines neuen religiösen und eines neuen poetischen, so auch zum Erwecker eines neuen vaterländischen Gefühls. Sein kritisches Sturmlaufen ergänzt sich mit dem sentimental poetischen Pathos Klopstocks. Aber noch viel weiter ist sein Horizont. Ueber dem Eifer für das Heimische nämlich hat er doch mit nichten den großen Geschichtsblick auf das Ganze der Menschheit verloren. Zu allen übrigen Gesichtspunkten, die ihm bei seiner Volksliedersammlung vorschwebten, tritt der anthropologische und geschichtsphilosophische hinzu. Deshalb fügt er zu den englischen und deutschen in einem vierten Buche eine kleine Anzahl von Liedern „wilder oder halbwilder" Völker hinzu — auch hierin den Spuren des älteren Aufsatzes über Ossian treu; und er leitet dies vierte Buch durch eine Vorrede: „Ausweg zu Liedern fremder Völker" ein.

Es ist ein Vorzug, heißt es hier, den wir vor Griechen und Römern voraus haben, daß sich uns die Karte der Menschheit ungeheuer verbreitert hat. All die vielen Völker, die Brüder unserer Menschheit zu kennen, ist ein Interesse, das ja gewiß in unserem „philosophischen Jahrhundert" nicht verkannt wird. Es gilt aber, dies Interesse zu vertiefen; es handelt sich darum, nicht bloß oberflächlich und von außen, sondern von innen die Völker zu kennen. Kein besseres Mittel dazu als ihre Lieder. Alle unpolizirten

Nationen sind singend, und ihr Gesang „ist meistens ein Sammelplatz all' ihrer Wissenschaft, Religion, Bewegung der Seele, Merkwürdigkeiten der Vorwelt, Freuden und Leiden ihres Lebens"; es spiegelt sich darin der kriegerische Charakter der einen, der zärtliche, der scharfsinnige, der einbildsame, der wilderhabene der anderen Nation. Wie elend, wenn man uns statt solcher Lieder langweilige Schilderungen der Völker, oder, als Probe und Maaßstab, das in ihre Sprache übertragene Vaterunser bringt! „Nehmt doch die Priesterperrücke dieses andächtigen Mannes und meßt damit allen Tiegern, Löwen und Elephanten die Köpfe und laßt sie in der andächtigen Gestalt in Kupfer stechen — herrliche Naturgeschichte aller Welt!" In der That, eben wie in der Naturkunde muß man in der Geschichte, der Völkerkunde verfahren. Ein unabsehbares Feld — von dem der folgende Versuch nur einen kleinen Ausschnitt geben will, indem er sich auf „die kleinen Nationen beschränkt, die mit und unter uns wohnen". Es ist eben wieder ein Versuch, Mehreres zu wecken, ein Aufruf an die Geistlichen insbesondere, die an Ort und Stelle leben und denen es ja Beruf ist, Sprachen, Sitte, Denkart, alte Vorurtheile und Gebräuche zu studiren, „daß man uns ganze, treue Naturgeschichte der Völker in eigenen Denkmalen gebe", daß man Volkslieder, Mythologie, Märchen sammle und das Alles mittheile „nicht mit der Kappe der Religion oder des klassischen Geschmacks verbrämte und verunstaltete, sondern gebe wie es ist, aber mit Treue, Lust und Liebe"!

Ossians Lieder und Homers Rhapsodien hatte schon der Aufsatz der fliegenden Blätter „gleichsam Impromptus" genannt. In Beziehung auf die Griechen führt der gegenwärtige Aufsatz diesen Gesichtspunkt weiter durch. „Die Griechen" heißt es, „waren selbst nichts Anderes als Halbwilde, da sie den Saamen ihrer schönsten Blüthen und Gewächse zogen". Homer und Orpheus, Tyrtäus und die altgriechische Komödie in ihrem Ursprunge erläutert sich, wenn wir unter Grönländern und Amerikanern, unter wilden freien Völkern, die von Griechen und Römern nichts wußten, Aehnliches finden; und warum denn, wenn diese erfinden und Empfindung ausdrücken konnten wie die Griechen — warum denn nicht auch wir? „Reste des Impromptus oder der Fülle der Leidenschaft" sind unserem Vorredner auch die Lieder der Sappho. Er verweilt bei ihnen, er giebt übersetzend Proben aus ihnen — und er springt von da zu dem Liebeslied des jungen Lappländers hinüber, der, statt mit der Venus, mit seinem Rennthierlein spricht, zu dem Abschiedslied des litthauischen Mädchens, die „größere Dichterin ist als der possierlichste Fabrikant einer Abschiedsrede, an der ganz sein Pult und nichts als sein Pult klebt". „Wer's unternähme," fährt er fort, „unter allen Völkern diese Arten des Wahns, der Dichtung, der Hirngespinste und Vorurtheile nur mit etwas praktischem Kopfe zu sammeln: ich bin gewiß, daß der dem menschlichen Verstande einen Dienst erwiese, den zehn Logiken, Aesthetiken, Ethiken und Politiken ihm wahrscheinlich nicht erweisen werden." Und er schließt mit

einem Seufzer wie aus der Seele Rousseaus, mit einer Bemerkung, die gleichsam den tiefsten Grund dieser Hinneigung zu den Gesängen der „Wilden“ aufdeckt: „Wie angenehm es endlich sei,“ sagt er, „ein Volk in seiner nackten Einfalt, angeborenen Lustigkeit und in der ganzen Natur roher Seelenkräfte zu sehen — wird der am besten wissen, der mit Kopf- und Herzbeklemmung all' unserer höflich-falschen, bürgerlich-menschenfeindlichen Verfassung beladen, einmal entkommt und frei athmet. Regeln und Jochgebräuche mühn sich, zuzuschließen und zu vermauern das menschliche Herz: wohl Allem, das es nur Augenblicke öffnet!“ —

Ein bekannter vielangeführter Aufsatz „Von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst nebst Verschiedenem, das daraus folgt“ im Novemberstück des deutschen Museums vom Jahre 1777 wurde später der unmittelbare Vorläufer der Volkslieder von 1778 und 1779. Wer ihn gelesen hat, wird aus unserem Bericht über die drei Vorreden zu den Volksliedern von 1774 erkennen, daß er aus diesen zusammengesetzt ist. Von der Vorrede zum dritten Buch entlehnt er die Hauptüberschrift und den Anfang; an diesen Anfang fügt er als „das Verschiedene, das daraus folgt“, den Inhalt der Vorrede zum ersten und endlich den der Vorrede zum vierten Buche an. Durchweg ist diese zusammenschiebende Ueberarbeitung der drei Vorreden gegen den ursprünglichen Text, namentlich durch Weglassung der eingestreuten Proben und Uebersetzungen sowie der Beziehungen auf die bevorwortete Sammlung verkürzt; dazu kommen einzelne Umstellungen und Zusätze; der Ausdruck endlich ist geglättet, der ganze Vortrag hat von dem Drängenden und Stürmenden der ersten Niederschrift ein gut Theil eingebüßt[1]).

Dem Manuscript der Volkslieder vom Jahre 1774 ausschließlich eigen und später nicht wieder zum Vorschein gekommen ist dagegen die Vorrede zum zweiten Buch. Sie allein bleibt zu betrachten übrig.

Sie hat es mit Shakespeare zu thun und bringt damit die ganze Sammlung in eine viel nähere Beziehung zu den „Fliegenden Blättern“ als dies bei der späteren, gedruckten Sammlung der Fall ist. Während diese nämlich nur noch eine kleinere Anzahl von Liedern aus Shakespeare unter die übrigen Volkslieder zerstreut, so faßt jene deren mehrere in einem eigens dafür bestimmten Buche zusammen. Damit nicht genug. Zu den Shakespeareliedern treten hinzu, oder vielmehr ihnen voran treten andere Stücke, Monologe und Scenen aus Shakespeare in Uebersetzungsproben, die den eigentlichen Körper der Abhandlung: „Wäre Shakespeare unübersetzbar?“ bilden. Wie das erste, dritte und vierte Buch mit ihren Vorreden als eine Ergänzung und Parallele zu dem Briefwechsel über Ossian, so erscheint dies zweite Buch

[1]) Das genauere Verhältniß der beiden Redactionen zur Uebersicht zu bringen, bleibt natürlich der Suphanschen Ausgabe, ein nochmaliges Zurückkommen auf den Museumsaufsatz dem Fünften Buche unserer Biographie vorbehalten.

mit seiner Einleitung als ein Nachtrag zu dem Shakespeareaufsatz. Wesentlich hing für jetzt in Herders Geist die Lust an Volksliedern zusammen mit der Lust an Shakespeare; indem er seine Sammlung in dieser Weise mischte, stellte er im Grunde nur eine Sammlung ächter alter Poesie — eine auf das Volkslied und auf Shakespeare beschränkte Auswahl aus seinem „Gesangbuch" zusammen; es war eine Sammlung fürs Publicum — wie das silberne Heft eine solche für den Privatgebrauch war. Fürs Publicum; und eben deshalb fehlen hier die im silbernen Heft den eigentlichen Kern bildenden selbstgedichteten Stücke[1]). Daß Klopstock und Claudius in dies Concert passen würden, ist durch die in die Vorreden eingeflochtenen Stellen aus ihren Gedichten unwillkürlich zum Ausdruck gekommen. Wie beflissen der Sammler dagegen sein eigenes Dichten zu verstecken dachte, zeigt die Art, wie er die Frage beantwortet: „wäre Shakespeare unübersetzbar?" „Ich bin's nicht," so beginnt er, „der hier antworten mag oder kann; ich spreche bloß aus mir zugekommenen Papieren eines unbekannten, jetzt schon weit entfernten Freundes. Unter den hundert klein und großen Stücken, Flicken, Fragmenten und Versuchen, die dieser stille Liebhaber der Musen in seiner letzten Krankheit dem Feuer übergab oder nur bestimmte, fanden sich auch kleine Zettel — Anfänge, Zeilen, Lieder, Auftritte von einer Uebersetzung Shakespeares. Wahrscheinlich sollt' ich's nicht Uebersetzung nennen: nur hingeworfene Stellen und Zeilen, die ihm vielleicht seine Mentalübersetzung des Dichters (doch immer die beste! und sie geschieht immer in der Muttersprache!) nur erleichtern sollten: vielleicht sonst nur kleine einzelne Zwecke, Anbiegungen und Bereicherungen unserer Sprache: Versuche eines Wettlaufs auf einige Schritte mit dem allumfassendsten und alltönendsten Dichter — was es sonst auch noch hätte sein können, genug, es sind, dünkt mich, Proben, daß auch die schwersten Stellen des schwersten Dichters unserer allaussprechenden Sprache vielleicht nicht ganz unaussprechlich sind, und in dieser Absicht darf ich einige davon ohne Veruntreuung mittheilen. Ich sage einige: denn Vieles ist unleserlich, Vieles zu verwirrt: ich ordne also wie sie mir in die Hand fallen, beinahe nach den topischen Kunstfächern, nach denen unsere Kunstrichter und Rhetoriker die Gattungen des Stils feilschen. Da ist ihnen eine Stelle erhaben, die andere sanft, die dritte rauh und stark und kurz, die vierte leicht und schwingend, die fünfte gar zauber- und feenmäßig. In Shakespeare giebt's von jeder kleinen Nüance der menschlichen Denkart und Stimme Proben, oder vielmehr lebende Naturarten." Und so folgen nun, meist mit ein paar Zeilen charakterisirender Bemerkungen eingeleitet, Hamlets Selbstgespräch, Stücke aus Makbeth, Othello, Lear, dem Sommernachtstraum, dem Wintermärchen — endlich die Hexenscenen aus Makbeth und zum Beschluß die „grausame Nacht-

[1]) Ich zähle 17 Nummern unsres Manuscripts, die sich bereits im silbernen Heft finden; namentlich für die Shakespearelieder hat Letzteres beigesteuert.

scene Richards" [1]) — das Alles nur als Einleitung zu den „Liedern aus Shakespeare", deren fünfzehn den Inhalt des zweiten Buches bilden.

V.

Fortsetzung der Aeltesten Urkunde.

Wenn nun aber die Herausgabe der Volkslieder aus Besorgniß, daß er dadurch neue Angriffe gegen sich heraufbeschwören würde, für jetzt von Herder aufgegeben wurde — wie stand es denn mit der Fortsetzung des Werkes, welches er selbst als sein Hauptwerk ansah oder doch angesehen hatte? Er war durch seine neutestamentlichen Arbeiten davon abgelenkt worden; er hatte wenig Freude an dem Buch erlebt; er hatte, was nicht am wenigsten in Anschlag kömmt, alles gelehrte Material, was ihm für die große historisch-kritische Untersuchung zu Gebote stand, in dem bisher Veröffentlichten verbraucht — der Rest waren vage Ahndungen — er bildete sich nur ein, das Land von Weitem zu sehen, das er entdecken wollte — die Mittel zur Fortsetzung der Entdeckungsreise hätten erst herbeigeschafft werden müssen.

Auf der anderen Seite war seine Ehre dabei betheiligt, die großen Verheißungen wahr zu machen, mit denen er aufgetreten war, das Geschrei niederzuschlagen, welches der Erste Band erregt hatte, und zugleich mahnte Hamann unaufhörlich zur Fortsetzung der Urkunde, damit „der Kopf einmal rein und das Herz leichter werde"; dem Publicum, dem Verleger, den Freunden sei er sie schuldig und nicht weniger seinem eigenen Charakter; — Mahnungen mit denen zugleich wiederholte Winke über die Fehler verbunden waren, die er in Stil und Ton zu vermeiden habe [2]).

Es gab einen Ausweg, der sich ungesucht darbot, — einen Ausweg im Sinne jenes alten schon in Riga entstandenen Entwurfs der „Archäologie der Hebräer". Die Fortsetzung der historisch-kritischen Partie mochte einstweilen vertagt werden; durch Zurückgreifen zu dem Anfang des Pentateuchs mochte an der „Zweiten Urkunde über die Schöpfung und den Zustand des Menschen", an den auf die Schöpfungsgeschichte des ersten Capitels der Genesis zunächst folgenden Capiteln allererst ein neuer Ansatzpunkt für jene Untersuchungen gewonnen werden. Schon im Mai 1774 war dies offenbar der Plan Herders, wie er ihn Hartknoch mündlich bei dessen Besuch von der Ostermesse, wie er ihn schriftlich den Hamann und Lavater andeutete. So spricht Hartknoch von dem Buche des Freundes als von einer „Geschichte der ersten Eltern" und Herder versichert ihn, das eine Mal, daß „die Zweite

---

[1]) Auch hier darf die genauere Angabe der übersetzten Stellen sowie die Mittheilung der Uebersetzung der Suphanschen Ausgabe überlassen bleiben.

[2]) Hamann an Herder, Hamanns Schr. V, 119. 122. 155. 158. 161. 164 und Hamann an Hartknoch, ebendas. 112; Hartknoch an Herder, Nr. 46.

Urkunde" im ersten Entwurf, ein anderes Mal, daß „das Kleck vom zweiten und dritten Capitel Mose" schon herrlich daliege[1]). Aehnliche Versicherungen beschwichtigen später die mehrfach wiederholten Mahnungen des Verlegers, der für das Buch das Schicksal der Fragmente fürchtete. Anfangs ist nur vom zweiten und dritten Capitel „für Weiber faßlich geschrieben" die Rede, weiterhin — im November 1775 — wird in Aussicht gestellt, daß die Arbeit bis zum fünften Capitel fortgeführt werden dürfte. „Die Urkunde," heißt es dabei, „setze ich in Göttingen fort; nur Göttingen ist der Ort dazu[2])." Ganz deutlich erscheint in dieser Aeußerung die Arbeit über jene Capitel als ein Intermezzo der eigentlichen Urkunde, d. h. der gelehrten Untersuchung, die im Zweiten und Dritten Theil geführt — und abgebrochen worden war. Ja, fast sieht es aus, als ob diese Zwischenarbeit von dem Verfasser als ein eigenes Buch neben der „Aeltesten Urkunde" gedacht worden sei. Die gleiche Unterscheidung findet sich in der That schon in dem Briefe vom Mai 1774 an Hamann. „Ehe ich jetzt," schreibt er diesem, „die Urkunde fortsetzen kann, muß ich Anderes thun, mir Wort und Ohren zu verschaffen. Und das ist eine kurze, simple, für Kinder und Weiber geschriebene Geschichte des Menschengeschlechts bis zur Sündfluth." Noch ausdrücklicher endlich äußert er gegen Heyne im December 1774, er müsse mit einem kleinen Büchlein: „Erste Geschichte des menschlichen Geschlechts" den künftigen Erfolg der Urkunde unterbrechen oder voreinleiten[3]).

Verhalte es sich mit dieser Unterscheidung wie es wolle: factisch erschien diese Voreinleitung, die Erste Geschichte des menschlichen Geschlechts, als Fortsetzung der „Aeltesten Urkunde", als deren „Zweiter Band, welcher den Vierten Theil enthält". Es hatte sich lange damit hingezogen! Erst im Frühjahr 1776 ist er damit zu Stande; am Palmsonntag sendet er das Manuscript zum Druck ab, und wenige Wochen danach kann er es Lavater ankündigen[4]). Mit dem Ersten Bande der Aeltesten Urkunde hatte seine Bückeburger theologische Schriftstellerei begonnen: mit dem Zweiten Bande schloß dieselbe ab.

Es ist das zweite bis sechste Capitel der Genesis, womit es dieser Band, der „Vierte Theil" der Urkunde zu thun hat. An die unvergleichliche Würde des Anfangsstücks, des Stücks von den Werken und Tagen, reichen, so sagt uns der Verfasser, diese folgenden nicht heran. Jenes, ein festgefugtes

---

[1]) C, II, 57 (28. Mai 1774) und ungedruckte Stelle des Briefes Nr. 35 (18. Juni 1774.)

[2]) C, II, 72 (Februar 1775) u. C, II, 77.

[3]) Hamanns Schr. V, 72; Düntzer C, II, 177; vgl. außerdem Hamanns Schr. V, 104 und an Lavater A, II, 102.

[4]) Herder an Zimmermann, Schluß des Briefes vom März 1776 bei Bodemann S. 337; Herder an Hartknoch, 13. April 1776, C, II, 79; an Lavater, 11. Mai 1776 A, II, 161. Auch an Lenz hat er etwa im März von dem Erscheinen der Schrift Mittheilung gemacht; „Auf das Paradies wär' ich begierig", schreibt dieser A, I, 241.

Ganze, hatte „andere und höhere Absicht"; was nun folgt, ist „ein Sandhaufe von Sagen"; nach dem „Sphärengesang der Schöpfung" hören wir in ihnen „einzelne gebrochene Töne fernher". Auch sie indeß sind „älteste und ewige Sagen des Menschengeschlechts, Kern und Keim seiner verborgensten Geschichte". Am meisten unter ihnen hervorragend steht als „zweite Säule des Herkules" die Erzählung vom Sündenfall da, die — wie schon der wiederkehrende Name Elohim zeige — wieder, gleich dem Schöpfungsbericht des ersten Capitels, ganz dem Munde der Vorwelt entnommen ist. Vorher und nachher ein Stückwerk, auch dies indeß nach einem wohlbewußten Plan von dem redigirenden Moses in dieser Ordnung aneinandergereiht.

Wie für Herder selbst, so giebt sich auch für den Leser die Betrachtung aller dieser Stücke durchaus als ein Ruhepunkt nach dem „Gewirr von Völkern, Zeiten, Zeichen und Sprachen", durch welche er im zweiten und dritten Theil hindurchgeführt worden. „Hier," heißt es S. 33, „laben wir uns in der Höhe an einem ätherischen Tische heiliger Sagen." Nur daß der Ruhepunkt, wie gesagt, zugleich zum neuen Ansatzpunkt werden soll. Die hier bei Seite gesetzte, abgebrochene historisch-kritische Untersuchung soll später wieder aufgenommen werden. Wiederholt wird auf den „Verfolg des Werkes" verwiesen; dort wird uns wieder „eine Welt voll Denkmale, Wunder und Zeichen" umfangen, dort werden wir erfahren, wo Eden lag und was es mit dem Cherub an der Schwelle des Paradieses auf sich hat, dort wird die Frage vom Ursprung der Opfer erörtert werden, dort wird „klare, einleuchtende historisch geographische Wahrheit" über das Zeichen Kains und dessen Geschlecht enthüllt werden [1]). Der ganze Band schließt nur, um den Leser auf all' diese künftigen Erörterungen von Neuem zu spannen. „Und nun" — so lauten die Schlußzeilen des großen Fragments, so lautet die nie erfüllte Verheißung — „nun steigen wir hinab ins Reich der Schatten, ins Riesengedränge der Völker, Sprachen, Gewohnheiten, Fabeln, Bilder und Zeichen und scheuen uns nicht. Der güldne Zweig des Paradieses ist mit uns, die Führerin-Stimme vor uns, und im größten Licht, auf der Höhe der Welt, am großen Denkmal des Urbeginnes, hilft's Gott, finden wir uns wieder"!

Niemand, der den Zweiten und Dritten Theil der Urkunde gelesen hat, wird bedauern, daß die Verheißung unerfüllt geblieben ist. Gern begnügen wir uns, in Theil IV eben nur einen Commentar nach Art des in Theil I enthaltenen zu bekommen.

Ganz ähnlich, in der That, wie dort werden auch die neuen Stücke poetisch übersetzt und nach ihrem poetischen Gehalt im Tone des Enthusiasmus paraphrastisch entwickelt. Wie dort ist auch hier die poetische Vertiefung in den Geist der alten Sage nur das Vehiculum der religiösen Vertiefung; die Sympathie mit der Poesie des Mythus ist unmittelbar Sympathie mit seiner

---

1) Aelteste Urkunde, Bd. II, S. 33. 42. 128. 159. 169 ff. 179.

göttlichen Wahrheit, mit der Stimme der Offenbarung; wenn der Ausleger „in den Abgrund der simpeln Kindererzählung hinabtaucht", so ist ihm diese Kindererzählung zugleich „mehr als ein Mensch dichten konnte" — sie ist ihm — ohne daß das Wie und Inwiefern klar würde — unmittelbar Wort Gottes. Wie dort daher, nur viel mehr noch als dort, verflicht er in die umschreibende Auslegung breite homiletische Ausführungen, knüpft an die Worte seines Textes paränetische Nutzanwendungen, religiöse, ethische, pädagogische Ansprachen zur Belehrung, Erbauung und — Ermüdung des Lesers. Der begeisterte Commentator ist zugleich ein erbaulicher Prediger; man soll die Kindererzählung der Bibel — das ist hier wie im Ersten Theil und wie in den „Erläuterungen" der Refrain — nicht bloß „lesen und fühlen", sondern auch „üben". An Intensität des Glaubens giebt er Hamann nichts nach; an Redseligkeit nähert er sich dem immer zur Popularität mahnenden Lavater und verdient sich dafür von diesem das Lob, dieser Zweite Band sei viel deutlicher, interessanter, unterhaltender, stoffreicher als der Erste.

Vielmehr aber: wie dieser Vierte Theil noch paraphrastischer und homiletischer als der Erste geschrieben ist, so ist er auch — um das Wort zu gebrauchen — noch viel orthodoxer und dogmatisch-gläubiger. Dem Interesse der Frömmigkeit hielt dort das Interesse der wissenschaftlichen Entdeckung das Gleichgewicht. Das Letztere spielt hier nur ganz nebensächlich mit, wie wenn es als ein Fund ausgerufen wird, den nur Verstockte nicht sehen könnten, daß das Lied Lamechs ein Lied aufs Schwert sei, oder wenn, unter ausdrücklicher Zurückweisung auf die früheren Theile, aus Genesis IV, 26 und V, 1 herausexegesirt wird, daß kein Anderer als Seth die Urkunde vom Ursprung, das Denkmal der Werke und Tage, erhalten und auf die Nachwelt gerettet habe! Im Uebrigen ist die Exegese dieses Vierten Theils in so hohem Grade dogmatisirend, daß es schwer fällt, sie mit der Polemik des Ersten Theils gegen „den Sinn und Unsinn der Schulen" in Einklang zu bringen. Es stimmt doch kaum mit der Verwerfung aller physikalischen Interpretation der Schöpfungsgeschichte, wenn hier das Einblasen des Odems Gottes in den staubgeborenen Menschen mit Hallers, das Schäferleben Abels mit Buffons Bemerkungen in Zusammenhang gebracht, wenn der Hoffnung aufs Zuversichtlichste Ausdruck gegeben wird, daß die fortschreitende Wissenschaft einst auf allen Punkten die Bibel, „die älteste Philosophie Moses'" bestätigen werde. In der That, nicht sowohl der Standpunkt des Ersten Theils der Urkunde als vielmehr der Standpunkt der „Erläuterungen" ist es, der diesen neuen Commentar beherrscht. Wie in den „Erläuterungen" bewegt sich die Erklärung im Elemente einer poetisch-mystischen Orthodoxie, ja, die Verbindung der alttestamentlichen mit den neutestamentlichen Vorstellungen, die Beziehung des Sündenfalls auf die Erlösung, der Urgeschichte auf die christliche Heilsökonomie bringt statt der dort vorherrschenden mystischen, Johanneischen eine noch stärker aufgetragene dogmatisirende, eine mehr Paulinische Färbung seiner

Gläubigkeit mit sich. Und wenn so die „Erläuterungen“ von dieser Seite noch überboten werden, so ist das neue Werk auch von den sonstigen Schlacken der theologischen Sturm- und Drangschriftstellerei Herders wieder weniger rein als er jene zu machen gesucht hatte. Offenbar, der Antrieb, den er von den mit dieser Schriftstellerei gemachten ärgerlichen Erfahrungen erhalten hatte, zu größerer Mäßigung einzulenken, ist hier bereits wieder abgeschwächt: das Buch bezeichnet geradezu einen Rückfall in alle seine früheren polemischen und stilistischen Untugenden. Er hatte sich so bestimmt vorgenommen gehabt, den „Streitton gegen Michaelis“ herauszulassen — aber nicht nur, daß er mit der alten Heftigkeit, ja oft mit abgeschmacktem Zelotismus und beinahe capuzinermäßig gegen Philosophie und Aufklärung, gegen „die Dichter, Schöngeister, Helden und Philosophen“ ausfährt — nicht das nur, sondern versteckt wenigstens, und dennoch mit Händen zu greifen, wird doch wieder ganz in der alten Weise der „neueste Bibelübersetzer“, der „Laien-Aergerer“ mit giftigen Seitenblicken angesehen [1]). Diese Stellen, und gar die, in denen er wegen gewisser Urtheile der Göttinger Theologen über seinen Ersten Band von „Thoren“ und „Pöbelhaufen“ spricht [2]), sind wieder arge „Gallenflecke“, und Lavater drückte sich sehr euphemistisch aus, wenn er das von ihm übrigens so gepriesene Buch „noch sanfter, noch weniger anspielend“ wünschte.

Am bedeutendsten von den drei Abschnitten unseres Commentars und am bezeichnendsten für den Geist desselben ist der mittlere. Das Verdienstliche wie das Verfehlte, der poetische Sinn des Erklärers wie seine Voreingenommenheit — Alles findet sich beisammen in der Besprechung des Mythus vom Sündenfall.

Zwar, den Begriff des Mythus eben besaß Herder selbst damals nicht, als er in jener ältesten Skizze zur hebräischen Archäologie diese Anfangsstücke der Bibel noch als Lieder und Gedichte im religiösen Ton, als zweckvolle Erzählungen in poetisch-orientalischem Gewande, voll mythologischer Einkleidung, ansah. Er besitzt diesen Begriff auch jetzt nicht, wo er an diese ältere Ansicht nur anknüpft, um über sie hinauszugehen. Er beginnt nämlich damit, die Erzählung als eine morgenländische Fabel — als einen „dogmatisch-mythologischen Apolog“, wie er vor sieben Jahren gesagt hatte [3]) — anzusehen. Er macht uns aufmerksam auf ihren Zauberton. Er entwickelt die Moral, den lehrreichen Sinn der Fabel: gestrafter Ungehorsam der Kinder, schreckliche Folgen der falschen Weisheit, Ursprung der Uebel des Menschen-

---

[1]) In der S. 59 in der Anmerkung angeführten Stelle aus Lenz' Neuem Menoza, muß statt der drei Kreuze Michaelis gelesen werden. S. 162 bezieht sich auf Michaelis' Uebersetzung, Anm. zu Genes. IV, 6. 7, S. 172 auf Anm. zu Genes. IV, 23.

[2]) S. 86 u. 180; vgl. Heyne an Herder vom 8. März 1776, C, II, 192 und Erinnerungen II, 60, Anm. **. Ein Mehreres weiter unten in unserm Sechsten Abschnitt.

[3]) Vgl. die durchaus rationalistische Auffassung des „Liedes von der Verführung“, LB. I, 3, a, 578 ff.

geschlechts — der Baum der Erkenntniß in dieser Kindeserzählung ein Sinnbild des großen Geheimnisses, das jetzt wieder Rousseau gepredigt hat, daß die Natur gut, der Mensch böse ist, daß durch lüsternen Vorwitz, durch falsche Weisheit und Verfeinung alles Elend in die Welt gekommen ist. Kein Zug der Einfachheit, kein Reiz des Wunderbaren, keine Nüance des Sinnes, die dem Erklärer entginge. Aber mit alle dem will er doch nur gezeigt haben, welche Poesie und welcher Gehalt in der Fabel wäre, wie dieselbe mit Zartsinn und Verstand aufgefaßt werden müßte — wenn es wirklich nur Fabel wäre. Nur vorübergehend, nur hypothetisch hat er sich einen Augenblick ganz auf den Standpunkt gestellt, daß wir in der biblischen Erzählung „die erste und gewiß weiseste, tiefste Fabel“ vor uns hätten. Sofort verläßt, widerruft er diesen Standpunkt. Nun auf einmal heißt ihm das: allegorisch erklären, heißt ihm: die Bibel zur flachen Vernünftigkeit herunterziehen. Voll Spott über ein solches Verfahren, nachdem er es soeben selbst in der edelsten und feinsten Weise geübt, macht er sich daran, es zu parodiren und probeweise zu zeigen, wie man aus unserer Erzählung etwa die Moscatische Hypothese herausexegesiren könne, daß der Mensch ursprünglich auf Vieren gegangen, daß er am Baum der Erkenntniß aufrecht gehen gelernt, mit dem aufrechten Gange Vernunft und alles Weitere bekommen habe. Und weg also mit der Annahme, die Erzählung sei Fabel! Das Vorangehende, das Nachfolgende ist es doch offenbar nicht. Mit diesem steht das Stück auf völlig gleicher Linie, und damit ist für Herder bewiesen, daß es eben auch, wie die Schöpfungsgeschichte, wie alles Uebrige, Th a t und G e s ch i ch t e ist. Eine harte Aufgabe ist ihm damit zugefallen! Um, beispielsweise, mit dem Sprechen der Schlange fertig zu werden, erinnert er daran, daß der sinnliche, der Naturmensch Alles belebe, mit Allem, auch mit den Thieren spreche; man müsse nur das Alles ins Paradies „und in die erste volle Menschenknospe alles Gefühls hineindenken“. Er leugnet, heißt das, daß die Erzählung nur Dichtung sei, indem er seine eigne Auffassung derselben ganz in dichterisches Gefühl eintaucht, ihr gegenüber selbst zum Dichter wird. So auch im Folgenden. Bei jedem einzelnen Zuge mit beredter Empfindung und Einbildung verweilend, ganz Eins werdend mit dem Geiste der Erzählung, verwechselt er, sich selbst unbewußt, ihre psychologische und moralische Wahrheit mit ihrer Thatsächlichkeit. Durch eine optische Täuschung gleichsam seines lebendigen Gefühls wird ihm die Dichtung zum Factum, — sowie durch dieselbe, nur ursprünglichere optische Täuschung die mythisirende Phantasie des Orients einst unwillkürlich ihre tiefsinnigen Anschauungen in die Form des Thatsächlichen umsetzte. Den Irrthum dieser Auslegung erkennen und corrigiren wir ohne Mühe, nur daß wir uns zugleich wieder sagen werden, wie dieser Irrthum und jene Verwechselung allererst dazu geholfen hat, dem dichterischen Sinne, dem geistigen Gehalte des Mythus zu seinem vollen Rechte zu verhelfen. Bei Herder selbst freilich steigert sich alsbald das, was an seiner dichterischen Auslegung das Irrige ist, mit einer

gewissen Nothwendigkeit zu dem weiteren Irrthum, daß er an die Dichtung, die ihm Thatsache ist, die ganze Masse dogmatischer Vorstellungen anhängt, die der Glaube eines Paulus, die der Glaube der Kirche vorlängst damit verbunden hat. Der Schleier der poetischen Auffassung verdichtet sich zum Nebel einer Gläubigkeit, die keinen Anstand nimmt, in der Schlange die erste sichtbare Erscheinung des Satans, in der Geschichte Adams den Inhalt der Welt, „unseres Geschlechts ganzen Knoten", in Christus, als dem zweiten Adam, dieses Knotens Auflösung zu erblicken. Unter unschmackhaftem Gespött über alle Versuche philosophischer Welt- und Geschichtserklärung wird alles menschliche Forschen und Zweifeln mit gebundenen Händen der Offenbarung ausgeliefert. Entweder Du geräthst im Grübeln über Wesen und Bestimmung des Menschengeschlechts in den Strudel unlösbarer Zweifel, „oder, wenn Dir Gnade ward, diese Kindesgeschichte zu sehen: je tiefer Du dachtest und zweifeltest und fragtest, je herzlicher wirst Du umfassen und finden." So weit hat das überredende Gefühl, die um Wahrheit leidenschaftlich bemühte Seele den einst so nachdrücklich für die Freiheit des forschenden Geistes eifernden Mann herumgeworfen! Was Wunder, wenn er sich nun auch in Beziehung auf die Entstehung der Erzählung mit einer durchaus mystischen, im höchsten Grade unklaren, ja geradezu unverständlichen Vorstellung begnügt. Die Erzählung enthält göttliche Wahrheit; aber wer verfaßte das Stück? „Offenbar," so lautet die Antwort, „schrieb's, erzählt's und lenkt's kein Mensch, dem selbst sein Weh und Kummer und sein liebes tägliches Brod hart fiel, sondern Einer, der nicht dazu zu gehören schien, der dem Spiel als seiner Verwandlung zusah und den schönern Ausgang wußte." —

So bleibt der durchgehende, bald greller, bald minder grell hervortretende Zug der Schriftstellerei Herders während seiner Bückeburger Periode bis zu ihrem Schluß das Pathos des erregten religiösen Gefühls. Von wohlthuender, dem sittlichen Leben entspringender Wärme steigert sich dasselbe bis zu leidenschaftlicher Erhitzung, die den Blick des geistreich verständigen Mannes trübt, die ihn zum Schwärmer und Fanatiker macht, im besten Falle sich zu mystischen Anwandlungen abkühlt [1]). Seine früheren Bemühungen um Erweckung und Erneuerung echter Poesie sind nicht aufgegeben, aber sie treten in die zweite Linie: auch die Poesie, desgleichen Philosophie und Geschichte erblickt er zu den Füßen der Religion. In einer Zeit, die nicht die Zeit Luthers ist, will

[1]) Als ein Symptom seiner Bückeburger Verwandlung mag hier nachträglich noch des vorübergehenden Einfalls gedacht werden, durch seine theologischen Schriften wieder ein Verhältniß zu Trescho zu gewinnen. Ebenso charakteristisch freilich, daß zuletzt doch die alte Abneigung den Sieg davon trug. Er schreibt an Hamann in einer ungedruckten Stelle des Briefes vom Mai 1775 (Schriften V, 139 ff.): „Meine Opera an Trescho zu schicken, ist mehr als einmal mein Gedanke gewesen und dachte mit den Provinzialblättern anzufangen. Ich weiß nicht, wie ich aber immer die Hand wegzog, als ob ich eine Distel salben wollte."

er, dem bei aller Genialität die starke Willenskraft und die selbstlose Unmittelbarkeit des großen Reformators abging, ein zweiter Luther werden. Es war eine falsche Tendenz. Bei allem ihrem Ideenreichthum, trotz ihrer weiter gesteckten Ziele, ja, gerade weil sie Alles, was in dieser vielfassenden Seele sich regte, in rascher Folge ans Licht herauffördern wollten, sind die Schriften dieser Periode im Ganzen und Großen unreifer, sie sind jedenfalls verworrener und dadurch unerfreulicher als die der Rigaer Periode. Neben Klopstocks Gelehrtenrepublik, deren Abgeschmacktheiten Herder so leicht erkannte[1], und neben der Lavaterschen Physiognomik, deren er sich so parteiisch annahm, gehört namentlich die Aelteste Urkunde zu denjenigen Litteraturerzeugnissen der siebziger Jahre, welche die Schwächen und Trübheiten der neuen Genierichtung, sofern sich dieselbe kritisch und wissenschaftlich vernehmen ließ, am auffälligsten veranschaulichen. Es war diese Zeit, wie Herder sie selbst nennt, „eine Zeit des Werdens, des Brausens oder Abstehens, der Zubereitung, der Hoffnung": dem entsprechend ist die Signatur des Meisten, was er in jenen Jahren geschrieben hat. Die Enge seiner Bückeburger Existenz, wo er zu ausschließlich auf den Umgang mit seinem eigenen Geiste angewiesen war, ließ ihn, wie Heyne ihm treffend sagte, immer nur „seinen eignen Faden spinnen und wieder weben und selbst verschneidern." Er mußte dieser Einsamkeit enthoben, er mußte unter andere Einflüsse versetzt werden. Heyne hätte ihn am liebsten in die Wirkungssphäre der Universität versetzt; denn — so fügte er hinzu — er müsse Kiesel haben, an denen er sich reibe, und überdies sei der akademische Vortrag für sich selbst eine Art Probirstein des Grillenhaften und des Brauchbaren.

Wohl möglich, daß sich das Recept bewährt hätte: allein es war ein milderes Klima, eine Einwirkung ganz anderer Art, welche unser Freund erfahren sollte. Heilsam und bildend auch sie. Wir haben zunächst zu erzählen, wie sich die äußerliche Veränderung vollzog; wir werden später darzustellen haben, wie in einer ganz neuen Umgebung, an der Seite eines Freundes von wunderbarem Geist das Ueberschwängliche, krankhaft Gesteigerte von Herders Anschauungen sich mäßigte, das Große und Wahre derselben sich reiner und glücklicher ausgestaltete.

---

[1]) „Knabenwerk und Spiel" nennt er das Buch gegen Hamann (Schriften V, 75) und ganz übereinstimmend damit spricht er sich darüber gegen Heyne (C, II, 172), gegen Lavater (A, II, 102) und gegen Boie (bei Weinhold, S. 171) aus.

Sechster Abschnitt.

Die Göttinger Verhandlungen und der Ruf nach Weimar.

Vom ersten Augenblick seines Eintritts in seine Bückeburger Stellung — denn dahin versetzen wir uns zurück — hatte Herder nach Gelegenheiten ausgeschaut, von dem einsamen Orte wieder wegzukommen; ja, hätte man in Riga gewollt, wie er wollte, so hätte er am liebsten noch vorher das Bückeburger Engagement wieder rückgängig gemacht[1]). Die nächste Versuchung zu einer Veränderung kam ihm von eben dem Hofe, dem er erst vor Kurzem den Stuhl vor die Thüre gesetzt hatte. Von Eutin aus erhielt er dringende Aufforderungen, die dortige, mittlerweile erledigte Hofpredigerstelle anzunehmen. Wie gern hätte namentlich die Herzogin, die Mutter des Prinzen Peter, den Mann wiedergewonnen, von dem allein sie sich einen günstigen Einfluß auf ihren unglücklichen Sohn versprach! Seit Herder sich von ihm getrennt hatte, war Alles schief gegangen. Der junge Mann hatte sich mit seinem Gouverneur überworfen; sein schwacher Geist war krank geworden; von religiösen Scrupeln und Wahnvorstellungen gequält, hatte er sich zwecklos, hastig, von Ort zu Ort, durch Frankreich und Holland schleppen lassen. Im elendesten körperlichen und geistigen Zustande war er endlich auf Befehl seines Hofes im Herbst 1771 nach Hause zurückgekehrt; der Gouverneur, auf den nun alle Schuld fallen sollte, war entlassen worden, und Herder war der Mann, von dem man Rath und Hülfe erwartete. Am liebsten gewiß — denn man wagte sich mit der Sprache nicht recht heraus — hätte man ihn, wenn auch unter anderen Bedingungen als das erste Mal, abermals zum Reisebegleiter, zum alleinigen Mentor des Prinzen gemacht. Caroline, die ihren Herder in Bückeburg so unzufrieden wußte, die ihm in ihrer uneigennützigen Geduld so gern die Reise nach Italien gewünscht hätte, redete

---

[1]) S. oben S. 454.

zu: er aber, wenn auch geschmeichelt durch das Vertrauen des Eutiner Hofes, sah doch für diesmal bei aller seiner „Flatterhaftigkeit", mit der Caroline ihn neckte, die Verhältnisse zu klar, als daß ihn die Versuchung ernstlich hätte locken sollen. Seinen Rath und brieflichen Zuspruch versagte er dem ehemaligen Zöglinge nicht — im Uebrigen hielt er sich weislich zurück. Mit dem Prinzen zu reisen, schrieb er im Januar 1772, sei ihm noch gar nicht angetragen; sehr fraglich, ob der arme Schelm selbst noch je wieder reise, und ob er sich je zum zweiten Mal mit ihm wage. Bloß Hofprediger aber in Eutin — um Alles in der Welt nicht! Viel lieber wolle er dann doch eine Zeit lang in den „Bückeburger Bleigebirgen" ausdauern! [1])

Völlig in der Luft schwebten andere Versorgungspläne, die Andere für ihn machten. Die geschäftige Frau La Roche, die so gern die einflußreiche Gönnerin spielte und, nicht ohne an sich selbst zu denken, Pläne für ihre Freunde verfolgte, hätte Herder am liebsten zum Hofprediger in Neuwied gemacht, da sie denn ihn und ihren alten Freund Wieland, der dort eine Akademie errichten sollte, ganz in der Nähe gehabt hätte. Carolinens Schwester wiederum bedauerte noch immer, daß Herder nichts von der Gießener Professur hatte wissen wollen; aber es war da noch ein besserer Platz an der Universität — wenn nur der alte Benner, alt genug war er dazu, erst gestorben wäre! Caroline berichtete getreulich, aber mit völliger Bescheidung, über diese Projecte an den Freund; sie erhielt zur Antwort, daß das „auf tausend Meilen nichts für ihn sei"; da sei denn doch die Bückeburger Stelle noch drei Mal vortrefflicher und selbst die Aussicht auf Eutin raisonnabler; übrigens sei es sein Entschluß, sich nicht anders als zu einer festen Stelle auf Lebenszeit — vielleicht im Hannöverschen oder in Berlin — zu verändern [2]).

Auch die Generalsuperintendentur in Halberstadt indeß, derentwegen Gleim, der Allerweltsversorger, sich Anfang 1773 für ihn bei dem Minister von Zedlitz bemühte, würde er angenommen haben. Es zeigte sich nur, leider, daß die frommen Wünsche des ehrlichen Gleim weiter reichten als sein Einfluß.

[1]) Die Hauptbelegstellen finden sich in dem Briefwechsel zwischen Herder und Caroline: Erinnerungen I, 210. 213 (wo jedoch die nur im Auszug und mit manchen Veränderungen wiedergegebene Handschrift verglichen werden konnte, die unter Anderem erkennen läßt, daß Herder von Eutin, wenn ich richtig verstehe, eine Pension von 200 Rthlrn. bezog); A, III, 161 ff. 168. 171. (Erinnerungen I, 219) 184. 207. Ferner die handschriftlich vorliegenden Briefe des Prinzen, von denen der eine, Brüssel, 5. Juni 1771, bei Düntzer C, III, 281 abgedruckt ist. Endlich Herder an Merck, bei Wagner II, 37. — Das Wort von den „Bückeburger Bleigebirgen" ist eine Anspielung auf die Geschichte des Fräulein von Sternheim.

[2]) Caroline an Herder, 16. September 1771. A, III, 101 und Herders Antwort A, III, 109 (vollständiger als Erinnerungen I, 209). Bezüglich Gießens vgl. wieder A, III, 237; die Bennersche Stelle war noch Jahre nachher nicht erledigt; für den Fall der Erledigung frägt Moser noch 27. September 1775 (handschriftlich) bei Herder an.

Es war kein guter Dienst gewesen, den er dem Freunde durch seine Einmischung geleistet hatte; wie ängstlich auch Herder nach dem Scheitern der Sache besorgt war, daß „kein schiefer Nachwind nachsause“ — wir haben oben gehört, daß es nicht ganz ohne das abging: noch in den Streit über die Provinzialblätter — die freilich von dem Halberstädter Generalsuperintendenten, in den Staaten des Königs von Preußen, schwerlich geschrieben worden wären — warf diese Angelegenheit nachträglich ihre Schatten hinein [1]). Kein Wunder, daß Herder recht inständig bat, „von allen Rufen und Vocationen und Beförderungen abzulassen“, als Gleim im Herbst 1774 schrieb, daß er bei Besetzung der Stelle in Klosterbergen abermals an ihn gedacht habe [2]).

Auch ein anderes Project hatte sich um dieselbe Zeit als ein Irrwisch erwiesen und hatte gleichfalls nur dazu beigetragen, Herders Aufregung über die Berliner „διαβολοι“ zu steigern. Auch von diesem, dem Mitauer Project, ist oben (S. 621) bereits die Rede gewesen. Es war anfangs eine reine Luftblase, dann schien es greifbarer zu werden, und am Ende löste es sich doch wieder in Nichts auf. Kaum nämlich ging im Herbst 1772 die Nachricht durch die Zeitungen, daß die Landschaft in Curland eine Universität errichten und die besten Leute mit ansehnlichem Gehalt dazu rufen wolle, als Asmus, der Schalk, seinem Wandsbecker Boten, in der gutmüthigen Meinung, dem Freunde zu nützen, die Ente ins Felleisen packte, der Erste, den man zu rufen gedenke, sei Herder. Und nun ist es interessant zu sehen, wie lebhaft dieser auf den Gedanken zustürzte. Er konnte es kaum für etwas Anderes als für Fabel halten — aber wenn es doch keine Fabel gewesen wäre! Auch nur in die Nachbarschaft des Ortes zu kommen, wo er so glückliche Jahre verlebt, wo er so treue Freunde und eine Freundin zurückgelassen hatte, der er nun seine Caroline zuführen dürfte: das Herz klopfte ihm bei dieser Aussicht! „Es ist überhaupt,“ so schrieb er der Braut bei der Mittheilung des Gerüchts, „in den dortigen Gegenden mehr zu machen als in dem verwünschten, zertheilten, unter kleinen Herren darbenden Deutschland.“ Noch immer blieb die Oberpredigerstelle in Riga der Lieblingstraum, mit dem sowohl Herder wie Hartknoch zu spielen fortfuhren. Bei des Letzteren Osterbesuch in Bückeburg 1774 wurden die Chancen dafür von Neuem durchgesprochen, und abermals tauchte der Gedanke auf, daß eine Professur in Mitau die Brücke dazu bilden könne. Einer der dorthin Berufenen, der junge Hartmann, ein noch sehr grünes Bürschchen — es stecke in ihm, meinte Hamann, ein Klotz und Compagnie in folio — trug seine Vermittlung an, und auf Hartknochs Zureden ließ sich Herder auf eine Correspondenz mit Hartmann, auf ein halbes

[1]) Vgl. oben S. 616. u. 617. Außerdem im Herder-Gleimschen Briefwechsel (C, I) Nr. 4. 5. 6; an Caroline A, III, 426. 427. u. 431, wozu ein nicht abgedruckter Brief vom Januar 1773 kömmt, worin er das Scheitern des Projects meldet; endlich an Hartknoch C, II, 37, und Hartknochs Antwort, daselbst S. 38. 39.

[2]) Herder-Gleimscher Briefwechsel Nr. 10 u. 11 (6. Novbr. 1774 u. 15. Febr. 1775).

Hoffen und Betreiben der Sache ein. Es zeigte sich bald, daß der windige Patron nichts vermöge, und daß Sulzer, der als Berather des Herzogs von Curland die Mitauer Anstellungen in der Hand hatte, nicht gemeint war, für den Verfasser der Provinzialblätter, für den Mann, in dem er einen Gegner seiner eignen Ansichten und einen hypergenialen Neuerer erblickte, auch nur einen Finger zu regen. Der Tellersche Brief kam hinzu, und Herder hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die fatale Sache wieder todt zu machen, damit „die Hartmanns mit den Sulzers nicht Loos über ihn würfen“ [1]).

Ernstlicher als alle diese Projecte — den Wunsch nach Riga immer ausgenommen — beschäftigte unseren Freund die Aussicht einer Anstellung in Göttingen. Sie allein hatte eine reelle Basis und entwickelte sich durch eine Reihe von Phasen hindurch, bis endlich auch sie, dicht vor der Erfüllung, durch eine Entscheidung ganz anderer Art vereitelt wurde.

Seit dem Februarbesuch 1772 in Göttingen, wo man ihn „in alle Weise dahin bereden wollen“, arbeitete der Gedanke in ihm; mit sich selbst

---

1) Ueber die Claudiussche Zeitungsnachricht vgl. A, III, 364; A, I, 371 u. C, II, 149; dazu noch Erinnerungen I, 231 mit Bezug auf den Schluß des Hamannschen Briefes, Schriften V, 19. Für Herders Sehnsucht nach Riga vgl. die Worte in dem Briefe an Hartknoch, vom 13. September 1773: „Falls Euer Erzfresser sich einmal und, so Gott will, baldigst erstickt oder erwürgt, so gedenkt meiner, Ihr Oberschenker und Bäcker!“ und Hartknoch an Herder, 18. (29.) Juni 1774. Für den Verlauf der Mitauer Angelegenheit: C, II, 61. 62. 63. 65. 66. 67; Hamanns Schr. V, 95. 98. 105, (wo die Stelle des Herderschen Briefes an Hamann vom 14. November 1774 nach dem Original vollständiger so lautet: „Der Ruf nach Mitau war bloß Hartmanns Einfall, zu dem ich gleich kein Fünkchen Zutrauen hatte, den ich auch, sobald ich den Wink [in Hamanns Brief vom 4. October] ersah, mit allem Ernst unterdrückte: er giebt bloß den Berlinischen διαβόλοις Gelegenheit zu lästern, ohne daß er mir hilft“). Die Worte vom „Looswerfen“ aus dem im Druck verkürzten Schluß des Herderschen Briefes an Hamann, vom 16. November 1774. Hartmanns früher Tod und die elenden Zustände in Mitau meldet Hartknoch, 8. November 1775, C, II, 76. — Vielleicht wäre im Texte noch von einem anderen Veränderungsplan zu reden gewesen, der auf Petersburg gegangen zu sein scheint: allein auch wenn man die gedruckten Briefe an Hartknoch durch die Originalbriefe ergänzt, kömmt man zu keiner Sicherheit in der Sache. Am 13. September 1773 bittet Herder den Freund um eilige Besorgung einer Einlage an Rathsamhausen nach Petersburg; wiederholt erkundigt er sich nach der Bestellung dieses Schreibens, das eine Mal in Verbindung mit der Aeußerung, er sitze in Bückeburg noch ohne Aussichten, so viel er auch, wo er könne, strebe. Mit Bezug hierauf heißt es in Hartknochs Brief vom 10. November 1773, Merck habe ihm bei der Durchreise (von Petersburg nach Darmstadt zurück) gesagt, „Sie hätten Sich um eine Stelle in Petersburg bemüht —— Rathsamhausen ist auch gar nicht der Mann, der Ihnen in etwas dienen könnte und wollte.“ Am 30. December kömmt Hartknoch von Neuem auf die Angelegenheit, worauf 12. Februar 1774 Herder das Mercksche Gerede dementirt; „und daß ich mich“ — heißt es in der Handschrift — „über einen Dienst in Petersburg an Rathsamhausen gewandt, ist erstunken und erlogen“ — wozu endlich Hartknochs, erst jetzt verständliche Erwiderung vom 6. März 1774 kömmt (C, II, 54): „Merck erzählte den Inhalt Ihres Briefes an Rathsamhausen“ u. s. w. Ich bin trotz des Herderschen Dementis geneigt, anzunehmen, daß Mercks Aussagen nicht alles Grundes entbehrten.

und mit seinem Mädchen, die ihm aus der Ahndung ihres Herzens „weissagen" sollte, ging er zu Rathe, ob ihm nicht am Ende doch das Professorleben, gegen das er bisher immer eine Abneigung gehabt, ebenso gut oder besser gefallen dürfte als das Pastorleben. Durch Heyne hätte die Sache betrieben werden müssen; allein, obgleich er gelegentlich gegen diesen ein Wort von seinem „ungesunden, einsam-elenden" Leben in Bückeburg hatte fallen lassen, so war doch als Antwort höchstens ein Seufzer zurückgekommen: „Ach, wenn Sie nur hier wären!" Heyne, so ließ er sich darüber gegen die „Mitgenossin seiner Grillen" aus, sei ein etwas furchtsamer Mann, der, wenn er gefragt würde, wohl sprechen würde, aber daß er gefragt würde — solle er es sein, der das veranlasse? Doch da war ja seine Freundin Therese Heyne! Ihr mochte er sagen, was er dem Freunde zu sagen zu scheu war, und mochte darauf rechnen, daß seine Wünsche durch dieses Sprachrohr weiter getragen würden. Der Brief an sie vom November 1772 ist voll von nicht mißzuverstehenden Winken — eben wegen der Offenheit, Wärme und Deutlichkeit, mit der er sich ausspricht, ein ganz und gar diplomatischer Brief. Der Briefschreiber strömt über von Klagen über das Unleidliche seiner Bückeburger Lage. Er gesteht, daß ihn, seit seinem Göttinger Aufenthalte, der Traum, mit seinen Heynes dort zusammenleben zu dürfen, nicht losgelassen habe; „Zwei Haushaltungen also verkettet! eine solche Frau, Mutter, Freundin — Alles! Vorbild! Das wars, was mich reizte und was mir (ich muß es Ihnen nur bekennen) seit der Zeit Göttingen fast täglich vorbrachte, daß ich auch immer hier nur wie im Traum zu leben glaubte, aber — ich weiß nicht, wie ich auch nun aus dem Traume aufwache und sehe, daß es ein Traum war." Ein Traum! Nicht als ob er andere Rufe und Aussichten habe; nur — in Hannover habe er keine Bekannten, keine Geschäfte, keine Gelegenheiten; auch verhindere ihn die Rücksicht auf seinen Herrn, selber zu suchen. Zu finden dagegen möchte er immer sein; für das was er hier zu thun habe, möchte er auch lange genug in Bückeburg gewesen sein, — und doch, was bleibe ihm anders übrig, als sich den Traum aus dem Sinne zu schlagen, sein Haus mit Besemen zu fegen, seine Braut heimzuholen und sie zur guten Dorfpriesterin einzuweihen![1])

Wie deutlich das indeß war: Frau Heyne hatte wohl empfindsame Ergießungen für ihren „liebsten liebenswürdigen Freund", aber kein Wort, das den praktischen Punkt seines bekenntnißreichen Schreibens berührt hätte. Nicht eher als im März des folgenden Jahres zeigte sich eine neue Hoffnung für Herder — in zwei Zeilen ganz am Schlusse eines Heyneschen Briefes. „Ach," hieß es, „wenn Sie nur mehr orthodox wären!" — man sei jetzt in Hannover ganz erpicht darauf, einen Theologen zu haben, der „ein kluger Schalk"

---

[1]) Die benutzten Briefstellen, Erinnerungen I, 221. 231; A, III, 256. 380; im Herder-Heyneschen Briefwechsel, Nr. 9. 11 u. 17.

sei. Auf die zwei Zeilen hin glaubte Herder zufassen und dem furchtsamen Freunde, der so lange so sonderbar gegen ihn geschwiegen hatte, einen Stoß geben zu dürfen[1]). Er thut es in einer Weise, welche — die Wahrheit zu sagen — etwas zurückhaltender, etwas stolzer und würdiger sein könnte. „Von hier muß ich weg, das ist Ja und Amen" — von dieser Prämisse des ungeduldig leidenschaftlichen Wunsches gehen alle Sätze seiner Antworten an Heyne, alle Schritte aus, zu denen er sich nun unter dem Beirath des Freundes entschließt. Er darf sich mit gutem Fug seiner Predigergaben, seiner Talente des Vortrags, seines Fleißes, seiner wissenschaftlichen Bestrebsamkeit rühmen. Mit gutem Gewissen darf er beruhigende Versicherungen wegen seiner Orthodoxie geben, „wenigstens," — so fügt er mit nachgiebiger Feder hinzu — „sofern sie auf Willkür und Behutsamkeit ankommt." Auch von seiner „Biegsamkeit und Friedensliebe" darf er reden; aber freilich, daß „seine Streitjahre vorbei seien" — diese Versicherung beruhte mehr auf augenblicklichem Vorsatz als auf richtiger Selbsterkenntniß. Ja, sogar der Weltklugheit und der Kunst, ein Schalk zu sein, berühmt er sich! „Wenn man einen Schalk braucht, der die Schwächen seiner Facultät mit so ziemlicher Art verbürge, so dürfte ich das wohl so ziemlich werden können; mit etwas Menschenverstande, Welterfahrung und einem gewissen Hange zu Kenntnissen anderer Arten muß man das beinahe von selbst werden." Wie sophistisirt er sich doch in die Bedürfnisse der Stelle, um die es sich handelte, hinein! Wie macht er sich doch, in der Absicht, seine Brauchbarkeit zu demonstriren, schlechter als er ist, dichtet sich in eine Rolle hinein, die er, wie wir ihn kennen, ganz gewiß im ersten Momente der Aufwallung, bei der ersten Herausforderung seines Stolzes, seiner Wahrheitsliebe, seines sittlichen Gefühls vergessen wird!

Man sah sich in der That in Hannover nach einem Theologen für die Göttinger Universität um, der die positive Richtung mit Geist verträte und durch besonnenes Eingehen auf das Recht der fortschreitenden Wissenschaft und auf die ethische Seite der Religion ebenso sehr der unfruchtbaren Orthodoxie wie der trivialen Aufklärung Widerpart hielte. So war namentlich das Absehen des Hofraths Brandes, des gelehrten und kunstverständigen Mannes, dem gegenwärtig das Universitätsdepartement in Hannover anvertraut war. Mit ihm und mit dem Geheimen Rath von Bremer setzte sich Heyne nun in Verbindung, um seinen Freund Herder „auf die eine oder andere Art ins Spiel zu bringen"; diesem selbst aber fiel die Aufgabe zu, sich direct an Brandes zu wenden, ihm brieflich seine Wünsche, seinen theologischen Standpunkt, sein Programm zu entwickeln. Die Auseinandersetzung hatte den vollen Beifall des einsichtigen und wohlwollenden Mannes, der Herder bisher nur von anderen Seiten gekannt hatte. Er kenne ihn jetzt, erwiderte

[1]) Heyne-Herderscher Briefwechsel, Nr. 22 ff.

er verbindlich und vorsichtig, als einen Mann, der vielleicht mit der Zeit die Wünsche der Regierung erfüllen könne, — „ich wenigstens merke mir ihn in diesem Gesichtspunkte“ [1]).

Eingeleitet, aber eben nur eingeleitet war auf diese Weise der Handel, der sich noch Jahre lang fortziehen sollte. „Arbeiter hat sich angeboten,“ heißt es in einem Herderschen Briefe vom November 1773, „und wird sich nicht aufdringen, steht lieber vor der Hand noch eine Weile müssig.“ Es war fatal, daß mittlerweile die geharnischte Schlözersche Schrift erschienen war, welche auf die Friedensliebe, die Weltklugheit, ja, selbst auf die Gelehrsamkeit des Bewerbers ein etwas bedenkliches Licht warf und nebenher auch den theologischen Charakter desselben so ungünstig zeichnete. Kein Wunder, daß Herder sehr bestimmte Absichten dahinter witterte und von Schlözers Verdiensten um die Universität sprach, „sie gegen ihn zu bewahren“. Vor Allem aber ein anderer Punkt. Was halfen alle Herderschen Versprechungen und Programme! Von Anfang an hatte Heyne gejammert: „Wenn ich nur etwas Theologisches von Ihnen aufweisen könnte! nur eine Predigt! nur einen Wisch!“ Dieselbe Rede hatte Westfeld, der sich gleichfalls um eine Anstellung im Hannöverschen bemühte, im November von dort mitgebracht; der Refrain war immer: Herder möge schreiben, um sich auch theologisch allererst einen Namen zu machen. Wenn es nur das war! Eben in der Absicht, sich von Bückeburg wegzuarbeiten, hatte er ja den ganzen Sommer über seine Feder athemlos in Bewegung gesetzt; die Aelteste Urkunde war unter der Presse, Geschichtsphilosophie und Provinzialblätter warteten nur auf den Drucker; über alle drei Schriften wurden alsbald Heyne die nöthigen Mittheilungen gemacht, und dieser wußte an geeigneter Stelle darauf hinzuwinken. Jetzt war der Moment gekommen, wo Herder auf seinen Rath von Neuem an den Minister Bremer schreiben mußte, und wirklich erfolgte nach einigen Wochen von diesem die Aufforderung, sich in Hannover persönlich vorzustellen und allenfalls sich auf eine dort zu haltende Predigt anzuschicken [2]).

Die Reise erfolgte, aber aus der Predigt wurde nichts. Am 27. Januar ging Herder nach Hannover: schon am 31. war er wieder in Bückeburg [3]).

[1]) Nur der Antwortsbrief von Brandes (vom 16. Juni 1773), nicht Herders erstes Schreiben an ihn, ist erhalten und findet sich abgedruckt C, II, 163.

[2]) Bremers kurzer Brief vom 21. Januar 1774 liegt handschriftlich vor. Im Uebrigen hat die obige Erzählung zur Hauptquelle fortwährend die Correspondenz mit Heyne. Für das Folgende verweise ich ein für alle Mal auf die mit Auszügen aus den Actenstücken belegte Darstellung der Verhandlungen in den Erinnerungen II, 45 ff.; einige weitere Actenstücke hat neuerdings Bodemann in dem Aufsatze über Herders Berufung nach Göttingen im Archiv für Litteraturgeschichte Bd. VIII, Heft 1, S. 59 ff. veröffentlicht. Wo der Herdersche Nachlaß Ergänzung oder Berichtigung an die Hand giebt, wird darauf hingewiesen werden.

[3]) Nach einem Billet der Gräfin an Caroline, vom 1. Februar 1774.

Die ganze Expedition muß sehr unglücklich abgelaufen sein. Es scheint, daß der geniale Mann sich schlecht mit der steifen Förmlichkeit, der gesellschaftlichen Etikette, die in Hannover herrschte, abzufinden wußte. Verstimmt und plötzlich reiste er wieder ab; von Heyne mußte er sich über sein Auftreten den Text lesen lassen, — sein eigner Eindruck war, daß er und Göttingen nicht zusammengehören, daß die Reise nur dazu gedient habe, „vergebliche Mühe zweier Freunde zu endigen, ehe sie an mir im Amte selbst welch Aergerniß, Verdruß, Schimpf und Schande erlebt hätten." Das war das negative Ergebniß der Reise. Als Entschädigung für die gescheiterte Hoffnung brachte er die Freundschaft mit einem Manne zurück, auf den er längst durch Lavater hingewiesen worden war. Zimmermann, der seiner Zeit berühmte Hannöversche Leibarzt, den auch Graf Wilhelm seiner Gemahlin wegen als rathgebenden Arzt herangezogen hatte, der Schweizer, der es so meisterhaft verstand, den Hofmann zu spielen, der durch die Eleganz seiner äußeren Erscheinung Jedem, dem er persönlich nahe trat, durch die gewandte Darstellung seines regen Empfindungslebens als Schriftsteller eine Zeit lang dem Publicum imponirte, mußte auch für Herder eine interessante Persönlichkeit sein. An seine Adresse hatte Lavater die „Aussichten in die Ewigkeit" gerichtet. Ein genauer Vertrauter des großen Physiognomen, ein Bewunderer von dessen Geistesgaben, begegnete er sich mit Herder in dem lebhaften Antheil, den auch dieser an den Ideen und an der apostolischen Wirksamkeit des Schwärmers nahm. Brieflich hatte man sich schon im Sommer des vorigen Jahres genähert und flüchtig bald danach bei einer Anwesenheit Zimmermanns in Bückeburg gesehen. Erst jetzt jedoch verwandelte sich die Bekanntschaft in Freundschaft. Ein Hypochonder durch schweres körperliches Leiden war Zimmermann; ein Hypochonder durch die zarte Reizbarkeit seines Gefühlslebens war Herder. So gaben sie sich wechselseitig in einer glücklichen Stunde den Anblick ihres Innern. Herder fand, daß der neue, ganz ungesucht gefundene Freund ihm seine eignen Gefühle und Ideen und „verborgene Knoten des Herzens" entwand und löste; Theilnahme und Mitgefühl nahm ihn für den Leidenden ein, er idealisirte sich das „ruhige, schweigende, rührende Bild" des Mannes; dieser aber, schon zuvor ein enthusiastischer Leser von Herders Schriften, erfuhr nun den ganzen Zauber, den der Beredte bei persönlicher Mittheilung in Wort und Miene zu legen wußte; er gestand, daß derselbe bei ihm, den sonst so Zurückhaltenden, „Wunder der Vertraulichkeit" gewirkt habe. Ein wiederholtes persönliches Begegnen und ein ziemlich lebhafter Briefwechsel, in welchem Zimmermann durchaus der Bewundernde und Lobende ist, erhielt während der nächsten Jahre das Verhältniß, bis es ungefähr gleichzeitig mit Herders Verpflanzung nach Weimar erlosch[1]). Jedenfalls hatte Herder in

[1]) Herders erster Brief, vom 2. Juni 1773, theilweise mitgetheilt von Hegner, Beiträge zur Kenntniß Lavaters, S. 25 ff.; die späteren bei Bodemann, Zimmermann,

Zimmermann auch einen eifrigen Förderer seiner auf Göttingen gerichteten Pläne, einen einflußreichen Vermittler und vor Allem einen stets gut unterrichteten Berichterstatter gewonnen.

Es war in der nächsten Zeit wenig zu berichten. Alles blieb nach der verunglückten Reise in der Schwebe. Erst in einem halben Jahre sollte die Stelle in Göttingen, an welche Herders Gönner für ihn gedacht hatten, besetzt werden. Es war eine mit einer Professur verbundene Predigerstelle, deren Besetzung daher hauptsächlich vom Consistorium abhing. Im Consistorium jedoch überwog die orthodoxe Richtung, und hier hatte Herder seine Gegner [1]. Brandes' Absicht, die Gegner dadurch umzustimmen, daß er ihnen seinen Klienten allererst einmal als Kanzelredner vorführe, scheiterte zuerst an dessen Ablehnung und wurde demnächst, als sich Herder nun doch in seiner schwankenden Weise zu einer Predigt in Hannover bereit erklärte [2], von Brandes selbst fallen gelassen. Alles wurde auf die Wirkung der Herderschen Schriften verschoben — wenn nur diese Schriften nicht neue Schwierigkeiten herbeigeführt hätten! Denn von Seiten der Orthodoxie zwar hätte die „Aelteste Urkunde" vielleicht ein Empfehlungsbrief werden können: allein das Buch floß ja über von den schnödesten Ausfällen auf einen Mann, zu welchem der Verfasser in ein collegialisches Verhältniß treten sollte; es war zudem von einer so unmethodischen Verworrenheit, es verrieth einen so tollkühnen Hypothesengeist, daß man billig zweifeln konnte, ob ein solcher Orakelredner sich als Lehrer der akademischen Jugend nützlich, ja, ob er sich verständlich werde machen können. Herder selbst versprach sich in dieser Beziehung von dem großen Opus nicht das Beste und zog es kluger Weise vor, mit der Zusendung desselben an Brandes zu warten, bis er die Provinzialblätter hinzufügen konnte, die, wie er meinte, „Alles gut machen würden". Das konnten sie nun doch nicht. Brandes hatte Einsicht genug, den Geist beider Schriften zu würdigen, Festigkeit genug, um an seiner Meinung, daß Herder „eine Perle für die Universität" sein würde, festzuhalten, aber auch nüchternes Urtheil genug, das Mißliche in dem schriftstellerischen Auftreten des Freundes zu erkennen. „Mit minderem Genie," so schreibt er ebenso fein wie wohl-

---

S. 320 ff.; die Zimmermannschen bei Düntzer A, II, 330 ff. Auch der Gräfin Maria schrieb Zimmermann über den Eindruck, den ihm Herder gemacht: „Herr Herder lebt unsterblich in meinem Herzen. Einen liebenswürdigeren Mann habe ich in meinem Leben nicht gesehen; ach, es ward mir so wohl, als ich in diesem Lande des phlegmatischen Gefühls und der kalten Zurückhaltung, die nun auch endlich mir zur neuen Natur geworden schien, an Herder den Mann fand, dem ich gleich bei dem ersten Anblicke mein ganzes Herz hätte öffnen mögen." (Mittheilung der Gräfin an Caroline, 23. März 1774.)

[1]) Zimmermann an Herder, 22. April 1774, nennt insbesondere „den orthodoxen Herrn Justizrath Strube" und den Präsidenten des Consistoriums, Geh.-Rath v. Busche.

[2]) Nach Brandes' Brief, vom 22. April 1774, dessen Inhalt die Erinnerungen II, 47 ungenau und so wiedergeben, daß das Schwanken Herders verdeckt wird.

wollend in Beziehung auf die Aelteste Urkunde, „und mit weniger Wärme für die Sache würden Sie vielleicht schonender zu Werke gegangen sein, und ich kann nicht läugnen, daß ich es schon hie und da gewünscht habe. Auf Lärmen müssen Sie Sich allezeit schicken, und der Haufe ist beträchtlich, den Sie angegriffen haben. Der Erzengel und der alte Drache, einer wie der andere, sollten diese nicht wohl gar ein Gegenbündniß veranstalten? Unsere Consistorien müßten sich freilich der Sache annehmen: nur fürchte ich, daß sie Ihre Sprache nicht recht verstehen, um sich von Ihren Gesinnungen versichert zu halten." Auch in den Provinzialblättern aber, so fügt er hinzu, hätte er „weniger Ironie und lyrischen Ton gewünscht." Mit uneingeschränkterer Zufriedenheit las er später die Philosophie der Geschichte. Bei dieser klage man nicht über Unverständlichkeit, und dies daher „ist ein Schritt weiter zu der Absicht, die mir unaufhörlich am Herzen liegt und die mir auch hoffentlich nicht entstehen soll."

Dieselbe wohlwollende Absicht bewahrte der Minister Bremer unserem Freunde. Ja, ein Brief von diesem bestimmte ihn im Spätherbst zu einer zweiten Reise nach Hannover — aber nur um ihm eine neue Enttäuschung zu bereiten. An Heyne berichtet er darüber voll Unmuth. Er hatte sich dem Ziele so nahe gewähnt und bekam nun den Eindruck, daß man für die fragliche Stelle gar nicht im Ernst an ihn gedacht habe. Er erlebte gar, daß man ihm seine Meinung über den und jenen abfragte, der für die Stelle zu berufen wäre; sogar von Teller, „dem Narren, dem Apokalyptiker, dem boshaften Lotterbuben" war die Rede! Mit dem Manne stand er auf der nämlichen Liste, der von allen Sterblichen ihn vor wenigen Wochen erst am empfindlichsten gekränkt hatte! Und doch gab man ihm zu verstehen, daß er einer zu haltenden Predigt wegen sich mit dem Consistorium in Verbindung setzen möchte! Als ob er dazu gekommen wäre! Als ob er nur überhaupt und ganz allgemein um eine Stelle verlegen und um jeden Preis zu jeder Bewerbung bereit sei! Standen die Sachen so, so blieb ihm nur übrig, höflich gegen die Höflichen und übrigens vornehm zurückhaltend zu sein. Genug, daß er auf dieser „zweiten Aprilreise" den Schauplatz, die Figuranten auf diesem Schauplatze und die ganze Maschinerie gründlich kennen gelernt hatte. „Und so," heißt es in dem Bericht an Heyne, „schieden die beiden Dinge, Herder und Hannover, von einander."

Je mehr ihn die Hannöverschen Dinge verstimmt hatten, um so empfänglicher war er für die Anhänglichkeit, die ihm bei dieser wie bei der ersten Aprilreise von Seiten seiner Bückeburger Herrschaft bezeigt wurde. In der herzlichsten und zartesten Weise drückte ihm die Gräfin in ihrem und ihres Gemahls Namen die Besorgniß aus, daß man ihn verlieren werde, ohne doch sein Verlangen nach einem umfassenderen Wirkungskreise zu mißverstehen. Man lese ihren Brief an Herder vom 3. Februar 1774, nachdem es sich entschieden hatte, daß fürs Erste die Göttinger Aussichten ganz fern lägen.

„Zu Ihrer Beruhigung," schreibt sie, „darf ich versichern, daß wir von Ihrem Herzen nichts, wegen Ihrer vorzüglichen Talente aber Alles fürchten, diese Besorgniß indessen nur gar zu gern bald und so viel als möglich entfernen. Meinem Herrn ist es Belohnung, wenn Sie fühlen, wie er für sie denkt. Ohne Ihnen was Neues und Fremdes zu sagen, lassen Sie michs wiederholen: Er ist es ganz so sehr als Jemand werth, daß Sie ihn nicht nur nicht verkennen, sondern lieben, ihm trauen und seine Tage, so lange es sein kann, gern versüßen." Und man höre, wie Herder selbst, nach der Rückkehr von der zweiten Reise, im Herbst sich gegen Heyne ausläßt. „Auch habe ich," heißt es, „hier die innige Freude gehabt, mit welcher wahren Herzensumfassung meine Landesherrschaft, Graf und Gräfin, einen Schatten von Abreise empfunden, so daß ich ohne den Grafen wirklich aus menschlicher Beziehung auch keinen Schatten von Schritt thun werde."

Zusehends in der That hatte sich das Verhältniß zum Grafen günstiger gestaltet, vor Allem doch durch die ausgleichende und vermittelnde Sorge der Gräfin. Nach wie vor verehrte diese in Herder den geistlichen Rathgeber und Seelsorger, den Tröster und Erbauer. Es war ihr nicht lange vergönnt gewesen, Mutter zu sein. Schon am 18. Juni 1774 war ihr ihr einziges Kind, nachdem sie es langsam hinsiechen gesehen, gebangt und gehofft hatte, wieder entrissen worden. Ununterbrochen suchte und erhielt sie dabei den Zuspruch des seelenkundigen Freundes, der ihr wichtiger dünkte als der Rath des Arztes. Während aber das Verhältniß nicht aufhörte, sich um diese idealen Beziehungen zu drehen, so war es zugleich durch die Freundschaft der beiden Frauen menschlicher und natürlicher geworden. Die ganze Liebenswürdigkeit der edlen Frau wird uns noch anschaulicher aus den zahlreichen Briefen an Caroline, wie sie uns, sorgfältig von dieser gesammelt, handschriftlich vorliegen. Sie theilt mit dieser, die für sie „die Auserwählte der Bückeburger Welt" ist, den Antheil an den Arbeiten, an den Erlebnissen, den Sorgen, den Stimmungen Herders. Selber die hingebendste, in Liebe unterwürfigste Gattin, versteht sie die Hingebung und das junge, eheliche Glück der Anderen und erbaut sich daran wie an ihrem eignen. Als ihr ihr Liebstes genommen ist, verbirgt sie neidlos ihre Trauer in der Freude über die Mutterhoffnungen der Freundin; mit einer Zartheit, die unter diesen Umständen Heroismus ist, nimmt sie sich der Mutter und des Knaben an, bei dem sie Pathenstelle vertritt. Kein großes oder kleines Ereigniß in dem Herderschen Hause, an dem sie nicht ihren Antheil forderte; sie versteht es, trotz aller Zurückhaltung, die ihr die Etikette auferlegt, mit der befreundeten Familie mitzuleben, dem Haushalt, zumal wenn sie weiß, daß liebe Gäste anwesend sind, mit kleinen Geschenken sich freundlich zu erweisen. Es sind Feierstunden für sie, wenn sie unter das bescheidene Dach treten oder den Besuch der Freundin empfangen darf, die ihr, wie sie nicht müde wird, zu versichern, mehr als Freundin, ein Vorbild weiblicher Trefflichkeit, eine bessere Schwester ist, durch die sie selbst

besser werden möchte. Ihre Vertraulichkeit geht wohl bis zu harmlos-schalkhaftem Geplauder über kleine gesellschaftliche Vorfälle fort, aber durchaus überwiegt der Ton herzlichen Ernstes, der auch das Unbedeutende bedeutend und beziehungsreich macht. So tilgt sie mit unwiderstehlicher Sanftmuth, mit unerheuchelter Güte und Zuvorkommenheit vorübergehende Mißverständnisse und verscheucht mit bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit die Wolken, die etwa zwischen dem Herrn und dem Diener aufzusteigen drohen. So viel sie in ihrer innig theilnehmenden Weise bringt, immer hat sie nicht etwa nur die Miene, sondern das aufrichtige Gefühl, daß sie die Empfangende sei und die für Empfangenes danken müsse. Und wirklich hatte sie mit ihrem rein empfänglichen Sinn, mehr als irgend ein anderer Mensch in Bückeburg, den besten Gewinn von dem, was Herder zu geben vermochte. Sie lebt von seinen Mittheilungen in Wort und Schrift. Sie ist eine begeisterte Leserin seiner Schriften, die ihr durch seine Predigten, seine Briefe, sein Gespräch verständlich werden und von denen sie, was nicht für sie oder was ihr gar anstößig ist, bescheiden an seinen Ort zu stellen weiß. Von ihm nimmt sie entgegen, was er ihr gelegentlich auch von den Geisteswerken seiner Freunde, von Lavater und Pfenninger, von Claudius, Goethe, Lenz mittheilen mag und erwidert diese Mittheilungen durch litterarische oder künstlerische Darbietungen, die in ihrem Bereiche liegen. Ihr Lieblingsbuch ist ein poetisches Album, ein Gesangbuch, welches ihr Herder gewidmet hat, um darin eigne Poesien und Uebersetzungen, auch Fremdes, je nachdem er es für ihren Sinn und Geschmack vorzugsweise passend erachtete, immer den Schatz vermehrend, einzutragen [1]). Unaussprechlich glücklich endlich ist sie über die Fürsorge, welche der Vielbeschäftigte ihrem Pagen, dem jungen von Zeschau

[1]) Die erste bestimmte Erwähnung dieses „Buches der Gräfin", wie es auf einem Bogen bezeichnet wird, der ein Inhaltsverzeichniß über die darin enthaltenen Gedichte giebt, finde ich in einem Briefe der Gräfin an Caroline, vom 15. August 1773. Sie nennt es hier „ein Geschenk von Ihrer und Ihres Herders Hand" und fügt hinzu: „So oft ich darin in meiner Stille lese, giebts mir neue Freuden, und ebenso oft wünschte ich Sie, meine geliebte Freundin, bei mir, um zusammen zu lesen, noch mehr dazu zu sammeln." Eine Anmerkung in den Erinnerungen II, 126 erwähnt des Buches bei Gelegenheit des Briefes der Gräfin an Herder, vom 15. Februar 1775, wo sie es ihr „Lieblingsbuch" nennt; ebendasselbe Buch dürfte in dem Briefe vom 13. Februar gemeint sein. Das erwähnte Inhaltsverzeichniß umfaßt 55 Nummern, deren vordere Hälfte zum guten Theil aus denselben Herderschen Gedichten besteht, die den Grundstock auch des „silbernen Buches" ausmachen. Statt der Volkslieder und Shakespearestücke, die in dem letzteren folgen, enthält die zweite Hälfte des „Buches der Gräfin" meist ernste, moralisch-religiöse Stücke, darunter eine Uebersetzung des Ersten Gesanges von Popes Versuch über den Menschen, den die Gräfin sehr hoch hielt (an Caroline, 16. November 1773; an Herder, 13. Februar 1775) und von Shaftesburys Natur-Hymnus — später als Beilage zur zweiten Auflage des Buches über Spinoza benutzt. Gleichnisse unter der Ueberschrift „Natur und Schrift" bilden den Schluß. Auf die Uebersetzung aus Shaftesbury bezieht sich der Brief der Gräfin an Herder, vom 15. Februar 1775.

angedeihen ließ, indem er sich der Mühe unterzog, den Knaben selbst zu unterrichten nach einem Lehrplan, der wie die pädagogische Probe auf die religiösen und geschichtsphilosophischen Ideen des Mannes erscheint. Die Pädagogik war ja der Boden gewesen, auf welchem Herder, wie uns sein Reisejournal zeigte, am ehesten zu einer systematischen Ordnung seiner Ansichten über Inhalt und Sinn alles Daseins hinstrebte. Der jetzt entworfene Lehrplan war ein von dem Gedanken der Entwicklung getragener encyklopädischer Ueberblick über Natur und Geschichte. Auch er jedoch trägt den Stempel der religiösen Grundanschauung, die in diesen Jahren die Seele seines Lehrens, Denkens und Wirkens geworden war. Die Natur in der Stufenreihe ihrer Kräfte und Erzeugungen wird als Offenbarung Gottes, die Menschengeschichte in der Folge ihrer Perioden als eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts gefaßt. Es sind die Gedanken der Aeltesten Urkunde und des Beitrags zur Geschichtsphilosophie, die ins Kürzere zusammengedrängt, zugleich jedoch durch die vorangeschickten kosmischen Betrachtungen vervollständigt und zu einem Cursus wissenschaftlich-religiöser Unterweisung, zur Skizze eines einheitlichen Lehrgebäudes abgerundet erscheinen, welches erst später in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte" seine vollere wissenschaftliche Ausführung erfahren sollte [1]). „So ist gewiß noch kein König unterrichtet worden," sagte der Graf, als ihm seine Gemahlin den Unterrichtsplan mittheilte.

Alle Anerkennung indeß, die der Graf den Verdiensten, alle Hochachtung, die er dem Geiste Herders zollte, konnten nicht verhindern, daß er als Landesherr sich Härten und Willkürlichkeiten zu Schulden kommen ließ, die mit Eins wieder den ganzen Unmuth jenes aufweckten. Ende Februar 1775 erfolgte das seit Monaten erwartete Ableben des bisherigen Pfarrers und Superintendenten Meier in Stadthagen [2]). Ein bloßes Scheinmanöver war es, wenn nun der Magistrat von Stadthagen Herder auf die Wahlliste für die erledigte Pfarrstelle setzte: der schon längst erklärte Wunsch des Grafen aber ging dahin, daß er die Superintendentur übernehme. Sehr ungern, lediglich

[1]) Der Lehrplan ist abgedruckt SW. zur Philos. X, S. 288 ff. Vgl. darüber Julian Schmidt, Einleitung zu der Brockhausschen Ausgabe der „Ideen", S. XX. XXI. Die Unterrichtsstunden an Zeschau begannen, nach Erinner. I, 200, schon im October 1772. Ein Brief der Gräfin vom 27. December 1773 an Caroline spricht von der Wiederaufnahme der Stunden und von dem Entzücken ihres Gemahls über den Unterrichtsplan. Im Jahre 1774 kam der Jüngling in die Militärschule auf Wilhelmstein. Noch in einem dankerfüllten Briefe an Herder v. J. 1784 klagt der, nunmehr als sächsischer Offizier in Weißenfels in Garnison Stehende, über den Geist der Irreligiosität, der ihm dort entgegengetreten sei und dem er sich nur mit Mühe entzogen habe.

[2]) Für das Folgende dienten als Quellen Herders Briefe an Pastor Grupen (Düntzer C, II, 318 ff.) Nr. 3. 7. 9 ff.; an Heyne Nr. 43 u. 44; an Hamann, Schr. V, 140; an Lavater A, II, 132; außerdem ein Notizenzettel Herders, auf dem die Data vom ersten vorläufigen Antrag der Superintendentur (3. April) an vermerkt sind, sowie Einzelheiten über die ersten Amtsgeschäfte. Auch das Ernennungsdecret vom 8. April liegt im Original vor.

„Anstands und Gewissens halber“ fügte sich Herder dem auch von der Gräfin unterstützten Wunsche seines Herrn; er war, wie er sich ausdrückt, so geneigt, „wie der Bauer, Hunde zu jagen“, seine Muße durch ein Amt beschränken zu lassen, welches ihm weder mehrere Würde, noch Vortheile, sondern nur vermehrte Geschäftsplackerei eintrug [1]). Am 8. April ging ihm das gräfliche Ernennungsdecret zu, während das Pfarramt dem Pastor Grupen in Hannover zufiel, für dessen Ernennung er sich, schon weil Brandes mit Empfehlungen für den Mann eingetreten war, lebhaft interessirt hatte [2]). Gleich anfangs zog ihm das unerwünschte Amt nichts als Verdruß zu. Gewissens halber hatte er es angenommen; er hoffte zum Friedensstifter werden, alte Streitigkeiten zwischen den Gemeinden und den Landpredigern schlichten zu können. Bezeichnend für seine durchaus mehr ideale als praktische Natur, in der Zuversicht, daß ein gutes Wort eine gute Stätte finden müsse, ließ er sogleich in das Anmeldungscircular eine warme Mahnung an seine Amtsbrüder zu versöhnlichem Entgegenkommen einfließen: ein zweites Schreiben, welches er dem ersten bald nachschicken mußte, zeigt, daß er mit dieser Mahnung nur die Empfindlichkeit der Betroffenen gereizt hatte, und es scheint, daß er auch ferner in der Angelegenheit nichts ausgerichtet hat. Anstands halber hatte er das Amt angenommen, um dem Grafen zu willfahren: er mußte erleben, daß es ihm schlecht, ja, mit Unanständigkeit vergolten wurde. Immer bildeten die Finanzen den schwachen Punkt in der Regierung des kleinen Ländchens — jetzt sollte die Ernennung Herders zugleich als Ersparungsmaaßregel benutzt werden. Unmittelbar nach erhaltener Bestallung wurde dem Ernannten mitgetheilt, daß es das Gefallen Sr. Durchlaucht sei, die Einkünfte der Superintendentur ad pios usus zu verwenden. Die Einkünfte beruhten auf alten Legaten; der Stelle und seinem Nachfolger war Herder schuldig, gegen das widerrechtliche Verfahren zu protestiren, wie bereit er auch war, für seine Person

---

[1]) Seine Bedenken scheinen sich auch auf die mangelhafte Kirchenverfassung des Landes bezogen zu haben. Wenigstens schreibt die Gräfin, 27. December 1774, an Caroline: „Sollte der Fall kommen, durft' es auch so abgeschlagen werden? Ist auch Kirchenwerk über Religion? Dürfte der Segensmann, ohne sich Gewissen zu machen, nicht Kirchenrechte still und ruhig lassen, und größerem Zwecke, seinem eigentlichen wahren Berufe, Religion auszubreiten, lediglich folgen? Wäre es nicht Christus Sinne auch hierin mehr gefolget, das nicht zu rügen, was offenbar der guten Sache schaden würde, wenn es gerügt würde? — — nicht daß ich überreden will, — — sondern weil ich in der That also glaube, auch glaube, eine solche Stelle dürfe nicht bloß um Kirchenordnungen willen ausgeschlagen werden — auch angenommen werden, ohne die wiederherzustellen, wenn sie nur schwer und mit größerem Verluste herzustellen sind.“

[2]) Ohne Zweifel bei Grupens Einführung ist am 2. Sonntag nach Epiphanias, 14. Januar 1776 — nicht, wie Düntzer conjicirt, am 2. Sonntag nach Trinitatis 1775 (vgl. den Anfang des Briefes von Herder an Zimmermann bei Bodemann, J. G. Zimmermann S. 333, Nr. 9) — die SW. zur Theol. VIII, 158 ff. mit falscher Ueberschrift abgedruckte Predigt gehalten worden.

die Geschäfte unentgeltlich zu führen. Dem Einspruch Herders kam nun zwar der Graf zuvor, aber mittelst einer Auskunft, die immer noch eine willkürliche Beeinträchtigung in sich schloß: die Einkünfte wurden dem neuen Superintendenten belassen, ihm aber auf das Gesammtgehalt, das er immer schon bezogen hatte, in Anrechnung gebracht![1]).

Eben befand sich unser Freund in dieser Krisis, als ihm durch Heyne die Nachricht wurde, daß seine Göttinger Aussichten in ein neues Stadium getreten seien. Professor Zachariä hatte einen Ruf nach Kiel erhalten, und es war jetzt entschieden, daß er denselben annehme. „Welche Fatalität," schrieb Heyne, mit Bezug auf das Gerücht von Herders bevorstehender Ernennung zum Superintendenten, „wenn Sie dort Ihren Käfig mit neuem Draht umziehen!" Eben jetzt sei Alles im Gange, ihn an Zachariäs Stelle zu bringen, daran arbeiteten seine Freunde nach Vermögen. Das war nun freilich Herder wieder nur halb recht; denn eine theologische Professur ohne Predigerwirksamkeit lockte ihn ganz und gar nicht, — nur, die Superintendentur sollte ihn wahrlich nicht halten, die jüngsten Erfahrungen vielmehr gaben seinem Verlangen neuen Nachdruck, schließlich, wie immer und wohin immer, „aus diesem despotischen Zauber- und Narrenlande", wie er mit bitterer Verstimmung sich ausdrückt, hinwegzukommen.

Er sollte bald, verstimmt zu sein und sich wegzusehnen, neuen Anlaß bekommen. Sein Verhältniß zu dem Eutiner Hofe nämlich nöthigte ihm eine eigenthümliche Mission auf. Prinz Peter war im Februar 1775 mit der Prinzessin Charlotte, einer Nichte des regierenden Landgrafen von Hessen-Darmstadt verlobt worden. Er hielt sich jetzt in Darmstadt auf, weigerte sich der Heirath und hatte sich in den Kopf gesetzt, katholisch zu werden. Vielleicht daß Herder über seinen verwirrten und schwachen Geist etwas vermöchte! Die Bitte des Herzogs, es mit einer persönlichen Einwirkung zu versuchen, konnte Herder unmöglich abschlagen. Unter dem plausiblen Vorwand eines Besuchsaufenthalts bei den dortigen Verwandten, reiste er eiligst, Ende Juni, mit Frau und Kind nach Darmstadt. Die Mission war nicht ohne Erfolg. Die Heirath zwar ging zurück, aber der Uebertritt des Prinzen wenigstens, der nun wieder nach Eutin zurückging, wurde verhindert[2]). Mehrere Wochen blieb Herder

---

[1]) Ein Brief der Gräfin an Caroline, vom 16. April 1775, zeigt, daß sie auch in diesem Falle milde zuredend und vermittelnd einzutreten suchte. Am 22. April schreibt sie erfreut über die Beilegung der Sache und redet dabei dem Gemahl kräftig das Wort: „Gewiß, edle Freunde, Sie können und dürfen auch dem lieben Herzen, das mir so nahe, lieb und theuer ist, unserm Wilhelm Ihre Liebe und Hochschätzung nicht versagen, nicht die mindeste Widrigkeit hegen; Sie werden Gottes Gabe in ihm, Gottes Zweck mit ihm, sein redliches Nach-Gott-Fragen und Suchen auf dem innigen, sonderbaren Wege, der ihm bestimmt zu sein scheint, nicht verkennen; Sie werden das überall hervorsuchen und Menschliches vergessen und für ihn beten."

[2]) So berichtet Caroline an Hartknoch, der kurz vorher von seinem Meßaufenthalte

mit den Seinigen in Darmstadt. Während Caroline sich des Wiedersehens mit den Ihrigen erfreute, war auch für ihn der Aufenthalt an dem Schauplatz, der so viel Erinnerungen in ihm weckte, wohlthuend und bedeutsam. Ruhiger als bei seiner ersten Anwesenheit, unbefangener als das zweite Mal, erneuerte er alte, knüpfte er neue Beziehungen. Wieder bestieg er die Kanzel, auf der er sich vor fünf Jahren die Geliebte erpredigt hatte [1]). Bei einem Besuch in Homburg lernte man Lilas Gemahl Herrn v. Stockhausen kennen: die beiden Freundinnen mochten noch einmal in der Erinnerung an die Tage ihrer Jugendfreundschaft schwelgen und eine der anderen in stolzer Mutterfreude ihren Erstgeborenen zeigen [2]). Mit Merck stellte sich nach jahrelanger mißtrauischer Entfremdung ein Verhältniß wieder her, welches, einst auf den Ton überspannter, stürmischer Freundschaft gestimmt, jetzt auf gegenseitig geübter Duldung und Billigkeit beruhte [3]). Jetzt auch machte Herder die Bekanntschaft des Freundes seines Freundes Hamann, des Laienbruders, des Präsidenten von Moser [4]) und gewann in ihm, der in dem Verfasser der Aeltesten Urkunde und der Provinzialblätter einen Geistesverwandten, einen Bekehrten erblickte, einen einflußreichen, für die Zukunft vielleicht nützlichen Gönner. Glücklich traf es sich, daß vorübergehend auch Zimmermann, auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, in den Darmstädter Zirkel eintrat [5]). Noch glücklicher endlich, daß ganz zuletzt, von seinem Schweizer Ausflug zurückkehrend, Goethe eintraf. Mit ihm, der frische Grüße von Lavater brachte, und mit Merck, reiste die Herdersche Familie am 24. oder 25. Juli nach Frankfurt, und von da ging es weiter über Pyrmont nach Bückeburg zurück [6]).

---

in Leipzig aus den Bückeburger Freund abermals besucht hatte, am 25. October 1775. Nur die Gräfin Maria wußte um den Zweck der Reise. Sie schreibt 22. Juni an Caroline: „Ich will gern gegen Jedermann nicht anders von Ihrer Reise reden als wie Sie es wollen, sogar es meinem besten (und wenigstens verschwiegenen) Gemahl verhehlen. wenn es sein muß." — Die inhaltsleeren Briefe des Prinzen geben keinen weiteren Aufschluß. Auch die „Geschichte seiner Seele", die er zu geben verspricht, erfolgte nicht.

[1]) Die schöne Predigt vom 5. Sonntag nach Trin. (16. Juli) findet sich SW. zur Theol. VIII, 167 ff.

[2]) Frau und Herr v. Stockhausen an Caroline, Homburg, 7. August 1775 (handschriftlich).

[3]) Herder an Lavater A, II, 141; Merck an Höpfner, 3. Juli (nicht Juni) 1775 Wagner III, 123; an denselben, Ende Juli, ebendas. S. 126 u. 127; an Nicolai, 7. Juli, ebendas. S. 125. Vgl. auch Caroline an Merck, Wagner I, 78.

[4]) Nach der Handschrift der Erinnerungen. Mosers erster Brief an Herder ist ohne Datum, muß aber während dieser Darmstädter Tage geschrieben sein. In stark pietistischer Färbung drückt der Schreibende, der früher des Namens Herder „mit Bewunderung und Wehmuth" gedacht hat, seine Freude über dessen nunmehriges offenes Bekennen des Herrn aus und dankt ablehnend für ein ihm von Herder zugedachtes wichtiges Geschenk, d. h. eine von dessen jüngsten Schriften, da er dieselbe bereits besitze.

[5]) Merck an Nicolai, Wagner III, 125; Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 89.

[6]) Am 28. Juli 1775 war er bereits wieder in Bückeburg. „Ich komme eben nur von einer vierwöchentlichen Reise nach Hause," heißt es in einem Briefe von diesem Tage

Vergeblich hatte er nach Pyrmont seinen lieben Claudius eingeladen; aber er wußte, daß er Gleim dort traf. Zum ersten Mal sahen sich hier die Beiden, die brieflich schon so viel und herzlich mit einander verkehrt hatten, und so innig, mit so viel gegenseitigem Gefallen schloß man sich aneinander, daß Gleim den Bitten des Freundes nicht widerstehen konnte, ihn nun auch in seinem eigenen Heim zu besuchen. In Begleitung seiner Nichte stellte er sich ein und verlebte, obgleich ein Halbkranker, in dem Herderschen Hause selige Tage; Herder, der Volksliedersänger und Herder, der „einzige, wahre, gottbegeisterte" Prediger, war ganz der Mann nach seinem Herzen; die Hausfrau that das Ihrige, es den Gästen, die so viel Freundschaftsenthusiasmus mitbrachten, behaglich zu machen, und auch Herders Bückeburger Freunde und Freundinnen, die Gräfin Maria mit eingeschlossen —, „seine Heilige", nennt sie Gleim — wurden in das freundschaftliche Concert mit aufgenommen [1]). Es war eine Begegnung, die für Herders ganzes künftiges Leben bedeutend bleiben sollte. Dem Mann gegenüber, dem es geradezu Bedürfniß war, überschwänglich zu lieben und zu loben, der, wo sein Herz verehrte, keinen Einwand, kein Aber und keine Kritik kannte, entfaltete er den ganzen Reichthum seines überlegenen Geistes, seiner Mittheilungs- und Liebefähigkeit. Man hatte sich gesehen, um sich lebenslang festzuhalten; kein Wölkchen hat je die warme Zuneigung getrübt, die zwischen den Beiden sich entwickelt hatte, und Gleims ermunternde, Lob und Bewunderung freigebig spendende Stimme klang immer gleich wohlthuend auch zu dem Verstimmten, klang auch dann noch zu ihm herüber, als die Lober immer seltener geworden und über so manchem anderen Verhältniß die Saat des Mißtrauens, der verschuldeten oder unverschuldeten Verbitterung aufgegangen war.

Der Besuch Gleims war für diesmal ein letzter Lichtblick in seiner Bückeburger Existenz gewesen. „Seit der fatalen Reise nach Darmstadt," schreibt er am 23. September 1775 an den, Anfang dieses Monats nach Halberstadt zurückgekehrten Gleim, „ist ordentlich Friede und Freude von uns gewichen. Die Gräfin haben wir ein paarmal nur gesehen, wie den Augenblick einer heiligen, zarten Engelserscheinung." Jene Reise mit ihrem verhehlten und doch schwerlich geheim gebliebenen Zweck hatte die Eifersucht des Grafen geweckt. Noch Schlimmeres jedoch hatte sich während der Reise vorbereitet. Um die Zeit von Herders Abwesenheit hatte sich ein Candidat, Namens Stock, nach Bückeburg gewandt, um im Schaumburgischen Anstellung zu suchen. Der Genannte war ein durchaus nichtsnutziger Gesell, seine Antecedentien die allergravirendsten. Im Examen zu Rinteln schon vor längerer Zeit in

---

an Formey. Ueber das Zusammentreffen mit Goethe s. außer den schon citirten Stellen der Merckschen Correspondenz und Herder an Lavater A, II, 141: Goethe an Sophie La Roche, 26. Juli 1775, vgl. mit dem Briefe an Auguste v. Stolberg, vom 25. Juli (im Jungen Goethe III, 91).

[1]) Gleim-Herdersche Correspondenz Nr. 12 u. ff.

ſchmählicher Weiſe durchgefallen und für unfähig erklärt, hatte ihm der Zufall in der Hannöverſchen Lotterie das große Loos zugeworfen, und alsbald hatte er zweihundert Thaler nicht beſſer anzuwenden gewußt als dazu, ſich im Hannöverſchen von einem adeligen Patron eine elende Pfarre zu erkaufen. Bei dem Examen jedoch, das er nun vor dem dortigen Conſiſtorium abzuleiſten hatte, war er abermals wegen gänzlicher Unwiſſenheit als unwürdig zurückgewieſen worden. Darauf hatte er die Blindheit gehabt, ſeine eigene Schande zu geſtehen: er habe die Stelle erkauft und alſo müſſe ſie ihm wohl werden! Jetzt war der Proceß der Simonie gegen ihn eingeleitet worden, er aber hatte ſich toll geſtellt, ſich Wache geben laſſen und aus Rache den Geiſtlichen, der bei dem unwürdigen Handel den Unterhändler geſpielt, ſeinen Freund und Landsmann, ſelbſt angegeben, worüber denn dieſer faſt ſeine Pfarre, der beſtochene Edelmann aber ſein Patronatsrecht wirklich verloren hatte. Und wieder, nachdem er ſich ſo losgelogen, hatte er ſich nach dem Heſſiſchen zurückgewandt. Trotz eines erſchwindelten elenden Zeugniſſes ohne Anſtellung geblieben, mit einer darauf bezüglichen Klage gegen das Rintelnſche Conſiſtorium in Caſſel abgewieſen, hatte er endlich im Schaumburgiſchen durch ein neues unwürdiges Manöver die Expectanz auf die Pfarradjunctur in Stadthagen erlangt — der Preis war ein Darlehen von 4000 Thalern an die Bückeburgiſche Rentkammer geweſen! So fand Herder die Angelegenheit bei ſeiner Rückkehr von der Darmſtädter Reiſe. Nun indeß ſtand noch das Examen des Candidaten vor dem Bückeburger Conſiſtorium an. Statt zu dem angeſetzten Termin zu erſcheinen, ſchickt er eine „elendgeſchriebene und ſogar elend buchſtabirte“ briefliche Weigerung ein, nachdem er zuvor ſchon mündlich gegen die Zumuthung, daß er, „ein Heſſiſcher und Hannöverſcher Candidat“, ſich examiniren laſſen ſolle, getrotzt hat. Auch auf eine zweite Citation bleibt er, dies Mal ohne jede Entſchuldigung, aus; ſtatt deſſen jedoch rückt in dieſem neuen Termin einer von Herders Collegen im Conſiſtorium, Juſtizrath Schmidt, mit einem protokollirten mündlichen Befehl des Grafen vor, daß Candidat „ohne Examen ordinirt werden ſolle“!

Was Pflicht und Gewiſſen forderte, konnte für Herder nicht zweifelhaft ſein. Noch am nämlichen Tage, dem 3. October, wendet er ſich in einem unterthänigſten Promemoria, in einer Sprache, deren Lebhaftigkeit der Ausdruck des edelſten Eifers für ſeinen heiligen Beruf, für Recht und Ehre iſt, an ſeinen Landesherrn. Im Beſitz des reichlichſten Beweismaterials in Beziehung auf die Perſonalien des Candidaten, trägt er den Fall aufs Bündigſte vor; er iſt vorſichtig genug, die Art, wie jener die Expectanz erworben, nur als ein allgemein verbreitetes Gerücht zu bezeichnen, welches zur Schmach der Regierung, der Geiſtlichkeit, des Fürſten, hoffentlich lügneriſch, umlaufe; er ſtellt vor, wie durch die Ernennung des Unwürdigen den beiden bei dieſer Adjunctur nächſtbetheiligten Geiſtlichen in Stadthagen das ſchreiendſte Un-

recht geschehe; er bittet, unter Berufung auf die Kirchenordnung des Landes, Se. Durchlaucht, „ihm in Rücksicht so vieler schreienden Umstände, zu Befriedigung seines Gewissens und Rechtfertigung der Ehre dieses Landes, das Examen des Candidaten gnädigst zu vergönnen“.

Nehmen wir an, daß der Graf, bis dahin von Denjenigen berathen, die bei dem schändlichen Handel die Hände im Spiel gehabt, die aufrichtige Absicht hatte, den Thatbestand in aller Form klar zu stellen und die Sache ins Gleiche zu bringen: — genug, er verfügte auf die Herdersche Eingabe, daß die Ordination des Stock ausgesetzt bleiben solle, bis derselbe sich wegen der erhobenen Anklagen gerechtfertigt haben werde und setzte behufs der Untersuchung eine besondere Commission, bestehend aus den beiden Justizräthen Schmidt und Knefel, ein.

Der richtige Weg war das gewiß nicht; es war eine Maaßregel, die dem Rechte des Consistoriums zu nahe trat und die eine der richterlichen Entscheidung nicht bedürftige Angelegenheit an ein Ausnahmsgericht verwies, dessen Unparteilichkeit mehr als zweifelhaft war.

Herder durfte, er mußte dagegen vorstellig werden. In der Aufregung seines gekränkten Rechts- und Ehrgefühls, leidenschaftlich bewegt von dem Gedanken, daß er hier mit seiner eigenen Ehre die Ehre des Dienstes am Worte Gottes, die heiligsten Ordnungen gegen schnöde Mißachtung zu vertreten habe, that er es in der nachdrücklichsten, ja, heftigsten Weise. Die Vorstellung trägt das Datum des 16. October. Mit dieser Commission, bittet er, möge man ihn verschonen. Er sei kein Ankläger Stocks, noch weniger selbst ein Verbrecher, sondern habe nur treu und offen, kraft seines Amtes und zur Befriedigung seines Gewissens, die Fackel der Wahrheit in das Kabinet seines Landesherrn getragen. Lieber, als vor einer solchen Commission sich zu stellen, lege er sogleich seine Stelle als Superintendent und Consistorialrath nieder. Er stehe einzig unter dem Landesherrn und dessen Consistorium; vor diesem Forum wolle er sich stellen und seinen gegebenen Bericht beweisen, auch hier jedoch nicht als Verbrecher, als Ankläger oder Angeklagter, sondern als erstes geistliches Mitglied des Consistoriums seine Ansicht und sein Votum motivirend. Und zum Beweise, wie bitter er „das schmerzhaft Schneidende“ in jener Maaßregel empfand, wie ernst es ihm, im Falle der Aufrechterhaltung derselben, mit dem Entschlusse der Niederlegung seiner Aemter war, erbat er gleichzeitig einen dreitägigen Urlaub. „Meine Gesundheitszustände,“ so schrieb er, „— Verdruß und Unlust fressen mich von Haupt zu Fuße — machen mir eine Zerstreuung nothwendig“ [1]).

[1]) Diese Motivirung des Urlaubsgesuchs nach V. v. Strauß in der Erzählung der Lebensbilder „Aus der Vergangenheit“, S. 63. Ebendas. auch, S. 55, der Wortlaut des vorangegangenen gräflichen Erlasses. Die sämmtlichen übrigen Actenstücke liegen mir handschriftlich vor, und ist danach die Darstellung, welche die Erinnerungen II, 35 von der ganzen Angelegenheit geben, ergänzt worden.

Er war sachlich zu offenbar in seinem guten Rechte, der Graf zu einsichtig und wohlgesinnt, als daß die Vorstellung nicht hätte beachtet werden sollen. Man versuchte wohl die Einsetzung jener Commission zu rechtfertigen, da jedoch Herder die Verfügung auf eine unangenehme Art empfinde, so habe Se. Durchlaucht, hieß es, die Commission wieder aufgehoben und werde einen anderen Weg einschlagen. Auch in dieser neuen Mittheilung indeß war der Herdersche Amtsbericht als eine Anklageschrift bezeichnet, und hiegegen in erster Linie glaubte sich Herder verwahren zu müssen. Mit bezeichnender Ruhe, wenn auch mit durchblickender Empfindlichkeit, versuchte der Graf den Aufgeregten zu beschwichtigen. In einem eigenhändigen Schreiben vom 18. October bewilligte er das erbetene Urlaubsgesuch, indem er zugleich die Beschwerde wegen jenes Ausdrucks von seinen Räthen ablenkte und den Ausdruck auf sich nahm. „Das von dem Superintendenten mir vor einiger Zeit eingeschickte Promemoria," schrieb er, „hat mir der Form, Stils und Inhalts wegen eine Anklage zu sein geschienen. Der Superintendent kann statt solchen Ausdrucks einen anderen, seiner Meinung nach passenderen, als ‚Anzeige, Bericht ꝛc.' als substituirt ansehen; vielleicht habe ich geirrt; ich bin von Unvollkommenheit, auch grammatischer, nicht frei."

So leicht indeß war das verwundete Gemüth unseres Freundes nicht zu beschwichtigen. Man darf annehmen, daß er den bewilligten Urlaub zur Herbeischaffung weiteren Beweismaterials benutzte. Am 26. October reichte er eine neue Denkschrift ein: „Rechtfertigung und Bewährung meines Amtsberichts, den Candidat Stock betreffend." Mit überflüssiger Rechthaberei fängt er die Worte des gräflichen Schreibens auf, um zu constatiren, daß seine frühere Eingabe „nach Form, Stil und Inhalt" nichts als „pflichtmäßiger, nothgedrungener Amts- und Gewissensbericht" habe sein können und sollen, den er eben deshalb — gewiß nicht aus Stolz — als „Superintendent" unterschrieben habe. Er geht sodann daran, die einzelnen Punkte dieses seines „Superintendenten-Berichts" zu wiederholen und actenmäßig zu rechtfertigen. Mit vollem Recht, mit leidenschaftlicher Wärme beharrt er darauf, einen so übel berüchtigten Menschen nicht ohne Prüfung und Reinigung und nicht ohne den Eid der Simonie ordiniren zu können. Noch immer jedoch steht er unter dem Eindruck der Erbitterung über das zuerst angeordnete, wenngleich seitdem zurückgenommene Justizverfahren. „Weiter," fährt er fort, „hab' ich mit dieser stinkenden Sache nichts zu thun, da ich kein Fiskal der hiesigen Rentkammer oder etwa des Mitgliedes derselben und seines jüdischen Unterhändlers, den das allgemeine Gerücht nennet, noch weniger ein Klätscher bin, der einzelne Personen nenne und zu Unfall bringe. Ich rede davon als von einem Gerüchte: will man statt des Gerüchts Wahrheit finden, so kann nicht über mich Justiz-Commission gesetzt werden, sondern über die, die Land und Herrn in so übeln Ruf bringen: sie gehen aber mich nichts an. Fließe aller Unflath, den fremde Länder ausschäumen, wohin und um welche Procente er wolle;

nur werde ich nicht Kanal, wodurch er fließe! nur werde von mir nicht gefordert, daß ich den beschrieenen Unflath vor Gottes Altar und Gemeine ununtersucht und ungereinigt, als Kirchen-Gold darstelle und preise!" Mit der lebhaftesten Vorstellung dessen, was seine Pflicht in dieser Beziehung fordere, wie er nimmermehr seine Seele mit der Schuld beflecken könne, einen „rauchenden Höllenbrand" auf Kanzel und Altar zu führen, schließt die Denkschrift — gewiß, ein schönes Document seines Freimuths und seines Feuereifers für die ihm anvertraute Seelsorge im Namen Gottes und der Religion, — ein Document zugleich der Empfindlichkeit und der das Maaß billiger Rücksichten überfliegenden Leidenschaft.

Wie wenig günstig die gereizte und hitzige Sprache der neuen Denkschrift da wirkte, wo sie doch wirken sollte, geht aus den wenigen Aeußerungen hervor, welche die Gräfin, auch sie sogar, darüber in ihren Briefen an Herders Frau nicht unterdrücken konnte. Zum ersten Mal ist sie an Herder irre geworden. Voll Wehmuth sieht sie die Freundin und den Freund und den gleich innig verehrten Gemahl feindselig, verstimmt einander gegenübergestellt. „Ach," schreibt sie, „wenn lieber Herder sich nur mancher harten Ausdrücke, von stinkender Sache, Unflath, Höllenbrand und dergleichen enthalten hätte und könnte, so, glaube ich, wäre Alles besserer Wirkung gewesen; bloß solche Worte sind manchmal allein Schuld, daß, was Feuer der Liebe und Wahrheit schmelzen und läutern soll, nur verzehrend und tödtend Feuer wird. — — Sonst können Sie glauben, daß ich mich gewiß freue über Wahrheit, die ja nie das Licht scheuen darf." Der Graf aber gab einen immerhin anzuerkennenden Beweis seiner Selbstbeherrschung; er ließ die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit siegen trotz der stürmischen und verletzenden Weise, in der sie an ihn gebracht war. Die Beweise gegen Stock waren erdrückend, das Schmähliche des mit ihm eingegangenen Geschäfts litt weder Verantwortung noch Beschönigung. Dasselbe wurde rückgängig gemacht, und der Elende erhielt die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen [1]).

Natürlich konnte die ganze Angelegenheit nur dazu beitragen, Herders Verlangen nach Göttingen zu steigern. „Hier," schrieb er in denselben Tagen, in denen er seine letzte Denkschrift verfaßte, an Hartknoch, „hier ist nichts als Wütherei, Armuth und verschlossene stumme Pein. Soldaten entlaufen, Hauptleute schneiden sich die Hälse ab, Pfarren werden um Leihcapitale verkauft, damit man nur wieder Interessen stopfe, und seit von meiner Reise das Gerücht geht, ist der Name Pfaff das Liedlein auf hoher darbender Tafel, unsere Gräfin, gezwungen und aus Noth, uns auch fremde. Helfe Gott uns fort!" Er rechnete mit Sicherheit darauf, noch vor Weihnachten in Göttingen zu sein und konnte doch mit ganzer Freude auch nicht einmal dorthin denken. Durch Boie hatte er kürzlich die Nachricht erhalten, daß am 10. October

[1]) So giebt B. v. Strauß den Ausgang der Sache an.

Heynes Frau, deren Leben schon längst nur an einem dünnen Faden hing, gestorben sei. Die beste Freundin, auf die er gehofft, auf die er sich für sich und seine Frau so innig gefreut hatte, war nicht mehr: die Aussicht nach Göttingen hatte den besten Reiz für ihn verloren.

Wirklich waren die Verhandlungen um diese Zeit, so schien es, ihrem Abschluß nahe. Den ganzen Sommer über hatten Herders Göttinger und Hannöversche Freunde, trotz des schweren Standes, den sie wegen seiner Schriften voll Sturm und Streit hatten, für ihn gearbeitet. Der gemäßigtere Ton seiner beiden neuesten Publicationen, der „Erläuterungen“ und der „Briefe zweener Brüder Jesu“ war ihnen dann sehr wesentlich zu Statten gekommen. Mit dem Dank für diese konnte Brandes dem Verfasser am 13. August melden, man habe im Ministerium beschlossen, ihn dem König als vierten ordentlichen Professor der Theologie und Universitätsprediger vorzuschlagen, und dringend redete ihm Heyne zu, in dies Arrangement einzustimmen, welches nach „herkulischen Anstrengungen“ künstlich genug zu Stande gekommen sei und in der That seine auf eine Katheder- und Kanzelwirksamkeit gerichteten Wünsche erfüllte. Herders Bedenken betrafen vor Allem die geringe, mit der angetragenen Stelle verbundene Besoldung; obgleich indeß seine desfallsigen Vorstellungen nur ein unbedeutendes Mehr erzielten: die Ueberzeugung, in der ihn Heyne durch die verständigsten Gründe bestärkte, daß er aus Bückeburg hinwegmüsse, entschieden ihn dennoch zur Annahme[1]).

Wäre nur mit seiner Annahme die Sache im Reinen gewesen! Erst nun vielmehr ließen hinter dem Rücken des Ministeriums die Gegner der Berufung ihre wirksamsten Minen springen. Sie hatten mit Erfolg versucht, dem König Bedenken gegen „die Orthodoxie und Gemüthseigenschaften“ des Vorgeschlagenen beizubringen, und Se. Majestät beauftragte daher mittelst Erlasses vom 3. October das Ministerium, „damit die reine Lehre auf Unserer Universität Göttingen auf keine Weise einiger Gefahr ausgesetzt werde“, über den fraglichen Punkt behufs weiterer Berichterstattung nähere Erkundigung einzuziehen[2]).

In diesem Stadium befand sich die Sache, als Herder Ende October, völlig überworfen mit seiner Bückeburger Stellung, mit völliger Sicherheit auf

[1]) Zu den mir handschriftlich vorliegenden, Erinnerungen II, 49 kurz erwähnten Briefen, in denen die Gehaltsfrage erörtert wurde, kömmt jetzt der aus den Acten der theologischen Facultät zu Göttingen von Bodemann (a. a. O. S. 65) veröffentlichte Brief Herders an Brandes vom 2. September 1775 hinzu. Die Universitätspredigerstelle war übrigens durch den Abgang des Universitätspredigers Mutzenbecher und durch den Wunsch des ersten Universitätspredigers Leß, des Predigtamtes enthoben zu werden, verfügbar geworden. Die Facultät aber bestand aus Walch, Leß, Miller (wonach Bodemann a. a. O. S. 74 und J. G. Zimmermann S. 326 zu berichtigen ist), zu denen nun Herder als vierter, und gleichzeitig Koppe, von Mitau her, als fünfter Professor berufen werden sollte.

[2]) Der Wortlaut des Ministerialschreibens vom 15. September an König Georg III. und die königliche Antwort bei Bodemann, S. 67 u. 68.

Göttingen rechnete. Er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ganz andere Unbill, als die, welche er früher von Seiten der heterodoxen Berliner sich zugezogen, sollte er jetzt von der Partei der orthodoxen Zionswächter erleben!

In der wohlwollendsten Absicht, gewiß, erforderte nämlich nun das Hannöversche Ministerium von der Göttinger theologischen Facultät ein motivirtes Gutachten darüber, ob sich in Herders Schriften heterodoxe Lehrsätze nachweisen ließen. Das Gutachten erfolgte und war ein so gewundenes Gutachten, wie dergleichen Facultätsberichte zu sein pflegen. Es sei, hieß es, bei der unsystematischen Beschaffenheit der Herderschen Schriften und bei der dem Verfasser eigenen Art, sich auszudrücken, sehr schwierig, die gestellte Frage zu beantworten. Auch bei einigen auffallenden und bedenklichen Sätzen getraue sich die Facultät nicht, den wahren Verstand des Verfassers und wieweit er sie mit dem Bewußtsein ihrer dogmatischen Consequenzen ausgesprochen, mit Gewißheit anzugeben. Die Aelteste Urkunde, beispielsweise, verstehe die Facultät nicht; scheine es zwar bedenklich, daß darin die Schöpfungsgeschichte im sensu allegorico genommen werde, so könne man doch nicht gewiß urtheilen, ob die gewöhnliche Lehre von der Schöpfung dadurch geleugnet werden solle oder nicht. Aus den polemischen Provinzialblättern lasse sich das System des Verfassers ebensowenig abnehmen. Auch die „Briefe zweener Brüder“ endlich behaupteten zwar einerseits — und andererseits — wiederum aber — genug, auch sie ließen „jeden Leser in Zweifel, ob der Verfasser den Lehren unserer Theologen von der Eingebung beitrete oder nicht[1])“!

Nur in einer ungenauen Version, durch die dritte Hand, erfuhr zunächst Herder von seinem Freunde Zimmermann den allgemeinen Inhalt dieses nichtssagenden, zahmen und doch zugleich ketzerrichterischen Votums; er konnte es sich später, als er, nach Erledigung der ganzen Berufungsfrage, durch Heyne das Genauere erfuhr, nicht versagen, in der Fortsetzung der Aeltesten Urkunde, ja, noch später in den Theologischen Briefen, seinen Groll darüber laut werden zu lassen. Bei der ersten Nachricht von dem Erfolg der Einflüsterungen, die gegen ihn in London versucht worden waren, schrieb er — im November — einen schönen Brief an Zimmermann. Vor Allem die Heimlichkeit, die Schleichwege der Ankläger erregten seinen Unmuth; weniger seinetwegen, als für die, die es angefangen und die damit befaßt seien und die Mühe seiner Prüfung und Rechtfertigung hätten, sei ihm die Sache leid. „Orthodoxie,“ fährt er fort, „du elendes Wort, du jämmerliche Wachsnase! am meisten gemißbraucht von Denen, denen Sinn und Kraft versagt ist, im Geist Christi und Luthers nur orthodox sein zu können, zu wollen, zu mögen! Was ließen sich für Prüfungen einer orthodoxesten Universität anstellen, wo Michaelis Grundstein und Bibelerklärer, und die Herren Walch, Leß, Miller die Pinsel=

[1]) Die Actenstücke vom 1. u. 9. November, ebendas. S. 69 ff.

pfeiler der Orthodoxie sind! — — Aber das Jahrhundert spielt mit Dünsten und wird von ihnen betrogen.“ Fernerstehende aber erbauten sich an dieser Uneinigkeit im gläubigen Lager. „Also Herder,“ schrieb Nicolai 23. December (Wagner I, 79) mit verzeihlicher Bosheit an Merck, „will die Orthodoxie in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herren der Facultät wollen sie nur in Syllogismen vorgetragen wissen und protestiren sein. Das ist Geld werth! In der That, wenn ich mir vorstelle, daß Herder mit Walch über Theologie redet, so müssen sie Beide entweder als zwei Auguren über einander lachen, oder es wird ein Gastmahl des Fuchses und Storches daraus.“ Die Worte zeigen, daß Nicolai bereits von dem weiteren Gange der Sache unterrichtet war. Das Ministerium nämlich hatte, offenbar wieder in der wohlmeinendsten Absicht, in einem abermaligen Bericht an den König (17. November) von dem Facultätsgutachten den bestmöglichen Gebrauch gemacht, hatte seinerseits für die Rechtgläubigkeit Herders sich verbürgt, zugleich aber anheimgegeben, daß Herder sich bei der Facultät durch ein „etwa überhaupt für die noch nicht öffentlich examinirten Universitätsprediger einzuführendes“ Colloquium wegen seiner Rechtgläubigkeit legitimiren könne. Der Ausweg hätte klug ausgedacht scheinen können, wenn er nur nicht ohne Rücksicht auf das starke Selbstgefühl Herders ersonnen gewesen wäre. Mit Empörung nahm dieser den Vorschlag auf, für den endlich nach Monatsfrist die königliche Billigung eingetroffen war [1]). Es half nichts, daß Brandes in seiner desfallsigen Mittheilung vom 17. December der Sache die glimpflichste Form zu geben und sie dahin zu wenden suchte, daß Herder das Colloquium, um das nun einmal nicht herumzukommen sei, damit es alles Inquisitorische verliere, zugleich als Colloquium zum Behuf der Erwerbung der theologischen Doctorwürde sich gefallen lassen möge. Es half nichts, daß in gleichem Sinne Zimmermann und Heyne und Bremer zuredeten, daß Heyne darauf hinwies, wie sich Herder durch sein früheres polemisches Auftreten selbst diese ungünstige Lage geschaffen habe, daß Bremer bemerklich machte, es sei das sicherste Mittel, ein für alle Mal über alle Feinde zu siegen, und daß er bat, vor aller definitiven Erklärung, in Hannover mündlich den Rath der Freunde zu hören. Alles das half nichts; Herder erklärte seinen officiellen wie nichtofficiellen Freunden, daß aus dem Colloquium nichts werden könne; er führte namentlich aus, daß ihm die Stelle ursprünglich frei und bedingungslos angetragen worden sei und daß ein erst hinterher gemachtes Gesetz nicht mit rückwirkender Kraft auf ihn angewandt werden könne, daß ein solches Colloquium, ein Examen, ein Ketzergericht, sich weder mit seiner gegenwärtigen Amtsstellung noch mit der Pflicht gegen seinen Herrn, noch mit seiner persönlichen Ehre vertrage. Man freut sich jedes, auch des heftigsten Wortes, das er darüber schreibt, denn aus jedem spricht das gerechte Gefühl seiner Würde und des Unerhörten eines solchen

---

[1]) S. das aus den Acten von Bodemann, S. 72, Mitgetheilte.

Inquisitionsverfahrens. „Es ist," heißt es unter Anderem an Zimmermann, „kein Antrag für einen Mitlehrer, einen Professor. Es ist schimpfliche Hänselei oder Falle." „Die Zeit ist vorbei, da man mit dem Kopfe in der Hand zu Concilien wallfahrtete, in die trepanirten Schädel Orthodoxie und Vergebung zu empfangen; jetzt trägt Jeder seinen Kopf und Orthodoxie bei sich. Ich kann sagen und will sagen: ich bin orthodoxer als sie! ich habe Luther ganzer und inniger gefühlt und erkannt als alle die mögen!" Und an Heyne, nachdem er Punkt für Punkt die Gründe seiner Weigerung ausgeführt: „Es scheint, daß ich nicht nach Göttingen soll, und das ist gut; aber die Sache meiner Ehre soll ausgefochten werden, und da lasset uns nicht nachlassen: ich habe schon oft zu viel daran gelitten; dies wäre der Hauptstoß. Ich muß mit Ehre und Vergütigung heraus, oder — was habe ich gesündigt, daß es dazu kam? um ein Heterodoxer oder Verwiesener zu werden auf ein Geschwätz im Weibszimmer? ungehört? vor Deutschland? Und soll mit dem Kopf in der Hand, auf Knieen dahin wallfahrten, daß sie ihm Orthodoxie einsalben, einkitten und eindestilliren?"

Alles brav und Alles Worte der gerechtesten Leidenschaft! Daß nur diese Leidenschaft noch etwas fester und männlicher gewesen wäre! Sowohl von Seiten der Ehre wie von Seiten der Klugheit betrachtet — was blieb denn noch übrig, als einfaches Weigern und Abbrechen? Für unseren alle Unbill so schwer nehmenden Freund lag die Sache leider so einfach nicht. Daß man seine Rechtgläubigkeit verdächtigt hatte, war für ihn so unerträglich, daß er noch eine andere Genugthuung für nöthig erachtete, als die er durch stolze Ablehnung sich selbst verschaffen konnte, ja, diese Genugthuung, so legte er sich die Sache zurecht, sollte zugleich zu einem vermittelnden Ausweg werden! Aufs Bestimmteste weigerte er sich des mündlichen Colloquiums: gleichzeitig aber erklärte er sich bereit, auf ein schriftliches Colloquium einzugehen, vielmehr, er erbat sich dasselbe als eine Vergünstigung, auf die er gerechten Anspruch habe. „Geschehe mir die Gnade, daß ich die Fragen und Punkte weiß, über die ich mich erklären oder mit der Facultät in Göttingen besprechen soll, und ich freue mich darauf, nicht als auf eine Sache des Brods oder Amts, an deren keinem ich Mangel leide, sondern der Ehre, der Pflicht, der Wahrheit. So erscheine ich nicht im Dunkeln, wo kein Auge des Colloquenten Absicht oder Waffen in der Hand sieht, sondern am Tage der Welt, par cum paribus, der designirte Professor mit Mitlehrern und Professoren, vor'm Könige von Großbritanien, einem Königlichen Ministerium und wenn's sein soll, vor'm Publicum selbst, als Richtern." So an Brandes[1]), während er zugleich gegen Heyne und Zimmermann auf bescheidene Frage bescheiden, „ohne Haß, Neid und mit ganzer Vorsichtigkeit des Herzens" zu

[1]) 26. December 1775; zuerst gedruckt bei Bodemann, a. a. O. S. 80 ff.

antworten, Alles ins Gleiche zu bringen und nach Kräften Freundschaft zu stiften verspricht!

Nur natürlich, daß der wunderliche Vorschlag abgelehnt wurde. Wie ein schriftliches Colloquium zum Ziele führen könne, erwiderte Brandes (30. December 1775), begreife er nicht, es sei denn daß Herder eine vollständige Dogmatik herausgeben wolle. Weder diese Bemerkung indeß, noch was sonst zur Rechtfertigung der bisherigen Schritte des Ministeriums und zu abermaliger Empfehlung der Doctorpromotion als des einfachsten Auskunftsmittels hinzugefügt wurde, verfing etwas bei Herder, die von dem wohlmeinenden Freunde hingeworfene Andeutung vielmehr, ein Nachtheil könne ihm am ehesten daraus erwachsen, wenn es kund würde, daß er einem Colloquium „ausgewichen" sei — diese Andeutung brachte all' sein Blut in Wallung. In Beantwortung des Briefes von Brandes schrieb er jetzt seine männlichste, würdigste Antwort[1]). Er weicht nicht von seinem einmal genommenen Standpunkt. Auf die Augsburgische Confession sei er als Schaumburg-Lippescher Prediger berufen. „Wer also meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stellung, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreue und Gewissen an. Der dunkle Verleumder trete hervor und zeige mich Ketzer; so lang ist er Verleumder." Schimpflich und unpassend dagegen sei eine „Orthodoxal-Citation nach Göttingen, mit welchem Namen man sie auch decke." Welche Beziehung habe er, der fremde Superintendent, mit der ausländischen Universität? „Die Zeiten sind vorbei, da man, mit dem Kopf in der Hand, nach Rom wallfahrtete, um sich orthodoxisiren zu lassen, und wenn sie noch wären, so ist Göttingen das Rom schwerlich. Einem sogenannten Colloquio der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquisitorischen Ketzer- und Knabenverhör ausweichen, fein und blöde ausweichen darf ich also nicht; ich werfe es mit Befremdung von mir; und nicht das Wegwerfen kann mir zur Schande gereichen, sondern das Annehmen würde es: das schimpfliche Unterwerfen unter ein gesetzloses, fremdes, für mich und für jeden Menschen von Werth incompetentes Gericht von Kirchen- und Ketzermeistern."

Keine Vereinigung schien bei dieser Differenz der Anschauungen denkbar. Daß sie dennoch zu Stande kam, lag in der unpraktischen Natur des Herderschen positiven Vorschlags. Nach allem Herüber und Hinüber trug es daher doch die Politik der praktischen Auskünfte und die Zähigkeit der Geschäftsmänner, der Freunde Herders davon. Sie trug es auch deshalb davon, weil in ihrer Hand das Ziel war, nach welchem dieser so lange, so sehnlich ausgeschaut hatte, doppelt sehnlich, weil seit den letzten Conflicten in Bückeburg er dem Grafen „so abgestorben war, wie dieser ihm". So warm aufwallend, so rasch zur Entrüstung, so bereit zum scharfen Worte wie unser Freund war: unentwegt zu wollen, auch dem abweichenden Rath der Freund-

[1]) 5. Januar 1776; in ganzem Wortlaut abgedruckt, ebendas. S. 83 ff.

schaft zum Trotz seinen Willen bis ans Ende zu wollen, lag nicht in seiner Natur. Mit ruhig verständiger Ueberredung — daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, daß das schriftliche Verfahren unpracticabel und unzweckmäßig sei, daß, bei Lichte besehen, es sich bei der Facultät gar nicht um Orthodoxie oder Heterodoxie, sondern nur um Beruhigung wegen Herders Unfriedfertigkeit handele, daß ganz gewiß das Colloquium eine bloße Formalität, die Doctorwürde lediglich eine Ehre sei — mit solchen Gründen, in der mildesten, freundlichsten, dringlichsten Weise vorgetragen, verstanden es die Brandes und Bremer die Aufregung ihres Klienten zu beschwichtigen und seine Bedenken zu mildern [1]). Ein mündliches Besprechen mit einem besonders geeigneten Mittelsmann, mit Westfeld, dem alten Freunde, jetzt im Vertrauen des Hannöverschen Ministeriums, wird als ein letzter Versuch in Vorschlag gebracht — und von Herder nicht zurückgewiesen. Noch zwar ist derselbe nicht überzeugt, noch scheint es ihm unmöglich, seiner Bückeburger Stellung wegen unmöglich, zur Erwerbung der Doctorwürde an die Facultät zu gehen, noch sträubt er sich um seiner Ehre willen, „durch Schleichwege nach Göttingen zu kommen", sich durch ein Protokoll in die Professur hinein zu betteln; „der durch ein Protokoll mündlicher Unterredungen gewordene Professor," schreibt er, „wird ewig unter'm Protokoll wie ein Kind unter der Ruthe stehen" — — „nein, nein, nein! lieber Dorfschulmeister oder Küster mit Willen meiner lieben Gemeine!" Allein zugleich doch ist er „beschämt, erstaunt und verwirrt über alle die Herablassungen und Theilnehmungen, die ihm widerfahren" — er ist noch nicht überwunden, aber er wünscht, überwunden werden zu können; er hat, um sein Entgegenkommen, seine Dankbarkeit zu bezeigen, nichts gegen die Unterredung mit Westfeld; „als Freund" will er denselben erwarten [2]).

In einem Wirthshause zu Oldendorf an der Hannöverschen Grenze fand am 18. Januar die Besprechung der beiden Freunde Statt. Westfeld erwies sich als geschickten und glücklichen Diplomaten. Herder ergab sich. Sicherheit gegen die Chikanen der Professoren, Sicherheit in Absicht auf die sodann zu erfolgende Vocation, einstweilige Freiheit im Falle einer etwaigen anderweiten Berufung — das waren die Bedingungen, unter denen er zum Behufe der unentgeltlich ihm zu ertheilenden Doctorpromotion nach Göttingen zu kommen sich bereit erklärte. Gleichzeitig versprach er, auf der Hin- oder Herreise zu Hannover zu predigen [3]). Seine Freunde und Gönner triumphirten: er

[1]) Brandes an Herder, 12. Januar 1776 (handschriftlich); Zimmermann an Herder, 12. Januar, A, II, 354; Westfeld an Herder, 13. Januar (handschriftlich).

[2]) Herder an Zimmermann, 13. Januar 1776, bei Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 333.

[3]) Westfelds Bericht an den Minister bei Bodemann, im Archiv für Litteraturgesch., S. 90; Zimmermann an Herder, 31. Januar (A, II, 357); Brandes an Herder, 27. Januar (handschriftlich).

aber schrieb noch am 31. Januar an Zimmermann, „er sei zu dem sauren Gang nach Göttingen fertig".

Sein günstiges Geschick ersparte ihm, das Wort zu halten oder zu brechen, das er widerwillig gegeben hatte und das, nachdem er es gegeben, ihm wieder leid geworden war. „Zum Colloquium wäre ich doch nicht kommen," schrieb er wenige Wochen danach (25. Februar 1776) an Heyne; „mein Genius hat, seit das erzwungene Ja heraus war, sich gebäumt und tausendmal Nein geschrieen." Die Bedingung betreffend einen etwaigen anderweiten Ruf war nicht ohne einen ganz bestimmten Grund gestellt worden. Seit Mitte December bereits war ihm solch ein Ruf von ferne gezeigt worden, und am 1. Februar befand sich die officielle Anfrage — wegen Annahme der Generalsuperintendentur in Weimar in seinen Händen.

Durch keinen Anderen als durch den alten Straßburger Freund Goethe, der jetzt in Weimar der Allvermögende zu werden anfing, war die Sache eingeleitet und durchgesetzt worden.

Goethes Meinung über den hohen Werth und die geistige Bedeutung des verehrten Mannes war keinen Augenblick eine andere geworden. Man spricht mit Unrecht von einer mittlerweile eingetretenen Erkältung des beiderseitigen Verhältnisses. Im Gegentheil, die früheren Neckereien hatten ein Ende, seit Goethe der Hochzeit des Freundes beigewohnt hatte; daß mit den Neckereien auch der Briefwechsel von da an verstummte, erklärt sich sehr einfach daraus, daß Caroline seit ihrer Entrückung aus Darmstadt nicht mehr zu fortdauernder wechselseitiger Beziehung die Anregung gab, daß außerdem Herder jetzt ganz von seinen eigenen Autor-Arbeiten in Beschlag genommen war. Seiner günstigen Meinung über Goethe giebt er im Januar 1774 in einem Briefe an Lavater Ausdruck, indem er ihn mit dessen Freund Füßli vergleicht und ihn dem Physiognomen als einen großen Zeichner empfiehlt. So trägt er dazu bei, die schon seit dem Herbst des vorigen Jahres angesponnene Beziehung zwischen Goethe und Lavater zu verinnigen, und wiederum wird nun Lavater ein neues Bindeglied für die ältere Freundschaft jener Beiden. „Die Zusammenkunft mit Basedow," schreibt Herder im Sommer 1774 in Beziehung auf die aus Dichtung und Wahrheit männiglich bekannte Emser Reise, „wird Dich über Vieles detrompiren und die mit Goethe sehr heben." Durch Lavater läßt Goethe von Ems aus den Bückeburger Freund grüßen und ihm für die Aelteste Urkunde danken, in der er das Genie des Verfassers enthusiastisch wiedererkannte. Wir lesen sein Urtheil darüber in dem Briefe an Schönborn vom Anfang Juni, in welchem er ganz frisch den ersten Eindruck wiedergiebt: „Es ist," so charakterisirt er das Buch, „ein so mystisch-, weitstrahlsinniges Ganzes, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maaßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch-sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann.

Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orphischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten 2c. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilget". Umgekehrt nahm auch Herder von den Producten des jungen Poeten in der antheilsvollsten und anerkennendsten Weise Kenntniß, wenn ihm dieselben, wie die Ungenauigkeit seiner Aeußerungen zeigt, auch nicht mehr, wie früher der Götz, zu kritischer Begutachtung von dem Autor selbst mitgetheilt worden waren. „Goethes Clavigo und Leiden des jungen Werther," schreibt er am 14. November 1774 an Hamann, „werden Sie nicht übersehen; das letzte kenne ich noch nicht, so wenig als seine Anmerkungen über das Theater nebst übersetztem Shakespeareschen Stücke. Im Göttinger Musen-Almanach sind zwei Stücke: W. von ihm, die Sie lesen müssen und die den ganzen Almanach aufwiegen. Er hat einen Liefländer Lenz, der jetzt Hofmeister in Straßburg ist, zum Nebenbuhler seiner Laufbahn, den Verfasser des Hofmeisters und des Neuen Menoza, welchen letzteren ich auch noch nicht kenne. Dünkt Ihnen nicht auch, daß die Stücke dieser Art tiefer als der ganze Berlinische Litteraturgeschmack reichen?" [1]) Und er zuerst war es nun, der Anfang 1775 — man mag etwa annehmen eben auf Anlaß des inzwischen gelesenen Werther und um gleichzeitig dem Verehrer Hamanns ein Exemplar von dessen Prolegomena zu übersenden — den Briefwechsel wieder aufnahm. Nur Goethes Antwort, leider, (vom 18. Januar) liegt uns vor. Keine Spur von Entfremdung. Zwei Freunde, die sich zufällig eine Zeit lang nicht getroffen haben, begegnen sich, und die Begegnung ist so warm, als ob sie gestern erst auseinandergegangen. „Der Moment, in dem mich Dein Brief traf, lieber Bruder, war höchst bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe, Du trittst herein und

[1]) Man sieht, er ist über die Autorschaft des Lenzischen Amor vincit omnia schlecht unterrichtet. Irrthümlich vindicirt er die Stücke im Musenalmanach, die nach Hirzels Goethebibliothek von Leisewitz herrühren, Goethe. Zu bedauern, daß uns sein Urtheil über den Werther fehlt. Schon wenige Tage nach dem Briefe an Hamann hat die Gräfin Maria das Buch gelesen; es ist, wie sie am 26. November an Caroline schreibt, nicht nach ihrem Sinne gewesen. Es scheint, daß Herder, ihren fromm sittlichen Sinn ehrend, es vermied, ihr Urtheil umzustimmen, nachdem er das Buch von ihr erhalten hatte. „Warum," heißt es in einem Briefe der Gräfin vom 11. Februar 1775 an dieselbe, „sagen Sie nichts über Werther? Vermuthlich hat es mißfallen. Wir hätten doch so gern Ihr Urtheil gehört." In der unmittelbaren Zusammenstellung der Lenzischen und der Goetheschen Stücke theilte Herder die Auffassung aller zeitgenössischen Leser. Daß er dem Neuen Menoza demnächst die Ehre anthat, ihn im Zweiten Bande der Aeltesten Urkunde zu citiren, ist oben bereits erwähnt. Auch an Hartknoch schreibt er (handschriftlich zu Nr. 44 C, II, 67) 19. November 1774: „Die Leiden Werthers, den Hofmeister, Clavigo und den Neuen Menoza lies und giebs Deiner Frauen."

reichst mir die Hand. Da hast Du meine, und laß uns ein neu Leben beginnen mit einander; denn im Grund hab' ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich." So kömmt der Briefwechsel von Neuem in Gang. Rasch folgen im März, April, Mai von Goethes Seite jene Zettelbriefe, wie er sie damals, viel zerstreut und stürmisch aufgeregt durch das leidenschaftliche Verhältniß zu Lili, aus der Stimmung der jedesmaligen Situation heraus nach allen Seiten hin an die, die ihm lieb waren und denen er sich vertrauen mochte, ausfliegen ließ. Andeutungen über jenes Liebesverhältniß und wie ihm dabei zu Muthe ist, ein Blatt oder ein Buch, was ihm eben zur Hand kömmt und wovon er glaubt, daß es den Freund näher angehe, eine knappe Mittheilung, ein Versprechen, bald etwas von seinem Treiben oder Schreiben, von seiner „Frescomalerei" zu übersenden, eine Bitte, daß der Andere Gleiches mit Gleichem erwidern, auch ihm manchmal „grimm oder gut, über Alles und nichts" schreiben möge, herzlichste Theilnahme an dem Haushalt des Freundes, an dessen „Buben", der mit ihm Einen Geburtstag hat und dessen Schattenriß er dankbar empfängt — das in der Hauptsache ist der Inhalt der kurzen Blätter, die der Andere nicht unerwidert ließ. Claudius, Goethe, Lavater und etwa Zimmermann, so heißt es in einem Briefe Herders vom Mai 1775 an Hamann, seien die einzigen, an die er, auch sehr lässig, schreibe. Und wenig später: nur manchmal höre er von Goethe ein Wort, „und wie das auch falle, ist's ein Kerl von Geist und Leben. Er will nichts sein, was er nicht von Herzen und mit der Faust sein kann". Wieder nennt er dabei neben Goethe den Verfasser des Hofmeisters und des Neuen Menoza „Goethes jüngeren Bruder"; über das Wagnersche Pasquill „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" theilt er aber, trotzdem daß bereits Goethes berichtigende Erklärung erschienen war, die allgemeine Meinung, daß dasselbe von diesem herrühre; „es ist rüstig," schreibt er, „wie der Prolog zu Bahrdts Offenbarungen, und die Götter, Helden und Wieland." Das Schriftchen interessirte ihn als Gegenschrift gegen Nicolai und Genossen. Auch abgesehen von dem persönlichen Verhältniß zu Goethe fand er sich in natürlicher Wahlverwandtschaft zu diesem und zu Lenz hingezogen. Goethes Wort (im April), man müsse zusammenhalten, „da die Welt so voll Sch . . . kerle sei", war ihm aus der Seele gesprochen. Die Frankfurter Anzeigen hatten nur eine kurze Zeit einen Anhalt für ihn gebildet. Mit Lavater und den Zürcher Freunden verbanden ihn zumeist nur die gemeinsamen religiösen Ueberzeugungen. Auch für seine ästhetischen Anschauungen jedoch, wenn dieselben auch gegenwärtig in zweiter Linie standen, war ihm ein genossenschaftliches Zusammenhalten Wunsch und Bedürfniß. Freilich spielte Goethe und Lenz aus einer etwas andern Tonart als Lavater und Claudius und Hamann. Den Theologen Herder mochte es eine harte, ja, eine gotteslästerliche Rede dünken, wenn ihm „das Weltkind" Goethe auf die Zusendung der „Erläuterungen" und der „Briefe zweener Brüder" bekannte, daß er für das Thema der beiden Schriften keinen Sinn habe, da die ganze

Lehre von Christo so ein „Scheinding" sei, das ihn „als Mensch, als eingeschränktes bedürftiges Ding rasend mache": aber bei aller dieser Differenz fand er doch in dem Straßburger Jünger eben einen „Kerl von Geist und Leben", und ganz vortrefflich wußte dieser den Kern des Herderschen Genius in der mystisch-theologischen Schaale jener Schriften herauszuerkennen und so den Punkt der Uebereinstimmung zu bezeichnen. Die Art der Behandlung sei es, so fügte er hinzu, die ihm auch das Object, gleichviel ob Gott oder Teufel, lieb mache. Eine „gefühlte Welt", einen „belebten Kehrichthaufen" nennt er jene Schriften. „Deine Art zu fegen — und nicht etwa aus dem Kehricht Gold zu sieben, sondern den Kehricht zur lebenden Pflanze umzupalingenesiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens."

Wohl konnte sich Herder um diese Zeit als den geistigen Mittelpunkt der bedeutendsten jüngeren Talente, als den Vertreter aller derjenigen betrachten, welche, voll von dem Glauben an das selbstherrliche Recht des Genies, in Opposition zu der älteren Theologen- und Poetenschule standen. Er genoß die freundschaftliche Verehrung Lavaters und der Schweizer, die verehrende Freundschaft Goethes. Neben Goethe strebte jetzt auch Lenz nach seiner Freundschaft; vielmehr mit stürmischer Zudringlichkeit trug dieser sich ihm an. Von Straßburg aus meldet sich der unruhige junge Poet im Sommer 1775 brieflich bei dem Meister, voll Begierde nach einer Jüngerschaft, wie sie einst Goethe und Jung Stilling persönlich zu Theil geworden war. Die Gelegenheit zur Anknüpfung gab sich ihm durch eine Straßburger Freundin, Louise König, die älteste Tochter des Consulent König daselbst, die, eine Jugendfreundin von Herders Frau, mit dieser häufige Briefe wechselte. Immer wieder hatte ihm diese aus ihrem Schatzkästchen die Bückeburger Briefe hervorlangen müssen, und so war er, der so leicht Feuer fing, zu Carolinens Verehrer geworden; ihr Gefühl — so mußte die König nach Bückeburg bestellen — sollte der Probierstein der weiblichen Charaktere werden, die ihm in seiner Lucretia, einem Stück, an welchem er eben arbeitete, am meisten geglückt wären. Auch von Herder aber erfuhr er natürlich aus den Berichten und Schilderungen, die dessen Gattin der Freundin zukommen ließ, und außer sich vor Freude war er, als er von dorther sein Lob, das Urtheil beider Herders über seinen Hofmeister und seinen Menoza zu lesen bekam. Nun bittet er Caroline in ein paar eigenen Zeilen um ihren und ihres Mannes Schattenriß, nun wagt er es, dem „Hierophanten" sein neuestes, ihm am meisten am Herzen liegendes Stück, die Soldaten, in der Handschrift zuzuschicken [1]). Herder war nicht unempfänglich für das enthusiastische Vertrauen und die stürmischen Huldigungen des Poeten. Lenz, schreibt er am 4. October 1775 an Lavater, habe sich ihm „auf recht unerwartet-göttlich-gute Art" genähert. In entge-

[1]) Das Obige nach den mir vorliegenden Briefen der König an Caroline (vgl. den Schluß des Briefes Nr. 2 in der Sammlung der Lenzischen Briefe an Herder A, I, 225 ff., die für das Folgende als Quelle dienen). Die erwähnten Zeilen an Caroline, die Nachschrift eines Briefes von Louise König, vom 13. Juli 1775, mögen schon deshalb hier

genkommend belehrender Weise, mit besonderer Beziehung auf den Menoza, wie es scheint, hat er dem Poeten geantwortet, und dieser ließ nun die entgegengestreckte Hand nicht wieder los. In den überschwänglichsten Ausdrücken feiert er in Herder den „Messias“; Herders Brief ist ihm „ein Wort des Herrn“; Herder und dessen Frau sind ihm die Ersten der Menschen, an deren Busen er sinken, von deren Ambrosia er schlürfen möchte. Mit den Soldaten zugleich schickt er ihm sein Aristophanisches Stück, das Pandaemonium Germanicum, jene kecke und bunte Composition voll satirischer Ausfälle auf die ältere Dichtergeneration, auf Wieland und die Franzosen, in der er sich selbst hochmüthig-bescheiden als den Nachahmer Shakespeares, den Bruder Goethes, den Schüler Klopstocks und Lessings, vor Allem als den Schüler und Schützling Herders auf die Bühne bringt. Geradezu als „überall auf Herders Meinungen und Grundsätze gepfropft“ bezeichnet er die Soldatenkomödie. Wie gern hätten wir Herders unmittelbares Urtheil darüber, das er dem Verfasser nicht vorenthalten haben wird! Sein Interesse daran ist reichlich bezeugt. Ein Stück, dessen Tendenz auf eine Reform des Soldatenstandes ging, war von vornherein seiner Sympathie gewiß. Sogar seiner Gräfin, der Gemahlin des größten Soldatenfreundes, wagte er das fratzenhafte Product mit seinen beleidigenden und häßlichen Scenen in die Hand zu spielen [1]; durch Zimmermanns Vermittlung aber schaffte er dem geldbedürftigen Verfasser einen Verleger und förderte das Stück, halb mit, halb gegen des Dichters Willen, zum Druck. „Lassen Sie Sich,“ schreibt er unter Anderm an Zimmermann, „nicht gereuen der Mühe für diesen goldenen Jungen: er hat große Gedanken, Zwecke, Talente, denen allen er unterliegt — — mich freut, wenn ich an ihn denke.“ So sehr hatte es ihm der eifrige Jünger, dem auch Lavater das Wort redete, angethan, daß er auch ihm wieder seine eigenen neuesten Schriften mittheilte: Lenz gehörte zu den Eingeweihten, die sich an „Johannes' Offenbarung“ schon im Manuscript erbauen durften [2].

---

stehen, weil sich aus ihrem Schluß das Datum von Goethes Münsterbesteigung im Juli 1775 („Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe“, Jung. Goethe III, 696) bestimmen läßt. „Ich bin,“ schreibt Lenz, „jetzt ganz glücklich, da ich das beste Paar unter der Alles anschauenden Sonne auch das glücklichste weiß. Die Freude, die aus Ihrem ganzen Briefe athmet, würdigste Sterbliche! und die selbst mehr Tugend als Genuß ist, hat auch mein Herz, das ihr nun lange schon verschlossen schien, wieder erfüllt und erwärmet. Gönnen Sie mir Ihr und Ihres Mannes — und Ihres Kindes Gesichter. Wenn kein unsichtbarer Zug dem Maler die Hand führen sollte, so schicken Sie mir sie auch halb ähnlich, ich hoffe noch so viel Imagination übrig zu haben, aus dem, was ich von Ihnen gelesen und gesehen, mir das Uebrige zu ergänzen. Sagen Sie Ihrem Mann, er soll mich, wenn ich weit bin, unter seine Kinder aufnehmen und manchmal einen freundlichen Wunsch für mich thun. Ich kann nicht mehr schreiben, Goethe ist bei mir und wartet mein schon eine halbe Stunde auf dem hohen Münsterthurme.“

[1]) Wie wenig der Gräfin die Lectüre zusagte, geht aus ihren Briefen an Caroline vom 8. und 12. December 1776 hervor.

[2]) Die Belege A, I, 225 ff. und A, II, 360 ff.; Bodemann, J. G. Zimmermann, 332 ff., besonders 335.

In noch anderer Weise als diesen neu gewonnenen Jünger patronisirte er seinen alten lieben Claudius, dessen Lage, seit er im Frühjahr 1775 von dem Wandsbecker Blättchen zurückgetreten war, sich immer mißlicher gestaltet hatte. In dem Präsidenten v. Moser war endlich der Mann gefunden, der sowohl den Willen wie die Macht hatte, sich des armen Asmus anzunehmen. Von Asmus hatte diesem Herder bei der persönlichen Begegnung in Darmstadt, im Sommer dieses Jahres gesprochen, und was er darüber ganz warm dem Freunde verrathen hatte, — daß es sich etwa um eine Geheime-Kanzlei-Secretär-Stelle handeln könne — hatte diesen in die größte Verwunderung und Aufregung versetzt. Nicht sogleich zwar hatte nun Moser Rath schaffen können, und auch an Gleim sowie an Westfeld hatte daher Herder zwischendurch noch einmal einen Hülferuf ergehen lassen. Ueberflüssiger Weise: denn bald danach war in Darmstadt die scheinbar passendste und wünschenswertheste Stelle für Asmus ermittelt — die Stelle eines Oberlandcommissarius, die den Eifer und die Feder des volksthümlichen Mannes für ein von Moser geplantes Institut, eine ausdrücklich der Hebung des Volkswohlstandes und der Volksbildung bestimmte Behörde in Anspruch nahm [1]). Herders freundschaftliche Bemühungen brachten die Sache zum endgültigen Abschluß. Mehr als einmal war Claudius von ihm „ausgehunzt" worden; über mehrere Artikel in dem Boten, insbesondere über die Recensionen des Beitrags zur Geschichtsphilosophie und der Provinzialblätter war es zu Auseinandersetzungen zwischen Beiden gekommen, bei denen Claudius dem überempfindlichen, übelnehmerischen Freunde recht wacker die Wahrheit gesagt hatte [2]). Allein es war das ein Verhältniß, das auch wohl einen starken Stoß vertragen konnte: der empfindliche ist doch zugleich der zärtlichste, der fürsorgendste Freund und der sich keine Mühe verdrießen läßt. Höchst ergötzlich, wie nun Herder den Vermittler zwischen dem kindlich unbeholfenen, sorglosen Claudius und Sr. Excellenz dem Minister spielt, wie er ihm das Concept seines Briefes an den Letzteren zurechtrückt und ihm zuletzt noch das nöthige Reisegeld auswirkt. Die Reise nach Darmstadt durfte aber nun auch nicht anders als über Bückeburg gemacht werden,

---

[1]) Für die Geschichte der Berufung Claudius' nach Darmstadt darf auf Herbst, Matthias Claudius, S. 149 ff. (3. Aufl.), S. 116 ff. (4. Aufl.), verwiesen werden. Die mir vorliegenden Moserschen Briefe an Herder zeigen indeß, daß das Gerücht, Claudius solle Burgvogt in Darmstadt mit einer Wohnung im Walde werden (Herbst, S. 119. 120. der 4. Aufl.) — nicht ganz grundlos war. Die naiven Aeußerungen des Boten nämlich, daß er nach seiner Neigung lieber als geheimer Kanzleisecretär etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals, Verwalter eines Jagdschlosses oder dergleichen werden möchte, waren durch Herder dem Darmstädter Gönner mitgetheilt worden, und Mosers Antwort vom 27. September 1775, indem sie das Project einer Anstellung bei dem Erbprinzen von Darmstadt entwickelt, geht nun launig auf das Spital wie auf das Jagdschloß ein. — Der Nothruf an Westfeld ist durch dessen Brief an Herder vom 24. October 1775 bezeugt.

[2]) A, I, 192 ff. 397. Die Recensionen sind nicht die von Düntzer in der Anmerkung zu ersterer Stelle bezeichneten, sondern die in Claudius' Werken (9. Aufl.) III, 6 und 55 abgedruckten.

wohin Herder den Freund so oft schon eingeladen hatte. Ostern 1776, Anfang April, verbrachte die Claudiussche Familie sieben Tage in dem gastlichen Hause. Es waren Freudentage für beide Theile. Mit Weib und Kind, so ganz anders als vor Jahren in Hamburg, sah man sich wieder; das Band, das einst die Männer geknüpft hatten, schlang nun zwei Familien zusammen, und wieder schied man mit dem alten Wunsche, womöglich für immer zusammenleben zu können.

Indessen aber Herder so für Claudius sorgte, so sorgte für ihn selbst auf noch wirksamere und im Erfolge glücklichere Weise Goethe. Seit dem 7. November 1775 befand sich derselbe bei seinem herzoglichen Freunde in Weimar. Schon seit Jahren war hier die Stelle eines ersten Geistlichen des Landes durch den Tod des Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers Basch erledigt; die betreffenden geistlichen Geschäfte waren nur durch Stellvertretung besorgt worden [1]). Da hatte denn Wieland zuerst den Gedanken gehabt, daß das eine Stelle für Herder sei; leidenschaftlich aber hatte Goethe den Gedanken aufgefaßt: erst in seiner Hand bekam er feste Gestalt. Es war das Natürlichste von der Welt, daß er sich vorsetzte, dem Freund womöglich zu einer freieren, würdigeren Lage zu verhelfen; hatte er doch bei dem jüngsten Wiedersehen in Darmstadt ohne Zweifel dessen Klagen und Wünsche reichlich zu hören bekommen. Wie, wenn er den Mann für Weimar, für den Herzog erobern könnte, in dem er nur eben wieder, bei der Lectüre des Manuscripts über Johannis Offenbarung, den genialen Theologen und Bibelausleger zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte! Eben als sich die Göttinger Angelegenheit mehr und mehr verwickelte, kurz ehe Herder durch die Zumuthung, sich einem Colloquium zu unterwerfen, so heftig aufgeregt wurde, am 12. December 1775, kam ihm von dem Freunde in Weimar eine erste vorläufige Anfrage: „Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du die Zeit Deinen Plan auf Göttingen geändert, es wäre hier wohl was zu thun." Ein freudiges Ja war die Antwort, und bald flog ein Goethesches Zettelchen nach dem anderen zu dem ungeduldig Wartenden und Drängenden. Was konnte diesem jetzt Besseres kommen! Ließ sich die Aussicht auf Weimar im Nothfall als ein Schachzug gegen die Herren in Hannover benutzen, so zeigte sie überdies gerade da volles Licht, wo die Göttinger Stelle am meisten Schatten zeigte. „Der Herzog," schrieb Goethe, „will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel": — wie anders klang das als die Entscheidung Sr. Großbritannischen Majestät! Freilich:

---

[1]) Der folgenden Darstellung liegt der auch die Actenstücke mittheilende Aufsatz von Peucer über Herders Berufung nach Weimar, im Weimarischen Herderalbum, S. 47 ff. zu Grunde. Dazu kommen die, Peucer damals (1845) noch nicht zur Verfügung stehenden Briefe Goethes A, I, 54 ff. Auch der Briefwechsel mit Heyne und Zimmermann illustrirt hin und wieder die Situation. — Daß der angebliche Brief Hamanns an Herder in Lindaus Gegenwart VI, 187 ein Falsificat ist, wie alle daselbst folgenden, braucht kaum bemerkt zu werden.

auch in Weimar erhob die orthodoxe Partei Schwierigkeiten, auch hier fehlte es nicht an Versuchen, die theologische Richtung des Vorgeschlagenen zu verdächtigen. Man begreift, daß Herder, wie widerwillig auch immer, den Faden der Göttinger Verhandlungen auch jetzt noch nicht aus der Hand ließ, wenn man aus Goethes Briefen sieht, welche Noth dieser hatte, die Gegenstimmen zum Schweigen zu bringen. „Der Herzog will und wünscht Dich, aber Alles ist hier gegen Dich," — ob er nicht Rath schaffen könne, daß Jerusalem für ihn gut sage — ob er nicht von irgend einem Theologen rechtgläubigen Namens ein Zeugniß für sich beibringen könne? Das konnte und wollte denn Herder so wenig, daß er sich eher noch zu dem „sauren Gange" zum Colloquium anschickte. Aber trotz alle dem trieb es der Weimarer Freund durch. Er hatte das um Herders und des Herzogs willen „stiften" wollen, auch als er selbst noch keinesweges daran dachte, sich in Weimar zu binden; um wie viel mehr, je mehr es sich dazu anließ, daß auch er selbst eine Zeit lang bleiben werde. Das Project war „mit ihm aufgestanden und schlafen gegangen", und recht übermüthig triumphirt er, daß es ihm endlich auch ohne Zeugnisse durch Ausdauer und geschicktes Manövriren damit gelungen. Goethe bestimmte den Herzog und der Herzog griff durch. Es ging offenbar etwas gewaltsam und absolutistisch dabei her. Des Herzogs Wille entschied und schlug alle Einwendungen nieder. „Mit Hetzpeitschen," schreibt Goethe, „habe ich die Kerls zusammengetrieben," und voll Fastnachtslaune vollends ist die poetische Gratulationsepistel an den Ernannten, in der die Geistlichen des Landes als Esel figuriren, auf denen Messias Herder einreiten werde.

Am 1. Februar 1776 kam die förmliche Anfrage wegen Annahme der Stelle, ein auf herzoglichen Befehl von dem Präsidenten des Oberconsistoriums von Lynker abgefaßtes Schreiben an Herder. Herders durch Goethes und des Herzogs Hände an das Consistorium gelangende Antwort ist, sehr verschieden von seinen nach Hannover gerichteten Schreiben, im devotesten Stil gehalten; sie betont, daß seine Wahl die Wahl eines „ruhmvollen selbstwählenden Fürsten, die Stimme Gottes unter den Menschen" sei und verfehlt nicht, der Verdienste zu gedenken, die gerade dieser Fürstenstamm von Beginn der Reformation an um „die aufgeklärte Religion Deutschlands und Europas" sich erworben habe.

Die Göttinger Sache war damit, zum Bedauern der zahlreichen Hannöverschen Freunde Herders, zum Bedauern insbesondere Heynes zu Ende. Nur ein flüchtiger Einfall Herders war es, ob er nicht von dort doch noch für alle Verläumdungen und Ränke, die er sich hatte gefallen lassen müssen, eine augenfällige Satisfaction dadurch erlangen könne, daß ihm die Facultät ehrenhalber und aus freien Stücken ihre Doctorwürde auf den Weg nach Weimar mitgäbe. Gut, daß er den „Windeinfall", der keine Aussicht auf Erfolg hatte, fallen ließ; weniger gut, nicht großmüthig jedenfalls, daß er es sich nicht versagen konnte, sich eine andere Art Satisfaction durch jenen bitteren

Ausfall auf das Gutachten der Facultät, in dem eben jetzt zum Abschluß kommenden Zweiten Bande der Aeltesten Urkunde zu verschaffen [1]).

Nur allmählich indeß kam auch in Weimar Alles ins Reine. Mit der Generalsuperintendentur war die Stelle eines Oberpfarrers der Stadt Weimar verbunden, und der dortige Magistrat bestand zunächst auf dem alten Gewohnheitsrecht, zu dieser nicht vor gehaltener Probepredigt zu berufen. Herder war bereit zu der Predigt, so unlieb es ihm war, daß sich dadurch auch die Vocation zu den übrigen Aemtern verzögerte. Abermals indeß schnitt des Herzogs Willkür durch. Am 12. Juni war die herzogliche Vocation in Herders Händen, und nun ließ auch der Magistrat sich willig finden, unter Verzicht auf die Probepredigt, die Ernennung zu der städtischen Stelle auszusprechen. Auch geringere, äußerliche Schwierigkeiten waren durch Machtspruch von oben beseitigt worden. Die während der langjährigen Vacanz an Consistorialrath Seidler, den ehemaligen Instructor Carl Augusts, miethweise überlassene Dienstwohnung des Generalsuperintendenten mußte von diesem Knall und Fall geräumt werden, und Goethe ließ es sich mit einer bis ins Kleinste gehenden Fürsorge angelegen sein, dem Freunde die schöne geräumige Wohnung auf dem Topfberge, dicht neben der Stadtkirche, einzurichten. Die besten Hoffnungen mußten sich dem Erwählten für das Leben, das seiner in Weimar wartete, an die Wiedervereinigung mit dem Straßburger Freunde knüpfen. War doch dieser in jeder Weise bedacht gewesen, ihm durch Rath und That die Wege zu ebnen, ihm zu der neuen Stellung Lust zu machen und treu und klug ihm Winke über das nöthige Verhalten zu geben. Die alten Bande der Anerkennung, der Verehrung, der Liebe zogen sich durch alles das in dieser Zeit fester als noch je zuvor. Leider fehlen uns die Briefe Herders, mit denen er in dieser Zeit des Harrens und Vorbereitens auf die des Freundes antwortete. In Briefen an Andere indeß vernehmen wir das Echo seiner Stimmung. So warm hatte er sich noch über kein Goethesches Werk ausgelassen, wie jetzt über die unglückliche Stella. Keine Spur von Neid oder Eifersucht. „Goethe," schreibt er (im März 1776) an Zimmermann, „schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit!" Das „Schauspiel für Liebende", das freilich der Vorwurf nicht traf, daß es „nur gedacht", eher der entgegengesetzte, daß es nur empfunden sei, hatte den vollen Beifall des selbst so überwiegend lyrisch angelegten Beurtheilers. Er nannte es ein paradiesisch Stück, das Beste, was Goethe geschrieben, unaussprechlich umfassend, tief und herrlich, und den unmöglichen Schluß fand er — es ist eben der Standpunkt der Empfindsamkeitsmoral, den er mit dem Dichter theilt — so „gnüglich, daß sich die Engel Gottes freuen". Ein wenig hatte er doch wohl mit dem Auge der parteiischen Freundschaft gelesen. Er gab jetzt dem brüderlichen Verhältniß, in das er sich zu dem ehemaligen Jünger gesetzt

[1]) Wegen des erwähnten Einfalls vgl. Zimmermann an Herder, 2. und 16. März 1776; Herder an Zimmermann, Ende März, bei Bodemann, S. 336.

hatte, auch dadurch einen Ausdruck, daß er ihn neben Hamann und Claudius zum Pathen seines zweiten, am 18. August geborenen Sohnes machte, damit die „Genies aus aller Welt Ende" gepaart wären [1]).

Die Geburt dieses zweiten Knaben war das letzte freudige Ereigniß, das Herders in Bückeburg erlebten. Diesmal, wie bei der Geburt des ersten Knaben — derselbe war am 28. August 1774 erschienen — spricht sich die fromme Vaterfreude in Herders Briefen an die Freunde laut und innig aus. Unter den litterarischen Anfechtungen, die er im zweiten Jahre nach der Verheirathung zu erfahren hatte, waren die Freuden an Weib und Kind sein bester Trost; sie gossen Oel in die Wunden seines gekränkten Ehrgefühls und auf die Wogen seiner aufbrausenden Leidenschaftlichkeit. Mit ihm theilte seine Frau den Familiensinn und die Lust am Erziehen; wie gern hätten Beide an Hartknochs Hänschen, dem ja die Mutter gestorben war, Elternstelle vertreten; sie ruhten nicht, bis ihnen Hartknoch den Mohrunger Neffen, Christian Neumann, den Sohn von Herders verstorbener Schwester, ins Haus brachte. Es geschah Ostern 1775. „Mein Neffe und mein Bube, der rüstig wächst," schrieb damals Herder an Hamann, „werden meine Stunden näher aneinander drängen und mir dadurch die Muße zu so edlerem Golde machen." Und wie für sein „Kindergymnasium", so wußte der Vielbeschäftigte, Unermüdliche auch für den geselligen Verkehr immer noch Muße genug zu erobern. Immer einmal, wie wir sahen, wurde die Bückeburger Einsamkeit durch Besuche lieber Freunde unterbrochen. Im Juni 1775 ein Besuch von Kanter, dem Königsberger Verleger; in diesem wie im folgenden Mai von Carolinens Bruder, Sigmund Flachsland, dem Darmstädter Steuersecretär. Im Orte selbst hatte sich nach Westfelds Fortgang namentlich ein Offizier, v. Zanthier, warm an Herder angeschlossen. Der kenntnißreiche, belesene, als Militärschriftsteller thätige Mann zeigte sich auch den religiösen Anregungen des geistvollen Freundes zugänglich. Kurz vor Herder war er nach Bückeburg gekommen, kurz nach ihm brach auch er auf, um als Major nach Portugal zu gehen. „Die Bibel," so schreibt er am 11. October 1776 zugleich mit der Mittheilung dieses Schrittes an den nach Weimar übergesiedelten Freund, — „die Bibel, die ich durch Sie verstehen lernen, geht mit mir, um in fremder, dürrer Wüste des Freund-, Weib- und Kinderlosen Trost zu sein." Noch mehr Berührungspunkte aber, sowohl gelehrter wie gemüthlicher Art, gab es zwischen Herder und dem jungen Kleuker, der, ein Schüler von Heyne und Michaelis, von der Universität aus als Hauslehrer nach Bückeburg gekommen war, nachdem er in Göttingen sich vergeblich um die Stelle eines theologischen Repetenten beworben hatte. Von

---

[1]) An Hamann, 24. August 1776, mit der, Schriften V, 181 ausgelassenen Stelle (vgl. Goethe an Herder, vom 5. Juli): „Letzterer (Goethe) hat sich gegen uns durch Vorsorge, Zurüstung unseres Hauses u. s. w. in Weimar so gut bezeiget, daß die Mutter, der er auch sein Haus antrug, im Fall daß unseres nicht fertig wäre, und ich ihm auch diese Stelle zuerkannte." Zu den Pathen gehörte außerdem Frau v. Beschefer und Carolinens Bruder Sigmund.

Herders Predigten ergriffen, hatte er bald ein näheres Verhältniß zu dem Verfasser der Aeltesten Urkunde und der Erläuterungen gesucht. Mit Herders Zustimmung ging er an die Uebersetzung des Anquetilschen Zend-Avesta; aus Herders Exemplar übersetzte er, und Herder verschaffte ihm in Hartknoch einen Verleger für das dreibändige Werk. Den „Starken Gottes", einen Engel Gabriel verehrte Kleuker in dem älteren Freunde und huldigte dem „heroischen Geiste" desselben, während dieser sich an dem ehrlichen Streben des Jüngeren erfreute, ohne sich durch das Verworrene, wovon er ja selbst nicht frei war, abschrecken zu lassen. Kleuker ist der Freund, von welchem Herder an Lavater (16. October 1775) schreibt, er gewinne ihn alle Tage lieber — „rein wie Dein Pfenninger und unschuldig; aber ebenso wie ich, noch nicht aus dem Reich der gelehrten Finsterniß ganz errettet, ebenso wie ich, mit äußeren Greueln kämpfend." „Für Kleuker," heißt es in dem Herderschen Briefe an Hamann vom 24. August 1776, „sammle ich, so viel ich kann, von Ihren Schriften. Es geht noch erschrecklich in dem Menschen über und über, wie Sie auch aus seiner neulichen Schrift „„Menschlicher Versuch über den Sohn Gottes und der Menschen"" sehen werden — —. Er arbeitet indeß mit sich, und wenn Lebensumstände dazu kommen, nur erst seine erste Anmaaßung — den alten Adam in uns und zugleich den Keim zu allem Guten — einzugleisen, so wird er gehöfelt werden. Ihr Bild würde ihn sehr erfreuen; er macht Wunderwerks aus Ihnen. Für mich ist er noch zu erschrecklich von Göttingscher theologisch-philosophischer Polyhistorie voll, ob er gleich auf dies Alles speit und dagegen brauset." Die Charakteristik selbst verräth die Verwandtschaft der beiden Geister: erst später sind sie weiter auseinandergekommen. Kleukers ganze schriftstellerische Thätigkeit ist in dem mystisch-gelehrten Zauberkreise hängen geblieben, in dem sich zu einem guten Theil auch Herders Bückeburger Autorschaft bewegte; als der Letztere darüber hinausgetreten war, gab dem Ersteren seine strengere Gelehrsamkeit und strengere Gläubigkeit sogar öffentlich die Feder gegen den Verfasser der „Ideen" und der „christlichen Schriften" in die Hand. Nicht volle zwei Jahre übrigens hatten sie in Bückeburg zusammengelebt; mit durch Herders Bemühungen kam Kleuker im Jahre 1775 als Prorector an die Lemgoer Schule, ohne daß dadurch der Verkehr unterbrochen worden wäre. In Lemgo hatten Beide an dem liebenswürdigen Benzler, der dort als Lippescher Expeditionssecretär mit Frau und Kind recht kümmerlich lebte und sich durch untergeordnete schriftstellerische Arbeiten weiterzubringen suchte, einen gemeinschaftlichen Freund. Einen „herrlichen, lieben, stillen, engelreinen und so wahren, natürlichen, nicht schwärmenden Jungen" nennt Herder diesen, und lange Jahre hindurch ist er mit ihm verbunden und ihm mit Theilnahme, Rath und Fürsorge nahe geblieben [1]).

[1]) Von Zanthier liegen zwei Briefe, vom 11. October 1776 und (nach seiner Rückkehr aus Portugal) vom 3. April 1778 vor; vgl. außerdem Erinner. II, 25; an Heyne, C, II, 177; an Gleim C, I, 42; Claudius an Herder A, I, 411. Ueber Kleuker vgl. Ratjen,

So war der unmittelbare Umgangskreis Herders nicht groß. Bemerkenswerth bleibt, daß sich zu Justus Möser in Osnabrück, dessen Denkweise der seinigen so nahe lag, dessen Verdienste als Geschichtschreiber und Volksschriftsteller er so hoch hielt, kein persönliches Verhältniß ergeben zu haben scheint. Im Wesentlichen blieb ihm Bückeburg ein einsamer Ort. Er, der geistig nicht anders als aus dem Vollen leben konnte, mußte sich nothdürftig behelfen. Und fast war es mit dem äußerlichen Leben dasselbe. Der Haushalt, der mit Schulden begonnen worden war, wollte niemals recht in Ordnung kommen. Da mußte, als eben die Sorgen mit der Ankunft des Erstgeborenen drängender wurden, Georg Berens großmüthig aushelfen, und wieder als es sich um die Loslösung von Bückeburg handelte, schaffte Graf Hahn mit einem ansehnlichen Reisegeschenk Rath. So freigebige Freunde verdiente der Mann wohl, der selbst so freigebig war und in Geldsachen ein wenig wie die Tellheim und Genossen dachte. „Mir hilft Gott," schreibt er an Hamann, „trotz allen meinen Krümmen und Engen, in Geldsachen nicht nur nöthig, sondern wenn ich's brauche, herrlich, reichlich und überflüssig durch." Mit diesen Worten begleitete er eine Summe Geldes an Hamann. War er doch eben durch die Hülfe seines Holsteiner Freundes einen Augenblick ein kleiner Krösus geworden, und Hamann wollte um dieselbe Zeit aus Noth seine Bibliothek verkaufen. Das sollte, das durfte er nicht! Herder hatte die Freude, daß sein „lieber Landsmann, Freund und Gevatter" das fingirte Anleihen in demselben Sinne nahm, in dem es gegeben wurde [2]). —

Alles in Allem mochte der Scheidende denn doch den Schauplatz des jungen ehelichen Glücks und der ersten häuslichen Freuden nicht ohne tiefe Bewegung verlassen. „Recht köstlich an Arbeit, Müh und Freuden", wie er rückblickend das Jahr 1775 nennt, waren am Ende alle die fünf Jahre seines dortigen Lebens gewesen. Eins vor Allem war es, was ihm den Abschied erleichterte, indem es demselben die Farbe der Wehmuth lieh. Diejenige, welche ihm zuerst diese Stätte werth gemacht hatte, diejenige, für die er so viel gewesen war und von der hinwegzugehen ihm das Schwerste gewesen wäre, — die Gräfin Maria war vor ihm abgerufen worden. Längst zum Tode gezeichnet und von ihrer „geliebten Sterbenslust" begleitet, hatte sie nur ihren Gemahl über die Nähe ihrer Auflösung zu täuschen vermocht. Im Winter von 1775 bis 1776 hatte die auszehrende Krankheit, von der sie nur kümmerlich und zum Schein zeitweilig genas, rasche Fortschritte gemacht. Als Herder sie zu Anfang des neuen Jahres sah, sah er eine Halbtodte. Noch gab es ein kurzes Auf-

Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde.. Von ihm liegen vom 6. October 1776 bis 4. März 1784 vier Briefe vor. Vgl. außerdem Herders Persepolitanische Briefe, SW. zur Philos. I, 204. Von den vorliegenden Briefen Benzlers an Herder erwähnt der erste, vom 6. August 1776, einen Besuch Herders in Lemgo; der letzte ist 6. April 1799 aus Wernigerode datirt; vgl. außerdem Herder an Gleim C, I, 49 u. Düntzers Anm. zu C, I, 59.

[2]) Hahns inhaltsschwerer Brief ist vom 17. August 1776, das Schreiben an Hamann vom 24. d. M.

flammen, während dessen es Herder vergönnt war, sie noch einmal, Ende Mai, in Stadthagen zu sprechen. Am 1. Juni empfing er ihren letzten Brief; am 16., ihrem dreiunddreißigsten Geburtstage entschlief sie auf dem Landgut zum Baum, wo sie seit dem Frühjahr sich aufgehalten[1]). Ihrem großen Freunde blieb eine letzte Pflicht zu erfüllen. Am 7. September war das Grabmal, das der Graf ihr in der grünen Stille zum Baum, an dem Orte, den sie sich selbst zur Ruhestätte erwählt hatte, errichten lassen, vollendet. Bei der Beisetzung der Leiche an diesem Tage hielt Herder das einfach schöne Gebet[2]). Noch einmal aber durchklang das Andenken an sie, die ihm „die größte Wohlthat seines dortigen Aufenthalts gewesen", die Abschiedspredigt, die er wenige Tage danach vor seiner Gemeinde hielt und in der er es als eine göttliche Fügung bezeichnete, daß er sein Amt eben zu der Zeit beschließen sollte, da sie ihr Leben beschloß[3]).

Er schied in Frieden auch von dem überlebenden Gemahl. Mehr als es die Lebende vermocht hatte, vereinigte die Dahingegangene die beiden Männer durch das Eine Gefühl der Erinnerung an das reinste und edelste Leben. Mit lebhafter Rührung erwiderte der Graf die Worte, die sich in Herders Entlassungsgesuch — es trug dasselbe Datum, wie sein erstes Schreiben aus Darmstadt, womit er den Ruf des Grafen vor sechs Jahren angenommen — auf die Entschlafene bezogen[4]). Auch seine Tage waren gezählt. Zunehmende Kränklichkeit hatte schon die Sorge seiner Gemahlin um ihn erregt. Von einem Fall, den er im folgenden Winter that, vermochte der einst so starke Mann sich nicht mehr zu erholen; fortwährend seit dem unersetzlichen Verlust begleitete jetzt auch ihn das Gefühl, daß er auf Erden nichts mehr zu suchen habe. Gerade ein Jahr nach Herders Scheiden aus Bückeburg, am 10. September 1777 starb er in Bergleben unweit Hagenburg. Noch einmal, im Sommer dieses Jahres hat ihn Herder gesehen. Von Pyrmont aus, wo er die Cur gebrauchte, hatte sich dieser bei ihm zum Besuch gemeldet und der Graf schickte ihm seine Equipage, um ihn abzuholen. Sie haben in diesen Stunden eines letzten Abschieds nur von der Verklärten gesprochen.

---

[1]) Herder an die regierende Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, 22. Juni 1776 und Gräfin Eleonore Bentheim an dieselbe, 16. u. 17. Juni, bei Frommel, a. a. O. S. 130 ff. u. 126 ff.

[2]) Abgedruckt SW. zur Theol. IX, 179 ff.; der Originaldruck aus der Hofbuchdruckerei von Althans ein Bogen in 4°, Stadthagen 1776.

[3]) Die Predigt wurde am 15. September gehalten. Das Abschiedsschreiben an die Schaumburgische Geistlichkeit (C, II, 327) ist vom 9. September. Am 19. September sollte nach dem Briefe an Kleuker vom 14. September (bei Ratjen, S. 63) die Abschiedsaudienz bei dem Grafen Statt finden; „und dann, so eilig ich kann, fort."

[4]) Die Antwort des Grafen vom 26. August 1776 Erinner. I, 268.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY
DATE DUE
APR 19 1976
MAY 0 2 1986
AUG 26 1988


3 9015 00936 5373

